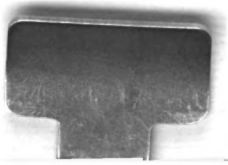
4° Pav. 15 9m
1870



Digitized by Google

<36617802960012

<36617802960012

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

1—150

4° Per. 15 Fm (15)p.

Der

Schwäbische Postbote.

Feuilleton

zur

Neuen Augsburger Zeitung.

Jahrgang 1870.

Augsburg 1870.

Druck und Verlag des Literarischen Instituts von Dr. Max Huttler.

A. 2.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Inhalt.

Novellen und Erzählungen.

Seite

Die Maienkönigin. Eine Geschichte aus der Revolutionszeit von Hermann Hirschfeld . . . . . 1 — 48

Der Eierkönig von List. Erzählung von Ernst Willkomm . . . . 49 —118

Der verhängnißvolle Zahn 79

Ein Maskenscherz 90

Ball-Abenteuer 99

Ein Abenteuer auf dem Eis . . . . . 107—111

Für Auswanderer . . . . . 118—124

Die Squaw. Von A. Wolff . . . . . 122—131

Eine Hochwaldpartie. Schwank von Ludwig Habicht . . . . 133—168

Eine seltsame Erzählung 147

Eine fürchterliche Nacht 150

Donatus Rasch. Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben. Von Richard Michaelis . . . . . 154—304

Die Glocken ziehen nach Rom . . . . . 180—184

Ein Drama auf der Jagd 199

Auch eine fürchterliche Nacht und — ihre Folgen . . . . . 218—224

Das Erbtheil des Blutes. Novelle von Wilhelm Jensen . . . . 285—457

Henriette von Chevenon. Ein Bild aus der Zeit der Regentschaft in Frankreich. Von F. v. C. . . . . 520—537

Die geheimnißvolle Skizze. Aus den hinterlassenen Papieren eines in London verstorbenen Malers. Von Fr. J. Jäger . . . . . 539—553

Das Nachtlager von Granada . . . . . 548—554

Schattenbilder aus Amerika's Metropole. Von Lina Freifrau von Berlepsch:

Bettler der Nacht 555

Unheimliche Augen 559

Die Morgue 563

Gefallene Engel 567

Das Wiedersehen. Eine Episode aus dem gegenwärtigen Kriege. Von S. C. 571—585

Verlobt. Eine wahre Geschichte aus dem Kriege von 1870 von Fran Bernard 587

Mentor, der Menschenretter. Eine Hunde-Geschichte, erzählt von Friedrich Tietz . . . . . 592—598

Die Verläumdung. Spanische Volkssage von Fernan Caballeros . . . 599

Die Neujahrs-Freier. Eine englische Liebesgeschichte 600

Digitized by Google

Aufsätze verschiedenen Inhalts.

	Seite
Der Prozeß Traupmann	3 — 39
Der Raubmord von Antogast	27
Wie man's macht, ist's falsch. Gastwirths-Jeremiade	31
Zur Schlacht von Königgrätz	32
Eine Schwindler-Laufbahn	35
Die Todten des Jahres 1869	43
Ofen über die Klöster	48
Die beiden Weber, von Zendrini	54
Abenteuer eines Schlittschuhläufers in Norwegen	59 — 64
Neueste Entdeckung im Monde	67
Die Größe der Stadt New-York	68
Der Tanz in sanitätischer Hinsicht	71
Kaiserlicher Humor	76
Etwas vom Mann im Monde	83
Das Schmerlaufen in Tirol	87
Landtags-Skizzen	94. 114. 127. 170. 207. 215. 226.
Ueber die Gefahr des kalten Trunkes	96
Der Mörtel unserer Vorfahren	128
Der Erdfall von Ingelfingen	135
Im Offende von London	139
Die Armuth Irlands	143
Die argentinische Republik	143
Nummer Sieben	156
Kalte Winter	164
Die Nilschwelle in Aegypten	174
Das Kloster der barmherzigen Schwestern in München	177
Sonnenmaschinen	191
Russische Noblesse gegen deutsche Künstler	211
Weisheit mit Haut und Haaren	243—252
Das Passionsspiel in Ober-Ammergau	254—255
Entscheidende Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld	307—312
Was schützt unsere Küsten?	371—376
Moltke	379—384
Das Schlachtfeld von Wörth	387—406
Deutsche Denksteine im Elsaß	413—417
Die deutschen Farben	426. 530
Ueber die Personen der französischen Vertheidigungs-Regierung	429—433
Die Verluste in den Schlachten früher und jetzt	486
Die Belagerung von Straßburg	441—446
Streifereien über den Kriegsschauplatz von Hermann Vogel	448—517
Zur Einäscherung von Bazeilles	459
Ein gräßlicher Fall von Hundswuth	465
Straßburg. Von Hermann Vogel	467—488
Die leonini'che Stadt	473
Wilhelmshöhe	521
Im Lager der Verwundeten	524
Rothringen	529. 589
Etwas aus dem Leben eines bayerischen Chevaulegers-Trompeters	532
Stadt und Festung Metz	537
Eine Schlachtfeldhyäne	541
Die Erbswurst-Fabrikation	561
Die preußischen Feldgendarmen	561—574
Die bayerische Feldeisenbahn	574
Aus dem Kriegerleben	580
Das erste Seegefecht	585

Gedichte. — Miscellen. — Anekdoten. — Räthsel.

Digitized by Google

—76 136 & 141

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 1.

Des Postboten Neujahrs-Wunsch.

Zum neuen Jahr
Hab' ich der Wünsche eine Schaar
Und bringe buntgemischt sie dar.
Ich wünsche dem verliebten Paar
Gebahnten Weg zum Traualtar,
Dem Kahlkopf reichgelocktes Haar,
Dem Wandrer, daß er glücklich fahr',
Dem Bauern eine scharfe Schar,
Dem Kindlein, daß es Gott bewahr',
Kundschaften, fette, dem Notar,
Dem Trinker Rheinwein alt und klar,
Dem Filz zehn Tonnen Goldes baar,
Ein Landgericht dem Aktuar,
Die Bischofsmütze dem Vikar.
Der Blinde seh' gleich einem Aar,
Der Stumme plaud're wie ein Staar.
Der Glaube sei kein Formular,
Das Mädchen kein Freiexemplar!
Froh sei der Bürger wie der Czar,
Die Kunst gewinn', der Fleiß erspar',
Der Kaufmann gebe echte Waar,
Und deutscher Sinn, der Falschheit bar,
Ersteh' vom Grabe, wie er war.
Kurz mit dem ersten Januar
Verschwinde jegliche Gefahr
Vom Erdenrunde ganz und gar,
Das Gute bleibe immerdar!
Dieß wünsche ich zum neuen Jahr,
Und was ich wünsche, werde wahr!

(A. M.)

Die Maienkönigin.

Eine Geschichte aus der Revolutionszeit von Hermann Hirschfeld.

(Wiederabdruck ist ohne Erlaubniß des Verfassers nicht gestattet.)

Wer von unseren geneigten Lesern und Leserinnen kennt nicht jene Jahre des Schreckens und der Trauer, die das Rad des Schicksals in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts über Frankreich wälzte? Wer kennt nicht die Namen der Männer, die ihr unbeflecktes Scepter tyrannisch über das geängstigte Land schwangen, das sich ohnmächtig seinen Henkern unterwarf. Und in diese Jahre mitten hinein wollen wir unsere Zuhörer jetzt versetzen, mitten in diese Zeiten der Thränen und des Blutes — wir führen sie nach Frankreich, — aber nicht nach Paris, dem Heerde der Revolution, der Stadt des Schreckens, wo auf den Märkten und Gassen das Todeswerkzeug der Tyrannei mit ungesättigtem Muth arbeitet, nicht nach jenen Städten, wo die Gewalt ungezähmt herrscht, wo die Wasser trüb vom Blute der Gerichteten sich färben — auch nicht in die Wohnung und vor die Augen eines jener Gewaltigen, deren Morgengebet ein Todesurtheil, deren Abendsegen ein Mordgedanke war — nein, wir wollen sie fern von diesen Scenen führen, hinein in ein stilles, grünes, liebliches Dörfchen, im Winkel einer Provinz des französischen Reiches.

Digitized by Google

Und in jener Zeit des Schreckens war auf's Neue der Frühling über Frankreich gekommen — das Maienglöckchen hatte geläutet und eine Knospe, eine Blüthe nach der anderen schaute, vom Klange geweckt, schlaftrunken aus seiner Schneehülle hervor und fragte bei der lieben Sonne an, ob es schon Zeit sei, zu erwachen. Und die Himmelskönigin nickte milde lächelnd und warf ihre heißesten Strahlen auf die Fragenden, daß sie beschämt die weiße Decke von sich warfen, — und sich bald ein grüner Teppich mit bunter Seide, von tausend Farben durchzogen, über die Erde breitete.

Die Vögel erwachten auch, — oder kamen aus fremden Welten zurück in die liebe Heimath und grüßten sie mit unzählbaren Chören — aber ach, fast im ganzen Reiche war kein Ohr, das ihren Melodien zuhörte, denn andere Töne waren es, die jetzt erschallten, Töne, die das Menschenherz mit Schaudern erfüllten und vor denen der Vöglein Sang bang verstummte, die Töne der fallenden Guillotine. Kein Auge schaute auf die Blümlein, die in ungewohnter Fülle und Lieblichkeit sprießten, — denn das Menschenauge kannte nur noch den Anblick des Blutes, — war es da ein Wunder, daß Blümlein und Vöglein dahin zogen, wo sie sich willkommene Gäste wußten, an jene Stätte, wo kein Blut den Boden färbte, kein Schrei des Schmerzes die blaue Gottesluft durchdrang? Und deßhalb hatte auch im Jahre 1795 der Frühling seine ganze Pracht über das Dörfchen Village de Roses, vorzüglich seiner schönen Rosen wegen la Rose genannt, ausgeschüttet.

Wohl war auch bis in diese Einsamkeit das Gerücht jener grauenhaften Begebenheit gedrungen, die ewig als eine Schmach auf dem Namen Frankreichs lasten werden, aber sie hatte nicht darunter zu leiden gehabt, — die Oberen des Dorfes hatten sich, der Gewalt fügend, der neuen Regierung unterworfen — sonst war Alles geblieben, wie es zur Zeit des Königs Ludwig gewesen war, und inmitten aller Gräuel erfreuten sich die Bewohner von La Rose eines tiefen, ungetrübten Friedens.

Am äußersten Ende des Dorfes, wo die Berge anfangen, liegt, fast zwischen dem grünen Laub versteckt, ein niederes Häuschen.

Im ganzen Orte ist keines so schmuck und sauber, wie das des alten Mathieu — des Dorfrichters — nirgends leuchten die kleinen, blanken Scheiben der Fenster, hinter denen sich blendend weiße Vorhänge befinden, so traulich und einladend dem Wanderer entgegen, dem es wie ein Gruß aus der fernen Heimath däucht, — wenn er sich dem Häuschen nähert, wo er sich willkommen und freundlich aufgenommen weiß. Denn meist öffnete sich die grüne Thür der Wohnung, und ein liebliches Mädchen erschien auf der Schwelle und hieß den Zagenden näher treten in Gottes Namen.

Dies Mädchen war des Dorfrichters einzige Tochter, Jeannette, — der Stolz der Gemeinde, denn nicht nur, daß sie durch die Gabe des Geistes sämmtliche Töchter des Dorfes überragte, — der verstorbene Pfarrer, ein Freund Mathieu's, hatte ihre Ausbildung übernommen, — sondern auch ihrer Schönheit kam keine gleich — und der Name der schönen Jeannette erschallte bis weit hinaus über die Grenzen ihres Heimath-Dörfchens.

War es ein Wunder, daß dem Vater der nunmehr achtzehnjährigen Jungfrau bereits die vortheilhaftesten Anträge von Nah und Fern gemacht, ihm Aussichten eröffnet wurden, die weit über diejenigen gingen, die seine einfache Lebensstellung ihm erlaubten? — Aber Vater Mathieu hatte für keinen der Anfragenden eine Antwort, sondern verwies ihn an seine Tochter, und Jeannette lehnte jede Bewerbung entschieden, aber mit einer so großen Anmuth ab, daß sich Keiner durch ihre Weigerung beleidigt fühlte. Es schien fast, als könne nie eine Liebe zu einem Manne ihr Herz berühren, als lebe sie nur für ihren Vater, ihre Blumen — und ihre Freundinnen; deßhalb hegten auch die anderen Mädchen des Dorfes keine Eifersucht gegen Jeannette, sondern stimmten einmüthig in das Lob ihrer Schönheit ein.

Digitized by Google

Nur eine unter ihnen, die Tochter des Försters, — der in der Mitte des grünen Waldes wohnte, hatte seit der letzten Zeit nie ein freundliches Wort für Jeanette. Und doch hatte Lisy, so hieß des Försters Tochter, keinen Grund, das Mädchen zu beneiden. Stand sie auch derselben an Schönheit und Bildung nach, so hatte sie dennoch ein gar freundliches Antlitz, das, mit der Farbe der blühendsten Gesundheit und hellen blauen Augen ausgestattet, selbst neben der viel bewunderten zarten Schönheit Jeanettens sich zeigen durfte. Es mußte also ein tieferer Grund vorhanden sein, der sie plötzlich antrieb, das Mädchen mit gehässigen Augen zu betrachten.

Seit mehreren Monaten war im nahen Städtchen eine Abtheilung Dragoner der Republik einquartirt. Ein junger Lieutenant, der auf einem Spaziergang in den Wald bis an das Forsthaus gedrungen war, als sich eben Lisy allein befand, hatte rasch das Herz des eitlen Kindes besiegt, und arglos glaubte sie seinem Versprechen, die Försters-Tochter, sobald bessere Zeiten eingetreten seien, vom Vater zu seiner Gattin zu begehren. Wie groß mußte daher ihr Schmerz sein, — als sie bemerkte, daß seit einiger Zeit ihr Lieutenant nicht mehr die Liebe zu ihr zu hegen schien, die er mit Mund und Herz so oft besiegelt, wie groß mußte ihr Zorn sein, als sie von gutwilligen Freundinnen vernahm, daß ein junger hübscher Offizier häufig das Haus des Vaters Mathieu besuchte, und man sich in's Ohr raune, daß er um die Hand der schönen Jeannette anhalten werde. Sie hatte Alles aufgeboten, die keimende Liebe des jungen Soldaten zu der Dorfrichterstochter zu unterdrücken, — sie hatte selbst bei einem der spärlich gewordenen Besuche ihres Geliebten demselben die schwere Anklage entgegengeschleudert, aber sie hatte nur den Erfolg erzielt, daß sich Henry, so nannte sich der Offizier, ihr gänzlich entfremdete, und desto eifriger seine Besuche bei Vater Mathieu fortsetzte. Unter diesen Umständen darf man sich nicht wundern, wenn sie gegen Jeannette einen geheimen Groll faßte, um so mehr, da man ihr versicherte, daß die Neigung des Offiziers von dem jungen Mädchen erwidert wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Traupmann.

Paris, 28. Dezember. Heute hat vor den Geschwornen des Seine-Departements der Prozeß gegen den des achtfachen Mordes, der Urkundenfälschung und mehrfachen Diebstahls angeklagten Mechaniker Johann Baptist Traupmann begonnen. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß der verhältnißmäßig sehr kleine und schmale Schwurgerichtssaal und die anstoßenden Gänge des Justizpalastes dicht gefüllt waren. Der Angeklagte wird unter allgemeiner feierlicher Stille eingeführt. Er grüßt kalt die Zuhörerschaft und nimmt auf der Anklagebank Platz. Sein Angesicht ist regungslos und verräth nicht die geringste Gemüths-Bewegung. Es sind jugendlich frische, regelmäßige Züge, die Augen haben durchaus keinen abschreckenden Ausdruck, die Stirne ist breit und gewölbt, die Nase lang, spitz und in vollkommen gerader Linie mit der Stirn, die Lippen sind auffallend schmal, die untere ein wenig aufgeworfen, das Ohr groß und abspringend, die Haare braun und sorgfältig gescheitelt; die Wangen frisch mit wenig Farbe; auf der Oberlippe ein leichter Schnurrbart. Nach Verlesung der Anklageschrift und Aufrufung der 69 Zeugen beginnt das Verhör des Angeklagten. Nach Feststellung der Personalien hält der Präsident dem Angeklagten seinen ganzen Lebenslauf vor, — daß er schon in jungen Jahren ein zügelloses Verlangen nach Reichthum und starke Neigung zu Gewaltthätigkeiten an den Tag gelegt habe, so daß sein Vater ihn einen zweiten Kain genannt hätte (Traupmann bestreitet das); wie er dann im Dezember 1868 nach Paris geschickt worden sei, um Maschinen aufzustellen, wie er in Roubaix wiederholt seinen Durst nach Reichthum ver-

Digitized by Google

rathen und sich mit den abenteuerlichsten Projekten getragen hätte, wie er in Beziehungen zu Johann Kinck getreten sei und mit diesem allerlei Pläne geschmiedet hätte, wie endlich Kinck auf seine Veranlassung nach dem Elsaß gereist sei, in Guebwiller von dem Angeklagten empfangen und nach Soultz geleitet sei. Von hier, gibt nun Traupmann an, wäre er mit Johann Kinck und drei anderen Individuen, welche er diesem vorgestellt hätte, in der Richtung von Herrensluch gegangen; Kinck hätte zu trinken verlangt, und Einer von den Dreien hätte ihm die Flasche gereicht, welche das tödtliche Gift enthielt, nämlich: die von ihm, dem Angeklagten, angefertigte Blausäure. Präsident: Nach vielen anderen Erfindungen, die Sie nicht aufrecht erhalten konnten, wollen Sie uns jetzt glauben machen, daß Sie Kinck nicht getödtet hätten. Und doch hat man bei Ihnen Alles gefunden, was Kinck mit sich führte, und doch haben Sie am 23. November eingestanden, diesem selbst das Gift gereicht und auch die ganze Familie allein getödtet zu haben. Der Präsident verliest diese ganze Aussage, auf welche die Anklageschrift gestützt ist. Traupmann entgegnet, er habe gelogen. Am 15. August, erzählt er, hätte er drei Diebe gesehen, welche des Abends eine Mauer erstiegen und auf sein Herankommen davonliefen. Er hätte den jüngsten von ihnen erkannt und ihm Tags darauf geschrieben; dieser sei zu ihm gekommen und hätte ihn gebeten, ihn nicht zu denunciren, und seit der Zeit sei er, der Angeklagte, mit den drei Individuen in Beziehungen geblieben. Präs.: Sie kannten also diese Leute? Traupmann: Ja. Präs.: Wollen Sie ihre Namen angeben? Traupmann: Nein. Präs.: Sie haben sich auch vor dem Untersuchungs-Richter geweigert, sie zu nennen, und nur gesagt, daß der Eine 40, der Andere 32 und der Dritte 26 Jahre alt wäre. In welchem Verkehr standen Sie zu ihnen? Traupmann: Ich sah sie fast alle Tage. Präs.: Wie? Sie haben Mitschuldige, die Sie vollkommen kennen und wollen sie nicht nennen? Traupmann: Ich habe Andeutungen genug gegeben, daß man sie finden kann, wenn man sie sucht. Präs.: Nun, ich erkläre Ihnen schon jetzt, daß Sie keine Mitschuldigen hatten, und daß ich es Ihnen beweisen werde. Haben Sie Briefe von ihren angeblichen Mitschuldigen? Traupmann: Ich habe sie alle verbrannt. Präs.: Gibt es Personen, welche Sie mit diesen Mitschuldigen verkehren sahen? Traupmann: Viele. Präs.: Wer? Traupmann: Ich will sie nicht nennen. Präs.: Also nicht nur Ihre Mitschuldigen wollen Sie nicht nennen, sondern auch nicht die Personen, welche Sie mit ihnen verkehren sahen? Auf weiteres Befragen erzählt Traupmann, er hätte jenen Mitschuldigen seine Correspondenz mit Kinck gezeigt, und diese hätten sich mit ihm verabredet, Kinck auf dem Wege von Soultz nach Wattwiller zu überfallen, zu tödten und die 5500 Francs, über welchen Kinck einen Check mit sich führte, zu erheben und zu theilen. Man nehme mir meinen Kopf, sagte er, aber man klage mich nicht der Lüge an, da man mich nicht derselben überführen kann. Präs.: Warum verbergen Sie denn die Namen Ihrer Mitschuldigen? Traupmann: Das muß ich thun. Präs.: Wenn dies der Fall ist, warum geben Sie denn Andeutungen, die zu ihrer Entdeckung führen müßten? Aber Ihre ganze Erzählung ist unglaubwürdig. Man hat alle Sachen Kinck's bei Ihnen gefunden, und was wären das für Mitschuldige, die von dem Raube keinen Theil verlangt hätten! Ueber das Gift befragt, erklärt Traupmann, daß er es mit gelbem blausäurem Kali und mit Schwefelsäure gefertigt hätte. Das Verhör folgt nun den weiteren Vorgängen, wie Traupmann den Namen seines Opfers annahm, wie er versuchte, die 5500 Francs in Roubaix erheben zu lassen, damit Anfangs auf Schwierigkeiten stieß, wie das Geld endlich an die Frau Kinck ausgezahlt und nach Guebwiller geschickt wurde u. s. w. bis zu der Ankunft Traupmann's in Paris.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 2.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Es war ein lichter, heller Frühlingstag. Im grünen Walde herrschte eine tiefe Stille, die nur der Gesang der Vögel und das Murmeln der Waldquelle unterbrach. Und drinnen in den freundlichen, hellen Räumen der Försterei war es auch nicht viel lauter, als draußen.

Der Förster streifte im Gehölz umher, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen, und Lisy schaltete allein im Hause, still und in sich gekehrt, nur ab und zu einen Blick der Sehnsucht den Waldpfad hinunter werfend, der sich vom Dorfe, dem Forsthause vorbei, durch das Gehölz schlängelte.

Da plötzlich blitzte ihr helles Auge höher auf; — die Vöglein flatterten scheu von ihren bequemen Sitzen, sie ließen sich nieder auf das Dach der Försterei und stimmten mit hellen jubelnden Tönen ein Liedchen an, das sich die lauschende Maid mit einem schmetternden „Er kommt, er kommt!“ — übersetzte. Ihr Herz schlug lauter und ihr Antlitz ward bleich und roth — denn jetzt vernahm ihr lauschendes Ohr durch die Büsche das Klirren eines Säbels, und im nächsten Augenblicke zeigte sich der Geliebte in stattlicher Uniform den Augen der namenlos glücklich Ueberraschten.

Lieutenant Henry war eine gewinnende Erscheinung. Dunkelbraune Locken quollen in reicher Fülle unter dem zierlichen Soldatenmützchen hervor — sein jugendliches Antlitz, denn der Lieutenant zählte kaum zwei und zwanzig Jahre, zierte ein kleiner, brauner Schnurrbart, der ihm einen eigenthümlich unternehmenden Anstrich verlieh. Aber besonders das dunkle Auge war es, das für den jungen Mann einnahm und das Henry vollkommen in seiner Gewalt hatte, um ihm jeden Ausdruck zu geben, der ihm gerade für den Augenblick passend erschien. Nur wenn er sich unbelauscht wußte, blitzte ab und zu ein tückischer Strahl aus demselben und ein unbefangener Beobachter wäre erstaunt vor dieser plötzlichen Veränderung zurückgewichen.

Eben diesen Ausdruck hatten die Augen des Lieutenants angenommen, als er der Försterei zuschritt. Eine ungewohnte Gluth röthete seine Wangen und wie im höchsten Zorne murmelte er unverständlich Worte vor sich hin, — deren Sinn das Mädchen am Fenster vergeblich zu errathen versuchte.

Sobald der junge Soldat der seiner Harrenden ansichtig wurde, versuchte er seinem Gesichte einen anderen Ausdruck zu geben, allein seine Aufregung war zu groß, als daß ihm dieses gelingen konnte.

So hatte Lisy ihren Geliebten niemals gesehen — aber dennoch jubelte sie in ihrem Innern, denn ihr ahnte, daß ihm etwas Außergewöhnliches begegnet sei und er ihre Hülfe suche.

Ungestüm trat er in das Haus, und sich auf einen aus Holz geschnittenen Sessel werfend, starrte er, ohne das Mädchen zu beachten, schweigend vor sich hin.

„Henry,“ begann Lisy nach einer Weile, — da sie sah, daß der Lieutenant stumm blieb, „wie lange ist's doch her, daß Du nicht draußen warst im stillen grünen Wald?“

Digitized by Google

Sie wartete vergebens auf eine Antwort. Der junge Mann hatte nicht einmal einen Blick für die Redende.

„Henry," — begann das Mädchen von Neuem, „ich weiß es wohl, daß Du mich nicht mehr liebst — aber ich habe Deine Verachtung nicht verdient. Wenn Jeannette Mathieu schöner ist als ich, — wenn sie Dir mehr an Bildung gleich kommt, als die arme, einsame Försterstochter, der Du doch einst Liebe und Treue geschworen, ist das ein Grund, mich zu behandeln, wie Du es wagst? Gehe hin zu Jeannetten, laß Dich in ihre Netze fangen, wimmere zu ihren Füßen — ich lasse Dich frei, wenn auch mit gebrochenem Herzen. Erneuere ihr die Schwüre, die Du mir gelogen hast."

Lisy hatte diese Worte in der höchsten Aufregung gesprochen, sie war keine Natur, die ein Herz zu rühren vermochte, und noch nie hatte eine Thräne ihr Auge gefeuchtet. Sie stand aufrecht in der Mitte des Zimmers und wies mit erhobener Hand und von Zorn gerötheten Wangen auf die geöffnete Thür.

Scenen dieser Art waren in der letzten Zeit nicht neu in der Försterei, und gar manchmal hatte sich ein heftiger Wortwechsel zwischen den jungen Leuten entsponnen.

Aber heute blieb zum größten Erstaunen Lisy's der junge Soldat kalt und gelassen. Er erhob sich von seinem Sitze und die Hand des Mädchens ergreifend, flüsterte er mit weicher Stimme:

„Lisy, warum zürnst Du mir? Beklagen solltest Du mich lieber, — denn sieh', ich bin unglücklich, namenlos unglücklich." So sanft, so einschmeichelnd war der Ton des Geliebten, so mild leuchtete sein Auge plötzlich, daß der Zorn des Mädchens im Nu verschwunden war.

„Lisy," — begann der Offizier nach einer kurzen Pause, „ich will offen gegen Dich sein — selbst auf die Gefahr hin, Dich zu verletzen, Lisy. Deine Ahnung, das Gerücht, das im Dorfe umherging, täuschte Dich nicht — ich liebe Jeannette Mathieu, — die Dorfrichter-Tochter."

„O, ich wußte es wohl," flüsterte Lisy, gewaltsam ihre Erregung zurückdrängend.

„Ich sah Jeannette einige Zeit, nachdem ich Deine Liebe mir erworben," — fuhr Henry fort, „und mein Herz entbrannte für sie — ich lernte sie kennen und mußte ihren Geist, ihr ungewöhnliches Wissen bewundern, — ich war wie gefesselt von den Banden, mit denen mich ihre Anmuth umstrickte, und ging so weit, dem Dorfmädchen meine Hand anzubieten."

„Und das sagst Du mir?" fuhr Lisy auf, „mir, der Du ein Gleiches gelobt hast?"

„Sorge nicht," — antwortete der Offizier, „meine Hand ist frei, Jeannette hat sie verweigert, hat es gewagt, mir einen Korb zu geben."

„Wie?" — rief Lisy erstaunt, während ein Lächeln des Triumphes ihre Züge überflog, „Du wardst vergebens?"

„Der Vater, mit dem ich sprach, verwies mich an Jeannette, ich erklärte ihr, was ich für sie fühle, warf mich zu ihren Füßen; Alles umsonst — sie blieb unerbittlich und ohne Erfolg mußte ich das Haus verlassen, vor dem bereits eine Anzahl Bauern, denen Mathieu geplaudert haben mochte, versammelt war, die mich mit höhnischem Lächeln empfingen. Aber sie sollen mich kennen lernen, diese Elenden, und jene Heuchlerin soll meine Rache fühlen," endete er, indem er von dem Sitze aufsprang und mit stürmischen Schritten das Zimmer durchmaß.

„Und bist Du nur zu mir gekommen, Henry, mir Dein Leid zu klagen?" fragte Lisy. „Jetzt, da die Andere Dich verworfen, kehrst Du zu mir zurück, — glaubst Du, daß ich, nachdem Du mir die Treue gebrochen, Dich mit der alten Liebe wieder in mein Herz schließen werde?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Prozeß Traupmann.

(Fortsetzung.)

Paris, 29. Dezember. Traupmann gesteht ein, daß er von Paris aus mit der Unterschrift Johann Kinck's die Briefe an die Familie gerichtet hätte, welche dieselbe nach Paris lockten; aber er gibt vor, nicht gewußt zu haben, daß dieselbe hier ermordet werden sollte. Als Gustav Kinck am 17. September Abends hier ankam, hätte er ihn nach Pantin geführt, wo die Mitschuldigen sie erwartet hätten. Präs.: Waren das dieselben Mitschuldigen, welche Johann Kinck getödtet hatten? Traupmann: Es waren einige von diesen; aber derjenige, welcher Johann Kinck getödtet hatte, war in Mühlhausen geblieben. Präsident hält ihm die abweichenden Aussagen in der Untersuchung vor, wo er mit allen Einzelnheiten erzählt hatte, wie er Gustav in Pantin mit einem Tischmesser getödtet hätte. Traupmann: Das habe ich nur gesagt, weil ich damals nicht gestehen wollte, daß ich Mitschuldige hatte, ich hatte es versprochen. Präs.: Wie kommt es, daß man auch dies Mal bei Ihnen den Kamm und die Uhr gefunden hat, welche Gustav Kinck bei sich trug? Traupmann: Der Kamm, den man bei mir fand, war nur dem Gustav's ähnlich; ich besaß ihn schon seit meiner Ankunft in Paris. Präs.: Aber die Uhr? Der Angeklagte schweigt. Präs.: Ist es wahr, daß Sie am 17. September bei Dufour eine Schaufel und bei Laval einen Brechhammer gekauft haben? Traupmann: Ja. Präs.: Zu welchem Zwecke? Traupmann: Ich that es im Auftrage meiner Mitschuldigen. (Unruhe.) Präs.: Wozu? Traupmann: Um die Grube zu graben. Präs.: Sie behaupten also auch hier Mitschuldige gehabt zu haben? Traupmann: Gewiß. Präs.: Woher kam das Messer, welches in der Gurgel Gustav's steckte? Traupmann: Der Mitschuldige hatte es mitgebracht. Präs.: Wer grub das Grab? Traupmann: Der Mitschuldige. Präs.: Wie? Sie hatten ja die Werkzeuge gekauft! Traupmann: Um sie dem Mitschuldigen zu geben. Präs.: Nun, und was thaten Sie während der Zeit? Traupmann: Ich war da. Präs.: Haben Sie nicht mitgegraben? Traupmann: Nein. Präs.: Wie? Sie hätten also gar nichts gethan? Traupmann: So ist es. (Unruhe.) Der Präsident geht zu der Mordthat in der Nacht vom 19. September über. Auch hier behauptet Traupmann, die Schaufel und die Hacke im Auftrage der Mitschuldigen gekauft und diesen des Abends übergeben zu haben. Er hätte die Familie Kinck zu Wagen auf die Ebene von Pantin geführt und dort zuerst die Mutter mit der Tochter und dem jüngsten Sohne aussteigen lassen. Die beiden Mitschuldigen hätten sie erwartet. Der eine, fährt Traupmann fort, bemächtigte sich der Mutter, warf sie zu Boden und tödtete sie. Der ältere ergriff das Kind. Ich wollte nicht, daß man das kleine Mädchen tödte, welches die Frau auf dem Arme trug: aber sie hörten mich nicht. Man tödtete die beiden Kleinen, dann holte ich die drei anderen Kinder. Die Mitschuldigen erdrosselten diese, eins nach dem andern. Man machte eine Grube, legte die Leichen hinein und dann waren wir noch eine Zeit lang beschäftigt, den Boden zu ebnen und die Spuren der That zu beseitigen. Ich kehrte nach dem Hotel zum Nordbahnhof zurück; meine Mitschuldigen sind nach Mühlhausen abgereist; wir sollten uns später in Havre treffen. Präsident hält ihm wiederum die vollkommenen Geständnisse aus der Untersuchung vor. Traupmann: Ich habe gelogen, als ich das sagte. Präs.: Wie wollen Sie nach so viel Wandelungen, daß man jetzt diesen neuen Angaben Glauben schenke? — Traupmann: Aber ich habe schon lange an Herrn Lachaud geschrieben, daß ich einen Mitschuldigen hätte, und nicht erst auf heute gewartet. Präs.: Aber nicht ein einziger Zeuge hat eine Spur von diesen angeblichen Mitschuldigen entdeckt; auch der Kutscher, der Euch führte, hat während des ganzen Abends nur Sie gesehen. Traupmann: Wenn man Alles mir allein zur Last legen will, so habe ich nichts zu sagen; ich gebe

Digitized by Google

meine Erklärungen und Sie glauben mir nicht. Präs.: Aber lassen Sie uns doch diese Mitschuldigen kennen. Traupmann: Ich habe zu wichtige Gründe, sie nicht anzugeben. Ich will lieber den Tod erleiden, als sie nennen. Präs.: Solche Erklärungen wird Niemand gelten lassen. Traupmann: Nun denn, beweisen Sie mir, daß ich nicht die Wahrheit sage. Warum hat man mich nicht nach dem Elsaß führen wollen; man hätte die Brieftasche gefunden, welche die Namen meiner Mitschuldigen enthält. Nennen aber darf ich sie nicht. Wenn ich allein gewesen wäre, hätte ich nicht nach dem Verbrechen Zeit gehabt, mich nach Deutschland zu flüchten? Wenn ich keine Mitschuldigen gehabt hätte, die mich nach Havre bestellten, wäre ich gewiß nicht dorthin gegangen. — In die Einzelnheiten des nächtlichen Mordes eingehend, constatirt der Präsident, die That sei mit so teuflischer Geschicklichkeit und Schnelle ausgeführt worden, daß nur eines der Kinder den schwachen Ruf: Mama! ausstoßen konnte. Traupmann: Das ist eben so wenig wahr, als daß ein Kind gerufen hätte: Traupmann! Zu Hülfe! Wer das ausgesagt hat, ist ein falscher Zeuge. Präs.: Keines der Kinder hat einen Schrei ausgestoßen, als es seine Mutter zusammenbrechen sah? Sie waren also da? — Traupmann: Ja, ich war da. (Bewegung.) Präs: Die Mordwerkzeuge waren die Hacke und das Messer. Traupmann: Ich möchte den Mann sehen, welcher die Hacke mit solcher Leichtigkeit führt, wie ich sie geführt haben soll. — Präs.: Man hat Sie ärztlich untersucht und constatirt, daß Sie, wenn nicht übertrieben stark, doch außerordentlich gewandt und geschmeidig sind. Außerdem haben Sie in Ihrem Handwerk als Mechaniker einen sicheren Blick und Raschheit gewonnen. Traupmann: Die Anklage legt sich auf mich allein, weil alle Nachforschungen nach Mitschuldigen unfruchtbar geblieben sind. Man hat sogar Somnambulen zu Hülfe gerufen; ich hätte die Welt nicht für so dumm gehalten. Der Generalprokurator: Die Untersuchung hat das nicht gethan. Herr Lachaud: Aber ein Polizei-Commissär, also ein Gehilfe der Justiz hat es gethan. Präs: Gewiß hat man Nachforschungen angestellt, um zu ermitteln, ob Mitschuldige vorhanden waren, aber man hat das Gegentheil festgestellt. Traupmann: Man hatte geglaubt, mein Vater wäre der Mitschuldige. Ist es wohl eines Richters würdig, meinen Vater anzuklagen, welcher der ehrlichste Mann von der Welt ist? Ich kann nur bei dem bleiben, was ich gesagt habe. Präs.: Niemand hat Ihre Mitschuldigen gesehen; überall handeln Sie allein, kaufen die Werkzeuge und nehmen die ganze Beute an sich. Die Mitschuldigen nehmen niemals etwas und erscheinen nirgends. Sie kehren bluttriefend in's Hotel zurück, so daß der Aermel Ihres Hemdes von der Hand bis zum Ellenbogen nur ein Blutklumpen war? Ist das nicht das vernichtende Brandmal Ihres Verbrechens? — Nachdem der Präsident die Geschichte bis zur Verhaftung Traupmann's fortgeführt, fragt er diesen noch einmal, ob er Geständnisse zu machen oder zu wiederholen habe. Der Angeklagte schweigt. Es wird hierauf zum Zeugenverhör geschritten und es werden 28 durchgängig sehr unerhebliche Zeugen von Roubaix, Soultz, Guebwiller, Cernay u. s. w. vernommen.

(Fortsetzung folgt.)

Preisaufgabe.

Es lohne Gold des Künstlers Fleiß!
Million sei ausgesetzt als Preis
Für Den, der eine Uhr erfunden,
Und tadellos auch ausgeführt,
Die die verlornen Lebensstunden
Uns repetirt!

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 3.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

„Du mußt es," rief Henry, „denn Du wirst mir die Hand zum Bunde reichen, um mich und Dich selber an ihrem Stolze zu rächen, die ihre Schönheit für unerreichbar hält. Wir wollen sie demüthigen vor den Augen ihrer Bewunderer und wollen die Heilige zu einer Irdischen stempeln, daß die, die sie bis jetzt verehrt haben, sie verlassen sollen; deshalb komme ich zu Dir, und willst Du mir dazu behülflich sein, — so laß uns die alte Liebe erneuern und festhalten an einander für ewig."

„Ja," rief Lisy, — „ja, ich will Dich rächen an Jeannette, aber auch mich selber, da sie es gewagt, um Dich ihre Fesseln zu schlingen. Was soll ich's verhehlen. Schon lange wurmte es mich, Jeannette den Preis der Schönheit zuerkannt zu sehen — und doch sagt mir mein Spiegel, daß ich den Vergleich mit der bleichen, hohläugigen Zierpuppe nicht zu scheuen brauche. — Und ihre Tugend ist auch nicht so weit her," fuhr sie eifrig fort, „glaube mir, das Herz der Heuchlerin ist nicht so rein, wie sie es zur Schau trägt, und vermöchte man in ihr Inneres zu blicken, — wer weiß, ob man sie wieder zur Maienkönigin wählte, wie es bisher alle Jahr geschehen."

„Zur Maienkönigin?" fragte der Offizier, „was soll das heißen?"

„Es ist hier ein alter Gebrauch," erklärte Lisy, „daß man den Anfang des Frühlings mit einem Feste feiert. Das ganze Dorf schmückt seine Häuser mit Maiglöckchen und Laub. Mittags holen die jungen Burschen die Schönste und Sittsamste des Ortes im feierlichen Zuge ab, um sie zur Kirche zu geleiten, wo der Pfarrer und die Aeltesten des Dorfes ihrer harren. Hier wird eine Rede gehalten und die Maienkönigin mit einem Rosenkranz gekrönt, nachdem der Pfarrer laut gefragt: ob sich Jemand der Krönung widersetze — und etwas Uebles von der Jungfrau wisse. Am Abend ist dann großes Gelage im Wirthshause und das Ganze endet mit einer gehörigen Prügelei zu Ehren der Maienkönigin."

„Wie?" rief Henry, „und dieser friedliche Gebrauch reicht noch bis in diese Zeit des Schreckens und des Blutes hinein! Werden sie auch in diesem Jahre ihr Maien-Fest begehen?"

„Sie werden es" — antwortete Lisy, — „der Gebrauch ist geheiligt — und zudem, was hat La Rose denn zu leiden gehabt? Blieb es nicht Alles wie bisher, und so gewiß als in vierzehn Tagen dies Fest begangen wird, so gewiß wird Jeannette Mathieu auf' Neue die Königin dieses Festes."

„Und ist das ganze Dorf mit dieser Wahl zufrieden?" fragte Henry.

„Zufrieden? O weit mehr als das," entgegnete das junge Mädchen. „Früher brachten die Tage vor der Wahl ein bewegtes Leben in das Dorf, — der Eine wollte diese zur Königin, der Andere jene; aber seit Jeannette Mathieu wahlfähig, ist es in diesen Tagen so stille, wie in einem Karthäuserkloster — denn wer anders verdient den Preis als sie, die Klügste, die Schönste, die Tugendhafteste?"

Digitized by Google

„Nein," — rief Henry, „nicht dieses Jahr. Und sollte ich das Dorf anzünden lassen müssen, um das Fest zu verhindern, wenn es kein anderes Mittel gibt — sie wird nicht Königin. Aber bis dahin laß uns sie belauschen, wir werden doch noch eine Strüe finden, wo diese Heilige zu verletzen ist."

Unter diesen Vorsätzen und zärtlichem Flüstern der Liebenden verstrich die Zeit, bis der Abend hereinbrach und Lisy selbst den Geliebten sich zu entfernen hat, da sie jeden Augenblick den Vater erwartete.

Während im Försterhause Neid und Rachsucht einen Bund befestigte, den dauernd zu erhalten der Liebe nicht gelungen war, saßen in einer schattigen Laube vor dem Hause des Dorfrichters zwei junge Mädchen Hand in Hand im traulichen Gespräche.

Die eine von ihnen war ein munteres Kind von etwa neunzehn Jahren, auf deren blühendem Antlitz Frohsinn und Gutmüthigkeit unverkennbar ausgeprägt war. Es war die Nichte des Pfarrers, der die Waise, denn ihre Eltern waren früh gestorben, — an Kindesstatt angenommen hatte, und die vertrauteste Freundin Jeannettens, die ihr wie eine Schwester zugethan war. Und mild und freundlich haftete das große dunkle Auge der Dorfrichtertochter auf dem jungen Mädchen, und lächelnd lauschte sie den Worten der eifrig Redenden.

Der Ruf von Jeannetten's Schönheit war kein übertriebener. Schlank und zart war ihre Figur, wie die einer vornehmen Dame, — ihr Teint zeigte nur blendende Weiße, ohne der Frische zu entbehren, und Hände und Füße waren von bewundernswerther Kleinheit.

Dichte Flechten des üppigen schwarzen Haares umgaben das lieblich geformte Antlitz wie mit einem Heiligenschein, und wer sie da sitzen sah in ihrer ländlichen, schlichten Tracht, von den letzten Strahlen der untergehenden Sonne umspielt, der mußte begreifen, warum man keine Andere, als gerade sie, zur Maienkönigin erwählte — und gestehen, daß keine dazu würdiger sei, als Jeannette.

„Ich kann Dir nicht Unrecht geben, Jeannette," fuhr eben die Freundin fort, „daß Du die Hand des Lieutenants ausschlägst, denn man will ihn schon so oft in der Nähe des Forsthauses gesehen haben und zwischen ihm und der Lisy soll es nicht richtig stehen. Und zudem sind die Soldaten flatterhafte Männer, — vor denen Gott ein unschuldiges Kind bewahren möge."

„Und das sagst Du mir, Adele — deren eigener Bruder Soldat ist?" fragte Jeannette lächelnd.

„Freilich," entgegnete Adele. „Ist es nicht schlimm genug, daß Emil seiner Neigung gefolgt ist, statt, wie der Oheim es wünschte, Geistlicher wie er zu werden? Deßhalb hat ihn dieser auch aus seinem Herzen gestoßen, er haßt die Soldaten von ganzer Seele." Aber mit dem Bruder hat er Unrecht, so sehr ich ihn auch sonst verehre," fuhr sie eifrig fort, — „denn es gibt keinen treueren, besseren Menschen, als meinen Bruder, Du solltest nur seine Briefe lesen, wie gelehrt, und doch wie so rührend und gut er mir schreibt — wie er die schrecklichen Zustände beklagt, die in der Hauptstadt jetzt herrschen, und welche schreckliche Schilderung er von ihnen macht, daß einem schaudert. Nein, da lobe ich mir mein Dörfchen, wo ich still und unbeachtet mich des Daseins freuen darf, und ich tausche es nicht mit der glänzenden Residenz, wo man seines Lebens nicht sicher ist, und wenn man auch so wenig Böses thut wie ein neugebornes Kind."

„Ja, Adele," entgegnete Jeannette langsam, „freue Dich Deines Daseins. Auch ich hatte eine Zeit, wo mir die ganze Welt so hell, so rosig entgegenstrahlte — seit Kurzem ist es anders — wie ein Alp liegt es auf meiner Brust und wie eine finstere Wolke zieht es über mich."

„Jeannette, um Gotteswillen," rief Adele, die Freundin zärtlich umfassend — „was hast Du — Du bist krank, wie bleich Du aussiehst!"

Digitized by Google

Und in der That hatte eine erschreckende Blässe das Antlitz des jungen Mädchens überzogen.

„Du irrst, Adele," entgegnete Jeannette nach einer Pause, „ich bin nicht krank, und doch, ich wollte, ich hätte lieber eine ernstliche Krankheit zu erleiden, als dies entsetzliche Gefühl; was mir fehlt — sieh, das weiß ich ja selber nicht — aber mir ist manchmal, als müßte ich hinaus aus den engen Grenzen dieses Dörfchens, hinaus in die weite große Gotteswelt, — um dort mein Herz voll unendlicher Liebe auszuschütten oder vor Sehnsucht zu sterben — es ist ein krankhaftes Gefühl, das mich beschlichen, und doch gibt es Augenblicke, wo ich mich selig fühle, — o, so selig, — aber wenn ich dann aus meinen Träumen erwache, dann muß ich bitter büßen, daß ich gewagt habe, einen Moment glücklich zu ahnen."

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Traupmann.

(Fortsetzung.)

Sitzung vom 29. Dezember. Das Zeugenverhör wird fortgesetzt. Der Fleischergeselle Hugues erzählt, wie er den Leichnam Gustav Kinck's entdeckt, der Uhrmacher Durand, wie er Traupmann die Uhr Johann Kincks für 80 Franks abgekauft, der Mechaniker d'Assonville aus Roubaix gibt Auskunft über die Familie Kinck: Der Vater war ein thätiger Mann und sehr guter Gatte: die Frau arbeitsam und sparsam, erzog ihre Kinder sehr liebevoll. Vor seiner Abreise nach dem Elsaß sagte Johann Kinck, er gehe dorthin, um eine Besitzung an einen Freund zu verkaufen. Gustav hatte bei der Abreise etwa 150, die Frau Kinck etwa 400 Franks bei sich. Frau Dupont, die Schwester der Frau Kinck, (in Trauer) erzählt, daß die Eheleute in einem Punkt nicht einig waren: Johann Kinck wollte nämlich immer nach dem Elsaß zurückkehren und die Frau war dagegen. Uebrigens war Johann Kinck sparsam, jedoch nicht geizig und die Aussicht auf ein siebentes Kind schien den Eltern keinen Kummer zu machen. Präs.: Dieser Zug ergänzt das Bild der Familie, welche von allen ehrlichen Leuten gesegnet werden muß. Nach den Aussagen mehrerer anderer Zeugen macht Traupmann darauf aufmerksam, daß Kinck Jedem ein anderes Motiv für seine Elsasser Reise angegeben, also Niemand die Wahrheit gesagt habe: der wahre Zweck sei die Fertigung falschen Geldes gewesen. Eine andere Schwester der Frau Kinck, die Frau Leroux, erzählt, daß Jene ihr von ihrem Ehemann während seiner Abwesenheit gesprochen und gesagt habe: was würde aus mir werden, wenn ich meinen Mann verlöre? Bei ihrer Abreise nach Paris sei sie von bangen Ahnungen erfüllt gewesen. Der Stellmacher Bellanger hat Traupmann am 19. September eine Schaufel und eine Hacke verkauft, die er nicht ganz gewiß wiedererkennt; Tr. gibt die Thatsache zu: er hätte die Werkzeuge für seine Mitschuldigen gekauft. Präs.: Wo haben sie die Mitschuldigen wiedergefunden? Tr.: Den Einen bei der Mauth von Pantin: er war es, der dann den Wagen nahm. Der Kutscher des Omnibus von Villette nach Pantin, Garin, erinnert sich, daß vor dem Hause Bellangers ein Mann mit Werkzeugen aufgestiegen sei; er kann ihn aber nicht mehr wiedererkennen. Präs. (zum Angekl.): Das waren Sie? Tr.: Nein, das war mein Mitschuldiger. Präs.: Gleichwohl sagten Sie beim Weggehen, daß Sie den Omnibus von Auberviliers nehmen würden. Wo wäre denn Ihr Mitschuldiger aufgestiegen? Tr.: Bei der Mauth von Pantin.

Zeuge Garin: Der Mann mit den Werkzeugen stieg etwa 20 Metres von dem Gewölbe Belanger's auf; das ist etwa 400 Metres von der Mauth. Mehr könne er

Digitized by Google

nicht sagen, weil es schon gegen 9 Uhr Abends und also schon finster war. Der Tagearbeiter Martin kennt Traupmann von dessen Aufenthalt in Paris, wo er bei ihm in Pantin in Pension war. Bei Martin machte auch der 16jährige Zeuge Jules Aron die Bekanntschaft Traupmann's, mit dem er dann während des letzten Aufenthalts nach Saint-Cloud ging und den er im „Hotel zum Nordbahnhof" besuchte. Am Montag den 20. Sept. (nach der That), erzählt Aron, war ich auf einem Ball mit ihm; er tanzte nicht und erzählte mir u. A., er habe eines Tages in einer Rauferei einen seiner Gegner ins Wasser geworfen. Tr. Daran ist etwas Wahres. Aron. Ein anderes Mal begegnete ich ihm an der Porte de Flandre; er schien sehr eilig und sagte mir, er wolle nach Fontainebleau abreisen; er hätte Geschäfte gemacht und 25,000 Francs gewonnen. Er sagte mir auch, daß es leicht wäre, mit Hilfe falscher Papiere nach dem Auslande zu entkommen. Tr. Das habe ich nicht gesagt. Rigny, der Besitzer des Hotels zum Nordbahnhof, erkennt in Traupmann den Mann, der bei ihm unter dem Namen Johann Kink ein Zimmer nahm. Er hatte kein Gepäck bei sich, was mich bestimmte, ihm nach einigen Tagen die Rechnung zu präsentiren. Er zahlte und man ließ ihm das Zimmer. Am 19. September kam eine Frau mit fünf Kindern und verlangte nach Johann Kink; man sagte ihr, er sei ausgegangen. Sie fragte, ob nicht ein junger Mann mit ihm wäre. Ich bot ihr an, sich auszuziehen und zu warten. Nein, antwortete sie, wir wollen spazieren gehen. Präs. (zum Angeklagten): Warum haben Sie den Namen Johann Kinck angenommen? Tr. Um seine Briefe zu empfangen. Zeuge Robert, Inspector des Hotels zum Nordbahnhof, sagt aus, daß Traupmann in der Nacht vom 19./20. Sept. aus dem Hause geblieben und des Morgens um 8 Uhr allein wieder gekommen ist. Vertheidiger Lachaud: Wirklich allein? In der Voruntersuchung hat Zeuge gesagt, daß Traupmann einen Begleiter gehabt hätte und daß Beide nach 5 Minuten schnell wieder weggegangen wären; der Andere sei ein starker Mann von mittlerer Größe und schwarz gekleidet gewesen. Der Präsident bestätigt, daß der Zeuge in der Voruntersuchung eine solche Aussage gemacht hat. Robert erklärt, es sei ein Individuum gleichzeitig mit Traupmann in's Hotel gekommen, aber er habe sie nicht miteinander sprechen sehen und er könne nicht behaupten, daß sie in dasselbe Zimmer gegangen seien. Traupm. (aufstehend): Er war wohl mit mir. Es war einer meiner Mitschuldigen. Der Kellner Augustin von demselben Hotel hat den Angeklagten Montag früh sehr eilig ankommen sehen; er verlangte den Schlüssel und ging rasch auf sein Zimmer; er war ganz allein und Niemand ging mit ihm hinauf. Tr.: Wie konnte er meinen Gefährten sehen, da er im Bureau stand, wo die Schlüssel sind? Der Andere ging hinauf, während ich den Schlüssel nahm. Präs.: Sie sind allein gekommen und haben allein den Schlüssel genommen; Sie gingen auf das Zimmer, um Hemd und Hose zu wechseln, die voller Blut waren. Tr. Ich habe schon gesagt, daß das mein Blut war. Der Droschkenkutscher Bardot hat am Sonntag den Angeklagten mit einer Frau und fünf Kindern nach Pantin gefahren. Die Frau saß rechts mit ihrer kleinen Tochter auf dem Schooß, der Angeklagte trug den jüngsten Knaben auf seinen Knieen. Es ging ein starker Wind. Als sie am bezeichneten Platze angekommen waren, stieg der Angeklagte mit der Mutter und den zwei jüngsten Kindern ab; sie ließen die drei anderen Kinder zurück und gingen davon. (Tiefe Sensation im Zuhörerraum.) Präs.: Nun, Traupmann, bleiben Sie vor diesem Ausbruch des öffentlichen Unwillens dabei, daß Sie nicht Alles allein gethan haben? Sie lassen die Mutter aussteigen, um Sie zum Tode zu führen und lassen die Kinder unter der Hut des Kutschers. Wo waren denn da ihre Mitschuldigen, welche doch wenigstens hätten an Ort und Stelle sein müssen. Tr.: Sie waren in der Ebene. (Murren.) Der Kutscher Bardot sagt weiter aus, daß der Angeklagte nach 25 Minuten zurückkam, ihn bezahlte und die drei anderen Kinder nahm, worauf der Wagen nach Paris zurückfuhr.

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 4.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

„Was ist Dir begegnet, Jeannette," — rief Adele von Neuem, „ich verstehe Dich nicht, solltest Du Dich zu hochbegabt, zu stolz fühlen, um in Deiner Heimath, wo man Dich liebt, noch ferner weilen zu mögen? Warum hast Du in diesem Fall nicht die Hand des Offiziers angenommen?"

„Schweig mir von ihm," fuhr Jeannette sie fast unwillig an, „von allen Männern ist er mir am meisten zuwider. In seiner Nähe ist mir's, als wenn ein böser Geist an mich heranschliche, und mein Herz mit seinen eisigen Fingern berührte, — aber laß uns abbrechen davon, Adele — und glaube mir, —wie es auch kommen mag, meine Liebe zu Dir wird sich niemals ändern."

„Und," fragte Adele schüchtern, „willst Du mir den nicht nennen, der es vermocht hat, die süßeren Empfindungen Deines Herzens zu wecken? Jeannette, Du liebst," — fuhr sie ernst fort, „läugne nicht, Du kannst mich nicht täuschen."

„Bei Gott, nein," rief Jeannette, indem plötzlich eine lichte Röthe ihr Antlitz überflog. „Glaube mir, Freundin, wäre dem so, ich würde es Dir nicht verhehlen. Ja, ich möchte lieben, mein Herz sehnt sich heraus aus seiner engen Hülle — aber ach, meine Träume scheitern an den starren Klippen der Wirklichkeit. Zeige mir den Mann, den ich lieben darf, ohne zu erröthen, und vor aller Welt will ich mich sein bekennen, und müßte es sein, freudig für ihn mein Leben opfern. „Doch still," unterbrach sie sich — „kommt dort nicht der Vater aus der Stadt zurück? Laß uns enden, Adele, ich will nicht, daß er mich traurig nennen soll, Du weißt ja, — wie wenig es bedarf, um ihn zornig zu machen."

Wirklich vernahm man seit einigen Augenblicken den Trapp eines Pferdes und alsbald erschien Vater Mathieu, der Dorfrichter, auf der Landstraße.

Je zarter und zierlicher die Gestalt Jeannettens erschien, um so unförmlicher nahm sich die ihres Vaters neben ihr aus, und wie seine Tochter ihrer Schönheit, so hatte sich Mathieu seiner Corpulenz halber einen Namen erworben. Sein rothes Gesicht zeigte die Merkmale großer Gutmüthigkeit, indessen, wer ihn näher kannte, der wußte, daß ihn trotz dieser der Jähzorn beherrschte. Eine Kleinigkeit schon konnte seine Aufregung auf's Aeußerste steigern.

Und auch in diesem Augenblicke mußte er sich in besonderer Stimmung befinden, denn als er sich den Mädchen näherte, bemerkten diese, daß sein Antlitz ungewöhnlich purpurn erschien.

Er spornte sein Pferd zum Galopp und hielt in wenigen Augenblicken vor der aus Rohr geflochtenen Hecke, die den Vorgarten des Häuschens von der Landstraße trennte.

Jeannette eilte ihm entgegen, um den Vater, der dem Knechte die Zügel übergab, zu empfangen, aber Mathieu, der sonst immer ein freundliches Wort für seinen Liebling hatte, schien diesesmal weder des Mädchens noch ihrer Freundin zu achten.

Digitized by Google

Mit raschen Schritten durchmaß er das Gärtchen, als wolle er sich selber beruhigen, und seine Lippen murmelten ab und zu unverständliche Worte.

Die beiden Mädchen sahen sich erstaunt einander an und tauschten durch Blicke ihre Verwunderung über den Zustand des Alten aus.

„Kinder," begann Mathieu nach einer Weile, „es ist eine schwere Zeit, in der wir leben. Gott schütze unser schönes Frankreich, denn — aber was sage ich," da unterbrach er sich selber, „es gibt ja keinen mehr, — es gibt ja nur noch die Vernunft, die wir anbeten dürfen."

„Vater," — rief Jeannette angstvoll, „was ist Ihnen begegnet, — soll ich zum Doctor schicken?"

„Meinst Du," fiel ihr Mathieu in die Rede, „fürwahr, Du kannst nicht Unrecht haben, wenn Du meinst, daß man bei diesem tollen Wirrwarr den Kopf verlieren könne. Doch bis jetzt, Gott oder der Vernunft sei Dank, bin ich noch bei Sinnen. Daß Ihr's nur wißt, und daß Du es nur Deinem Oheim verkündest, denn morgen muß ich es ihm doch endlich mittheilen. Wir sollen nicht mehr beten zum höchsten Vater — denn der allmächtige Gott ist abgesetzt und aus der Mode gekommen in Frankreich, und die unheilbare Republik erkennt die Vernunft als höchstes Wesen an."

„Großer Gott!" rief Jeannette, „und die Welt steht noch auf ihrem Grunde?"

„Entsetzlich, — fürchterlich!" — jammerte Adele, „was wird mein armer Oheim dazu sagen?"

„In Paris soll es schrecklich stehen. Die Residenz schwimmt vom Blute der Gemordeten, es geht dort zu, wie einst in Jerusalem, da es von Rom belagert ward. — Entweder seinen Gott verleugnen, oder sterben, heißt es, und ein Hochverräther der, der anders glaubt, wie die Gesetzgeber Frankreichs, die uns nicht allein Gesetze, sondern unsern Gott geben."

„Mein armer Oheim," wiederholte Adele, „ich will zu ihm, diesen Schlag wird er nicht überleben."

Bei diesen Worten wollte sie forteilen, Mathieu hielt das weinende Mädchen zurück.

„Kind, noch ein Wort — so schwer es mir wird, es auszusprechen. Du hast einen Bruder in der Armee, nicht wahr?"

„Ja, ja!" rief Adele in höchster Angst, „um Gotteswillen, sprecht, was ist mit ihm?"

„So theile Deinem Oheim mit, daß ich ein Stückchen erfahren, mehrere Soldaten der Armee haben sich geweigert, ihren Gott abzuschwören, und sind flüchtig geworden."

„Ich verstehe Euch," rief Adele, „auch mein Bruder, auch Emil ist dabei. O, ich kenne ihn, doch sprecht, Vater Mathieu. Ihr wißt mehr, laßt mich Alles hören."

„Diese Soldaten sind als Hochverräther im Bilde zum Tode verurtheilt. Es stirbt auf dem Schaffot, wer einen von ihnen aufnimmt unter seinem Dache, es stirbt, wer ihnen ein wärmendes Kleid, einen Trunk oder einen Bissen Brod reicht, es stirbt, wer ihnen ein Wort des Mitleids gönnt, denn sie sind geächtet und verurtheilt als Rebellen."

„Haltet ein, Vater," rief Jeanette, „um des Himmels willen, schonet ihrer!"

Und mit dem Ausdruck der zärtlichsten Theilnahme umarmte sie das zitternde Mädchen, das todtenbleich dastand und vor Entsetzen keines Wortes mächtig war.

„Ich muß, ich muß!" rief Mathieu, „soll ich erst das Aergste hereinbrechen lassen, und das Aergste habe ich noch nicht mitgetheilt. Wehe den Vorstehern einer Stadt oder einer Gemeinde, wo sich ein Flüchtiger verbirgt, — wehe dem Orte selbst! Er ist der Strafe des Gesetzes verfallen, wenn es überhaupt noch ein anderes Gesetz in Frankreich gibt, als die Guillotine."

„Mathieu!" schrie Adele auf. „Ihr könntet — ja, Ihr könntet so grausam sein, wenn Emil sich in diese Gegend, wo seine Schwester weilt, flüchten sollte, — denn er ist unter jenen hochherzigen Männern, es kann nicht anders sein, — Ihr werdet ihn verrathen?"

Digitized by Google

„Darf ich das Leben Zahlreicher der Rettung eines Einzelnen opfern?“ — rief Mathieu. „Aber jetzt gehe zum Oheim, und verzage nicht; noch ist ja nicht Deines Bruders Desertion erwiesen. Bete im stillen Kämmerlein zu — zu — wem Du willst, daß dem nicht so sei — und jetzt leb' wohl, mein Kind, — ich habe mit Jeannetten zu reden.“

Bei diesen Worten wandte er sich um und betrat das Haus. Die beiden Mädchen waren wieder allein. Jeannette versuchte die weinende Adele zu trösten, aber vergebens, Adele gab sich den schlimmsten Befürchtungen hin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Traupmann.

(Fortsetzung.)

(Schluß der Sitzung vom 29. Dezember.) Zeuge Gaudner, Nachtwächter in einer Fabrik zu Pantin (spricht nur deutsch) hat in der bewußten Nacht Hunde heulen, dann Geschrei von einer Frau und von Kindern gehört. Er glaubte, da es Sonntag war, die Leute kehrten aus dem Wirthshaus heim und ein trunkener Ehemann prügele seine Frau. Er hörte ganz genau die Rufe: Mama! Mama! — Auch Stöhnen. Die Hunde heulten wohl über eine Stunde. Traupmann erklärt mit der größten Ruhe, der Zeuge habe wohl schreien hören können, denn er (der Angeklagte) hätte heftig mit seinen Mitschuldigen gestritten, weil er sie verhindern wollte, die Kinder zu erdrosseln. (Entrüstung.) Präs.: Aber wenn Sie durchaus die Kinder retten wollten, warum haben Sie sie denn hingeführt? Tr.: Die Mitschuldigen haben mich gezwungen. (Neuer Unwille.) Der Landmann Langlois erzählt unter feierlicher Stille, wie er zur Entdeckung der Leichen geführt wurde. Der Boden war, wie auch der Kellner Müller von der Dreher'schen Kellerei in Pantin, welcher zuerst herbeikam, — bestätigt, sorgfältig wieder hergestellt, es waren Furchen gezogen, und nirgends Spuren von Blut oder Tritten zu entdecken. Der Zeuge Müller schinchzt vor Erschütterung während seiner Aussage; — der Angeklagte bleibt ganz unbeweglich. Ich hätte etwas merken sollen, schließt Müller, die Hunde waren die ganze Nacht durch in Bewegung. Der Polizei-Commissär von Pantin beschreibt genau den Verlauf der Ausgrabungen und ein anderer Sicherheitsbeamter die Gegenstände, die man in dem Hotel-Zimmer Traupmann's gefunden hat. Dann folgt der Marine-Gensdarm Ferrand von Havre mit der aus den Zeitungen hinlänglich bekannten Verhaftung Traupmann's. Dieser bemerkt: Wenn ich nicht im Wasser das Bewußtsein verloren hätte, hätte man mich nicht erwischt. Präs.: Und die Papiere der ermordeten Familie, welche man bei Ihnen gefunden hat? Tr.: Mein Mitschuldiger hatte sie nach Havre gebracht, und der Gensdarm hat mich mit ihm zusammen gesehen. Präs.: Das ist das erste Mal, daß Sie davon sprechen, als ob ein Mitschuldiger nach Havre gekommen wäre. Tr.: Die Anderen sind auch hingekommen. — Folgen mit ihren Aussagen die Wirthin des Hotels, in welchem Traupmann in Havre abgestiegen und des Kalfaterer Hauguel, der ihn aus dem Wasser gezogen. Der Kampf im Wasser war heftig; Traupmann suchte mehrmals seinen Gegner unschädlich zu machen, so daß dieser erst nach dreimaligem Untertauchen sich seiner bemächtigen konnte; zuletzt war Traupmann vollkommen erstickt, eine Sekunde mehr und er war eine Leiche. Präs. wünscht dem Zeugen zu seiner muthigen That Glück. Die Verhandlung kehrt sodann nach dem Elsaß zurück. Der Arzt Bernard in Belfort hat den Leichnam Johann Kind's untersucht; er kann die Todesart nicht angeben, — weil die Auflösung schon zu weit vorgeschritten war. Der Arbeiter Halter in Cerney sah den Angeklagten sich mit chemischen Arbeiten beschäftigen;

Digitized by Google

auf sein Befragen erklärte dieser, er bereite ein Gift, welches tödte, wenn man nur einen Tropfen auf die Zunge nehme. Der Arzt Bergeron zu Paris berichtet über die Autopsie der Opfer von Pantin. Die Mutter und die beiden jüngsten Kinder waren mit Messerstichen getödtet, die drei anderen erwürgt worden. Frau Kinck hatte 29 Wunden, worunter 6 schreckliche; dem kleinen Alfred war der Hals abgeschnitten und der Hirnschädel zertrümmert, der kleinen Tochter den Leib aufgeschlitzt, das Gehirn zermalmt, das rechte Auge ausgerissen und das Ohr zerfetzt worden. (Schauder.) Der älteste der Knaben war mit einem Tuch erwürgt und dann war ihm mit Spatenhieben der Schädel eingeschlagen worden; den Knaben Achille hatte der Mörder mit eigenen Händen erdrosselt und ihm dann mit Schaufelschlägen den Garaus gemacht; dem letzten Knaben war mit einem ganz besonders gewaltigen Schaufelschlag der Kopf gespalten worden. Gustav Kinck, welchen der Arzt sechs Tage später untersuchte, war durch von hinten beigebrachte Messerstiche in Hals und Herz getödtet worden. Für Alle außer der Frau Kinck und dem jüngsten Kinde mußte der Tod augenblicklich eintreten. Präs.: Glauben Sie, daß dieselbe Hand alle diese Verbrechen verüben konnte? Dr. Bergeron: Das ist mehr als wahrscheinlich. Die Mutter und die beiden jüngsten Kinder sind in weniger als vier Minuten getödtet worden. Für den einen der drei Söhne genügte ein einziger Streich mit der Hacke und die Erstickung, welcher die beiden anderen erlagen, ist ebenfalls das Werk eines Augenblicks. Ein einziger Mensch konnte Alles ausführen. (Bewegung.) Traupmann: Ich behaupte, daß das unmöglich ist, — und daß ich sie nicht allein getödtet habe. Professor Tardieu, der berühmte Gerichtsarzt, entwickelt deutlich die Möglichkeit, daß eine einzige Person sämmtliche Mordthaten vollbringen konnte, und hält seine Deductionen gegen die wiederholten Einsprachen des Angeklagten unerschüttert aufrecht. Endlich wurden in dieser Sitzung noch einige Entlastungszeugen vernommen. — Die Weinwirthin Barbieu sagt aus, daß am Morgen des 20. September zwei Individuen bei ihr eingesprochen hätten; in dem einen derselben glaubt sie Traupmann wieder zu erkennen. Präs.: Angeklagter! Und wer war der Andere? Tr.: Das war der größere von meinen Mitschuldigen. Der Arbeiter Fremont ging am 19. September um 11 Uhr Abends in Gesellschaft eines Soldaten nach Aubervilliers und sah auf einem Felde ein Individuum in einer weißen Blouse eine Grube graben und etwas hineinlegen. Er wollte näher treten, aber andere Männer kamen zum Vorschein und machten ihm ein Zeichen, seiner Wege zu gehen. Dieser Zeuge ist nur 15 Jahre alt. Nach der auf dem Fort von Aubervilliers, wo jener Soldat her sein sollte, gepflogenen Erhebungen war kein Soldat an jenem Abend außer dem Quartier; und constatirt der Präsident, daß der Zeuge diese Aussage erst gemacht hat, als ihm der sechsfache Mord bekannt war; endlich besagt ein anderer Zeuge, dem Fremont sein Abenteuer erzählte und der ihn fragte, warum er nicht Lärm geschlagen hätte, daß Fremont ihm unaufhörlich erwiderte: O, ich habe Furcht, ich habe Furcht. Der Zeuge Ruttmon endlich kann aussagen, daß Traupmann einmal einen Menschen errettet hat, der im Begriff war, von einer Maschine zermalmt zu werden, wozu der Angeklagte bemerkt: Man legt mir Mordthaten zu Last und ich habe im Gegentheil einem Menschen das Leben gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

„Welchen besonderen Vorzug hatte Adam vor anderen Männern?“ fragte Madame Lohnstein den jungen Herrn Knopf, welcher vor einem halben Jahre ihre Tochter geheirathet hatte.

„Er hatte keine Schwiegermutter,“ erwiderte der Gefragte mit größter Seelenruhe.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 5.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

„O, wenn Du ihn kenntest," rief sie schluchzend, „wenn Du seinen edlen Sinn, seinen herrlichen Geist kenntest, Du würdest nicht zweifeln, daß er desertirt, um seinen Glauben zu retten. Aber Du sollst ihn wenigstens im Bilde sehen. Im letzten Briefe sandte er mir ein Medaillon, das sein Bild enthielt. Ich vertraute keinem Menschen mein Geheimniß, ich verwahrte es wie ein Heiligthum, aber heute, im höchsten Schmerze, da bedarf ich einer Seele, in die ich alles Vertrauen und allen Schmerz schütten darf, die mich versteht und mit mir weint, und diese Seele sollst Du sein, meine Jeannette!"

„Jeannette!" tönte von drinnen her die Stimme des Dorfrichters.

„Nenne mich Deine Schwester," — flüsterte Jeannette, das junge Mädchen an sich ziehend.

Adele zog ein Medaillon aus dem Mieder und reichte es der Freundin.

„Jeannette!" rief, aber diesmal ungeduldig, die Stimme des Vaters. „Kommst Du nicht?"

„Ich muß fort," flüsterte die Tochter, „vertraue mir Dein Medaillon, auch mir soll es heilig sein; morgen in der Frühe bringe ich es Dir wieder. Leb' wohl!"

Mit einem Kusse trennten sich die beiden Freundinnen, und während Adele dem Pfarrhause zueilte, betrat Jeannette, die das Medaillon in ihrer Kleidung verbarg, das Wohnzimmer, wo sie der Vater, in seinem Lehnstuhl ruhend, erwartete.

„Ich bin hart mit dem Mädchen gewesen," — begann er, „ich mußte es sein, um Schlimmeres von unser aller Häupter abzuwenden; denn wenn Adelens Bruder zu jenen Deserteuren gehört, so duldet es keinen Zweifel, daß er sich nach dieser Gegend hin und an seine Schwester wendet. Doch, nun noch eine Mittheilung, die Dich betrifft, Jeannette. Als ich im Städtchen vernahm, daß jeder Gottesdienst, jede kirchliche Feier aufhören solle, da dachte ich an unser Maienfest, dessen Königin Du seit Jahren warst, eine Ehre, um die mich sämmtliche Väter beneideten. Und diese Ehre war ich durchaus nicht geneigt, aufzugeben. Ich habe es daher durchgesetzt, daß wir ungehindert unser Fest begehen dürfen, und hoffe, Du wirst es mir danken, für Dich gesorgt zu haben. Wie?" — —

„O, mein Vater," erwiderte Jeannette, „erlassen Sie mir dieses Mal diese traurige Ehre. In einer Zeit des Schreckens und des Blutes, — da wollten wir ein Fest des Friedens begehen? Das kann nimmermehr Ihr Ernst sein."

„Ich sage Dir, ich werde es begehen," rief Mathieu unwillig. „Oder fühlst Du Dich etwa dieses Jahr nicht würdig, Dich die schönste, — die reinste der Jungfrauen zu nennen?"

„Vater!" — rief Jeannette erglühend.

„Und zudem," fuhr Mathieu fort, „dürfte dieses Jahr das letzte sein, daß ich Dich als die Königin des Festes erblickte, denn in Zeiten, wie die jetzigen, bedarf die Jungfrau einer Stütze. Mein Haar ist grau und meine Gesundheit schwach geworden, wer

Digitized by Google

weiß, wie bald die irdiſche oder himmliſche Macht mein Leben endet; daher wünſche ich, noch ehe ich ſterbe, Dich unter Obhut eines braven, rechtſchaffenen Mannes zu ſehen, — daß Du den Soldaten nicht magſt, iſt mir recht; aber es wird jetzt doch einmal Zeit ſein, mich nach einem Schwiegerſohn umzuſchauen."

„Nein, nein, mein Vater!" rief Jeannette, „verſchont mich mit dieſen Worten. — Ich finde keinen auf dieſer Erde, dem ich mein Herz weihen möchte. Nur ein Sehnen habe ich noch, — es iſt das Kloſter, und wenn der Himmel Euch einſt abruft, ſo wird mich ſein Frieden ſchützen und —"

„Das Kloſter?" unterbrach ſie Mathieu.

„Vergißt Du denn, daß die Klöſter aufgehoben ſind? Nichts da, ich habe eine ganz andere Abſicht. Im Städtchen lernte ich den Sohn des Gaſtwirths kennen. Es iſt ein braver Burſche, der einſt den Gaſthof und die Geldſäcke ſeines Vaters erben und ſeine Frau glücklich machen wird. Ich habe ihn eingeladen, zum „Maienfeſte" nach La Roſe herüber zu kommen, und werde ihn in unſerem Häuschen, auf dem Berge, das bis jetzt Dein verſtorbener Oheim bewohnte, einquartiren. Da haſt Du den Schlüſſel, und morgen wirſt Du alles zu ſeiner Ankunft einrichten."

Bei dieſen Worten reichte er der erſchreckten Tochter, die vor Beſtürzung nichts zu erwidern vermochte, einen Schlüſſel. Dann lehnte er ſich in ſeinen Stuhl zurück, um nach dem ſcharfen Ritt ſich durch ein Schläfchen zu erholen.

Sobald Jeannette ihn eingeſchlafen ſah, ſchlich ſie ſich leiſe aus der Stube und ſich in ihrer Kammer verſchließend, zog ſie das ihr anvertraute Medaillon aus dem Buſen hervor.

Sinnend betrachtete ſie die Kapſel von ſchlichtem Golde, welche das Portrait umſchloß, und ihre Gedanken weilten bei ganz anderen Dingen, — als dem unglücklichen Bruder ihrer Freundin.

„So iſt es entſchieden!" ſagte ſie halblaut vor ſich hin, „den Willen des Vaters kann nichts erſchüttern und meine Hand iſt verſagt, ohne mein Herz zu befragen. Hinein ſoll ich ſteigen mit meiner glühenden Seele, die nach dem Höchſten dürſtet, in den Kreis des Gewöhnlichen und das Weib eines Mannes ſein, dem ich ſo ſehr an Geiſt überlegen. O, wo finde ich das Ideal, das meinen Träumen entſpricht, — ich will einen Mann, der mir Verehrung und Bewunderung abzwingt, — und nur einen ſolchen vermag ich zu lieben.

Ein leichter Klang unterbrach ſie. Das Medaillon, das ſie gänzlich vergeſſen, war ihrer Hand entglitten und zur Erde gefallen. Jeannette hob es auf.

„Armer Emil!" redete ſie halb lächelnd vor ſich hin, „trotz deines Unglücks und der Freundſchaft, die ich für deine Schweſter hege, die ſo warm für dich geſprochen, wirſt du wohl eben ſo wenig Gnade vor meinen Augen finden, als alle Anderen."

Das junge Mädchen näherte ſich dem Fenſter, um das Bild zu betrachten, denn in der Kammer war es allmälig dunkel geworden, und nur ab und zu ſandte die untergehende Sonne einen lichten Strahl in den kleinen traulichen Raum, — wo der kleinſte Gegenſtand von dem angeborenen Schönheitsſinn Jeannettens zeugte. Da war Alles ſo weiß, ſo reinlich, da lag auch kein Stäubchen auf den zierlichen Meubles, da ſchaute die Madonna mit dem Jeſuskindlein auf dem Arme und einem geweihten Zweig über dem Haupt ſo gütig auf den Eintretenden, daß in Jegliches Bruſt ein ſüßer Friede ziehen mußte, der dieſe Stätte betrat.

Und deßhalb war auch ihre Kammer Jeannettens liebſter Aufenthalt. Hier konnte ſie ungeſtört träumen und deßhalb war ſie auch hierher geeilt, um den Sturm in ihrer Seele, den des Vaters Worte hervorgerufen, zu beſänftigen.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Prozeß Traupmann.

Fortsetzung.

Sitzung vom 30. Dezember. Der Andrang zum Schwurgerichts-Saale ist ungeheuer. Unter den Anwesenden bemerkt man die Diplomaten Graf Stackelberg, Graf Seebach, Graf Moliken, den Herzog von Alba, Neffen der Kaiserin, mit mehreren Kammerherren, die Theaterdichter Emilie Augier, Alexander Dumas und d'Ennery, die Abgeordneten Calvet-Rogniet, Dugné und Guilloutet, den Sänger Capoul, den Schauspieler Coquelin u. s. w. Die Verhandlungen sollen heute, nöthigenfalls mit Hülfe einer Nachtsitzung, zu Ende gebracht werden. Traupmann scheint blässer als gestern und sehr niedergeschlagen. Als letzter Zeuge gibt der Professor Roussin sein Gutachten ab, d. i. das Resultat der Untersuchung, welcher er die blutbefleckten Kleidungsstücke, die im Hotel zum Nordbahnhofe mit Beschlag belegt wurden, unterzogen hat. Er constatirt, daß er an den Manchetten des J. T. gezeichneten Hemdes zahlreiche, aus Anspritzung entstandene Blutflecken gefunden hat, daß in der einen Hosentasche, sowie auf dem Deckel und den Henkeln des Handkorbes ebenfalls zahlreiche, durch Berührung entstandene Blutflecke zu sehen waren, endlich daß die Klinge und der Griff des Messers in eine Mischung von Blut und Koth getaucht waren. Es scheint ihm unumstößlich, daß Gustav Kinck durch Streiche von hinten getroffen worden ist. Was Johann Kinck betrifft, dessen Eingeweide Roussin ebenfalls untersucht hat, so wurde in dem Waschwasser des Magens eine bedeutende Menge schwefelsauren Alkali's gefunden; Blausäure selbst fand man nicht, wohl aber die bestimmenden Elemente derselben, nämlich sehr fein vertheiltes Preußisches Blau in der Schleimhaut des Magens. Herr Roussin zeigt Proben davon den Geschworenen und erläutert ihnen auch die Blutflecken an den Kleidungsstücken. Traupmann (ihn unterbrechend): das ist mein Blut, welches aus meiner Wunde spritzte. Präs.: (zu den Sachverständigen): Sie halten also für festgestellt, daß der Angeklagte mit Hilfe von gelbem blausauren Kali und Schwefelsäure es dahin gebracht hat, Blausäure zu erzeugen? Roussin: Ja wohl, und ich bin sogar ganz erstaunt über die Geschicklichkeit und Intelligenz, welche der Angeklagte entwickelte, um mit Hilfe so unvollkommener Instrumente eine so schwere Destillirung zu erzielen. Damit ist die Beweisaufnahme geschlossen und der Generalanwalt Grandperret erhält zur Ausführung der Anklage das Wort. Während seines Vortrags, auf welchen wir, da er lediglich eine Umschreibung und Ausführung der Anklageschrift ist, nicht näher einzugehen brauchen, vollzieht sich mit dem Angeklagten eine sichtbare Veränderung. Er hört erst aufgerichteten Hauptes zu, dann bricht er nach und nach in sich zusammen, so daß zuletzt die beiden Gendarmen, die ihn umgeben, ihn förmlich stützen müssen. Er ist todtenbleich und unbeweglich, ein Bild der Verzweiflung. — Der Vertheidiger Lachand verschmähte es, dem Angeklagten in dem thörichten von ihm eingeschlagenen System zu folgen. Ich werde vor Ihnen der Wahrheit nachforschen, sagte Lachand, aber der Wahrheit, wie ich sie verstehe, nicht, wie der Angeklagte sie Ihnen aufdrängen zu können glaubt. Sie werden nicht denken, daß ich hier bin, um Alles, was er gesagt hat, zu wiederholen und zu vertreten; denn das hieße, aus meinem Amt das elendeste aller Handwerke machen. Ich bin hier, diesen Mann zu vertheidigen, das ist wahr, aber bevor ich sein Anwalt bin, bin ich auch sein Richter. — Seine Vertheidigung gehört mir allein an und ich werde sie Ihnen als ein Ehrenmann vortragen, welcher stets nur nach seinem Gewissen und nach seiner Vernunft spricht. Wer ist dieser Mensch — oder vielmehr, wer ist dieses Kind? Ich forsche seit zwei Monaten und kann es nicht erkennen. Ist es ein Mensch, ist es ein Tiger oder ein Unsinniger, dem Gott die Vernunft wieder genommen hat? In dieser Frage liegt der ganze Prozeß. Der Redner gibt hierauf ein Bild von dem freudlosen Lebenswege Traupmann's, von dem Dämon des Durstes nach Reichthum, der ihn ergriff, — von seiner Vorliebe für

Digitized by Google

Romane, in denen, wie im „Ewigen Juden“ ein Mensch nach einem großen Vermögen jagt. Wollen Sie, fährt Lachaud dann fort, daß dieser selbe Mensch Thränen vergieße, so erinnern Sie ihn an seine Mutter, seine Mutter, — welche er anbetete. (Auf diese Worte neigt der Angeklagte das Haupt und scheint zu weinen.) Ja, — es gibt einen Winkel in dem Herzen dieses Menschen, welcher noch rein ist, der, in welchem seine Liebe für die Seinigen wohnt, — eine Liebe, die ihn oft selbst die Sorge um seine persönliche Erhaltung vergessen ließ. Am Tage der Ermordung Johann Kind's gab es kein Brod in der Familie und obgleich seine Mutter nicht wußte, daß er Geld hatte, gab er ihr 20 Francs. Am 20. September, als die That von Pantin schon bekannt war, schickt er 100 Frcs. an seine Mutter, auf die Gefahr hin, — sofort den Verdacht auf sich zu lenken. So ist dieser Mensch ein Widerspruch von Kindlichkeit, Unvorsichtigkeit und Bestialität. Im weiteren Verlauf seiner Vertheidigung unterstützt Herr Lachaud erst schüchtern, dann immer entschiedener, die Angabe des Angeklagten, daß er Mitschuldige gehabt hätte. Wer diese Mitschuldigen sind, er weiß es nicht. Denn in dem Augenblick, da Traupmann sie ihm nennen wollte, hätte er, Lachaud, sich geweigert, ihn anzuhören, um nicht seine Seele mit einem solchen schrecklichen Geheimniß zu belasten. (Skeptische Bewegung im Zuhörerraum.) Zur Untersuchung des Geisteszustandes des Angeklagten übergehend, meint Lachaud, man müsse Traupmann zu jenen Geisteskranken rechnen, — welche die Engländer unter dem Namen „Verbrecherwahnsinn“ classificiren. Schließlich bricht der Vertheidiger eine Lanze für die Abschaffung der Todesstrafe, indem er so den Geschworenen den Gedanken nahe legt, mildernde Umstände zuzulassen. Das Publikum, welches zu der Rede des Anklägers Beifall geklatscht hatte, äußert sich nach derjenigen des Vertheidigers in einem Gemurmel, welches gleichzeitig Bewunderung für die Beredtsamkeit Lachauds und einen Protest gegen seine Schlußanträge ausdrückte. Nach einer kurzen Replik und Duplik der beiden Theile und nachdem Traupmann auf Befragen mit großer Unbefangenheit erklärt hat, daß er nichts hinzuzufügen habe, recapitulirt der Vorsitzende in einem zweistündigen Vortrage, welcher in dem Angeklagten nur das Gefühl der Langeweile zu erwecken scheint, den Inhalt der Debatten. Um 9 Uhr ziehen die Geschworenen sich zurück, um über die ihnen vorgelegten 16 Fragen zu berathen. Man versichert, daß während der Pause der Angeklagte seinen Wächtern allen Ernstes vorgeschlagen hätte, eine Partie Karten mit ihnen zu spielen. Ich weiß recht gut, hätte er gesagt, daß man mich zum Tode verurtheilen wird; aber deßhalb will ich doch zu Nacht essen, und übrigens will ich auch die Nichtigkeits-Beschwerde einlegen; unterdessen wird man schon die Brieftasche finden, in der meine Mitschuldigen verzeichnet sind Nach einer nur halbstündigen Berathung eröffnet der Sprecher der Jury das Verdict, welches ohne Zulassung mildernder Umstände alle Fragen bejaht. Der Staatsanwalt beantragt die Anwendung des Artikel 302 des Code pénal (Todesstrafe.) Der Angeklagte erklärt auf Befragen in gleichgiltigem Tone, er habe nichts zu bemerken. Der Gerichtshof zieht sich zurück und verkündet nach einer Berathung von fünf Minuten, daß Johann Baptist Traupmann zum Tode verurtheilt ist. (Beifallszeichen im Zuhörerraum, die sofort zum Schweigen gebracht werden.) Der Angeklagte hört den Urtheilsspruch, ohne eine Miene zu verziehen. Nachdem der Präsident ihm eröffnet, daß er drei Tage habe, um die Nichtigkeits-Beschwerde einzulegen, erhebt er sich, indem er: Merci murmelt, — grüßt lächelnd und folgt ohne die geringste Aufregung zu verrathen, seinen Wächtern. Das Publikum ging schweigsam auseinander. In der Haft wurde der Angeklagte von dem Director und dem gesammten Personal der Conciergerie erwartet. Er verlangte zu speisen; aber ohne zu antworten, führte man ihn in seine Zelle, wo man ihm eröffnete, daß er sich auszukleiden habe, damit man ihm die Zwangsjacke anlege. Traupmann fügte sich ohne Widerstand und begab sich sogleich zur Ruhe. Im Laufe des heutigen Tages hat Hr. Lachaud dem Verurtheilten einen Besuch abgestattet. Schluß folgt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1370. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 6.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Eine der letzten Sonnenstrahlen schaute eben herein, als das junge Mädchen die Kapsel öffnete und ein ruhiger Hauch umfloß das Bild, auf das sich der Blick Jeannettens richtete. Einen Augenblick heftete sich ihr Auge unverwandt auf das Portrait, — dann ließ sie es sinken, während eine tödtliche Blässe ihr Antlitz bedeckte; ihre Brust pochte ungestüm und ihre zitternden Finger vermochten kaum das Medaillon zu bewahren.

Das Portrait war das Brustbild eines jungen Mannes von höchstens 24 Jahren. Reiches, blondes Haar von seltener Schönheit umgab das stolze Antlitz, dessen blaue Augen so mild und doch so muthvoll leuchteten. Noch nie hatte sie ein Männerantlitz von solcher Schönheit geschaut und starr und unbeweglich stand sie da, den Blick unablässig auf das geöffnete Medaillon gerichtet, obgleich längst die Dunkelheit hereingebrochen war und sie die Züge des Bildes nicht mehr erkennen konnte.

Was in ihrer Seele vorging, sie wußte es selber nicht — bald durchzuckte sie entsetzlicher, banger Schmerz, bald hätte sie aufjubeln mögen in unendlichem Entzücken. — Stunde auf Stunde verging, das Mädchen achtete dessen nicht, sie kümmerte keine Zeit. Wie eine „Träumende" stand sie da — und ihr weißes Mieder leuchtete hinaus in die Dunkelheit.

Da plötzlich flog ein Steinchen gegen die Scheiben des Fensters, das nach dem Hintergarten hinaus lag. Erschreckt fuhr sie zusammen, und erst jetzt bemerkte sie die Dunkelheit um sich her und ein Gefühl der Furcht und des Alleinseins beschlich sie — Sie wollte die Kammer verlassen, da klang es zum Zweitenmal an die Scheiben, und eine leise Stimme im Garten flüsterte kaum vernehmbar den Namen des jungen Mädchens.

Jeannette wandte sich um, rasch entschlossen öffnete sie geräuschlos das Fenster und fragte mit leiser Stimme hinunter: „Wer ruft mich?"

„Ich bin es," — tönte es von unten.

„Adele, Du?" rief Jeannette erstaunt — „Du, zu dieser Stunde und in solcher Heimlichkeit — was ist geschehen?"

„Jeannette, Du mußt mich hören, mußt mir beistehen, wenn Du mich nicht tödten willst. Ich bin über die Hecke gestiegen und um das Haus geschlichen, weil ich Dich sprechen wollte. Jeannette, mein Bruder — "

„Still — um Gotteswillen, kein Wort," — rief Jeannette in höchster Angst, aber sich sogleich zusammennehmend, flüsterte sie: „Nimm die Obstleiter, sie steht am Birnbaum, und steige zu mir heran. Aber gib Acht, daß Dich Keiner entdeckt — es ist sonst Alles verloren."

Sie erhielt keine Antwort, aber ein leises Krachen verrieth ihr, daß die Leiter an das Haus angelegt ward, und wenige Augenblicke später erschien Adele am Fenster und sank fast bewußtlos in die Arme der Freundin.

„Sprich, sprich, was ist geschehen?" drangte Jeannette, „um Gotteswillen, sollte denn der Vater Recht haben? Dein Bruder ist hier? — Nicht?"

Digitized by Google

„Ja," brachte Adele kaum vernehmbar hervor, „er ist im Dorfe."

„Der Unglückliche!" rief Jeannette, „er ist verloren, aber fasse Dich, erzähle mir Alles, vielleicht ist Rettung möglich — nein, keine vielleicht," unterbrach sie sich, „wir müssen ihn retten."

„O, ich wußte es wohl, Du würdest mich nicht verlassen," rief Adele, sich allmälig erholend. „Höre denn. Als ich vor einigen Stunden Euer Haus verlassen, eilte ich unserer Wohnung zu, um dem Oheim die schrecklichen Nachrichten von Deinem Vater mitzutheilen; als ich die Thür unseres Hauses erfaßte, da tritt mir ein Mann entgegen, in eine bestaubte Blouse gekleidet, einen dicken Wanderstab in der Hand. Sein blondes Haar hing wirr um das Haupt, sein Antlitz war bleich und trug die Spuren erlittener Strapazen und Entbehrungen. Aber trotz dieses Zustandes erkannte ich ihn auf den ersten Blick — es war mein Bruder, es war Emil, der vor mir stand, geächtet und vogelfrei wie ein Mörder."

„Armes Kind, armes Kind!" flüsterte Jeannette.

„Mein Entsetzen kannst Du Dir denken," fuhr Adele nach einer Weile fort. — „Nur mit Mühe hielt ich mich, daß ich nicht aufschrie vor Bestürzung, und eine namenlose Angst beschlich meine Seele. Wenn man ihn entdeckte, wenn man ihn von meiner Seite reißen würde, dieses Alles ging wie ein Blitz in diesem Augenblicke durch meine Sinne. Und zudem, durfte ich dem Oheim, der Emil seines Standes halber nicht liebte, sein Dasein entdecken, — wo Dein Vater mein Herz mit den Erzählungen der Strafen erschüttert, die den treffen, der einen jener Flüchtigen verbirgt?"

„Aber komm zu Ende," drängte Jeannette; „gelang es denn Dir, ihn unbemerkt zu verbergen?"

„Mit Gottes Hülfe," entgegnete Adele, „ich führte ihn auf den Boden, wo das Heu liegt und dort ist er vorläufig sicher. Allein er kann dort nicht bleiben, denn schon morgen kann ihn einer der Knechte entdecken. Und wo soll er Nahrung finden, wer soll ihm Speise und Trank bringen? — O Jeannette, ich bin ein unglückliches Mädchen!" Und laut weinend sank sie in die Arme der Freundin.

(Fortsetzung folgt.)

Der Prozeß Traupmann.

(Schluß.)

Paris, 1. Januar. Traupmann unterzeichnete gestern Nachmittags sein Cassations-Gesuch und wurde dann sofort aus der Conciergerie nach dem Gefängniß La Roquette gebracht, wo bekanntlich die zum Tode Verurtheilten bis zu ihrer Hinrichtung verbleiben. Er kam dort gegen 6 Uhr an. Die Nacht von Donnerstag auf Freitag verbrachte derselbe sehr unruhig. Nachdem die Sicherheits-Polizei-Agenten sich entfernt, stand er wieder auf und verlangte etwas zu essen. Er aß wenig, obgleich er Hunger hatte. Es schien, als plage ihn eine fixe Idee; er stöhnte fortwährend vor sich hin. — Nach dem Souper legte er sich wieder nieder. Sein Schlaf war kein ruhiger; er seufzte und sprach während desselben ohne Aufhören. Als er gestern Morgens aufwachte, hatte er das Aussehen eines Menschen, der sich plötzlich an seine unglückliche Lage erinnert. Ohne gerade niedergeschlagen zu sein, war er schweigsam und nachdenkend. Gleich nach dem Erwachen des Verurtheilten besuchte ihn der Gefängniß-Director, um ihn zu fragen, ob er einen Wunsch habe, und ihm anzukündigen, daß, wenn er ein Cassations-Gesuch einreichen wolle, er bereit sei, ihm die Mittel dazu zu liefern. „Ich danke Ihnen," — antwortete Traupmann; „ich verweigere es nicht, aber Herr Lachaud hat mir versprochen, mich heute zu besuchen, und ich will nichts ohne ihn thun." — „Wollen Sie, daß man

Digitized by Google

ihn benachrichtigt?“ — „Ich will gern.“ Bis halb vier Uhr, um welche Zeit Lachaud kommen sollte, befand sich Traupmann in einer furchtbaren Aufregung. Er blieb keinen Augenblick ruhig und ging fortwährend im Zimmer auf und ab. Er verlangte, daß man ihm helfe, damit er sich vor Lachaud zeigen könne, wie er es wünsche. Er ließ sich die Haare beinahe kokett in Ordnung bringen. Um halb vier Uhr kam Lachaud endlich nach der Conciergerie. Der Gefängniß-Director ging ihm entgegen. „Eilen Sie sich, er ist ungeduldig; er denkt nur an Sie, er spricht nur von Ihnen.“ — „Armer Unglücklicher!“ meinte Lachaud. — „Wo wollen Sie ihn sprechen? In seiner Zelle?“ — „Nein,“ antwortete er, „im Advokatenzimmer.“ („Ich wollte,“ so sagte Lachaud später, „Traupmann einige ruhige Augenblicke geben, ihn von seinen Kerkermeistern befreien und allein mit ihm sein.“) Traupmann trat schnell ein. Er hatte es durchgesetzt, daß man ihm über seine Zwangsjacke einen Mantel warf. Er wollte nämlich nicht in derselben vor Lachaud erscheinen. Die Kerkermeister zogen sich zurück, und der Vertheidiger und der Verurtheilte befanden sich allein.

„Armer Unglücklicher,“ — sagte Lachaud zu Traupmann, der sich tief verneigte — „Muth, Resignation!“ — „Mein Herr,“ sagte Traupmann, „ich wollte — ich wollte Ihnen für Ihre außerordentlichen Bemühungen danken, die Sie gemacht haben, um mir den Kopf zu retten. Es scheint, daß es unmöglich war. Dies ist aber gleichgiltig; ich habe fast nur noch einige Stunden zu leben; aber ich bin Ihnen sehr dankbar, und wenn ich die Ewigkeit habe, so werde ich Ihnen für alles dieses danken!“ — „Beruhigen Sie sich,“ meinte der Vertheidiger. — „Ja, Herr Lachaud. Was ich für Sie — für Sie fühle, kann ich nicht ausdrücken.“ — „Gut! Traupmann! Sie müssen ein Cassations-Gesuch einreichen.“ — „Herr Lachaud! ich will wohl, wenn dies dazu führt, daß man meine Mitschuldigen aufsucht; — wenn dies aber nicht geschieht, so will ich nicht länger leben.“ — „Wer weiß?“ meinte Lachaud. — „Dann werde ich unterzeichnen. Man sagt, daß der Cassationshof sehr langsam ist; bitte, bemühen Sie sich darum, daß er meine Sache schnell zu Ende führe: ich habe genug, zu viel; ich will nichts mehr, wenn man meine Mitschuldigen nicht aufsucht.“ — In diesem Augenblicke tritt der Gefängniß-Director ein, um den Verurtheilten das Cassations-Gesuch unterzeichnen zu lassen. Man mußte ihm deßhalb die Zwangsjacke losmachen. Während man dieselbe, — nachdem er unterzeichnet hat, wieder festknöpft nähert er sich Lachaud: „Mein Herr!“ sagte er, „nochmals, nochmals meinen Dank.“ Er verneigte sich dann tief. „Adieu,“ sagt Lachaud, „auf Wiedersehen! Wenn Sie meiner bedürfen, wenn Sie mich wiedersehen wollen, so benachrichtigen Sie mich, und ich eile herbei.“ — „Ich danke Ihnen!“ sagte Traupmann, und wieder zurückkommend, fügte er hinzu: „Dann, auf Wiedersehen!“ Hiemit hatte die Unterredung ihr Ende, und Traupmann wurde in seine Zelle zurückgeführt. — „Es mag sein, wie es will,“ meinte Lachaud beim Weggehen, „ich glaube an Mitschuldige; ich sage nicht, daß es deren drei gibt, aber es gibt deren.“ Kaum war Lachaud fort, so benachrichtigte der Gefängniß-Director Traupmann, daß sie sich verlassen müßten. — Traupmann war überrascht und rief: „Sofort, auf diese Weise gleich, nachdem man etwas unterzeichnet, aus seinem Gefängniß herausgerissen zu werden!“ Traupmann beruhigte sich aber, und der Gefängniß-Director erklärte ihm, daß er als Verurtheilter der Roquette angehöre. Traupmann hatte seine Vorbereitungen schnell beendet. Er sagte dem Director Adieu und dankte ihm. „Adieu!“ antwortete der Letztere, und Traupmann wurde in den gelben Zellenwagen gehoben, der ihn nach seiner letzten Wohnung brachte. Lachaud hat, wie er nach den Gerichtsdebatten sagte, durch seine Vertheidigungs-Rede Traupmann weniger gehässig machen wollen. Als man ihn fragte, was er hoffe, meinte er: „Daß er mich rufen und mir die Namen seiner Mitschuldigen mit der Ermächtigung, sie zu enthüllen, nennen werde.“

* * *

Digitized by Google

Traupmann hat dieser Tage den Polizeibeamten Souvras, welcher die Nachforschungen nach der Leiche Johann Kind's im Elsaß geleitet hatte, zu sich in die Haft von La Roquette rufen lassen. Als Herr Souvras in die Zelle trat, erhob sich der Gefangene und bot ihm einen Stuhl an, ganz wie wenn er Jemand in seiner Wohnung empfänge. Traupmann war etwas blaß; er trug die graue Hose, das grobleinene Hemd und die Hausmütze der Gefangenen von La Roquette. „Wie geht's, Traupmann?" — fragte Herr Souvras. — „Sehr gut," antwortete der Verurtheilte mit der größten Ruhe. — „Sie haben mich gestern rufen lassen; Sie sehen, daß ich pünktlich Folge leiste." — „Ich danke Ihnen dafür; denn was ich Ihnen zu sagen habe, gestattet keinen Verzug. Es handelt sich um meinen Kopf. (Und als ob er bei dem Andern den Gedanken, daß er Furcht hätte, nicht aufkommen lassen wollte, fuhr er rasch fort): Nicht, daß ich den Tod fürchte, die Verurtheilung zum Tode wäre mir sehr gleichgültig, wenn ich nicht meine Familie hätte. Ich für meine Person möchte lieber gleich ein Ende machen und ich sagte schon Hrn. Lachaud, daß er, ehe ich 40 Tage lang in der Zwangs-Jacke bleiben solle, lieber dafür sorgen möchte, daß ich sofort hingerichtet würde." Dabei ließ er einen Blick auf die Zwangsjacke gleiten, welche in diesem Augenblick zu Füßen seines Bettes lag. Dann erkundigte er sich nach seiner Familie: „Lebt meine Mutter noch?" — „Ja." — „Sie wissen, vor einiger Zeit sagte man mir auch, daß meine in der Schweiz verheirathete Schwester noch lebe, und das war nicht wahr." — „Ihre Schwester ist im Wochenbett gestorben." — „Und auch aus Gram!" Dabei verrieth er nicht die geringste Bewegung; dann fuhr er fort: „Ich habe Sie kommen lassen, um Ihnen anzugeben, wo Sie die Brieftasche Kind's finden können, die für mich so wichtig ist, weil sie die Namen meiner Mitschuldigen enthält." Und nun nahm er ein Blatt Papier, und zeichnete einen Plan des Weges von Cernay bis zu dem Baum, in welchem in einer Tiefe von zwanzig Centimeter die Brieftasche aus schwarzem Leder, in ein roth karrirtes Schnupftuch gewickelt, liegen sollte. Herr Souvras ließ ihn den Plan vollenden, dann sagte er ihm: er würde besser thun, seine Mitschuldigen namhaft zu machen, da man in diesem Falle gewiß auch neue Nachforschungen nach der Brieftasche anstellen würde. Traupmann wiederholte, er könne diese Enthüllungen nicht machen, — da eine Person, die ihm theuer sei, dabei kompromittirt sein würde. Die Unterredung dauerte 25 Minuten, ohne zu einem anderen Resultate zu führen. Traupmann beklagt sich nicht über das Regime des Gefängnisses. Er verlangte nichts anderes, als man in der Regel den zum Tode Verurtheilten gibt: zwei Fleischmahlzeiten und eine Ration Wein; doch nimmt er gern des Morgens weißen Kaffee aus der Hand des Almoseniers Abbé Crozes, der auch täglich in seinem Vertrauen gewinnt und dessen Besuche er mit Ungeduld erwartet. Traupmann hat die an Herrn Souvras gerichteten Vorstellungen auf dessen Rath in einem Schreiben an den General-Prokurator wiederholt.

* * *

Paris, 6. Januar. Wie es heißt, hat man gestern einen Mann verhaftet, den man für einen „Mitschuldigen" Traupmann's hält. Derselbe kam nach der Polizei-Präfektur und meldete sich als Vagabunden. Als man ihn ausfragte, gab er sehr verlegene Antworten und nannte den Namen „Traupmann." Man brachte ihn in Folge dessen sofort nach Mazas. Traupmann bleibt übrigens immer dabei, daß er Mitschuldige habe. Seit seinem Aufenthalte in der Roquette ist er äußerst niedergeschlagen; sein Schlaf ist unruhig. Seine Eitelkeit behält aber doch die Oberhand; so machte es ihm ein ungewöhnliches Vergnügen, daß der Gefängnißschreiber, welcher seinen Namen aufnehmen sollte, in Ohnmacht fiel, als er ihn gewahr wurde. Seine gewöhnlichen Besucher sind Bozerian, sein Advokat vom Cassationshof, der Chef der Sicherheits-Polizei, Herr Claude, und der Agent Souverat.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 7.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Jeannette dachte lange nach. Tausend Gedanken bestürmten sie, und keiner schien ihr der rechte. Aber plötzlich richtete sie sich auf, eine Eingebung schien über sie gekommen.

„Ja, so muß es gehen," rief sie frohlockend, „er ist gerettet, verzage nicht, Adele, ich habe Dir Freundschaft gelobt — ich werde sie halten und Deinen Bruder retten."

„O ich verehre Dich, wie einen Engel des Himmels," jubelte Adele — aber plötzlich einhaltend, fragte sie: „doch was vermagst Du zu thun, Du, ein schwaches Mädchen? Wie kannst Du, selber schutzlos, ihn vor Gewalt schützen?"

„Ich kann es!" — rief Jeannette, „der Himmel selbst, er zeigt mir einen Weg zu seiner Rettung."

Hastig zog sie den Schlüssel aus ihrem Mieder, den ihr der Vater vorhin übergeben, und reichte ihn der überraschten Freundin.

„Was soll dieser Schlüssel?" fragte Adele erstaunt.

„Du kennst das allein stehende einsame Häuschen hoch oben auf dem Berge, das mein Oheim hinterlassen, es steht leer und einsam, und Keiner wird den Flüchtigen in dem Eigenthum des Vaters Mathieu suchen. Hier ist der Schlüssel, sobald die Nacht herein bricht, führe ihn dorthin, oder zeige ihm genau den Weg, und um Mitternacht, wenn Alles schlaft, dann werde ich selbst hinaufsteigen und ihm weitere Kunde bringen, wie zu handeln."

„Bist Du mit mir zufrieden, Adele?"

Das junge Mädchen war der Worte unfähig. Im stummen Dank warf sie sich der Freundin zu Füßen, die sie gerührt aufhob.

„Und jetzt mußt Du fort, Adele, der Oheim könnte Dich — und mich der Vater vermissen," redete sie weiter. „Nimm Dich zusammen und meide jeden Argwohn, wenn Dir das Haupt Deines Bruders lieb ist. Der allmächtige Gott, um dessentwillen Emil dies Alles duldet, und die heilige Jungfrau wird uns beschützen."

Stumm nahm Adele Abschied von der Freundin und verließ auf demselben Wege, wie sie gekommen war, die Kammer derselben.

Angstvoll forschte Jeannette, bis die Stille rings umher ihr die Ueberzeugung gab, daß Adele das Haus verlassen, dann verließ sie die Kammer und schritt in das Wohnzimmer hinunter, um das Abendbrod für den Vater zu besorgen.

Die Nacht war angekommen. Mild und sanft ließ sie sich auf die Erde nieder und breitete wie eine fromme Mutter ihren Schleier auf Millionen zuckende Herzen. — Und stiller ward es, und immer stiller im weiten Frankreich. Tyrannen und Henker ruheten von ihrer blutigen Arbeit, und die Gemißhandelten, von ihren Qualen erschöpft, vergaßen oder vergrößerten ihr Leid in Träumen. Auch über La Rose war die Nacht gekommen. Der Duft der kaspenden Blumen vermischte sich mit ihrer Frische und ein süßer Wohlgeruch erfüllte die Natur. Schlaftrunken girrte die Nachtigall im grünen Busche und flötete dem Mond Töne von Liebeslust und Leid entgegen. Und der alte

Digitized by Google

Geselle lächelte vergnügt, und schickte ein Sternlein nach dem anderen hinunter aus der großen Zahl, ihr süße Ruhe zu wünschen; Alles schlief ja, und nur wenn kein Lauscher wacht, dann redet die Natur ihre eigene liebende Sprache und jedes versteht das andere.

Die Uhr der Dorfkirche schlug die zwölfte Stunde. Aber kein Wächter ließ sich, wie sonst überall, vernehmen, der mit Horn und Ruf die Mitternacht verkündete, denn La Rose hatte keinen Wächter. Der große Hund, — den fast jedes Haus besaß, war Sicherheit genug, und seit Menschengedenken hatte nichts von Diebstahl in La Rose verlautet. Der Schlag war kaum verhallt, als sich das Pförtchen, das von dem Hintergarten des Dorfrichters auf das Feld führte, öffnete. Eine Gestalt, in einen Mantel gehüllt, unter dem sie einen Henkelkorb verbarg, verfolgte unaufhaltsam den Weg, bis sie auf einem Vorsprung des Berges anlangte und sich auf einer Moosbank niederließ. Die Gestalt schlug den Kragen des Mantels zurück, der das Antlitz beinahe gänzlich verhüllte. Es war Jeannette.

Sie erhob gedankenvoll ihren Blick zu dem Häuschen, das in kurzer Entfernung über ihr lag. Hell und freundlich stand es vom Mondlicht umglänzt da; man konnte fast den Epheu erkennen, der es umrankte. Es bestand nur aus einem Erdgeschosse, über dem sich ein kleiner Boden befand, und nur zwei kleine Fenster, — die nach dem Dorfe hinunter leuchteten, verliehen dem Wohnzimmer Helle. Aber jetzt war Alles dunkel und einsam in dem Hause und kein Lichtstrahl drang durch die Scheiben — und keine Spur zeugte von einem etwaigen Bewohntsein des kleinen Gebäudes.

Erst jetzt und in diesem Augenblicke schien ihr die Bedeutung des Schrittes, den sie vorhatte, vor die Seele zu treten. Ihr Auge, das bisher wie in Begeisterung geleuchtet hatte, ward allmälig trüber, und das ungestüme Pochen ihrer Brust ging zu sanfteren Schlägen über. „Und wenn er anders wäre," flüsterte sie, „anders, als ich mir ihn gedacht, — wenn meine Freundschaft zu Adelen, mein eigener Drang mich mißleiten und ich ewig dieser Nacht mit Entsetzen gedenken müßte? Was will ich thun? Zu einem Manne wandle ich, das Mädchen, allein in dunkler Nacht, — ohne Schutz, zu einem Geächteten." Und wieder erhob sie den Blick zu der Höhe. Eine düstere Wolke hatte die Mondsichel verhüllt und traurig und finster stand das Häuschen da.

Eine Angst überfiel das junge Mädchen, ein fieberhaftes Beben ließ die schlanke Gestalt erzittern, ihr Fuß wandte sich zum Hinuntereilen, fort wollte sie von dem Orte, vor dem ihr graute, unter Menschen sich wissen, — mochte aus dem Unglücklichen dort oben werden, was immer wollte.

Da drang plötzlich ein leiser Ton durch die Stille der Nacht.

So süß, so schmelzend war der Klang, daß er die Aufregung des Mädchens im Nu besänftigte und Jeannette, wie von einem Zauber gebannt, stehen blieb und die nie gekannte Harmonie mit endlosem Entzücken durch die Saiten ihres Herzens ziehen ließ. Es war eine Tenorstimme von seltener Schönheit, die wie vom Gipfel des Berges herab hallte; die Luft war so stille, daß jedes Wort, obwohl nur leise gesungen, deutlich vernehmbar war und die lauschende Jeannette jede Silbe des folgenden Liedchens verstand:

O komm' zu mir, mich zu heilen
Zu Deiner beseel'genden Näh',
O komm' zu mir, mich zu heilen
Von meinem unendlichen Weh.

Ich habe erduldet, gelitten,
Ich ward verstoßen, gehaßt,
Nun flücht' ich zu Deinem Herzen,
Will halten dort ewige Rast.

Und stößest Du von Deinem Herzen
Den Bitt'rer, vom Hasse bedroht,
So laß mich nur gehen und sterben,
Dann sei mir gegrüßet der Tod.

Digitized by Google

Eine Pause entstand, und erst jetzt wagte es Jeannette, den Blick wieder nach oben zu erheben. Was sie sah, erfüllte sie mit süßem Beben. Die Wolke hatte sich verzogen, das Häuschen stand hell, wie am Tage, da, und vor demselben, am Rande des Vorsprungs, stand ein Jüngling mit hellblondem Haar, das unbedeckt das wunderbar schöne Antlitz umwallte, eine Guitarre im Arme — da stand das Ideal ihrer Träume leibhaftig vor ihren Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Raubmord von Antogast

kam am 27. und 28 Dezember vor dem Schwurgerichte von Offenburg zur Verhandlung. Der „Schwäbische Merkur" berichtet darüber: Den Gegenstand der Verhandlung vor dem hiesigen Schwurgerichte bildete heute der Raubmord von Antogast gegen Karl Döbich von Unterjettingen in Württemberg, 27 Jahre alt, ledig, Schuster, und Johann Steidel in Erlenbach in der bayerischen Rheinpfalz, 30 Jahre alt, Schuster, verheirathet, Vater von zwei Kindern. Fabrikant Emil Mathiß von Freiburg wurde am 27. August vorigen Jahres in Antogast, wo er Badgast war, vermißt und nach langem Suchen endlich anderthalb Stunden von Antogast im Walde als verwesende Leiche unter Felsen versteckt aufgefunden. Der Leichnam war der Stiefel, goldenen Uhr mit Kette und Medaillon, dreier Ringe, der Brieftasche, über 100 fl. Geld, zusammen 230 fl. — Werth, beraubt. Hut und Stock wurden in kleiner Entfernung aufgefunden. Mehrere Tage war die eingeleitete Untersuchung erfolglos. Anfangs September wurde der hiesigen Untersuchungs-Behörde eröffnet, daß am 19. August ein des Raubmords von Antogast verdächtiges Individuum in Straßburg verhaftet worden sei. Dies war Karl Döbich, Schustergeselle. Man fand bei letzterem eine goldene Taschenuhr und goldene Kette, Medaillon, eine Brieftasche und Portemonnaie mit 150 Francs, eine Doppel-Terzerole und ein dolchartiges Jagdmesser. Der Meister desselben sprach die Vermuthung aus, daß Steidel dessen Raubgefährte sein könne, weil er sich mit Döbich entfernt habe, und machte der Behörde Anzeige. Als nun Steidel am 23. August von Metz aus nach Straßburg zurückkehrte und von der Verhaftung Döbich's hörte, begab er sich in seine Heimath in der Pfalz und von hier aus wieder nach Straßburg, wo er am 4. September verhaftet wurde. Das Geständniß Döbich's lautet: Im Juni l. Js. habe er (Döbich) den Steidel, welcher durch die schlechte Haushaltung seiner Frau in Noth lebte, in Straßburg kennen gelernt und letzterem auch seine Noth mit seiner (Döbich's) Geliebten — die treulos zu werden schiene — geklagt, mit dem Entschluß, sie zu erschießen. — Steidel gefiel dieser Einfall und hatte ihn am 15. August veranlaßt, nach Deutschland zu gehen, um Geld durch Verbrechen zu machen. Die nächste Beraubung sollte bei einem Kaufmann in Freudenstadt ausgeführt werden. In Kehl kauften sie sich Doppel-Terzerole, Pulver und Schrot und ein Jagdmesser, begaben sich auf der Eisenbahn nach Appenweier und von da zu Fuß nach Oberkirch. Vor Oberkirch auf der Landstraße wurden die Terzerole geladen. Des anderen Tages, als sie ihre Reise gegen Antogast richteten, begegneten sie zuerst einer Dame und dann einem Pfarrer. Steidel habe Beide erschießen und berauben wollen; Döbich gab es nicht zu, weil erstere ein elendes Geschöpf — und letzterer ein armer Teufel sei. Als nun Steidel an der Breitenberger Höhe eines Herrn, des Mathiß, gewahr geworden, welcher eine goldene Kette anhatte, habe er auch Geld bei diesem vermuthet. Beide verfolgten nun Mathiß bis zum Eingang des Tannenwäldchens; Steidel habe sein Terzerol gezogen und sei leise dem Mathiß nachgeschlichen. Mathiß habe ihn endlich gehört und sich umgedreht. In diesem Augenblicke schoß Steidel in einer Entfernung von kaum zwei Fuß die Pistole voll scharfer Ladung dem Mathiß in's

Digitized by Google

Gesicht. Mathiß sei lautlos zusammengestürzt, Döbich sei aber in wilder Aufregung auf den Körper, der auf dem Gesichte gelegen, gestürzt und habe mit dem Jagdmesser ihm mehrere Stiche versetzt. Eine Schußwunde habe er nicht gesehen, auch wenig Blut. Den Leichnam hätten sie dann mit einander dahin getragen, wo er aufgefunden wurde. Einmal sei er gefallen. Im Verstecke hätten sie den Leichnam beraubt und dann mit Steinen und Moos bedeckt. — Steidel, verhört läugnet hartnäckig, obgleich Döbich ihn in einer Anrede zum Geständnisse bringen will. Er sagt: Döbich habe ihm die Absicht, seine Geliebte, welche untreu geworden, zu erschießen, mitgetheilt, und er habe ihm abgerathen. Gegen Zusicherung einer Belohnung von 20 Francs und freier Reise sei er mit Döbich gegangen. In Kehl habe Döbich Waffen für sich gekauft, wozu er diesem noch 5 Frcs. lieh, ohne zu wissen, daß die Waffen zur Verübung eines Raubes bestimmt seien. — Auf dem Wege von Oppenau nach Antogast habe ihm Döbich seine Mordgedanken offenbart und angerathen, einen Pfarrer zu erschießen, was er aber mit Abscheu von sich gewiesen. Als er den Herrn Mathiß sah, sei ihm Döbich nachgegangen, um angeblich den Herrn nach dem Wege zu fragen; er habe sich auf einen Stein gesetzt, wo er plötzlich das Packen des Herrn Mathiß von Döbich und das Miteinanderhinabstürzen vom Felsen von seinem Sitze wahrgenommen haben will. Auf einen Schuß sei er an den Ort der That zugesprungen und habe nur die Hand des Herrn gesehen, von welcher Döbich die Ringe nahm. Die übrigen Körpertheile seien schon verdeckt gewesen. Döbich habe ihm die Beute gezeigt, er habe aber nichts davon erhalten. Ueber die Rückreise nach Straßburg sind die Angaben der Angeklagten ziemlich gleich. Vom Mordplatze eilten sie durch den Wald nach der „Zuflucht." Steidel sagt: Döbich habe ihm eine Pistole gegeben, die er (Steidel), um Unglück zu verhüten, in der Nähe vergraben habe. Von Offenhöfen begaben sie sich nach Achern, wo sie Nachts 12 Uhr ankamen und mit dem Nachtzug nach Kehl fuhren. Von dem geraubten Geld und den goldenen Ringen will Döbich verloren und Steidel seinen Antheil zu geben vergessen haben. Obgleich die vergrabene Pistole, deren rechter Lauf abgeschossen, und deren linker noch mit einer Spitzkugel geladen war, von Steidel selbst gezeigt wurde, beharrt dieser bei seinem Läugnen. Die Sachverständigen (Gerichtsärzte) über ihr Gutachten gehört, sprachen sich dahin aus, daß Hr Mathiß eines gewaltsamen Todes gestorben und zwar durch die Angeklagten, daß Döbich's Schilderung, Steidel habe Mathiß in's Gesicht geschossen und er habe den Hingestürzten vollends erdolcht, die Thatsache der Wahrscheinlichkeit für sich habe. — Nachdem die von den Vertheidigern an die Aerzte gerichteten Fragen beantwortet, der Sachverständige Oberjäger Himmelebach über die Schußwaffen und der gerichtliche Schätzer über den Werth der geraubten Gegenstände gehört worden, wurden um 2 Uhr Nachmittags die 27 geladenen Zeugen vernommen. Diese konnten nur über die Abreise der Angeklagten von Straßburg, den Waffeneinkauf in Kehl, die Rückreise, das Treiben derselben nach der Rückkehr und das Auffinden der Leiche Auskunft geben. — Wie bereits mitgetheilt, wurden beide Angeklagte des begangenen Raubmords für schuldig erklärt und zum Tode verurtheilt.

(Beweis, daß jede Katze drei Schwänze hat.) Keine Katze hat zwei Schwänze; eine Katze hat einen Schwanz mehr als keine Katze. Wenn nun keine Katze zwei Schwänze und eine einen mehr hat, als keine, so hat mithin eine Katze in Summa drei Schwänze.

Spinoza, der jüngere.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuille'on zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 8.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Alles war vergessen in diesem Augenblicke — Furcht und bange Zweifel. Sie richtete, obwohl der dort oben Stehende sie nicht erblicken konnte, den thränenvollen Blick nach oben, und sich selbst und jede Rücksicht vergessend, rief sie mit lauter Stimme durch die Nacht hinauf: „Ich komme, ich komme!“

Dann eilte sie rastig vorwärts, unaufhaltsam bergan, — sich kaum die Zeit zum Athemholen gönnend, und bereits nach wenigen Minuten befand sie sich am Ziele. Der Fremde hatte seinen Platz am Vorsprung nicht verlassen, sondern schaute noch immer gedankenvoll auf die Landschaft hinab, die sich vor seinen Blicken ausbreitete. Bei dem Geräusch wandte er sich um.

„Was sehe ich!“ rief er, noch ehe Jeannette zu Worten kommen konnte. „Ist es ein Traumbild, was sich vor mir zeigt? Ist es die Fee des Berges, die mein Gesang herbeigelockt und die mich holen will in ihr wonnig Reich zu unendlichen Freuden?“

„Ihr wißt,“ erwiderte das junge Mädchen schüchtern, „ich bin nichts als eine arme Sterbliche, die Euch retten will, wenn sie es vermag. Aber was trieb Euch an, das Haus zu verlassen und Euch frei auf dem Berge zu zeigen? Wenn man Euch im Dorfe gesehen hätte —“

„Ja, ich war unvorsichtig,“ — unterbrach sie der Flüchtling, „ich fühle es, aber dennoch konnte ich nicht anders. Sollte ich mich in dumpfen Mauern verschließen, wenn draußen die helle Gottesnacht winkt mit ihrer herrlichen Kühle? Unwillkürlich trieb es mich, ein Lied anzustimmen, das erste seit langen Tagen voll des Elends und des Leides. Könnt Ihr mich tadeln, Mademoiselle?“

Der Blick, der diese Worte begleitete, war so sanft, so einschmeichelnd, daß Jeannette sich dem Zauber hingab, der sie unbewußt umstrickte.

„Hoffentlich wird Keiner Euch gesehen, Niemand als ich Euch gehört haben, aber in Zukunft hütet Euch, so lange dieser Ort Euch noch Schutz gewährt, bedenkt, daß Ihr es nicht mehr allein seid, dem die geringste Unvorsichtigkeit Gefahr bringt.“

„O, Vergebung, Vergebung!“ rief Emil, „konnte ich ahnen, welchem engelgleichen Wesen ich den Schutz zu verdanken habe! — Bisher trotzte ich den Gefahren, aber jetzt, jetzt will ich sie vermeiden, weiß ich doch nun, wofür ich lebe.“

„So kommt in's Haus!“ sagte Jeannette, die letzten Worte des jungen Mannes überhörend, „dort wollen wir berathen, was weiter zu thun ist, um Eure Rettung zu vollenden, denn hier könnt Ihr nicht lange weilen. Bereits in wenig Tagen wird dieses Haus bezogen werden, und nur bis dahin kann es Euch Schutz verleihen, denn Niemand wird in unserem Eigenthum einen Deserteur suchen, selbst wenn die Verfolger auf Eurer Spur wären.“

„Sie sind es nicht, Gott sei Dank!“ rief der junge Mann lebhaft, „ich habe sie irre geleitet. Aber was nützt es mir, hier zu verweilen, wo jede verrinnende Minute mir kündet, daß meines Bleibens nicht ist, hier an dieser Stätte, wo Euer Fuß weilt,

Digitized by Google

wo nur Eure Stimme tönt. O, ich würde mich selig fühlen, dürfte es mir vergönnt sein, nach dieser Stunde nicht länger zu leben."

„Und denkt Ihr nicht an Eure Schwester, an Adele?" fragte Jeannette lebhaft, indem sie dem jungen Manne in das Haus voranschritt.

Emil verstummte und folgte dem Mädchen in das Innere des kleinen Gebäudes. Ueber die Flur schritten sie hinein in das niedere Wohnstübchen des verstorbenen Oheims. Alles war in demselben Zustand geblieben, wie es der Alte hinterlassen hatte. Die altmodische Uhr in ihrem Gehäuse schlug ihr regelmäßiges Tictac, wie seit Jahren; die alten Meubles standen unverändert an ihren Plätzen, als müsse der vorige Herr jeden Augenblick wieder hereinkommen und Besitz nehmen von seinem Eigenthum. Und deßhalb stöhnte und ächzte das alte wurmstichige Sopha unter seinem linnenen Ueberzuge gar gewaltig, als ein junges, schönes Paar sich auf ihm niederließ und ein trauliches Geplauder im flüsternden Tone begann. Nichts kettet die Menschen so leicht an einander, als Einsamkeit und Geheimniß, war es daher ein Wunder, daß sich zwei erregte Seelen, wie die Emils und des jungen Mädchens, rasch zusammenfanden? Wie rasch ihnen die Zeit verstrich — die jungen Leute wußten es selber nicht, und doch war kein profanes Wort oder Gedanke durch Mund und Seele eines von ihnen geglitten, der die Reinheit des geschlossenen Bundes zu entweih'n oder in den Staub des Gemeinen herabzuziehen vermochte. Heilig und ernst wie die Nacht vor ihnen, und doch auch süß und milde, wie sie, war das Gespräch der Beiden, und erschreckt fuhren sie empor, als der Kuckuck der alten Uhr die zweite Morgenstunde verkündete.

„Wir müssen scheiden, Emil," rief das junge Mädchen, sich rasch erhebend, „mein Vater könnte erwachen und mich vermissen, oder mein Zurückkommen könnte sonst im Dorfe bemerkt werden. Hört jetzt meine Absicht. Erst in acht Tagen wird dieses Haus von einem Gaste meines Vaters bezogen, bis dahin seid Ihr hier sicher. Allnächtlich werde ich Euch mit Nahrungsmitteln versehen und wenn die acht Tage verstrichen, dann bringe ich Euch eine Verkleidung, — mit deren Hülfe Ihr vollends die Grenze erreichen könnt. Wenn Ihr verfolgt werdet, wird bis in dieser Frist die Verfolgung ermatten und aufhören und Ihr seid gerettet."

„Und Ihr nennt das gerettet? in einem Lande zu leben, wo ich Euch nicht weiß — vielleicht mit dem Gedanken, Euch in den Armen eines Mannes zu wissen, der blind genug ist, den Schatz zu verkennen, den er sein nennen darf."

„Es werden bessere Zeiten kommen über Frankreich," erwiderte Jeannette, „wo ein edler Mann nicht mehr geächtet und heimathlos umherirrt, und dann kann noch Alles gut werden. Hoffet und vertrauet, und nun lebt wohl bis morgen und vergeßt die Vorsicht nicht."

„Wie könnt' ich, da es Euch gilt" rief Emil, das junge Mädchen bis zur Thür des Hauses geleitend, die Jeannette sorgsam verschloß und deren Schlüssel sie sorgfältig im Mieder verbarg. Dann eilte sie den Berg hinab und erreichte glücklich, von Niemanden bemerkt, das väterliche Haus. Erschöpft warf sie sich auf ihr Lager, aber sie konnte keinen Schlaf finden. Tausend Gestalten umgaukelten sie in bunten Reigen und die aufgehende Sonne fand sie bereits an ihrer Arbeit, wie sie es gewohnt war.

Drei Tage vergingen und Keiner hatte eine Ahnung ihres süßen Geheimnisses, denn ein Geheimniß war das Dasein Emil's geblieben. Wohl hatte eine Patrouille das Dorf durchstreift, um nach dem Flüchtigen zu forschen, aber sie hatte nicht lange verweilt und war rasch ihres Weges weiter gezogen, ohne Ahnung, daß zwei Mädchenherzen vor Angst und Bangigkeit zu zerspringen drohten. Aber die Gefahr ging vorüber und kein Lauscher bewachte die heimlichen nächtlichen Wege der schönen Jeannette, die täglich mit heißer Sehnsucht die Finsterniß herbeiwünschte, wo es ihr vergönnt war, herauszutreten aus dem Kreise des Alltagslebens und hinaufzueilen, wo sie die Liebe erwartete; denn obwohl stets sich in den engsten Grenzen haltend, obwohl nie ein Wort davon über die Lippen Eines

Digitized by Google

oder des Andern geflossen, war den jungen Leuten ihre gegenseitige Zuneigung kein Geheimniß mehr. Sie konnten schon, Hand in Hand sitzend, der düsteren Zukunft vergessen, sie lebten nur der Gegenwart und das Morgen kümmerte sie nicht.

Und wie ein Traum verstrich ihnen unter süßem Geplauder die Zeit, bis die Uhr das junge Mädchen zum Aufbruch mahnte.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man's macht, ist's falsch.

(Jeremiade der Gastwirthe.)

Es ist eine alte, — nicht wegzuläugnende Thatsache, daß es auf der Welt keinen ärmeren, bemitleidenswertheren, schwerer gestraften und mit größerer Pönitenz behafteten Menschen gibt, als den Gastwirth. Der Schöpfer muß, als er diese Berufsart bei Erschaffung der Erdbewohner in das große Buch der einem Jeden vorherbestimmten Schicksale vormerkte, offenbar in der allerschlechtesten Laune gewesen sein, sonst gäbe es in der That keine Entschuldigung für das Insslebenrufen eines Standes, der seinen Mitmenschen absolut Nichts recht machen kann; der, was er auch thut, überall anstößt; über den unter allen Umständen raisonnirt wird, kurz — eines Standes, der durchaus und in alle Ewigkeit Alles, aber auch effektiv Alles falsch macht.

Steht ein Gastwirth früh Morgens zeitig auf, — so handelt er unrecht gegen sich selbst, denn er beraubt seinen Körper, den er Abends vorher sehr spät zu Bett gebracht hat, des so nothwendigen Schlafes; steht er aber spät auf, so schimpfen ihn seine Freunde (denn nur die Freunde schimpfen überhaupt) einen Faullenzer, der zu spät auf den Markt geht. Geht er nun zeitig auf den Markt, so muß er, weil da noch Alles in bester Auswahl vorhanden ist, jedes Ding theurer bezahlen; geht er aber spät hin, dann ist natürlich das Beste schon vergriffen. Will er nach beendigtem Einkauf nach Hause zurückkehren, so ärgern sich seine Collegen, mit denen er auf dem Markt zusammentraf, denn diese wollen noch irgendwo einen gemeinsamen Morgenschoppen genießen, geht er aber mit in eine fremde Kneipe, so rufen sofort bei seinem Eintritt einige ihn kennende Personen: „Aha, Sie kommen wohl hierher, um einmal ein gutes Glas Bier zu trinken?"

Hat er bei sich zu Hause einen schön besetzten Mittagstisch, — und es kommt ein Fremder zum ersten Mal hin, der zufällig, wie das ja überall vorkommen kann, ein mißglücktes Gericht erhält, so verbreitet sich in seinen Kreisen sofort die liebenswürdige Neuigkeit, daß bei Dem und Dem das Essen schauerlich, und faktisch gar nicht zu genießen sei; sind aber die Portionen bei ihm immer groß, gut und doch billig, so sagen die Leute: „Bei diesen Preisen muß der Mann ja pleite gehen." Spielt er schlecht Billard, so erleidet er fortwährend pekuniären Schaden, denn alle seine Gäste wollen dann nur mit ihm spielen; spielt er aber gut, so verschlägt er sich sämmtliche Kunden.

Hat er in seinem Lokale weibliche Bedienung, und sind die Mädchen, welche er zu diesem Zwecke hält, häßlich, dann moquiren sich seine Gäste; sind sie aber hübsch, dann moquirt sich seine Frau. Hat er viel Offiziere zu Gästen, dann kommen die Civilisten nicht mehr hin, und hat er deren keine, — dann sagen die Civilisten sich untereinander Grobheiten. Duldet er Hazardspiele, dann kann er die Conzession verlieren, duldet er sie nicht, dann gehen seine Stammgäste, — wenn sie einmal eine Flasche Wein trinken wollen, in ein anderes Lokal. Verheirathet er seine Tochter, dann räsonniren diejenigen seiner Gäste, welche er zur Hochzeit eingeladen hat, darüber, daß sie ein Geschenk machen müssen, und die Anderen räsonniren, weil sie nicht eingeladen worden sind. Hat er gute Cigarren, dann sind sie den Leuten zu theuer, und hat er schlechte, dann schimpfen sie, daß er keine guten hat. Widmet er einem Gaste ein Stammfeidel, so ärgert der sich

Digitized by Google

darüber, daß er jetzt an die Kneipe quasi gebunden ist, widmet er ihm keins, so geht der Gast natürlich lieber in das Lokal, wo er schon eins hat.

Gibt er einmal eine Flasche Wein zum Besten, dann schimpfen die Gäste, weil sie sich revanchiren müssen, thut er es nicht, dann ist er uncoulant. Ist seine Frau jung und hübsch, dann wird sie von den Gästen in's Lokal gerufen und von ihm möglichst bald wieder herausgemaßregelt, ist sie alt und häßlich, dann tritt die umgekehrte Behandlungsweise ein. Unter dem Vorwande: „Ein ganzes Seidel ist mir zu viel," läßt man sich einen Schnitt geben, wenn aber der Schnitt nicht beinahe eben so groß ist, als ein ganzes, dann schickt man ihn zurück. Hat er eine große Speisekarte, so studirt man sie eine halbe Stunde lang, um nur schließlich ganz sicher Beefsteak oder Schnitzel zu bestellen, ist sie aber nur klein, dann beklagt man sich über zu geringe Auswahl. Läßt er des Abends seine Gäste sitzen so lange sie wollen, dann schimpfen sie, daß sie immer so spät nach Hause kämen, ermittelt er sie aber zeitiger, dann schimpfen sie, daß sie vor dem Schlafengehen noch wo anders hin brummeln müßten. Setzt er sich mit an den Stammtisch, dann klagen die übrigen Gäste über Vernachlässigung, und die Stammgesellschaft raisonnirt unter sich, daß sie durch seine Anwesenheit am Tisch verhindert ist, über ihn zu raisonniren. Will Jemand Geld von ihm borgen, und er gibt ihm keins, so bleibt der betreffende Gast weg, gibt er ihm aber welches, dann bleibt er erst recht weg — — mit einem Wort: siehe Ueberschrift, und wolle Gott, daß die Materie hiermit erschöpft ist.

Ueber die Schlacht bei Königgrätz enthalten die „Preußischen Jahrbücher" eine Darstellung, der wir folgende Zahlen entnehmen: Der Verlust der Preußen bei Königgrätz betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten ꝛc. ꝛc. 359 Offiziere und 8794 Mann, der der Oesterreicher und Sachsen 1147 Offiziere und 30,224 Mann, bei den ersteren $1/_{29}$ der etwa 220,000 Mann zählenden Armee, bei den letzteren $1/_{7}$ ihres circa 210,000 Mann starken Heeres, oder $1/_{11}$ der Gesammtstärke beider Heere. In der Schlacht von Malplaquet (1709) belief sich der Verlust auf $1/_{3}$, bei Roßbach (1757) auf $1/_{25}$, bei Leuthen (1758) auf $1/_{11}$, bei Zorndorf (1758) auf $2/_{5}$, bei Austerlitz (1805) auf $1/_{4}$, bei Eylau (1807) auf $1/_{4}$, bei Wagram (1809) auf $1/_{8}$, bei Borodino (1812) auf $1/_{3}$, bei Leipzig (1813) auf $1/_{8}$, bei Belle Alliance (1815) auf $1/_{5}$, bei Solferino (1859) auf $1/_{8}$ und, wie erwähnt, bei Königgrätz auf $1/_{11}$ der Armeen beider kämpfenden Theile. Die drei größten unter diesen Schlachten sind die von Leipzig, Königgrätz und Wagram, wo 460,000, 430,000 und 320,000 Mann auf dem Schlachtfelde standen; die drei absolut blutigsten sind Leipzig (90,000 Mann Verlust), Borodino (74,000 Mann Verlust), Belle-Alliance (61,000 Mann Verlust), letztere beiden auch die relativ blutigsten, jedoch noch von der Schlacht bei Zorndorf übertroffen, wo von 80,000 Kämpfern 53,000 Mann abgingen, $1/_{3}$ Preußen, $2/_{3}$ Russen. Die drei relativ am Wenigsten blutigen Schlachten sind die von Roßbach, Leuthen und Königgrätz.

Baron: Prachtvolles blondes Haar hat deine Gräfin, aber man behauptet, daß es nicht ihr Eigenthum sei.

Jean: Boshafte Verläumdung! Ich war dabei, wie sie es dem Friseur baar bezahlt hat.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 9.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Es war eben wieder eine mondhelle Nacht, wie die, da sie den Bruder der Freundin zum erstenmal erblickte, als Jeannette den Bergpfad verlassend, das flache Feld betrat. Aber erschreckt fuhr sie zurück, einen unterdrückten Schrei ausstoßend, denn ihr zur Seite erhob sich hinter einem Busche eine hohe Mannsgestalt, eine Flinte auf dem Rücken und den Hut tief in's Antlitz gedrückt. Wie gebannt blieb das junge Mädchen stehen. Der Mann, sie fest am Mantel ergreifend, rief:

„Also hat sich doch der Charlot nicht geirrt. Aber ich sehe, daß es kein Gespenst ist, das er sah — vielleicht ein Holzdieb. Hm — Holla! herunter mit der Kapuze! — Laß mich den Vogel sehen, den ich erwischte."

Jeannette erkannte die Stimme des Försters — des Vaters der Lisy. Scham und Angst lähmten ihr die Zunge.

„Der Charlot, mein Knecht," fuhr der Alte fort, „behauptete, er habe vom Wirthshause aus, wo er übernachtete, — eine dunkle Gestalt mitten in der Nacht vom Berge herabschleichen und im Garten Mathieus verschwinden sehen. Ich lachte ihn aus, aber Lisy meinte, es könnte ein Holzdieb sein, und rieth mir, das Haus Vater Mathieus zu bewachen. Schon gestern that ich das, aber obwohl ich die Gestalt wohl bemerkte, gelang es mir doch nicht, sie zu erwischen — aber heute — herunter mit der Kapuze, sage ich, oder es soll ihn gereuen." Mit diesen Worten schlug der Jäger den Mantel des Kragens zurück und sah darunter das junge Mädchen.

„Was seh' ich!" rief er, „ist es wirklich kein Spuck, Ihr, Jeannette Mathieu — zu dieser Stunde? Ihr seid die räthselhafte Gestalt? — Sprecht, — was soll dieser nächtliche Weg!"

Jeannette vermochte nicht zu antworten, ihr Antlitz war bleich wie Marmor und ihre Augen schlossen sich, — als laste die Bestürzung des Augenblicks mit unendlicher Schwere auf ihr.

Dem Förster schien ein Licht aufzugehen. Er betrachtete die bei ihm Stehende mit milderen Blicken als bisher — und sich vor die Stirn schlagend, murmelte er vor sich hin: „Sie antwortet nicht, es ist kein Zweifel. Jeannette ist Nachtwandlerin — ein plötzliches Erwachen könnte sie tödten."

Und scheu, als habe er etwas Böses verübt, floh er zurück und schon in wenigen Minuten sah ihn Jeannette seine Eile verdoppeln und im nahen Walde verschwinden.

Erschüttert und betäubt von diesem furchtbaren Augenblicke, blieb das Mädchen unbeweglich auf demselben Flecke stehen. Aber plötzlich durchzuckte sie ein entsetzlicher Gedanke — der Gedanke des Verraths und der Schande, und hastig eilte sie, obwohl bereits die Nacht zu weichen anfing, den eben verlassenen Weg zurück — als gelte es ihr eigenes Leben. Unaufhaltsam stürzte sie vorwärts, höher und höher, und halb ohnmächtig klopfte

Digitized by Google

sie, wie sie mit Emil verabredet hatte, an eines der kleinen Scheiben des Häuschens, ehe sie öffnete.

Erstaunt trat ihr der Flüchtige entgegen — und gewahrte zu seinem Schrecken die Geliebte fast besinnungslos an der Schwelle.

„Um Gott, Jeannette, was ist geschehen?“ fragte er angstvoll.

„Ihr müßt fort — noch in dieser Nacht“ — brachte Jeannette kaum vernehmbar hervor. „Ich bin belauscht worden. Schon morgen wird meinen Gängen nachgespürt. O, rettet Euch, Emil, wenn Euch meine Ehre lieb. Rettet Euch, — oder wir sind Beide verloren.“

„Fort von Dir,“ — rief Emil, „fort, ohne Vorbereitung — unerwartet von Dir scheiden? Und wohin? — wohin soll ich fliehen, wo nicht der Verrath meiner wartet?“

„Ihr könnt nicht weilen, vielleicht entdeckt schon in diesem Augenblicke der Vater meine Abwesenheit. Flieht und möge Gott der Allmächtige Euch schützen. Ich will für Euch beten.“

„Ja,“ rief der junge Mann, „ich will gehen — genug hast Du für mich gethan, Du herrliches Mädchen. Aber ehe ich gehe — vielleicht um ewig von Dir zu scheiden, da laß mich Dir sagen, daß ich Dir ergeben bin mit unendlicher Liebe, o Jeannette, in dieser Stunde, wo Gefahr und Tod meiner harrt — da gib mir als heiligen Trost auch das Geständniß auf den Weg — Jeannette — Jeannette, liebst Du mich?“ Und bei diesen Worten sank der leidenschaftliche junge Mann zu den Füßen des Mädchens nieder.

„Fort — fort, um Gotteswillen,“ flüsterte Jeannette, „der Tag zieht hinauf —“

„Liebst Du mich, Jeannette?“ drängte Emil.

„Ja — ich liebe Dich,“ — erwiderte das junge Mädchen feierlich — „schwöre Dir im Angesichte des jungen Lichtes, das über uns am Firmamente aufzieht, daß ich nur Dich liebe und Dir treu sein will bis in den Tod. Bist Du nun zufrieden?“

„Nun laß mich sterben,“ — rief der junge Mann entzückt — „aber nein,“ unterbrach er sich, „für Dich will ich leben — um Dich mir zu erwerben, sei mir mein Dasein theuer. Ich könnte einen der Anzüge Deines Oheims zur Flucht benutzen, allein das Fehlen desselben könnte Verdacht gegen Dich erwecken. So will ich denn gehen, wie ich kam, und Gott wird mir beistehen. Und doch begehre ich nur Eines von Dir — ein Zeichen Deiner Liebe, einen Talismann, der mich schützen wird vor Gefahr, wie mein guter Genius.“

„Wovon sprecht Ihr?“ fragte Jeannette.

„An Deinem Halse hängt ein goldenes Kreuz, das reiche mir als Erinnerung,“ — flüsterte Emil, „und ich verlange nichts mehr auf Erden.“

Schweigend nahm Jeannette das Kreuz, ein Erbstück ihrer verstorbenen Mutter, vom Halse, und einen langen Kuß darauf drückend, reichte sie es dem jungen Mann.

„Und nun hinein in die Welt,“ rief Emil mit wilder Lustigkeit. „Noch ein Viertelstündchen halte ich mich im Gebüsch verborgen, bis Du Dein Haus erreicht, — und dann — dann —“

Krampfhaft preßte Emil die Hand auf das zuckende Antlitz.

Da brach der erste Morgenstrahl durch die Wolke, die sich mit einem Glutmeer überzogen hatte. Droben aber auf der Höhe lag ein junges Mädchen im brünstigen Gebete vor dem Auge Gottes, und Eines flehte für das Heil des Anderen zum allliebenden Vater.

Das Glück war dem jungen Mädchen günstig. Keiner hatte sie bei ihrer Rückkunft bemerkt und der Vater lag noch im tiefen Schlafe.

In welchen fieberhaften Wallungen sie die folgenden Stunden verbrachte, vermögen wir nicht zu beschreiben.

Von Minute zu Minute fürchtete sie, daß ihre geheimen nächtlichen Gänge im Dorfe von dem Förster oder von Lisy ruchbar würden. Aber nichts ließ sich verlauten,

Digitized by Google

und fast hätte Jeannette die Meinung gehegt, daß die Annahme des alten Försters, der die nächtlichen Ausflüge des Mädchens dem Somnambulismus zuschrieb, auch bei Lisy Glauben gefunden, hätte sie nicht am Mittag die Förstertochter und einige Zeit nachher auch den jungen Lieutenant Henry denselben Pfad mit unverstellbarer Neugierde wandeln gesehen, den sie bisher in der nächtlichen Zeit eingeschlagen hatte.

Und doch ward kein Verdacht laut. Die Tage verstrichen einer nach dem andern und mit jedem mehr schwand die Besorgniß Jeannettens, sich verrathen zu sehen. Nur die Furcht um das Geschick Emil's peinigte sie, und so sehr sie auch Adelen predigte, Gleichgültigkeit und eine heitere Stirn zur Schau zu tragen, so war ihr selber doch diese Aufgabe fast zu schwer. Es war am Tage, wo, wie alljährlich, die Wahl der Maien-Königin stattfinden sollte, und der alte Mathieu, überzeugt, daß sie wie bisher ausfallen würde, ließ sich sein Pferd satteln — um nach dem nahen Städchen herunter zu reiten, seinen Gast mit sich zu bringen. Zwar war dem diesjährigen Feste der eigentliche Glanz durch das Fehlen jeder kirchlichen Ceremonie benommen, doch hatte man dafür Ersatz zu schaffen gewußt, und einen etwas frei gelegenen Platz zum natürlichen Festsaal umgewandelt. Den Altar, aus Rosenstöcken gebaut, zierten Guirlanden von Rosen und Maiglöckchen, und ihm gegenüber erhob sich eine Art Thron, aus Weiden geflochten und mit Blumen verziert, der zum Sitz für die Festeskönigin bestimmt war und auf dem der alte Mathieu schon im Voraus seine Tochter erblickte; denn ihre Bitte an den Vater, sie von der Wahl auszuschließen, war ohne Erfolg geblieben, und sie zu erneuern, wagte Jeannette nicht, die den Jähzorn des Alten kannte.

Der Abend war gekommen, der Vater war noch nicht da, als eine Deputation von zwei jungen Mädchen der schönen Jeannette ihre Wahl verkündeten. Wie ein Alp lastete sich die Nachricht auf des jungen Mädchens Brust, und ahnungsvoll, mit geheimem Grauen, sah sie dem jungen Tage entgegen.

Der Vater mit dem Gastwirthssohne waren zurückgekehrt, letzterer war ein stiller, schüchterner Mensch, dem seine geistige Beschränktheit auf dem Gesichte zu lesen stand, die aber durch eine ungeheuchelte Gutmüthigkeit aufgewogen ward.

Wie verabredet, führte ihn der Vater in das Häuschen des Oheims mit dem Bedeuten, sich mit dem Morgengrauen im Dorfe einzufinden.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schwindler-Laufbahn.

* In Philadelphia ist man jüngst einem Schwindler auf die Spur gekommen, der bisher seines Gleichen weder in der alten, noch in der neuen Welt gehabt. Derselbe, ein Engländer Namens Sprague, lebte seit Jahren von der Leichtgläubigkeit des Publikums, und sein jährliches Einkommen, das er auf diese Weise erzielte, war seinen eigenen Angaben zufolge kein geringes. Er schrieb seit Jahren Bettelbriefe, aber nicht an lebende, sondern an verstorbene Personen beiderlei Geschlechts im In- und Auslande, bald als männlicher, bald als weiblicher Supplikant, als eine „hülflose Wittwe mit zwei Kindern," oder eine „unglückliche Dame von adeliger Abkunft" u. s. w. Diesen verstorbenen Personen gegenüber trat er bald als ein in Unglück gerathener Verwandter, als ein Verschollener, als Schiffbrüchiger, als reuiger Sünder, oder sich als Empfänger früherer Wohlthaten bezeichnend, oder auch als Pfleger eines Verstorbenen, der von der Familie um Ersatz der in christlicher Liebe gemachten Auslagen bat. Alle Phasen der Wehmuth und Trauer, Freundschaft und Aufopferung fanden in den Briefen ihren Ausdruck. Mitunter auch erhielt eine Wittwe einen Brief, dessen Schreiber zart andeutete, daß er im Verhältniß eines unehelichen Sohnes zu dem verstorbenen Gatten gestanden, oder es war gar der Brief einer „Verführten," die in der neuen Welt ihre Schmach

Digitized by Google

verbergen wollte. Um vor der Welt den guten Ruf des Todten zu retten, gab manche Wittwe mit vollen Händen. Sprague „machte“ circa 15,000 Dollars per Annum in dieser Manier, bald dieses, bald jenes System versuchend, bis endlich ein Engländer „daheim“ nicht nur, wie die viele Andere, Verdacht faßte, sondern auch zugleich den Entschluß, den Betrüger zu entlarven. Auf ergangene Mittheilung nahm sich die amerikanische Postbehörde der Sache an, und nach geschickter Auskundschaftung der verschiedenen Aliasse und Briefadressen, unter welchen an Sprague seine Revenüen gelangten, wurde er ausfindig gemacht und legte ein volles Geständniß ab. Es fehlte diesem nicht an grotesken Zügen. Sehr geschickt in Nachahmung von Handschriften, hatte er lange ein Geschäft mit gefälschten Autographen Washingtons getrieben, ja es sogar verstanden, die Bürgerschaft der guten Stadt Boston zur Erwerbung eines sehr kostspieligen Autographs des großen Patrioten zu vermögen. Die Bürgerschaft schmückte ihre „Unabhängigkeitshalle“ mit diesem Funde unter Glas und schwerem Goldrahmen, und mußte nach Verhaftung Spragues von diesem die „Enthüllung“ erfahren, daß der kostbare Schatz nicht nur sein eigenes Geschreibsel, sondern — das am schlechtesten gerathene gewesen.

---

* (Die menschliche Familie.) Ein Statistiker hat berechnet, daß auf dem Erdballe 1,288,000,000 Seelen leben, von denen 360,000,000 der kaukasischen Raçe angehören, 552,000,000 der mongolischen, 190,000,000 der äthyopischen, 176,000,000 der malayischen, und 1,000,000 der indisch-amerikanischen. Es werden 3642 Sprachen geredet und 1000 verschiedene Religionen existiren. Die jährliche Sterblichkeit auf dem Erdballe beläuft sich auf 33,333,333 Personen oder 91,554 pro Tag, 3780 pro Stunde und 62 pro Minute. Jeder Pulsschlag des Herzens markirt somit das Ableben eines menschlichen Wesens. Das Durchschnittsalter des menschlichen Lebens beträgt 33 Jahre. Ein Viertel der Bevölkerung stirbt in oder vor dem 7ten Lebensjahre; eine Hälfte in oder vor dem 17ten Jahre. Von je 10,000 Personen lebt einer 100 Jahre; je einer unter 500 erreicht das 90ste Jahr, und je einer unter 100 das 60ste Jahr. Ein Achtel der Bevölkerung ist Militär. Unter 1000 Individuen, welche 70 Jahre alt werden, sind 43 Priester oder öffentliche Redner, 30 Landwirthe oder Ackerbauer, 33 Arbeiter, 32 Soldaten oder Militärbeamte, 29 Advokaten oder Ingenieure, 27 Professoren und 24 Aerzte. Diejenigen, welche ihr Leben der Verlängerung dessen von Anderen widmen, sterben am frühesten.

---

* In einem Juwelierladen zu Calcutta liegt gegenwärtig der sogenannte „Sancy-Diamant“ zum Verkauf aus. Dieser Diamant hat seine eigenthümliche Geschichte. — Nach der Schlacht bei Sempach fand man ihn an der Leiche Karl's des Kühnen, Herzogs von Burgund, worauf er 1479 durch Kauf in die Hände des Königs von Portugal überging. Dieser verkaufte ihn wieder an Nikolas de Barly, Baron de Sancy, nach welchem er benannt wird. Sancy sandte den Diamant dem König als Geschenk; der Bote aber, von Räubern angegriffen, verschluckte ihn, und nach seinem Tode wurde er in dessen Leibe vorgefunden. Schließlich gelangte er in die Hände Königs James II. von England, der ihn an Ludwig XIV. für 25,000 Lstrl. verkaufte. Während der französischen Revolution verschwand der Stein auf einige Zeit, kam aber dann wieder zum Vorschein, wurde Eigenthum des Fürsten Paul Demidoff, und hat nun nach einer Reihe seltsamer Umstände seinen Weg nach Indien gefunden. Der Diamant wiegt 60¾ Karat, hat eine mandelförmige Gestalt und ist völlig facettirt, woraus geschlossen wird, daß sein Vaterland Indien ist, da man diese Schleifmethode zur Zeit nirgends in Europa kannte.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 10.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Der erwartete und gefürchtete Tag brach endlich an. Jeannette hatte während der Nacht, die ihm voranging, kein Auge g schlossen, und die junge Morgensonne, die strahlend am Himmel aufzog, einen heiteren Tag verkündend, fand sie bleich und erschöpft. Mit innerlichem Widerwillen hüllte sie sich in das leichte weiße Kleid, das ihr der Vater zum Geschenk gemacht und das zur Feier des heutigen Tages mit Rosenknospen und Maiglöckchen verziert war, die am Abend zuvor die Dorfmädchen der Gewählten zu schönen Bouquetten gebunden gebracht hatten. Und jetzt kamen diese auf's Neue, um der Königin den Schleier in's üppige schwarze Haar zu flechten — und vor die Thür des Hauses postirten sich zwei hübsche kräftige Burschen, gar stattlich mit grünen Reifern und bunten Blumen geschmückt, das waren die Ehrenwächter der Jungfrau, und Keiner, wer es auch immer sei, durfte ohne ihre Erlaubniß die Wohnung verlassen.

Der Mittag nahete heran, und in feierlicher Prozession zog eine Anzahl von den Bewohnern des Dorfes vor das Haus, um die Maienkönigin zum Festplatze unter Gesang und Spiel abzuholen.

Jeannette, von ihrem Vater mit seinem Gaste gefolgt und geleitet von den beiden Mädchen, trat in den Zug, durch dessen Reihen ein unterdrücktes Murmeln der Verwunderung über das blasse und leidende Aussehen des jungen Mädchens glitt.

So kamen sie zum Festplatze. Alle jungen Mädchen des Dorfes und der Umgegend waren hier versammelt, aber vergebens spähete sie nach Lisy, von der sie keine Spur entdecken konnte, ihre geheime Angst stieg immer mehr und mehr bei dieser Bemerkung, sie sah nicht den Thron, der für sie aufgerichtet war, nicht die zahlreichen Kerzen, die trotz der hellen Sonne den Altar erleuchteten, sie hörte nicht die Lieder der Jungfrauen zum Preise der Maienkönigin, nicht die Rede des Dorfältesten, der die Sittsamkeit, die Schönheit der Gewählten pries, und todtenblich und zitternd, wie eine Sünderin, stand sie da, als die Königsjungfern, so nannte man ihre Begleiterinnen, an diesem Tage mit den Dorfobern vom Altar die kunstvoll aus Maiglöckchen, Myrthen und Rosen geflochtene Krone nahmen und auf das junge Mädchen zuschritten.

Man schien ganz des alten Herkommens zu vergessen, einem etwaigem Widerspruche das Wort zu gönnen, bevor man zur Krönung der Festkönigin schritt, und Jeannette wagte aufzuathmen, denn Keiner der Dorfbewohner schien die Erinnerung daran für nöthig zu halten, so groß war die Achtung, die Jeannette in ihrem Heimathsdörfchen genoß. Und so näherte sich der ehemalige Pfarrer der Gewählten, und die Krone auf das Haupt des Mädchens setzend, wollte er eben die alljährlich gleiche Rede beginnen, als plötzlich eine laute Stimme hinter dem Altar ertönte:

„Die Frage, die Frage!"

Die Dorfbewohner blickten sich erstaunt einander an.

Die Stirn des Dorfrichters runzelte sich, und er schleuderte einen finsteren Blick nach dem Altar, aus dessen Richtung der Ruf erschallte.

Digitized by Google

Jeannette fühlte sich einer Ohnmacht nahe und mußte sich auf die Schultern ihrer Gefährtinnen stützen, um nicht umzusinken.

Ein allgemeines Murmeln ging durch den Kreis der Dorfleute, erstaunt wiesen sie unter einander auf das sonderbare Wesen Jeannettens hin — deren Hand ihre Freundin Adele, die eine der Königsjungfer, in der ihrigen hielt, als wolle sie dem jungen Mädchen Kraft und Stärke verleihen.

Auch der Pfarrer trat betroffen einen Schritt zurück — eine lange Pause entstand, Jeder war des Kommenden gewärtig, während die zornigen Augen Mathieu's die Versammlung überflogen und sein Antlitz sich purpurroth färbte.

„Meine Freunde," begann endlich der Pfarrer, „seit mehreren Jahren ist stets Jeannette Mathieu zur Königin dieses Festes gewählt worden, und jedesmal blieb die Frage, ob Jemand etwas wider die Krönung derselben einzuwenden habe, ohne Antwort. So dachte ich, es sei mir erlaubt, sie ganz in diesem Jahre zu unterdrücken, denn jedesmal widerstrebte meine Zunge, eine Frage auszusprechen, von der vielleicht Ehre und Zukunft einer Jungfrau abhängt. Wenn Ihr es aber dennoch wünscht, daß ich sie thun soll, um dem alten Brauche zu genügen, so kündet es mir an, es soll geschehen.

„Ja," tönte es durch die Reihen der Landleute, „die Frage, die Frage!"

„So frage ich denn im Namen der versammelten Gemeinde," rief der Pfarrer mit lauter Stimme, „ist Jemand unter Euch, der wider die Krönung der Jeannette Mathieu als Königin der Schönheit und Sittsamkeit einen Einwand hat, der trete vor und rede."

„Ich thue Einspruch!" — rief eine kräftige Männerstimme, und hinter dem Altar hervor trat Lieutenant Henry, den braunen Schnurrbart wohlgefällig drehend und das Auge mit unverkennbarem Hohn auf Jeannette und ihren Vater gerichtet.

Ein Ausruf des Unwillens ging durch die Versammlung. In den Annalen des Maienfestes war ein solcher Fall bis jetzt ohne Beispiel, aller Augen richteten sich auf die Königin des Tages und den Dorfrichter, um zu erfahren, welchen Eindruck die unerwartete Einrede auf Beide hervorbringe, besonders da man wußte, daß Henry um die Hand Jeannettens angehalten hatte.

Der Blick Mathieu's hatte einen unheimlichen Ausdruck angenommen, — er wußte wohl, daß der Lieutenant bei der Beliebtheit seiner Tochter einen Einspruch nicht ohne triftigen Grund erheben würde, und sein Auge ruhte fragend auf Jeannette, die kaum ihrer Sinne mehr mächtig war.

„Mit nichten," rief Henry, „ich habe wohl überlegt, was ich rede, — und mache Gebrauch vom Rechte der Einsprache, die Jedem gestattet. Ihr meint, daß Rachsucht und Verläumdung meine Worte dictirt, weil Jeannette Mathieu meine Hand verschmäht, so glaubet es nur, aber wenn es Verläumdung ist, wenn ich Jeannette Mathieu beschuldige, geheime nächtliche Zusammenkünfte mit einem Manne zu haben, so strafe sie selber meine Worte Lügen."

„Elender!" — schrie der Dorfrichter außer sich, auf den Lieutenant zustürzend, „noch ein Wort und ich erwürge Dich."

Aber noch ehe die Landleute hindernd zwischen Beide treten konnten, war der Alte bereits vor dem spöttischen Blicke des jungen Mannes beschämt zurückgewichen und starrte ihn regungslos an.

War Jeannette von dieser plötzlichen Entdeckung ihres Geheimnisses betäubt, so war es die ihr zur Seite stehende Adele nicht minder; aber dennoch war sie fest entschlossen, wenn es sein müßte, Alles zu entdecken und eher die Freiheit Emil's, als die Ehre der Freundin auf das Spiel zu setzen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Zum Prozeß Traupmann.

(Das Ende des Mörders.)

Paris, 19. Januar. Heute Früh bei dem ersten Grauen des Morgens wurde auf dem Platze La Roquette an Johann Baptiste Traupmann das Todesurtheil vollzogen. Die ganze Nacht über hatte eine zahllose, aus den zweideutigsten Elementen der Gesellschaft zusammengesetzte Menge auf dem unheimlichen, von zwei großen Gefängnissen eingeschlossenen Platze bivouakirt und sich in gewohnter Weise dem frivolsten Zeitvertreib überlassen; Gassenhauer wechselten die Marseillaise ab, die Branntweinflasche ging von Mund zu Mund, cynische Quodlibets bereiteten auf das blutige Schauspiel vor. Das Anzünden der rothen Laterne über dem Gefängniß, für Kenner ein untrügliches Zeichen, daß die Hinrichtung in derselben Nacht stattfindet, das Erscheinen der Zimmerleute, welche das Blutgerüst aufrichteten, endlich und vor Allem die Ankunft des Scharfrichters Heidenreich und seiner Gehilfen wurde mit tausendstimmigem Gejohle aufgenommen. Drinnen in La Roquette war inzwischen die ganze Nacht durch Alles auf den Beinen. Als um halb 7 Uhr der Director, der Chef der Sicherheits-Polizei und der Almosenier, Abbé Crozes, in die Zelle des Verurtheilten traten, war Traupmann schon aufgestanden. Der erstere sagte zu ihm: Traupmann, der Kaiser hat Ihr Gnadengesuch verworfen; die Stunde der Sühne hat geschlagen. Traupmann, welcher die Nacht über gut geschlafen hatte, antwortete: Ich habe keine Furcht. — Haben Sie mir noch etwas zu sagen? — Nein, nichts; ich beharre bei Allem, was ich gesagt; ich war in der That betheiligt, aber ich habe nicht selbst getödtet. — Sie behaupten also noch immer, daß Sie Mitschuldige haben? — Ja, antwortete Traupmann mit sicherer Stimme. Man ließ ihn eine Weile mit dem Geistlichen allein; er hörte denselben mit Sammlung an, ohne indeß besondere Furcht vor dem Jenseits zu verrathen, und gerieth erst dann in tiefe Rührung, als der Abbé Crozes ihm von seiner Familie und seiner Mutter sprach. Zum Schluß fragte ihn der Geistliche, ob er zu seiner Stärkung ein Glas Wein wolle. Ich danke Ihnen, antwortete Traupmann, ich verlange nichts mehr; ich werde muthig zu sterben wissen. Man führte ihn dann in ein anderes Zimmer, und vollzog an ihm die sogenannte „Toilette." Arme und Füße wurden ihm gebunden und für die letzteren nur der nothwendigste Spielraum gelassen; dann wurden ihm die Haare bis dicht an den Nacken und endlich der Hemdkragen abgeschnitten, während der Almosenier beständig Sterbegebete murmelte. Traupmann bewahrte auch während dieser ganzen Operation die vollkommenste Gelassenheit. Noch einmal fragte ihn der Chef der Sicherheits-Polizei: Traupmann, bestehen Sie auf Ihren Erklärungen? — Vollkommen, vollkommen, entgegnete der Verurtheilte. Nun setzte sich der Zug in folgender Ordnung in Bewegung: Der Verurtheilte zwischen dem Abbé und einem Scharfrichter-Gehilfen; der Director des Gefängnisses und Herr Claude; der Scharfrichter selbst. Um 7 Uhr weniger 5 Minuten öffnet sich die große Thüre des Gefängnisses und der Zug tritt in's Freie, um von der Menge mit den Rufen: Traupmann! Traupmann! A mort! a mort! empfangen zu werden. Traupmann schreitet mit Festigkeit vor, doch fühlt er sich durch die Fußschellen gehemmt und kann nur langsam das Schaffot erreichen. Erst als er das'elbe erstiegen scheint ihn der Muth einen Augenblick zu verlassen; der Abbé Crozes tritt zu ihm und spricht ihm zu; er reicht ihm das Kruzifix, welches Traupmann küßt, dann empfiehlt dieser ihm noch seine Familie und fügt unaufgefordert hinzu: Sagen Sie Herrn Claude, daß ich bei Allem, was ich ihm so eben gesagt habe, beharre! Das waren seine letzten Worte; eine Minute später war der Gerechtigkeit Genüge gethan.

Digitized by Google

Dem Parlament von Canada war eine Bill vorgelegt worden, das Verbot des „Crinolinentragens“ betreffend. Herr Brown befürwortet die Bill, er kann kaum Worte finden, seinen Abscheu auszudrücken; er meint, der Ausdruck, sich eine Frau wählen, sei ein leerer Begriff geworden, da alle Unförmlichkeiten, ja Fehler des schönen Geschlechts durch die Crinolinen, durch die Fißreifen so gut versteckt seien, daß es fast unmöglich sei, die . . . — Präsident: Zur Ordnung, Herr Brown! — Herr Brown: Herr Präsident! — Präsident: Ich rufe Herrn Brown zur Ordnung, ich wiederhole es. — Herr Brown: Daß es fast unmöglich ist, die . . . — Präsident: Stille! Herr Brown, oder ich lasse Sie arretiren. — Herr Brown: Aber, erlauben Sie mir doch, mich zu erklären. Indem ich sage, daß es fast unmöglich ist . . . — Präsident (mit Entrüstung): Im Namen der Sittlichkeit, Herr Brown! Weibel, laßt die Damen zur Gallerie hinausgehen. — Herr Brown (dessen Gesicht die Anzeichen eines Schlagflusses zeigt): Im Namen der Grazien und Musen, Herr Präsident, lassen Sie mich doch ausreden. Indem ich sage, daß die Crinoline . . . — Präsident (außer sich): Schweigen Sie, oder ich zermalme Sie mit dem Tintenfaß; eine solche Unanständigkeit der Sprache kann ich nicht genug . . . — Herr Brown (röchelnd): Daß es fast unmöglich ist, die — „einfache Wahrheit“ zu entdecken. Das, Herr Präsident, hatte ich noch beizufügen.

(Auch eine Gagenerhöhung) Ein Figurant an einem Pariser Theater verlangte von seinem Director Zulage. „Herr Director,“ sagte er zu ihm, „seit acht Jahren bin ich schon an Ihrem Theater, ich habe Frau und Kinder und bekomme per Abend nur 1 Franc; wäre es denn nicht möglich, eine Zulage zu erhalten?“ — „Ja, ich entsinne mich Ihrer in der That. Im dritten Akt der „Camelliendame“ haben Sie ja wohl am Spieltisch fünf Louisd'or zu setzen?“ — „Ganz recht, Herr Director.“ — „Und Sie wollen Zulage? Nun gut, von heute an autorisire ich Sie, fünfundzwanzig Louisd'or zu setzen.“

Lied der Landwirthe.

Ein freies Eigen bauen wir,
Die Flur ist uns're Wonne,
Der deutschen Kraft vertrauen wir,
Sie lebet in uns für und für,
Wir leben mit der Sonne!

Wir bauen uns'rer Väter Feld,
Die Juchart und die Morgen,
Und haben wir es wohl bestellt,
So lassen wir, wie's ihm gefällt,
Den lieben Herrgott sorgen.

Wir jagen nicht dem Neuen nach,
Zu schweifen in die Ferne,
Doch liegen wir nicht selber brach,
Ein gutes Beispiel find't uns wach,
Wir prüfen Alles gerne.

So hat das Alte seine Ehr',
Das Neue darf uns winken;
Wir halten viel auf gute Lehr',
Und wird uns auch der Anfang schwer,
Der Muth soll uns nicht sinken.

Der Landwirth ist der rechte Mann,
Er ist der Welt Exempel,
Mit ihm fing alle Ordnung an,
Die Freiheit blüht in seinem Bann,
Und baut der Eintracht Tempel.

D'rum hoch die deutsche Landwirthschaft
Sie gilt in allen Zonen,
Sie bleibt die Milch der Heldenkraft,
Und wo der Landwirth denkt und schafft,
Da ist gut sein, gut wohnen!

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 11.

Die Maienkönigin.

(Fortsetzung.)

Welchen Eindruck diese Anklage auf die Dorfbewohner machte, ist kaum zu beschreiben. Sie hatten Jeannette bisher wie eine Heilige betrachtet — und standen starr und unbeweglich bei der Entdeckung des Gegentheils da.

„Das ist eine schwere Anklage," rief der Pfarrer. „Wehe Euch, Lieutenant Henry, wenn eine Lüge in diesem Augenblick Euer Gewissen beflecken sollte!"

„Seht sie doch an," erwiderte Henry, „lest ihre Schuld doch auf ihrem Antlitz — so sieht keine Unschuldige aus."

Mit ausgestrecktem Arme wies er auf Jeannette, die ihr Haupt an dem Busen Adelens verbarg.

„Haltet ein!" rief das junge Mädchen, „wollt Ihr sie tödten? — Ich schwöre es Euch, Jeannette ist schuldlos."

„Schweig, Adele!" befahl der Oheim, „wir können nicht in die Tiefe des Herzens blicken," und sich zu dem jungen Manne wendend, forderte er ihn auf, die Beweise für das Gesagte darzubringen.

Da begann denn Henry von den nächtlichen Ausflügen Jeannettens zu berichten; er erzählte, wie der Knecht im Wirthshause eines Abends eine Mannesstimme wie hoch vom Berge vernommen haben wolle, und an diesem Abend zuerst die Gestalt aus dem Garten des alten Mathieu schleichend geschaut habe. Er fuhr unter dem tiefsten Schweigen der Versammlung fort, das Zusammentreffen des Försters mit Jeannetten zu schildern, daß dieser das junge Mädchen erkannt habe, und forderte schließlich den alten Waidmann selber auf, heranzutreten und sein Zeugniß vor der versammelten Gemeinde abzulegen.

Der Vater Lisy's trat aus der Mitte der Männer, wo er sich verborgen hatte, — hervor. Er stellte sich neben dem Lieutenant, und wollte eben zu reden beginnen, als der Pfarrer ihn unterbrach.

„Genug, Freunde!" rief er mit lauter Stimme, „wir bedürfen keiner Zeugen, als Jeannetten selber. Mein würdiger Vorgänger, Jeannettens Lehrer, empfahl sie mir als ein Muster aller Tugend, — und so lange ich sie kenne, hat nie eine Lüge ihre Lippen befleckt. So frage ich Dich denn selber, Jeannette Mathieu," fuhr er fort, sich zu dem jungen Mädchen wendend, „wir glauben Dir, und nur eines Wortes bedarf es, um jeden Zweifel an Deiner Unschuld zu vernichten. Spricht jener Mann die Wahrheit? Verließest Du bei nächtlicher Stille das Haus Deines Vaters mit Wissen und Willen, oder war Dein Geist geblendet durch Krankheit oder böse Macht?"

Der Pfarrer schwieg, — und Aller Augen blickten erwartungsvoll auf das junge Mädchen, das, obwohl todtenbleich, jetzt hoch aufgerichtet inmitten des Kreises stand. Sie wollte antworten, aber ihr Blick fiel auf Adelen, die wie in tödtlicher Angst die Hände flehend gefaltet hatte. Es stand bei ihr, sich frei von jeder Schuld zu machen, aber sie mußte dann ihn selber Preis geben, dessen Bild ihre ganze Seele erfüllte.

Digitized by Google

„Ja," sprach sie ruhig nach einer Pause, „dieser Mann spricht wahr — ich verließ das Haus meines Vaters in der Nacht, da Alles schlief, um eines Mannes willen."

„Jeannette!" schrie der Dorfrichter auf — „Jeannette, ich verf — —"

„Glaubt ihr nicht," rief Adele, „sie opfert sich für mich — es war mein —" Aber plötzlich hielt sie inne — denn sie hörte Jeannettens Stimme flüstern:

„Halt ein um Gotteswillen, oder Emil ist verloren — sie haben Recht — ich liebe ihn."

„Da hört Ihr's selber," rief Henry mit höhnischer Stimme, während der Kreis um die handelnden Personen immer enger und enger ward, und ein unterdrücktes Grollen einen nahen Sturm verkündete. Alles schwieg, denn jetzt trat der Dorfrichter zu seiner Tochter, und mit sanfter Stimme, die alle, die ihn kannten, erstaunt machte, redete er:

„Jeannette, mein Kind — so lange Du lebst, hast Du mir niemals Kummer gemacht. Heute hast Du meinen väterlichen Stolz für ewig gebeugt, da Du eine Ehre annahmst, die Dir nicht gebührte; es ist heute das erste Mal und ich verzeihe Dir, denn ich weiß, daß zu diesem Schritt Dich nur die Liebe zu einem Manne getrieben haben kann, der es werth ist, sie zu besitzen. Gern hätte ich Dich Pierre Charlais vermählt," fuhr er fort, auf den Wirthssohn deutend, der während des ganzen Auftrittes ruhig gestanden hatte, ohne ein Zeichen der Theilnahme zu verrathen, „aber er wird zurücktreten, da er weiß, daß Dein Herz bereits gewählt. — Und so nenne mir nun den Namen dessen, den Du liebst, und ich schwöre Dir, mag er auch arm sein, daß ich ihn als Sohn von Herzen segnen werde."

„Ja, ja — Mathieu hat Recht" — tonte es von allen Seiten — während in Henry's Augen der höchste Zorn zu lesen war, „das ist vernünftig."

Aber vergebens harrten sie auf eine Antwort Jeannettens, das junge Mädchen stand unbeweglich wie ein Bild aus Marmor und ihre Lippen regten sich nicht.

„Jeannette," flüsterte der Vater mit gepreßter Stimme, „hörst Du mich nicht — ich will den Namen des Mannes wissen."

Jeannette blieb stumm und drückte die Hand auf den Mund Adelens, die im Begriff stand, zu reden, — der alte Pfarrer war unwillkührlich zurückgetreten und mit ihm die jungen Mädchen außer Adele.

„Jeannette," wiederholte der Vater fast tonlos — „meinen Fluch, oder den Namen des Mannes! Wähle!"

Da sank das junge Mädchen vor dem Zürnenden nieder — und kaum vernehmbar flüsterte sie: „Fluchet mir nicht, Vater — ich darf ihn nicht nennen."

Ein Schrei des Zornes entrang sich von den Lippen der Umstehenden — man drängte sich um die Maienkönigin, um die Zeichen dieser Würde von ihr zu reißen — und nur mit Mühe vermochten der Pfarrer und der Gastwirthssohn die Andrängenden zurück zu halten.

Die Betheiligte selbst hörte von Allem nichts mehr, eine wohlthätige Ohnmacht umhüllte ihre Sinne und bewußtlos lag sie in den Armen der Freundin, die ihr bleiches, kaltes Antlitz mit ihren Thränen badete.

Adele, sich plötzlich ermannend, rief mit lauter Stimme, die den Lärm übertönte:

„Zurück von ihr — sie ist rein — wie die herrliche Mutter in unserer Kirche, anbeten sollet ihr sie, wie Heilige, statt sie zu schmähen."

„Adele," flüsterte Jeannette, die in ihrer Ohnmacht die Worte Adelen's vernommen hatte, „was willst Du thun?"

„Was ich thun will," rief Adele glühend, „Dich retten um jeden Preis, selbst den höchsten, das Leben meines Bruders, um dessentwillen Du diesen Augenblick erduldest!"

Und Alles vergessend, nur von dem Gedanken an die Freundin durchdrungen, wollte Adele das Geheimniß enthüllen, aber kaum hatte sie die ersten Worte begonnen, als eine Stimme ertönte: „Wo ist Jeannette Mathieu?"

Digitized by Google

Alles wandte sich um, und wie vom Blitze getroffen stob der Kreis auseinander, und man sah eine Abtheilung französischer Soldaten, die unbemerkt das Feld erreicht hatten. In ihrer Mitte befand sich von zwei Dragonern geführt ein bleicher Jüngling mit gefesselten Händen, den Blick voll unendlicher Wehmuth zu Boden gesenkt.

„Wo ist Jeannette Mathieu?“ wiederholte der Wachtmeister, der die Truppen anführte — aber ehe er eine Antwort erhielt, stürzte Adele auf den Gefesselten zu.

„Mein Bruder!“ rief sie — „mein armer, armer Bruder!“

Aber der Wachtmeister stieß sie zurück.

„Was kümmert uns Dein Bruder!“ rief er barsch, „mit dem wird's bald zu Ende sein — aber wir kommen, um für ihn Gesellschaft zu holen, die ihn nach Paris vor das Tribunal Robespierre's begleiten soll. Wo ist Jeannette Mathieu, frage ich?“

„Was wollt Ihr von Jeannette, mein Freund?“ fragte der Pfarrer.

„Sie verhaften im Namen des Gesetzes,“ erwiderte der Wachtmeister, — „denn dieses goldene Kreuz am Halse des Verurtheilten trägt ihren Namen, und sie wird es sein, die ihn bis jetzt heimlich verborgen hat.“

„Ja!“ rief Adele, „so werde denn Alles klar in dieser fürchterlichen Stunde. — Vernehmet denn das Opfer der Freundschaft, das Jeannette mir brachte. Wollt Ihr sie verdammen, weil sie einen Unglücklichen zu retten versuchte?“

Und nun erzählte sie hastig den ganzen Verlauf der Tage, während deren Emil im Dorfe geweilt hatte, und je länger sie redete, je mehr löste sich der Zorn und die Drohungen der Umstehenden in Aeußerungen der Rührung und des Mitleids auf und als sie endete, da waren die Blicke Aller feucht und tiefe Stille herrschte im Kreise, in dessen Mitte Jeannette auf den Arm des Wirthssohnes gestützt neben dem Vater stand, dessen Auge mit dem Ausdruck der tiefsten Bewegung auf seine unglückliche Tochter gerichtet war.

Und nicht Jeannette allein war es, die diese allgemeine Rührung erzeugte. Auch auf den Gefesselten richtete sich die Theilnahme, und tausend Stimmen baten laut um Gnade und Schonung.

„Was fällt Euch ein?“ rief der Wachtmeister; „wäre er ein bloßer Deserteur, hätte man sich nicht so viele Mühe gegeben, den Burschen da zu fangen — aber sein Vergehen ist größer. Er hat noch auf französischem Gebiete sich beschimpfender Ausdrücke gegen Robespierre bedient, hat ihn den Henker Frankreichs genannt. Zufällig war ein guter Patriot in der Gaststube, wo er seiner Zunge freien Lauf ließ, der nichts Eiligeres zu thun hatte, als mich zu benachrichtigen und ich erkannte gleich einen jener Deserteure, deren Signalement mir zugekommen und auf deren Kopf ein hoher Preis gesetzt war. Noch eine Stunde später und er wäre über die Grenze entwischt.“

(Schluß folgt.)

Die Todten des Jahres 1869.

Frankreich verlor im abgelaufenen Jahre seinen Minister des Auswärtigen, den Marquis de Moustier, den Senatspräsidenten Troplong und den Senator St. Beuve; Preußen seinen Gesandten in Paris, den Grafen v. d. Goltz; die Türkei Fuad Pascha, England den Grafen Derby; Polen seinen letzten Reichstagsmarschall, den Grafen Ostrowski und den ehemaligen Führer des Aufstandes in Litthauen, den Grafen Plater.

In Oesterreich starben der unglückliche ungarische Ministerpräsident des Jahres 1849 v. Szemere, der ebenfalls aus der Revolutionszeit her bekannte Deputirte Borrosch, der Abgeordnete aus Mähren, Ritter von Szabel, der Tiroler Landeshauptmann, Oberstaatsanwalt Haßlwanter, der Brünner Oberlandesgerichts-Präsident Baron Lewinsky, einst Leiter

Digitized by Google

des Preßburgau's zu Wien unter Bach's Regiment, endlich die beiden finanziellen Capacitäten Baron Hock, zuletzt Präsident des gemeinsamen obersten Rechnungshofes und Herrenhausmitglied, und der Sectionschef des gemeinsamen Finanzministeriums v. Lackenbacher; beide waren im Judenthume geboren, jedoch später zur katholischen Kirche übergetreten.

Nach den Staatsmännern lassen wir die Würdenträger der Kirche folgen. Den Anfang bildet Cardinal Haulik, Erzbischof von Agram; ihm folgen der Erzbischof von Lemberg, Litwinowicz, der kürzlich in Wien verstorbene Bischof Szaniszlo von Großwardein und der in Rom verstorbene Bischof Monasterski von Przemysl; Dr. N. Weis, Bischof von Speyer, und Bischof Joseph v. Lipp von Rottenburg. Einen herben Verlust hat in den letzten Tagen die katholische Kirche durch den Tod des Cardinals Reisach erlitten.

Reihen wir an die Kirche das Militär an. In Frankreich starben zwei Stützen des zweiten Kaiserreiches, die Marschälle Niel und Regnault de St.-Angely; in England der Admiral Francis Hastings; in Rußland der bekannte Admiral Fürst Mentschikoff; in der Schweiz der berühmte militärische Schriftsteller Baron Jomini; in Amerika vor wenigen Tagen der ehemalige Kriegsminister Stanton. In Oesterreich gingen FZM. Lebzeltern, die Feldmarschall-Lieutenants Ruckstuhl, Mayerhofer, Wernhardt Ottinger, Gerstner, Cordon, Zobel und Stornck, die Generalmajore Henriquez, Rühling und Löwenschwerdt mit Tod ab; in Bayern General-Lieutenant v. Feder.

Die Physiologie verlor in den Professoren Purkynje zu Prag und Carus zu Leipzig hervorragende Zierden; in Wien starben Hofrath Auer, der Schöpfer der musterhaft organisirten Staatsdruckerei, Professor Boller, der sich als Sanskritforscher große Verdienste erworben, und der Universitäts-Bibliotheksdirektor Diemer, einer der besten Kenner der altdeutschen Literatur. Ferner ist das Ableben des berühmten Archäologen Welker und des Göttinger Professors Heinrich Ritter zu beklagen. Frankreich trauert um seinen größten Dichter Alphonse de Lamartine.

Die Malerei verlor den großen Altmeister Overbeck und den Historienmaler Johann Müller; die Bildhauerei die deutschen Künstler Im-Hof und Halbig und den Franzosen Danton.

Reichhaltig in der Todtenliste ist die Musik vertreten; vor Allem Hector Berlioz, den der Tod mitten im Schaffensdrange überraschte, ferner die beiden Liedercomponisten Albert Methfessel und Karl Löwe, die berühmte Sängerin Grisi, der nicht minder berühmte Klaviervirtuose Alexander Dreyschock, der Geiger Molique und schließlich der große Mozart-Biograph Professor Otto Jahn und der Schubert-Biograph v. Kreißle in Wien.

Die Industrie betrauert den Tod des Banquiers Revoltella und des Schiffsrhebers Tonello in Triest und das rasch nach einander erfolgte Hinscheiden der deutschen Buchhändler Sauerländer in Frankfurt, Vieweg in Braunschweig und Enke in Erlangen.

In den allerhöchsten und hohen Kreisen starben die Herzogin von Aumale, die Prinzessin Bacciochi, Tante des Kaisers Napoleon, der zehnjährige Kronprinz von Belgien, der Graf Mastai-Ferretti, Bruder des Papstes Pius IX., der unglückliche Graf Wratislaw und der letzte Stammhalter der gräflichen Familie Tilly, dann Prinz Viktorin Windischgrätz und der Kämmerer Graf Hunyadi, Bruder der Gemahlin des ermordeten Fürsten von Serbien.

Schließlich kommen wir zu der Liste, welche in keine der hier angeführten eingereiht werden kann. In London starben der berühmte Philantrop George Peabody, der reichste Mann Englands und der wohlthätigste der Welt, der Marquis Westminster und die Gemahlin des verstorbenen englischen Premier Lord Palmerston. (Bild.)

Im Streit warf Jemand seinem Gegner vor: „Herr! Sie haben mir ein Gesicht gemacht!“ — „Nein,“ erwiderte der Angeschuldigte, „hätte ich das gethan, so würden Sie besser aussehen.“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 12.

Die Maienkönigin.

(Schluß.)

Da zum ersten Mal schien Leben in den Gefesselten zu kommen, sich stolz zwischen den Soldaten aufrichtend, rief er mit lauter Stimme:

„Ja, ich läugne nicht, jene Worte gesagt zu haben, als mir das Blatt zu Händen kam, wo jene entsetzlichen Thaten als Muster von Tugenden gepriesen werden. Fluch dem Manne, der ein Land durch Furcht und Schrecken zu beherrschen strebt!"

„Fluche lieber Deinem eigenen Schicksal!" rief der Wachtmeister, „und dem Deiner Liebsten — denn ihre Schuld, gegen den Befehl der Regierung gefehlt zu haben, indem sie den Flüchtigen verbarg, ist erwiesen, und Ihr kennt die Gerechtigkeit Robespierres."

„Nimmermehr!" rief der Dorfrichter. „Ich lasse Jeannette nicht."

„Rettet sie," rief Adele, „oder laßt mich das Opfer sein — ich war es ja, die sie zur Schuld verführte."

„Wir lassen sie nicht — eher brauchen wir Gewalt," tönte es von allen Seiten, und wie eine schützende Mauer drängten sich die kräftigsten der Männer vor das Mädchen. Da brach sich gewaltsam der Lieutenant Henry Bahn durch die Menge.

„Im Namen Robespierre's befehle ich Euch, das Mädchen zu überliefern!" rief er gebietend. „Keine Widersetzlichkeit!" fügte er drohend hinzu, „Ihr wißt, meine Soldaten sind im nächsten Städtchen." Und Jeannettens Hand ergreifend, sagte er spöttisch: „Nun, Mademoiselle — wollt Ihr mir die Hand, die Ihr als Gattin verschmähtet, auch jetzt verwerfen, da ich Euch in die schöne Residenz geleiten will?"

So kraftlos Jeannette der schweren Anklage gegenüber, der sie nicht zu begegnen vermochte, vorher unterlegen war, um so gefaßter und muthvoller stand sie jetzt hoch aufgerichtet vor dem Lieutenant.

„Wehe Euch, Lieutenant Henry, daß Ihr dem Unglück noch Spott und Hohn hinzufügt — wir Alle kennen Euch und Eure Tücke." Dann sich an die Versammlung wendend, fuhr sie fort:

„Ja, meine Freunde, ich bin schuldig und verdiene die Strafe des Gesetzes. Aus dem Munde meines Vaters vernahm ich selber das Verbot, einem jener Flüchtigen beizustehen, ich handelte dagegen und weiß, welchem Schicksal ich entgegen gehe. Aber ich sterbe gern und freudig, wenn es sein muß, so wehe es mir thut, — mein armer Vater, denn ich stehe rein da vor den Augen Aller — und brauche nicht den Namen dessen zu verläugnen, dem ich mein Herz geweiht, selbst bis zu den Stufen des Schaffotes.

Und langsamen Schrittes näherte sie sich Emil, der ihr die gefesselten Arme entgegenstreckte.

„Jeannette," flüsterte er — „Jeannette, kannst Du mir vergeben?"

„Wer darf sich höherer Fügung widersetzen," flüsterte das junge Mädchen, „konntest Du ahnen, daß mein Andenken, Dir in unvergeßlicher Stunde gegeben, — zum Verräther werde?"

„Genug des Redens!" unterbrach sie der Anführer des Trupps, „unsere Zeit ist gemessen. Bemächtigt Euch des Mädchens, Leute!"

Digitized by Google

Aber ehe die Soldaten Hand an Jeannetten legen konnten, fühlte sich diese von kräftigen Armen in den Kreis der Männer des Dorfes gezogen. Drohende Stimmen wurden laut und nervige Fäuste streckten sich den Soldaten entgegen.

Das Fest war vollends gestört. Die Mädchen und Frauen flüchteten schreiend, außer Adele, die nicht von Emils Seite wich. Der Altar war in der Verwirrung seines Schmuckes beraubt, die Kerzen erloschen und traurig und welk hingen die grünen Guirlanden zu beiden Seiten herab. Der Lieutenant hatte sich mit den Soldaten vereinigt und feuerte sie zum Angriff an, um Jeannette mit Gewalt aus der Mitte ihrer Vertheidiger zu reißen.

Und schon wurden die Säbel gezogen und die Schlösser an den Flinten gerückt — schon sah man Messer und Stöcke in den Händen der Landleute drohend geschwungen, an deren Spitze der Vater Jeannettens in höchster Angst um das Leben seiner Tochter mit begeisternden Worten die Männer anfeuerte, — da erschallte plötzlich der Galopp eines Pferdes und auf schaumbedecktem Rosse hielt im nächsten Augenblicke ein Reiter am Eingange des Festplatzes.

Augenblicklich verstummte jedes Geräusch — die Soldaten salutirten ehrerbietig, denn der neu Hinzugekommene trug die Uniform eines höheren Offiziers. Sein kriegerisches Antlitz trug den Stempel der Milde und sein Blick ruhte mit Theilnahme auf dem Gefesselten.

„Was geht hier vor?" fragte er, zu den Soldaten tretend, „was hat dieser Mann verbrochen?"

„Es ist einer jener Deserteure, die der glorreiche Robespierre verfolgen ließ," entgegnete der Wachtmeister. „Aber dieser ist doppelt strafbar, — denn er wagte es, Schmähungen gegen den gerechten Dictator auszustoßen; deßhalb führen wir ihn wie seine Mitschuldige zum Urtheil nach Paris.

„O, Gnade!" rief der Dorfrichter, zu den Füßen des Fremden stürzend, „wenn Euch die Macht gegeben, rettet mein armes, mein unschuldiges Kind."

Und mit ihm vereint erhoben sich tausend Hände flehend — und tausend Stimmen riefen laut um Gnade.

Ein Lächeln der Freude verklärte das Antlitz des Offiziers in diesem Augenblick. Festen Schrittes näherte er sich dem Gefesselten und mit lauter Stimme befahl er dem Wachtmeister: „Löst diesem Armen die Bande!"

Ein allgemeiner Jubel der Umstehenden folgte diesen Worten. Der Wachtmeister stand verlegen da — Subordination und Pflicht kämpften in ihm — die Stirn des Offiziers verdüsterte sich.

„Habt Ihr mich etwa nicht verstanden?" fragte er in scharfem Tone.

Der Wachtmeister stand noch immer rathlos da. Sein Blick fiel auf Henry, der bis jetzt theilnahmlos während der Anwesenheit eines Höheren als er dagestanden hatte. Doch jetzt trat er vor und mit leichtem Gruße die Hand an die Mütze legend, fragte er:

„Irre ich mich nicht, so habe ich die Ehre, den Major Bertrand zu kennen."

„Allerdings, mein Herr Lieutenant," erwiderte der Major; es war im Straßenkampf von Paris, wo ich Euch zuerst erblickte; Eure Compagnie war die erste, — die mordend und plündernd in das Eigenthum friedlicher Bürger drang."

Henry's Antlitz röthete sich vor Zorn und des Respectes vergessend, trat er vor und fragte: „Und wer gibt Euch das Recht, — einen Beurtheilten dem Gesetze zu entreißen?"

Der Major warf einen vernichtenden Blick auf den Fragenden.

„Und dürfte ich Euch ersuchen, Lieutenant," sagte er, „mir den Namen zu nennen, in dessen Namen Ihr diesen Unglücklichen verhaftet, — in dessen Namen Ihr ungestraft Gewalt verübt?"

Digitized by Google

„Im Namen des glorreichen Robespierre," antworteten Lieutenant und Wachtmeister wie aus einem Munde.

„Nun denn," rief der Offizier, „so ist Eure Macht erloschen, denn der Tyrann ist vernichtet. — Robespierre ist nicht mehr und im Namen der neuen Regierung, die mich nach Marseille sendet, den Tod des Dictators durch Henkerbeil zu verkünden — befehle ich, die Fesseln dieses Mannes zu lösen, den der Tyrann strafen wollte, — weil er die Wahrheit sprach. Euch aber, Lieutenant Henry, soll ich den Befehl der Regierung bringen, Euch unverweilt nach Paris zu verfügen. Unter den Papieren des gerichteten Robespierre fanden sich einige, die Euch als Werkzeug seiner Tyrannei compromittiren und die Regierung fordert Rechenschaft von Euch."

„Robespierre todt!" schrie Henry, der bei den letzten Worten leichenblaß geworden war und der bei dieser plötzlichen Ueberzeugung seine Kaltblütigkeit verlor. „Robespierre gemordet — so bin ich verloren. Gnade, Gnade!"

Und besinnungslos stürzte er zu den Füßen seines Vorgesetzten nieder. Dieser winkte den Soldaten.

„Versichert Euch seiner," — redete er, „in Paris wird man Euch sagen, welches Gefängniß ihm angewiesen ist."

Unter dem Jubel der Landleute nahmen die Soldaten den Lieutenant in ihre Mitte, und als Henry wieder die Besinnung erlangte, befand er sich bereits auf dem Wege nach dem Städtchen, von wo man ihn in einem fest verschlossenen Wagen nach Paris führte.

Die nun folgende Scene zu schildern, werden mir meine geneigten Leser erlassen. Für den höchsten Gipfel der Freude gibt es keine Beschreibung. Das Fest, das man zu feiern beabsichtigte, war freilich gestört, aber man beging ein heiligeres — das Fest der neuen Freiheit, des Umarmens war kein Ende und der Jubel erreichte den höchsten Grad, als nun der Pfarrer, seines alten Grolls vergessend, — den geretteten Neffen in die Arme schloß.

Dann aber die Hand des jungen Mannes ergreifend, trat er zu Mathieu, der seine Tochter bis dahin nicht aus den Armen gelassen hatte.

„Mathieu," sprach er feierlich, „gedenket des Versprechens, das Ihr vor dem Auge des Höchsten gethan, da Ihr in Jeannette drangt, Euch den Namen des Mannes zu nennen, den ihr Herz gewählt. Mathieu, in dieser erhabenen Stunde da werbe ich bei Euch um die Hand Eurer Tochter für meinen Neffen."

Da legte der Dorfrichter seine Hand auf das Haupt des Jünglings, der vor ihm niedergekniet war, als wolle er um seinen Segen bitten, dann hob er ihn auf und schloß ihn mit der Tochter vereint in seine Arme.

Als sich der Jubel gelegt hatte, nahm der Pfarrer von Neuem das Wort:

„Und jetzt, meine Kinder, hört, was mir der Ewige eingibt. Wir haben Viel gut zu machen an der Jungfrau, die ein schmählicher Verdacht zu verletzen wagte — und können es. Laßt denn zum Andenken an diesen erhabenen Tag dieses Fest das letzte der Maienfeste von La Rose sein, keine Maienkönigin sei fortan würdig, Jeannette Mathieu zu folgen, und die Krone, die Haß und Rache ihr vom Haupte zu reißen sich bestrebte, sie werde fortan in unserer Kirche bewahrt mit der Inschrift: „Der Ehre der letzten Maienkönigin, Jeannette Mathieu."

* * *

Und wie es der Pfarrer gesagt, wurde es gehalten: es war das letzte Maienfest, das in La Rose gefeiert ward. Aber ein Jahr später feierten die Bewohner des Dorfes ein nicht weniger schönes Fest in der wieder geöffneten Kirche: die Vermählung Jeannettens mit dem Lieutenant Emil, der zu diesem Posten durch seinen Befreier, den späteren General Bertrand, befördert war. Und um eben diese Zeit sprach man in Paris über

Digitized by Google

Henry das Urtheil aus, der des Einverständnisses mit dem Tyrannen für schuldig befunden war, und nur die Gnade der Richter rettete ihn von dem Schaffotte.

Der Förster hatte bald nach jenem Vorfalle mit seiner Tochter La Rose verlassen; denn das Einverständniß der Letzteren mit Henry war bald an das Licht gekommen, und die Verachtung Aller traf Lisy und ihren Vater. Wohin sie gezogen, — hat Keiner erfahren, Keiner kennt das Ende des Lieutenant Henry; aber nach Jahren, als bereits Napoleon sich Consul Frankreichs nannte, will man unter der Zahl der Verschwörer gegen das Leben Napoleons, die auf dem Schaffot ihr Ende fanden, den Lieutenant Henry erkannt haben.

(Oken über die Klöster.) Der berühmte Naturforscher Lorenz Oken, der die ersten Menschen aus dem Schaume des Meeres entstehen ließ, und deßhalb sicher ist, zu den „Ultramontanen" nicht gezählt zu werden, sprach sich bereits im Jahre 1814 in seinen „Neuen Beiträgen" in einer Weise über die Klosterstürmerei aus, die wir seinen politischen Glaubensgenossen der Gegenwart in Erinnerung bringen wollen. Er sagt: „Ein großer Fehler war es, daß man die Klöster zerstörte und die Geistlichkeit herabsetzte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschieht. Wo sind nun die den Klöstern geraubten Reichthümer? Wo ihre Bibliotheken, Naturalien-Sammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichts-Kammern für das Land, und die es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsere Staaten nun schon einmal Alles nur insofern dulden wollen, als sie Geld daraus pressen können. Aber hätten denn die Klöster nicht auch stehen bleiben können aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren denn nicht sie es, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit ihr Wissenschaft und Bildung brachten? Was wären wir ohne unsere Klöster? Nichts als halbwilde Germanen. Hat denn unsere Jetztwelt gar kein Gefühl mehr für Dank und ehrwürdiges Alter? O wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen von der zerstörenden Aufklärerei entnüchtert, froh sein werden, wenn in die verfallenden Klostergebäude wieder Mönche einziehen und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen." — So spricht der Naturphilosoph und Naturforscher. Unsere Liberalen und Radikalen aber wissen nur von „dummen, unwissenden Mönchen" zu reden. Mögen sie doch aufhören, sich mit ihren Leistungen in Kunst und Wissenschaft zu brüsten, da sie, wo sie zur Herrschaft kamen, zur Zeit des Kaisers Joseph in Oesterreich, später in Frankreich, Deutschland und anderwärts sich als Heroistraten, als vandalische Zerstörer gezeigt haben! Wie viele Museen, Bibliotheken, National-Sammlungen Europa's bestehen nicht zum großen Theil aus geraubtem Klostergut! — Und doch schwätzt man von der Schädlichkeit der Klöster!!

(Das Alter englischer Aerzte.) Wenn die englischen Aerzte ihre Kunden so zu erhalten wüßten, wie sich selbst, dann müßte es mit dem Gesundheits-Zustande des Landes wohl bestellt sein. Dem Almanach des „College Royal of Surgery" entnehmen wir folgende Angabe: Es existiren zehn englische Aerzte, deren Alter zusammen neunhundert sechs und vierzig Jahre beträgt, also im Mittel ein Alter von 94 Jahren 7 Monaten. Der Jüngste von ihnen ist zweiundzwanzig der Aelteste neunundneunzig Jahre alt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 13.

Der Eierkönig von List.

Erzählung von Ernst Willkomm.

(Wiederabdruck ist ohne Erlaubniß des Verfassers nicht gestattet.)

I.

Die Botschaft.

An einem nebeligen Morgen ward der Festebauer Jens Ling im Dorfe List auf Sylt durch wiederholtes Klopfen aus dem Schlafe geweckt. Als größten Grundbesitzer auf dem sogenannten Listlande hieß man Ling den „Eierkönig," weil alle Möveneier, die von den zahllosen, in den Lister Dünen nistenden Silbermöven alljährlich gelegt werden, ihm zu eigen gehörten. (Sylt ist eine Insel der Nordsee, an der Westküste von Schleswig.)

Ling verließ rasch sein Lager und hob den blinkenden Messinghaken von der Thür, um zu sehen, wer ihn so früh am Tage zu sprechen begehre. Die strengen Züge des ernsten Mannes verfinsterten sich aber sogleich, als er den Klopfenden erkannte.

„Du, Hans Tetten?" sprach er grollend den Mann an, der, auf einen knotigen Stock gelehnt, wenige Schritte von der grün gemalten Hausthür des Eierkönigs stand, dessen Namenszug mittelst gebogener Eisenklammern über der Thür in die Ziegelwand eingeschrieben war. „Hast Du mein Gebot vergessen oder willst Du mir Trotz bieten?"

Der so Angeredete verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lächeln, und bewegte dabei — wie mißbilligend — seinen dicken Kopf von einer Seite zur andern. Dann wurden seine großen, vorstehenden Augen feucht, und mit zitternder Lippe sprach er:

„Du wirst viele Vater unser beten müssen, Jens Ling! Geh' hinaus in Dein großes Reich, wo Du allein herrschen willst, da findest Du in Kjerstens-Rimling einen todten Mann. Wenn Du sein Antlitz siehst, weißt Du auch, woran er gestorben ist."

„Kommst Du aus den Dünen?" fragte der Eierkönig, einen raschen Blick nach den Sandgipfeln werfend, die, halb von Nebeln umflort, schon in geringer Entfernung sichtbar wurden. „Schwache Menschen sollten sich nie, am wenigsten bei schlechtem Wetter, in wilde Dünenthäler wagen."

„Ich will Dir einen guten Rath geben, Jens Ling," erwiderte Hans Tetten, „Du mußt mir nur zuvor versprechen, daß Du ihn auch befolgen willst."

Der Eierkönig lächelte; indeß war ihm die Botschaft des offenbar geistig sehr beschränkten Mannes, mit dem er es zu thun hatte, doch zu wichtig, als daß er gewagt hätte, sie ganz außer Acht zu lassen.

„Nun, Hans, wenn Du mir nicht wieder dummes Zeug vorlügen und auf meine Freigebigkeit spekuliren willst," versetzte er, „dann laß Deine Weisheit hören!"

Tetten zeigte auf seine Jacke von grobem, dunkelblauem Tuche, die auf die seltsamste Weise mit einer Unmasse blanker Knöpfe von allen Größen in querlaufenden Reihen besetzt war.

Digitized by Google

„Du wirst mir noch einen von Deinen alten Knöpfen mit den kleinen Buckeln schenken," sprach er mit sehr ernster Miene. „Du siehst, es fehlt mir ein solcher gerade noch hier über der linken Tasche, und ich kann für nichts einstehen, wenn diese Stelle leer bleibt. Erst gib den Knopf, dann erfährst Du, was ich weiß!"

Jens Ling ging zurück in's Haus, die Thür hinter sich zuklinkend. Als er sie wieder öffnete, überreichte er Tetten den begehrten Knopf, worüber dieser sehr erfreut war.

„Nun sprich!" sagte der Eierkönig. „Mach's aber kurz, denn Du weißt, ich bin kein Freund von langen Reden."

Der Mann mit den vielen Knöpfen auf seiner Jacke nahm abermals eine ernste Miene an, bewegte wieder seinen dicken Kopf in angedeuteter Weise und sprach dann:

„Jens Ling, es ist Rink Heyckſen, der in Kjerſtens-Rimling den letzten Athemzug gethan hat. Ich glaube, er starb, weil er nichts zu essen hatte. Curios, daß die Seele uns verläßt, wenn der Magen nach Möveneiern hungrig ist und das Auge doch nur leere Schalen zu Gesicht bekommt!"

„Wann sahst Du Rink Heyckſen zuletzt?" fragte der reiche Festebauer.

„Als ich mein Brod mit ihm theilte," erwiderte Tetten.

„Und wann geschah das?"

„Vorgestern."

„Früh oder Abends?"

„Die Sonne vergoldete eben die Bettlerdüne."

„Wo trafst Du mit Heyckſen zusammen?"

„Da, wo mich unbequeme Leute gern in Ruhe lassen."

„Also am Eingang zur Vogelkoje?"

„Vor der Thür meiner Hütte, zur Seite des Gebüsches."

„Ging er allein von Dir?"

„Ich begleitete ihn bis in's erste Dünenthal."

„Was wollte er dort?" fragte der Eierkönig barscher.

„Beeren suchen, denn der erbitterte Mann war durstig."

„Du hättest ihm auch Wasser zum Brod geben können."

Hans Tetten schüttelte den Kopf. „Es war nicht gut," versetzte er; „wer aber Jemand tränken will, muß frisches Wasser haben. Mich dürstete auch, d'rum ging ich mit in die Dünen."

„Wie lange bliebst Du bei Heyckſen?"

„Bis der Mond aufging."

„Und der Starrkopf blieb allein in den wüsten Sandbergen?"

Hans Tetten nickte wieder. „Er wollte allein sein, um mit Dir zu rechten," — sprach er. „Bei Nacht hatte er immer die glücklichsten Einfälle."

Jens Ling verfärbte sich, äußerlich aber blieb er ganz ruhig. Er faßte jetzt die Hand Tetten's und zog ihn mit in's Haus.

„Du wirst mich führen," — sprach er gebieterisch. „Ein Paar Knechte sollen uns begleiten. Ist der eigensinnige Mensch wirklich in den Dünen verunglückt, so soll die Welt doch nicht sagen, daß ich mich im Tode nicht um meinen erbittertſten Feind gekümmert hätte. Der Unglückliche, dem ich immer wohl wollte, obwohl er's nie einsah, soll ein ehrliches Begräbniß erhalten, und die Vater unser, die ihm nach Sylter Gebrauch zukommen, werde ich ebenso gut an seinem Sarge und über seinem Grabe beten, wie Alle, die etwa seiner Beerdigung beiwohnen mögen."

Hans Tetten widersetzte sich diesem Gebote des einflußreichen Mannes nicht. Er nahm in der Hausflur, der Stallthür gegenüber, auf einem Schemel Platz, betrachtete den Knopf, den er eben von Jens Ling erhalten hatte, zählte die Knopfreihen auf seiner Jacke und befestigte zuletzt mit sichtbarem Wohlgefallen das werthlose Geschenk an der Stelle, wo es nach seiner Meinung noch fehlte. Kaum war er damit zu Stande ge-

Digitized by Google

kommen, — als der Eierkönig mit drei Jütischen Knechten erschien. Diese trugen eine Todtenbahre, auf der einige Tauenden lagen. Der Festebauer selbst war mit einer Büchse bewaffnet.

„Vorwärts, Hans!“ rief er dem wunderlichen Boten zu. „Schreite voraus und zeige uns den Weg; wir folgen!“

Tetten erhob sich und faßte mit festem Griff seinen knotigen Stock.

„Maren's Augen werden noch röther schimmern, als die See bei Sonnenuntergang,“ sagte er, „wenn sie das bleiche Gesicht des Mannes sieht, der in den Dünen verkommen ist, und dabei der Zeit gedenkt, wo er der erste und schnellste Tänzer war beim großen Heufest in Keitum.“

„Still, Hans!“ herrschte der Eierkönig den schwachsinnigen Schwätzer an. „Maren ist meine Tochter, und meine Tochter vergießt keine Thränen über einen heruntergekommenen Menschen, an dessen Thun sich böser Leumund heftet.“

Tetten schwieg, indem er seine gewohnte Kopfbewegung machte. Ohne sich umzusehen, schlug er den nächsten Weg in die Dünen ein, deren steile Gipfel jetzt purpurn in der Morgensonne glühten, nachdem ein frischer Wind die Nebel, die sie Anfangs verhüllten, fast gänzlich zerstreut hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein pennsylvanischer Baptisten-Prediger eiferte in einer Predigt gegen das Fluchen und illustrirte seinen andächtigen Zuhörern die Folgen dieses Lasters in folgender Weise: Ich will Ihnen, meine theuren Freunde, eine Scene in der Hölle veranschaulichen. Der Teufel sitzt in seiner Amtsstube, um die von der Oberwelt anlangenden Seelen zu empfangen. Der höllische Pförtner erscheint, eine Seele an der Hand, die den ewigen Flammen überliefert werden soll. „Wer warst Du,“ donnert ihm Satan entgegen. „Minister Benjamin, von der conföderirten Regierung,“ lautete die Antwort. „Oh ja, ich wußte, daß Du kommen werdest,“ sagte der Teufel, indem er in seinem Hauptbuche blättert und darin des Ministers Namen einträgt; „ich zeige immer solchen Leuten Nachsicht, die auch mir welche bewiesen; ich muß Dich zwar aufnehmen, werde es Dir aber so angenehm wie möglich machen.“ Zum Wärter: „Führe Herrn Benjamin nach einem Platze, wo ein Bischen Luftströmung herrscht.“ Der nächste Ankömmling war ein Mann, der seine Schwiegermutter ermordet hatte und in Cincinnati gehängt worden war. „Bringe ihn hinweg,“ sagte der Teufel, „aber behandle ihn gütig; er ist nicht ganz und gar zu tadeln. Ich erinnere mich des Falles. Seine Schwiegermutter kam vor drei Wochen hier an. Sie sah ganz darnach aus, ermordet zu werden. Sie ist in Nro. 63. Gib ihm ihren Platz und bringe das alte Weib dem Feuerofen etwas näher; Nro. 63 ist zu kühl für sie.“ Kurz darauf erschien ein neues Opfer der Hölle. „Weßhalb bist Du hier?“ herrschte ihm Satan entgegen. „Weil ich fluchte,“ lautete die Antwort. „Du fluchtest?“ fragte der Teufel, zornig aufstehend. „Ja, das ist meine ganze Sünde.“ — „Deine ganze Sünde,“ brüllte Satan und schlug die Faust auf den Tisch, „Deine ganze Sünde, Du verabscheuungswürdiger, verächtlicher Lump, keinen Winkel gibt es hier, der heiß genug für Dich wäre. Von all' den 60,000 Predigern, die allsonntäglich von der Kanzel herab gegen mich eifern, hat noch keiner mich je des Fluchens beschuldigt. Du fluchtest Deinem Schöpfer, profanirtest den heiligen Namen Deines Erlösers, der, um Dich von der Hölle zu retten, am Kreuze starb? Du, Du thatest das?“ Der zitternde Delinquent antwortete nicht. „Für Dich,“ fuhr der Teufel in seinem Zorne fort, „gibt es keine Entschuldigung. Ein Mensch mag einen andern in der Hitze erschlagen, Versuchung kann ihn zum Stehlen verleiten, um seinen Hals zu retten oder den Nebenmenschen zu betrügen, mag er sich einer Lüge schuldig machen. —

Digitized by Google

Immerhin ist er einiger Maßen zu entschuldigen. Der profane Flucher hat keine Entschuldigung! Wärter, bringe diesen Schurken aus meinen Augen. Stelle ihn bis zum Halse in die glühendsten Kohlen — und sorge dafür, daß er der Hölle Qualen nach Möglichkeit empfindet."

(Der Krieg und die Verbrechen.) Aus Anlaß des Mordes bei Paris macht ein französisches Journal die nachstehenden einschneidenden Reflexionen: „Nehmen wir an, der Schauplatz des entsetzlichen Verbrechens heiße nicht Vertus-, sondern Austerlitz-Ebene, und es wären nicht sieben oder acht Menschen wie dort, sondern sechzigtausend wie hier zu Grunde gegangen. Man hätte im letzteren Falle Victoria gesungen und illuminirt, das Lob der Mörder gejubelt und die Opfer kaum bedauert. Woher kommt diese schreckliche und blutige Inconsequenz? Gleich den Opfern der Vertus-Ebene haben auch die Sechzigtausend bei Austerlitz einen fürchterlichen und unverdienten Tod erlitten. Ob nun das Grundmotiv niedrige Habsucht oder maßloser Ehrgeiz war, das Resultat bleibt für die Gefallenen das nämliche. Ist das Vorurtheil, das die nämlichen Dinge von so verschiedenen Gesichtspunkten in's Auge faßt, nicht ein abscheulich wildes, und der unheimliche Nachlaß einer alten Barbarei? Es ist in dieser Richtung eine radikale Reform nothwendig, an die man in Europa ernsthaft denken muß. Es dürfte in Hinkunft nicht mehr gestattet sein, unter einem wie immer gearteten Vorwande im Großen und im Kleinen zu tödten und tödten zu lassen. Der Mord im Allgemeinen wie auch der besondere des organisirten Krieges müßte unterdrückt werden. Die Milliarden, welche zur Besoldung der Heere verausgabt werden, wären viel ersprießlicher für Verkehrswege, und namentlich für den Volksunterricht zu verwenden. Allerdings würden die Offiziere mit dieser Neuerung nicht einverstanden sein. Man könnte sie ja durch gute Anstellungen bei Telegraphen-Aemtern und beim Eisenbahnwesen entschädigen."

(Was ist Tanzstunde?) Es ist eine Art Actienverein zur Verbesserung der Waden aller Theilnehmer; Du bezahlst Deinen Antheil am Stundengeld wie jeder Andere, und ob Du eine junge Comtesse oder ein Bürgermädchen in der Mazurka herumschwenkst, Taille ist Taille, die Bälger tanzen alle gern.

Räthsel.

1. Es ist im Wasser geboren, und fürchtet doch das Wasser.
(1. Das Salz.)
2. Der Buckelichte läuft mit der Krummen über das Feld.
(2. Der Mann mit der Sichel.)
3. Welcher Mann ist nach der deutschen Sprache weiblichen Geschlechts?
(3. Die Schildwache.)
4. Wann hat der Haase Zahnschmerzen?
(4. Wenn ihn die Hunde beißen.)
5. Kann man auch etwas in einer leeren Tasche haben?
(5. Ein Loch.)
6. Weßhalb wedelt der Hund mit dem Schwanze?
(6. Weil der Schwanz nicht mit dem Hunde wedeln kann.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 14.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

II.

Der Todte in Kjerstens-Rimling.

Es war ein beschwerlicher Weg, den die Männer zurücklegen mußten, um das öde Dünenthal, welches den Namen Kjerstens-Rimling führt, zu erreichen. Unterwegs wechselte man nur wenige Worte. Der Friese ist schon von Natur schweigsam, und hier lag noch dazu ein Fall vor, der mehr zum Denken, als zum Sprechen aufforderte. Auch machte der äußerst beschwerliche Weg in den Dünen, wo die Wanderer bald eine steile Wand erklimmen, bald wieder in eine tiefe, enge Schlucht hinabsteigen mußten, wobei sich oft das rankende Geflecht der zähen, endlos langen Binsen, die im Dünensande wuchern, um die Füße der Wanderer schlang, jede Unterhaltung unmöglich. Nur wenn man eins der größeren, kreisförmigen Dünenthäler durchschritt, die mit ihren scharfzackigen Wänden eingestürzten Kratern ähneln, wechselte der Eierkönig wohl dann und wann ein Wort mit dem untersetzten Führer, dessen Jacke mit den vielen blanken Knopfreihen im Sonnenlicht weithin sichtbar war.

Die Wanderer begegneten in diesen Düneneinöden Niemandem. Nur einen Sandhasen scheuchten bisweilen ihre Tritte auf, und Schwärme großer Silbermöven verfolgten sie häufig mit ihrem Geschrei, wenn sie Orte berührten, wo sich viele Nester dieser Seevögel befanden.

Endlich bog Hans Tetten in Kjerstens-Rimling ein, und bald machte er unfern der Stelle Halt, wo die Leiche Heycksens, schon von feinem Sand überstäubt, am Fuße einer sterbenden Düne lag, deren zerbröckelnde Ueberreste der Wind langsam verzehrte.

Heycksen lag auf dem Rücken, das Gesicht gegen Osten gekehrt. Die Augen waren nicht fest geschlossen, so daß ein bläulich weißer Streif des Augapfels zwischen den eingesunkenen Lidern durchschimmerte. Das Gesicht des Todten sah vergrämt aus, und um den Mund hatte sich ein grimmiger Zug gelegt. Die rechte Hand war fest geschlossen, in der linken hielt er ein kleines Büschel Dünengras. Daraus, sowie aus der zurückgebogenen Lage des Armes ließ sich schließen, daß der Verunglückte kurz vor seinem Ende sich wohl beim Herabgleiten von einer abschüssigen Dünenwand habe festhalten wollen. Allein — wo dieser Büschel in den Fingern Heycksen's hängen geblieben sein mochte, war durchaus nicht zu ermitteln, da rundum die Sandberge in fortdauernder Bewegung sich befanden, und selbst tiefe Fußstapfen schon nach wenigen Stunden im darüberstäubenden Sande wieder verschwanden.

„Das ist der Mann, Jens Ling, der Maren's Augen, ehe sie röthlich schimmerten, für die schönsten aller Sylterinnen erklärte," sprach Hans Tetten, seinen Stock neben der Leiche in den weichen Sandboden bohrend. „Erkennst Du ihn wieder in dieser Verwandlung?"

Digitized by Google

Der reiche Festebauer betrachtete den Todten lange stirnrunzelnd, während die Knechte schweigend in einiger Entfernung der Befehle ihres Gebieters harrten.

„Du sagtest, er sei verhungert?“ sprach Jens Ling nach einer Weile zu Tetten.

„Verhungert oder verdurstet,“ erwiderte dieser. „Es ist Manchem vor ihm nicht besser ergangen in den Dünen.“

„Ich kann mich Deiner Meinung nicht anschließen,“ versetzte darauf der Eierkönig. „Mich dünkt vielmehr, der wüste Mensch hat sich verstürzt und im Fallen das Genick gebrochen. Heda, Knechte! Hebt den Todten behutsam auf und tragt ihn nach List. — In Muader's Hause laßt Ihr die Leiche stehen. Von dort aus soll sie der Erde übergeben werden.“

Die Knechte gehorchten sogleich dem Befehle des Festebauers.

Hans Tetten aber schüttelte in seiner Weise den Kopf und murrte. Direkte Einwendungen gegen die Anordnungen des einflußreichen Mannes wagte er nicht zu machen. Erst als die Knechte die Leiche des Verunglückten aufgehoben und der zurückfallende Kopf die Vermuthung Jens Ling's zu bestätigen schien, sprach er:

„Heydsen war mein Freund, nur viel klüger, als ich. Wenn ich in der Schule nichts begriff, half er mir immer fort. Sein Sarg sollte stehen, wo viele und vornehme Leute Platz fänden, ihr Gebet daran zu sprechen.“

Der Festebauer stellte sich, als verstehe er die Worte des Schwachsinnigen nicht. — Er gab seinen Knechten noch einige Anweisungen, winkte dann Tetten, daß er sich entfernen sollte, und trennte sich, einen andern Weg einschlagend, auch von den Knechten.

Diese begleitete Tetten bis an den Ausgang der Dünen, worauf er allein, am Meeresufer fortwandelnd, nach der Vogelkoje zurückkehrte, wo er schon längere Zeit die Stelle eines Unteraufsehers bekleidete.

* * *

Das eben Erzählte trug sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts an einem Septembertage zu. Vorkommnisse ähnlicher Art waren nicht unerhört auf Sylt, die Bevölkerung achtete sogar wenig darauf, weil Unglücksfälle in den unbewohnten Dünen, wo meilenweit kein Tropfen Wasser zu finden war, sich aus der Natur dieser unheimlichen Einöden ja hinlänglich erklärten. Auch ließ in damaliger Zeit die Bewachung der Küsten noch Vieles zu wünschen übrig.

(Fortsetzung folgt.)

Die beiden Weber.

Einsamer Weber, laut und rastend nimmer
Vernahm ich das Geräusch von meinem Zimmer,
Das deiner Hände Werk um sich verbreitet,
Und den Gesang, der manchmal es begleitet.
Harmonisch und bescheiden in mein Leben
Tönt dieser Schall, — er regelt mir es eben,
Und sollte je mir dieser Ton entschwinden —
Mir sagt's mein Herz, — ich würd' es tief empfinden.

Von mir ist nie ein Gleiches dir geschehen,
Du hörst mich nicht, du hast mich nie gesehen,
Du ahnst nicht, wer ich bin und was ich thue —
Mein Nest ist stumm und rings um mich ist Ruhe.
Doch wenn vom Tag im Eifer, der Dich treibet,

Digitized by Google

Zu deiner Arbeit nichts mehr überbleibet,
Wenn du noch wachſt um mitternächt'ger Stunde,
Wo jedes Licht erloſchen in der Runde,
Und meine Fenſter matterleuchtet ſcheinen,
Dann biſt du ſicher fern davon, zu meinen,
Ein Weber ſei, vom Lampenſchein umfachet,
Dein Nachbar, ſo dir gegenüber wachet.

Ein Weber iſt auch Er; ach! ſchon als Knaben,
Als zartes Kind, an Spielen ſich zu laben
Hat ihn ein Gott, ein ſtrenger Gott gewehret,
Die Arbeit ihm gebäumt und angeſcheeret,
Die Spule in die Hand ihm übergeben,
Und ihm ſein Tagewerk beſtellt für's Leben.
Seit jener Stunde ſitzt er ohne Wanken
Und wirkt geheim am Webſtuhl der Gedanken.
Wenn das Geſpinnſt auch, welches vor ihm leuchtet,
Gar manchmal eine heiße Thräne feuchtet:
Er wird nicht laß darob, — entſagend heiter,
Frohheiter und entſagend ſchafft er weiter.
Und fehlt dir einmal der gewohnte Schimmer,
Siehſt zeit'ger dunkeln du dann ſelbſt ſein Zimmer,
Vernimm, warum er ruht, die trübe Kunde:
Der arme Nachbar krankt gar manche Stunde!

Welch' ſchöners Loos iſt, Bruder Weber, deines,
Um viel des Neides würdiger, denn ſeines!
Du ſchaffeſt mit der Hand, Dir lebt im Munde
Geſang und Lied, — nicht in des Herzens Grunde.
Nicht folget der Gedanke ohne Ende
Gezwungen der Bewegung deiner Hände —
Bei deinem Weib, bei deinen Kindern weilet
Er froh, indeß die Spule raſtlos eilet,
Bei jener Stunde weilt er, wo dir blühen
Erfreuend Lob und Lohn für deine Mühen;
Er weilt bei deinen Feſt- und Feiertagen
Und ruht ſich aus mit ſeligem Behagen. —
Des Dichters Zeiten, Tag an Tag gereihet,
Der Arbeit ſind ſie alleſammt geweihet;
Kein Feſttag beut Erquickung ihm und Labe,
Ihm wird die Ruh' nicht eher, denn im Grabe.

Und auch im Grabe nicht, wenn ohne Wanken
Auch dort noch ihn verfolgen die Gedanken!
Dir wird dein Lohn — der Arbeit ſeiner Hände
Folgt nicht des Lobes, nicht des Goldes Spende. —
Nur manchmal, im Myſterium nächt'ger Stunden,
Wo er des Schaffens Seligkeit empfunden,
Wo ſich der Muſe Gunſt ihm hold erſchließet
Und voller ihm der Dichtung Brunnen fließet —
Da meint zu ſchauen, ſchaut wohl auch mit Beben,
Ein Bild, ein freundlich Bild heran er ſchweben.

Digitized by Google

Das leis mit Geisterodem ihn umfächelt
Und lieblich auf sein Goldgewebe lächelt!
Da rinnt ein Schauer ihm durch Herz und Hirne,
Ihm däucht, der strenge Gott küß' ihm die Stirne,
Der ihm dereinst sein Tagewerk gegeben,
Und dieser Kuß ist Lohn für's ganze Leben!

Gleichmäßig fließt die Arbeit deiner Hände,
Mühlos und leicht und frei bis an das Ende;
Du weißt, sie muß gelingen, ungezwungen,
Wie gestern, wie sie immer dir gelungen.
Du bringst in Angst und Qual nicht hin die Stunden,
Wie's dein Genoß', ach! nur zu oft empfunden! —
Du kennst des Webens Meisterschaft, du ehrest
Die Kunst und ihre Grenzen auch und lehrest,
Bescheiden, wie du bist, wie man sich füge
Dem Zwang der Kunst und sich darin genüge.
Doch der Poet, im zügellosen Drange
Hinbrausend, fügt nur selten sich dem Zwange;
Verflechten möcht' ich die geheimsten Künste
Der Meisterin Natur in sein Gespinnste,
Das Schöne, Zarte, Hohe ihrer Werke,
Der Thor, er möcht' mit eines Gottes Stärke
In sein Gewebe den Duft des Veilchens hauchen,
In Sonnenstrahl und Mondenlicht es tauchen! —
Doch wie Arachne mußt auch du es sühnen,
Dein thöricht', dein vermessenes Erkühnen,
In deines Aufschlags Flocken mitten inne
Verwickelt und verwirrt, armsel'ge Spinne! —

Gleichmäßig vorwärts, leicht und frei und heiter
Fließt, Bruder Weber, deine Arbeit weiter;
Sie heischet nichts, denn ein bedächtig' Auge
Und eine Hand, die für das Schifflein lange.
Zum Einschlag, den du in den Aufbaum mengest,
Den fertig angezettelt du empfängest,
Brauchst du Gefühl und Geist nicht zu verweben,
Gedanken, Seele, Leidenschaft und Leben!

Nach Bernardino Zendrini.

(Richtige Rechnung.) Kaufmann: Schämen Sie sich, Sie können nicht einmal richtig „addiren!" — Commis: Aber „subtrahiren." Wenn ich Ihr Geld von Ihnen abziehe, — bleibt Null.

„Nicht wahr, liebe Mama," fragte ein 5jähriges Mädchen, welches ihr 2jähriges Brüderchen, ungeachtet des Einstandes dreier Aerzte, erst neulich verloren hatte, „nicht wahr, wenn der liebe Gott ein Engelchen haben will, sagt er's dem Herrn Doctor?"

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 15.

Der Eierkönig von Sylt.

(Fortsetzung.)

Bei Strandungen nahmen es Manche mit dem Mein und Dein nicht sehr genau. Selbst wirkliche Strandräubereien ereigneten sich im Süden, wie im Norden der Insel, und mehr denn einmal verschwanden einzelne Persönlichkeiten für immer. Später, wenn heftige Stürme längere Zeit gewüthet hatten und in Folge derselben die Dünen andere Formen annahmen, kamen wohl hin und wieder einmal menschliche Gebeine zum Vorschein, die einige Zeit neugierig betrachtet, schließlich aber da, wo man sie entdeckte, auch wieder eingegraben wurden. Wer mochte und konnte untersuchen, wessen Gebeine ein Zufall wieder an's Tageslicht brachte, und auf welche Weise wäre die Todesart eines Unbekannten zu ermitteln gewesen, der, entfernt von jeder menschlichen Wohnung, in einer wilden Sturmnacht oder in brennender Sonnengluth, entblößt von allem Nöthigen, ein trauriges Ende fand!

Wahrscheinlich hätte das Verschwinden Heyckſen's auch kein besonderes Aufſehen gemacht, wäre der Todte nicht unmittelbar nach seinem Verscheiden aufgefunden worden.

Hans Tetten trauerte um den Verstorbenen, weil er in Heyckſen einen Jugendfreund verloren hatte. Der schwachſinnige Mann, dessen einziges Vergnügen der wunderliche Knopfſchmuck seiner Jacke war, fand keine Ruhe in der Vogelkoje. Vor Abend noch verließ er seine Hütte und wanderte südwärts In Kampen meldete er den Vorfall im Hauſe eines fernen Verwandten Heyckſen's, der ſich aber ſchon geraume Zeit nicht mehr um ſeinen Vetter gekümmert hatte. Dann ging er weiter, bis er Tinnum erreichte.

Hier begab er ſich nun in die Landvogtei — und trug dem höchſten Beamten der Inſel in ſo beweglicher Weiſe, mit ſo ſeltſamen Bemerkungen verbrämt, den Tod ſeines Freundes vor, daß dieſer den jammernden Schwachſinnigen mit der Verſicherung entließ, er werde ſich ſchon am nächſten Tage genauer nach den Verhältniſſen erkundigen und die Leiche perſönlich in Augenſchein nehmen.

Am anderen Morgen wußte ſo ziemlich die ganze Inſel um den Fund in Kjerſtens-Rimling.

Rink Heyckſen war ein zu bekannter Mann, den früher Jedermann gern ſah. Sein jäher Tod machte allgemein von ſich ſprechen, und brachte bereits Vergeſſenes wieder an das Licht des Tages.

Nach Altfrieſiſcher Sitte erinnerten ſich jetzt Alle nur des Guten, das man an dem Todten geſchätzt hatte, und rühmten gebührend ſeine guten Eigenſchaften. Dabei konnte es nicht fehlen, daß auch die Veranlaſſung ſeiner ſpäteren Verirrungen beſprochen wurde, und faſt Alle fällten ein und dasſelbe Urtheil. Es ließ ſich dies in die wenigen Worte zuſammen faſſen: Rink Heyckſen wäre noch am Leben und ein angeſehener Mann, ohne den Stolz und die unerbittliche Härte des Eierkönigs Jens Ling!

Digitized by Google

Mit diesem Urtheil verbanden sich harte Worte gegen Letzteren, selbst schwere Verdächtigungen wurden laut, die, hätte sie der stolze Festbauer vernommen, diesen in den heftigsten Zorn versetzt haben würden.

Ein Blick in die Vergangenheit gibt uns Aufschluß über diese Verhältnisse, mit denen wir uns in Folgendem bekannt machen müssen.

III.

Rückblicke in die Vergangenheit.

Rink Heydsen war Sohn armer Eltern, zeigte aber frühzeitig vielversprechende Anlagen. Er lernte leicht, obwohl es ihm an verständiger Anleitung nur zu sehr fehlte. Gutmüthigen Herzens und heiteren Temperaments, war er stets bereit, zu helfen, Andere zu unterstützen und für angemessene Zerstreuungen und Spiele zu sorgen.

Eine entschiedene Anhänglichkeit, welche den Charakter der Freundschaft annahm, — zeigte Heydsen gegen den geistesschwachen Hans Tetten, der eine Zeit lang sein Schul-Nachbar war. Der aufgeweckte Rink mochte sich nicht eigentlich zu dem fast blödsinnigen Hans hingezogen fühlen, nur sein gutes Herz, sein Mitleid machte ihn zum Beschützer des von manchem Muthwilligen häufig Gefoppten. Da der unglückliche Tetten an nichts mehr Freude hatte, als an glänzenden Gegenständen, — so schenkte ihm Heydsen alle glitzernde Sachen, die er fand, und Hans Tetten heftete schon in der Schule bisweilen ein Paar Knöpfe mehr an sein Wamms, als zu dessen Schmuck nöthig waren. Später ward diese Neigung, sich mit Knöpfen aller Art die Jacke zu verzieren, bei dem Schwachsinnigen zur Leidenschaft, die ihn ganz beherrschte. Um einen recht blanken Knopf mehr zu erhalten, konnte er bei jedem Wetter Stunden Wegs zurücklegen.

Rink Heydsen ging inzwischen, wie zahlreiche Andere, zu Schiffe, um sich ganz dem Seemannsleben zu widmen. Er machte auch hier rasche Fortschritte, zeichnete sich bald aus und konnte in einem Alter von kaum achtzehn Jahren schon das Steuermanns-Examen machen.

Um diese Zeit lernte er die nur um zwei Jahre jüngere Maren Ling, die einzige Tochter des reichen Eierkönigs auf dem Listlande, kennen. Das junge, schlanke und schöne Mädchen lebte bei ihrer Tante in Keitum und zeichnete sich bei dem alljährlich zu Anfang August stattfindenden Mäherfeste als unermüdliche Tänzerin aus. Zu diesem Nationalfeste zieht die Jugend Keitums in voller Zahl, und von den älteren Personen schließen sich ihr sehr viele an, um ebenfalls an den landesüblichen Festlichkeiten, welche der Eröffnung des Mähens vorangehen, Theil zu nehmen.

Der blöde Hans Tetten fehlte auch nicht. Er war in der bunten Menge leicht an seiner Jacke zu erkennen, die er mit stolzer Miene zur Schau trug und auf deren zahllose Knöpfe, die selbst auf dem Rücken nicht fehlten, er sich was Rechtes einbildete. — Daß man ihn dieser närrischen Tracht wegen aufzog, merkte er nicht. Er jubelte und sprang mehr wie Alle, ja er ließ sich durch Maren's Bitten, die den armen Burschen freilich auch nur zum Besten hatte, sogar veranlassen, die Geige zu spielen, worüber die fröhliche Jugend sich halb todt lachen wollte.

Schon bei dieser ersten Begegnung entspann sich zwischen der schönen Maren und dem gewandten, aufgeweckten, seiner Kraft und seinen Talenten vertrauenden Rink Heydsen ein ganz bestimmtes Verhältniß, das bis zu stillem Verlöbniß vor Heydsen's Abreise führte, die wenige Wochen später erfolgte. Der Herr des Listlandes erfuhr von alledem nichts.

Maren kehrte nach Heydsen's Abreise wieder nach List zurück, war fröhlich wie sonst und benahm sich zur vollkommensten Zufriedenheit ihres Vaters.

Digitized by Google

Im nächsten Frühjahr trat eines Mittags Hans Tetten in Ling's Wohnung und bettelte nach seiner Gewohnheit um schöne, blanke Knöpfe für seine Jacke.

Ling war gerade guter Laune und ließ sich mit dem Schwachsinnigen in ein Gespräch ein, während er seiner Tochter Auftrag gab, einige Knöpfe für Tetten zu suchen.

Die oft sehr albernen Antworten des armen Burschen machten dem reichen Bauer Spaß, und nur um eine recht thörichte Antwort von Tetten zu hören, fragte er ihn ernsthaft: ob er nicht bald heirathen werde.

„Ich nicht, aber ein Anderer," — gab der Schwachsinnige mit einem Lächeln zur Antwort, hinter dem sich einige Schlauheit verbarg.

„Wer könnte das wohl sein?" warf Jens Ling nichts ahnend ein.

„Ein kluger Mann — ein feiner Kopf — Dein Erbe!" lautete Tetten's Antwort.

„Mein Erbe?" wiederholte der Herr des Listlandes heiter. „Ei, das müßte ja mein Schwiegersohn sein! Kennst Du ihn vielleicht?"

Hans Tetten nickte mit dem Kopfe — und der Festebauer wollte jetzt den Namen desselben wissen.

Der Schwachsinnige warf den dicken Kopf von einer Seite zur andern und machte große Glotzaugen.

In diesem Augenblicke erschien Maren mit einigen sehr blitzenden Knöpfen.

Das junge Mädchen wollte den armen Menschen sogleich damit beschenken, — ihr Vater aber hielt sie zurück, gab ihr einen Wink und sagte, zu Tetten gewandt: „Hans, wenn Du willst, daß Du ganz allein auf allen Inseln der Westsee die schönste Jacke trägst, nenne mir den Mann, der einst mein Erbe sein wird."

Tetten lachte und schwankte kurze Zeit, ob er dem Verlangen des reichen Mannes wohl auch nachkommen dürfe. Der Mangel alles Urtheils aber und die lockende Verheißung überwanden schnell bei ihm jedes Bedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Schlittschuhläufers in Norwegen.

Ist es schon angenehm, auf nur einem kleinen Stück Wasser Schlittschuh laufen zu können, wenn das Eis gut ist und einige Freunde das Vergnügen mit uns theilen, so ist dieses Vergnügen erhöht, wenn man es z. B. auf einem norwegischen Fjord, d. h. Meerbusen, oder einem der großen Binnenseen genießt, an welchem Norwegen so reich ist. Man braucht nicht beständig umzukehren und sich fort auf dem nämlichen Grunde zu bewegen, wie ein in seinem Käfig eingesperrter Bär; man braucht nicht zu fürchten, in einem Menschenhaufen niedergerannt zu werden und sich den Kopf zu zerschlagen durch den ungeschickten Stoß eines Andern, — und braucht auch nicht zu fürchten, daß das Eis bricht.

Ich also nahm Theil an einer Schlittschuhpartie, die aus sechs oder sieben norwegischen und englischen Studenten bestand. Wir hatten die Absicht, den Fjord hinab zu gehen, nach einem ungefähr zwanzig englische Meilen von Christiana entfernten Dorfe, um dann bei Mondschein auf dem Eise zurückzukehren. Ein reizender Plan, geeignet manches Neulings Mund wässern zu machen, da dessen Schlittschuhlauf-Ausflüge nothwendiger Weise durch die Ufer eines kleinen Wasserstücks begrenzt, oder auf einen langen und schmalen Kanal vielleicht beschränkt sind.

Es war ein lieblicher Morgen, als wir aufbrachen. Der Himmel war tief azurblau und kam an Intensität und Klarheit dieser Farbe vollkommen dem der südlichen Klimate gleich und mit dem Eis konnte selbst das wählerischste Mitglied des Schlittschuhlauf-Clubbs zufrieden sein; auch wurde die Annehmlichkeit unserer Fahrt noch besonders erhöht durch das Bewußtsein, daß das Eis nicht weniger als drei Fuß dick war, und daß es

Digitized by Google

nirgends gefährliche Sprünge gab. Füge ich vollends bei, daß der Fjord mindestens zwei englische Meilen breit war, daß er breiter und breiter wurde, — je weiter wir die Stadt hinter uns ließen, und daß wir, wenn wir gewollt, nach dem offenen Meer — eine Entfernung von nahezu achtzig englischen Meilen — hätten hinausgehen können, so wird man leicht erkennen, daß es uns zu voller Entfaltung unserer Kräfte nicht an Raum fehlte.

Wir machten natürlich keine phantastischen Kunststücke, denn wir hatten eine lange Fahrt vor uns und mußten sonach mit unserer Kraft haushälterisch umgehen.

Schnell eilten wir voran, wozu eine sanfte Brise aus Norden uns freundlich Hilfe leistete; da und dort machten wir Halt, um einige Worte mit irgend einem einsamen Fischer zu wechseln, und kampirten gleichzeitig auf dem Eise unter einem auf Pfählen aufgespannten Stück Segeltuch. Die Fische schienen hungrig, wie wir aus der Menge Weißfische und kleiner Stockfische schloßen, welche einige der Fischer in ihren Körben hatten. Plötzlich fuhr ein „Eisschiff" mit der Geschwindigkeit eines Eilzuges an uns vorüber. Ich hatte nie zuvor eines gesehen, und da auch viele unserer Leser ohne Zweifel nie etwas von derartigen Schiffen gehört haben, — so will ich in Kürze das an uns vorübergekommene schildern. Es war genau so gebaut, wie ein Eispflug, d. h. es hatte eine dreieckige Gestalt und lief auf Schlittschuhen. Es trug ein großes viereckiges Segel, ein sogenanntes Brefock, das eingezogen werden konnte, wenn man das dasselbe festhaltende Tau löste. Dies ist auch in der That die einzige Art und Weise, diese Schiffe zum Stehen zu bringen, und sonach ist eine Fahrt in demselben häufig gefährlich und selbst das Leben bedrohend; — denn sollte man unversehends dem Ende des Eises nahe kommen, und der Wind scharf wehen, so ist die einzige sich darbietende Aussicht auf Rettung die, daß man auf das Eis hinausspringt und lieber eine Verwundung am Kopfe oder eine gefährliche Quetschung riskirt, als in's offene Wasser geschleudert zu werden.

Nach einer angenehmen Fahrt von 3 oder 4 Stunden kamen wir ungefähr um 1 Uhr heißhungerig am Ort unserer Bestimmung an. Wie vortrefflich schmeckte da der warme Kaffee — wie pikant war der geräucherte Lachs, wie wohlschmeckend die Cigarre und wie erheiternd der Schluck Cognac! So ging die Zeit schnell vorüber — und mit einem dem Widerstreben verwandten Gefühl verließen wir das warme Zimmer der Dorfstation, um uns abermals auf den offenen Fjord hinauszuwagen.

(Schluß folgt.)

(Früher sagte man: Das kommt einem Spanisch vor!) Jetzt muß man sagen: Amerikanisch. Zu Omaha, „Endstation der Unions-Stillemeer-Bahn," wurde unlängst eine eigenthümliche Wasserwettfahrt unternommen von einem Mister Bob Hart und einem Mister Sully. Jeder von ihnen bestieg nämlich einen Waschzuber, und vor jeden der beiden Waschzuber waren 6 Paar Gänse gespannt, die durch eine Kutscherpeitsche gelenkt und durch Zurufe befeuert wurden. So ging es los, augenscheinlich in ziemlich kippeliger Situation. Anfänglich ging es aber sehr gut, in strengem Wetteifer hielten sich die Gespanne neben einander dann gewann Hart $3\frac{1}{2}$ Gänselänge Vorsprung, und schon glaubte er sich Sieger, als eine seiner Gänse die Lust zum Untertauchen ankam und sie dadurch das ganze Gespann in namenlose lautschnatternde Verwirrung brachte. Laut lachend fuhr Sully an ihm vorbei, da scheute — vor dem Gelächter heißt es — seine linke Flügelgans; mit ihr wichen ihre Gefährtinen seitwärts aus, und der Zuber schlug um. Glücklicherweise war der Teich hier nur 2—3 Fuß tief, und so kamen beide Lenker ihre Zuber mit der Hand vor sich her schiebend, zu gleicher Zeit an's Land.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 16.

Der Eierkönig von Sylt.

(Fortsetzung.)

Er hätte gesprochen, wenn auch Jens Ling ihm nicht das Versprechen gegeben, er würde ihm eine Aufseherstelle in der Vogelkoje verschaffen.

„Der klügste Mann auf Sylt, der beste Schiffer, der je ein Steuer regiert hat," sagte er, „mein Freund Rink Heydsen wird Dein Erbe! Frag' die schöne Maren! Sie hat sich dem glücklichen Manne mit Hand und Mund verlobt, und ich strich die Geige dazu!"

Jens Ling ward starr vor Schreck und Zorn. Er hätte den blödsinnigen Schwätzer gern Lügen gestraft, aber das Erbleichen Maren's, ihr Zittern, die Thränen, welche ihre Augen füllten, überzeugten ihn, daß Hans Tetten die lautere Wahrheit sagte.

Indeß faßte sich Ling sehr bald. Es bedurfte nicht langen Nachdenkens, um ihn einen Entschluß fassen zu lassen. Mit harter Hand ergriff er den Arm der Tochter und sprach zu ihr: „Gib Tetten die Knöpfe, damit er sich putzen kann!"

Maren gehorchte, ohne einen Laut von sich zu geben. Nur ihr in Thränen schwimmendes Auge ruhte vorwurfsvoll auf den ausdruckslosen Zügen des Schwachsinnigen.

Dennoch mochte Tetten eine dunkle Ahnung von seinem übereilten Handeln haben, denn er stotterte unverständliche Worte und schwur dann mit fürchterlich rollendem Auge, daß er seinem Freunde kein Haar krümmen lassen werde, und daß die Jungfer Heydsen's Frau werden solle.

Etwas Weiteres konnte er nicht hinzufügen, denn die Hand des zornigen Eierkönigs hatte ihn schon erfaßt, aus der Thür gestoßen und weit fortgeschleudert, daß er erst im Straßenstaube wieder zur Besinnung kam.

Zwar raffte sich der arme Bursche wieder auf und wagte noch einmal, an die von Innen verriegelte Thür des reichen Mannes zu klopfen, Eintritt jedoch erzwang er sich nicht. Das klägliche Jammern einer ihm wohlbekannten Mädchenstimme vertrieb ihn sogar sehr bald. Er begann zu laufen, als wisse er sich von Feinden verfolgt, — und nicht eher gab der Schwachsinnige sein wildes Rennen auf, bis er eine Dünenwand kopfüber hinabstürzte und bewußtlos am Rande eines stillen Dünensees liegen blieb.

Es war schon Abend, als Tetten wieder zu sich kam. Er empfand brennenden Durst und alle Glieder schmerzten ihn. Mühsam hin und wieder einige Beeren pflückend, wie sie in einzelnen Dünenthälern wachsen, durchwanderte er den weiten kegelförmigen Raum, bis er den östlichen Strand der Insel erreichte. Hier lagerte er sich in's Haidekraut, bis er sich wieder kräftiger fühlte. Dann machte er sich auf den Weg nach seinem Heimaths-Dorfe.

Tetten sprach mit Niemandem von dem Vorgefallenen.

Was zwischen dem Festebauer und dessen Tochter sich zugetragen haben mochte, — blieb ebenfalls ein Geheimniß.

Jens Ling mußte übrigens dem unzurechnungsfähigen Burschen nicht zürnen, denn bald darauf ward er von den Eigenthümern der Vogelkoje gerufen, die den freudig Erstaunten mit der Mittheilung überraschten, daß man sich entschlossen habe, ihn auf Empfehlung eines wohlwollenden Mannes als Wächter in der Koje anzustellen.

Digitized by Google

Herbst und Winter vergingen in gewohnter Ruhe. Es ereignete sich nichts auf der Insel, was deren Bewohner in Aufregung versetzte. Jens Ling sah Tetten nicht, eben so wenig begegnete dieser der schönen Maren, obwohl er einige Male in das Haus der Tante des jungen Mädchens kam, um hier, wie anderwärts, seine gewöhnliche Bitte laut werden zu lassen.

Erst nach Jahresfrist kam Rink Heyckſen von einer Reise, die ihn bis an die Küſten der Sandwichs-Inseln geführt hatte, zurück.

Der glückliche, lebenslustige junge Mann glaubte dem Ziel seiner Wünsche nahe zu sein, denn ein begüterter Rheder wollte ihm die Führung eines Schiffes anvertrauen, da er nur Gutes von dem unerschrockenen Seemanne vernommen hatte.

In der sicheren Hoffnung, Jens Ling werde, wenn er als Capitain vor ihn hintrete, und um die Hand Maren's anhalte, ihm diese gern und frohen Herzens geben, schiffte ſich Rink Heyckſen nach seiner Heimaths-Insel ein.

Zweimal hatte er der Geliebten geschrieben. Antwort durfte er nicht erwarten, da er dem fernen Mädchen seiner Wahl ja keine Adresse angeben konnte.

Der ehemalige Schulfreund Hans Tetten's hatte keine Ahnung von dem, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen. Auf offenem Stuhlwagen rollte er die nordwärts führende Straße entlang, durch Braderup, an Kampen vorüber, dem Listlande zu, dessen breite Dünenrücken wie schneeige Alpenkämme über die grüne See herüberleuchteten. Des armen Tetten gedachte der kräftige Seemann nicht. Daß derselbe in der melancholiſchen Einsamkeit der Vogelkoje gerade die schönste Zeit des Jahres zubringe, konnte Rink Heyckſen natürlich nicht wissen.

In geringer Entfernung von den zerstreut liegenden Häusern des Dorfes List stieg der Liebende aus, um unbemerkt den Ort betreten zu können.

Die stattliche Wohnung des Festebauers lag allein und war von allen Seiten zugänglich. Heyckſen zog es vor, sich dem Hause von der Rückseite zu nähern. Er wollte sein Mädchen, dessen Liebe und Treue er gewiß war, überraschen. Dann, im vollen, frischen Jubel des Widersehens, wenn das Glück der Liebe Maren's Antlitz verklärte, wollte er die Tochter vom Vater zu seinem Weibe verlangen.

Jens Ling war mit seinen Knechten in die Dünen gefahren. Das Haus des Eierkönigs stand Jedermann offen, und so glückte das Vorhaben Heyckſen's vollständig. — Er trat in das Wohnzimmer, ehe noch Maren, die mit Garnspinnen beschäftigt war, den leichten Schritt des Ankömmlings vernommen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Abenteuer eines Schlittschuhläufers in Norwegen.

(Schluß.)

Wir traten aber unseren Heimweg vielleicht nicht ganz so aufgeräumt an, als am Morgen unserer Abfahrt, denn die Sonne war dem Untergange nahe, der Wind wehte uns in's Gesicht und wir waren ein wenig steif. Dennoch schritten wir fröhlich voran „in Halbeile“ und waren, als wir ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt hatten, unangenehm überrascht, wahrzunehmen, daß sich allmählig und wie verstohlen ein dichter Nebel über das Eis zog. Er kam immer näher, bis wir zuletzt in einen undurchdringlichen Dunstkreis eingehüllt waren. Nun zum ersten Male drängte sich uns der Gedanke auf, daß wir uns in einer schlimmen Lage befanden. Welche Richtung sollten wir einschlagen. Kein Stern stand mehr am Himmel, nach dem wir unseren Weg hätten regeln können; das ganze Firmament war unserem Blicke verschlossen. Was thun? Weit klüger hätten wir gehandelt, wenn wir unsere Schritte nach dem Dorfe zurückgewendet und dort

Digitized by Google

die Nacht zugebracht haben würden; allein dieser Gedanke behagte uns nicht und wir entschlossen uns, dem Unstern zu trotzen.

Brauche ich zu sagen, daß wir bald eben so in der Irre herumzogen, wie je irgend ein Jäger auf einer spurlosen Prairie oder in einem grenzenlosen Walde. Und dennoch konnte uns etwas als Führer dienen — der Wind — dadurch, daß wir ihn auf einer gewissen Seite unseres Gesichtes behielten, glaubten wir zuverlässig, daß wir, wofern er sich seit dem Morgen nicht etwas gedreht hatte, in der rechten Richtung geblieben seien.

„Bleibt nahe beisammen," — rief unser Führer, als wir einer hinter dem andern davonglitten, „und denkt an die Löcher im Eise!"

Dies war eine weitere Gefahr; denn die Löcher, welche die Fischer Morgens gemacht, konnten noch nicht stark genug gefroren sein, um die Last eines Mannes zu tragen; obgleich sie aber nicht so groß waren, um hindurch zu fallen, so hätte doch leicht, wenn man unversehens in eines derselben hineingerathen wäre, ein gebrochenes Bein die Folge sein können.

Mittlerweile ward der Nebel immer dichter, — so daß wir uns endlich genöthigt sahen, einander gegenseitig an den Rockzipfeln zu halten, ungefähr so wie eine Partie Montblanc-Besteiger es thut. Bereits hatten wir fünf Stunden auf dem Eise zugebracht, und hätten um diese Zeit, wenn wir den rechten Weg eingeschlagen hätten, zu Hause sein können. Allein wir konnten keine Zeichen nahen menschlichen Lebens wahrnehmen, hörten keinen Ton, obgleich wir oft Halt machten und unsere Ohren spitzten, um die Stimme irgend eines Fischers oder eines anderen Menschen aufzufangen, der etwa spät von seiner Tagesarbeit zurückkehrte. Wir hörten nichts — tödtliche, verhängnißvolle Stille herrschte um uns.

„Wir sind verirrt!" rief unser Führer.

Nun, verirrt zu sein auf einem offenen Fjord bei einem Thermometerstand von 20 Grad unter Null und beim Wehen eines scharfen Nordwindes — das Gefühl sodann jener allmälig uns beschleichenden Schläfrigkeit, welche, wenn man ihr nachgäbe, in einen Todesschlaf überginge, eine solche Lage ist wahrhaftig keineswegs angenehm.

In Bewegung mußten wir bleiben, gleichgiltig in welcher Richtung — ruhen wäre verhängnißvoll gewesen, und so schritten wir fort in der Hoffnung, uns immer noch auf dem rechten Wege zu befinden.

Plötzlich hörten wir das Rauschen eines entfernten Wasserfalls; wir machten Halt und pflogen Rath

„Halt! ich hab's," schrie unser Führer, „das ist der .... Fluß, den wir hören können, und dies ist also die Creek. Zurück, zurück, um Himmels willen!" — denn er wußte, daß dies die gefährlichste Stelle war, auf der man sich befinden kann — es war in der That die gefrorene Oberfläche des .... Flusses, auf welchem wir standen, dessen Strömung so schnell und reißend ist, daß das Eis dort stets unsicher ist.

Die Furcht lieh unseren Füßen Eile, und wir machten keine Pause, bis der Schall des fallenden Wassers unseren Ohren völlig entschwunden war.

Ein Gutes indeß hatte doch dieser Zwischenfall; er setzte uns in den Stand, wie wir glaubten, unseren Weg nach der Stadt zu nehmen. Leider aber war diese Hoffnung eine eitle, denn, nachdem wir unseren Lauf ein Paar Stunden fortgesetzt, konnten wir immer noch kein Zeichen der Heimath wahrnehmen. Unsere Lage wurde bedenklich. — Mitternacht war bereits vorüber und besorgte Freunde erwarteten uns zu Hause. Ich war so ermüdet und abgemattet, daß ich mich kaum noch rühren konnte. Ich bat und flehte, man möge mich, wenn auch nur für einen Augenblick, auf das Eis niederlegen lassen.

„Nein, keine Sekunde," rief unser Führer. „Zieht ihn auf, zieht ihn auf!" denn ich hatte mich selbst auf das Eis hingeworfen. Ein Schluck Branntwein gab mir neue Lebenskraft, und rettete mir, wie ich glaube, das Leben.

Digitized by Google

Plötzlich erspähten wir durch das Dunkel hindurch eine Anzahl trüber Lichter. — War es die Stadt? Nein, denn sie bewegten sich. Waren es also Irrlichter? Nein! Gott sei Dank! freundliche Menschengestalten waren dahinter. Wir waren gerettet. — „Hurrah!“ schrien wir, „Hurrah!“ Die Lichter kamen immer näher und näher, und in wenigen Minuten standen wir unter einem Haufen Volks, welchen unsere Freunde in der Stadt bewogen hatten, sie zu begleiten, um den Versuch zu machen, die Vermißten zu retten.

Wir befanden uns noch acht englische Meilen von der Stadt, und ich glaube, daß, wenn die uns aufsuchenden Leute uns nicht glücklicher Weise gefunden hätten, sie am nächsten Morgen sieben erfrorene Leichname auf dem Eise gefunden haben würden.

Herr: „Darf man fragen, Fräulein, was dieser Knoten in Ihrem Taschentuche bedeutet?“

Fräulein: „Ja, wissen Sie, mein Bräutigam ist für drei Wochen verreist und hat mir beim Abschied wiederholt eingeschärft, daß ich mich öfter seiner erinnern soll; damit ich nun nicht seiner vergesse, habe ich mir diesen Knoten in's Sacktuch gemacht.“

Mannesadel.

Mit dem Strome fortzutreiben,
Das ist federleichte Kunst!
Bei der Wahrheit fest zu bleiben,
Unbewegt von Haß und Gunst —
Das geziemt dem Mann, der nimmer
Für den Augenblick nur lebt,
Der vom hohlen Schein und Schimmer
Sich zum Ewigen erhebt.

Der da weiß, daß sich die Menge
An dem Neuen gern ergötzt,
Weil der Wahrheit heil'ge Strenge
Ihren leichten Sinn verletzt.
Der da weiß, daß nur gesundet
Unser Volk, wenn's Wahrheit hört,
Daß nicht helfe was ihm mundet,
Und den Selbstbetrug nicht stört.

Wer sein wahres Heil zu gründen,
Nicht zu schmeicheln ihm begehrt,
Muß die Lüge überwinden,
Denn: „ihr seid das Salz der Erd.“
Krön' ihn Lob, beschmutz' ihn Tadel,
Fest bei Gottes Wahrheit stehn,
Das ist ächter Mannesadel,
Siegend noch im Untergeh'n!

Ch. Böhmer.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 17.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

Im Augenblick des Erkennens jauchzte Maren hoch auf vor Freude und hing in seliger Lust am Nacken des starken Mannes, den sie lieben mußte, selbst wenn der hartherzige Vater sie dieser unseligen Neigung wegen mit dem Tode bedroht hätte. Dieser Jubel des Wiedersehens dauerte aber nur wenige kurze Minuten. Wie gelähmt sanken die Arme des entsetzten, von dem ganzen Jammer ihrer hoffnungslosen Lage durchdrungenen Mädchens schlaff herab von den Schultern des geliebten Freundes, — und unter Schluchzen rief sie diesem die Worte zu:

„Leb' wohl! Du bist für mich verloren!"

„Wer sagt das!" rief aufbrausend der unerschrockene Seemann.

„Der Vater haßt Dich," stotterte Maren.

„Dein Vater?" erwiderte Heyckſen. „Was berechtigt ihn denn dazu?"

„Er ist maßlos stolz und unbeugsam!" klagte das Mädchen.

„Vor mir soll er sich beugen!" rief der willenskräftige Seemann. „Freilich besitze ich zur Zeit weder Haus noch Vermögen; aber mir steht der ganze Erdkreis offen, und eine einzige glückliche Reise kann mich Deinem Vater in Bezug auf Geld und Gut vollkommen gleichstellen! Ich werde ihn hier erwarten und gleich mit ihm sprechen!"

Maren drang mit beweglichen Worten in ihn, er möge dies nicht thun, wenigstens nicht jetzt, wo er aufgeregt sei und ein leidenschaftliches Wort Alles verderben könne. — Heyckſen aber achtete nicht mehr auf die Bitten der Geliebten.

„Es soll und muß klar werden zwischen mir und Deinem Vater," sagte er entschlossen. „Ich bin ihm ebenbürtig an Tüchtigkeit. Was brauche ich um Erlaubniß zu fragen, ob es ihm ansteht, mir seine Tochter zur Frau zu geben! Weigert er sich, so führe ich Dich mit Gewalt aus dem Hause und flüchte mich in der ersten besten Schaluppe mit Dir in meine wahre Heimath, auf die See! Dann mag der stolze Eierkönig auf den höchsten Gipfel seines sandigen Landes steigen. Mein Wimpel soll noch stolzer von der freien Woge herab zu ihm hinüber grüßen!"

Die Heftigkeit des Geliebten machte Maren verstummen. Angstvoll saß sie am Fenster und heftete voll banger Ahnungen die Blicke auf den in die Dünen führenden Weg. Plötzlich erhob sie sich ungestüm und rief: „Mein Gott, der Unglückliche!"

Rink Heyckſen stand auf der Stelle neben Maren und umschlang sie mit starkem Arm, fest entschlossen, die Geliebte, wenn es sein müsse, selbst gegen den Vater derselben zu vertheidigen. Statt des Festebauers aber gewahrte er die gedrungene Gestalt des schwachsinnigen Hans Tetten, der im blitzenden Knopfschmuck seiner Weste anscheinend in großer Hast dem Hause zuschritt.

„Wenn mein Vater mit diesem Menschen hier zusammentrifft," sagte Maren, „so haben wir ein Unglück zu beklagen. Geh' ihm entgegen, Rink! Bewege ihn zur Umkehr! Seine Unvorsichtigkeit ist Schuld, daß wir uns nie werden angehören können!"

Digitized by Google

„Und ich schwör's bei dem Raben," rief Heydsen aus, „daß Du mein Weib wirst, ehe ich wieder die Planke eines Vollschiffes betrete!"

Er wendete sich der Thür zu, um dem Gespielen seiner Jugend zu begrüßen.

Hans Tetten begegnete ihm schon unter der Thür. Die Augen des Schwachsinnigen schienen noch größer geworden zu sein und glotzten den Seemann verwundert an, als er gewahrte, daß Heydsen die Tochter des Festebauers in seinen Armen hielt. Als ob es ihm an Luft gebreche, knöpfte Tetten seine wunderlich verzierte Jacke auf, streckte dem alten Freunde die Hand entgegen und sagte:

„Ich sah Dich vorüberfahren, Rink Heydsen, und komm, Dir beizustehen. Der Eierkönig ist sehr stark! . . . Du wirst gut thun, ihm aus dem Wege zu gehen."

Noch ehe der Seemann diese Aeußerung des Schwachsinnigen beantworten konnte, zeigte sich Jens Ling in eigener Person auf der Straße. Ueber der Schulter hing die Büchse, ohne die er selten in die Dünen wanderte, da er ein großer Freund der Jagd war und häufig nur zum Vergnügen Seevögel, namentlich Raubmöven, schoß, die er nicht leiden konnte.

Eine Mütze von Seehundsfell bedeckte das struppige Haar des stolzen Mannes, der sich in seinem ungemessenen Hochmuthe vorgenommen hatte, sein einziges Kind, das schon längst keine Mutter mehr besaß, nur an den reichsten und nächst ihm selbst unabhängigsten Mann der Insel oder an einen der großen Hofbesitzer des Festlandes zu verheirathen, wo Maren's verstorbene Mutter herstammte.

Rink Heydsen hatte den Herrn des Listlandes kaum erblickt, als er Maren trotz ihres Sträubens zwang, ihm zu folgen.

Hans Tetten blieb zitternd, mit halb offenem Munde, die gutmüthigen, aber wenig ausdrucksvollen Augen wunderlich drehend, unter der Thür stehen und begann vor Verlegenheit und Angst die Knöpfe auf seiner Jacke zu zählen.

Jens Ling trat gerade in die Umfriedigung des vor seinem Hause liegenden Gartens, als Rink Heydsen, die zaghafte Maren fest umschlungen, den Fuß in's Freie setzte.

Der Festebauer blieb stehen, unsicher, wer der Mann sei, der sich erlaubte, frank und frei seine Tochter zu umarmen. Als er den Seemann erkannte, erfaßte er krampfhaft den Lauf seiner Büchse und riß sie von der Schulter.

Heydsen aber trat dem Zürnenden muthvoll entgegen, den matten Aufschrei der Geliebten nicht achtend.

„Jens Ling," sprach er, „Du siehst hier meine Braut. Freiwillig hat sie sich mit mir verlobt. Sie gehört mir zu und ich liebe sie. Nichts als der Tod kann uns scheiden. Gib uns Deinen Segen!"

Der Eierkönig hob langsam die Büchse, und Heydsen hörte, daß der Hahn knackte. Das finstere Auge des stolzen Mannes, den Maren's Liebe in seinen Feind verwandelt hatte, ließ das Schlimmste erwarten. Ein Sprung — und das Rohr befand sich in der Hand des entschlossenen Seemannes. Maren taumelte entsetzt zu Boden. Der gutherzige Tetten wiegte bedenklich den Kopf und bemühte sich um das arme Mädchen, — während Heydsen und Jens Ling lautlos, mit schäumendem Munde, zähneknirschend, wie ein Paar Dämonen, um den Besitz der Büchse rangen. Endlich blieb die Waffe in den Händen des Seemannes.

Der Eierkönig lachte verächtlich.

„Geh'!" befahl er dem jungen Capitain. „Wie ein Dieb, nicht wie ein ehrlicher Mann, hast Du mir mein einziges Kind rauben wollen, — und das verzeih' ich Dir nimmer! Geh', Schleicher! Ich will keinen Seemann zum Eidam haben, am wenigsten, wenn Maren Dich liebt. Sie würde in Deinem Besitz nur unglücklich und elend!"

„Mein Schiff wird ihre Wohnung sein, die Welle, die uns trägt, unsere Heimath!"

„Seemannsleben ein elend Leben!" erwiderte Jens Ling. „Geh'! Maren bleibt bei mir!"

Digitized by Google

„Frag' Dein Kind um seine Meinung und brich ihm nicht das Herz!"

„Ich bin ihr Vater, ihr Herr!"

Rink Heydsen wollte sich Maren wieder nähern, — aber der Festebauer stieß ihn zurück, indem er drohend die Faust gegen ihn erhob.

„Versuch' es nicht ein zweites Mal, mein Fleisch und Blut berühren zu wollen!" rief er. „Ich brauche mein Recht und brächt' es mich um Freiheit und Leben! Nimm Dich des albernen Narren an, dem ich für seine Dummheit noch dankbar sein muß, da ich von ihm Dein heimliches Treiben erfuhr!"

Die letzten Worte veränderten das Wesen Rink Heydsen's. Ein strafender Blick, der aber schnell in einen mitleidigen überging, traf Hans Tetten. Noch einmal flog das Auge zu Maren, die, wie eine geschreckte Taube, gebrochen unter dem Arm des zürnenden Vaters sich duckte. Dann warf er dem Eierkönig die ihm entrissene Büchse vor die Füße und kehrte ihm den Rücken.

„Schicke mir eine Kugel nach," sprach er, wenn Du vor meiner Rache sicher sein willst! Maren ist und bleibt mein, so gewiß mein Herz ihr gehöret!"

Jens Ling lachte des Wüthenden, der, von Hans Tetten begleitet, mit großen Schritten den Hof verließ.

(Fortsetzung folgt.)

Neueste Entdeckung im Monde.

Der Director der Athener Sternwarte, Herr J. F. Schmidt, hielt am 29. Novbr. zu Wien in der Akademie der Wissenschaften vor einer zahlreichen Zuhörerschaft einen interessanten Vortrag über den Mond. Wir entnehmen diesem Vortrage folgende Mittheilungen. „Bisher war man gewohnt, die Oberfläche des Mondes als, das starre Gebilde unzähliger ausgebrannter Vulkane anzusehen, deren riesige Krater als ringförmige Gebirge mit weiten, gähnenden Schlünden dem bewaffneten Auge sichtbar werden. — Gewaltige Eruptionen mußten stattgefunden haben, um dieses bizarre Gebilde der Mond-Oberfläche zu erzeugen, das einem Grabe ewiger Ruhe, ohne Spur von Leben, Wasser, Luft oder Vegetation zu gleichen schien. Seit ungefähr drei Jahren haben die fortgesetzten Beobachtungen, unterstützt durch die Fortschritte in der Optik, eine überraschende Thatsache gelehrt, aus der hervorgeht, daß die Natur auf dem Monde keineswegs so zur Ruhe gelangt ist, als man seither anzunehmen gewohnt war. Unter den mannigfaltigsten Kratergebilden trat besonders der Linnés hervor, der vermöge seiner günstigen Lage in einer Ebene allen Sternwarten als trigonometrischer Fixpunkt erster Ordnung diente. — Der Kraterring hatte drei geographische Meilen im Durchmesser oder circa 9½ Meilen im Umfange, — die Kraterschlucht circa 1000 Fuß Tiefe. Von diesem Fixpunkte aus wurden die Entfernung und die Lage der übrigen Kratergebirge gemessen und bestimmt, kurz der Linnés war Ausgangspunkt für die Anfertigung der topographischen Mondkarten. Dieser große Krater Linnés ist nun plötzlich verschwunden, ohne daß irgendwie ein sichtbares Phänomen dieses Ereigniß angekündigt oder dessen Verlauf gekennzeichnet hätte. Die Sternwarten wurden durch dieses plötzliche Verschwinden ihres Lieblings nicht wenig überrascht, und allerorts richteten sich die Fernröhre auf die Stelle, wo er früher so majestätisch gestanden. Von dem früheren Bergschatten war keine Spur zu entdecken; es zeigte sich vielmehr an seiner Stelle eine weiße wolkenartige Fläche mit einer ganz kleinen Vertiefung in der Mitte, ungefähr ein Zehentel von dem früheren Kraterumfange messend. Ueber die Ursache dieses Verschwindens sind die Astronomen keineswegs einig. Wollte man annehmen, daß ein großer Aschenausbruch stattgefunden und den Linnés verschüttet habe, so müßte jedenfalls die Dampfsäule bemerkt worden sein; weiß man doch von irdischen Erruptionen, daß die aufsteigenden Feuersäulen Tage lang stehen bleiben

Digitized by Google

und einen Schatten werfen, der auf dem Monde, wo keine Atmosphäre, also auch keine Wolkenbildung vorhanden ist, ohne Weiteres bemerkt worden wäre; aber Niemand hat eine solche Erscheinung gesehen. Wollte man annehmen, daß der Krater Linéos eingesunken sei, so müßte ein noch größerer Schlund entstanden sein, — der sofort durch den größeren Schatten erkennbar wäre, was nicht der Fall ist. Das Wahrscheinlichste ist, daß eine flüssige Masse den Krater vollständig ausgefüllt und noch die Ränder überfluthet hat, so daß vermöge der vollständigen Ausgleichung eine Schattenbildung an keiner Stelle möglich ist. Aehnliche wolkenartige Gebilde wie an der Stelle des Linéos hat man nun bereits 20 bis 25 entdeckt, und es ist kein Zweifel, daß es untergegangene oder ausgefüllte Krater gewesen sind. Die ununterbrochenen Beobachtungen werden hoffentlich bald den Schlüssel zur Erklärung dieser Wandlungen finden lassen. Den Schluß dieses interessanten Vortrags bildeten Mittheilungen über das kontinuirliche Wachsen des St. George-Berges in der Inselgruppe der Cycladen, welcher zu Beginn des Jahres 1866 im Hafen von Santorin dem Meeresschooße entstiegen und bisher zu einer Höhe von 500 Fuß gestiegen ist.

---

* Die Größe der Stadt New-York findet in nachstehenden Zahlen Ausdruck: Das Areal der Stadt beträgt 22 Quadratmeilen oder 14,000 Acres; dieselbe hat zwischen 800,000 und 1,000,000 Einwohner, von denen circa die Hälfte in 20,000, die andere Hälfte in 40,000 Häusern lebt, und circa zwei Fünftel verheirathet oder verwittwet sind; die Zahl der Heirathen beträgt im Durchschnitt 17,000, der Geburten 31,000, der Todesfälle 25,000 jährlich. Die Stadt consumirt jährlich 4,000,000 Faß Weizenmehl, 9,000,000 Bushel Weizen und 2,776,500 Stück Schlachtvieh, letztere im Werth von 30,000,000 Dollars, sie hat 700 Bäcker, 1400 Schlächter und 2600 Materialwaarenhändler. Der 30,000,000 Dollars kostende Croton-Aquaduct führt durch 313 Meilen lange Hauptröhren täglich 60,000,000 Gallonen Trinkwasser zu, wofür jährlich 1,319'544 Dollars bezahlt werden; für Thee und Kaffee werden 30,000,000 Doll., für berauschende Getränke zwischen 40 und 70 Millionen Dollars jährlich verausgabt. In den Geschäften der Stadt werden 3,313,618,000 Dollars jährlich umgesetzt; es bestehen 71 Banken mit 90 Mill. Dollars Capital, 32 Sparbanken mit 86,574,343 Doll. Depositen; der Gesammtwerth des Grund- und beweglichen Eigenthums beträgt 965,326,614 Dollars. Die Stadt hat 300 öffentliche und 300 Privatschulen, 430 Kirchen und Gottesdienstplätze, 315 Zeitungen und Zeitschriften, 315 fromme und wohlthätige Gesellschaften und zahlt für Correction, Einwanderungsschutz und humane Zwecke 2 Millionen Dollars jährlich. In der Stadt circuliren 21,384,100 Briefe und 4,589,663 Zeitungen jährlich; 1,500,000 Dollars werden für Blumen und 2,500,000 Dollars für Eis jährlich ausgegeben. Der Central-Park hält über achthundert Acres, hat 10 Millionen Dollars gekostet und zählt 5 Millionen Besucher per Jahr. — In der Stadt sind 150,000 Fuhrwerke; durchschnittlich 17,000 per Tag passiren das Astor-House. New-York hat circa 100 Häuser, wo gestohlene Sachen gekauft werden; circa 3000 professionelle Verbrecher, davon die Hälfte Diebe, und gibt für Schutz von Leben und Eigenthum 4,500,000 Dollars jährlich aus. Besteuerte Verkaufslokale für Spirituosen 5711; Betriebs-Capital des Spirituosenhandels 200 Millionen Dollars. Zahl der Arreste wegen Trunkenheit ꝛc. circa 70,000 per Jahr; Consum von Lagerbier 40,000 Faß täglich.

Das Gebet ist ein Engel, deren Gott viele ausgesandt hat, auf Erden seine Kinder zu trösten; wunderbar wirkt es und nie erschöpft es sich in seiner Kraft.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 18.

Der Eierkönig von Sylt.

(Fortsetzung.)

Vierzehn Tage später war Maren plötzlich verschwunden. Auf Rink Heycksen's Veranlassung hatte der schwachsinnige Tetten ihr, ohne daß er etwas davon wußte, in einem Weißbrod, das ihr angeblich die Tante schickte, was oft vorkam, die Mittheilung zugehen lassen, daß Ersterer zu einer bestimmten Stunde mit einem seehaltigen Boote im Königshafen als Austernfischer anlegen würde, und daß, folge sie seinem Rufe, Alles zur Bewerkstelligung einer glücklichen Flucht vorbereitet sei.

Maren mußte dem Rufe des Geliebten gehorchen. Der Aufenthalt im Vaterhause ward ihr zur Hölle. In tiefer Nacht bestieg sie das rettende Boot, und als der Morgen dämmerte, schwammen die Liebenden bereits auf der See

Rink Heycksen beabsichtigte, seine Braut zunächst nach dem Festlande zu schaffen, um sie dort in sicherem Versteck unterzubringen. Was er später thun wollte, darüber war er sich selbst noch nicht ganz klar. Sein Jugendmuth, seine Liebe ließen ihn Alles wagen. Er hoffte, das ihm bereits zugesagte, schon segelfertige Schiff, dessen Führung er übernehmen sollte, binnen Kurzem besteigen zu können. Befand er sich aber erst am Bord seines Schiffes, dann hielt er Maren vor jeder Verfolgung gesichert.

Der Plan des liebenden Seemannes hätte sich vielleicht durchführen lassen, wenn Heycksen Gewalt über Wind und Fluth gegeben worden wäre. Kaum aber lag das Listland ein Paar Kabellängen weit hinter den Fliehenden, als der Wind umlief und bald ziemlich stark vom Festlande her wehte. Gleichzeitig trat die Ebbe ein, das Wasser verlief sich nach und nach, und wie kraftvoll auch Heycksen das Ruder zu führen verstand, es wollte ihm doch nicht gelingen, sich schnell von der Insel zu entfernen. Wie ein großes weißes Leichentuch lagen die Dünen des Listlandes immer in gleicher Nähe vor ihm. Bei Sonnenaufgang konnte er deutlich die einzelnen Dächer der Häuser von List erkennen, und als sich später eine Gruppe Männer am Strande sammelte, war er keinen Augenblick zweifelhaft über den Zweck dieser Versammlung.

Es dauerte keine Viertelstunde, und drei Reiter jagten, so schnell die kräftigen Thiere laufen konnten, südwärts, während eine Anzahl Männer auf den nächsten Dünengipfel rothe Fahnen aufpflanzten. Auch Schüsse fielen, Anfangs nur in der Nähe des Königshafens, später, wie es schien, in der Gegend von Kampen.

Rink Heycksen konnte nicht mehr zweifeln, daß Jens Ling Vorkehrungen zu seiner Verfolgung treffe. Ohne Zweifel sahen die am Strande der Insel stehenden Männer das einsame Boot auf der Wattensee, das vergebens gegen den Wind ankreuzte. Er mußte sich selbst gestehen, daß an Entrinnen nicht zu denken sei, wenn er nicht glücklich einen der schwer zu befahrenden Wattströme gewinnen könne, in die möglicherweise seine Verfolger nicht einzulaufen wagten, aus Furcht, in gefährliche Untiefen zu gerathen.

Dennoch ließ der entschlossene Capitän den Muth nicht sinken. Nur den Augen der geängsteten Maren zu begegnen, vermied er, weil die Angst, der Seelenschmerz, der in jedem Blicke der Geliebten sich kund gab, ihn entmuthigt haben würde.

Digitized by Google

Noch verging eine bange Viertelstunde. Dann stießen mehrere Böte, mit je drei Ruderern bemannt, vom Lande, in deren erstem das scharfe Auge des Seemannes die hohe Gestalt des Eierkönigs deutlich zu erkennen glaubte.

Rink Heydsen verließ die Ruhe, und mit dieser entfloh auch das Glück. Sein Nachen stieß auf den Grund, und alle Anstrengungen vermochten ihn nicht wieder flott zu machen.

Seine Verfolger kannten die Wattströme besser, als er. Sie kamen näher und immer näher, und lange vor Eintritt der Tiefebbe war er umstellt und in der Hand seines Feindes.

Jens Ling würdigte den Entführer seiner Tochter keines Wortes, kaum eines Blickes. Er ließ ihn als Gefangenen behandeln. Maren selbst machte er keine Vorwürfe.

Bei der nächsten halben Fluth stieg man an der Küste von List wieder an's Land. Hier stand schon ein Wagen bereit, den Rink Heydsen besteigen mußte. Neben ihm nahm der Herr des Listlandes Platz, nachdem er seine Tochter der Pflege und Bewachung seines Nachbars übergeben hatte.

Ein Paar Stunden später befand sich der junge Seemann in sicherem Gewahrsam.

Einige Tage später ward Heydsen nach Ripen gebracht. Hier mußte er lange, peinliche Verhöre bestehen, ohne je zu erfahren, was aus Maren Ling geworden sein mochte, die sein Ungestüm in's Unglück gestürzt hatte.

Die Untersuchung dauerte Monate. Endlich entließ man den geistig Gefolterten, indem man ihm die Untersuchungshaft als Strafe anrechnete.

Die Kosten des schlimmen Handels mußte Rink Heydsen bezahlen, was ihn zum Bettler machte. Der erbitterte Jens Ling hatte außerdem dafür gesorgt, dem jungen Seemanne sein ferneres Fortkommen nicht allzu sehr zu erleichtern. Er wollte ihm damit gerade nicht direct etwas Böses zufügen, — sondern ihn nur zwingen, sich vor ihm zu demüthigen.

Hätte Heydsen so viel Selbstüberwindung besessen, dem stolzen Eierkönig ein gutes Wort zu geben und eine harte Rede des von ihm Beleidigten stillschweigend anzuhören, wer weiß, ob nicht beide energische Männer doch noch Freunde geworden wären!

Rink Heydsen aber war ein so eingefleischter Friese, daß er sich lieber mit eigener Hand verstümmelt, als dem Manne bittend sich genaht hätte, der in seinen Augen Alles eher, nur kein versöhnendes Wort verdiente. Außer dieser Friesischen Unbeugsamkeit hielt den aus seiner Carrière gerissenen Seemann noch etwas Anderes von jedem annähernden Schritte zurück. Er wußte, daß Jens Ling's Vorfahren aus Jütland eingewanderte Dänen waren. Wie hätte er, der stolze Friese, es über sich gewinnen können, nach dem Vorgefallenen vor einem Halbfriesen den Hut zu ziehen!

Durch diesen betrübenden Handel war Heydsen in übeln Ruf gekommen. Der gefällige Rheder, der dem jungen Seemanne vertrauensvoll das Commando eines Schiffes übergeben wollte, erschien in Person auf Sylt, um sich nach seinem Capitän zu erkundigen. Er sah den im Gefängniß schmachtenden Heydsen nicht, was er aber von ihm hörte, machte ihn schnell anderen Sinnes. Das Schiff erhielt ein anderer, schon erfahrener älterer Seemann, und der leidenschaftliche, ungestüme Friese war und blieb für ihn todt.

Anfangs hoffte der in voller Jugendkraft stehende Rink noch immer, es werde sich für ihn bald Gelegenheit zu neuem und sicherem Gewerbe finden. Weite Reisen anzutreten, hielten ihn seine leidenschaftliche Liebe zu Maren und der Wunsch, Rache an Jens Ling zu nehmen, zurück; denn konnte er auch nicht sogleich eine Stelle als Steuermann unter den obwaltenden Umständen bekommen, als Vollmatrose auf einem größeren Kauffahrer wieder in See zu gehen, würde ihm nicht schwer geworden sein.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Tanz

und was in Beziehung auf Gesundheitspflege von ihm zu halten ist.

Es scheint uns unzweifelhaft, daß die Sitte des Tanzes stets bestehen wird, nicht nur weil sie zur Bildung des Schönheits- oder Kunstsinnes einen nothwendigen und durch die menschliche Natur selbst begründeten und berechtigten Beitrag liefert, sondern auch, weil sie ein mächtiges Glied unter den Mitteln zur Aufrechterhaltung menschlicher Heiterkeit und lebensfroher Gesundheit ist.

So lange die Tonkunst (Gesang und Musik) ihre melodischen Klänge schmeichelnd und lockend zum Ohr der Menschen sendet — und wer wäre so verdrießlich und grausam, ihr Verstummen ernstlich zu wünschen — so lange wird das Vergnügen an den rhythmischen Bewegungen des Tanzes sein Recht fordern.

Ein Blick auf die Geschichte des Tanzes lehrt uns, daß von jeher diese Kunst in hohen Ehren gestanden hat, daß mißgünstige Unterdrückungen dieses Vergnügens durch Staats- oder Kirchenpolizei keinen Erfolg gehabt haben, und daß bei manchen Nationen, wie bei den Griechen und Orientalen der Tanz sogar unter die heiligen Gebräuche des religiösen Kultus Aufnahme gefunden hat. Kurz, es wäre ein Leichtes, wenn wir den den Tanz so im idealen Sinne als das, was er sein sollte und sein könnte, als eines der edelsten und sinnigsten Spiele betrachten wollten, ein wahres Loblied auf Melpomene, die schöne und graziöse Göttin der lieblichen Tanzkunst, anzustimmen. Es würde ein solcher Lobgesang gewiß auch manchem jungen Herrn und manchem jungen Fräulein ganz gut gefallen, wir müssen aber für dieses Mal davon Abstand nehmen, weil das keine Antwort auf die an uns gerichtete Frage sein würde.

Wir sprechen aber nicht von dem Tanzvergnügen, wie man es heut zu Tage und hier zu Lande allgemein zu beobachten täglich Gelegenheit hat und wie man es so oft in eine förmliche Sucht oder Raserei ausarten sieht. Auf diese Sorte von Lustbarkeit einen Lobgesang anzuheben, finden wir uns nun schlechterdings außer Stande.

Besehen wir uns dieses Amusement etwas näher. Treten wir ein in dieses oder jenes unserer heutigen Tanzlokale. Welche Beobachtung drängt sich dem unbefangenen Zuschauer da in der Regel auf.

In einer von Staub und Ausdünstungen (wozu öfters noch Tabaksqualm kommt) verunreinigten, unmäßig erhitzten Luft sehen wir zu den gellenden, meistens wahrhaft betäubenden und markerschütternden Tönen einer fürchterlichen Blechmusik die fest aneinander gepreßten Tänzerpaare nach der einförmigen Weise der französischen Rundtänze sich mit wüthender Schnelligkeit im Kreise drehen. Keuchend, schweißtriefend und leichenblaß oder dunkelroth von nervöser Aufregung sehen wir die Tänzer und Tänzerinnen bestrebt, zu zeigen, daß sie ausdauernder sind, als die Musikanten, und daß sie es aushalten können, so ohne Rast sich fortzutreiseln bis zum Halterauf oder Schlußsignale. Dann in der kurzen Pause heißt es nun sich schnell erholen, schnell sich neue Kräfte sammeln, denn man ist schon engagirt für die nächste Tour, einen prächtigen Galopp und zwar mit einem sehr flotten Tänzer, einer sehr gesuchten und reizenden Tänzerin. Als Stärkungsmittel aber empfiehlt sich nichts so gut, als ein guter Schluck geistigen Getränkes: sei es ein Glas Bier, ein Glas Wein oder Punsch, oder auch zwischenhinein ein Schnäpschen Nordhäuser, Rum oder Cognac.

Dem Galopp folgt ein Walzer, dem Walzer ein Polka und zu jedem Tanze ist man engagirt, denn man hat viele Bekannte und will nicht als ein Schwächling oder Duckmäuser erscheinen. Immer drückender wird die Hitze und der Staub im Saale, — immer schmetternder und greller die Musik, immer verführerischer und reizender das Costüme und die Bewegungen der Damen. Längst ist Mitternacht vorbei, aber Niemand denkt daran, zu schließen, denn in jeder Pause stärkt man sich gründlich und zur Abwechslung

Digitized by Google

wird wohl auch einmal ein Contredance übersprungen und unterdessen bei einer gemüthlichen Cigarre eine kleine Bowle im engern Freundeskreise getrunken. Wenn mit beginnender Morgendämmerung die Musik ihre letzten Trümpfe ausgespielt hat, ist meist die fieberhafte nervöse Aufregung der Tänzer beiden Geschlechtes von einer an Ohnmacht grenzenden Abspannung und Betäubung gefolgt, unter deren nebelhaftem Druck man sich zu einer Schlafstelle schleppt oder auch geschleppt wird.

Dieses der gewöhnliche Verlauf unserer Bälle, Ressourcen und Abend-Unterhaltungen. Daß diese Art von Lebensgenuß nicht förderlich für die Gesundheit ist, bedarf wohl keiner ausführlichen Beweisführung; es ist klar, daß die übermäßige Anstrengung der Lungen in schlechter, verdorbener Luft und die gewaltsame Aufregung des Nervensystems durch die verschiedenen grob sinnlichen Reizmittel der Blutbildung, dem Stoffwechsel und damit dem gesammten leiblichen und seelischen Leben nur höchst schädlich und nachtheilig sein kann. Es ist unzweifelhaft, daß die so eben gekennzeichnete Tanzwuth (abgesehen von dem andeutungsweise erwähnten, meistens damit verbundenen Lastern) ein Beträchtliches dazu beiträgt, um die Ausbildung der mörderischsten Krankheiten, wie namentlich der Schwindsucht, zu fördern und den gesammten Gesundheits-Zustand des Volkes herabzustimmen.

Nun aber ein mäßiges, gemüthliches Tänzchen in frischer Luft, vielleicht unter freiem Himmel, so wird man einwenden, das darf man doch wohl nicht verweigern. Bewahre, ganz im Gegentheil, ein vernünftig geleiteter Tanz ist eine der vorzüglichsten gymnastischen (kraftbildenden) und ästhetischen (den Geschmack oder Schönheitssinn bildenden) Uebungen.

Daß unsere Betrachtung sich vorzugsweise dem Mißbrauch des Tanzes zuwendete, hat darin seinen Grund, weil dieser Mißbrauch heut zu Tage die Regel ist — und unter den obwaltenden Umständen sein muß.

Es kann nämlich bei den heitern Spielen der Menschen so lange unmöglich die Vernunft zur Herrschaft gelangen, als bei der ernsten Arbeit der Unverstand und die roheste Willkür herrscht. So lange bei Einrichtung und Verwaltung der menschlichen Arbeit nicht Gewissen und Wissenschaft, sondern die Selbstsucht und der blinde Zufall die Führung haben, so lange wird auch bei den geselligen Spielen die Leidenschaft der Eitelkeit und Genußsucht stets die edlere Freude an Harmonie und Schönheit zerstören und vergewaltigen. — So lange die einförmige, aufreibende und schlecht bezahlte Handarbeit von der übergroßen Mehrzahl der Menschen als eine verzweiflungsvolle Plage empfunden wird, so lange wird mit Naturnothwendigkeit der Proletarier in seinen Vergnügungen vor Allem den Rausch und die Betäubung suchen.

Und ebenso wird die nicht minder bedauernswerthe Minderheit, die mit den Freuden gemeinnütziger Arbeit unbekannt, in allen ihren Beschäftigungen nur den „Zeitvertreib" sucht, durch die Pein der Langeweile, bei ihren Vergnügungen stets zu den künstlichsten Aufregungsmitteln der Ausschweifungen und des Lasters getrieben werden.

Eine Reform des Spiels setzt eine Reform der Arbeit voraus. Das ganze gesellschaftliche Leben muß auf neuer gesetzlicher Grundlage errichtet werden. Dann werden die einzelnen Mißbräuche von selbst verschwinden.

Daß die Gesundheitspflege und zwar im Namen des gesammten Volkes diese Forderung erhebt, wird allmählig, dessen sind wir gewiß, ihre Verwirklichung herbeiführen.

Dr. Borutta.

Ein Wirth äußerte auf die Frage eines seiner Gäste, warum ihm die Kostgänger nach und nach ausbleiben, folgendes: „Die Herren bekommen von meiner Kost das Abweichen, so oft ich den Einen oder Andern um Bezahlung anspreche."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 19.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

Um aber in Maren's Nähe zu bleiben und alle Schritte des ihm verhaßten Eierkönigs zu überwachen, ergab sich Heyckſen einem unſtäten Leben, das auf ſeinen Charakter, wie auf ſeine bürgerliche Stellung nicht lange ohne nachtheilige Einwirkung bleiben konnte. Waghalſige Wattenſchiffer und Strandläufer, die von Eigenthumsrecht etwas ſonderbare Begriffe hatten, waren ihm die angenehmſten Geſellſchafter. Mit den Verwegenſten dieſer Leute machte Rink Bekanntſchaft und ſchloß ſich ihnen an. Auch war er der Erſte, welcher zu wiederholter Plünderung der Auſternbänke rieth, die Jens Ling von der Regierung gepachtet hatte. Durch unerlaubtes, in ſtillen Nächten betriebenes Auſternfiſchen fügte er dem Eierkönige beträchtlichen Schaden zu. Leider aber gelang es Ling, ſeinen Feind einſtmals mitten in der Arbeit zu überraſchen, was Heyckſen eine abermalige Gefängnißſtrafe eintrug.

Seitdem ſchien dem bedauernswerthen jungen Manne das Glück für immer den Rücken gekehrt zu haben. Bald fehlte es ihm an allen Mitteln, und, wie ſo viele vor ihm, flüchtete ſich jetzt Rink Heyckſen in die Wildniß der Dünen, um von Möveneiern, Beeren und dem Wenigen, was der Strand darbot, kümmerlich das Leben zu friſten.

Dem ſchnell verwildernden Manne blieb nur ein einziger Menſch in Liebe und Treue zugethan. Es war dies der blödſinnige Hans Tetten. Dieſer gutherzige Burſche theilte mit Heyckſen Alles, was er beſaß. Freilich war dies wenig genug, da er ſelbſt großentheils von Wohlthaten gutmüthiger Inſulaner lebte. Die Liebe Tettens zu ſeinem ehedem ſo glücklichen Jugendfreunde überwog ſogar die Furcht des Schwachſinnigen vor dem Herrn des Liſtlandes ſo weit, daß er unaufgefordert für Heyckſen als Bittender auftrat und aus freiem Antriebe ſich wiederholt als „Eierdieb" ergreifen ließ, obwohl Heyckſen den Raub begangen hatte.

In dieſer mit jedem Tage ſich ſchlimmer geſtaltenden Lage hatte der gewiſſermaßen geächtete Seemann nur die eine Genugthuung, daß Maren allen Bitten und Drohungen ihres Vaters widerſtand und trotzig jede Verbindung ausſchlug, die der ſtolze Mann ihr in Vorſchlag brachte. Sie lebte zurückgezogen, wie eine Nonne, ſprach nur das Allernöthigſte, lehnte jeden Umgang ab und trug ſtets Trauerkleidung. Da ſelbſt Härte den unbeugſamen Willen des Frieſiſchen Mädchens nicht zu brechen vermochte, war Jens Ling genöthigt, ſich endlich grollend in das Unabänderliche zu fügen.

Der unerwartete Tod Heyckſens, der erſt kürzlich wieder ein unangenehmes Rencontre mit dem Herrn des Liſtlandes gehabt hatte, brachte, nachdem er bekannt geworden war, die ganze Inſel in Aufregung, und ehe noch die Beſtattung des Verunglückten erfolgte, ward das Liſtland von Hunderten beſucht, welche die Leiche des Bedauernswerthen, — deſſen gute Eigenſchaften jetzt Allen erinnerlich wurden, — noch einmal ſehen wollten.

Digitized by Google

IV.

An Heydsen's Leiche.

Maren würde das plötzliche Ende ihres Geliebten wahrscheinlich verschwiegen geblieben sein, hätte das auffällige Zuströmen entfernt wohnender Insulaner sie nicht aus ihrer Lethargie aufgerüttelt.

Hans Tetten wagte nicht, ein zweites Mal das Haus des herrischen Eierkönigs zu betreten, obwohl er seine schwachen Verstandskräfte anstrengte, um ein Mittel ausfindig zu machen, das die arme Maren von dem traurigen Vorfalle unterrichten sollte.

Jens Ling selbst schwieg natürlich, und seine Knechte durften nicht sprechen, wollten sie nicht von dem barschen Herrn sofort aus dem Dienst gejagt werden.

Dem Eierkönig war Heydsen's Tod ohne Zweifel nicht angenehm. Indeß hoffte er, daß sein Ansehen hinreichen werde, kein Aufsehen von dem Unglücksfalle zu machen. In der Achtung seiner Landsleute war der herabgekommene Seemann durch die Lebensweise, der er sich hingegeben hatte, gesunken, Verwandte lebten ihm nicht, und Freunde, die er früher besessen, hatten sich von ihm abgewendet. Demnach — so rechnete Jens Ling — war der Todte von aller Welt vergessen, sobald der Grabhügel sich über seinem Sarge wölbte.

Es fiel dem Herrn des Listlandes nicht im Entferntesten ein, daß der tolle Tetten, wie Manche den wunderlichen Aufseher in der Vogelkoje nannten, die Dreistigkeit besitzen werde, den Todesfall des verlaufenen Heydsen auf der Landvogtei anzuzeigen, und zwar mit Bemerkungen, die eine Leichenschau unerläßlich machten.

Jens Ling entsetzte sich fast, als die ersten Neugierigen den Verunglückten zu sehen begehrten, der in einer abgesondert stehenden Scheuer lag, in welcher getrocknete Haide und Seetorf (sogenannter Tunl) aufbewahrt wurden.

Die ersten Ankömmlinge, unbedeutende Leute, deren Stimme er nicht fürchtete, versuchte Ling mit barschen Worten zu vertreiben. Schon aber traf eine größere Gesellschaft wohlhabender Eingesessener aus den südlichen Oertern der Insel ein, die sich weder durch kalte Weigerung, noch mit glatten Schmeichelreden abweisen ließen. Auch hieß es, der Landvogt und einige Landesbevollmächtigte würden, begleitet von dem Arzte, alsbald in List anlangen, um den Verunglückten zu besichtigen und über den Leichenbefund ein Protokoll aufzunehmen.

Zähneknirschend gab jetzt der Eierkönig Befehl, die verschlossene Scheuer zu öffnen. Kaum war dies geschehen, so rollte der Wagen des Landvogtes heran.

Jens Ling mußte, so schwer es ihm auch ankam, dem königlichen Beamten entgegengehen und ihn begrüßen. Er würde sich unnützerweise in sehr zweideutigem Lichte gezeigt haben, hätte er in diesem Augenblicke sich selbst und seinen ungemessenen Stolz nicht zu besiegen vermocht. Das Verhältniß seiner Tochter zu dem verunglückten Heydsen war zu bekannt, und daß der Landvogt mit seinen Begleitern jetzt noch einmal darauf zurückkommen werde, ließ sich erwarten.

Jens Ling faßte sich also, schluckte den Zorn, der in ihm aufstieg, hinunter und näherte sich hoch aufgerichtet, um seiner unabhängigen Stellung als freier Festebauer dem besoldeten Beamten gegenüber ja nichts zu vergeben, dem heranrollenden Wagen.

Inzwischen hatte sich die Scheuer bereits mit Männern jeden Standes gefüllt, die Alle den Verunglückten umstanden, ohne durch eine laute Aeußerung ihre Meinung oder Ansicht kund zu thun. Jeder entblößte sein Haupt und sprach nach Landessitte ein Vater unser.

Erst das Hin- und Wiedergehen so vieler Menschen, das in dem stillen List an sich schon für ein Ereigniß gelten konnte, machte die Tochter Ling's von ihrer Arbeit aufblicken, und als sie gleichzeitig den Landvogt, an dessen Seite der bejahrte Doctor saß,

Digitized by Google

erkannte, ward sie von namenloser Angst ergriffen. Ohne recht zu wissen, was sie that, stieß sie das Spinnrad zur Seite, schlug in Eile das weiße Leinentuch über den Scheitel und knotete es unter dem Kinn in der Art fest, daß das Kinn selbst bis zum Munde von dem Tuche bedeckt ward, und eilte in's Freie.

Maren hatte kein Auge für den vornehmen Herrn und seine Begleiter. Auch des Vaters achtete sie nicht, der eben an den Wagenschlag trat und vor dem Landvogt seine Mütze ein wenig lüftete. Das geängstete Mädchen, dessen sonst blühende Wangen jetzt bleich und schmal geworden waren, floh wie ein gescheuchtes Reh der Scheuer zu, vor deren Thür, Kopf an Kopf gedrängt, wohl zwanzig Männer standen, die sie Alle mit Namen nennen konnte.

Kaum gewahrten einige der Harrenden die leidende Maren, als sie der Heranfliegenden unaufgefordert Platz machten. Die Tochter Ling's stürzte in die Scheuer und brach im nächsten Augenblicke mit grellem Schrei an Rink Heycksen's Leiche zusammen.

Gleich darauf trat der Herr des Listlandes mit seiner vornehmen Begleitung ebenfalls in die Scheuer.

„Meine Tochter!“ — rief er erbleichend, als er Maren erblickte, wie sie, über die Brust des Todten gebeugt, unter reichlich fließenden Thränen die kalten Lippen des unvergessenen Geliebten küßte.

Die Macht der Sitte war aber doch noch mächtiger, als das Gefühl des Vaters, der freilich mit seiner unglücklichen Tochter nicht besonders einträchtig lebte. Er hielt an sich und folgte dem Beispiel seiner Umgebung, die zuerst mit entblößtem Haupte ein Vater unser betete.

Maren allein hatte in ihrem Schmerz nicht an diese Sitte gedacht. Ihr Gebet löst'te sich in Thränen auf, während sie mit leiser Stimme wiederholt den Namen des Geliebten rief.

Lange aber vermochte Jens Ling sich nicht zu halten. Er glaubte sich durch Maren's Benehmen an der Leiche eines Bettlers, eines notorisch verwilderten und allerhand kleiner Unrechtfertigkeiten überführten Menschen, der sich wahrscheinlich durch Unvorsichtigkeit selbst in den Tod gestürzt hatte, tief erniedrigt.

Deßhalb schob er die zunächst Stehenden bei Seite, legte seine Hand auf die Schulter der Tochter und sagte in befehlendem Tone: „Steh' auf, Kind! Du hast mit diesem Todten nichts zu schaffen! Er war für Dich gestorben lange zuvor, ehe sein Schicksal ihn erreichte.“

Maren richtete sich langsam auf und wendete ihr bleiches, von Thränen befeuchtetes Gesicht, in dessen Zügen sich ein tiefer Seelenschmerz aussprach, dem erbarmungslosen Vater zu. In dieser Stellung glich sie mit der nationalen Sylter Kopfumhüllung einer weinenden Madonna.

„Ich kam, um Abschied zu nehmen von ihm und von der Welt,“ sprach sie mit schreckhaft blitzendem Auge — und mit einer Stimme, vor deren tiefem Ernste sich Alle entsetzten. „Diese Hand nur, die mir gehört, und die er mir freiwillig in wahrer Liebe reichte, muß ich noch einmal drücken.“

So sprechend, wendete Maren ihre thränenden Augen abermals dem Todten zu.

Dann ergriff sie krampfhaft zitternd die geballte Rechte ihres Geliebten und sprach, dreimal hinter einander, — langsam, feierlich, als erwarte sie, Gott werde ein Wunder thun, das altfriesische Abschiedswort: „Fahrewell!“

Dreimal drückte sie dabei die Hand des Todten, und siehe da, als sie sich erhob, waren die Finger gelöst — und in der Höhlung, die sie bildeten, blitzte ein glänzender Gegenstand, der sogleich von allen Umstehenden bemerkt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Kaiserlicher Humor.

Als Kaiser Alexander in Wien weilte, war es seiner Aufmerksamkeit nicht entgangen, daß von der Tafel des Kaisers Franz vor seinen sichtlichen Augen sehr oft die köstlichsten Braten und Pasteten nach dem Transchirtische wanderten, ohne wieder zur Tafel zurückzukehren. Eines Mittags ließ sich unmittelbar an der Nase des Czaren ein Fasan nieder, mit kunstreicher Papiertrause um den farbenschimmernden Hals, Füße und Schnabel vergoldet mit Trüffel und Oliven-Wohlgerüchen die Geruchsnerven berauschend. Es war ein so ausgezeichnet königlicher Vogel mit Krone und Schweif, daß der Kaiser auf ihn besonders sein Augenmerk richtete; doch sollte es auch diesmal bei der bloßen Augenweide sein Bewenden haben. Der Vogel flog davon, und obgleich der Kaiser denselben mit Falkenblicken verfolgte, die schöne Beute war ihm entgangen. Alexander stand verstimmt von der Tafel auf. Vergebens bemühte sich die schöne Gabriele von Auersberg ihn aufzuheitern, er blieb stumm. Die Diplomaten argwöhnten hinter dieser düstern Stirne ein sich zusammenziehendes Gewitter; ihr Witz erschöpfte sich in den verschiedensten Muthmaßungen, welche Entschidung das Schicksal Europa's der Kaiser in seinen Gedanken wälze. — Niemand errieth, was ihm im Kopfe herum ging! Früher als gewöhnlich und ohne alles Gefolge verließ der Kaiser den Saal und begab sich durch einen Seiten-Corridor in seine Gemächer. Da fällt im Vorübergehen sein Blick auf das schillernde Farbenspiel eines Federnschweifes, welcher zwischen den Gardinen einer Fensternische von Zugluft bewegt, ihm einen verrätherischen Wink gab. Der Kaiser näherte sich, — von Neugierde angereizt, zieht die Gardinen zurück und findet hier zu seiner freudigen Ueberraschung in einem Handkorbe auf silberner Schüssel den entflohenen Vogel auf einem Neste noch unentkorkter Flaschen des edelsten Burgunders und Tokayers. Zum Glück ist Niemand gegenwärtig, der bei einem Funde sein „Halbpart" gerufen hätte — und der Kaiser bringt den reichlich gefüllten Korb in sein Zimmer in Sicherheit. Am nächsten Morgen ladet er den Kaiser Franz zu einem Extra-Frühstück auf seinem Zimmer ein. Alexander läßt sich die Ehre nicht nehmen, seinen kaiserlichen Gast als Tafel- und Kellermeister zu bedienen, und setzt den Korb, so wie er ihn hinter den Gardinen gefunden, dem Kaiser vor, wobei er das abenteuerliche Jagdglück, welches er gehabt, auf die scherzhafteste Weise zum Besten gibt. Der gutmüthige Franz war nicht im Mindesten davon überrascht oder gar entrüstet. „Ja schauens," sagt er, „so geht's bei uns im Kleinen, nun können's sich eine Vorstellung machen, wie's bei Ihnen im Großen hergehen thut."

(Münchhausiade.) Die „Dresdener Nachrichten" erzählen allen Ernstes folgendes Reiterstückchen: Bei Altoschatz steht eine Windmühle, die, wohl wie alle anderen, bei starkem Winde nach Versicherung des betreffenden Besitzers in einer Minute 60 Umdrehungen bewerkstelligt. Ein Reiter, — jugendlicher Graf und einjährig Freiwilliger, beabsichtigte nun mit Erlaubniß des Müllers, während die Mühle im vollen Gange war, zwischen den Flügeln hindurchzusausen. Es geschah auch, und es ist kaum zu glauben, daß nur der linke Hinterschenkel des Pferdes leicht von einem Flügel gestreift wurde, — während das Pferd selbst dann in vollem Galopp mit dem Reiter, der eigentlich sein eigenes Leben bei der Episode auf's Spiel gesetzt hatte, davonflog. Der Müller meinte selbst, daß ihm ganz sonderbar zu Muthe gewesen sei, als der Reiter zu dem Harrassprung ansetzte.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 20.

Der Eierkönig von Lift.

(Fortsetzung.)

In demselben Moment zeigte sich hinter dem Arzte, der sich über die Leiche bückte, das geröthete, ölige Gesicht des schwachsinnigen Tetten. Auch ihm entging der glänzende Gegenstand in Rink Heydsen's Hand nicht, und da er ihn sogleich erkannte, rief er in kindischer Freude aus: „Wie gut war er! Meinen Knopf hat er gesucht — und mir zu Liebe ist er gestorben!"

Zum Glück vernahm Maren diese Worte Tetten's nicht mehr. Sie hatte sich bereits stillschweigend, von Niemandem aufgehalten, entfernt.

Der treueste Freund des Verunglückten wollte sich gleichzeitig seines vermeintlichen Eigenthumes, das ihm der Verstorbene gleichsam als letzte Liebesgabe entgegenstreckte — bemächtigen. Daran jedoch sah er sich verhindert.

„Haltet den Burschen fest!" — befahl der Landvogt. „Es wird nöthig sein, ihm einige Antworten zu entlocken, ehe man ihn wieder laufen läßt..... Laßt mich den Knopf sehen! — Mein Freund wird inzwischen seine Pflicht als gewissenhafter Arzt erfüllen."

Hans Tetten machte ein höchst verdrießliches Gesicht, als er sich von zweien der Bevollmächtigten in die Mitte genommen sah.

„Meinen Knopf!" — rief er mit zornig rollenden Augen und in dem Tone eines eigensinnigen Kindes. „Ich will meinen Knopf wieder haben, den mir Jens Ling für meine Ehrlichkeit schenkte!"

Der Landvogt betrachtete den Fund in der Hand des Todten sehr genau. Er war offenbar mit einiger Gewalt von einem dunklen Kleidungsstücke abgerissen; denn ein zerdrieselttes Fädchen dunkler Wolle hing an der Oese, die in die messingene Halbkugel, welche den Knopf bildete, eingelöthet war.

„Spricht Tetten die Wahrheit, Jens Ling?" — wandte sich der Landvogt fragend an den Eierkönig. „Bekam er jemals diesen Knopf von Euch?"

„Ich schenkte ihm deren drei, Herr Landvogt," erwiderte dieser, mit zitternder Hand sich den Schweiß von der hohen, runzelvollen Stern streifend. „Hans ist ein Freund blinkender Knöpfe, seine Jacke beweist es ja."

Tetten geberdete sich wie ein Mensch, der die Ueberzeugung in sich trägt, daß man ihm himmelschreiendes Unrecht thut. Es fehlte wenig, und er hätte sich mit Füßen und Zähnen gewehrt. Mehr als einmal suchte er die Hand des Landvogtes zu erhaschen, um sich seines Eigenthums wieder zu bemächtigen.

Einen Blick auf die mit Knöpfen förmlich gepanzerte Jacke des Verstandesschwachen belehrte den Landvogt, daß Jens Ling die Wahrheit gesagt hatte. Dennoch hielt er es nicht für angemessen, den ungeduldigen Tetten sogleich wieder auf freien Fuß zu setzen. Nur den Ausspruch des Arztes, der sich inzwischen mit der Leiche Heydsen's beschäftigt hatte, wollte er abwarten.

Digitized by Google

Noch vergingen einige Minuten in großer Spannung, dann erhob sich der Arzt und sprach so laut, daß Alle seine Worte verstehen konnten:

„Rink Heydsen hat das Genick gebrochen. Ursache an diesem Tode kann ein zufälliger Sturz ebenso gut, wie ein von fremder Hand herbeigeführter sein. Spuren, daß dem Todten Jemand Gewalt angethan hat, kann ich keine entdecken."

Der Landvogt ließ nach diesem Ausspruche des Arztes sein Auge von dem Antlitz des Verunglückten wieder auf den sehr ärgerlich sich geberdenden Tetten gleiten.

Dieser sah den königlichen Beamten so trotzig an, als habe er Lust, ihm wegen unwürdiger Behandlung einen schlimmen Prozeß an den Hals zu werfen.

„Heydsen war Dein Freund?" fragte der Landvogt, die ärgerlichen Züge und die vom Zorne gerötheten, weit hervorstehenden Augen des Schwachsinnigen prüfend. — „Liebtest Du ihn?"

„Ich theilte Brod und Wasser mit Rink, nur nicht meine Knöpfe," — lautete Tetten's verdrossene Antwort.

„Wann vermißtest Du diesen Knopf an Deiner Kleidung?" forschte der Landvogt weiter.

„In Gertruden's-Hock." — (Name eines Dünenthales im Livlande.)

„Wann? — Wann, Bursche?" wiederholte der Landvogt seine Frage etwas barscher.

Hans Tetten, der nicht eben sehr muthig, nur gewaltig eigensinnig und in seinem Eigensinne auch trotzig war, senkte eingeschüchtert das Auge vor der hohen obrigkeitlichen Person und erwiderte kleinmüthig: „Als ich den Freund todt im Sande gefunden hatte."

Der Landvogt steckte den Knopf zu sich, obwohl der Schwachsinnige verlangend seine Hand darnach ausstreckte.

„Was Dir gehört, werde ich Dir nicht vorenthalten, Bursche," fuhr der Landvogt fort; „Du kannst aber nur dann in den Besitz Deines Eigenthumes gelangen, wenn Du mir vorher erzählst, was Du zuletzt mit Deinem leider so früh und so plötzlich verstorbenen Freunde gesprochen und getrieben hast. Das wird Dir leichter fallen, wenn wir miteinander allein sind. Vor so vielen Zuhörern vergehen Einem die Gedanken — und man kann sich nicht auf Alles besinnen. Deßhalb wirst Du mich begleiten und für heute mein Gast sein."

Die Stimme des Landvogts war milder, seine Miene freundlicher geworden.

Hans Tetten fühlte sich durch die erhaltene Einladung hoch geehrt, und diese Ehre stieg dem Verstandesschwachen zu Kopfe.

„Ich folge, Herr Landvogt," sagte er mit komischer Würde, „und ich verspreche, Ihrem Tische Ehre zu machen. Trinken aber will ich nicht; Euer Getränk ist zu scharf. Mein Magen kann es nicht vertragen. Ich würde schläfrig werden und lange nicht wieder aufwachen. An meines Freundes Grabe aber muß ich beten, sonst bleibt er nicht ruhig und müßte gehen in Kjerstens-Rimling, — so lange der Wind weht und die Brandung rauscht."

Tetten's Stimme klang sehr traurig bei den letzten Worten. Der Landvogt winkte den Bevollmächtigten, daß sie den „unzurechnungsfähigen Burschen" nach dem Wagen begleiten möchten.

„Deine Gebete am Sarge und über dem Grabe Deines Freundes sollst Du sprechen," — sagte er freundlich. „Ich werde Dir auch bei diesem Gange Gesellschaft leisten, wenn Du recht offen gegen mich bist. Vielleicht findet sich auch ein schöner Silberknopf auf der Landvogtei für Deine Jacke. Da oben am Halse oder auch auf dem Aufschlage über der rechten Hand müßte sich, mein ich, ein schön geputzter Knopf von ächtem Silber recht stattlich ausnehmen."

Hans Tettens Verdruß wich nach dieser Verheißung des Landvogtes harmloser — kindischer Heiterkeit. Er bestieg ohne Widerstand den Wagen und machte, als bald darauf der Landvogt selbst ihm folgte, eine tiefe Verbeugung nach der andern vor dem leutseligen Herrn.

(Forts. folgt.)

Digitized by Google

Der verhängnißvolle Zahn.

In der Pariser haute-volée bildet gegenwärtig ein eigenthümlicher Gegenstand den Hauptstoff der Conversation. Ein Zahn, ein kleiner schneeweißer Zahn ist es, den der Vicomte de B. seit geraumer Zeit an einer goldenen Kette auf seinem Herzen getragen hatte. Dieser Zahn kam von einer artigen, kleinen Baronin, in deren zweiundzwanzig Jahre sich der Baron zum Tollwerden verliebte. An einem schönen Frühlingsmorgen hatte er sie zum ersten Male erblickt; den ganzen Winter hindurch hatte er ihr den Hof gemacht, und als die Veilchen zum zweiten Male blühten, war die Heirath so gut wie ausgemacht! Da kommt einmal der Vicomte zur gewöhnlichen Besuchsstunde; Merliflor, das kleine Havaneser Hündchen, springt ihm schmeichelnd entgegen; doch weder die Liebkosungen des Hündchens, noch die seiner Herrin können die Wolken verscheuchen, die auf des Vicomtes Stirn lagern. „Was haben Sie denn, Theurer?" — „Ich bin eifersüchtig und Ihre Coquetterie treibt mich zur Verzweiflung!" — „Wie, ich coquett?" — „Ja, Sie sind's; Sie sagen, daß Sie mich lieben; wie wollen Sie aber, daß ich es glaube, wenn ich sehe, wie Sie aller Welt zulächeln?" — „Was wollen Sie denn, daß ich thue, lieber Freund? Ich bin heiter, es ist wahr, aber dieß ist doch kein Verbrechen. Soll ich Leute, die mir angenehme Dinge sagen, hinauswerfen lassen? Soll ich ihnen nicht einmal zulächeln?" — „Gerade dieses Lächeln ist's, Baronin, was mich zur Verzweiflung bringt; denn wenn Sie lächeln, so geschieht's nur, um Ihre schönen Zähne zu zeigen; Sie wissen, wie reizend Sie sind, wenn Sie Ihr Köpfchen hell lachend zurückwerfen und Ihren weißen Hals zeigen." Die Baronin macht eine unwillige Geberde: „Was muß ich also thun, um Sie von meiner Liebe zu überzeugen? Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, aber verlangen Sie nicht, daß ich zu lachen aufhöre!" — „Ach, — wenn Sie mich zum Glücklichsten aller Menschen machen wollen — —" — „Nun?" — „Opfern Sie mir einen Zahn!" — „Ein solch' barbarisches Verlangen?" — „Einen einzigen, den kleinsten, und Sie mögen lachen, so viel sie wollen." — „Aber Sie werden mich häßlich finden, werden mich nicht mehr lieben." — „Baronin, Sie sichern damit mein Lebensglück."

Die junge Frau klingelt; ein Diener empfängt einen Befehl von ihr und kehrt eine Viertelstunde später mit einem Herrn in schwarzem Frack und einem Zahnarzt-Etui zurück. Die Baronin geht in ihr Boudoir, — gefolgt von dem Arzt und von ihrem getreuen Merliflor. Man hört einen kleinen Schrei und die Dame kehrt mit schmerzlich übereinander gebissenen Lippen in den Salon zurück. Sie überreicht dem Vicomte einen kleinen, weißen Zahn, den dieser mit Küssen bedeckt. Er läßt ihn in Gold fassen und trägt ihn wie eine Reliquie auf seinem Herzen. Von dem Tage ab wurde die Baronin traurig, melancholisch. Kaum, daß von Zeit zu Zeit ein mattes Lächeln ihre Züge überflog. Sie floh die Welt, und wenn sie sich doch zufällig irgendwo zeigte, so öffnete sie den Mund nicht. Der Vicomte kannte sie nicht mehr, und in der That, sie war nicht wieder zu erkennen. „Die Baronin wird alt," sagte man. Der Vicomte fühlte, wie seine Liebe von Tag zu Tag mehr dahinschwand. Er begriff endlich, daß, was er an der Baronin geliebt, ihr Lächeln, ihr heiter übermüthiges Temperament gewesen. — Eines Tages stürzt er sich ihr verzweiflungsvoll zu Füßen: „Theure Freundin, lieben Sie mich noch?" — „Wie können Sie fragen? Seit vierzehn Tagen sind wir aufgeboten und morgen sollen wir heirathen?" — „Nun, so verlange ich einen neuen Beweis Ihrer Liebe." — „Und welchen?" — „Lassen Sie den Zahn wieder einsetzen!" — „Ah! ich sagte es ja, Sie würden mich nicht mehr lieben! — Da sehe man die Männer! Und sie werfen uns Capricen vor!" — — „Theure, ich flehe Sie an, ich verdamme meine Verblendung, meinen Wahnsinn, — verzeihen Sie mir, und lassen Sie sich einen Zahn einsetzen!" — „Sie ärgern sich also über die Schwäche, daß ich Ihnen damals so rasch nachgegeben?" — „Ich bin trostlos darüber!" — „Sie erkennen

Digitized by Google

selbst die Thorheit Ihres damaligen Begehrens?" — „Ich möchte mir den Hals dafür abschneiden!" — „Sie wollten also, ich hätte Ihnen damals nicht gehorcht?" — „Oh! Ob ich es wollte!" — Die Baronin bricht in helles Gelächter aus und zeigt dabei ihr Gebiß in schönster Vollständigkeit. — „Was ist denn dies?" fragte der Marquis, auf sein Medaillon zeigend. Die Baronin öffnet den Rachen ihres Lieblings, ihres Händchens „Merliflor", und sagt: „Hier steht das Opfer." — „Ah," ruft der Vicomte, „ich sehe wohl, Sie haben mich nie geliebt!" — Und er stürzt hinaus und aus der Heirath wird nichts.

(Ein Rasender.) Es ist noch nicht lange her, da fuhren zwei Damen, eine jüngere und eine ältere, auf der Main-Neckar-Bahn die schöne Bergstraße entlang. Die Damen hatten es bekanntlich draußen für ein sehr großes Wagestück, ohne Herren-Begleitung auf der Eisenbahn zu fahren, und der Condukteur, ein gemüthlicher Darmstädter, hatte ihnen daher auf Ersuchen ein besonderes Coupé angewiesen und versprochen, „kan Herrn do hineinzulosse." Jetzt fuhr der Zug in den Bahnhof und der laute Ruf: „Station Dammstadt" (die Darmstädter können bekanntlich kein „r" aussprechen) belehrte die Damen, daß sie in der Residenz von Darmstadt angekommen seien. Während sich nun ihr Cerberus, der Condukteur, — einen Augenblick entfernt hatte, wahrscheinlich um Eins hinter die Binde zu gießen, stieg ein junger Mann, — offenbar ein Handlungs-Reisender, der das niedliche Köpfchen der jüngeren Dame am Fenster bemerkt hatte, in das Coupé und nahm in der Ecke Platz. Die Damen waren etwas erschreckt oder — thaten wenigstens so — man denke sich nur zwei Damen allein in einem Coupé mit einem Herrn — und als der Condukteur, während schon der Zug langsam abfuhr, auf das Trittbrett sprang, fragte ihn die ältere mit leiser Stimme: „Wer ist denn dieser Herr?" — „So viel ich waaß, ist es a Raaßender (Reisender)," antwortete der Condukteur. Erschreckt fuhr die Dame zurück und drängte sich, den jungen Mann mit dem blonden Bart ängstlich betrachtend, an ihre Gefährtin. „Ein Rasender? — thut er das oft?" — „So viel ich waaß," antwortete der Condukteur, indem er die Billete in Empfang nahm, „alle Woche voor mal." — Das war zu viel für die beiden Damen. — Zitternd baten sie den Condukteur, doch gleich den Zug anzuhalten, damit sie aussteigen könnten. Der Condukteur wußte gar nicht, was vorging; aber aus den verwirrten Reden wurde es ihm endlich klar, daß diese norddeutschen Barbarinnen sein Darmstädter Hochdeutsch schrecklich mißverstanden hätten. Ein mitleidiges Lächeln umspielte seine Züge und um dieses Mißverständniß sofort auf die befriedigendste Weise aufzuklären, sagte er: „Meine Damen, der Mann roßt (rast) ja net, er raast (reist)!" Das hätte nun die Sache noch mehr verwickelt, wenn sich nun nicht der junge Mann, der unschuldiger Weise die Ursache des Schreckens war, — hineingemischt, und da er neben Darmstädtisch auch Hochdeutsch sprach, die ganze Geschichte aufgeklärt hätte. Natürlich lachte die ganze Gesellschaft herzlich, außer dem Condukteur, der in den Bart brummte: „Die verdammte Preiße, net emol Deitsch verstehn se! Station Oorhelje (Arheiligen)!"

Auf einem Spaziergange gingen zwei Herren hinter einem zwar schön gewachsenen, aber sehr pockennarbigen Frauenzimmer her. „Auf der hat der Teufel Erbsen gedroschen," sagte der eine Herr halblaut, als sie sich von ungefähr umsah. — „Und Sie waren der Flegel, mein Herr!" gab ihm die Beleidigte schnell zur Antwort.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 21.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

V.

Der Vater sucht.

Die Unterredung des Landvogts mit dem Schwachsinnigen hatte für Letzteren einen befriedigenden Ausgang. Der hochgestellte Mann überzeugte sich von der völligen Schuldlosigkeit Tetten's, — lieferte ihm den in der krampfhaft geschlossenen Hand des Todten gefundenen Knopf aus und entließ ihn, nachdem er dem armen Burschen noch ein Paar andere Knöpfe von einigem Werthe zur Ausschmückung seiner Jacke geschenkt hatte, auf das Huldvollste.

Am Tage der Beerdigung Heydsen's, zu der sich ein zahlreiches Leichengefolge in List einfand, schritt Tetten gar stolz neben seinem vornehmen Beschützer einher. Die Ehre, die ihm widerfahren war, schien ihm dergestalt zu Kopfe gestiegen zu sein, daß er aus Freude darüber den jähen Verlust seines Freundes ziemlich vergaß.

Ganz anders wirkte der bemerkte Fund auf den Eierkönig. Dieser für gewöhnlich so hochfahrende und rücksichtslos auftretende Mann kehrte wie gebrochen von der Leichenschau zurück. Er sprach mit Niemandem, vermied, so weit es möglich war, Jeden, verschloß sich in sein Zimmer und kümmerte sich nicht einmal um seine leidende Tochter, die ein seltsames Wesen zur Schau trug. Wer den Mann genauer kannte, glaubte in dieser auffälligen Veränderung die Wirkungen einer zu späten Reue zu erkennen. Man nahm allgemein an, Jens Ling bedauere nunmehr aufrichtig sein barsches Verfahren gegen Heydsen, das den so hoffnungsvollen jungen Seemann in Elend, Noth und Tod gestürzt, seine eigene Tochter aber um jede Lebensfreude gebracht habe.

Maren fragte mit keiner Sylbe nach ihrem Vater. Sie schaffte in ihrer Kammer und legte sich still ein Bündel zurecht, das sie unter dem Kopfkissen ihres in der Wand befindlichen, von weißen Vorhängen umschlossenen Bettes versteckte.

Am Beerdigungstage Rint Heydsen's fand sie sich still in tiefer Trauerkleidung unter dem zahlreichen Gefolge ein. Nach der Beerdigung ging sie wieder heim. Sie lehnte den Genuß von Speise und Trank ab und verriegelte sich in ihrer Kammer.

Jens Ling hatte nicht das Herz, Maren anzureden. Der Blick der Tochter ruhte, so oft er ihn traf, so vorwurfsvoll auf dem Vater, daß er sein Auge lieber von ihr abwandte. Er mußte sich seufzend sagen, daß sein einziges Kind für ihn verloren sei.

Am Tage nach der Bestattung Heydsen's sahen die Nachbarn des Festebauers Maren Ling in ihrer Alltagstracht, ein mäßig großes Bündel unter dem Arm, die Richtung nach den Dünen einschlagen.

Es fiel dies Niemandem auf, denn einige Stunden früher war der Eierkönig desselben Weges gegangen. Jeder nahm an, die Tochter gehe dem Vater entgegen und das Bündel enthalte irgend welche Utensilien.

Digitized by Google

Gegen Abend trat Jens Ling wieder in sein Haus. Er trug außer seiner Büchse einige Sandhasen, die er in den Dünen erlegt hatte, und zwei schöne Dünenrosen, eine Blume, die nicht gerade häufig gefunden wird.

Zweimal noch trat der reiche Mann auf die Schwelle seines Hauses, die seltenen Blumen in der Hand, und sah bald nach dem Dünenwege, bald richtete er die Blicke nach dem Strande. Er suchte die Tochter, um sie mit dem in den Dünen gemachten Funde zu beschenken.

Maren aber kehrte auch am späten Abend nicht zurück. Hinter schmutzig rothem Gewölk tauchte die Sonne in's Meer, die Nacht brach herein, ein hohl gehender Wind trieb Wolken seines Sandes über das Ackerland. Schaaren grauer Möven flatterten ängstlich durch die Luft, und einzelne Sturmvögel schwebten über den spritzenden Schaumkämmen der immer höher aufrollenden Wogen. Keinem Wetterkundigen konnte es entgehen, daß ein schwerer, vielleicht Tage lang rasender Sturm im Anzuge sei.

Noch vor Mitternacht brach das Unwetter aus. Der Sturm heulte, die See brüllte und jagte die Brandungen dreißig bis vierzig Fuß hoch an den weißen Dünenwänden hinauf, die im Schein des Vollmondes, der in raschem Wechsel durch fliegende Wolken brach, wie ungeheure Grabdenkmäler gespenstisch in die Nacht hinein leuchteten.

Kein Strandbewohner löschte in dieser Wetternacht sein Licht. Die Frauen und Mädchen lasen in ihren Andachtsbüchern, die in keines Friesen Hause fehlen, oder sprachen fromme Gebete. Sie beteten aber nicht für sich, sondern für die armen Seefahrer, die auf den wilden Wogen mit Sturm und Wetter kämpften, und in diesem ungleichen Kampf vielleicht erlagen. Jedes ihrer Gebete schloß mit der Bitte, Gott möge Denen, die er abrufe, ein gnädiger, milder Richter sein!

Jens Ling wachte ebenfalls, an Bitte und Gebet aber dachte er nicht. Vor ihm auf dem Tisch lag ein altes Wamms, das er nur selten zu tragen pflegte, da es mehrere schadhafte Stellen zeigte. Es war vorne mit zwei Reihen blanker Messingknöpfe besetzt, die jedoch nicht mehr vollzählig vorhanden waren. Vier oder fünf schienen vorsichtig von dem dunklen Tuche abgetrennt worden zu sein, andere waren offenbar abgerissen oder hatten sich nach und nach von selbst gelöst. An diesen schadhaften Stellen hingen noch einzelne Fäden.

Der Festbauer achtete nicht der gewaltigen Stöße, die sein Haus erschütterten und die Strohbedachung abzureißen drohten, — seine ganze Aufmerksamkeit war ausschließlich auf das alte Wamms gerichtet.

Mehrmals betupfte er mit zaghaftem Finger die Messingbuckeln der Knöpfe, und seine bläulichen Lippen bewegten sich bei dieser sonderbaren Beschäftigung. Dann schüttelte er den Kopf, machte mit Kreide Striche auf den blau gemalten Tisch, begann abermals das schüchterne Betasten, und fiel endlich erschöpft zurück in den uralten steiflehnigen Stuhl, die großen, hagern Hände über sein Gesicht legend.

„Ich komme nicht aus," sprach er stöhnend zu sich selbst. „Einer fehlt mir und ich kann ihn nicht finden! ... Wenn das thörichte Kind doch wiederkommen wollte! ... Maren ist klug. ... Sie wußte, — ehe sie so trübsinnig und still und menschenscheu ward, immer Rath für Alles! ... Nun muß sie doch wieder vernünftig werden ... Es bindet sie ja kein Eid mehr und kein Gelöbniß! ..."

Gegen Sonnenaufgang ließ die Gewalt des Sturmes etwas nach, an dem dicht umwollten Himmel aber und dem Zuge der Wolken ließ sich abnehmen, daß auf Ruhe in der Natur noch nicht zu rechnen sei.

Jens Ling verschloß das alte Kleidungsstück, stellte die Dünenrosen in ein Gefäß mit Wasser und befahl zweien seiner Knechte, sich mit Lebensmitteln zu versehen und ihn nach eingenommenem Frühstück zu begleiten.

Einer der Nachbarn war zu ihm gekommen und hatte dem Eierkönig die Mittheilung gemacht, daß Maren den Dünen zugeschritten.

Digitized by Google

Aus Theilnahme an dem Schicksale des unglücklichen Mädchens erboten sich Viele, dem Festebauer die wahrscheinlich in den Dünen Irregegangene suchen zu helfen, damit sie nicht, wie so Viele vor ihr, elendiglich in den sandigen Schluchten verschmachten müsse.

Jens Ling aber wies auch dies wohlgemeinte Anerbieten mürrisch von der Hand, indem er erwiederte, er wisse das störrige Kind schon zu finden — und werde es allein viel leichter zur Raison bringen, als wenn er in Begleitung Mehrerer erscheine.

Wirklich trug auch der Herr des Listlandes die Ueberzeugung in sich, es werde ihm gelingen, seine Tochter alsbald aufzufinden. Eine dunkle Ahnung ließ ihn den Ort errathen, wohin sie sich seiner Ansicht nach geflüchtet haben mochte. Es konnte dies nur das Dünenthal „Kjerstens-Rimlings“ sein. Dahin schritt denn der Festebauer seinen Knechten voraus, obwohl dieser Gang ihm große Ueberwindung kostete.

(Fortsetzung folgt.)

Noch Etwas vom Mann im Monde.

Nach der Lehre der Mongolen zeigen die „Mondschatten“ die Gestalt eines Hasen. Boldo Dschagdschamuni (auch Schigemuni genannt), der oberste Regent des Himmels, hatte sich einst in einen Hasen verwandelt, blos um einem hungernden Wanderer zur Speise zu dienen; zu Ehren und stetem Andenken dieser tugendhaften Handlung setzte der höchste Gott Churmusta die Figur eines Hasen in den Mond, welchen die Kalmücken noch immer mit großer Andacht darin sehen. Die Einwohner von Ceylon erzählen: Während Buddha als Einsiedler auf Erden weilte, verirrte er sich eines Tages im Walde und begegnete nach langem Umherstreifen einem Hasen, der ihn anredete: „Kann ich Dir nicht helfen? Schlag den Pfad zur rechten Hand ein, ich will Dich aus der Wildniß geleiten.“ — „Ich danke Dir,“ versetzte Buddha, „aber ich bin arm und hungrig, ich vermag Deine Gefälligkeit nicht zu belohnen,“ worauf der Hase erwiderte: „Bist Du hungrig, so zünde ein Feuer an, tödte, brate und esse mich.“ Buddha machte Feuer an und sogleich sprang der Hase in dasselbe; nun zeigte Buddha seine Kraft, riß den Hasen unverletzt aus dem Feuer und versetzte ihn in den Mond. — In der Umgegend von Bretzendorf in der Altmark erzählt das Volk, daß, wenn man die Flecken im Monde recht deutlich ansehe, man deutlich eine ein Bündel Reisholz tragende Figur erkenne; dies sei ein Besenbinder, welcher zur Strafe, weil er auch am Sonntage Besen gebunden habe, in den Mond versetzt worden sei. — In Hebel's Gedicht: „Der Mann im Monde“ ist es Einer, der am Sonntage Bohnenstecken im Walde geschnitten hat, die Mutter erzählt's der Tochter und setzt warnend hinzu: „Wenn's Sünntig isch, so bet' und sing', am Werchtig (Werktag) schaff' die Sach'.“ — Auf Sylt im Ditmar'schen ist dem Manne im Monde ein Hund zugesellt und aus dem Holzdieb ein Schafdieb gemacht worden. — In der Mark ist es ein Kohldieb, welcher in der Christnacht Kohl holt. — In Niederösterreich erzählt man sich von einem Jäger im Monde: Ein Jäger ist statt in die Kirche immer auf die Jagd gegangen; einst begab er sich in einer hellen Mondnacht in den Wald, weil er aber gar nichts traf, schoß er aus Aerger auf den Mond und dieser nahm ihn zu sich hinauf. — In der Nähe von Salzwedel in der Mark lebt die Sage von der Spinnerin im Monde: — ein Mädchen, das sehr fleißig spann und damit seine Mutter ernährte, ließ sich einmal an einem Marienabende zum Tanze mit jungen Burschen und Mädchen auf dem Kirchhofe verleiten; ihre Mutter verwünschte sie deßhalb in den Mond. Dort sitzt es nun und spinnt seine Fäden, welche zur Herbstzeit auf die Erde fallen, der Wind jagt sie und treibt sie auf Hecken und Bäume, und die Leute nennen sie Marienfäden. — Temme, die Volkssagen der Altmark, theilt ein Volkslied der Esthen mit, worin es heißt, daß die dunklen Flecken im Monde von zwei pfiffigen Dieben herrühren, welche, in ihrem nächtlichen Treiben genirt „durch des Mondes

Digitized by Google

annoch vollständiges, ohne Befleckung erscheinendes Licht," hinaufstiegen und den Mond mit Theer bestrichen. Und der Mond ward finster und alles auf Erden trauerte schwer ob dieser Verwüstung. Aber

„Tapfern und mächtigen Ringens
Brach mit der Zeit sein Strahl die Verhüllung,
Und es erschien der erquickliche wieder,
Grüßte der alte liebliche Glanz;
Doch nicht ganz.
Jene, die Frechen —
Allzu verrucht entartete Wesen
Ein allwarnendes, ewiges Beispiel —
Hangen geblieben mit ihrem Topfe
Waren sie Beid' am bestrichenen Monde,
Hangen, es sieht's Dein Auge, noch immer,
Trüben dem Monde den heiteren Schimmer,
Bilden die dunklen Figuren in ihm."

Zum Schluß will ich noch erwähnen, daß die Juden (in Volhynien und Podolien) das Gesicht des Hohepriester Aaron im Monde sehen. Es ist dieses ein Pendant zu dem Antlitze Mosis in der Sonne; denn, heißt es bei den dortigen Juden, wie man nicht in die Sonne, so konnte man nicht in das Gesicht Mosis sehen. Es bezieht sich diese Ansicht auf die Bibelstellen: 2. Buch Mos. 34, 30 und 2. Cor. 3, 7. In dieser Versetzung Aarons in den Mond haben wir einen Akt der Pietät des jüdischen Volkes gegen seinen ersten Hohepriester, gegen den Bruder seines großen Gesetzgebers zu sehen. Diese Vergleichung, oder besser: Gleichung zeigt uns aber auch, daß die geistige Größe und Bedeutung der beiden Brüder im Ansehen des jüdischen Volkes sich verhält, wie die Leuchtkraft der beiden in Rede stehenden Himmelskörper: Moses war und blieb dem Juden die leuchtende Sonne. Und es ist hier am Platze, wenn ich eine Stelle aus Dr. D. Cassels „offenen Brief eines Juden an Herrn Professor Dr. Virchow" anführe. Auf Seite 17 dieser Broschüre heißt es: „Zu seinem Nachfolger ernannte Moses keinen seiner Söhne, sondern den Josua. Aber seine großen Eigenschaften als Gesetzgeber und Volksführer konnte er nicht auf ihn vererben." „War Moses die Sonne" — sagt ein altes Gleichniß — „so war Josua nur ein Mond."

(Der Korb.) Fünf Weiber hatte Heinrich VIII., der Reformator von England, bereits gehabt. Von der ersten hatte er sich scheiden lassen. Die zweite ließ er hinrichten. Die dritte starb im Wochenbette. Die vierte wurde hingerichtet. Die fünfte durfte froh sein, nur geschieden zu werden. Jetzt sah er sich überall nach der sechsten um, aber keine wollte die Ehre des Bettes mit ihm theilen, wo nur der Tod oder die ärgste Schmach zu finden war. Unter Andern warb er auch um die Schwester des Königs von Dänemark. Er schreibt selbst an sie und sie antwortet auch selbst. Aber wie? — „Ich danke," lautete das Schreiben, das ihr Körbchen begleitete, „für die zugedachte Ehre, und hätte sie mit Freuden angenommen, wäre ich so glücklich, — zwei Köpfe zu haben. Da ich aber nur einen besitze und diesen gerne behalten möchte, so muß ich schon um Nachsicht bitten, wenn ich Ihren Antrag ablehne."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 22.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

Des noch immer tobenden Sturmes wegen war die Wanderung durch die Dünen mit großen Strapazen verbunden. Oft fingen sich die Windwogen in den tiefen Sandkesseln und bildeten heulende Wirbel, die mit furchtbarer Gewalt den feinkörnigen Sand zu dicken Säulen zusammendrehten, und diese wie riesige Kreisel pfeifend an den hohen Wänden umherpeitschten, die häufig unter dem gewaltigen Druck zusammenbrachen. — Erst wenn diese „rasenden Sandhosen“ über die Kanten der Dünenthäler hinaufstiegen, zerschlug sie der Sturm in breite Wolken, die weithin alle Dünengipfel in undurchdringlichen Sandrauch hüllten.

Mehr denn einmal ward Jens Ling mit seinen Knechten genöthigt, sich mit dem Gesicht auf die Erde zu werfen, um nicht in die Atmosphäre einer solchen wirbelnden Sandsäule zu gerathen, was leicht eine Erstickung durch Staub hätte zur Folge haben können. Erst nach mehrstündiger mühsamer Wanderung erreichte der Eierkönig das gesuchte Dünenthal. Die Stelle, wo Rink Heyckſen verunglückt war, ließ sich mit Bestimmtheit nicht mehr entdecken. Das Thal hatte großentheils eine andere Gestalt unter der umbildenden Gewalt des Sturmes angenommen. Nur an dem See in der Mitte und einigen wenigen andern Zeichen erkannte es Jens Ling. Spuren von Maren waren nirgends zu entdecken.

Der suchende Vater ermüdete aber nicht. Er wollte und mußte sein Kind wieder haben, sei's lebend oder todt!

Die scharf westliche Richtung des Sturmes machte es nicht wahrscheinlich, daß Maren weiter westwärts vorgedrungen sein sollte. Die Gewalt des Sturmes mußte sie, wenn auch wider Willen, mehr östlich oder doch südöstlich getrieben haben. Diese Richtung schlug nun auch Jens Ling ein, indem er die Vorsicht gebrauchte, jedem seiner Knechte einen anderen Weg vorzuzeichnen, — doch so, daß man sich zurufen oder durch Zeichen verständigen konnte.

Nach kaum einstündigem Suchen fand der sehr aufgeregte Festebauer einen Schuh Maren's. Er mußte der Fliehenden oder vom Sturm mitleidslos Gejagten im Laufe entglitten sein. Bald auch stieß einer der Knechte auf das Bündel, — mit welchem die Tochter des Eierkönigs das Vaterhaus verlassen hatte. Es enthielt nur einen Rock und einige Liebesgaben aus der glücklichen Zeit ihres ersten Bekanntwerdens mit Rink Heyckſen. Weitere Spuren der Geflohenen entdeckte man nicht.

Gänzlich erschöpft warfen sich zuerst die Knechte in einer gegen den Sturm einigermaßen geschützten Vertiefung unfern der Bildumbucht nieder, um neue Kräfte zu sammeln.

Jens Ling folgte ihrem Beispiele und nahm schweigend ein Stück Brod an, das der Aelteste seiner Knechte ihm reichte. Die Erklärung desselben, daß es nunmehr hohe Zeit sei, nach List zurückzukehren, entlockte ihm keine Gegenbemerkung.

Digitized by Google

Die finsteren Augen stier auf die Binnensee gerichtet, die jetzt vom Sturm gepeitscht, einem rollenden Schneefelde glich, lag Jens Ling fast regungslos, bis die Knechte zum Aufbruche trieben. Der Festebauer widersprach auch jetzt nicht. Es wäre ein wahnsinniges Unternehmen gewesen, das Suchen in den Dünen wieder aufnehmen zu wollen. Schon wuchs die Gewalt des Sturmes von Neuem, und eine hohe Fluth war mitten in der Nacht zu erwarten, da Tages zuvor der Mond sich gefüllt hatte. Jens Ling setzte jetzt seine letzte Hoffnung auf die Tante Maren's in Keitum. Zu ihr hatte sich das junge Mädchen immer hingezogen gefühlt. Der zeitweilige Aufenthalt gerade bei dieser Tante hatte sie die unselige Bekanntschaft mit Heydsen anknüpfen lassen. Was also war natürlicher, als daß Maren, die im Vaterhause nach dem Tode des Geliebten keinen ruhigen Augenblick mehr finden konnte, sich zur Tante geflüchtet und nur deßhalb den Weg in die Dünen eingeschlagen hatte, um den Vater irre zu führen? Denn, daß ihr Vater sich jetzt noch weniger von ihr werde trennen wollen, als vor dem Tode Heydsen's, konnte sich Maren wohl sagen.

Auf dem Rückwege nach List dachte er ruhiger über seine Lage, als in der vergangenen Nacht. Er mußte sogar über die Angst lächeln, — die ihn mit allerhand Truggestalten peinigte. Auch das Verschwinden Maren's erschien ihm in weniger schrecklichem Lichte. Hätte sie sich das Leben nehmen wollen, — so bot sich im Hause selbst genug Gelegenheit dazu. Ling mußte sich gestehen, daß Gedanken an Selbstmord die Tochter unmöglich zu heimlicher Flucht veranlaßt haben konnten. Es schien ihm viel wahrscheinlicher, daß sie durch diesen extremen Schritt den Vater, dessen Aufregung ihr nicht entgangen war, nur zu milderer Stimmung zwingen wollte.

„Ich will dem eigensinnigen Kinde auch vergeben," sagte Jens Ling zu sich selbst, als List in abendlichem Dämmerlicht unter der grauen Nebeldecke der Sturmwolken vor ihm lag. „Sie soll jetzt ihren Willen haben, wenn sie zurückkehrt!"

Die nächste Nacht brachte der Eierkönig nicht schlaflos zu. Die geistige und leibliche Erschöpfung ließ ihn trotz des Sturmgeheuls und Wogengebrülles bald in Schlummer sinken, der Traumgott aber umgaukelte den Geist des gequälten Mannes mit so schauerlichen Bildern, daß er mehr als einmal wie ein Verzweifelter laut aufschrie und schaudernd erwachte, um nach kurzer Zeit zu gleicher Folter wieder zu entschlummern. Er mußte im Traum seine eigene Tochter mit ihren langen, blonden Haarflechten an einem verkrüppelten, niedrigen Baum aufhängen, und zwar auf Befehl des Landvogts. Gleichzeitig lud der vergrämte, in Lumpen gehüllte Rink Heydsen des Festebauers Büchse mit dem Messingknopfe, den man in seiner Hand fand, — und sein unversöhnlich auf den Träumenden gerichtetes Auge sagte dem Gequälten, daß diese seltsame Kugel ihm das Herz durchbohren solle. Zwischen Rink Heydsen und dem Landvogte aber saß, wie ein Kobold lachend, der blödsinnige Haus Tetten und entlockte unter grinsendem Lachen einer verstimmten Geige ganz entsetzliche Töne Im Hintergrunde, von glutrothen Blitzen hell beleuchtet, stand das Volk von Sylt auf den Thinghügeln und rief in lang gehaltenen zeternden Tönen, wie ein Chor von Rachegeistern: „Wehe, wehe dem Mörder!"

Jens Ling fühlte sich krank und zum Tode ermattet, als der letzte, lauteste Wehruf ihn endlich den Qualen des Traumes entrückte. Es war tiefe Nacht, aber züngelnde Blitze leuchteten, der Donner rollte, — der Sturm ras'te und die See jagte zischende Wogen, die im Feuer der Blitze selbst zu brennen schienen, hoch über bebaute Aecker und Wiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Schemenlaufen in Tyrol.

„Jugend muß austoben," sagt ein altes Sprichwort. Und wie jedes Menschenleben seine Flegeljahre hat, so gibt es auch in jedem Jahre einen Zeitpunkt, wo sich alle sonst in Schranken gehaltene Lustigkeit Luft macht und Groß und Klein die Schellenkappe aufsetzt. — Das ist der fröhliche tolle Fasching. Aber nicht nur der gebildete Städter ergötzt sich im licht- und farbenstrahlenden Ballsaale oder an pikanten Maskenscherzen, — auch auf dem Lande verfehlt der Fasching seine elektrisirende Wirkung nicht, und der Volkshumor schafft lustige Feste und Mummereien, voll Witz und Muthwillen. Ein derartiges Spektakel ist das sogenannte Schemenlaufen, wie es in den meisten Dörfern Deutschtyrols Brauch ist. Dasselbe findet am „unsinnigen Donnerstag", d. i. am Donnerstag der letzten Faschingswoche statt; manchmal wird auch der Faschingdienstag dazu anberaumt. Zu diesem Zwecke versammeln sich eine Anzahl junger Bursche und verkleiden sich als „Schemen." Stroh und Lumpen verhüllen die ganze Gestalt; oft wird noch ein Hemd darüber angezogen. Das Gesicht wird mit Ruß geschwärzt, und um den Leib schlingt sich ein Riemen, an dem hinten eine große Kuhschelle baumelt, die bei jeder Bewegung anschlägt. In der Hand trägt Jeder eine große Peitsche. So ausgerüstet begeben sich die „Schemen" auf den Kirchplatz, und nun stürmt die ganze Schaar mit lautem Gejohle und Geschrei peitschenknallend durch die Gassen des Dorfes. Erschreckt flüchtet sich Alles in die Häuser, als käme die gespenstige wilde Jagd. Denn wehe Demjenigen, der sich nicht flink genug auf die Beine macht, oder der keinen schützenden Winkel findet. Da kommen zerlumpte Gesellen, fassen den Armen und kehren ihm mit stachlichen Besen das Gesicht ab, und nicht genug mit dieser Schminke, langt ein Anderer eine Hand voll Ruß aus einem großen Sacke und wirft ihn dem Mißhandelten in's Gesicht. Ländlich, sittlich — appetitlich! Dazu bewirft ihn noch das tückische „Krautweibele" mit übelriechendem faulen Kraut. Das ist aber noch Alles gut gegen die Beschämung, die Derjenigen wartet, welche im Laufe des Jahres irgend etwas Lächerliches oder Anstößiges angestellt haben. Denn mit dem Schemenlaufen ist gewöhnlich ein förmliches Ehrengericht verbunden. Jeder Dorfskandal wird in witzigen Knittelversen vorgetragen und dem Gelächter und der Entrüstung des zahlreich versammelten Publikums preisgegeben. Im südlichen Tyrol geschieht dies vor der interessanten Figur des sogenannten Egerthanfels. Es ist dies ein kolossaler Strohmann mit lumpigen Kleidern behangen, den die Burschen auf einer eigens bereiteten Tragbahre durch das Dorf tragen. Auf Plätzen oder vor betreffenden Häusern wird angehalten und der Strohmann um allerlei Neuigkeiten befragt, die ein Bursche im Namen der Puppe beantwortet. Zuletzt zieht die tolle Schaar vor die Wohnung einer alten, heirathslustigen Jungfer und hängt ihr den Egerthan'el als Bräutigam über die Hausthüre. Schallendes Gelächter begleitet diesen Akt des Spottes. Im Wirthshaus wird bei Tanz und Wein der Tag beschlossen. Im Städtchen Hall ist das sogenannte „Fasserrößl" der Mittelpunkt des Spektakels. Es ist dieß ein aus Holz geschnitztes roßähnliches Ding. Ein junger Faßbinder-Gesell setzt sich als Reiter darauf und schiebt sich mit seinem etwas schwerfälligen Gaul durch die Gassen der Stadt, begleitet von Schemen, oder wie sie auch genannt werden, von Buttlern, die den größtmöglichen Lärm vollführen und allerlei Possen treiben. Vor den Wirthshäusern wird Wein oder Schnaps getrunken. Die größte Ausdehnung nimmt diese Fastnachts-Comödie in Obrinnthal an, denn es zieht dort ein förmlicher Maskenzug mit. Am unsinnigen Donnerstag schmücken die Burschen einen großen ausgeasteten Baumstamm mit Blumen, Kränzen und Bändern, und ziehen ihn auf einem Schlitten in das Dorf. Dazu tragen sie schwarzlederne kurze Hosen mit grünen Hosenträgern, — weiße Strümpfe; die übliche Joppe fehlt. Auf dem Blocke läuft mit allerlei wunderlichen Grimassen ein als Schalksnarr verkleideter Bursche balancirend hin und her, ruft den Begegnenden Spitzreime zu und bespöttelt in Knittelversen das Thun und Treiben der

Digitized by Google

Dorfbewohner, besonders der Mädchen. Um den Wagen tummeln sich allerlei Masken. Da stolzirt ein Türke mit seiner Türkin im grellsten buntfarbigen Kostüm, — dahinter schleppt ein Sterngucker in langem Frack ein riesiges Fernrohr. Ein Barbier läuft alten Jungfern nach — und will ihnen mit einem Rahmmesser den Bart abscheeren. Dann kommen Streuner und Zigeuner, steigen auf die Dächer, pflanzen dort Föhrenbäumchen auf und treiben lärmend Krummschnäbelsang, während andere ihrer Spießgesellen in die Häuser schleichen und zu stehlen versuchen. Auch eine Kellnerin fehlt nicht, die den Zuschauern Wein und Schnaps präsentirt und dafür reichliches Trinkgeld bekommt. So dauert die närrische Komödie fort, wohl ein Paar Stunden lang, — und das ländliche Publikum, das sich aus allen umliegenden Dörfern zahlreich versammelt hat, lacht sich halb krank und jauchzt dem Treiben der Masken Beifall. Es versteht sich von selbst, daß Tanz, Essen und Trinken den Schluß machen, wozu auch oft eine kleine Rauferei die pikante Würze gibt.

(Aus dem Tagebuche einer Lady.) Daß nicht nur in der Mode, sondern auch in mancher andern Beziehung die Französinnen sich den Rang ablaufen lassen, darüber belehrt uns folgender Auszug aus dem Tagebuche einer englischen Lady, das ein indiskreter Journalist will gelesen haben: „Gestern Abend in zwei Theatern, dann noch auf zwei Bällen gewesen und drei junge Herren erobert. Heute Morgen drei Anträge ausgeschlagen, zwei andere angenommen und drei Verhältnisse gelöst. Vier Romane gelesen, zwei Briefe und hundert Einladungen geschrieben. Klavier geübt und mir eine neue Taille zugeschnitten. Gefrühstückt und dinirt. Spazieren gegangen und ein Pfund Kandiszucker gekauft und verzehrt. Mit einem meiner Verehrer ausgeritten und mit einem andern zurückgekehrt."

Wie in manchen andern Ländern, herrscht auch in Tyrol die Sitte, Unfälle, die sich auf offener Straße ereignen, durch den Pinsel zu verewigen und darunter einen durch das betreffende Ereigniß inspirirten poetischen Erguß zu setzen. So findet man unter Anderem im Gebirg ein an eine geglättete Felswand gemaltes Bild, das, so weit es Lebhaftigkeit der Farben, Schwung und Naturtreue der Zeichnung betrifft, als ein Meisterstück gelten kann. Ein etwas feuerfarbiger, großer Ochse, mit hochgehobenem Schweife und gesenkten Hörnern, scheint eben von dem polizeiwidrigen Gedanken erfaßt zu sein, besagte Hörner in den Leib einer kreideweißen Gestalt zu stoßen, die sich dicht an die Felswand zwängt, wahrscheinlich der identische Fleck, der durch dies Bild historisch gemacht wird. Der Ochs muß wohl erfolgreich gewesen sein in seinem Attentat, denn unter dem Bilde lesen wir folgende Inschrift:

„Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß.
Mußte ich auch gleich erblassen
Weib und Kind verlassen,
Kann ich doch zur ew'gen Ruh
Durch Dich, Du Rindvieh Du.
† Kaspar Werdli."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 23.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

VI.

Eine Sturmnacht in der Vogelkoje.

Vor einem schwelenden Feuer, das mit Soden aus gedörrtem Kuhmist genährt wurde, kniete Hans Tetten in der von ihm bewohnten Schilfhütte.

Die nach Westen sich öffnende Thür der Hütte war geschlossen und von innen fest verriegelt. Oft aber traf sie ein Windstoß mit solcher Heftigkeit, daß es schien, als solle sie aus ihren Angeln gerissen werden. Auch die Hütte, ja selbst der Erdboden zitterte unter den Stößen des Sturmes.

Der Schwachsinnige hatte weder Ohr noch Auge für das Wüthen der Elemente. Er sah höchst vergnügt aus und beschäftigte sich mit einem kleinen, grauen Rattenfänger, dem er mit großer Ausdauer die Kunst des Aufwartens lehrte. Das Thier schien sich bei diesem Unterricht sehr zu langweilen, und schielte trotz der vielfachen Ermahnungen, von denen die Lippe des geduldigen Lehrers überfloß, fortwährend nach dem Topfe, der über dem dunstenden Feuer brodelte.

„Schön machen, Toby!“ sagte der Blödsinnige wohl zum hundertsten Male. — „Sollst auch Zucker haben und eine Schnitte Speck.“

Unter pfeifendem Geheul knisterten Thür und Dach der Hütte, der Rattenfänger entzog sich den Händen seines Lehrmeisters, setzte sich auf die Hinterfüße und begann jämmerlich zu winseln.

Hans Tetten sah sich scheu um. Gefühle der Furcht waren ihm fremd, da ihn so leicht nichts erschütterte, das Rasseln und Klappern aber, das selbst Leblosen ein unheimliches Scheinleben verlieh, gefiel ihm doch nicht. Sich der Thür zukehrend, rief er, die niedrige Stirn höchst ingrimmig runzelnd, als habe er ganz allein in der Hütte und deren nächster Umgebung zu befehlen: „Still da draußen, Du Sausewind! ... Will Ruhe haben, mich hungert! ... Wenn Du so lärmst, kann mein Feuer nicht brennen.“

Er stand auf, hob ein neues Stück der landesüblichen Feuerung in die glühenden Kohlen und betrachtete dann mit wohlgefälligen Blicken seine mit Knöpfen „übersäete“ Jacke. Vier der blinkensten betastete er mit den Fingern und zupfte ziemlich stark daran.

„So hab' ich's gemacht, meint der Landvogt,“ fuhr er in seinem Selbstgespräche lachend fort, „und so soll er sich abgetrennt haben.“

Er lachte so laut, daß Toby, der Rattenfänger, zu bellen begann.

„Woher der Landvogt das wohl wissen mag!“ — sagte er, eine äußerst bedenkliche Miene machend, und weßhalb soll ich nun gerade an dem Knopfe gezupft haben, bis er losging und ich ihn verlor? ... Närrische Leute, die gelehrten Leute! ...“

Wieder zitterte der ganze leichte Bau der Hütte, und die Thür krachte, als müsse sie zusammenbrechen. Dann füllte sich der halbdunkle, enge Raum mit bläulich-weißem Lichtschein.

Digitized by Google

Hans Tetten sprang fußhoch, als hätte eine Büchsenkugel sein Herz durchbohrt, — stürzte nieder und hielt sich wie im Fieber schüttelnd, beide Hände vor's Gesicht.

Wohl eine halbe Minute blieb er so liegen, während Toby bange, heulende Töne ausstieß. Dann richtete er sich langsam wieder auf, sah sich verdutzt um, rieb sich die großen glotzenden Augen und murmelte halbleise:

„Wenn das ein Gonger *) war, hat ihn Rink Heydsen mir geschickt! . . . Sah gerade aus, wie der Geist eines unschuldigen Ertrunkenen . . . bleich, wüst, mit langen, flatternden Haaren . . ."

Hans Tetten legte sein Gesicht an die kleine Scheibe, die in die Thür eingefügt war; er konnte aber nichts ihm Auffallendes bemerken. Ueber die malerisch gegipfelten Dünen flogen zerrissene Wolkenmassen, — denen eine lebhafte Phantasie die seltsamsten Gestalten leihen konnte. Bald schienen es riesige Reiter zu sein, die an die goldglitzernden Mähnen ihrer Rosse sich festklammernd, in wildem Galopp die Dünenkegel umtanzten, auf denen das Mondlicht in wechselnden Farben spielte; bald rollten sie, gleich einer Heerde wilder Bestien, in unabsehbarer Breite über die fahlen Kämme der langgestreckten Längendünen und verschwanden hinter dem grauen Gebüsch, das um die Hütte des Schwachsinnigen sein blätterloses, mit grünlich-weißen Moosbehängen überspanntes Geäst seufzend bewegte.

Hans Tetten kannte, wie schon erwähnt, keine Furcht. Von Jugend auf hatte er sich auf seinen einsamen Wanderungen durch die Insel überall da niedergelegt, wo ihn gerade das Bedürfniß nach Ruhe überkam. Ein Dünenwinkel, der Abhang eines alten Heldengrabes, der bemooste, unebene Rücken eines einsamen Granitblockes, wie die dürre, flache Haide hatte ihm unzählige Male als Bett dienen müssen. Den gedankenlosen Menschen erschreckte nichts. Unerklärliches gaffte er mit offenem Munde an-und schüttelte höchstens den Kopf darüber.

Allein Tetten war neugierig wie ein junges Mädchen, und diese in ihm sehr ausgebildete Eigenschaft ließ ihn jetzt keine Ruhe mehr in der Hütte finden. Er vergaß seinen ungelehrigen Toby, — Feuer und Abendessen, denn er mußte wissen, ob er des Gongers, — dessen Gesicht er flüchtig an dem kleinen Fenster in der Thür bemerkt zu haben glaubte, ansichtig werden könne.

Furchtlos hob er den Riegel ab, öffnete behutsam und schlüpfte in's Freie. Um das Innere der Hütte zu sichern, wälzte er einen ziemlich großen Stein vor die Thür. Der Rattenfänger war seinem Herrn gefolgt.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Maskenscherz.

Ich befand mich als flotter Studio auf dem Maskenball; der Saal herrlich decorirt, lauschige Seitengemächer daneben, rauschende Musik, Wein und Speisen vortrefflich — und in der besten Laune, also recht aufgelegt, mich göttlich zu amüsiren. Natürlich schaute ich mich nach einem Abenteuer um; denn an dem Eindruck, — den ich machen mußte, zweifelte ich keinen Augenblick; mir war zu wohl — und ich sehnte mich ouf's Glatteis (honny soit qui mal y pense). Ich suchte auch nicht lange. Vor mir im

*) Nach Friesischem Volksglauben zeigen sich in der See Ertrunkene bei stürmischem Wetter, von Wasser triefend, Verwandten und Freunden, bal um zu warnen, bald um ihnen nahe bevorstehendes Unglück zu verkündigen. Sie heißen Gonger (Wiedergänger).

Digitized by Google

Gewühl tauchte ein reizendes Blumenmädchen auf und unter, das am Arme eines wackligen Eremiten hing, dem man's auch von hinten ansah, daß er gähnte — es war also ein gepreßter Ballonkel.

Die Kleine war entschieden eine verkleidete Fee, das Röckchen stand ihr so kurz — kokett und allerliebst, die Füßchen waren so fein und zierlich, daß sie selbst einen vernünftigeren Abenteurer, als mich, toll gemacht hätten. Nun gar der Hals, die Schultern, Arme und Händchen — es läßt sich das gar nicht beschreiben. Gespannt war ich natürlich, das Lärvchen zu sehen, das sie vor dem Gesichte trug; doch — ich kam nicht dazu. War ich in ihrer Nähe, so drehte sie sich allemal fort — und wiegte dabei das Leibchen so graziös auf der Taille, daß ich bald merkte, sie foppte mich. Endlich hatte ich's heraus; ich drehte um und kam ihr unerwartet entgegen — doch entsetzlich! Die Maske war das fürchterlichste Instrument, das ich je gesehen. Sie bestand eigentlich nur aus Nase, aber aus einem Dinge, gegen das alle meine Studenten-Ausdrücke verstummten. Und dabei war's so schrecklich natürlich gearbeitet.

Ich schauderte, und mein Herz schlug sofort in ruhigerem Tempo — als sie aber an mir vorbeikam, war mir's, als ob mich neben dem Nasenungethüm zwei braune — schelmische Augen anblitzten und als ob sie leise kicherte.

Das war mir denn doch zu arg, und in demselben Augenblicke schoß es mir auch durch den Kopf, diese furchtbare Maske müsse das Gegentheil, nämlich ein allerliebstes Gesichtchen verbergen.

„Wenn ich sie doch fangen könnte," sagte ich erbittert zu mir selbst, und gleich war ich wieder hinterher.

Siehe da, sie mußte es bemerkt haben, denn sie ließ ihr Tuch fallen. Ich hob es auf, es war so fein gestickt und duftete herrlich. Dann reichte ich es ihr, und sie dankte so schelmisch freundlich dem galanten Ritter, wie sie mich nannte. Die Sichelnase fabelte aber dabei so mürrisch in der Luft herum, als wollte sie sagen: „Nimm Dich in Acht vor mir!"

Dann hörte ich, daß sie wieder kicherte; der Onkel watschelte so sorglos nebenher, daß ich gleich entschlossen war, sie ihm zu entführen.

Der Zufall half; der gute Eremit drängte sich an eine Tablette mit Punsch und in demselben Moment bemerkte ich einen Freund in der Nähe.

„Um Gotteswillen, Georg," raunte ich diesem zu, „renne den Waldbonzen über den Haufen; ich muß seine Dame haben."

„Die Nasenkönigin?"

„Ja, — dieselbe."

Und in dem nämlichen Athemzuge stürmte mein braver Genosse gegen den breiten Rücken des Kuttenmannes; die Punschgläser schossen durcheinander wie die Kegel bei „alle Neun." Man erschreckte sich und schrie; das Blumenmädchen war losgelassen. — Ich bot ihr den Arm und — halb zog ich sie, halb folgte sie freiwillig. Im nächsten Augenblicke aber waren wir im dichtesten Gewühl, während sich der Onkel noch in weitester Ferne mit dem gefälligen Freunde bekomplimentirte.

Ach, wie sie so schelmisch über den gelungenen Streich lachte — und sich an meine Seite hing, das war zum Entzücken. Ich fühlte, wie sie zitterte und hörte ihr Herzchen klopfen, ihre Stimme aber klang, als ob weit im Walde die Maiglöckchen läuteten. — Wir lachten, plauderten, scherzten, wie alte Bekannte. Es war der köstlichste Abend, den ich erlebt, denn sie wurde unter meinem Schutze immer kecker, naschte und neckte rund umher. Nur Eins störte alle meine Seligkeit — die abscheuliche Nase. Sie war so garstig, daß ich sie nicht ansehen konnte.

„Wie vermagst Du Dich nur so zu entstellen?" fragte ich unwillig.

„Ich bin so glückselig in diesem Versteck."

„Und Du fürchtest Dich gar nicht?"

Digitized by Google

„Ei, warum denn?“

„Weil Du ganz ei bist, Tausendschönchen.“

„Ach,“ entgegnete sie plötzlich so traurig, daß ich erschrack, „ich weiß ja doch, Du gibst mich bald wieder frei.“ — „Oho,“ rief ich. „Nein, ich behalte Dich.“ — „Du wirst Dich hüten, wenn Du — nun, wenn Du mein Gesicht siehst.“ — „Ach, sei nicht so spöttisch, nimm lieber die garstige Larve fort und laß mich schauen — komm hier in's Nebenzimmer, da sieht uns Niemand.“ — „Ich kann's nicht,“ seufzte sie ganz ernsthaft, „weil ich Dich noch nicht missen will.“ — „O sei doch nicht so hart und huldvoll zugleich, Kokette.“ Sie seufzte wieder, aber sie ließ sich doch von mir führen, und damit war ich zufrieden — zögerte sie auch noch schüchtern. Ich wählte das herrlichste Boudoir. „Tausendschönchen,“ sagte ich, „jetzt nimmst Du die Maske ab!“ — „Ach, bitte — bitte, ich kann es nicht.“ — „Wie kamst Du nur darauf, Dich durch diese Riesennase zu entstellen, Schalk?“ — „Weil ich sie so groß für meine eigene brauche.“ — „Ei,“ rief ich drohend, „Du sollst mich nicht zum Besten haben. Noch einmal, nimm die Nase ab — jetzt flehe ich darum —“ und schon saß ich ihr zur Seite und ließ mich halb auf's Knie hinab. Sie neigte sich zu mir; — ich fühlte das Wehen ihres Odems. Dies reizende Wesen mußte ja auch reizend von Angesicht sein. Stürmisch ergriff ich ihre Rechte, doch — ich ließ sie wieder los und sprang wie von einer Natter gestochen empor. — Die Schreckliche! Sie hatte wahr gesprochen. In der linken Hand hielt sie die herabgenommene Maske — und — ja, diese Augen waren doch immer von bezaubernder Gluth, die Wangen mit den allerliebsten Grübchen so schelmisch und zart, aber — o diabolischer Hohn der Natur, dazwischen saß ein rothes Ungethüm von Nase.

„O Gott, mein Fräulein,“ stammelte ich tonlos, „Sie dauern ...“ aber — schon war sie verschwunden, schelmisch klang mir noch ihr Lachen im Ohr. Ich eilte ihr nicht nach. Mit meiner Unternehmungslust war's vorbei; ich schlich mich bald hinaus. — Ich hoffte, ungesehen auf die Straße gelangen zu können; doch auch das sollte mir mißgönnt sein. Als ich in der Vorhalle war, hörte ich Gewänder hinter mir rauschen und auch die Tritte eines Herrn. Unwillig blickte ich mich um; doch — ich glaubte in die Erde zu sinken — sie war's wieder. Tief in den seidenen Mantel gehüllt, schwebte sie am Arme des Begleiters dahin — ohne Maske, aber auch — ohne grausige Nase, so schön, schelmisch, jung und ausgelassen. Das silberklare Lachen klang von Neuem, die braunen Rehaugen schauten mich so herzlich vergnügt an; ich fühlte plötzlich den Druck ihres Händchens in der meinen, sie gab mir etwas und — huschte hinaus. „Komm', Weibchen,“ sagte ihr Begleiter, in dem ich — ich weiß selbst noch nicht wie, denn hier sah er recht stattlich aus — den Eremiten wieder erkannte. Der Wagen rasselte und sie war fort, verschwunden, wie ein schöner Traum. Doch das Andenken in meiner Hand: es brannte wie Feuer. Hastig stürzte ich zur nächsten Straßenlaterne. Dort öffnete ich meine Finger, die ich noch immer krampfhaft auf das Kleinod gepreßt hatte. Ich schaute begierig, bebend vor freudiger Aufregung hinab — doch Himmel, was sollte ich sehen! In meiner Hand hielt ich — die entseelte Hülle jener furchtbaren Nase. O, nur wurde Alles klar, auch jene Nase, die ich für die wirkliche gehalten, war nichts als ein teufisch gearbeiteter Karton, den sie unter der Maske auf dem allerliebsten aller Näschen getragen hatte. Ich war gründlich angeführt; doch mich nun noch so zu verhöhnen — das hatte ich ihr nicht zugetraut! Seitdem bin ich aber nie wieder auf einen Maskenball gegangen.

Philister.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 24.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

Wir befinden uns in der Umwallung der Vogelkoje, jenes eigenthümlichen, zum Fang der wilden Enten künstlich angelegten Vogelheerdes, — welche in Nordfriesland national sind.

Hans Tetten war alleiniger Wächter in der Vogelkoje. Seine Gehülfen ließen ihn immer allein, wenn Sturmwetter eintrat und der nächtliche Aufenthalt in dieser Einöde mit der gespenstischen Umgebung ihnen Schrecken einflößte. Der Vorgänger Tetten's war nach der ersten Sturmnacht, die er allein in der Vogelkoje zubringen mußte, sprachlos, mit erblindeten Augen, zu einem Knäuel zusämmengerollt, unter den traurigen Bäumen, welche den Teich und die vier Canäle umschließen, — gefunden worden. Selbst seine Gefährten nahmen Anstand, sich dem Unglücklichen zu nähern, denn sie hielten ihn für ein unirdisches Wesen. In einer einzigen Nacht hatte der vom Schlage Gerührte schneeweise Haare bekommen! ... Er konnte sich nur noch durch Zeichen verständigen, deren Sinn sich jedoch auch nicht ganz genau errathen ließ. Wenige Tage später starb er. — Den leicht erregbaren Mann hatte offenbar der Schrecken vor den Nebelbildern der Nacht mit ihren sonderbaren Erscheinungen, mit den unerklärlichen Stimmen, die vom Meer, aus den Lüften, von den Dünen herüberklingen, getödtet.

Von alledem ward der schwachsinnige Hans Tetten nicht berührt. Er schalt höchstens, wenn er nicht zu rechter Zeit seinen Hunger stillen konnte, oder wenn er in irgend einer ihm angenehmen Beschäftigung gestört ward.

Gebückt betrat er den nächsten schmalen Weg, welcher in langer Vogellinie unter den verkrüppelten, vom Sturme gespaltenen und niedergedrückten alten Weidenbäumen und Aspen nach dem Teiche, wie nach der hohen Erdummwallung führt, welche die Koje sowohl nach der Land-, wie nach der Seeseite umgränzt.

In den dichten Farrenkräutern und Schlinggewächsen regte sich zitterndes Leben. — Schwarze Vögel, die auf moosbehangenen Aesten Schutz gegen den Sturm suchten, blickten die schleichende Menschengestalt neugierig an, schlugen mit ihren Fittichen nach den wehenden Moosbändern und stießen krächzende Töne aus. Tetten lachte und fletschte die Zähne, während sein vierfüßiger Begleiter knurrte.

„Still, Toby, du kommst in Brüche!“ rief er dem ängstlichen Thiere scheu zu, sich erinnernd, daß innerhalb der Vogelkoje die größte Stille herrschen solle.

Eine Sturmwelle drückte mit solcher Gewalt auf das Gebüsch, daß alle Bäume und Sträuche gleichsam zusammenfuhren und mit Tönen, für welche die Sprache keine Bezeichnung hat, sich unter dem Sturme bückten, als wollten sie sich in die Erde verkriechen. Gleichzeitig zerriß der Wolkenvorhang, und durch das ganze zitternde, — seufzende und angstvoll stöhnende Gehege irrte das Licht des Mondes. Es war ein Anblick von unbeschreiblicher Grauenhaftigkeit. Das graue Moos an den Bäumen ringelte sich wie Ge-

Digitized by Google

würm um jeden Stamm und Aſt, und züngelte, im Mondlicht matte Flämmchen bildend, in der Luft nach allen Seiten hin, als trinke es den Athem des Sturmes, der, von Sandſchauern umtanzt, ſich über die Dünenwüſte in's brauſende Meer ſtürzte.

Hans Tetten erſchrack doch vor dem Anblick dieſes kaum zu ſchildernden Nachtbildes, Furcht aber flößte es ihm nicht ein. Er ſchritt weiter, und das Waſſer des Teiches blitzte durch das äußerſte Gegitter der Aeſte. Da plötzlich wurzelte er feſt im Boden und ein Fröſteln durchrieſelte ſein Gebein.

Jenſeit des Teiches, auf dem öſtlichen Ufer, welches der Seedeich begränzt, ſah er das Geſicht eines Menſchen. Es war weiß wie Schnee, und blickte zwiſchen zwei gekreuzten Weidenäſten ihn mit großen, ſtieren, glänzenden Augen an. Kein Haar ſchmückte das bleiche Haupt, graue Schlangen umſpielten es, und einige Möven mit glänzendem Gefieder flatterten unabläſſig vor ihm auf und nieder.

Der Schwachſinnige wagte weder vorwärts zu ſchreiten, noch ſeinen Blick von dem ſchrecklichen Bilde abzuwenden. In der Luft war momentane Ruhe eingetreten, d. h. der Sturm raſ'te in der Ferne, auf Meer und Dünen.

(Fortſetzung folgt.)

Landtags-Skizzen. I.

Geſtern und heute hat mich der Weg am Ständehauſe vorbeigeführt, in welchem vorgeſtern noch der zähe Kampf um die Adreſſe geſchlagen wurde. Die hohen Bogenfenſter des Sitzungsſaales waren alle weit geöffnet, der ſchneidige Nordwind zog durch ſie in die weiten Räume, die mit Aufwand mancher Klafter theuren Holzes wieder werden erwärmt werden müſſen. Aber ich dachte mir: Das iſt einmal eine ſchöne und glückliche Maßregel, und wenn ſie auch kein Höherer etwa getroffen haben ſollte, als der biedere Hausmeiſter (der indeß beiläufig auch im Geruche ſteht, gern große Politik zu treiben), ſo hat er damit ein tiefes Verſtändniß der Lage wenigſtens angedeutet. Er will friſche Luft in den Saal bringen, — die ſeither darin umgegangene ſcheint ihm ziemlich miasmirt zu ſein, und damit, meine ich, hat er anerkennenswerth patriotiſche Geſinnungen an den Tag gelegt. Dieſe zwei Wochen ſtürmiſchen Streits waren unzweifelhaft reiche Saat für anregende Schilderungen; die Stellung der Parteien zu einander und die neuen Perſönlichkeiten, welche in die Kammer getreten ſind, haben ſich da gar beſtimmt und greifbar dargeſtellt; aber anderſeits iſt dem Beobachter, der mit Vaterlandsſinn und Vaterlandsliebe den Verhandlungen folgte, der Humor ſchier entwichen, mit dem er ſonſt an's Werk ging, ſeine Skizzen zu zeichnen. Es ſchwebten dicke Wolken, — eine trübe Atmoſphäre unter der Decke, welche die acht Wappen der bayeriſchen Kreishauptſtädte zieren, und Herr Goldenberger, der politiſche Hausmeiſter des Parlaments-Gebäudes, — hat ſtaatsmänniſch verfahren, als er die Fenſter öffnete und friſche Luft hereindringen ließ. Doch nicht alle Handlungen der Staatsmänner und Diplomaten ſind von Erfolg — wollen wir ſehen, welchen Einfluß das Erdgeſchoß des Ständehauſes auf die oberen Stockwerke zu üben im Stande iſt. Der Anblick der Verſammlung iſt ein weſentlich anderer, als während des vorigen Landtages. Meine lieben Landsleute werden ſofort denken: Ja, das glauben wir, die vielen katholiſchen Geiſtlichen verändern die Phyſiognomie; aber ich glaube, daß ſie nach dieſer Richtung ſich einigermaßen täuſchen. Die Herren Kleriker tragen zum geringſten Theil „der Sekte prahleriſche Tracht," ſie ſchauen ſo wenig frömmelnd oder auch nur ſeelſorgeriſch d'rein, ihr Auftreten, ihr Benehmen — ihre Sprache iſt ſo materiell, — ſo weltlich, daß man die meiſten von ihnen nach dem Renommé, das ſie durch die Agitation während der Wahl ſich erworben, kaum erkennt.

Digitized by Google

Schwarz gekleidet sind sie, das ist richtig; das sind aber andere Abgeordnete auch, und wer ihn nicht kennt, der vermöchte den tapferen Herrn Föckerer von Bilshofen (nämlich so lange er schweigt) für einen eben so sichern Kleriker zu halten, als Herrn Mahr, den streitbaren Pfarrer aus Ebermannstadt, der in seiner eleganten weltlichen Toilette überall, die Redouten in der Westendhalle natürlich ausgenommen, als ein lebensfreudiger jovialer Beamter oder Geschäftsmann würde passiren können. Aber außerdem, eigentlich geschäftsmäßig, hat der Anblick, die Eintheilung der Versammlung sich wesentlich geändert. Sonst saßen die Angehörigen der verschiedenen Parteien durcheinander gruppenweise auf den verschiedenen Seiten des Hauses, jetzt haben sie sich beinahe streng geschieden: zur Rechten des Präsidenten die „Patrioten," zu seiner Linken die Liberalen, — nur, damit die Verheißung vom jüngsten Gericht mit ihren „Böcken und Schafen" — nicht schon in dieser sündigen Welt in buchstäbliche Erfüllung gehe, mit einigen recht grellen Ausnahmen. — Herr Karl Barth, der politische Antipode seines national-liberalen Bruders Marquard, hat den Platz in der Vorderreihe der äußersten Linken wieder eingenommen, welchen er einstmals belegte, als ihn die Mittelpartei noch nicht aus ihrem Klub Abenthum exilirt hatte, und drei Gesinnungs-Genossen, unter ihnen der berühmte „Bauernkönig" Franz Xaver Freiherr v. Hafenbrädl, haben sich neben ihn postirt. Sie stehen bei den Abstimmungen, während um sie her Alles tief gebeugt bleibt, vier Riesen ministerial-stürmisch reckenhaft trotzig den gegenüberstehenden grünen Tisch mit ihren kühnen Blicken messend. Auf der andern Seite, wo der Patriotismus zu Hause ist, hat diesmal Herr Fischer sich Platz gesucht, der redegewandte Bürgermeister von Augsburg, an dessen echtfarbige Loyalität für bayerische Selbstständigkeit und für die Wittelsbachische Dynastie seine neuen Nachbarn gar nicht glauben wollen, — weil er gar so viele Jesuiten in den blau-weißen Landen wittert. (Bloß deßhalb? Der Bürgermeister, der anno 1868 die 50jährige Jubelfeier der bayerischen Verfassung durch Rundschreiben an verschiedene Magistrate zu hintertreiben suchte und damit auch bei einigen Gleichgesinnten Anklang fand. — Das war wohl Einer von Denen, die Bayern zu einer römischen Provinz machen wollen?) — Seine Transferirung mitten unter seine Gegner hat er aber nicht vollzogen, etwa um seine Person als einen Keil in ihre Phalanx einzuschieben, auch schwerlich, um in ihrem Lager Spionage zu treiben (das würde er wahrscheinlich etwas schlauer anfangen), sondern einfach, weil er, der an den Augen leidet, mit dem Rücken gegen die Fensterseite des Saales sitzen wollte. So sitzen die beiden Parteien; ein Zentrum gibt es bekanntlich kaum. Das Zentrum im Raume des Saales, die beiden Tische, welche die Rundung des Hufeisens schließen, in welchem einstmals, da der edle Freiherr v. Lerchenfeld noch dort saß, das parlamentarische Zentrum sich potenzirte — es ist ebenfalls der Parteiung zum Opfer gefallen. Herr Frankenburger, Dr. Marquardsen, Freiherr von Stauffenberg und noch ein Herr, der noch nicht aufgetreten ist, der aber ganz verwegen dreinschaut, sitzen da, und den Stuhl, welchen man in der vorigen Legislatur-Periode leer gelassen hatte, auf welchem der beste bayerische Patriot Jahre lang gesessen, bis er am Ausgang des Jahres 1866 im Innern von Kaiser Karl's Untersberg sein Dasein und sein Wirken beschloß, jenen Platz, der um seines damaligen Inhabers willen Allem immer ein sympathischer bleiben wird, den hat, da er denn doch nicht immer leer bleiben kann, jetzt Herr Steuglein eingenommen. Und noch ein bedeutsamer Winkel existirt im Saal — ich habe schon vor Jahren in frühern Schilderungen seiner gedacht — die Ecke gegenüber dem Ministertisch, zwischen der Rednerbühne und dem Amphitheater der rothen Bänke. Dort steht ein Tischlein, um welches sich eine Anzahl von Abgeordneten gruppirte, denen das in Reih und Glied Sitzen nicht zuträglich erscheinen mag, und die mit ihrer Absonderung dem Präsidenten die Uebersicht bei der Abstimmung ziemlich erschweren. Zwar Herr Dr. Edel, der Veteran, hat Verjährung für sich, daß er seinen Platz zu den Füßen des Präsidenten behauptet; warum aber die Herren Umbscheiden, Gelbert oder gar Herr Frickhinger es verschmähen, in die allgemeine Ordnung sich zu setzen, warum vollends

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google

die HH. Marquard Barth und Hohenadel ihre früheren Plätze aufgegeben, aus dem Sitzungssaale sich völlig zurückgezogen, sich ganz unsichtbar gemacht haben, das bleibt unergründlich. Aristokratische Anwandlungen können doch der Beweggrund nicht sein?

(N. C.)

Ueber die Gefahr des kalten Trunkes schreibt man der „Köln. Zeitung“ aus Berlin: „Professor Hermann theilt in Pflüger's Archiv für die gesammte Physiologie einige interessante Untersuchungen mit, welche geeignet sind, die Ursache der Gefährlichkeit des „kalten Trunkes“ bei erhitztem Körper aufzuhellen. Viele halten bekanntlich diese Gefahr für eines der Gebilde abergläubischer Furcht, wie sie in dem medicinischen Wissen der Nichtärzte so häufig sind, und sie mögen mit dieser Meinung für viele Fälle Recht haben, da man ja stets geneigt ist, die Wirkung krankheitserregender Factoren in's Ungeheuere auszudehnen. Aber die ganz vorurtheilsfreie Beobachtung zeigt doch zur Genüge, daß es Fälle gibt, in denen ein unvorsichtiger kalter Trunk nicht allein zum Ausgangspunkte langwieriger Krankheiten, sondern sogar zur unmittelbaren Todesursache wurde. Das Experiment ergänzt nun diese Erfahrungen in willkommenster Weise, da es zeigt, daß die plötzliche Einführung kalter Flüssigkeiten in den Magen von sehr beträchtlichen Veränderungen in wichtigen Theilen des Organismus gefolgt wird, — von Veränderungen, die störend oder vernichtend auf das Leben einzuwirken fähig sind. — Die Versuche wurden an Hunden und Katzen angestellt. Mit einem arteriellen Blutgefäße wurde eine Vorrichtung in Verbindung gesetzt, welche die Schwankungen des Blutdruckes mit Genauigkeit angibt und dieselben selbst aufzeichnet. Wenn darauf eine Spritze voll Wassers von 0° in den Magen des Thieres gesandt wurde, hob sich der Blutdruck in ganz kurzer Zeit um ein Bedeutendes, und bei Thieren, deren active Bewegungen durch Vergiftung mit Curare gehemmt waren, stieg derselbe schnell fast auf das Doppelte der normalen Größe. Wurde dagegen Wasser eingeführt, dessen Temperatur mit der des Körpers übereinstimmte, — so erfolgte nur eine verhältnißmäßig wenig merkliche Erhöhung des Blutdruckes. Die Erklärung dieser Thatsachen ist die: Die Magenwände sind von zahlreichen feinen Arterien durchzogen, und von außen liegen denselben Organe an, welche ebenfalls reich an Blutgefäßen sind, so die Leber, die Milz, das Zwerchfell, das Netz und vor Allem die Darmschlingen. Das kalte Wasser wirkt auf alle diese Gefäße erkältend und bewirkt eine Zusammenziehung derselben und in deren Gefolge eine theilweise Verdrängung des Blutes, das nun nach anderen Gefäßen hinfließt und dort die Steigerung des Blutdruckes hervorbringt, welche die Versuche nachgewiesen haben. Eben in dieser Druckerhöhung beruht aber die Gefahr des kalten Trunkes, und dieselbe wird zu einer nicht unbedeutenden, wenn Erhitzung oder Gemüthserregung den Druck schon vorher erhöht hatten. Finden sich in solchem Falle in den arteriellen Blutgefäßen Stellen von geringer Widerstandskraft, so kann Zersprengung und innere Blutung, besonders in den Lungen und dem Gehirne, stattfinden. In den meisten Fällen wird freilich der Erhöhung des Druckes theilweise entgegen gewirkt durch unwillkührliche Bewegungen, welche denselben zu schwächen geeignet sind, so besonders durch ein tiefes Aufathmen, wie es ja fast regelmäßig der Benetzung des Körpers mit kaltem Wasser, dem raschen Untertauchen im Bade u. dergl. folgt. Die Wirkung des Curare in den angegebenen Versuchen besteht nun eben darin, daß es diese Bewegungen unmöglich macht.“

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 25.

Der Eierkönig von Liſt.

(Fortſetzung.)

Tetten hörte das ängſtliche Klagen der Silbermöven, deren helle Fittiche bisweilen über dem Teiche im Mondlicht ſichtbar wurden. Dazwiſchen vernahm er auch andere Töne, die wie Angſtrufe gefährdeter Menſchen klangen. Wieder fuhr er zuſammen, als der Wind einen bekannten Namen an ſeinem Ohr vorüberwehte. Dieſer Name klang wie „Maren“ und er ließ ſich in Zwiſchenräumen wiederholt hören. Das bleiche Geſicht ihm gegenüber war verſchwunden! . . .

„Maren!“ ſagte Tetten laut genug, um in der Nähe verſtanden zu werden. — „Maren Ling! . . . Der begrabene Heydſen ruft ſeine Braut. . . . Ich muß dem guten Jungen doch entgegengehen. . . . Er wird Hunger haben und meine Suppe ſchmeckte ihm jederzeit. . . .“

Er kehrte um und lief eilig unter den grau ſchimmernden Bäumen mit der geſpenſtiſchen Moosdrapirung fort. Ihm ſtets zur Seite blieb der treue, oft winſelnde Toby. Sein Eifer aber ließ den Blödſinnigen den rechten Weg verfehlen. Ohne es zu bemerken, kreuzte er die wenig betretenen, einander alle ganz ähnlichen Gänge im Gebüſch, berührte zweimal das Ufer des Teiches, begann abermals, nur immer haſtiger, ſeinen Irrlauf und ſtolperte endlich am Rande des Gebüſches über eine Wurzel.

Als Hans Tetten ſich wieder aufrichtete und ſich verwundert und zugleich ärgerlich umſah, gewahrte er an dem heftigen Brandungsſchwall, daß gerade die entgegengeſetzte Richtung ihn zurück in die Wachhütte führe. Er ſchüttelte nach ſeiner Gewohnheit den Kopf, erklomm den Deich und warf einen Blick auf das vom Sturme aufgewühlte Meer. Da ſah er — es war diesmal keine Augentäuſchung — in nicht bedeutender Entfernung den Schatten eines Menſchen gegen den Teich zueilen, und wieder durchzitterte ein Angſtruf die Luft, — der dem Schwachſinnigen die Tochter des Eierkönigs in's Gedächtniß zurückrief.

Tetten ſprach in der Einſamkeit immer mit ſich ſelbſt, und wenn es ſtürmte, ſchrie er auch, damit er ſeine eigenen Worte verſtand. Es ärgerte den unzurechnungsfähigen Burſchen, daß ein Menſch, den er nicht kannte, vielleicht auch ein irrender Geiſt, — den Namen des Mädchens in die Nacht hineinrief, das er immer mit andächtiger Scheu betrachtet hatte, weil es unglücklich war. Im Uebermaß ſeines Aergers begann er jetzt ebenfalls zu ſchreien, nicht aber den Namen Maren, ſondern die Worte: „Bleichgeſicht! Heydſen! Jens Ling! . . . Kommt heran! . . . Das Eſſen ſchmort. . . . Wir wollen luſtig ſein! . . . Der Wind ſpielt die Fiedel. . . . Hurrah! — Hurrah! — Hurrah! . . .“

Gleich einem Wahnſinnigen ſtürzte Tetten den Deichabhang hinunter, warf ſich in das ächzende Gebüſch, ſtreifte darunter hin und erreichte, — ſpringend und ſein wildes Geſchrei immer von Neuem wiederholend, die Hütte.

Als er ſich bücken wollte, um den Stein abzuwälzen, fehlte dieſer.

Digitized by Google

Einen Augenblick lang rieb sich der Schwachsinnige die Stirn, dann ergriff er die Klinke und rüttelte an der Thür. Sie gab nach. . . . Noch schwelkte das Feuer. — Diesem zur Seite kauerte eine in dunkle Gewänder gehüllte Gestalt, die bei dem Geräusch des Eintretenden aufblickte.

Tetten stieß ein jubelndes Freudengeschrei aus, warf sich auf die Knie und betastete unter Lachen und Weinen das feuchte, kalte Gesicht der Erschöpften.

„Maren Ling!“ sprach er mit weicher, fast seelenvoller Stimme. „Hat Rink Heydsen Dich gerufen? . . . Er kommt gleich nach . . . ich hab' ihm gewinkt! . . . Wir wollen vergnügt zusammen essen. . . .“

Es war in der That Maren Ling, die am dunstigen Feuer saß. Ihr Aussehen konnte einen Stein erbarmen. Das früher so schöne, klare, seelenvolle Auge war ohne Glanz. Furchtsam, unruhig bewegte es sich unter den weit aufgerissenen Lidern. Die Flechten ihres reichen, dunkelblonden Haares hatte der Sturm gelöst. Sie flatterten verworren um Brust und Schultern des unglücklichen Mädchens, und waren vielfach mit langem Gespinnst jenes grauen Mooses umwunden, das alle Büsche und Bäume in der Sylter Vogelkoje überzieht und sie selbst am Tage gespenstisch erscheinen läßt.

Maren Ling erkannte den gutmüthigen Tetten nicht. Sie seufzte nur, legte häufig den Finger auf den Mund und nahm die Stellung einer aufmerksam Lauschenden an. Die unglückliche Tochter Ling's hatte den Verstand verloren.

VII.

Jens Ling.

Erschreckt und geängstigt von dem unheimlichen Traumbilde, das den Schlummer des Festebauers vergiftet hatte, fand Jens Ling keine Ruhe mehr in seinem Hause. — Der Tochter konnte ja doch ein Unglück zugestoßen sein in dieser Aufregung der Natur. Obwohl der Sturm noch immer fortwüthete und häufige Blitze die finsteren Wolkenmassen zerrissen, die vom Westen her über das Düneneiland fortzogen, unternahm es der Eierkönig doch, südwärts zu wandern. Er wollte nach Keitum zu Maren's Tante; denn eine zuversichtliche Ahnung sagte ihm, er werde sein geflüchtetes Kind dort wiederfinden.

Es mochte Mitternacht sein, als Jens Ling in die Nähe der Blidumbucht kam. — Der Himmelssturm hinderte ihn wenig am Gehen, da der hohe Dünenwall zu seiner Rechten eine natürliche Schutzmauer gegen den Luftstrom bildete. Auch war mehr Bewegung in den oberen Luftschichten, — als tiefer unten. Nur bisweilen senkte sich die Sturmwoge tiefer herab und strich dicht am Boden fort.

Der Schein des Mondes, der oft in blendender Helle durch die rollenden Wolken brach, beleuchtete dem einsamen Wanderer den Kummerweg, den er gehen mußte. Hätte Jens Ling überhaupt Sinn gehabt für Naturschönheiten und für grandiose Nachtscenen, so würde er selbst jetzt, in seiner geistigen Verdüsterung, in seiner Angst um die Tochter, die sein Starrsinn aus dem Hause gejagt hatte, bezaubert worden sein bald von dem Anblick der Dünen, bald von dem Blinken und Schäumen der See. Der plötzliche und grelle Wechsel von Licht und Schatten ließ Bilder entstehen und verschwinden, die kühner, abenteuerlicher, — grandioser und seltsamer selbst eine schöpferische Phantasie nicht erzeugen konnte.

Vom Luftstrome immer vorwärts getrieben, näherte sich der bekümmerte Wanderer der Vogelkoje. Das kleine Gehölz war im Schimmer des Mondes deutlich zu erkennen.

Jens Ling dachte an Tetten, dem er die Stelle als Wächter in der Vogelkoje verschafft hatte.

„Der alberne Bursche könnte mir Gesellschaft leisten,“ sprach er zu sich selbst. — „In solchem Wetter geht keine Ente in's Netz, — und ohnehin ist die Fangzeit ziemlich

Digitized by Google

vorüber. Sein Geſchwätz wird mich unterhalten. Vielleicht erfahr' ich auch, wenn er gerade munter wird, was der Landvogt mit ihm geſprochen, wonach er ihn gefragt hat! Er warf mir einen ſo ſonderbaren Blick zu, als er ſeinen Erdenkloß hinabrollen ließ auf den Sarg des todten Mannes . . ."

Er ſeufzte, und da ihm das Athmen ſchwer ward, blieb er, den Blick der Binnenſee zugekehrt, ſtehen, um Luft zu ſchöpfen.

„Ich konnte es doch nicht wiſſen," fuhr er fort. „Und umkehren durfte er nicht. Es wäre dann noch ſchlimmer geworden. . . ."

(Fortſetzung folgt.)

Ball-Abenteuer.

Auf einem großen „Hausballe" fand ſich auch ein Student ein, der dem Sühnlein des Hauſes mit der Erlernung einer todten Sprache das Leben verbittert. Der Student, ein armer Teufel, war förmlich geblendet von dem Glanze, der bei dieſem Feſte entfaltet wurde, und namentlich war es das Buffet, welches ihm die ſehnſüchtigſten Blicke entlockte. Was er ſonſt nur hinter den Schaufenſtern unſerer erſten Delikateſſen-Händler ſah, — Faſane, ſeltene Seefiſche u. ſ. w., ſie lagen und ſchwammen in pikanten Garnirungen und Saucen, und der Student, deſſen Begriffe von Delikateſſe ſich höchſtens zum Kuchentiſche der „Schmauswaberl" verſtiegen, ſchwamm in einem Meere des Entzückens. Chablis und Champagner floß in Strömen, und der arme Muſenſohn that, was man ihm eigentlich gar nicht verdenken kann, des Guten ein Bischen zu viel. Endlich wollte er aufbrechen, — der Champagner hatte ihm aber ſo außerordentlich gemundet, daß er nichts Sehnlicheres wünſchte, als einen ſolchen Silberhelm ſein eigen nennen zu können. Die Weinkanne ließ ihm nicht lange Zeit zur Ueberlegung. Kühn ſchritt er zum Buffet, — packte eine Champagnerflaſche, ſteckte ſie in die rückwärtige Taſche des Fracdes und ſuchte mit der ſüßen Beute zu entkommen. Bei der Thüre des Saales begegnet er zum Unglücke der Tochter des Hauſes, die ihn mit der Frage anhält, ob er ſich denn nicht gut unterhalte, daß er ſchon den Ball verlaſſen wolle. Der Student, in der größten Verlegenheit, — ſtottert einige Entſchuldigungen, das gutmüthige Fräulein glaubt, er ſei vielleicht beleidigt, weil ſich Niemand um ihn gekümmert, und in einer Anwandlung von Großmuth ſagt ſie: „Nein, mein lieber Herr Studioſus, Sie dürfen wir nicht früher fort, bevor Sie nicht mit mir ein Tänzchen durch den Saal gemacht haben. Das Orcheſter hat bereits den Galopp begonnen, alſo vorwärts, junger Mann," ſchließt das ſchöne Fräulein die Anrede, „ſtürzen Sie ſich mit mir in den Strudel." Ehe ſich der Champagner-Räuber beſinnen kann, befindet er ſich mitten im Gewoge der tanzluſtigen Paare und ſtürmt durch den Saal. Urplötzlich erdröhnt ein Knall, eine hinter dem Studenten tanzende Dame ſinkt halb ohnmächtig in die Arme ihres Tänzers, der nicht figürlich, ſondern in Wirklichkeit „begoſſen" daſteht. Die Champagnerflaſche im Fracſchoße des Studenten hatte ihre Schuldigkeit gethan, die Stricke waren ſchon früher durchſchnitten geweſen, und durch die heftige Bewegung war der Wein in's Brauſen gerathen. Mit einem gehörigen Knalle war der Stöpſel heraus- und der nachfolgenden Dame in's Geſicht geflogen, — während das mouſſirende Getränk in ſchäumendem Bogen ihrem Tänzer eine unvorbereitete und unfreiwillige Taufe verſchaffte. Der Student mit dem Hinterlader neueſter Conſtruktion in der Fracktaſche, ſtürzte in der furchtbarſten Verlegenheit aus dem Saale, in welchem noch lange nach dieſem Knalleffekte die größte Heiterkeit herrſchte.

Digitized by Google

(**Eine neue Erfindung.**) Herr Theodor Zuppinger in Männedorf (Zürichsee) hat einen Mechanismus erfunden, „welcher das gesprochene Wort unmittelbar niederschreibt.“ Der Grundgedanke beruht darauf, die Sprachwerkzeuge nicht nur zum Sprechen, sondern auch unmittelbar zum Schreiben zu gebrauchen; der kleine, höchst sinnreiche Mechanismus (die ganze Maschine ist etwa handgroß) wird mit den Sprachorganen so in Verbindung gebracht, daß die Bewegungen der Zunge, der Lippen, des Gaumens u. s. w. sich auf den Mechanismus übertragen, dessen außerordentlich sinnreiche Gliederung von solcher Beschaffenheit ist, daß die mitgetheilten Bewegungen auf die Theile eines eigenthümlichen Schreibapparates wirken. Der kleinen Maschine entrollt während des Sprechens ein schmaler Papierstreifen (ähnlich wie unsern Telegraphen-Apparaten), auf welchem das Gesprochene schwarz auf weiß in eigenthümlicher Schrift zu lesen ist. Die Schrift besteht, wie die gewöhnliche Telegraphenschrift, aus Punkten und Strichen, die aber nicht in einer Linie hinter einander stehen, sondern sich in fünf Linien neben einander gruppiren; jedem Laute und allen Lautverbindungen entsprechen besondere Gruppirungen, so daß eine besondere Mannigfaltigkeit an Schriftzeichen entsteht: es ist gleichgiltig, in welcher Sprache man spricht, und das Merkwürdigste ist, daß eine veränderte Form der Aussprache sich durch gewisse Veränderungen in den entsprechenden Schriftzeichen erkenntlich macht. Da der Papierstreifen sich mit immer gleicher Geschwindigkeit dem Instrumente entrollt, so wird sogar durch die entstandene Lautschrift der Rhythmus der Sprache wieder gegeben. Das langsam gesprochene Wort erscheint in der Schrift gestreckt, die einzelnen Schriftzeichen stehen weit auseinander; beim raschen Sprechen stehen die Schriftzeichen gedrängter. Da das Instrument in Form von Schriftzeichen die Muskelbewegungen des Sprechenden, die Bewegungen der Sprechorgane wiedergibt, so ist es gar nicht nöthig, laut zu sprechen, man kann daher die Maschine zum Stenographiren benutzen; — man hätte einfach nur jedes Wort des Redners lautlos nachzusprechen, um das Gehörte durch die Maschine geschrieben zu erhalten. Der Erfinder hofft, daß sein Instrument gerade in der hier angedeuteten Richtung wohl zunächst praktische Verwendung finden dürfte. Der Gebrauch des Instrumentes will natürlich erlernt sein; es ist nothwendig, mit bestimmter, ausgeprägter Artikulation zu sprechen; daran kann aber der Gebrauch unmöglich scheitern. — Wir haben gesehen, wie ein vierzehnjähriger Knabe die ersten acht Worte des „Vater unser“ mit der Maschine sprechend niederschrieb; wir ließen dieselben Worte mehrmals wiederholen, langsam und rasch sprechen, und immer erschienen die Schriftzeichen auf dem Papierstreifen, den die Maschine entrollte, gleich präzis und bestimmt. Schwierig ist noch das Lesen der Schrift, vorzüglich wegen der großen Mannigfaltigkeit der Schriftzeichen; der Erfinder besitzt aber den Schlüssel zu derselben und ist gerne bereit, die Schrift denen zu zeigen, die sich für die Sache interessiren.

(**Mädchen und Faschingskrapfen.**) Obwohl zwei sehr verschiedene Begriffe, sind sich Beide doch sehr ähnlich: Mädchen wie Krapfen sind aus einem sehr feinen Stoff gemacht. Je mehr Beide durchgetrieben sind, desto gustiöser präsentiren sie sich. Beide müssen erst warm werden, bis sie aufgehen, und ist oft die „Fülle“ das Beste an ihnen, obwohl sie oft Beide nur wegen ihres appetitlichen Aussehens an den Mann gebracht werden. Mißrathene Mädchen wie Krapfen nennt man Dalken, sie bleiben gewöhnlich sitzen. Krapfen wie Mädchen finden hauptsächlich im Fasching Abnehmer, und Beide liegen einem dann oft noch lange darauf im Magen. Altgebackene Krapfen tunkt man gerne statt Semmeln im Kaffee ein; altgebackene Mädchen baden sich auch gerne im Kaffee. Beim Krapfenbacken kommt leicht Feuer aus; wer sich viel mit Mädchen abgibt, brennt auch sehr leicht ab. Krapfen wie Mädchen sind Luxusartikel, sie sind Beide sehr süß, verderben daher sehr häufig den Appetit — und man hat alle Zwei bei längerem Genuß dann herzlich satt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 26.

Der Eierkönig von Liſt.

(Fortſetzung.)

Wieder ging der Herr des Liſtlandes fürbaß. Es wehte noch immer ſehr ſtark, und ab und an zuckte elektriſches Leuchten durch die Luft. Er konnte jetzt außer dem Toſen der Brandung das Rauſchen der Bäume in der Vogelkoje hören, deren Erdgürtel er ſich mit raſchen Schritten näherte.

Eine Pauſe im Stürmen ließ den Eierkönig rufende Stimmen vernehmen. Er horchte mit angehaltenem Athem — und ſtrengte ſeine Sehkraft an, um zu ermitteln, ob Menſchen in der Nähe ſich aufhielten. Er ſah aber Niemand, ſchattige Geſtalten ausgenommen, die zwiſchen den grauen Aeſten der moosumſponnenen Bäume in der Vogelkoje hin und wieder huſchten. Daß dies wirklich nur Schatten fliegender Wolken ſeien, nahm er an. Allein die Stimmen ließen ſich von Neuem hören, und zwar klarer, — verſtändlicher! . . . Einmal, ſo meinte er, — rief das Echo von den Dünen her den Namen ſeiner unglücklichen Tochter.

„Maren!“ wiederholte Jens Ling den Ruf der Nacht in der Angſt ſeines Herzens. „Maren! . . . Meine Tochter! . . . Der Vater iſt's, der Dich ſucht! . . .“

Ein geſpenſtiſches Lachen, das vom Meer herkam, antwortete dem Aufgeregten. — Dann bewegten ſich in geringer Höhe über ſeinem Haupte kreiſchende Möven.

„Jens Ling!“ ſchrie es. „Heydſen kommt! . . . Heran! Heran! . . .“

Der Sturm verwehte das Lachen, das ſich dieſen Rufen verknüpfte. Der Eierkönig fühlte, daß ſein Haar ſich bäumte. Er wußte nicht, was er von dieſen Tönen, die aus keines Menſchen Bruſt zu kommen ſchienen, denken ſollte. . . . Gab es wirklich unſichtbare Weſen, die Schuldige mit magiſchen Banden umſtricken? . . . War es Rink Heydſen's Geiſt, der Rache an ihm nehmen wollte?

Die innere Seelenangſt ließ ihn wider Willen abermals den Namen „Maren“ in die Nacht hinein ſchreien, obwohl er ſich vor dem Klange der eigenen Stimme entſetzte.

„Heydſen! — Bleichgeſicht!“ — ſchrie es wieder. Ein mit Lachen gemiſchtes „Hurrah“ erſtarb im Toſen der Brandung, die am Deiche der Vogelkoje ihre weißſchäumenden Wellen zerſchlug.

Jens Ling, ziemlich bekannt mit den Oertlichkeiten, hatte den Erdwall erklommen, und folgte — auf dem Kamme fortlaufend — den verführeriſchen Rufen. Ein Paar Male glaubte er ſowohl ſeinen, als auch Maren's Namen nennen zu hören, — nur dumpfer, ſchwächer. Der Ruf ſchien der Erde zu entſteigen oder aus Himmelshöhen von Boten des Windes zu ihm herabgetragen zu werden. Er ſah nichts, er vernahm nur das Geſtöhn des Gebüſches, deſſen kahle, verworrene Aeſte, wie ein Wald aus Todtengebein zuſammengefügt, vor ſeinen irrenden Blicken lag.

Wohl eine Viertelſtunde lang irrte der Herr des Liſtlandes in den verwildertten Gängen der Vogelkoje umher, ehe er den Weg zur Hütte des Wächters fand.

Digitized by Google

Bei ſeinem Eintritt ruhte Maren, bleich, regungslos, einer Verſtorbenen ähnlich, im Schooße des blödſinnigen Hans Tetten. Als dieſer den Eierkönig erkannte, nickte er ihm vertraulich zu, deutete auf die vor Ermattung Entſchlummerte und ſagte:

„Still, Jens Ling! Maren iſt vom vielen Laufen und wenigem Eſſen ſehr müde geworden. . . . Der dumme Rink hat ſie gejagt . . ., ich ſah ihn mit den Sturmwolken von den Dünen herüberkommen. . . . Es iſt recht freundlich von Dir, Ling, daß Du mein Rufen beachtet haſt. . . . Wenn Dich hungert, iß; mich hat der Wind ſatt gemacht und der traurige Blick der verwaiſ'ten Brant"

Hans Tetten ſah die ſchlummernde Maren gutmüthig und theilnehmend an und ſchüttelte oft murrend den Kopf.

Der Feſtebauer ergriff die Hand ſeines Kindes und fühlte, ob noch Leben in ihm ſei. Da er das matte Klopfen des Pulſes entdeckte, ſchlug er das von Wind und Sand geröthete Auge dankend zum Himmel auf, und ſeine Lippe bewegte ſich zuckend, als ſpräche er ein leiſes Gebet.

VIII.

Ein Geſtändniß.

Monate waren nach dieſen erſchütternden Ereigniſſen vergangen. Maren lebte wieder im Hauſe ihres Vaters, zeigte ſich für gewöhnlich gegen Jedermann freundlich, ſprach aber nur ſelten ein Wort. Im Hausweſen ließ ſie es nicht an rüſtiger Thätigkeit fehlen. Sie ſpann, ſtrickte, webte, braute Bier, wie andere Frieſiſche Frauen. Sie hielt das Haus von der Dachluke bis zur Hausdiele ſo ſauber, daß Niemand ein Stäubchen entdecken konnte. Sie kochte für den Vater und das Hausgeſinde, kurz, ſie erfüllte mit Ausdauer und gewiſſenhafter Pünktlichkeit die Pflichten einer Frieſiſchen Hausfrau, nur Worte wechſelte ſie niemals wieder mit dem Vater. Es war, als ſchließe dem bleichen Mädchen ein Gelübde den Mund dem Vater gegenüber.

Jens Ling drang nun zwar nicht in ſeine Tochter, um ſie wieder zum Sprechen zu bewegen, er fühlte ſich aber doch immer gedrückt in der Nähe dieſer ewig Stummen. — Daß Maren die Sprache nicht verloren hatte, wußte er, da er ſie wiederholt kurze Worte mit Andern hatte wechſeln hören. So ſtellte denn der Feſtebauer ſeine Hoffnung auf die Zukunft, indem er von der heilenden Zeit auch Linderung für ſein einziges Kind ſich verſprach.

Hans Tetten begleitete nach der ſchrecklichen Sturmnacht in der Vogelkoje unaufgefordert Vater und Tochter nach Liſt und machte keine Anſtalt, das Haus des reichen Mannes wieder zu verlaſſen.

Jens Ling, den das Erlebte alt und unſchlüſſig gemacht hatte, ließ den Blödſinnigen gewähren. War er ihm doch zu Dank verpflichtet. Auch entging es ihm nicht, daß Tetten mit großer Liebe an Maren hing, und dieſe mochte, wie es ſchien, den gutmüthigen Burſchen, der ihr Alles zu Gefallen that, ſie auch wie ein treuer Haushund auf allen Gängen begleitete, ebenfalls gern leiden.

Indeß machte der Eierkönig ſchon nach einigen Wochen die für ihn ſchreckliche Entdeckung, daß Maren ihres Verſtandes nicht mehr vollkommen mächtig ſei. Aus den wenigen Worten, welche die Unglückliche hören ließ, konnte man dies freilich nicht abnehmen, ihr ganzes Weſen aber und ihr wunderliches Treiben ließen Niemand lange darüber im Zweifel.

In jeder Woche beſuchte ſie, — von Hans Tetten begleitet, die Dünen. Auf die Witterung nahm ſie bei dieſen Ausflügen gar keine Rückſicht.

Digitized by Google

Maren blieb aber selten lange aus. Gewöhnlich kehrte sie schon nach anderthalb Stunden wieder zurück, eine kleine Quantität Sand in ihrer Schürze tragend, während der Schwachsinnige ein Bündel dürre Dünenhalme heimbrachte.

Maren schüttete den Sand an einer freien Stelle im Garten aus — und bedeutete Tetten, daß er die dürren Halme darüber breiten solle. Nach und nach bildete sich auf diese Weise ein kleiner Sandhügel, eine Art künstlicher Düne, die, weil sie vor dem Winde durch die Gebäude des Festebauers geschützt war, nicht verweht werden konnte.

Eines Tages erkundigte sich Jens Ling bei Tetten nach dem Zwecke dieses Baues.

Der Blödsinnige warf sich in die Brust und sagte, als verstehe sich das von selbst: „Es ist ja die Düne des armen Heydsen, die ihm das Leben nahm! Maren muß doch den Ort immer vor Augen haben, wo er ihretwegen starb! — Wir tragen so lange Sand und Halme, bis wir die „Todesdüne" aus Kjerstens-Rimling hierher verpflanzt haben. Dann wird die treue Maren darin schlafen, bis ihr Bräutigam sie ruft — und der Wind sie im Dünensande begräbt."

Jens Ling gab dem albernen Burschen keine Antwort. Tags darauf aber ließ er anspannen und fuhr nach Tinnum, um einen Besuch auf der Landvogtei zu machen. — Es begleitete ihn Niemand.

Als das muthige Gespann des Eierkönigs an der Vogelkoje vorüberbrauf'te, füllten sich seine Augen mit Thränen, und er warf einen Blick voll Jammer und Verzweiflung auf das graue Gehölz, das jetzt noch öder und gespenstischer dalag, als zu Ende des Spätsommers.

Der Landvogt war erstaunt, den begüterten Herrn des Listlandes in seiner Wohnung zu sehen.

„Es hat sich doch nicht abermals ein Unglück auf Eurem Grund und Boden zugetragen?" redete er den Festebauer forschend an.

„Haben Sie Zeit, sich eine Geschichte erzählen zu lassen — die es mich drängt, Ihnen mitzutheilen?" lautete Jens Ling's Gegenfrage.

Der Landvogt nöthigte den Herrn des Listlandes in sein Privatzimmer.

(Fortsetzung folgt.)

Am Aschermittwoch vorigen Jahres ging ich nach überstandenem Balle in der Morgendämmerung nach Hause — vor mir wandelte ein Pärchen. Ein Lumpensammler wühlte eben in einem Haufen herum, als die Dame mit den Worten: „da hast Du den Beweis, Albert, daß mir an dem Bouquet vom Baron gar nichts liegt" — ein prächtiges, wenn auch schon halb verwelktes Bouquet auf den Haufen warf. Gierig griff der „Lumpensammler" nach dem Bouquet — verächtlich streifte er den prächtigen Flor von Hyacinthen, Camelien und Schneeglöckchen ab, warf das Drahtgerippe in seine Butte und den Papierteller in seinen Sack, nachdem er ein Stück davon abgerissen, welches er an seiner Lampe entzündete, um seine Pfeife in Brand zu stecken. — Hat der „Fasching" nicht viele Aehnlichkeit mit dieser Scene? Seine Freuden gleichen dem Bouquet, das die Freundin Albert's weggeworfen. Von Außen farbenprächtige, duftende Blumen, bestimmt, eine Nacht zu leben — von Innen aufrecht gehalten durch ein trügerisches Drahtskelett. Sind die Blumen verwelkt, der Draht verrostet, bleibt das einzige Werthvolle — die Enveloppe — Papier, Fidibus — Asche!

Digitized by Google

Das Aschenkreuz.

Von A. Hungari.

Dem Pilger wird das Haupt bestreut mit Asche,
Als ein „Memento!“ der Vergänglichkeit,
Daß er nach Seifenblasenschaum nicht hasche
Bei seiner Wanderung am Strom der Zeit;
Sie will den Herzen, die für Gott erkalten,
Jetzt Flügel leih'n zum frommen Himmelsflug,
Entschleiern rings der Weltlust Truggestalten
Und was um uns der Sünde Fesseln schlug.

„Vergänglichkeit!“ so ruft das Aschenzeichen
Uns auf den Weg, der irrlichtschimmervoll,
Und ruft uns zu, daß jeder Wunsch einst schweigen
Und jedes Glück in Staub zerfallen soll;
Wie Klagelaut, von Gräbern weggerissen,
Durchdringt dies Wort die Brust mit Geißelschlag,
Ein Herold Gottes weckt es das Gewissen,
Das eingewiegt im Sündenschlummer lag.

„Vergänglichkeit!“ so ruft's durch Morgenblüthen
Der Kindheit, die ein Röslein noch entzückt;
So ruft's dem Stolz, der im Gedankenbrüten
Mit Königsdiademen sich geschmückt;
Die mit des Uebermuthes Flagge schifften,
Umrinnt's mit Moderhauch vom nahen Grab;
Zur Selbstsucht spricht's, wie aus Prophetenschriften:
Gib acht! zu bald nur bricht dein Wanderstab!

„Vergänglichkeit!“ ruft's in die tiefste Seele,
Und warnt und mahnt, wie's treue Liebe thut,
Daß sie ihr Heil in Christo nicht verfehle
Und Staub nicht sammle, sondern Himmelsgut;
Daß sie, von Gottentfremdeten geschieden,
Inmitten treuer Kreuzesschäflein steh',
Und vorbeseligt von dem Himmelsfrieden,
Ihr Sinn und Trachten stets nach Oben seh'!

„Vergänglichkeit!“ Wohl Jedem, der sich rüstet
Mit diesem Wort, das immer Asche streut,
Wann nach Ungöttlichem das Herz gelüstet
Und dem Verderben schon den Handschlag beut!
„Vergänglichkeit!“ O daß es nimmer roste
Dies blanke Schwert für jeden Kampf der Pflicht,
Und unser Geist nur Gottgenüsse koste,
Wie sie gedeih'n im Strahl vom Kreuzeslicht!

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 27.

Der Eierkönig von Sylt.

(Fortsetzung.)

„Ich bin bereit, Euch anzuhören," sprach er, an seinem Arbeitstische Platz nehmend. „Ihr scheint krank gewesen zu sein, seit wir uns zuletzt sahen," fuhr er fort. „Die Veranlassung unserer damaligen Begegnung war traurig genug."

„Meine Tochter ist darüber etwas sonderbar geworden," versetzte Ling. „Wahrscheinlich hat man schon an allen Orten der Insel davon gesprochen, und Sie wissen, was ich damit sagen will."

Der Landvogt sah den Festebauer eine Zeit lang an, ohne ihm Antwort zu geben.

Ling ward unruhig und vermochte den Blick des hohen Beamten nicht lange zu ertragen.

„Euch drückt etwas, Jens Ling," sprach er ernst. „Fällt es Euch so schwer, ein begangenes Unrecht einzugestehen und Euer Herz zu erleichtern?"

„Ich bin mir keiner bösen oder schlechten Handlung bewußt," erwiderte der Herr des Listlandes; „wenn ich aber wüßte, daß Sie schweigen und schweigend mir beistehen wollten, so hätte ich Ihnen wohl eine Mittheilung zu machen, die Manches aufklären würde und mir — in meinem Heimathlande auch wieder zu Respekt verhülfe ..."

Der Landvogt stellte sich überrascht.

„Wie soll ich das verstehen?" sprach er. „Der Herr des Listlandes, der Mann, dem Jeder auf Sylt einen Namen gibt, der sich sonst nur unter Purpur versteckt, beklagt sich über Mangel an Respekt unter seinen Landsleuten?"

Jens Ling's Gesichtszüge verriethen eine große Aufregung. Er mußte sich Gewalt anthun, um die ruhig an ihn gestellte Frage auch ruhig beantworten zu können.

„Der Name, Herr Landvogt, thut nur wenig zur Sache," sprach er mit sichtlicher Anstrengung, „dennoch würde ich glücklicher sein, ja selbst mit dem armen Hans Tetten tauschen, hatte der Zufall mich nicht zum Eierkönig gemacht."

„Täuscht mich auch nicht meine Ahnung, Ling?" versetzte der Landvogt, der die starke innere Bewegung des Festebauers nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte. „Ihr habt etwas — auf dem Gewissen! ... Eure Tochter ..."

Jens Ling ergriff die Hand des Landvogtes und unterbrach ihn mit Heftigkeit.

„Hören Sie mich an," sprach er, „und dann urtheilen Sie über mein Thun! — Bin ich straffällig, ohne Murren unterwerfe ich mich jetzt dem Gesetze, obwohl ich dadurch nichts mehr werde ändern können."

Er schwieg, um seine Gedanken zu ordnen.

Der Landvogt unterbrach ihn durch keine dringende Aufforderung, — sich ihm zu entdecken. Nach einer längeren Pause ergriff Ling abermals das Wort.

„Hans Tetten ist ein guter, wenn auch ein sehr schwachsinniger Bursche," hob er an. „Gut meint er es mit allen Menschen; die aber, die ihm etwas Liebes ohne Aufforderung erweisen, verehrt und liebt er. ... An Niemand hing sein Herz mehr, als

Digitized by Google

an Rink Heyckſen, weil dieſer ihn gegen den Spott und die Härte Anderer, — die ihre plumpen Scherze mit Tetten trieben, ſchon frühzeitig in Schutz nahm. — Als in Folge von Ereigniſſen, die ich gegenwärtig aufrichtig beklage, die ich aber nicht einſeitig herbeirief, ſpäter der begabte Heyckſen ſich ſelbſt verwarf, beſaß er auf der ganzen Inſel keinen Freund, nicht einmal einen Menſchen, der wirklich Theil nahm an dem in ſeiner heftigen Leidenſchaftlichkeit Irrenden. Nur der gutmüthige Hans blieb ihm treu, bewachte ſeine Schritte, folgte ihm faſt überall hin und gab ihm zahlloſe Beweiſe ſeiner aufrichtigen Anhänglichkeit. Allein Gewalt über den Heftigen, — der namentlich gegen mich Rache brütete, beſaß er nicht."

Jens Ling machte eine Pauſe, — als ſcheue er ſich, in ſeinen Mittheilungen fortzufahren.

„Man ſagt, Ihr wäret von Anfang an zu hart mit Heyckſen verfahren," warf der Landvogt ein. „Etwas mehr Milde hätte die Dinge nicht gleich auf den Kopf geſtellt.

Der Herr des Liſtlandes zuckte unmerklich zuſammen.

„Ich war gereizt," fuhr er fort, „gereizt durch das eigenmächtige Handeln meiner Tochter und das hochfahrende Auftreten eines jungen Menſchen, der nichts beſaß, als ſein Geſicht und ſein Bischen Glück, das jeder Windſtoß zertrümmern konnte. Doch was nützt es, von Dingen zu ſprechen, die einmal geſchehen ſind! . . . Ich komme auf das zurück, was mich in Ihren Augen, Herr Landvogt, rechtfertigen ſoll."

„Und wenn ich Euch Unrecht geben muß?"

„Dann werde ich mich ohne Murren fügen."

„Ihr verſprecht es?"

„Mit Hand und Mund!"

„Dann erzähle weiter."

„Rink Heyckſen litt oft Mangel," hob der Feſtebauer abermals an, „ſeit er ſich mit Strandläufern vergeſellſchaftet — und ſich wiederholt an herrenlos gewordenem Gut vergriffen hatte. Die Geſetze waren ſtrenger, die Aufſicht beſſer geworden. Am Strande des Ellenbogen (die nördliche Spitze Sylts, ſo genannt wegen ihrer einem Ellenbogen ähnelnden Geſtalt), führte ich ſelbſt mit meinen Knechten ſcharfe Aufſicht. Plünderungen geſtrandeter Fahrzeuge waren nicht ausführbar, wenn nicht etwa waghalſige Geſellen mitten im Raſen des Sturmes zur Nachtzeit zu ſo gefahrvollem Beginnen ſich zuſammenfanden. . . Rink Heyckſen fiel meinen Knechten bei einem ſolchen Plünderungsverſuche in die Hände! — Ich hätte ihn mit einem derben Verweiſe laufen laſſen und ihm nur Schlimmeres angedroht. Aber Rink vergriff ſich an meinen Leuten und brachte gerade dem Zuverläſſigſten derſelben eine tiefe Kopfwunde bei, an der er Wochen lang krank lag. Zu ſeinem und wohl auch zu meinem Glück entkam der Verwegene damals. Hätte ich ihn ergriffen, ich weiß nicht, ob bei unſerer gegenſeitigen Erbitterung nicht etwas Schreckliches ſich zugetragen haben würde. Seit jenem Tage ließ Rink Heyckſen ſich nicht mehr am Strande des Ellenbogen ſehen. Seine wahre Heimath wurden die Dünen-Thäler des Liſtlandes. Da jagte er Sandhaſen, ſchoß Möven, fing Bergenten, ſammelte Eier, und trieb mit letzteren, ſeines Raubes ſich rühmend, ſogar Handel. Der freche Eingriff in meine Rechte empörte mich nicht ſo ſehr, als der Hohn, den Rink Heyckſen ſeinem unerlaubten Treiben oft noch hinzufügte. Zu Dutzenden ſtreute er des Nachts leere Möveneier vor meine Thür. Einmal behing er mir ſogar den halben Giebel mit Haſenbälgen, die er ſelbſt abgeſtreift oder von Andern hatte abſtreifen laſſen."

Jens Ling ſchöpfte von Neuem Athem, ehe er fortfuhr. Sein Antlitz war von der großen Aufregung, die ihn bei bloßer Erzählung des Vorgefallenen ergriff, dunkelroth geworden.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Abenteuer auf dem Eis.

Von Dr. Heinrich Fick.

Das Schlittschuhfahren ist allen „Geweihten“ eine höchst ergötzliche, erheiternde Erholung, und in diätetischer Hinsicht von unschätzbarem Werthe *), denn es erhöht den Ton der Seele sowohl, als des Körpers, und Keiner, der je dessen Genuß gekostet, — wird es aufgeben ohne Bedauern; — aber die Meisten wird dieses Spiel ihrer frohen Knabenzeit, als ein erheiternder Gefährte, noch bis in ihre spätere Lebenszeit begleiten, und sie noch oft erfrischen und wieder beseelen mit dem mimischen Feuer vergangener Jahre. Ich war schon von frühester Jugend an diesem Spiele leidenschaftlich ergeben und genoß es nach Herzenslust auch in dem kalten Winter von 1829—30, den ich in Brüssel verlebte. Auf den überfrorenen Flüssen, Kanälen und Gräben Belgiens und der Niederlande, die sich wie ein Spinnengewebe über das ganze Land verbreiten, bereiste ich dieselben in allen Richtungen bis zur nördlichen Spitze von Friesland, und wurde auf dieser Reise von zehn Tagen besser mit dem Lande, dessen Bewohnern und deren Sitten und Lebensweise bekannt, als ein vielmal so langer Aufenthalt in anderen Jahreszeiten hätte bewirken können — denn die Winterkälte lockt, der Gewohnheit anderer Länder entgegen, einen großen Theil des Lebens und Verkehrs, in Ernst und Scherz, eine große Masse des Volkes aller Klassen, beider Geschlechter, Alt und Jung, aus den Thüren; und insbesondere gewähren diese Eisstraßen an Markttagen größerer Städte und Orte sehr originelle, heitere, belebte Bilder; und ich wollte Jedem, der jene Länder kennen zu lernen wünscht, zu einem Winterbesuch derselben rathen, wo er auch überdieß, bei den überfrornen Kanälen und Sümpfen, reinere Luft athmet. Nach meiner Rückkehr von diesem Ausflug richtete ich mich so ein, daß ich jeden Nachmittag von zwei Uhr an von Geschäften frei war, wo ich dann regelmäßig den fast acht Stunden langen Kanal von Brüssel nach der Schelde hinabfuhr — einen Weg, den ich bei günstigem Winde in $1^1/_4$ bis $1^1/_2$ Stunden zurücklegte. Bei der Einmündung des Kanals fuhr ich über die Schelde nach Boom, einem Schiffbau treibenden Städtchen, gegenüber liegend, wo jeden Tag ein Tags zuvor bestelltes, spätes Mittagsmahl meiner wartete — ein Mahl, das ich nach dieser Spazierfahrt mir sehr wohl schmecken ließ. Durch Speise, Trank und Rast gestärkt, trat ich gewöhnlich bei Nachteinbruch, mit einer brennenden Fackel in der Hand, den Rückweg wieder an. Da ich nie einen passenden Gefährten fand, der mit meiner nie erreichten Schnelligkeit Schritt halten konnte, so war es immer mein Loos — allein gehen zu müssen. Endlich trat Thauwetter ein, und erweichte das Eis dergestalt, daß ich, um meinen Genuß zu verlängern, die Eisen von meinen Schlittschuhen abnahm und deren Stelle durch Stücke von polirtem Bein, von viel breiterer Kante, die nicht so tief einschnitten, ersetzte. Vermittelst dieser Vorrichtung setzte ich meine Ausflüge, als der einzige Schlittschuhläufer, — einsam und einer verspäteten Schwalbe gleich, — noch eine Zeit lang fort.

Einige Tage vor meiner letzten Fahrt war das Wetter sehr mild und regnerisch geworden; Wasserlachen erschienen häufig auf meiner Bahn und nöthigten mich zu Umwegen. Ich erreichte jedoch Boom zuletzt, unterstützt von einem mir günstigen, heftigen, hohlen Winde. Als ich den Gasthof wieder verlassen hatte und meine Schlittschuh auf der Schelde anschnallte, kam mir der Gedanke, dieses nun bald verschwundene Medium einer Eisbahn zu einem Besuch von Antwerpen, einige Stunden weiter unten an der Schelde liegend, — zu benützen. Ein Bürger von Boom versicherte mir, daß er am

*) Woraus sich vielleicht erklären läßt, daß Unterleibskrankheiten, insbesondere Steinkrankheit, Gicht und Podagra in Holland viel seltener vorkommen, als bei uns, obschon die Holländer im Genuß sehr nahrhafter Speisen und starker Getränke bekanntlich nicht sehr mäßig sind.

Digitized by Google

Morgen den Strom entlang gehend, das Eis noch ganz und sicher gesehen habe. Auf diese Nachricht machte ich mich mit meiner brennenden Fackel auf den Weg, mich immer in der Mitte des Strombettes haltend. In Kurzem wuchs der Sturm zum heulenden Orkan, der mir Treibschnee, Hagel und Regen in's Gesicht jagte; was mich nicht wenig belästigte. Dennoch setzte ich meine Reise fort. Bald kam ich nun an Spalten im Eise, die ich leicht übersprang; andere folgten schnell auf einander, wachsend an Zahl und gähnender Weite — bis zuletzt ein mächtiger Sprung über eine Spalte, von nahe an drei Fuß Weite, mich auf der entgegengesetzten Seiten landen ließ auf einer Eisscholle von ungefähr 10—12 Fuß im Viereck, die durch die Wucht meines Sprunges losging und fortschoß, bis sie mit anderen in Berührung kam. In der ersten Ueberraschung entfiel die Fackel meiner Hand und erlosch sogleich im Wasser, und ich befand mich nun plötzlich in dichter Finsterniß unter einem Himmel bedeckt mit pechschwarzen Sturmwolken, die das schwache Licht des Neumonds meinen Blicken verhüllten — und es war vielleicht wohl, daß dieß so war — denn wäre die volle Erkenntniß meiner schanderhaften, verzweifelten Lage mit einem Male auf mich hereingebrochen, so hätte vielleicht Verzweiflung meine nachfolgenden Anstrengungen zur Rettung gelähmt. Zu großem Glücke wurde ich meines Eisstockes, den ich in der Ueberraschung hatte fallen lassen, wieder habhaft, von 6—7 Fuß Länge und mit einem starken eisernen Stachel an einem Ende versehen, eines solchen, wie man in Holland zur Sicherheit bei Reisen auf dem Eise führt. Vermittelst dieses Stockes bestimmte ich die Gestalt und Größe meines fluthenden Eilandes, nahm Platz in dessen Mitte, wo ich den Stock fußtief in das Eis stieß, und hing mich nun an ihn, als das einzige Mittel, mich zu retten von der Gefahr, von den hochfluthenden Wogen, die mein zerbrechliches Fahrzeug auf- und niederschaukelten, weggespült zu werden. Blos mit Hilfe des Sinnes, des Gehöres in der chaotischen Finsterniß, muthmaßte ich die grauenvolle Thatsache, daß die Eisdecke des Flusses (was das Heulen des Orkans mich zu hören verhinderte) geborsten und im Gange war, und ich, mitten unter diesen Eismassen dahin schwamm, fortgerissen von Sturm und Fluth unter betäubendem Toben, welches mein Hilferufen verschlang, das, wenn auch gehört, vielleicht als vom anderen Ufer kommend, mißverstanden wurde, da die Dunkelheit der Nacht, — Treibschnee und Regen es unmöglich machten, von dort aus gesehen zu werden.

(Schluß folgt.)

Auf einer Eisenbahnstation sagte eine alte Dame zu einem sehr hochtrabend aussehenden Herrn, der über die Dampfkraft sprach, „sagen Sie mir doch mein Herr, was ist Dampf?" — „Dampf meine Dame ist, ah. — Dampf ist, ah, ah! — Dampf ist Dampf!" — „Ich wußt' es wohl," sagte ein nahestehender, rauh aussehender Mann, „daß der Narr es ihnen nicht sagen konnte! Aber Dampf ist ein Kessel voll Wasser in furchtbarem Schweiße."

Ein Junge, der von einem Fleischer, beim Diebstahl eines Rippenstücks ertappt und dafür hart geprügelt wurde, rief endlich vor Schmerz und Unwillen aus: „Glauben Sie denn, daß ich meine Knochen gestohlen habe?" — „Nein," antwortete der Fleischer, „aber meine hast Du gestohlen!"

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 28.

Der Eierkönig von List.

(Fortsetzung.)

„Ich war von jeher ein jähzorniger Mann und konnte, einmal gereizt, nicht immer für mein Handeln einstehen. Den frechen Räuber, der offenbar nur mich beleidigen, mich empfindlich verletzen wollte, auf frischer That zu ertappen, war mein Wunsch Tag und Nacht. Ich ließ mich die Mühe nicht verdrießen, ganze Nächte in den Dünen zuzubringen. Allein das Listland ist groß, der Thäler und Schluchten darin gibt es viele, und wer nur ein scharfes Auge besitzt, der kann sich leicht mehreren Verfolgern bei einiger Wachsamkeit entziehen. Wie sehr ich mich auch mühte, — niemals begegnete ich dem Plünderer meines Eigenthums. Da gewahrte ich eines Tages meine Tochter in leisem Gespräch mit Hans Tetten. Mir kochte das Blut, denn ich vermuthete sogleich, daß Rink Heyckſen ſich des albernen Burſchen als Boten bediene, um Grüße mit Maren zu wechseln oder ihr irgend eine Nachricht zukommen zu laſſen. Sofort beſchloß ich, den Schwachſinnigen zu ſprechen. Ohne daß er ſich beobachtet wußte, folgte ich ihm in der Ferne, und als er die Dünen betreten hatte, kam ich ihm durch raſches Umbiegen zuvor und ſtand ihm plötzlich gegenüber. Unbefangen, wie immer grüßte er mich lächelnd, — nickte aber dabei mit einer Miene, die nicht verbergen konnte, daß er um etwas wiſſe, von dem ich und Andere keine Ahnung hatten."

„Du haſt gewiß einen Fund gemacht," redete ich ihn an, „damit Du aber ganz allein Nutzen davon ziehen kannſt, behältſt Du Dein Wiſſen für Dich. Ich will Dir Dein Geheimniß abkaufen. Was verlangſt Du?"

Tetten wiegte, die Augen verdrehend — und die behaarte Stirn in krauſe Falten ziehend, den Kopf

„Es iſt mir ſtreng verboten," ſagte er nach einer Weile.

Ich lachte ihm gerade in's Geſicht, indem ich höhniſch erwiderte: „Wer kann einem freien Uthlandfriesen etwas verbieten! Knechte und Sclaven müſſen ſchweigen, — freie Männer dürfen immer ſprechen!"

Ungeachtet ſeines äußerſt beſchränkten Verſtandes lebte in Tetten doch ein Gefühl des Stolzes und ein Unabhängigkeitsſinn, dem er Vieles opfern konnte. Er ſah mich zornig an, indem er trotzig verſetzte: „Ich rede, wenn ich will, nur nicht gezwungen!"

Zufällig bemerkte ich in dieſem Augenblicke, daß auf ſeiner mit Knöpfen aller Art und aller Größen beſäeten Jacke einer der blinkendſten ſich gelöſ't hatte und nur noch an einem dünnen Faden hing. Es war nicht ſchwer, dieſen Knopf vollends abzureißen, — wenn es mir gelang, meine Hand mit Tetten's Kleidung in Berührung zu bringen. — Wir ſtanden dicht neben einander auf einer abſchüſſigen Längendüne, auf der ſich eine Menge wellenförmige Erhöhungen, mit Heidekraut bewachſen, befand. Manche dieſer Sandwellen kam, wie ich aus Erfahrung wußte, in's Rollen, wenn man ſie ſtampfend betrat.

Ich legte nun meinen Arm in den des Schwachſinnigen, und zog ihn mit mir fort bis auf einen dieſer leicht beweglichen Hügel. Da glitt ich aus, fiel, erfaßte im Fallen, um mich zu halten, Tetten's Jacke und brachte auch ihn zum Sturze. Uns gegenſeitig

Digitized by Google

festhaltend, rollten wir die schräge Dünenwand vollends hinunter, ohne uns im Geringsten zu beschädigen. Als wir lachend wieder aufstanden, fehlten dem albernen Burschen, der auf nichts so stolz ist, wie auf seine Knopfjacke, dieser blitzenden Zierrathen — drei oder vier. Er gewahrte seinen Verlust sogleich und ward sehr betrübt.

Mein Zureden vermochte ihn nicht zu beruhigen. Er jammerte wie ein Kind und begann im Sande und Dünenhafer zu suchen. Kurze Zeit half ich ihm, — dann aber sagte ich: „Laß sein, Hans! Deinen Verlust will ich Dir reichlich ersetzen, wenn Du mir einen Gefallen thust. Mühe macht es Dir nicht, und Dein Schaden soll es auch nicht sein. Sieh' hier! Wie gefallen Dir die Knöpfe auf diesem Wamms?"

Unter glücklichem Lächeln betastete Tetten die ihn lockenden Messingbuckeln.

„Drei davon darfst Du Dir auswählen," — fuhr ich fort, „wenn Du mir sagst, was Du der leichtgläubigen Maren heute für dummes Zeug vorgeschwatzt hast. Umsonst sprachst Du nicht so leise mit ihr!"

Hans Tetten ward verwirrt. Er mochte ahnen, daß er im Begriff stehe, etwas nicht Lobenswerthes thun zu wollen, seine Eitelkeit aber und sein Wohlgefallen an dem funkelnden Zierrath behielten die Oberhand. Er streckte die Hand aus und sagte rasch, den Kopf nach allen Seiten drehend, als fürchte er, daß ein Dritter ihn hören könne: „Gib! . . . In Kjerstens-Rimling unter der alten Düne schläft Jeder sicher. . . . Ich kenne Einen, der immer dort lebt, außer mir aber weiß es Niemand . . ."

Hans lachte und machte einige possierliche Seitensprünge.

„Begleite mich nach Hause," — sprach ich. „Du sollst Grütze haben, so viel Du magst, und Maren soll Dir mit eigener Hand die fehlenden blanken Knöpfe auf Deine Jacke setzen."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Abenteuer auf dem Eis.

(Schluß.)

Durch das unaufhörliche Zusammenstoßen und Reiben mit anderen Schollen brach und bröckelte meine ungastliche, unhaltbare Wohnstelle mehr und mehr zusammen, und in dem Verhältniß, als sie kleiner wurde, drückte sie mein Gewicht tiefer in's Wasser; aber glücklicher Weise verhinderte die außerordentliche Dicke des Eises von 3—4 Fuß in jenem Winter, im Verein mit meinen unaufhörlichen verzweifelten Anstrengungen mit Hand und Fuß, daß meine Scholle unter die andern schlüpfte; bis ich zuletzt, nach fast vierstündigem Ringen, bis zu meiner Mitte von den Wogen bespült wurde. Von Zeit zu Zeit sah ich neblichte Lichtpunkte, die frohen Herde der Menschen am Ufer, an meinen wirren Blicken vorüberwischen — dazwischen trafen friedliches Blöken und Brüllen von Vieh, fröhliche Laute von Menschenstimmen, ja Jauchzen der Lust und lautschallende Töne von Tanzmusik (es war Sonntag), auf den Fittichen des Sturmwindes getragen, mein Ohr, — wie drängte sich, von Höllenpein gejagt, der Pulse letztes Blut warm zu des Lebens heiterm Bilde!

Dann schlug das Abendgeläute einer Dorfglocke an mein nun fast taubes Ohr — sie erklang mir schaurig, wie mein Grabgeläute! Mit dem Erstarren des Todes, das ich allmählig meinem Herzen nahen fühlte, schwirrten jetzt dunkle Bilder der Verzweiflung, gleich nächtlichen Phantomen, durch mein dem Wahnsinn nahes Gehirn. Eine noch viel kürzere Strecke Forttreiben als bisher brachte mich, unbemerkt vom Ufer aus — in der finstern Sturmnacht, Antwerpen vorüber, in den Meerbusen, genannt Hond, wo ich bald angekommen und spurlos verschwunden wäre.

Digitized by Google

Ich überlegte eben, ob es nicht besser sei, meinen Hast fahren und mich mit einem Male von den Wogen begraben zu lassen, als diesen schauderhaften qualvollen Tod zollweise zu sterben — als, siehe da! eine dunkle Wolke borst und durch den Riß sandte der Neumond von seinem dünnen Halbkreis einen schwachen, aber erheiternden Strahl auf die Scene der Oede und Zerstörung um mich her; das himmlische Licht verscheuchte schnell die schwarzen Schattenbilder der Verzweiflung — es erschien mir, gleich dem Regenbogen nach Sturm, als eine Verheißung der Barmherzigkeit des Himmels, als ein Pfand der Rettung; sein milder Strahl belebte meine hinsinkende Gestalt mit neuer Lebenswärme und schoß eine schnellere, mächtigere Gluth durch meine erstarrenden Adern — als das glänzendere Gestirn des Tages je zuvor gethan. Ich grüßte den heiligen Strahl, und allen Athem sammelnd, dessen ich noch mächtig war, schrie, brüllte ich über das Brausen und Toben des Chaos um mich her, bis ich endlich vom Ufer aus bemerkt und mein Rufen von einigen dunklen Schattengestalten erwidert wurde. Bald gewahrte ich sie deutlicher — es sind ein halb Dutzend Männer, die vorsichtig auf einer Eisdecke hingehen, die noch am Ufer haftet, und etwas sehr Langes vor sich her in's Wasser schieben; es sind dies zwei lange Leitern, mit Stricken zusammengebunden, die mich vom Abgrunde des Todes wieder in's Leben zurückführen sollen. Nun rufen sie mir auf Flamändisch zu, mich in's Wasser zu werfen und darnach zu schwimmen. Ich wage den Sprung, (was ich nun mit einiger Hoffnung des Erfolges thun konnte, indem das Eis mit der gewendeten Fluth in kleinere Stücke zerbrochen, nun großentheils seewärts getrieben war), meine schwache Kraft will mich kaum oben erhalten — ich komme der Leiter nahe und sinke erschöpft mit dem letzten Ausstreichen meiner Arme, dessen ich mächtig war — um nicht mehr emporzukommen, dacht' ich — nein, barmherziger Himmel! Ich sinke auf die allerletzte Sprosse der Leiter, die sich einige Fuß tief in's Wasser gebogen — ich erfasse sie mit krampfhaftem Griff — sie ziehen — ich bin gerettet — und sinke ohnmächtig zu den Füßen meiner Retter nieder!

Es wird sich der Leser wundern, wie mein Körper, nach mehr als vierstündigem Ringen, dem Erstarrungstod entgehen konnte, was ich ganz einfach mit dem Umstand erkläre, daß ich zuvor ein kräftiges reichliches Mahl zu Boom eingenommen hatte, secundirt, nicht von verrätherischem Branntwein oder Gin, sondern unterstützt von einigen Extra-Schoppen trefflichen ehrlichen flämischen Faro- und Lambick-Biers, welches mich, rather mellow and fresh, auf dem Eise ankommen ließ — und den Strom meiner Lebensgeister nährte, und meinen Köper nicht erliegen ließ.

In den letzten Kriegen gegen den corsikanischen Eroberer lag ich als Jüngling auf einem Schlachtfelde verwundet am Boden, ein aufgegebener, bejammernswerther Gegenstand hilflosen Elendes, niedergetreten von den Pferdehufen von Freund und Feind; doch jenes meinem damals noch so gläubigen Knabenauge — in a fine, fanatic frenzy rolling — als das Glanzlicht des aufsteigenden Sterns des Glaubens, des Ruhmes und der Ehre meines Vaterlandes erscheinend — sendete einen tröstenden Strahl hernieder und erhellte das Düstere der Verzweiflung. Aber hier — da kam erheiternder Strahl des Lichtes — Alles war schier nichts als ein gestalt- und farbloser Abgrund der Verzweiflung — dunkel wie die Rabennacht, in deren Schrecken gegürtetem Rachen ich dem Wurm gleich, mich wand in Todesängsten, — eine verfallene, zitternde Beute der Vernichtung! Es ist vielleicht kein Abenteuer und keine Rettung von Seefahrern um die Erde, oder nach den Polargegenden bekannt geworden, das den lang andauernden Schrecken meiner Lage auf jener nächtlichen Eisscholle gleichkäme, wovon die Erinnerung, nach einer so langen Reihe von Jahren, mich noch oft in meinen Träumen heimsucht und aufschreckt.

Digitized by Google

Die siamesischen Zwillinge, welche gegenwärtig im Circus Renz zu Berlin gastiren, erregen dort von Tage zu Tage mehr Interesse. Aeltere Herren, welche die Zwillinge als junge Menschen in Holland gastiren gesehen haben, müssen von ihrer Munterkeit und Gewandtheit Mancherlei zu erzählen; heute, als Männer mit grauen Häuptern, sind sie in Gang und Gebahren bedächtig geworden. Sie erscheinen zuerst auf einem rund um die Manege gehenden, schnell improvisirten Podium, — und durchwandern alsdann, sich bald hierhin, bald dorthin wendend, und von Zeit zu Zeit verbeugend, den Gang, welcher sich zwischen den Logen und der sogenannten Tribüne hinzieht. Durch die sparsam geöffneten Chemisettes der eleganten Oberhemden erblickt man einen Theil des seltsamen Bandes, welches die Beiden für das Leben zusammengeschmiedet hat. Noch einmal erscheinen sie in der Arena, verbeugen sich und die Vorstellung ist beendigt. Das Auftreten des geheimnißvollen, sich genau wie ein Mensch bewegenden Paares macht einen lebhaft fesselnden und doch fast mystisch beklemmenden Eindruck auf das Gemüth; tausend seltsame Fragen drängen sich auf, deren Kernpunkt immer der ist: Ist diese Doppelgestalt, — die wie ein Wesen aus der Fabelwelt der Gnomen und Sphinxe ꝛc. vor uns tritt, ein Doppelmensch mit zwei inneren Leben oder mit Einem? Daß das innere Leben der Brüder, wenigstens bis zu einem hohen Grade Eins ist, scheint aus dem hervorzugehen, was man in den Berichten über ihr persönliches Sein liest. Sie sprechen fast nie mit einander, — ein Beweis, daß sie sich als Ein Ich zu fühlen scheinen; ebenso unternehmen sie kein Unterhaltungsspiel mit einander; ihre Gemüthsbewegungen, Stimmungen ꝛc. sollen fast ausnahmslos dieselben sein, bis zu einem überraschenden Grade sind es, so viel man hier beobachten kann, auch ihre gesammten Bewegungen, ihr Mienenspiel ꝛc. Beide lächeln, Beide wenden sich, wie von demselben Instinkt geleitet, stets gleichzeitig und ohne Wink zu einander nach der betreffenden Seite hin, Beide antworten auf eine Anrede meist gleichzeitig, Beide fassen wie ein Mensch nach ihren Hüten, setzen sie so gleichzeitig und so mit derselben Armbewegung, als handle hier ein Mensch mit beiden Armen zugleich, auf den Kopf und Beide schicken sich so ohne ein Wort der Verständigung in dem gleichen Augenblick zum Gehen an, daß offenbar Beide denselben Entschluß zur Bewegung gleichzeitig gefaßt haben, ein Wille Beiden innezuwohnen scheint. Dieser hohe Grad seelischer Einheit, auf den Dies und Aehnliches schließen läßt, verleiht der Doppelgestalt jenen eigenthümlichen Charakter des Geheimnißvollen, dessen Eindruck sich schwerlich Jemand, der das Brüderpaar beobachtet, wird verschließen können.

Ueber das häusliche Leben der siamesischen Zwillinge, die in Schmelzer's Hotel in Berlin logiren, bringt das „Fremden-Blatt“ folgende Notiz: Die Zwillings-Brüder stehen Vormittags gegen neun Uhr auf — und nehmen alsbald mit ihren Söhnen, von denen der eine zwölf, der andere achtzehn Jahre alt ist, das Frühstück nach amerikanischer Sitte ein. Neben Kaffee werden Eier, Schinken, Beefsteak ꝛc. und Cognac servirt. — Darnach findet Unterhaltung statt und man liest eine englische oder amerikanische Zeitung bis gegen zwei Uhr, wo das zweite Frühstück eingenommen wird, welches in der Regel in Beefsteak, Fisch, Sardinen à l'huile ꝛc. besteht, wozu Rothwein getrunken wird. — Hierauf halten die Zwillings-Väter Mittagsruhe, während die Söhne diese Zeit seit einigen Tagen benutzen, sich mit den Straßen und Sehenswürdigkeiten der Stadt bekannt zu machen. Um fünf Uhr wird zu Mittag gespeist und Abends nach der Vorstellung Thee, Grog oder Punsch getrunken. Die Gespräche werden nur in siamesischer oder englischer Sprache geführt. Besuche bei den Zwillings-Brüdern sind nicht gestattet; nur Aerzte mit bekannten Namen haben Zutritt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 29.

Der Eierkönig von Liſt.

(Fortſetzung.)

Dieſe Einladung konnte Tetten nicht abſchlagen. Er begleitete mich, ich legte mein altes Wamms ab und befahl meiner Tochter, die ſchlechteſten Buckelknöpfe abzutrennen und die Jacke des Blödſinnigen damit zu ſchmücken.

Maren that nach meinem Geheiß, und Tetten verließ, — nachdem er ſich geſättigt hatte, höchſt vergnügt mein Haus.

Mit Abſicht ließ ich einige Tage vergehen, ohne den Wink des Schwachſinnigen zu benutzen.

Erſt als ich am frühen Morgen wieder eine Unzahl zerbrochener Möveneier vor meiner Thür fand, vermochte ich mich nicht länger zu halten.

Langſam und vorſichtig durchſtreifte ich die Dünen, in der Hoffnung, den frechen Eierdieb auf der That zu ertappen. Ich traf jedoch Niemand, und war, nachdem ich längere Zeit in Kjerſtens-Rimling verweilt hatte, — ſchon Willens, unverrichteter Sache wieder umzukehren.

Es dämmerte und klaſſer Nebel umtanzte die Dünenſpitzen, als ich den Ausgang des Dünenthales erreichte. Ich blickte noch einmal zurück und lauſchte dem regelmäßig anſchwellenden Rauſchen der Brandung. Da regte ſich etwas Dunkles im Nebel. Es war ein Menſch, der vom Meeresufer dem Dünenthale zuſchritt.

Ich blieb ſtehen und hockte dann nieder in das Haidekraut. Der einſame Wanderer näherte ſich ſchnell, bog aber ab von meinem Verſteck und ſchritt der alten Düne zu, deren Fuß eine Art Höhle bildete. Um dieſe zu erreichen, mußte er einen Umweg machen über die ſchmalen und ſehr ſteilen Verbindungswände, durch welche die ſterbende Düne mit dem hohen Rande des ganzen Dünenkeſſels zuſammenhing.

„Ich erkannte Rink Heydſen," fuhr Jens Ling fort. „Ueber die Schulter an einem Tau aus Dünenhalmen hing ihm ein Körbchen mit Eiern. Ehe er es ahnte, rief ich ſeinen Namen und ſtand neben ihm. Ich trug das alte Wamms mit den meſſingenen Buckelknöpfen. Gerade auf der ſcharfen Kante des Dünenkammes begegneten wir uns, und da wir Beide wußten, wie wir gegen einander geſinnt waren, wechſelten wir keine drei Worte.

Rink Heydſen's Hund krallte ſich feſt in meinen Arm, ich riß ihm ſeinen Raub von der Schulter und warf das Körbchen in's Dünengras, wo es hangen blieb

Nun umfaßten wir einander und rangen im Nebel, — ohne einen Laut von uns zu geben.

Der Kampf war kurz, aber furchtbar. Es ſahen ihn nur die Möven, die uns ſchreiend umkreiſ'ten, und unſere Scheitel mit den Spitzen ihrer Fittiche berührten. Es gelang mir, durch eine gewaltige Kraftanſtrengung mich aus Heydſen's Umarmung zu befreien. Nur an meinem Wamms haftete noch ſeine Hand. Da brach der lockere Sand unter ſeinen Füßen, ich ſtieß ihm vor die Bruſt und rücklings ſtürzte er in eine Tiefe

Digitized by Google

von über vierzig Fuß. Er rief und stöhnte nicht, aber er bewegte sich ziemlich stark; doch blieb er am Fuße der Düne liegen.

„Für diesmal hat er seinen Theil," dachte ich, „und das Rauben wird er vorerst wohl bleiben lassen."

Ohne mich weiter um den verwilderten Menschen zu kümmern, — nahm ich das Körbchen mit den Eiern auf und schlug befriedigt, nichts Arges fürchtend, den Heimweg ein.

Erst am zweitnächsten Morgen erfuhr ich durch Hans Tetten den Tod des Unglücklichen. Er lag an derselben Stelle, wo er ohne meinen Willen hinabglitt. Daß er bei diesem Sturz den Tod gefunden hatte, konnte ich mir selbst sagen, ich hielt es aber nicht für nöthig, Anzeige davon zu machen, noch glaubte ich mich eines Verbrechens anklagen zu müssen.

Peinigende Angst bemächtigte sich meiner erst, als der verhängnißvolle Knopf der von selbst sich öffnenden Hand des Todten entfiel. Er fehlte auf meinem Wamms, und im Ringen hatte Heydsen ihn mir entrissen. . . .

Dieser Todesfall — schloß Jens Ling seine Erzählung — hat den Frieden meines Hauses vernichtet und meine unglückliche Tochter ihres Verstandes beraubt. . . . Maren ist seit ihrer Flucht, die sie während des Sturmes in die Vogelkoje führte, nachdem sie lange in den Dünen umhergeirrt war, ohne Kjerstens-Nimling zu finden, ein Kind, d. h. völlig kindisch geworden. . . . Sie spielt mit bunten Steinen, mit Muscheln, und ist am glücklichsten, wenn sie die blanken Knöpfe auf Tettens Jacke zählen kann. — Mich meidet sie, und seit Monaten hat sie kein einziges Wort mehr mit mir gewechselt! . . . Dies Unglück des armen Kindes und der Groll, den sie gegen mich hegt, drücken mich zu Boden. . . . Ich kann nicht leben, Herr Landvogt, — wenn Maren mir nicht das Unrecht vergibt, das ich in guter Absicht ihr zugefügt habe. . . . Ihr Anblick, — Ihre Rede — bilde ich mir ein — wird sie aufrütteln und die Unglückliche mir wieder versöhnen. . . . Sie kennen jetzt meine Schuld, reichen Sie mir nun auch die Hand, damit ich Gelegenheit finde, sie zu sühnen, so weit es noch in meiner Kraft steht!"

Jens Ling war erschüttert.

Den Landvogt, welcher die Verhältnisse richtig zu würdigen verstand, dauerte der unglückliche Mann, dessen eigensinniges Handeln er eben so wenig billigen, als unbedingt verdammen konnte.

Unter gleichen Umständen würde höchst wahrscheinlich jeder Insulaner so ziemlich das Nämliche gethan haben.

„Ihr sollt von mir hören," — versetzte nach einigem Nachdenken der Landvogt. „Kehrt zurück nach List. In einigen Tagen werde ich bei Euch einkehren."

(Schluß folgt.)

Landtags-Skizzen II.

Sie haben durch länger als zwei Wochen sich schier heiser geredet um ihre Adresse, und da sie sie endlich fertig gebracht, haben sie blutwenig Dank davon, — denn selbst Diejenigen, deren Wünschen und Bedürfnissen sie gerecht werden sollten, äußern hintendrein wenig Zufriedenheit. Das Ziel des Kampfes ist, während er geschlagen wurde, offenbar um ein Beträchtliches niedriger gesteckt worden, die zweite Woche sah manchmal einer Retirade gar nicht unähnlich. Denn während Herr Jörg mit Spieß und Stangen auszog, das gesammte Ministerium zu schlagen, begnügte er sich dann mit Einem Opfer. (Es scheint uns doch, daß der Adreßentwurf der Abgeordneten-Kammer, im Gegensatz zu jenem der Reichsraths-Kammer, von vorn herein nur gegen den Fürsten Hohenlohe gerichtet war. D. Red.) — Jörg gab seiner Mißbilligung der Parteiregierung eine

Digitized by Google

„Deutung," durch welche der Nachdruck mehr auf die Vergangenheit als auf die Zukunft, mehr auf Herrn v. Hörmann als auf seine jetzigen oder weiteren Nachfolger, am Wenigsten aber auf die „Patrioten" fallen dürfte, die ja eine Partei nicht sind. Diese Verringerung des Preises hat keineswegs Allen Befriedigung gewährt, und sie wollen den „rasenden See" noch gar nicht besänftigt wissen. Aber geredet haben sie viel und tüchtig, und wenn die Herren Stockbauer und Frickhinger, oder die Herren Winderl und Burger es über sich vermocht hätten, ihre Auslassungen für sich zu behalten, so wäre es immerhin noch genug gewesen, und um die Sache wäre es auch nicht anders gestanden. Aber mehr noch als die unendliche Redesucht dürfte zu der sichtlichen Ermüdung der Kammer beigetragen haben die Intensität des Streits, das Einzelnringen, das Hervortreten der Persönlichkeiten. In der That konnte kaum irgend eine längere oder kürzere Erörterung geschlossen werden, ohne daß sofort Einer oder Mehrere von der Gegenseite sich zu „persönlichen Bemerkungen" oder „thatsächlichen Berichtigungen" gedrungen fühlten. Es bedürfte keines andern Kennzeichens, als dieses einen, um darzuthun, wie tief die Parteiung sich eingefressen hat; wie stets der Einzelne sich getroffen, — angegriffen, sogar beleidigt und zur Abwehr herausgefordert fühlte, wenn der Andere auch sachlich gesprochen und geschildert haben mochte. Und ein anderes Charakteristikum der seitherigen Verhandlungen liegt in derselben Richtung: es ist das fortwährende Hereinziehen von Aeußerungen der Parteipresse, die Berufung auf Zeitungen, als ob diese Urkunden wären, auf deren Grund „des Landes Wohl und Bestes" berathen werden könnte. Herr Dr. Völk hat seiner Zeit dieses Effektmittel erfolgreich in den Saal eingeführt, und in mäßigen Dosen und im richtigen Moment angewendet wird man Berechtigung und einige Heilkraft ihm nicht absprechen können; aber seitdem haben es gar Viele ihm nachgemacht, — Jeder möchte auf das nämliche Rezept hin kuriren. Das erste Auftreten Herrn Bucher's, des bekannten Herausgebers der klerikal-demokratischen (so bezeichnet er ja wohl selber ihre Tendenz) Donauzeitung, als Abgeordneten war ein äußerst wohlthuendes: er verbat sich jede Provokation an ihn in seiner hier im Hause ihm zukommenden Stellung wegen Ansichten oder Ausdrücke, die allenfalls in seinen Blättern sich finden sollten; er ermahnte, den Zeitungsstreit draußen zu lassen, hier im Hause sich auf sich selbst zu stellen — aber was er damals noch weiter, und was er später wieder sprach, war dennoch nichts Anderes, als auch eine Zeitungspolemik und als persönliche Schmerzensschreie über Beeinträchtigung des Verlegergewerbes und — wie er meinte — der Preßfreiheit. Diese persönlichen Empfindlichkeiten und dieses übermäßige Zitiren ungemessener Ausbrüche der gegenseitigen Parteipresse hat dieser ernsten Debatte nicht zum Wenigsten den übeln Beigeschmack gegeben, der ihr anhaftet, und nicht am Wenigsten dazu beigetragen, daß ihr — wie man von der einen Seite zu behaupten beliebt — voreiliger Schluß als ein freudiges Gottlob! begrüßt wurde. Uebrigens läßt der Eindruck sich nicht läugnen, daß bis jetzt wenigstens das oratorische Uebergewicht bei Weitem sich auf liberaler Seite befindet. Auf der gegnerischen sind so viele Neulinge im parlamentarischen Leben, die vielleicht auf der Kanzel oder in Volks- und Bauern-Versammlungen schon ganz wacker mögen geredet haben, denen aber der parlamentarische Takt und Schliff, die Geistesgegenwart im contradictorischen Verfahren und das Bewußtsein noch gar zu sehr abgeht, daß man, um Wirkung zu thun, bloß scharf zu sein brauche, — ohne grob werden zu müssen. Auf der linken Seite sind mehr Mitglieder früherer Kammern, also von längerer parlamentarischer Uebung und Erfahrung, oder soferne auch sie neu sind, haben sie meist eine nützliche Praxis in Magistrats- oder Gerichtssälen hinter sich. Hier in München ist die schneidige Art der Dialektik des Herrn Advokaten Dr. Schauß aus den zahlreichen Vertheidigungen, die er geführt, wohl bekannt, sein Scharfsinn, seine Geistesgegenwart, haben schon manchen Staatsanwalt in Verlegenheit gesetzt. Ein Grundzug seines Verfahrens scheint die Rücksichtslosigkeit zu sein, mit der er, — keine Hindernisse achtend, gerade auf den Kern der von ihm vertretenen Sache losgeht. Es verlautet, daß

Digitized by Google

auch der Klub der Fortschrittspartei diese Erfahrung mit diesem seinem jüngsten Sohn schon gemacht haben soll: „er wolle nicht pariren," wenn etwas beschlossen worden. — Hr. v. Schauß trägt sehr gut vor, seine Sprache ist deutlich, fließend, die „Hiebe", wie Hr. Lucas sie nannte, die er austheilt, kosten ihn gar keine Anstrengung, er bleibt gelassen und lächelt, jegliche Aufregung ist ihm fremd. (Auf den fernen Leser macht das Auftreten des Herrn v. Schauß den Eindruck übertriebener Leidenschaftlichkeit — ist sie, wie der Herr Referent angibt, mit Ruhe gepaart, also nicht das Erzeugniß augenblicklicher Aufwallung, sondern der Ueberlegung, dann um so schlimmer — und einer korrosiven Schärfe, welche nicht die des Heilmittels, sondern eines Stoffes anderer Art ist. Hr. v. Schauß scheint Dieß indirekt selbst anzuerkennen, wenn er in der Sitzung vom 1. Februar von Herrn Lucas sagt: „er sei nicht würdig, dem Bischof von Passau die Schuhriemen aufzulösen, ein zelotisches Gebahren, wie das seine — sei jeder christlichen Milde baar und geeignet, die religiösen Gefühle im Volke zu ertödten", und dann, als der von ihm also Angegriffene ironisch dem Bischof von Passau „zu der Vertheidigung eines Herrn v. Schauß" gratulirt, was unter den Umständen nur als eine milde Retorsion der erlittenen Persönlichkeiten erscheint, sofort nach der Polizei des Hauses ruft. D. R.) Er hat leider den ungünstigsten Platz im ganzen Saale sich erwählt in der Mitte der linken Seite, wo die schlechte Akustik am Auffallendsten wird, mit dem Rücken gegen die Stenographen und Zeitungsschreiber, so daß selbst bei seinem sonoren Organ diesen manche Sätze verloren gehen. Er ist ein kleiner, eleganter Herr von vornehmem Ansehen, ein Paar tüchtige Narben im Gesicht verrathen, daß er nicht aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen ist. Die bedeutendste Kraft, welche anderseits die „Patrioten" in's Feld geschickt, dünkt mir Dr. Schleich zu sein, der Redakteur des Münchener Punsch. Schleich ist ein kurzer, wohlbeleibter Mann, an dessen Aeußerem nichts auffallend erscheint, als ein Paar mächtig große kreisrunde Augengläser, durch deren umfangreichen Spiegel er seine schalkhaften Blicke entsendet. Seinem Gange, seinen Bewegungen sieht man es an, daß er von einem dürftigen Journalisten zum behäbigen „Realitätenbesitzer" sich emporgearbeitet hat; bequem, breit, im Bewußtsein einer tüchtigen Unterlage schreitet er einher. Daß diese Unterlage auch eine geistige ist, konnte Jeder, der es etwa noch nicht gewußt hat, aus den beiden Reden, die er gehalten, erkennen, denn selbst seine älteren Bekannten hat deren Klarheit und Sicherheit überrascht. Bis jetzt ist Hr. Schleich von den neuen Abgeordneten der Einzige, der den eminenten Vortheil erkannt hat, sich zum Sprechen in die Mitte des Saales vor das Pult des Referenten zu stellen, da dieß der einzige Platz ist, von wo die Rede allerwärts verständlich klingt und den Eindruck voller Freiheit und Entschiedenheit macht. Auf ein mitgebrachtes Manuscript freilich darf man sich dann nicht verlassen. R. C.

(Eisenbahnwärter-Romantik.) In *** wurde vor etwa fünf Jahren ein Bahnwärter so krank, daß er für immer unfähig blieb, sein Amt wieder anzutreten. In den ersten Tagen seiner Krankheit versah seine Frau, verkleidet, den Posten, — der nicht verloren gehen sollte. Da der Mann krank blieb, fuhr sie auch fort, — in der Kleidung desselben alle Pflichten des Bahnwärters zu erfüllen — und zwar fünf Jahre lang, bis man unlängst entdeckte, weß Geschlechts sie sei, und daß sie nur aus Liebe zu dem Manne und den Kindern so ausdauernd und männlich gehandelt habe. Ihre nächsten Nachbarn in der Bahnbeaufsichtigung waren in das Geheimniß eingeweiht worden. Sie wurde zur Strafe abgesetzt, und von der Bahn-Direction und Privatpersonen so reichlich beschenkt, daß sie zeitlebens genug hat.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 30.

Der Eierkönig von Liſt.

(Schluß.)

IX.

Gelentert.

Leichteren Herzens, als er es verlaſſen hatte, betrat der Eierkönig das ihm zugehörende Land.

Maren hatte den ganzen Tag Sand getragen, — und der Hügel im Garten war beträchtlich gewachſen. Den heimkehrenden Vater begrüßte die Geiſteskranke höflich, aber kalt, wie immer. Dann ſorgte ſie ſtill für das Hausweſen, — im Uebrigen zeigte ihr ganzes Sein nicht die geringſte Veränderung.

Der Landvogt hielt Wort. Noch waren keine acht Tage vergangen, als ſein Stuhlwagen vor dem Hauſe des Eierkönigs hielt. Neben ihm ſaß der Arzt, welcher den verunglückten Rink Heydſen einer ſo genauen Beſichtigung unterworfen hatte.

„Wie geht es Eurer Tochter?“ fragte der Landvogt.

„Wie immer,“ antwortete Jens Ling.

„Ruft ſie, damit ich mit ihr ſprechen kann!“

Der Feſtebauer führte den königlichen Beamten in's Haus und ſah ſich dann nach Maren um, allein ſie war nirgends zu finden. Auch Hans Tetten, ihr ſteter Gefährte, ließ ſich nicht ſehen.

Jens Ling ward unruhig und beauftragte ſeine Untergebenen, die beiden Unzurechnungsfähigen zu ſuchen.

Inzwiſchen verfügte der bekümmerte Herr des Liſtlandes ſich wieder zu ſeinen Gäſten. Er bat um Entſchuldigung der Verzögerung wegen, welche die plötzliche Entfernung der Tochter allein verſchulde.

„Es thut nichts,“ verſetzte der Landvogt. „Ich habe mit meinem gelehrten Freunde hier Rückſprache genommen, und ihn über die ſtattgehabten Vorgänge genau unterrichtet. Der beklagenswerthe Zuſtand Eures Kindes iſt ohne Zweifel die Folge heftigen Schreckens und furchtbarer Gemüthsaufregungen. Die Eindrücke der Nacht, die Eure Tochter während ihres einſamen Ganges durch die Dünenwüſte erhielt, wo in ſtürmiſchen Nächten ſelbſt die beherzteſten Männer von Schauern erfaßt werden, und ſpäter das geſpenſtiſche Bild der Vogelkoje im Licht des Mondes, verbunden mit dem Gelächter Tetten's, dem Rufen Unſichtbarer, haben ihren Geiſt umnachtet. Laſſen ſich nun dieſe Eindrücke auf natürliche Weiſe wieder verwiſchen, ſo iſt damit auch die Möglichkeit einer Wiedergeneſung Maren's gegeben. Mein Freund beabſichtigt deßhalb, der Kranken in unſerer Gegenwart ſowohl die Wüſtenei der Dünen, wie das Nachtbild des Gebüſches in der Vogelkoje noch einmal zu zeigen. Dadurch wird das Bild des Entſetzens, in das ihr Geiſt ſich gleichſam fortwährend vertieft, erbleichen, und das Licht der Vernunft in gleichem Grade wieder in ihr zu leuchten beginnen.“

Digitized by Google

Jens Ling faßte nach dieser Auseinandersetzung, — welcher der Arzt noch manches Erläuternde zufügte, wirklich Hoffnung, allein Maren ward ebenso wenig, wie Hans Tetten gefunden.

Es vergingen Stunden; da überbrachte ein Fischerboot die Nachricht, in der tiefsten Einbuchtung des Königshafens sei wahrscheinlich ein Boot unter der Leitung Unkundiger gekentert; schon hätten einige Schiffer sich in die Bucht begeben, um die Leichname der Verunglückten aufzusuchen, ehe der Ebbestrom sie in's Meer hinausführe.

Jens Ling gab sogleich Befehl, seine Barke flott zu machen. Es war dasselbe Fahrzeug, in dem er eines Tages der mit Heyckens geflüchteten Tochter nachgesetzt hatte. An jene verhängnißvollen Stunden knüpfte sich alles Unheil, das seitdem der reiche Eierkönig erlebt hatte. Schon nach einer Stunde ereilte die Barke Ling's die suchenden Schiffer. Diese hatten die auf der stillen Fluth treibenden Leichen bereits gefunden. — Der alte Festebauer deckte beide Hände über sein Gesicht, als er sie erblickte, und schwere Thränentropfen rieselten über die gebräunten Finger des kinderlosen Mannes. Es waren Maren, seine Tochter, und Hans Tetten, die jetzt, die Hände ineinander geschlungen, auf dem Boden eines der Böte friedlich nebeneinander lagen.

Ueber die Veranlassung ihres Todes konnte man nicht lange in Ungewißheit bleiben. Wie immer, wenn das Wetter es nur einigermaßen gestattete, waren Beide in die Dünen gegangen, Maren, um Sand zu holen für die Nachbildung der Todesdüne, — wie der blödsinnige Hans Tetten den kleinen Sandhügel im Garten des Eierkönigs nannte, — welcher die „sterbende Düne" in Kjerstens-Rimling vorstellen sollte; dieser, um dürres Geflecht von Dünenhafer zu sammeln und kleine Bündel daraus zu formen.

Ohne Zweifel hatte die Ankunft des Landvogts, den Beide seit dem Tode Rink Heyckens's fürchteten, sie verscheucht und sie den Beschluß fassen lassen, mit ihren kindischen Sammlungen auf dem Wasserwege nach List zurückzukehren, um dem hohen Beamten und seinem Begleiter nicht zu begegnen. Einzelne Böte lagen am Strande. Die auflaufende Fluth bespülte sie, und es bedurfte nichts, als die Kette zu lösen, das Steuer zu fassen und den Strand entlang sich forttreiben zu lassen, um, wenn auch etwas spät, unsern des Festebauers Wohnung zu landen.

Leider aber verstand Hans Tetten weder ein Ruder zu handhaben, noch hatte er einen Begriff von den Strömungen, die Ebbe und Fluth erzeugen. Das Fahrzeug trieb langsam hinaus in die Bucht und schlug hier bei einer Wendung, die ihm der ungeschickte Steuermann geben mochte, um, und die beiden Unglücklichen stürzten in's Meer.

Jens Ling war untröstlich. Er ließ beide Verunglückte in einem Grabe neben Rink Heyckens beerdigen und über den Gräbern aller Drei den Sand aufhäufen, den Maren aus den Dünen in den Garten ihres Vaterhauses getragen hatte.

Dieser Sand-Grabhügel ist noch heute zu sehen. Man hat ihn mit Dünenrosen bepflanzt, die ihn fast ganz bedecken. Das Volk nennt ihn Irren-Maren's Brautbett.

Unter einem kleineren Hügel, dessen Holzkreuz fast ganz verwittert ist, schläft der Eierkönig Jens Ling. Er starb ohne Erben und überlebte sein unglückliches Kind nur wenige Jahre.

Für Auswanderer.

Unsern auswanderungswüthenden Landsleuten empfehlen wir folgendes Geschichtchen, das wir der „Schlesischen Ztg." entnehmen, zur Lektüre und Beherzigung. Die Scene spielt in New-York. In dem mit Fettdünsten und Rauch durchzogenen düsteren Erdgeschoß eines Hauses, welches sich in einer der Nebengassen der Beaver-Street befand, saßen drei sehr verdächtig aussehende Bursche. Zwei von ihnen, bartlos und von schwächlichem Aeußern, standen noch in jugendlichem Alter; der Dritte dagegen, mit einem fuchsrothen

Digitized by Google

Vollbarte, welcher sein halbes Gesicht verhüllte, war von starkem Körperbau und bedeutend älter. Sein Fach schien die Buchdruckerie zu sein, denn er war eben mit seinen Spießgesellen beschäftigt, eine kleine Presse nebst Typen und Schwärze beiseite zu räumen, Auf einem Tische lagen eine Menge gedruckter Billets, große Anschlagzettel und Quittungsformulare. „Verdammte Kerls," rief der Rothbart„ macht daß Ihr fertig werdet! Wenn Master Smartmaker kommt darf nicht die Spur von unserem Handwerkszeug auf dem Tische liegen." — „Ist die „Hammonia" schon da?" fragte einer der Bursche. —„Freilich ist sie da, das wird einen guten Fang geben. He, Martha, drei Glas Gin! In der Tiefe des düsteren Gemachs erhob sich von einer Strohmatte ein Negermädchen, ging schweigend zum Schenktisch und brachte das Verlangte. „Noch vier Whisky, eins für Dich," rief der Rothbart, sein Glas hinunterstürzend. In diesem Augenblicke trat ein feingekleideter Herr mit schwarzen Ringellöckchen und einer goldenen Brille auf der kühn gebogenen Nase in das Zimmer. „Done?" (seit Ihr fertig?) fragte er leise. „All ready (Alles bereit), Mr. Smartmaker"' antworteten die Bursche. „Well," sprach dieser, welcher unter den genannten Namen zu der Klasse der Rowdies (der feinsten Spitzbuben von New-York) gehörte. Diese stehen, stets nobel gekleidet, an den Straßenecken vor großen Hotels, anscheinend unthätig, aber fortwährend Pläne schmiedend, um einen Betrug oder Diebstahl auszuüben. Sich zu den beiden jungen Strolchen wendend fuhr der Rowdy fort: „Bob und Dick, Ihr wißt, was Ihr zu thun habt. Hier sind Bärte und Schminke, damit macht Ihr Euch unkenntlich. Ihr erhaltet Jeder 20 Dollars, wenn der trik (Streich) gelingt. Done! (Macht Euch fort!). Bob und Dick verschwanden. „Du Bungler", redete er jetzt den Rothbart an, „nimm Deinen Bart ab, kleide Dich fein und dann schnell das Bureau auf. Hast Du mich verstanden ?" — „Very well", brummte dieser, Smartmaker verließ ihn und eilte auf Umwegen nach Castle Garden Dort wurden eben eine große Zahl süddeutscher Bauern ans Land gesetzt. Sie waren nicht unbemittelt; denn sie hatten eine Menge Gepäck, Betten, sogar Ackergeräthschaften bei sich. Ein großer Theil unter ihnen sah sich scheu um. Offenbar schauten sie nach Bekannten aus, die sie hier wieder zu sehen hofften. Als die Thore an der Batterie geöffnet waren, drängten sich Bob, welcher jetzt das Aussehen eines bejahrten Mannes hattr, leise vor. Nachdem er die Leute genau besichtigt und das Oberhaupt der Dorfschaft gefunden zu haben glaubte, stürzte er mit ausgebreiteten Armen auf den muthmaßlichen Altbauer zu und umarmte ihn mit den Worten: Bruderherz, alter guter Peter, Teppi, Ambrosi! Willkommen in New-York! Eure Leute warten schon auf Euch, Eure Verwandten aus Mannheim, Bayreuth, Augsburg, Stuttgart." — „Jo, jo," rief der Altbauer freudig, indem er Bob die Hand schüttelte, „bei Augsbnrg ist mein Vater daheim, ich und meine Landsleute sind aus Donaueschinge." — „Jo, jo," entgegnete Bob jetzt ganz sicher, „in Donaueschinge war i a. Komm, Peter laßt uns eins trinken!" — „Du nennst mich halt immer Peter, so heißt mei Bruder; i heiß Jörgi, verstehst, Jörgi Gogelhuber. Das sind hier alle meine Vettersleut und meine Basen. Wir wollen Land kaufen. Wir ziehen nach — nach, Peter, Du, wie heißt das Land?" Jörgi's jüngerer Bruder trat näher, raunte dem Altbauer etwas ins Ohr und sagte dann: „Nach Minesota." „Nach Minesota," rief Bob erstaunt, da habt Ihr keine Zeit zum Trinken. Da müßt Ihr eilen. Der Emigrantenzug geht noch diese Nacht ab. Kommt ich führe Euch in das Bureau." — „No," scherzte Jörgi, „so viel Zeit wird doch sein, daß wir einen Schoppen trinken?" — „Das könnt Ihr dann nebenan beim Bureau", drängte Bob. — „Scho recht," rief Jörgi „aber all unsere Leut können nit mitgehen." — „Ist auch nicht nöthig, bemerkte Bob, „nur die, welche Land kaufen. Die anderen bleiben hier beim Gepäck und warten so lange, bis wir wieder kommen. Dann nehmen wir Karren und fahren Alles nach dem Bahnhof." — „Scho recht," sagte Jörgi, „also Seppi, Daniel, Simon und Ihr drei Gebrüder Mollenteller, kommt mit uns! Peter, Du bleibst hier bei unsern Sachen." — Peter sah seinen Bruder mit wilden Blicken an und rief dann laut: „I

Digitized by Google

geh' a mit!" — „Und wer soll bei unsern Weibern und Kindern bleiben? Peter, Du kaufst kei Land, bleib hier." — Diese Unterhaltung wurde Bob angenehm; denn sein Kamerad Dick, welcher in ziemlicher Entfernung von ihm stand, gab ihm das Zeichen, daß er eilen sollte. Er rief also: „Entschließt Euch, Leute! Wollt Ihr heute Nacht noch abreisen, so kommt; wollt Ihr nicht, so müßt Ihr 8 Tage hier liegen bleiben. Da könnt Ihr Euer Geld in dem theuren New-York los werden. Geht nur alle Abend in den Atlantic-Garden." — Darauf sagte Peter: „Scho recht, ich bleib hier. Aber Bruder Jörgi, Du wirst's bereuen, was Du thust." — „Kommt, kommt," rief der Altbauer, „der Peter ist ein Zauderer, der will nix unternehmen." — Bob ging mit seinem Fange in eiligen Schritten frech bei allen Polizeimannschaften vorbei, bog dann, am Wasser hinschreitend, in ein Gewirr von engen Gassen ein, wo sich auch Dick als Späher ihnen anschloß. Endlich waren sie an dem bekannten Hause unweit der Beaver-Street angelangt. Im Hausflure bemerkten die Auswanderer große Anschlagzettel mit kolossalen Buchstaben: Emigration Railroad for Minesota. Jörgi las laut und sagte dann: „Seht Ihr, das ist unsere Bahn." — Die drei Brüder Molkenteller schüttelten ungläubig die Köpfe, folgten aber dem Führer Bob mit den Andern durch einen dunklen Gang in einen kleinen Hofraum. Dick riß hinter ihnen sofort die großen Zettel im Flure wieder ab. Im Hofe war ein hübsches Zelt erbaut. Den Eingang zierte eine Unionsflagge. Zu beiden Seiten desselben waren ebenfalls Minesota-Zettel aufgeklebt. Im Innern ein Tisch und mehrere Stühle. Auf dem Tische lagen verschiedene Landkarten und Ackervertheilungs-Pläne.

(Schluß folgt.)

(Eine geschichtliche Berichtigung bezüglich Napoleon I.) Die rührende Abschiedsscene in Fontainebleau, dargestellt von Vernet, ist genugsam bekannt. — Napoleon wird in der Uniform der Jäger abgebildet, mit einem grünen Rock und weißen Beinkleidern; dem war jedoch, wie man weiter hören wird, nicht so. Die Nachricht von der Einnahme von Paris wirkte auf Napoleon I. so erschütternd, daß er seine Geistesgegenwart verlor und in einem Momente der Verzweiflung seinem Leben gewaltsam ein Ende machen wollte. Er trug seit seinem Aufenthalte in Egypten Gift in einem Ringe eingeschlossen bei sich; dasselbe nahm er, — und meinte so allen Demüthigungen und Kümmernissen zu entgehen. Wie dem nun sei, das Gift hatte entweder durch die Länge der Zeit seine Kraft verloren, oder es wurde schnell ein Gegenmittel angewendet. Der König der Könige Europa's starb nicht, sondern wurde nur, wie ein einfacher Sterblicher, von einer heftigen Kolik befallen, welche seinem Beinkleide ein nichts weniger als majestätisches Aussehen verlieh. Die Bevollmächtigten waren bereits erschienen, die Acte der Abdankung war gezeichnet und Napoleon sollte hinab zu seinen Garden, um ihnen sein letztes Lebewohl zu sagen. Die Ceremonie konnte jedoch nicht in einem so wenig feierlich aussehenden Beinkleide vor sich gehen. Man suchte allerwärts, allein die Unordnung war so groß, daß man sich mit Mühe nur ein blaues Tuchbeinkleid eines Grenadiers verschaffte. Dieses zog Napoleon an und in dieser Tracht spielte sich die bekannte poetische Scene ab. „Figaro" verbürgt die Wahrheit dieser Begebenheit und gibt außerdem noch die Quelle an, aus welcher ihm die Nachricht zukam. Ein berühmter Schauspieler, der Freund eines Herzogs, einer bekannten Persönlichkeit des zweiten Kaiserreichs, sollte den gefallenen Kaiser in irgend einem Stücke darstellen. Der Herzog ging auf alle Einzelheiten auf das Genaueste ein und bei dieser Gelegenheit wurde dem Künstler diese ebenso drollige als wahre Geschichte erzählt. Besagter Schauspieler wird nächstens ein Werk herausgeben, welches eine Menge bis jetzt unbekannter Thatsachen an's Licht fördern wird.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 31.

Die Squaw.

Von A. Wolff.

Ohne Einverständniß des Verlegers (Simion in Berlin) ist der Nachdruck nicht gestattet.

Diejenigen unserer jungen Herrn von „gutem Ton“ in des Wortes verwegenster Bedeutung, welche die Mittheilung des alten Tacitus, „Germani sanctum mulieri aliquid inesse credunt“ („die Deutschen glauben, daß dem Weibe etwas Heiliges innewohne“) für in den Text eingeschwärzt halten, weil sie nichts Heiliges mehr anerkennen, als ihr eigenes bezauberndes Ich, werden erfreut sein, zu erfahren, daß die souveräne Verachtung, welche sie den Frauen gegenüber an den Tag legen, eine Eigenschaft ist, durch welche der Mann bei den Urstämmen Nordamerika's sich in um so höherem Grade auszeichnet, als er ein Mann zu sein beansprucht.

Ich muß zu meiner großen Beschämung gestehen, daß ich dieses als junger Mann von damals über zwanzig Jahren noch nicht wußte, als ich im Januar des Jahres 1854 an einem stillen und trüben, aber nicht etwa kalten Sonntagmorgen, nachdem ich bemerkt, daß während der Nacht etliche Zoll Schnee gefallen, die beiden Läufe meiner Doppel-Flinte mit „Bodschroot“ lud, ein Stück Mais-Brod und eine tüchtige Schnitte Speck in den Proviantbeutel steckte, der noch mit verschiedenen anderen Dingen, unter anderm einem Ende Strick versehen wurde, und, so mit allem zu einer tüchtigen „Sonntagsjagd“ Nöthigen bestens ausgerüstet, aus meiner Blockhütte hinaus trat in die schöne Welt des winterlichen stillen Urwaldes.

Nachdem ich die Thür meiner einsamen Behausung mit dem aus Bindfaden und einem Pflock selbstgefertigten „Vexir-Schloß“ bestmöglichst von Außen verwahrt, — die Runde um das Häuschen gemacht, meine kleine „Klärung“ überschaut und Alles in bester Ordnung befunden, setzte ich mich mit einem „Gottbefohlen!“ in Marsch — und schritt, so geräuschlos als es in den wohlgeschmierten „Buschbauer“-Stiefeln mit den Pfundsohlen nur gehen wollte, dem jetzt fest zugefrorenen „Creek“ (Bach) zu, die in Sicht meiner Blockhütte vorbeifloß. Der „Creek“, obwohl sehr gewunden in seinem Lauf durch einen Wiesenboden, in dem das nun gelb getrocknete Gras manneshoch stand, und den zu beiden Seiten bald näher herantretende, bald sich entfernende Waldufer begrenzten, gewährte mir einen höchst bequemen und geschützten Pfad zu einem der herrlichsten Landseen, welche die schönste Zierde des Landes bilden, das der Leser auf der Karte als Staat Minnesota verzeichnet findet, wenn er den Mississippi bis zu seinem oberen Laufe verfolgt.

Vor mir war hier schon in aller Frühe ein Namensvetter desselben Wegs gegangen, ein Wolf, der es, da seine kräftige Fährte die sehr zahlreichen, quer über den Bach gehenden der schmackhaftesten Kaninchen, die je Pappelrinde genagt, — stetig durchschritt, ohne daß er auch nur einmal die Nase darauf gehalten, ebenso wie ich, — auf Größeres, nämlich auf einen Hirschbraten, abgesehen haben mochte. An der breiten Mündung des „Creek“ hatte sich Meister „Isegrimm“ behufs Befolgung einer Taktik,

deren ich vielleicht bei einer andern Gelegenheit einmal erwähne, rechts in das hohe und dichte Schilfrohr geschlagen, ich aber wandte mich links, und schritt, hinausgelangt auf den weiten, waldumkränzten See, mich vor dem hier ziemlich scharfen Luftzuge unter dem Schutze seines hohen Südufers haltend, in westlicher Richtung dem Abflusse des See's zu, den ich nach einem etwa dreiviertelstündigen Marsche erreichte.

An den vom Eise freien Abfluß des See's kommen die Hirsche, wenn sie sich an den Knospen des jungen Zuckerahorn- und Eisenbaumes satt „geäs't," einen frischen Trunk zu nehmen, und auf dieses Bedürfniß der freundlichen Thiere meinen Vernichtungsplan gründend, faßte ich hinter der Uferböschung ungleich unsern jungen Löwen, welche im Theater oder Conzert auf Anstand gehen, an einer gut gedeckten Stelle Posto, wo ich „sehen konnte, ohne gesehen zu werden."

Einem sehr starken Gelüst, einen Imbiß zu nehmen und sodann in bester Sonntagsschützenmanier den irdenen, schwarzgeranchten „Stummel" zu stopfen und anzuzünden, gebot ich mit einem stoischen „Nachher!" — Schweigen, so sicher war ich, daß ich nicht lange würde zu harren brauchen, bis ich durch die Senkung am jenseitigen Ufer den strammen Bock der Vorhut würde erscheinen, und zum offen und hell rieselnden Wasser daherschreiten sehen. Schon sah ich mein Rohr blitzen — und hatte den auf's Blatt getroffenen Bock, der sich überstürzt und nur zu einem letzten Todessprung emporgerafft, um im Uferdickicht zu verenden, bereits in Gedanken ausgeweidet, schon war ich nur noch mit der Beantwortung der Frage beschäftigt, ob ich das erlegte Thier mittelst des zu diesem Zwecke mitgebrachten Strickes an dem wie dazu gemachten untersten Ast einer Weißeiche aufzuhängen versuchen und auf fernere Triumphe ausgehen, oder ob ich ihn auf dem Wege, den ich gekommen, sogleich nach Hause schleifen sollte, und eben hatte ich mich in Betracht, daß die Wölfe wohl höher springen würden, als ich den Bock hängen könnte, für das Letztere als das bei weitem Sichere entschieden, als dieser Gedankengang durch sehr eigenthümliche Töne unterbrochen wurde.

Dieselben waren, obwohl aus sehr geringer Entfernung aus der Waldung am Ufer, den Bach abwärts kommend, nicht hell und scharf genug, um von Axtschlägen herzurühren, und erfolgten dazu auch in zu kurzen Zwischenräumen. Und woher sollten auch Axtschläge aus einer Richtung kommen, in der, das wußte ich, damals noch kein Ansiedler wohnte?

Sollten es Indianer sein, welche die feierliche Stille des schönen Sonntagsjagd-Morgens in einer für mich so höchst unangenehmen Weise störten?

Möglich war das. Denn obwohl die „Dakotas", welche einst hier gehaust, sich schon 1852 durch Verkauf ihrer schönen Jagdgründe zu Gunsten der Vereinigten Staaten entäußert und von diesen einen am obern Minnesota-Fluß belegenen Landstrich als Ersatz angewiesen erhalten hatten, so bekamen doch einzelne kleine Trupps von den beaufsichtigenden Beamten unter dem Versprechen friedlicher Aufführung häufig Erlaubniß, zur Winterszeit ihre alten, ungemein wildreichen Wohnsitze zu besuchen, um dort zu pirschen.

War nun eine solche Abtheilung im Begriff, sich dicht neben meiner Hirschtränke niederzulassen? Dann gute Nacht Weidmannslust nicht blos für heute, sondern für den ganzen Winter, denn die Dakotas sind nicht nur arge Wildverwüster, sondern noch viel ärgere Wildverscheucher. Wo sie hinkommen, da geht das Hochwild fort, so eilig und so weit es kann.

Vorsichtig und die Flinte gut im Arm haltend, hatte ich in der Richtung, von wo die Töne kamen, — kaum zwanzig Schritte durch den Wald gethan, als das Geräusch plötzlich aufhörte. Das Knacken der trockenen Reiser, mit denen der Waldgrund bestreut war, und die ich mit meinen schweren Stiefeln trotz aller Vorsicht zuweilen zertrat, — hatte offenbar mein Nahen verrathen und man lauschte. Ich ging deßhalb festen Schrittes voran, und stand schon im nächsten Augenblicke vor zwei „Squaws" (Indianerfrauen). Beide hielten sich in dem Moment, wo ich sie erblickte, so regungslos, wie ein Paar

Digitized by Google

geschwärzte Stümpfe niedergebrannter Bäume. Sobald aber die mir Nähere und Aeltere erkannte, daß ich sie bemerkt, öffnete sie den nicht kleinen Mund zu einem Ausruf, der nicht eben Wohlgefallen auszudrücken schien. Unbeirrt näher tretend, und das ärgerliche „Tscheh!“ (Siehe da!) des armen Weibes mit meinem freundlichsten „Ho!“ (Guten Tag) erwiderend, reichte ich zunächst der älteren und dann der jüngeren der beiden Waldweibchen die Hand, auf welche Bewegung jene ein kleines Handbeil, — das sie in der Rechten gehalten, in die Linke nahm, um mir die ganze Hand, diese aber ein blankes Schlachtmesser in der Rechten behielt, um mir den Zeigefinger zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Für Auswanderer.

(Schluß.)

An der einen Seite saß der schon bekannte Bungler, welcher durch Dick benachrichtet, die nöthigen Vorkehrungen getroffen hatte. Nachdem er die Auswanderer zum Sitzen eingeladen, wobei er mit Bob verstohlen einige Worte Englisch wechselte, begann er in gutem Deutsch: „Meine Herren, Sie wollen nach Minesota auswandern?“ — „Scho recht,“ sagte Jörgi, „heut Abend mit dem Emigrantenzuge.“ — „Gut,“ fuhr Bungler fort, „Sie wollen dort Land kaufen? Hier ist das Bureau, wo Sie gegen eine baare Anzahlung von zwei Dritteln des Kaufpreises 50, 100 bis 500 Acker — der Acker zu 1 Dollar — des schönsten Bodens in dem genannten Staate erwerben können. Dies sind die Karten und Pläne, suchen Sie sich gefälligst eine Fläche aus. Wenn Sie einig sind wird der Notar erscheinen und Ihnen die Kaufbriefe ausfertigen und untersiegeln.“ Simon zog Jörgi beim Rocke und flüsterte ihm zu: „Laß uns gehen und Peter holen. Wir sind unter die Gauner gerathen.“ — „Schweig Du doch, Simon,“ erwiederte der Altbauer gereizt. „Ich verstehe mich gar gut auf die Karten. Herr Notar, ich kaufe 300 Acker.“ — „Verzeihen Sie, Herr Gogelhuber,“ entgegnete Bungler, „ich bin nur der Sekretär, der Herr Notar kommt sogleich.“ „Wir kaufen auch Jeder 300 Acker neben Gogelhuber's Grenze,“ riefen darauf die andern Bauern. — „Gut, meine Herren,“ sprach der Drucker, welcher sich soeben für einen Schreiber ausgegeben, „gut.“ „Der Acker kostet einen Dollar — nicht wahr, sehr billig? — Sie zahlen also jetzt 200 Dollars, was in bayerischem Gelde 400 Gulden beträgt. Das letzte Drittel zahlen Sie in Neu-Ulm an Unseren Agenten.“ — Die Bauern sahen sich mit freudigen Gesichtern an, indem sie zugleich über die große Billigkeit der Ländereien staunten. Jörgi nickte Jedem mit pfiffiger Miene zu, schnallte seine lederne Geldkatze vom Leibe und fing an, die schönen baierischen Gulden aufzuzählen. Die Andern folgten seinem Beispiele. Einige boten deutsches Papiergeld, was ebenfalls sehr gern genommen wurde. Während dies geschah, trat Smartmaker hinter den Vorhange hervor, welcher im Hintergrunde des Zeltes angebracht war. Ihm folgte Dick, der seinen falschen Bart abgenommen, einen schwarzen Leibrock angezogen und eine blonde Perücke mit Ringellöckchen aufgesetzt hatte. — „Bitte meine Herren,“ hob jetzt Smartmaker an, „wollen Sie gefälligst diese Besitzergreifungs-Dokumente unterschreiben? Lassen Sie uns indeß Ihr Kaufgeld in Empfang nehmen. Herr Dickson, bitte, zählen Sie mit und kassiren Sie ein.“ Dickson strich die Summen in einen Beutel, indeß die glücklichen Käufer das Protokoll unterschrieben. „So, meine Herren, das Geschäft ist abgemacht. An Gebühren haben Sie Jeder 10 Dollars an meinen Schreiber und 20 Dollars für die Eisenbahnbillets nach Minesota an Herrn Dickson zu zahlen. Reisen Sie glücklich!“ — Bei diesen Worten entfernte sich der Rowdy, seinen nach Pomaden duftenden Lockenkopf mit einem weißen Filzhut bedeckend, zunächst hinter den Vorhang. Dickson trug ihm den gewichtigen Beutel

Digitized by Google

nach und kehrte dann wieder zurück, um das Bahngeld einzuziehen. Bungler vertheilte die Kaufbriefe, welche sich die Bauern in ihre Brieftaschen steckten. Dann zog er seine Gebühren ein, indem er dabei Jedem mit herkulischer Kraft die Hand drückte. „Wo ist denn aber unser Freund, der uns hieher geführt hat?“ sagte jetzt Jörgi. Sogleich trat Bob ein. „Nun aber wollen wir Eins trinke!“ rief der Altbauer. — „Jo wir haben Durst erwiederten die Anderen. Dickson zog eine schöne goldene Kapseluhr und sagte: „Jetzt ist es 9 Uhr. Um 11 Uhr 45 Minnten geht der Zug nach Minesota ab. Sie haben also gute zwei Stunden Zeit, da können Sie Ihren Durst stillen.“ — „So kommt denn, liebe Landsleute, ganz hier in der Nähe gibt's e Bierle wie e Weinle!“ sagte Bob. Sie gingen und ließen sich das Lieblingsgetränk der Deutschen köstlich schmecken. Simon aber, der immerwährend an Betrug dachte, stahl sich heimlich fort. Er konnte indeß nicht so bald seine Leute am Landungsplatze finden, weil er sich mehrmals in den engen Gassen verirrte. „Wo sind die Anderen?“ rief Peter vorwurfsvoll. — „Sie zechen wacker. Brecht nur immer auf, lang können sie nit mehr bleibe. Um 11 Uhr geht der Zug. Wir haben billig Land gekauft, Peter.“ — „Gekauft und bezahlt?!“ fragte dieser, in Wuth gerathend. — „Jo, Jeder 400 Gulden, ein Spottgeld.“ — „Und ich sag' Euch, Ihr seid Alle betrogen, I bin froh, daß i mei Geld noch hab'. Dort gehen Polizeileut'. Die will ich rufen und den Spitzbuben nachspüren. Simon, bleib' hier bei den Weibern und Kindern. Sie schlafen All'.“ Schnell eilte er zu den Konstablern und erzählte, soviel er von dem Vorfalle wußte. Diese verstanden indeß so gut wie gar nichts davon, da sie der deutschen Sprache nur wenig mächtig waren. Nur das Wort: „Beaver Street“ gab ihnen einen Fingerzeig. Sie ritten sofort dahin, fanden in dem Bierlokal die lustigen Bauern, welche eben aufbrechen wollten, nachdem sie vergebens Bruder Boppenhaymer, wie sich Bob ihnen gegenüber nannte, im Hofe gesucht hatten. Dieser hatte sich, Policemen witternd, eine Viertelstunde vorher entfernt. Die Bauern erzählten von ihrem Geschäft. Die Konstabler, welche sofort einsahen, daß hier ein arger Betrug vorliege, gingen zunächst mit Jörgi und den Anderen nach dem bekannten Hause. Dort war Alles finster und menschenleer, von Anschlagzetteln, von einem Zelt keine Spur zu entdecken. Die Konstabler zündeten sich ihre Laternen an, machten sich Notizen, und versprachen die Sache zu verfolgen. Es gelang ihnen jedoch nicht, die Thäter zu endecken. Jörgi und seine Verwandten blieben sämmtlich in New-York. Da Sie tüchtige Arbeiter waren, fanden Sie bald in Brauereien, in Sägemühlen, auf den Schiffswerften, in Maschinenfabriken u. s. w. Arbeit. Peter unterstützte sie so lange, bis sie selbst „ihr Leben machen“ konnten. Die Frauen aber bekamen meist das Heimweh und erlagen dieser Krankheit. Die Kinder lernten bald Englisch und wurden Amerikaner.

Ein neues Pariser Journal „le Misérable“ erzählt folgenden rührenden Zug. — Ein Taglöhner prügelte regelmäßig alle Montage seine Frau, denn alle Montage kam er trunken aus der Schenke. Das arme Weib liebte trotzdem den Mann und gewöhnte sich allmälig an die wöchentliche Ration. Aber sie wurde Mutter, und der Mann, — obwohl immer am Montag betrunken, — schien seine gewohnte Uebung zu vergessen. — Erstaunt fragte sie ihn an einem Montag Abend: „Warum schlägst Du mich nicht mehr?“ Und der Mann zeigt auf die Wiege, darin der Säugling schlummert, und sagt mit leiser Stimme: „Ich könnte das Kind aufwecken.“

„Sie haben einen gar emporstehenden starken Schnurrbart, wie können Sie damit küssen?“ — „Küssen? Oh, bin ja schon verheirathet.“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 32.

Die Squaw.

(Fortsetzung.)

Nachdem so die Präliminarien unseres „bewaffneten Friedens“ ausgetauscht, wandten sich die „Squaws“ wieder der durch meine Ankunft unterbrochenen Arbeit zu, ohne sich ferner um mich zu kümmern. Wollen wir uns denn die Beiden, während die Eine von drei Hickorystämmchen, die sie bereits gehauen, die Zweige abputzt, und die Spitzen abhackt, die Andere aber mit dem Schlachtmesser Ruthen und Gestrüpp aller Art abschneidet, genauer ansehen.

Die Aeltere ist eine Frau, die man, nach den zahlreichen Falten in ihrem unschönen, durch den Mangel der aus unbekannten Ursachen abhanden gekommenen Nasenspitze, sehr verunzierten Gesicht zu urtheilen, für etwa fünfzig Jahre alt halten sollte, und die deßhalb sicher nicht über vierzig ist, während die Jüngere, obwohl üppig entwickelt, schwerlich mehr als fünfzehn Lenze zählt. Das Antlitz der Aelteren ist hager, die Büste aber sehr voll, sogar fett, die Gestalt sehr kurz, fast zwergenhaft, und die Beine, aus dem Gange zu schließen, sehr krumm. Das ungeflochtene Haar umrahmt wirr das Gesicht, und hängt theils über die Brust, theils über den Rücken straff schwarz und lang hinunter. Irgend ein Ausdruck in den Zügen ist kaum vorhanden, ein Beweis, daß die Arme es bis zu einem Grade der Abstumpfung gebracht, — der weder Körper- noch Seelenleiden mehr kennt. Uebrigens ist sie schnell und sicher in ihrer Hantierung, und eine maulfertige Schwätzerin bei der Plauderei, — die ziemlich trübseligen Tones und nicht laut geführt wird.

Die Jüngere, größer als ihre Gefährtin und schlank, hat ein volles, ovales Gesichtchen, dessen Wangen dunkler gefärbt sind von der Kälte und Anstrengung, und das man, wenn man sich den — übrigens lebens- und jugendfrischen Teint, etwas weniger brünett, die Backenknochen etwas weniger hoch, den Mund etwas weniger groß denkt, in Anbetracht der wunderschönen gluthvollen Augen, der blendend weißen Zähne und der schön gewölbten Stirn für recht artig halten könnte, zumal, da es durch das von der Mitte gescheitelte und in zwei mächtigen Zöpfen an den Seiten herunterfallende Haar bedeutend gehoben wird. Zu der Schwermuth, welche auf diesem Gesicht heimisch zu sein scheint, — hat sich im Augenblick wohl noch eine besondere Betrübniß gesellt, denn die klangvolle Stimme tönt weinerlich. Auch sie hat schon etwas von dem watschelnden Gang der „Squaw's“, welche diesen gedrücktesten aller Lastthiere der Welt eigen ist. Mit Wehmuth fragt, wer das Loos der „Squaw's“ kennt, wie lange es wohl noch dauern wird, bis diese junge Wilde zu eben dem abstoßenden Geschöpf herabgekommen ist, das man in ihrer Gefährtin vor sich hat. Die Kleidung Beider besteht in der Hals und Unterarm freilassenden hemdartigen Tunica oder Blouse aus baumwollenem Stoff, dem schurzartigen engen und kurzen Rock aus Flanell, den „Leggins“ (Beinlinge), welche bis auf die Knöchel herabreichen und aus hübschen hirschledernen „Mocassins“ (Schuhwerk). Die Blouse der älteren Dame ist so alt und schmutzig, daß weder Muster noch Farbe mehr zu erkennen, die der jüngeren ist neu und von rother Grundfarbe. Die Röcke sind

Digitized by Google

dunkelblau wie die Leggins der älteren, während die der jüngeren scharlachroth und an den Seitennähten mit Tuchfranzen verziert sind. Ein Band von hellblauen Perlen aus mattem Glas schmückt den Hals, und Ringe von weißem Metall Ohren und Finger der jüngeren, während die Reize der älteren durch keinen Schmuck gehoben werden.

Die beiden „Squaw's" handhabten nun Beil und Messer so behende und unverdrossen, daß ich kaum Zeit gehabt, diese Beobachtungen zu machen, und mir eine Pfeife anzuzünden, als die jüngere mit einem mächtigen Bündel Ruthen und trockenen Grases, welches sie zusammengerafft, und die ältere mit zwei etwa neun Fuß langen, am unteren Ende stark armdicken Hickorystangen und einem etwa drei Fuß langen Stück von einer dritten auf den Schultern, ihre Unterhaltung einstellend, schnellen Schrittes dem Ufer des Baches zueilten, nicht ohne daß die ältere mir einen Wink gegeben, zu folgen. Ich that dies ohne Säumen und war kaum auf den Uferrand hinausgetreten, als ich über den Zweck der so eben gesehenen Arbeiten, deren Geräusch mich von meinem Weidmanns-Posten hinweggelockt, sofort im Reinen war.

Etwa sechs Schritte von dem festen, wenn auch niedrigen Uferrand steckte in dem leicht überfrorenen und mit Schachtelhalm bewachsenen Schlammboden bis an den Bauch der, wie es schien, starr gefrorene Leichnam eines sehr kleinen und sehr mageren zottigen Pony, wie deren die Indianer auf ihren Zügen mit sich zu führen pflegen, um diejenigen Lasten durch sie zu transportiren, welche die Weiber, ohne zusammenzubrechen, an dem, von der Stirn gehaltenen und über die Schultern laufenden Tragriemen nicht fortzuduckeln im Stande sind, während der Herr und Gebieter dieser jammervollen Geschöpfe nichts trägt, als das Bewußtsein seiner Würde, seine Flinte nebst Zubehör, Tomahawk, Amuletten- und Tabaksbeutel, den unvermeidlichen kleinen Taschenspiegel und die noch unvermeidlichere Pfeife. Selbst große Bengel von vierzehn Jahren schlendern, in ihre Decken gehüllt, faul neben einem Zuge her, während ihre Schwestern, Mütter und Großmütter tief gebeugt unter der Last klaglos dahinschreiten.

Aber zu unserem Abenteuer.

Der Pony, der einen schauerlichen Anblick darbot, konnte frühestens während der letzten Nacht in die Lage gerathen sein, aus der er, durch den saftigen, grünen Schachtelhalm auf die verrätherische Kruste des Moorrandes gelockt und durchgebrochen, zu schwach gewesen war, sich zu befreien, denn die Wölfe oder Füchse hatten erst eben ihre Mahlzeit an dem Kadaver begonnen — und ein kleines Stück aus dem Halse genagt, als sie jedenfalls von den „Squaws" verscheucht wurden. Daß diese schon mehrere vergebliche und sehr anstrengende Versuche gemacht, ihren verstorbenen Freund und Theilhaber ihrer Qualen — ich sah noch nicht, zu welchem Zwecke — aus dem Schlamm zu reißen und auf festen Grund zu zerren, zeigte nicht blos der um den Hals befestigte kurze Riemen, sondern auch eine Menge tiefer Löcher, welche die armen Weiber, indem sie sich beim Ziehen aufgestemmt, zur großen Benachtheiligung des Aussehens ihrer „Mocassins" und „Leggins" durch die gefrorene Kruste getreten. Um nun für spätere Versuche einen festeren Angriffspunkt zu gewinnen, hatte die jüngste Brünette die Ruthen geschnitten, die sie alsbald zwischen dem Pony und dem Ufer ausbreitete und mit trockenem Gras bedeckte, während die ältere Dame auf dem Ufer die beiden langen Hickorystangen mit den Spitzen zusammenband, sie an den dicken Enden, etwa drei Fuß von einander spreizte, auf den Boden legte und das kurze Holz, ebenfalls drei Fuß von dem dicken Ende der Stangen ab, quer über denselben so fest band, daß das Ganze ein spitzwinkliges Dreieck bildete, dessen Schenkel um drei Fuß über die Basis hinausliefen. Es war das eine Schleife, auf der die Indianer zur Winters- wie zur Sommerszeit ihre Habseligkeiten so fortransportiren, daß das Zugthier oder die Frauen sich an die gehobene Spitze spannen, die Enden der Seitenschenkel aber auf dem Boden schleppen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Landtags-Skizzen. III.

Die letzten Sitzungen der Abgeordneten hatten auf ihren Tagesordnungen nur ganz einfache Gegenstände und sie wären sicher auch ganz harmlos verlaufen, wenn nicht immer wieder und wieder die Verbitterung der Parteien gereizte Debatten hervorriefe. Es kann doch schwerlich unschuldigere und leichtere Themata geben, als die Vorträge des sechsten Ausschusses, — der lediglich und ausschließlich darüber zu berichten hat, ob die von den Abgeordneten an das Präsidium eingereichten Anträge sich zur geschäftlichen Behandlung eignen oder nicht — eine Unterscheidung, welche man füglich jedem einzelnen Mitglied der Kammer selbst zutrauen oder wenigstens von kurzer Hand dem Präsidenten zuweisen könnte. Und doch haben während der jüngsten Tage an solche armselige Vorbereitungs-Maßnahmen weitwendige und sogar heftige Verhandlungen sich geknüpft, die freilich für die Sachen selbst wenig Bedeutung hatten, die aber die vorhandene persönliche Empfindlichkeit wieder in helles Licht stellten. Allerdings hat auch die Art und Weise, wie der jetzige sechste Ausschuß seine kleine Wirksamkeit vor die Kammer bringt, ihr erheblich Theil an der unerquicklichen Behandlung derselben. Mit wahrer Sehnsucht blicken die älteren Besucher des Hufeisensaales nach Ansbach, wo jetzt in engem bürgermeisterlichen Walten die Kraft sich verzehrt, die ehemals als ständiger Referent das undankbare Pensum so ausgezeichnet löste. Kurz, bündig, erschöpfend, hie und da mit einem schlagenden Witze gewürzt, höchst trockenen Tones, aber allen Zuhörern erfreulich, hat seiner Zeit Herr Mandel die trockene Arbeit verrichtet, die nunmehr in einem Verfahren vor sich geht, daß der Präsident Weis letzthin sich veranlaßt sah, den ominösesten aller Artikel der Geschäftsordnung: daß die Abgeordneten verpflichtet seien, in den Sitzungen zu erscheinen und da zu bleiben, zu verlesen, um der allgemeinen Desertion vorzubeugen. — Der gegenwärtige Wortführer des Vorprüfungs-Ausschusses, welcher (nämlich der Ausschuß) nach dem Antrag des Dr. Völk zur Vereinfachung der Geschäfts-Ordnung hoffentlich noch abgethan werden wird, ehe der Antrag Stauffenberg's auf Abschaffung der Todesstrafe berathen, durchgegangen und sanctionirt sein kann, dieser gegenwärtige Wortführer ist Herr Pfarrer Rußwurm aus dem Wahlbezirke Amberg, — ein schöner, noch junger Mann mit fließendem Vortrag — doch hat er stets das Manuscript vor sich liegen und liest blos vor, — aber mit sehr ausgeprägt oberpfälzischem Dialekt. Dieser Herr Rußwurm scheint nun, vermuthlich weil er noch keinen von all' den Anträgen, die durch seinen Mund in die Kammer kamen, hat weiter behandeln sehen — eine gewaltige Idee zu haben von der Bedeutsamkeit, welche dem guten sechsten Ausschuß innewohnt: er unterläßt es selten, die Anträge mit ihren sämmtlichen Motiven, wenn sie auch gedruckt jedem Mitglied des Hauses mitgetheilt sind, noch einmal vorzulesen, — Betrachtungen darüber anzustellen, über die Art ihrer Ausführung zu spekuliren, überhaupt in Erwägungen einzugehen, welche lediglich erst dahin gehören, wo die Angelegenheit materiell erwogen werden muß. So ist es (und die Nachsicht des Präsidenten Weis, der doch sonst einen großen geschäftsleitenden Takt bewährt, ließ es wenigstens bisher geschehen), so ist es gekommen, daß diese ehemals lückenbüßenden Vorträge des sechsten Ausschusses ganze Sitzungen ausfüllen und mit unfruchtbarer Rederei die Anwesenden langweilen, den Davongelaufenen zu einer Bedrohung verhelfen konnten. War jemals ein Antrag heilsam und namentlich der Wirksamkeit und dem Ansehen der Kammer förderlich, so ist es gewiß der jetzt eingebrachte auf Vereinfachung der schwerfälligen Geschäfts-Ordnung, zu deren ungeheuerlichsten Auswüchsen der Hemmschuh rascher Berathung, die ganze Einrichtung des vorprüfenden sechsten Ausschusses gehört. Wohl der tiefeinschneidendste aller bis heute gestellten Anträge ist der, welcher eine Revision der gesammten Steuer-Gesetzgebung in der Richtung bezweckt, daß in Bayern jenes märchenhafte Ideal verwirklicht werden solle, nach welchem es keine indirekten Auflagen, keine verschiedenen Steuern mehr gäbe, sondern nur eine einzige, zu welcher jeder Staatsangehörige, lediglich nach

Digitized by Google

Maßgabe seines reinen Einkommens, beizutragen hätte. Diesen Antrag von ungeheurer Bedeutung, sofern wir nämlich in einem Staate lebten, wo er ausführbar wäre, in einem Staate, der recht nahe an's Schlaraffenland grenzte, dessen Einwohner mehr die Natur von Engeln als von Menschen hätten, diesen Antrag hatte Herr Lucas sich angeeignet; aber selbst er, der rasch bekannt gewordene Militärkurat von Regensburg, der durch seine Publikationen („die Presse ein Stück moderner Versimpelung ꝛc.") längst bewiesen hatte, daß er auch vor den letzten Consequenzen seiner Ru- und Absichten nicht zurückschrecke, selbst er verwahrte sich dagegen, als ob er den Traum seines Antrags wahr zu machen bestrebt sei. Er hat damit vielleicht ein Ueberflüssiges gethan, denn auch ohne seine Versicherung glaubt es Jeder, — der ihn einmal gehört, daß sein Dichten und Trachten ganz auf das Praktische gerichtet ist, wenn auch seine innere Natur — wie die seines Nachbars Dr. Ruland — recht viel auf das Gefühlsleben, auf den seit der Adreß-Debatte berühmt gewordenen „Instinkt" angelegt sein mag. Herr Lucas ist unzweifelhaft ein Mann von vielem Geist und, was noch mehr sagen will, von vielem Muth: er tritt blank und frei heraus mit seinen Gedanken und weiß sie Schlag auf Schlag zu verfechten. Aber die Form läßt zu wünschen übrig; weniger scharf und schneidig als derb sind seine Ausdrücke und Redewendungen. Und aus dem Wesen des parlamentarischen Neulings, welcher gleichwohl sich als eine Anstoß und Bewegung gebende Kraft fühlt, aus diesem Wesen entspringt zugleich eine Art von großer Selbstschätzung, deren Ausdruck bei Herrn Lucas kaum zu verkennen ist. Herr Lucas ist ein noch junger Mann; wenn er eine Weile mitgethan, wenn er allerhand Ecken abgeschliffen und mehr Praxis, vor Allem mehr Ruhe sich angeeignet haben wird, jene Ruhe, welche die geistige Ueberlegenheit, die ihm sicherlich innewohnt, verleiht, dann wird er ganz gewiß die Rolle spielen, zu welcher er sich jetzt schon für berufen zu erachten vermag. Seine Freunde erzählen mit Ostentation: ein hiesiger Künstler habe den Ausspruch gethan, der schönste, interessanteste Kopf in der Kammer sei eben der des genannten Abgeordneten. Herr Lucas erregt Interesse auf den ersten Blick, Das scheint richtig zu sein. Er trägt in streng klerikaler Tracht einen umfangreichen Kopf mit feinen Zügen sehr hoch, indem er die tiefsitzende Brille auf der Nase den Gegenständen oder Personen zuwendet, denen er seine Aufmerksamkeit zu schenken geruht. (Nach dem N. C.)

(Der Mörtel unserer Vorfahren.) Es ist bekannt, daß der von den Römern verwendete Mörtel ungleich dauerhafter war, als unsere moderne Mörtelmasse. Nach neueren Forschungen soll das Geheimniß der Bereitung dieser Masse darin bestehen, daß man dem auf gewöhnliche Weise angemachten Mörtel noch ein Viertel von dem Volumen des angewendeten Sandes ungelöschten fein zertheilten Kalk hinzu gab. Die Masse erhitzte sich und ging mit einander eine chemische Verbindung ein, worauf sie sich schnell erhärtete. Der auf diese Art bereitete Mörtel mußte daher unmittelbar nach der Zubereitung auch verwendet werden. — Im Jahre 1450 wuchsen in Oesterreich so saure Trauben, daß die meisten Bürgersleute den gekelterten Wein auf die Straße schütteten, weil er durchaus ungenießbar. Wo man ihn aber aufhob, zerbiß er Dauben und Reife der Fässer. Deßhalb nannte man diesen Wein „Reifbeißer." Da verordnete Friedrich III, daß, wer den Wein nicht trinken möge, solle ihn auf den Stephanskirchhof zu Wien führen, damit der Kalk in ihm gelöscht, und die Kirche davon gebaut werde. In gleicher Weise war der Wein 1465 mißrathen und wurde nach Aufzeichnungen des Kellermeisters der Abtei Zwettl nach Rasing unserne Pulkau geschickt, um bei dem Bau des dortigen Stiftshofes den Kalk in ihm abzulöschen. — Zu Glatz in Schlesien wird gegen das böhmische Thor zu ein alter Thurm von ziemlicher Höhe gezeigt. Weil seine Erbauung in ganz ferne Zeiten hinauf reicht, nennt ihn das Volk den Heidenthurm. Die Festigkeit seiner Mauern verdanke er dem Kalke, der mit Wein zubereitet wurde.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 33.

Die Squaw.

(Schluß.)

Dieses Kunstwerk war kaum vollendet, und die gefrorene Kruste um die Beine der Pferdeleiche nochmals aufgehauen, als die „Squaws“, auf der Ruthenbrücke postirt, den Riemen ergriffen und fest anzogen. Das Thier hob sich etwas; allein die ältere Squaw brach durch die Brücke und man mußte ablassen, um diese wieder herzustellen. Dasselbe ward wiederholt mit gleichem Resultat.

„Nun,“ dachte ich, „zu einer bloßen Trauervisite bist du hier doch wohl nicht von der Alten hergewinkt worden.“ Allein, wenn diese mich auch mit demüthigem Grinsen, ihre junge Gefährtin aber mit schmerzumflortem Auge kläglich flehend anblickte, das Wort: „Hilf!“ kam nicht über ihre Lippen, denn, ob auch ein Weißer, — so war ich immerhin ein „Mann“; wie durfte ich also „helfen?“ Ich weiß nun nicht, was unter diesen Umständen einer von unseren jungen Modeherren gethan haben würde, — ich legte Gewehr und Proviantsack ab, nahm aus dem letztern einen Strick, knüpfte ihn um den Hals des verunglückten Gauls, schlang das Ende mehrmals fest um die Hand, zog den Strick über die Schulter, faßte auf dem Ufer Posto, während die „Squaws“ den Riemen anpackten und, mich fest aufstemmend, rief ich:

„Ziehet, ziehet! Hebet, hebet!“

Mit einem Ruck hatten wir angezogen, obwohl die „Squaws“ den Schiller'schen Text schwerlich verstanden und — „Viktoria!“

„Sie bewegt sich, schwebt!“

konnte ich zum großen Erstaunen der braunen Töchter der Dacotas weiter citiren, denn die „Schlammnixen“, welche den Pony an den Beinen gehalten, ließen ihn fahren, und im nächsten Augenblick lag die köstliche Leiche auf dem Ufer.

Ich glaubte, die „Squaws“ wollten das Thier auf der Stelle aufessen, so liebkosten sie es, während mich die dankbarsten Blicke aus dem schönsten Augenpaar und das sanfteste „Wizasta waschtehdo!“ — („der weiße Mann ist gut“) von den frischesten Lippen lohnte, die je der Stolz einer armen Dacotamaid gewesen.

Es wunderte mich einigermaßen, daß sich die Dankbarkeit der Damen für den ihnen erwiesenen Ritterdienst nicht kräftiger auszusprechen versuchte. Allein dieses Räthsel, — wenn es eines war, fand augenblickliche Lösung. Hinter dem Riesenstamm einer umgefallenen Linde erhob sich plötzlich und kletterte sodann darüber hinweg ein baumstarker gigantischer Dakotakrieger von etwa vierzig Jahren, aber von wahrhaft herkulischem Bau. Er kam langsamen und majestätischen Schrittes auf mich zu, begrüßte mich herablassend mit einem „Ho!“ — das zwischen dem Grunzen eines Bullfrosches und dem Krächzen eines Bussards die melodische Mitte hielt, sprach mich um eine Pfeife Tabak an, von welchem ich ihm eine ganze Hand voll mechanisch gab, füllte sich seine Pfeife, aus dem schönen rothen Speckstein künstlich geschnitzt, mit einem Theil des Tabaks, steckte den Rest in seinen Beutel, zündete die Pfeife an dem Feuer hinter der Linde an, wo er auf den dort ausgebreiteten Decken der Damen gesessen, ertheilte knurrend den Frauen einige

Digitized by Google

Befehle, — von denen die an die jüngere gerichteten, mit Vorwürfen verbunden zu sein schienen, und schritt durch den Wald in der Richtung des See's davon, ohne mich auch nur eines Blickes ferner gewürdigt zu haben.

Ich fragte die „Squaws", wer der Herr sei, und die Antwort war: „Unser Mann!" Dieser Biedere, dessen Namen Wapaduta (Rothes Blatt) war, hatte die jüngste der Weiber vor einem Jahr geheirathet, d. h. sie ihrem Vater für zwei wollene Decken und ein Pferd, das er ihm später im Spiel wieder abgenommen, abgekauft, sie in seine „Tipi" (Zelt, Wigwam) genommen, und weil die ältere darob eifersüchtig geworden, — dieser in einem Wuthanfall die Nase abgebissen. Alles dies erfuhr ich, ehe ich die „Squaws" verließ. Mein Aerger über dieß moralische Ungeheuer war grenzenlos, und das um so mehr, da ich ferner vernahm, daß er die Weiber mit Schlägen bedroht, — wenn sie sich beim Fortschaffen des Pferdes nach dem Lager am andern Ufer des See's meiner Hilfe bedienen würden. Sie mußten deßhalb den Kadaver allein durch das unwegsame Dickicht und über die weite Eisfläche bis zum Lager zerren, wo das crepirte Thier — verzehrt werden sollte.

Dies ein Pröbchen von der Verehrung der Rothhäute für das schöne Geschlecht. — Ich hoffe, daß junge Modeherren, denen dies zu Gesichte kommt, sich nicht ganz mehr so viel darauf einbilden, in ihrer Haltung den Damen gegenüber zu dem Ur- und „Normal"-Verhältniß zurückgekehrt zu sein, welches die Eingeborenen Nordamerika's so meisterhaft aufrecht erhalten. Desgleichen wird es dem Leser nicht unlieb sein, zu erfahren, daß Herr Wapaduta und seine Stammesverwandten in dem schönen Minnesota nicht mehr pirschen, vielmehr bis auf einen winzigen Rest von dem Boden der Erde verschwunden sind. Was noch übrig von ihnen, haust fern von Minnesota, im Lande an den Quellen des Missouri, um bald das gemeinsame Loos einer Race zu theilen, deren Vernichtung Niemand beklagen wird, der das Wort des alten Tacitus „Germani mulieri sanctum aliquid inesse credunt," in Ehren hält. Ueberlaßt den Barbaren die Verachtung der Frauen! Ihr aber, „Germanen," haltet Euch an Schiller's „Ehret die Frauen!" Damit ihr dieser meiner „Moral" um so eher folget, sei noch erzählt, daß ich, jedenfalls auf Veranstaltung der Genien, welche auch im Hinterwald das Weib schützen und die schweren Dienste mit angesehen, die ich der hübschen „Winona" — so hieß die jüngere der beiden Frauen Wapaduta's, und so heißt jede älteste Tochter der Dakota-Familie — so uneigennützig erwiesen, an jenem Tage noch reich belohnt wurde.

Um allen Appetit gebracht durch den Gedanken an das lukullische Mahl, das sich meine rothen Nachbaren nun bald von der Pferdeleiche bereiten würden, gab ich den „Squaws" mein Brod und schlenderte höchst mißmuthig vorwärts. Das Wetter paßte zu meiner Laune, denn der Himmel hatte sich vollends verdüstert, und es schneite sehr stark. Der Wald war vollkommen still, — und selbst meine Tritte auf dem nun über Handhoch mit Schnee belegten Eise waren unhörbar. Da, ehe ich die letzte Biegung umschritt, welche der Creek macht, ehe ich in Sicht meiner Klärung kam, hörte ich das Geräusch, welches verursacht wird, wenn man Nüsse pflückt, nur daß die blattlosen Reiser schärfer schwirrten. Geduckt hinter dem hohen Grase des Wiesenbodens schlich ich bis zum Rande der Klärung und erblickte, mich langsam hebend, einen Hirsch emsig beschäftigt, von dem Geäst eines starken Zuckerahorns, den ich zum Schluß meines gestrigen Tagewerks gefällt, die saftigen Knospen zu zupfen. Die mächtige Krone des Baumes lag auf der nach dem Creek zu abfallenden Fläche der Klärung mir zugekehrt, und der Hirsch stand tief in dem Geäst, das ihn hoch überragte, mit der Stirn nach dem Stamme. — Der größere Theil des Leibes war von dem Gezweig versteckt, dagegen der Hals und Kopf vollkommen frei. Da krachte es aus meinem rechten Rohr und rollte in langem Widerhall hin durch das Thal. Durch den langsam zur Seite ziehenden Dampf sah ich den Hirsch mit gewaltigem Sprung durch das Gezweig brechen, noch zwei Sätze über die Klärung machen, um dann, nach einem letzten Versuch sich aufzuraffen, röchelnd zu ver-

Digitized by Google

enden. Die weiße Schneedecke, „das Tafeltuch der Armen," war an den zwei Stellen, wo er zum Sprung angesetzt und da, wo er zusammengebrochen, mit Blut überspritzt. Ich hatte ihm die Halsadern und die Kehle durchschossen. Da lag er, — nicht zwanzig Schritte von dem Baum, an dem er eben seine Mahlzeit gehalten, und kaum hundert von meiner Wohnung. Ich habe später im Hinterwald des Westens noch manchen „Bock geschossen," aber dieser war — mein Erster. Der Tag ging heute um eine Stunde früher zur Rüste. Immerhin! Ich hatte ihn nicht verloren. Die Göttinnen des Urwaldes hatten mir den Lohn gereicht für die an ihren armen Schutzbefohlenen bewiesene Ritterlichkeit. Die brünette „Winona" aber sah ich niemals wieder.

Ein Oelblatt für das Volk.

Luxus-Steuer.

Kein Volk der Welt ist gern besteuert. Allenthalben ist es Gewohnheit, — über Steuern zu murren. Die eine Classe des Volkes klagt bitterlich, daß sie mehr besteuert sei als die andere. Der Arme beklagt sich in dieser Hinsicht über den Reichen, und der Reiche über den Armen. Nun ist es wahrscheinlich, daß drei Leute unter vieren in jedem Lande sich Arme oder Arbeiter nennen. Und die Armen aller Länder bestehen darauf, daß die schwersten Steuern auf Luxus-Artikel gelegt werden müssen, indem der Luxus die Reichen angehe. Doch die beiden theuersten Luxus-Artikel in der Welt sind Vorurtheil und Argwohn. Und dieser Luxus gehört eben so dem Armen wie dem Reichen — und ist schwerer besteuert, als irgend ein anderer Luxus in der Welt, und die Armen bezahlen dazu am meisten.

Wenn ich in den Krystallpalast zu Sydenham gehe, betrachte ich stets mit Bewunderung die große gelbe Pyramide, welche ganz genau die Größe und das Gewicht von allem von Anfang an bis jetzt in Australien ausgegrabenem Golde darstellt. Die vergoldeten Buchstaben geben uns Auskunft über die Zahl der Tonnen, welche die große Menge wiegt, und wie viele Millionen Pfund Sterling das Gold ausmacht. Mit Bewunderung sehe ich darauf hin. Ich denke an die Arbeit, welche das Gold dieser hohen Pyramide Theilchen für Theilchen auflas. Aber dann denke ich auch an eine andere Pyramide, welche man in den Krystallpalast bringen und an der Seite der australischen Goldpyramide aufstellen müßte. Es ist das Gold, welches das englische Volk in den letzten 50 Jahren als eine Steuer auf zwei Luxus-Artikel bezahlt hat — den Luxus des Vorurtheiles und des Argwohnes gegen Frankreich. Ich habe seit 25 Jahren den größten Theil meiner Zeit in England zugebracht — und die Kosten dieser bedeutenden Luxus-Gegenstände überwacht. Ich habe gesehen, wie die Steuer auf dieselben von Jahr zu Jahr gewachsen ist. Im Jahre 1854 kosteten die Vorbereitungen zum Kriege gegen irgend Jemanden das englische Volk über 16,500,000 L. (Pfund Sterling.) Das war eine schwere Steuer auf diese Luxus-Gegenstände. Aber das Volk wird sicherlich in einigen Jahren weiser werden, dachte ich bei mir selbst. Gut, — die wenigen Jahre kamen und gingen. Nun sind wir im Jahre 1870, inmitten von Telegraphen, die Land und Meer umspannen, inmitten wohlfeiler Post und billiger Eisenbahnen von Nation zu Nation. Sicherlich ist das Volk jetzt weiser? Sicherlich wird es sich nicht mehr selbst so schwer für diese beiden alten Luxus-Artikel besteuern? Wunder der Wunder! Betrachte man sich nur die Rechnung für Kriege, die in diesem späten Jahre 1870 noch in Aussicht stehen! Ja, es sind 30,000,000 L.! Stellt euch das einmal vor! Wägt ab — 16,000,000 L. im Jahre 1854 und 30,000,000 L. im Jahre 1870!

Ich zweifle nun, daß irgend ein intelligenter, ehrlich denkender Engländer läugnen wollte, daß zwei Drittel von Allem, was England ausgibt, für Kriegsvorbereitungen

Digitized by Google

gezahlt werden als Steuer auf seinen Argwohn gegen Frankreich. Die Steuer auf diesen einzigen Luxus hat das englische Volk jährlich 10,000,000 L. — seit der Schlacht von Waterloo gekostet. Deutsche Knaben verstehen sich ja gut auf's Rechnen. Ich möchte denselben folgendes Räthsel zu lösen geben: Welche Ausdehnungen hat die Pyramide, welche von 500,000,000 L. in Gold gebaut würde, die das englische Volk seit 1815 als eine Auflage auf seinen Luxus des Argwohnes gegen Frankreich bezahlt hat? Dies wird eine gute Aufgabe für deutsche Knaben sein, — die sie mit in die Schule nehmen mögen. Wenn sie dieselbe nicht zu lösen im Stande sind, so mögen sie ihren Lehrer um Hülfe bitten. Wenn sie dann die richtigen Ausdehnungen herausgebracht haben, so beabsichtige ich, sie graviren zu lassen, um sie mit der Pyramide des australischen Goldes im Krystallpalaste zu vergleichen, auf daß das Volk sehe, was es für Luxus-Gegenstände bezahlt, die ihm für nichts gut sind. Elihu Burritt.

(Ein belohnter Dieb.) Wenn man erzählt, daß Jemand, der bestohlen worden, dem Diebe hintendrein noch ein Geschenk von 30,000 Francs macht, so klingt das etwas unwahrscheinlich; indeß ist ein solcher Fall letzthin in Paris faktisch vorgekommen. Der Baron X. stirbt. Man sucht in allen Schränken, läuft zu sämmtlichen Notaren, es findet sich indessen kein Testament. Die unglückliche Wittwe ist in Verzweiflung, denn das Schloß, dieser traute Aufenthalt, in dem sie über dreißig Jahre geweilt, — das ihr an's Herz gewachsen ist, und — im Vertrauen gesagt — einen Werth von mindestens 300,000 Francs hat, soll bei der Regulirung der Erbschaft verkauft werden. Gerade zu dieser Zeit bricht ein Spitzbube in dem fraglichen Schlosse ein. Der Gärtner findet eines Morgens die Spuren eines verübten Verbrechens, sieht die Schränke erbrochen und den Inhalt durcheinander gewühlt. Zu gleicher Zeit aber entdeckt er auf der Erde ein halb zerrissenes, angebranntes Papier. Er hebt es auf und erkennt darin das fragliche Testament, in welchem unter Anderem auch eine Bestimmung enthalten ist, welche das in Frage stehende Schloß der Baronin vermacht. Die Baronin X. hat ein dankbares Gemüth und erließ sofort in den Zeitungen einen Aufruf, in welchem sie den betreffenden geehrten Herrn Spitzbuben aufforderte, sich bei ihr zu melden, um für das unfreiwillige Geschenk, — das er ihr gemacht, 30,000 Francs in Empfang zu nehmen. Discretion Ehrensache!

Von Australien her wird ein noch immer vielverbreiteter zoologischer Irrthum auf's Neue berichtigt. Die Direction des zoologischen Gartens in Melbourne hatte die in ihrem Besitze befindlichen Strauße auf's Land geschickt und zu einem Ansiedler, einem Freunde der Wissenschaft in Pension gegeben. Dieser Herr, ein gewisser Wilson, hat nun jüngst erst der Acclimatisations-Gesellschaft mitgetheilt, daß in einem Neste zwölf junge Vögel ausgebrütet worden sind und die besten Fortschritte machen. Wilson berichtigt dabei ausdrücklich die Annahme, daß der Strauß seine Eier in den Sand lege und von der Sonne ausbrüten lasse, mit der Erklärung, daß während der Brütezeit, die sechs Wochen dauert, der Strauß und seine Gattin abwechselnd auf den Eiern sitzen und dieselben fast nie zugleich verlassen. Da die Straußen-Gesellschaft ohne Ausnahme in ähnlicher Weise verfuhr, so glaubt Wilson annehmen zu dürfen, daß die Strauße bisher wegen der Vernachlässigung ihrer Eier mit Unrecht verleumdet worden seien. Das Nest ist in einer sandigen Vertiefung ohne Gras und Reisig angelegt und die Eier sind gänzlich ohne Bedeckung.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 34.

Eine Hochwaldpartie.

Schwank von Ludwig Habicht.

(Wiederabdruck ist ohne Erlaubniß des Verfassers nicht gestattet.)

Es konnte kaum zwei größere Contraste geben, als die beiden Häupter der kleinen preußisch-schlesischen Stadt S., den Bürgermeister Braun und den Polizei-Inspektor Keller. Der Bürgermeister, ein großer, dicker, behäbiger Mann, war die Ruhe selbst; nichts konnte ihn außer Fassung bringen, und die mannigfachen Sorgen, die andere arme Bürgermeister zum Skelett abzehren, legten sich bei ihm nur mildversöhnend, fettablagernd um den stattlichen Leib. Das Wohl der Stadt hatte ihm noch nie eine schlaflose Nacht gekostet, ein Steuerausfall noch nie den Braten verdorben, sein Sprüchwort blieb: „Laßt die Sache gehen, wohin sie den Hang hat," und da er weder mit Reformen noch mit Verbesserungen im Stadthaushalt den Bürgern zu nahe trat, war und blieb er wohlgelitten und ein guter, alter Bürgermeister. Ihm war Ruhe nicht nur die erste „Bürger-", sondern auch die erste „Bürgermeisterpflicht." — Wie anders dagegen unser Polizei-Inspektor! Der war ein kleines, rührriges Männchen; wo Jener nur beim schwächsten Kohlenfeuer kochte, da zündete dieser einen halben Wald an und verbrannte oft gar das Gericht, daß es den ehrsamen Bürgern durchaus nicht munden wollte. Er hatte mannigfache Verbesserungen eingeführt, ordentliche Straßenbeleuchtung, die Ruhe der Stadt durch Nachtwächter gesichert, die, anstatt der früheren, tauben, einarmigen und lahmen Nachtmützen, aus noch kräftigen Leuten bestehen mußten, — und so viel sich die Alten über nächtliche Unruhen früher aufgehalten, sie zeterten doch jetzt über die Verschwendung, und behaupteten, die alten Nachtwächter wären ja „lange gut gewesen"; — das geschah aber Alles, weil er zu rasch und rücksichtslos verfuhr und den guten Bürgern nicht Zeit ließ, sich in das Neue, Ungewohnte hineinzusprechen und zu finden.

Selbst unserem Bürgermeister wurde der Polizei-Inspektor mit seinem zu großen Eifer nicht selten lästig; er hetzte ihn förmlich bei jeder Kleinigkeit aus seinem Dachslager gemüthlichen Beschauens und Genießens heraus, und quälte ihn fortwährend mit neuen Ideen und Entwürfen. Es wäre gewiß unter diesen Verhältnissen zwischen Beiden zu Reibungen gekommen, wenn sie nicht außer den Amtsstunden ein gemeinschaftliches Band zusammen gehalten hätte — alte Erinnerungen, denn sie waren Jugendfreunde, und die gemeinsame Lust am edlen Waidwerk. So behäbig sonst der dicke Bürgermeister war, auf der Jagd war er ein Anderer; da wurde der träge, würdige Schritt rascher und hastiger, die Augen blitzten und man sah es dem jetzt warm werdenden Manne an, daß er nur hier in seinem Elemente sei, und er mit ganz anderem kräftigen Arm die Wellen des Lebens durchfurchen würde, wenn ihm das Schicksal statt der Feder die Büchse in die Hand gedrückt hätte. Der Polizei-Inspektor dagegen liebte die Jagd nur wegen des darauf folgenden Mahls, und er, der in seinem Amte ganz Polizei-Inspektor war,

Digitized by Google

konnte bei einem Glase Wein bis zur Ausgelassenheit lustig werden; nur theilte er mit so Manchem die sonderbare Schwäche, Alles, — was er im Uebermuth der Weinlaune gethan und gesprochen, nach ausgeschlafenem Rausch auch völlig zu vergessen; es war dann bei ihm wie ausgekehrt! Auch nicht die leiseste Spur, der schwächste Faden führte ihn zu den Allotrien und lustigen Streichen zurück, die er am Abend vorher gemacht, und er hörte dann mit Erstaunen, oft mit Aerger seinen Freunden zu, die ihm bei den Erzählungen des letzten Abends und der im Rausch begangenen Thorheiten einen ganz anderen Menschen vor die Seele führten, mit dem er noch keine Bekanntschaft gemacht hatte und der oft zu seinem Polizei-Inspektor gar übel passen wollte. Er nahm sich dann regelmäßig vor, nie mehr über die Barriere der nöthigen Amtswürde zu springen, und saß doch bei jeder Gelegenheit schon wieder drüben.

Dieses Vergessen seiner im Wein geschehenen Thaten sollte ihm denn auch wirklich einen Streich spielen, den er lange nicht überwinden konnte.

Ein städtischer Pächter hatte die beiden stadtleitenden Extreme, — noch zwei Rathsherren und den städtischen Förster zu einer Jagdpartie eingeladen. Der Pächter besaß einen herrlichen Forst, der wegen seiner stattlichen Eichen „der Hochwald" genannt wurde. Es ist schön und prächtig dort; ein frisches, fröhliches Herz kann sich austummeln und ausjubeln unter den alten, hohen Eichen, die im frischen Morgenwinde ihre alten Häupter schütteln und nicht begreifen mögen, wie immer eine Generation nach der andern sich unter ihrem Schatten Freude und Erholung sucht und verschwindet.

Es war bereits Herbst, als die kleine, gewählte Gesellschaft hinaussegelte, aber doch ein herrlicher, lauwarmer Tag. Im Waldhause, „dem Rendezvous", empfing der Gutspächter mit seinen Jägern die Gäste. Seine zwei Söhne, beide Studenten, waren zu den Ferien gekommen und hatten einen Freund mitgebracht, der, sonst ein von Lust und Leben übersprudelnder Mensch, sich heut still im Hintergrunde hielt und auf seine Büchse gelehnt, ungeduldig des Aufbruchs zu warten schien, und wie gedankenvoll seinen langen, schwarzen Bart strich. Der Polizei-Inspektor fand sogleich ein besonderes Wohlgefallen an den kräftigen, frischen Gestalten und ließ sich mit ihnen in ein Gespräch ein. — „Was sind Sie heraufgeschossen, wie junge Eichen, seit ich Sie nicht gesehen, famose Bursche! Wo haben Sie studirt?" — setzte er neugierig hinzu.

„In Leipzig," war die Antwort.

„Kennen Sie da einen gewissen Müller aus unserer Stadt?" — fragte der Polizei-Inspektor wieder, der es als solcher liebte, überall Informationen einzuziehen.

Der stille Freund beugte sich bei dieser Frage erschrocken nieder und beschäftigte sich mit seinem Gewehrriemen. — „Ja wohl," — erwiderte der Eine ruhig, — „ein merkwürdiges Subjekt, büffelt und ochst wie ein Kameel und geht nicht aus der Stube."

„So?" rief der Polizei-Inspektor erstaunt, „und hier war er die gottloseste Range von der Welt."

„Ja, der weiß auch warum," — meinte der Andere, „er soll ein Liebchen haben, das ihm der Akte partout nicht geben will, und er ist ganz tiefsinnig darüber geworden. Der arme Kerl hat sich einmal in den Kopf gesetzt, das Mädchen zu kriegen, und Sie sollen ihn einmal arbeiten sehen, er ist eisern und unermüdlich!"

„Und wenn er sich die Schwindsucht an den Hals studirt, er kriegt sie nicht, sage ich Ihnen" — rief jetzt der Polizei-Inspektor heftig und sich ganz vergessend. „Dieser Nachtwächterjunge! — Das wäre noch gerade eine Partie."

In dem Gesicht des stillen Freundes flammte bei diesen Worten eine Zornesröthe auf, er hielt krampfhafter die Büchse in der Hand und trat schon einen Schritt vor, da ertönte das Signal zum Aufbruch, seine beiden Freunde nahmen ihn am Arm und eilten mit ihm auf ihren Standort.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Erdfall bei Ingelfingen.

Es dürfte wohl von allgemeinem Interesse sein, etwas Näheres über Gestalt und Entstehung der Erdhöhlung zu erfahren, welche sich im Württembergischen, in der Nähe des Städtchens Ingelfingen, gebildet hat. Einsender ist zwar nicht in der Lage, diese merkwürdige „Naturerscheinung" in wissenschaftlich befriedigender Weise zu besprechen. — Zudem ist eine genauere Untersuchung theils wegen der lokalen Schwierigkeiten, theils wegen Mangels an hiezu erforderlichen Anstalten — bis heute noch nicht vorgenommen worden, und wird überhaupt erst im Sommer sich ermöglichen lassen. Die nachfolgenden Zeilen enthalten bloß Beobachtungen, die sich dem Auge eines Laien bei wiederholten Besuchen der merkwürdigen Stelle aufgedrängt haben. Ingelfingen liegt theils auf der Sohle des tiefeingeschnittenen Kocherthales, theils ist es an einen Ausläufer des Höhenzugs hingebaut, welcher Kocher und Jagst scheidet. Auf dem Rücken dieser Gebirgs-Erhöhung, auf einem Punkte, durch welchen die Linie der Wasserscheide zwischen Kocher und Jagst hindurchgeht, nahm ich beim ersten Besuch zwischen der Straße und einem kleinen Bergabhang, in welchen die Straße eingeschnitten ist, — unmittelbar neben dem Chausseegraben eine Höhle wahr, die senkrecht in eine schwindelnde Tiefe hinabführte und sich bereits so vergrößert hatte, daß der Durchmesser der Oeffnung 10—12 Fuß betrug. Eine Messung mittelst Senkels ergab die beträchtliche Tiefe von 100 Fuß, — während andere 300 bis 400 Fuß gemessen haben wollten. Wiederholte spätere Messungen, von Verschiedenen angestellt, bestätigten das zuerst gefundene Ergebniß. Da das Umsichgreifen des Erdsturzes bald die Straße gefährdete, so dachte man eine Zeit lang daran, das Erdloch auszufüllen. Unterdeß war es interessant, bei ungestörter Beobachtung zu sehen und zu hören, wie sich unaufhörlich kleinere Erdtheile ablösten und in die Tiefe stürzten, und wie sich so die Ränder der Erdhöhlung immer weiter ausdehnten. Die Masse des Erdreichs war einmal in nachschiebender Bewegung, und die Witterungs-Einflüsse beschleunigten das zerstörende Schaffen der Natur. Da der Boden durch Schmelzen des Schnees und durch Regengüsse in der Mitte des Dezember gelockert worden war, so erfolgte ein zweiter großer Einsturz der die Höhlenränder umgebenden Erdschichten. Die Oeffnung vergrößerte sich nicht nur nach der Bergseite, sondern auch nach der Straßenseite. Der größte Theil der Straße versank in den Abgrund, und die Passage mußte jetzt gesperrt werden. Seit diesem Einsturz ist, wohl im Zusammenhang mit der anhaltenden Kälte, die äußere Gestalt der Erdhöhlung unverändert geblieben. Nach oben öffnet sich die Höhle in Form eines Ovals, — dessen Längendurchmesser 40—45 Fuß beträgt, während der Querdurchmesser 25 Fuß ist. Sie macht schon bei dem ersten Anblick einen fast schauerlichen Eindruck, der sich noch steigert, wenn das Auge in die Tiefe hinabschaut und vergebens die gähnende Finsterniß zu durchdringen sucht, welche den Boden der Höhlung bedeckt. An den oberen Rändern der Höhle, bis etwa 12 Fuß unter der Erdoberfläche, ist lockeres Erdreich geschichtet. Dann kommen Gesteinsschichten von brüchiger, rissiger Beschaffenheit, die fast wie eingeknickt und ineinander verschoben scheinen. Steigen wir weiter hinab, so verengert sich der Schlund — und es treten Felswände von soliderem Gestein hervor, die sich fast unter rechten Winkeln zusammenschließen — und so eine Art Schlot von bedeutendem Umfang bilden (Durchmesser 15—20 Fuß.) Doch zeigen auch diese ursprünglich massiv scheinenden Felsmassen neuerdings Risse und kleine Spalten, — was als ein Zeichen erscheinen mag, daß dieses Gestein das auf ihm ruhende Gewicht der oberen Schichten nicht auf die Länge zu tragen vermag. Etwa 50 Fuß unter der Oberfläche konnte man vor einiger Zeit noch 4—5 einander gegenüberstehende Felszacken sehen, die alle Zeichen eines frischen Bruchs und vorheriger Zusammengehörigkeit an sich trugen. Sie sind jetzt bis auf eine einzige verschwunden. Ueber diese Stelle hinab vermag das Auge nicht zu dringen, und trotz der Versuche, die mit einem Pechkranz und mit brennendem Stroh bewerkstelligt wurden, um die Umrisse und den Boden der

Digitized by Google

Höhlung zu beleuchten, konnte das Dunkel nicht erhellt werden. So ist es bis jetzt bloße Vermuthung, daß sich die Höhle in zwei Schlünden nach rechts und nach links fortsetzt. Wenn wir uns nun über die Entstehung des interessanten Naturphänomens einige Vermuthungen erlauben dürfen, so bietet uns die durch ihre Zacken trauliche Stelle eine ziemlich sichere Grundlage. An dieser Stelle hat ein Bruch stattgefunden. Hier ist das Gestein, welches vorher die schon vorhandene, noch weiter dem Erdinnern zu gelegene Höhlung bedeckte, und zugleich die ganze darüber aufgethürmte Stein- und Erdmasse trug, auseinandergewichen und hat dadurch die Veranlassung gegeben, daß durch die entstandene Oeffnung die bisher getragene, — nun aber der stützenden Unterlage beraubte Masse in die Tiefe stürzte. Von unterirdischen Gewässern, welche den Boden unterwühlt und so den Einsturz herbeigeführt haben sollen, zeigt sich keine Spur. Für eine andere Erklärung, die aufgestellt wurde, ist ebenso wenig ein Anhaltspunkt vorhanden. Diese geht nämlich davon aus, daß das Gestein in unseren Gegenden von Salztheilchen durchzogen sei und nimmt an, daß sich diese Salztheilchen aufgelöst und dadurch eine Zerklüftung des Gesteins verursacht haben. Nun ist freilich Salz im Kocherthal vorhanden, aber es kommt erst ziemlich tief unter der Thalsohle zum Vorschein. Dies haben die Bohrversuche auf Steinkohlen, welche vor mehreren Jahren an einer nur 5 Minuten unterhalb Jagstfingens gelegenen Stelle des Kocherthals unternommen wurden, deutlich gezeigt. So bleibt kaum eine andere Annahme übrig, als die: daß die erste Ursache der Entstehung der Höhle in den Erdstößen zu suchen ist, die zur Zeit des ersten Einsturzes wahrgenommen wurden. Durch das Erdbeben scheint das Felslager auseinandergetrieben worden und zum Bruch gekommen zu sein, wie dieß die Ursache vieler Erdhöhlungen ist. Damit ist freilich nicht ausgeschlossen, daß noch andere Faktoren mitgewirkt haben, um dem Einbruch der Erdrinde solche bedeutende Dimensionen zu geben. In dieser Beziehung dürfte noch darauf aufmerksam zu machen sein, daß die nächste Umgebung des Erdlochs eine gewisse Prädisposition zu ähnlichen Naturerscheinungen zeigt. Etwa 100 Schritte von dem Schauplatz entfernt findet sich in einem Acker eine ganz geringe Einsenkung, welche schon seit mehreren Jahrhunderten unter dem Namen „Judenloch“ bekannt ist — und die trotz versuchter Ausfüllung niemals ganz beseitigt werden konnte. Sodann ist 5 Minuten von der Höhle auf dem höchsten Punkt des Bergrückens ein Erdfall vorhanden, der schon im Anfang dieses Jahrhunderts entstanden sein und anfänglich eine „unermeßliche“ Tiefe gehabt haben soll. Es ist ein ovalrundes, trichterförmiges Becken, das an den Rand mit Wasser gefüllt, das auch zur Zeit der größten Hitze nur wenig abnimmt. Seine nunmehrige Tiefe beträgt nicht über 15 Fuß.

Ein Betrunkener fiel mitten im Fahrwege nieder und schlief ein. Er kam von einem Hochzeitschmause und hatte daher seidene Strümpfe und Schuhe mit silbernen Schnallen an. Einer, der ihn so liegen sah, zog ihm die Schuhe und seidenen Strümpfe aus, ohne daß der Trunkenbold darüber erwachte, — und machte sich damit aus dem Staube. Eine Viertelstunde nachher fuhr ein Wagen des Wegs; als der Kutscher einen Menschen auf der Straße liegen sah, hielt er die Pferde an, stieg ab und rüttelte den Betrunkenen mit den Worten: „Steh' Er doch auf, ich fahre Ihm ja sonst über die Füße.“ Der Trunkene erwachte, fühlte nach seinen Füßen, und da er sie nackt fand, rief er: „Fahr' nur zu, Kutscher, das sind gar nicht meine Füße, ich habe ja seidene Strümpfe an.“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 35.

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

„Willst Du uns Alles verderben“ — flüsterte der Eine ihm zu — Du Tollkopf!“

„Es war zu Viel! — So öffentlich, so ehrenkränkend!“

„Was thut's? Kommst Du nur an's Ziel, dann bist Du glänzend gerechtfertigt. Wir haben Alles so hübsch arrangirt und Du mußt nach der Jagd besser spielen!“

„Er hat Dich nicht erkannt, — der famose Urbart hat seine Dienste gethan,“ — meinte der Andere.

„Daß ich in Eurer Gesellschaft bin!“ — entgegnete der Freund bitter, — „hätte auch schon hingereicht, mich unkenntlich zu machen, ein Nachtwächtersohn darf nur mit seines Gleichen verkehren!“

„Sei ruhig, Freund, es wird Alles noch gut!“ — entgegneten die Freunde und nahmen dann ihre verschiedenen Plätze ein.

Der Bürgermeister und der Polizei-Inspektor waren Nachbarn geworden, und — während der Letztere ungeduldig auf seinem Stande hin und her eilte, blieb Jener ruhig und gelassen und spähte aufmerksam auf sein Wild. Da kam ein prächtiger Rehbock herbeistolzirt, dem Bürgermeister lachte das Herz im Leibe, die Augen funkelten und die Brust klopfte vor Erwartung. Er legte die Büchse in aller Ruhe an die Backe, aber das Wild mußte ihm noch schußgerechter kommen, und so wartete er, den Finger am Drücker, nur einen einzigen Moment, — da hörte er einen Knall und der Rehbock brach zusammen. Wie toll stürzte der Bürgermeister hervor, um zu sehen, wer ihm diesen Streich gespielt habe, und er sah schon den Polizei-Inspektor aus dem Dickicht jubilirend heraustanzen. Zum ersten Male verließ ihn seine gewohnte Gelassenheit und er rief dem Freunde fast wüthend zu: „Du bist ein schrecklicher Charakter! Wie kannst Du diesen Bock schießen, der Dir gar nicht schußgerecht gekommen?“ — Der Polizei-Inspektor merkte wohl, daß er zwei Böcke geschossen, denn so wüthend hatte er seinen Amtsbruder noch nie gesehen; aber geschehen war's. — Zum Glück war das Jagen bald zu Ende und der Heimweg zum Waldhause wurde angetreten.

Dort, bei einem Glase Wein, so hoffte der Polizei-Inspektor, mußte der Erzürnte wieder versöhnt und guter Laune werden. Aber wie oft auch der volle Becher die Runde machte, der Bürgermeister war aus seiner verdrossenen Stimmung nicht herauszubringen, bis der Polizei-Inspektor seine Sünde bekannte.

„Das ist ein Criminalverbrechen!“ — rief der Student mit dem Urbart aus, — den seine Freunde mit seinem Burschennamen „Ulysses“ nannten, und von seinem Sitze aufspringend, fuhr er lebhaft fort: „Das kann nur durch Blut gesühnt werden. Sie müssen sich schlagen, meine Herren!“

„Ich kann nicht fechten,“ berichtete der Polizei-Inspektor.

Digitized by Google

„Nicht fechten? Und doch können es alle Handwerksburschen, — die Sie auf der Mensur ertappen. Nein, nein, es bleibt beim Duell! Wählen Sie die Waffen — Sie sind der Beleidigte," wandte sich der Student zum Bürgermeister. „Rheinwein oder Champagner!"

„Champagner!" — jubelte der aus der Duellangst glücklich herausgerissene Polizei-Inspektor.

„Ruhig!" — donnerte ihn der Student nieder und der sonst so gefürchtete Polizeiheld wurde mäuschenstill. — „Der Bürgermeister muß wählen," — fügte er mit komischem Pathos hinzu, und dieser, von dem Einfall des lustigen Burschen aufgeheitert, rief dem Polizei-Inspektor zum Trotz: „Rheinwein."

Ein Paar altmodische Becher fanden sich in den mitgebrachten Utensilien, und nachdem man die beiden Brüder zu Secundanten erwählt hatte und Alles mit der größten Feierlichkeit arrangirt worden, die Becher bis zum Rande schäumten, gab der Kampfrichter das Zeichen, die Becher wurden ergriffen und zu gleicher Zeit geleert. „Unentschieden, nichts als Quarten, eine Prime, Bürgermeisterchen," rief der Kampfrichter, — „noch einen zweiten Gang!" — und wollte nun der Polizei-Inspektor den alten Freund versöhnlich stimmen, oder langten die Kräfte nicht so weit, — genug, er blieb sitzen und unter unendlichem Jubel wurde dem Bürgermeister der Sieg zuerkannt.

Es wurde kreuzfidel in der alten Laube. Die Kehlen stimmten sich von selber zum Gesang, und es war komisch, wie die alten beamteten und bewürdeten Leute mit den jungen Studenten Burschenlieder um die Wette sangen, — daß es weit hinaus in den dunklen, dämmernden Wald schallte. Wie die kräftigen, fröhlichen Gestalten dort mitten in der Nacht an der Tafel saßen, die Gläser klirrten und die Lippen immer freier und ungebundener wurden, das war ein wildromantisch Leben.

An der Seite der Tafel brodelte fortwährend ein lustiges Feuer unter einem Kessel, der immer von Neuem feurigen Wein auf die Tafel lieferte. Die Zungen und die Herzen flossen mit dem Glühwein über und man rückte einander immer näher, ein Toast folgte dem andern, — und zuletzt wurde umarmt und Brüderschaft gemacht. Die drei Studenten eroberten sich mit ihrer kecken, lustigen Laune die Herzen der übrigen Gäste im Sturm und man saß so famos gemüthlich beisammen, — wie nur bei einem echten Studenten-Commers.

Der bärtige Ulysses hielt ergötzliche Reden aus dem Stegreif und besang dann mit weinlustigen Versen die ganze Gesellschaft. Nun waren alle Schleusen geöffnet, — Alle wollten sich hören lassen, Gedichte hersagen, Reden halten und in den heftigsten Gestikulationen suchte sich Jeder, so gut er vermochte, Gehör zu verschaffen. Endlich gelang es dem Polizei-Inspektor zuerst, das Redegebraus zu beschwichtigen, und er begann: „Ist dies nicht eine romantische Stunde hier im Freien, mitten im Walde? Wer uns so sähe, müßte uns für Räuber halten."

„Bravo, Bruder! Ja, Räuber! Das war ein kräftig Wort. Wir sind Räuber, amose Räuber!" — rief es im Chor.

„Aber, wer wird denn unser Hauptmann?" — fragte der andere Student. — „Einen Moor müssen wir haben!"

„Der Polizei-Inspektor wird Hauptmann!" — entgegnete Ulysses lachend.

„Angenommen, der Hauptmann lebe!" — tönte es im Kreise.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Im Ostende von London.

„Ein Dutzend Peabodys können hier nicht mehr helfen!“ so rief dieser Tage eines unserer ersten Blätter aus — und wahrlich, den grauenvollen Zuständen, wie sie jetzt unter unseren Armen Platz greifen oder die vielmehr jetzt erst an das Licht treten — denn sie existiren schon lange — kann auch die unbeschränkteste Wohlthätigkeit von Außen her nicht mehr abhelfen. Unsere Dreimillionenstadt gleicht jetzt einem Apfel, von dem ein Viertel gänzlich verfault ist, drei Viertheile sind gesund — sollen diese aber nicht auch inficirt werden, so ist es nöthig, das letzte kranke Viertel durch eine Operation zu entfernen.

Wohl haben wir in Deutschland auch Noth genug und Ostpreußen, das Erzgebirge und andere arme Distrikte machen viel von sich reden. Indessen, was sind sie gegenüber der englischen, speciell der Londoner Noth und Armuth? England und Wales zählten 1867 auf 21½ Millionen Menschen 934,546 — fast eine Million oder 4½ Procent der Bevölkerung! Staatsarme und die Ausgaben für dieselben aus öffentlichen Mitteln beliefen sich auf 6,959,840 Pfund Sterling oder etwa 48½ Million Thaler! Und von dieser Armenmenge trifft ein unverhältnißmäßiger von Jahr zu Jahr um 5 Procent steigender Bruchtheil auf die Hauptstadt London. Wenn man weiß, daß in der ersten Dezemberwoche 1869 allein 147,418 Personen, oder fast so viel, wie Dresden Einwohner hat, in unsern Armen- und Arbeitshäusern öffentliche Unterstützung erhielten, daß diese Zahl um beinahe 6000 größer ist als die entsprechende des Vorjahrs, so läßt sich leicht erkennen, daß die betreffenden Behörden ein hartes und kaum zu bewältigendes Stück Arbeit haben. Der Präsident des Armenamtes, unser Halblandsmann Göschen, entwickelt eine große Thätigkeit; ihm verdanken wir es, daß die Armenpfleger und verschiedene Wohlthätigkeits-Vereine sich zu gemeinschaftlichem Handeln entschlossen, — und ein Registrirungssystem eingeführt haben. Schon jetzt ist man zu der Erkenntniß gelangt, daß zweierlei Hilfsmittel angewandt werden müssen; Erziehung und Auswanderung. — Die erstere wird den bodenlosen Leichtsinn, das Sichgehenlassen und die Energielosigkeit der Armen mit Erfolg bekämpfen, die zweite wird unserer Uebervölkerung eine bessere Heimath als das schmutzige „Ostende“ Londons schaffen.

Man ist jetzt ungemein eifrig beschäftigt, die Ursachen des Uebels zu erforschen, — und Abgeordnete der Regierung wie die verschiedenen Wohlthätigkeits-Vereine „bereisen“ die Armenbezirke. Gewiß werden wir von ihnen einen höchst interessanten Bericht zu erwarten haben, der jedoch nicht vor Ende des Winters an die Oeffentlichkeit gelangen dürfte. Unterdessen will ich es versuchen, aus meiner eigenen Erfahrung einige Mittheilungen zu machen, die allerdings nicht an jene beliebten Sensationsbilder heranreichen, die in unsern Romanen vorkommen; dafür aber auf Wahrheit Anspruch machen — und immer noch unerfreulich genug sind. Mein Begleiter war ein Armenpfleger, der in jenem elenden Viertel seiner Thätigkeit nachging, das sich zwischen Oldford-Road und Mile-End-Road erstreckt, und von der Great-Eastern Eisenbahn durchschnitten wird. Wer von dieser herabschaut in die engen, unbeleuchteten und mit holperigen Steinen gepflasterten Straßen, auf die nicht einmal nummerirten Häuser mit den zerbrochenen Fenstern und schwarz geräucherten Wänden, der kann das Elend, welches hinter den Mauern sich birgt, wenigstens ahnen. Und doch treffen wir gerade in diesen Quartieren Straßen, deren stolze Namen mit den Dynastien „Stuart“, „Nassau“ und „Braunschweig“ verschwistert erscheinen. Mein Gefährte hatte die Aufgabe, die Eltern zu ermahnen, daß sie ihre Kinder regelmäßig in die Schule schickten. Bei den Einen begegnete ihm Spott, bei den Anderen böser Wille, bei den Dritten Unvermögen, selten aber kam man seiner wohlmeinenden Absicht nach. „Die Kinder haben keine Kleider; sie müssen für uns arbeiten; für uns betteln. Wir fürchten die üble Gesellschaft, in welche sie gerathen, Sie können auf der Straße überfahren werden.“

Digitized by Google

So und ähnlich lauteten die Entschuldigungen. In einer „möblirten Wohnung", d. h. einem Raum, der ein Matratzenbett nebst Decke und einen Tisch enthielt, fanden wir einen Schneider, welcher in Folge der jetzt so beliebten Strikes und der Trunksucht heruntergekommen war und nun vom Flicken lebte. Die Frau war gestorben und hatte ihm ein kleines taubstummes Töchterchen und zwei Söhne, Sam und Frank, von dreizehn und zehn Jahren, hinterlassen. Es war schon spät am Abend, als wir zum ersten Male nach dieser Wohnung kamen. Auf unser Klopfen wurde die Wohnung geöffnet und eine kleine, mit einem schmutzigen Hemde bekleidete Gestalt huschte sofort wieder in's Bett zurück. Das war Frank, der das kleine, auch im Bette liegende unglückliche Mädchen fütterte; die Uebrigen waren ausgegangen. Am andern Tage, als wir wieder kamen, lag Sam im Bette und nun stellte sich heraus, daß er und sein Bruder nur einen Anzug hatten, den sie abwechselnd trugen.

Zurück führte uns der Weg durch Bethnalgreen, durch enge, schwarze, unheimliche Straßen, durch Gruppen zerlumpter, bleicher und skrophulos aufgedunsener Kinder, die wohl kaum je mit Wasser und Kamm Bekanntschaft gemacht hatten, an Männern und Weibern vorbei, die gleich Schattengestalten hinwankten und deutlich anzeigen, daß Verwahrlosung, Hunger und Trunksucht ihren Lebenslauf ausfüllen. Hier hatten wir Gelegenheit, einige neue Schattenseiten kennen zu lernen. Nichts kann die eiserne Härte übertreffen, mit welcher die Hausbesitzer den Miethzins von den unglücklichen Bewohnern einfordern; man erzählte uns, daß einzelne derselben wöchentlich pennyweise den Zins sammelten und unnachsichtlich jeden sofort aus der Wohnung verstießen, der nicht pünktlich zahlte. Ich erinnere mich, einen Haufen Kinder in einem engen Zimmer getroffen zu haben, die mehr oder minder an den Blattern litten; um Hilfe zu bringen, kehrten wir am nächsten Tage wieder, waren aber nicht wenig erstaunt, eine andere, gleichfalls mit zahlreichen Kindern gesegnete Familie in demselben Raume zu finden, die man nicht einmal mit der schauderhaften Krankheit bekannt gemacht hatte, welche Tags zuvor noch an diesem Orte geherrscht. So wird es auch erklärlich, wie Krankheiten und Seuchen hier sich schnell verbreiten.

Wenn ich solchen Leuten zumuthete, sie sollten auswandern, oder auf's Land ziehen, wo das Leben billiger, die Arbeit besser bezahlt ist, dann antworteten sie: „Aber wir wollen leben!" Und unter „leben" verstanden sie „sich amüsiren." Vergleichsweise nur Wenige gehen in die Parks, die, wie der Victoria-Park, eigens inmitten des übervölkerten Ostendes für die Armen errichtet wurden. „Wer gibt uns dort etwas zu essen?" — erwiderte man mir, als ich darauf hinwies, daß dort draußen frische, gesunde Luft wehe. Die dumpfen Straßen des Ostendes sind der Schauplatz, auf denen der Arme Londons „lebt" und die Straßengeschäfte interessiren ihn mehr als alles andere.

Das wahre Meer von Elend aber ist Bethnalgreen und Spitalfields, der Hauptbezirk der Sammet- und Seidenweber, die, selbst wenn der Webstuhl klappert, kaum so viel gewinnen, um ihre und der ihrigen Blöße nothdürftig zu bedecken. In Georgstreet habe ich 40 Familien kennen gelernt — von diesen besuchten 36, oder wenigstens deren Häupter, niemals eine Kirche und nur drei Familien hatten stets vollauf Arbeit. Sechs Leute arbeiteten in den Docks, einer hatte einen Kerzenladen, einer hausirte mit Häringen, einer war Karrenauflader, einer Handlanger bei einem Kalkhändler, einer Pantoffelmacher, Dutzende hatten gar keine Beschäftigung, Dutzende waren notorische Diebe, Dutzende von Mädchen führten einen liederlichen Wandel, Dutzende waren arme, elende Näherinnen — einer war ein „Gentleman", ein alter, unsauberer Junggeselle, der „Geld besaß" und zum Neid aller Nachbarn gravitätisch mit der Pfeife im Munde auf der Gasse spazieren gehen konnte.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 36.

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

„Der „Hauptmann“ wird nach solch' überraschender Standeserhöhung eine Bowle Glühwein geben!“ — rief Ulysses lachend.

„Auch angenommen!“ — jubelte die Gesellschaft über den köstlichen Einfall, der ganz zur rechten Zeit kam, da die Vorräthe des Wirthes zur Neige gingen, der vorsorgliche Polizei-Inspektor aber Reserven mitgebracht hatte. Unter Schiller's: „Ein freies Leben führen wir“ — wurde die Bowle ihres Inhaltes entleert.

„Aber Schiller hat im Liede das Spiel vergessen“ — meinte der Bürgermeister.

„Ja, Würfel,“ stimmte der Polizei-Inspektor bei — „das paßt zu unserem Räuberwesen.“ Alle versuchten das Glück der Würfel, nur unser Ulysses weigerte sich hartnäckig, weil er gelobt, sich jedes Spieles für immer zu enthalten.

Beim Würfeln wurde immer lustiger gezecht und die ganze Gesellschaft kam endlich in jenes gefährliche Stadium, das nur noch einen schwachen Schritt zu völliger Besinnungslosigkeit übrig läßt. Am schweigsamsten verhielt sich noch der Bürgermeister, und als ihn der Polizei-Inspektor zu größerer Lustigkeit aufstacheln wollte, meinte er trocken: „Ach, laß mich, Du bist betrunken.“

„Was, ich betrunken? Wie kann ein Räuberhauptmann betrunken werden?“ — rief der Polizei-Inspektor mit komischem Pathos. — „Ich werde Dir beweisen, daß ich nüchtern bin“ — und er sprang augenblicklich vom Stuhle auf und in der Laube herum, zeigte dann auf eine dort stehende schmale Bank, machte mit Kreide einen Strich darauf, und sagte in leder Weinlaune: „Hier werde ich mit der größten Grazie darüber weg wandeln und dann soll noch Einer sagen, daß ich betrunken bin!“

Der Räuberhauptmann begann auch wirklich seine equilibristischen Uebungen. Leider war sein Standpunkt ein so unsicherer, daß er trotz aller Anstrengung nicht einmal auf die Bank gelangte, und der Bürgermeister wiederholte deßhalb in größter Gemüthsruhe, unter dem Gelächter der Uebrigen, seinen Vorwurf. Der Hauptmann ließ sich jedoch nicht außer Fassung bringen. — „So haben wir nicht gewettet! Habe ich denn vom Hinaufklettern gesprochen? Das ist freilich so schwer, wie ein Minister-Portefeuille zu erhalten; aber laßt mich nur erst oben sein, dann balancire ich mit der größten Sicherheit selbst über einen Abgrund. Hilf mir nur hinauf, Bruder Ulyß.“

Nachdem ihn der Student mehrmals hinaufgehoben und der kurze, dicke Polizei-Inspektor auf der andern Seite wieder hinabgerutscht war, faßte er endlich festen Posto, als auch an die andere Seite der Förster zu seiner Unterstützung herantrat. Nun setzte der Hauptmann einen Fuß vorwärts, aber er war ein schlechter Pfadfinder, — dem ein Rheinflußbett zu schmal gewesen wäre, er konnte das Brett kaum finden, geschweige den Kreidestrich; er mußte nach einigen halsbrecherischen Versuchen seinen Vorsatz aufgeben, und schimpfte weidlich auf die wackelige, nichtswürdige Bank, die nicht den mindesten Verlaß gewähre.

Digitized by Google

Der Glühwein drohte ein Ende zu nehmen und diese schreckliche Krise wagte Niemand zu ertragen; man mußte an den Heimweg denken.

Als der Vater der beiden Freunde zum Aufbruche mahnte, da bat sich der Bürgermeister dessen Söhne, — die neugewonnenen Freunde, aus, denn es wären zu herzige Jungen. Und der Polizei-Inspektor, angeregt davon, wandte sich an den Urbart mit der gleichen Bitte, mit ihm in seine vier Pfähle zu kommen, daß morgen Alles wieder hübsch und gemüthlich beisammen sei. Im beginnenden Weinrausch bedachte er wenig, daß er ein alter Junggeselle sei, und seine junge Nichte mit diesem Besuch in gar arge Verlegenheiten kommen würde. Auf die Weigerung des Studenten bestand er um so beharrlicher auf seiner Bitte, und ließ nicht eher Ruhe, als bis ihm dieser endlich das Willkommen feierlich zugesagt hatte. Der Wirth mit seinen Jägern schied, aber auch die übrige Gesellschaft mußte an den Heimweg denken. Es mußte aufgebrochen werden. — Der Polizei-Inspektor, der sich in seine theuer erkaufte Räuberhauptmannswürde immer tiefer hineinlebte, hielt zum Abschied noch eine tüchtige Standrede:

„Kameraden, wir müssen aufbrechen, und wieder eine That vollbringen, die zum Schrecken der ganzen Umgegend werden und die ganze Polizei auf die Beine bringen muß. Es lebe unser Räuberhandwerk, und nun frisch hinaus in den Wald, die Rosse heran. Ihr werdet Wunder der Tapferkeit verrichten, ich zähle auf Euch!“ — Noch einmal wurden die Gläser gefüllt, und nun schwankte Einer nach dem Andern hinaus, um auf dem großen, mächtigen Wagen Platz zu nehmen.

Es war eine herrliche Nacht, die vollends über die hohen Eichen ihre dunkelsten Fittige breitete; aber für die weindampfenden Köpfe hatte sie wenig Reiz. Mühsam kroch Einer nach dem Andern in den Wagen, am schwersten war der Bürgermeister hinaufzubringen, bis er endlich mit Hilfe der Studenten hineingehoben wurde, und — ohne sich einen Sitz zu suchen, auf dem Wagenboden liegen blieb. Der Wagen setzte sich, von einem „fahrlustigen Rathsmann“ selbst gelenkt, in Bewegung. Alle waren guten Muthes, aber es sollte durchaus ein ereignißreicher Abend werden. Wenn einmal Philister über die Stränge schlagen, dann zerhauen sie auch gern das ganze Geschirre. — Kaum war man ein Stück aus dem Wald hinausgefahren und zu einer Lichtung desselben gekommen, da machte der Wagen eine schaukelnde Bewegung, senkte sich ganz entschieden auf eine Seite, und ehe noch Einer zur Besinnung kommen konnte, was eigentlich vorgehe, lag der Wagen schon völlig umgestülpt auf der Erde. Er war an einem Berg-Abhange hinabgerutscht und, einmal in's Gleiten gekommen, hatte ihn der ohnehin nicht ganz firme Kutscher nicht mehr aufhalten können. Das war ein Lamento! Nach und nach kroch Einer nach dem Andern wieder heraus, höchlich verwundert, daß es noch mit ganzen Gliedmaßen geschah, — und sich gegenseitig den Schreck und die ausgestandenen Leiden klagend.

Alle schienen endlich aus dem leck gewordenen Schiff herausgekommen zu sein. Der Hauptmann zählte die Häupter seiner Lieben. Eines fehlte. Namensaufruf! Es war der Bürgermeister, der vermißt wurde. Man leuchtete in den Wagen und richtig, dort lag der Länge nach ausgestreckt, auf den zerbrochenen Bügeln, der Herr Bürgermeister, und gab auf die Vorstellungen, sich doch endlich heraus zu bemühen, die trockene Antwort: „Laßt mich nur, ich liege ganz gut!“ Aber heraus mußte er, sollte der Wagen wieder aufgerichtet werden, und da alle Vorstellungen vergebens waren, mußte an den magistratualischen Chef Gewalt angelegt — und er mühsam aus seinem Asyl exmittirt werden. Er konnte durchaus nicht begreifen, warum man ihn nicht liegen gelassen, und verwünschte die Geschäftigkeit des Polizei-Inspektors, der Wagen und Menschen wieder in's rechte Geleise bringen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der Ursprung der Armuth Irland's.

* Die Blätter übersetzen einen Brief Louis Blanc's an die „Temps“ über die irische Landbill. Louis Blanc läßt es unentschieden, ob die Bill Irland veranlassen werde, Jahrhunderte der Unterdrückung zu vergessen, welche die tragische Geschichte seiner Verbindung mit England kennzeichnen. Er spricht es deutlicher aus, als von Seiten englischer Journale geschehen, daß die agrarischen Uebelstände in Irland hauptsächlich sich deßhalb zu solchem erschreckenden Umfange entwickelt haben, weil England früher den irischen Exporthandel und die irischen Manufakturen erdrosselt habe, wodurch das Stückchen Acker dem Irländer sein Alles wurde. Die Chronik dieser Bill stellt Blanc in folgende Tabelle zusammen. Eine Akte der Königin Elisabeth verbot die Einführung irischen Hornvieh's nach England. Eine andere Akte belegte den Import gesalzenen Fleisches von dorther mit einem Schutzzoll; und da dem Irländer noch die „Haut“ verblieb, so verbot eine dritte Akte den Import irischen Leders. Nun verlegte sich Irland auf Schafzucht und Wollproduktion. Da erschien eine Parlamentsakte unter Carl II. und erklärte irische Wolle für — Contrebande. Als darauf die Irländer Zeugweberei zu betreiben anfingen, schlugen die englischen Fabrikanten Lärm, und Wilhelm der Dritte verbot die Wollenmanufaktur in Irland, was 20,000 Fabrikarbeiter zur Auswanderung bewog. — Jetzt begann man die Seidenfabrikation in dem Schwester-Königreich, aber auch dagegen kam ein Verbot aus London. „Dies entsetzliche System,“ sagt Louis Blanc, „wurde dritthalb Jahrhunderte aufrecht erhalten. Die nothwendige Folge war, daß sich die ganze Nation auf den einzigen Lebensunterhalt durch Landbau warf, und dies artete zur verderblichen Ueberschwemmung aus.“ — Noch vor zehn Jahren würde kein englisches Blatt solche „Fakta“ für seine Leser übersetzt haben. Aber jetzt ist „Irland“ der Pfahl im Fleische geworden.

---

* (Die Argentinische Republik.) Die in Gesellschaft fast aller auswärtigen Gesandten unternommene Rundreise des Präsidenten der Argentini'schen Republik, Sarmiento, in den Provinzen des La Plata, hat nach den hierher gelangten Rapporten überraschende Aufschlüsse über ungeahnten Wohlstand gegeben. Sarmiento hatte den Vorsatz, sich über das Colonialwesen der eingewanderten Deutschen, Schweizer, Engländer und Italiener zu unterrichten, und fand seine größten Erwartungen übertroffen. Er schreibt selbst darüber: „In 19 Colonien — wovon einzelne 72 Quadratmeilen umfaßten — fand ich Ueberfluß. Zu Esperanza, bei Santa Fé, einer Schweizer-Colonie, machte mir der Gemeinde-Vorsteher das selten vernommene Geständniß: „Hier, Sennor, sind wir Alle reich!“ Dieselbe Erfahrung machte man in anderen Colonien. „Zu Frayle Muerto hatte eine Gesellschaft junger Engländer begonnen, die Pampas mit dem Dampfpfluge zu cultiviren, und sie sind jetzt Alle reich und denken an Ausdehnung ihrer Arbeiten.“ In der Colonie Canade de Gomez, deren Land der Central-Argentinischen Eisenbahn gehörte, war der Präsident Zeuge ähnlichen Fortschritts. In einem Falle hatte der Ertrag aus der Cultur einer Quadratmeile Bodens in 10 Monaten das ganze Kaufgeld gedeckt. In der Provinz Santa Fé haben die Colonisten in drei Jahren jeden ihnen geliehenen Dollar zurückgezahlt, — obwohl jede Familie 80 Morgen Landes, ein Haus, Pflüge, ein Joch Ochsen und Provision für ein ganzes Jahr erhalten hatte. — Jetzt sind sie Alle unabhängige Eigenthümer. „Einer dieser Leute,“ schreibt der Präsident, „zeigte mir eine Dampfmühle, deren Anlage ihm 10,000 Lster. gekostet, und er selber rühmte sich, mit nur 15 Franken an's Land gestiegen zu sein. Am meisten populär sind die Einwanderer „aus dem Norden Europa's.“ Seine ganze Reise beschreibt der Präsident als einen „Marsch des Vergnügens und Triumphes, unter Bezeigung herzlicher Freundlichkeit Seitens der Angehörigen aller Nationen, wie unser eigenen.“

Digitized by Google

(Romantische Entführungs-Geschichten.) Jenem nicht kleinen Theile unserer Zeitungsleserinnen, welche für die Vorgänge in der Politik nur wenig Interesse fühlen, und die ihren Lesestoff außer den Geburts- und Heirathes-Anzeigen lediglich in den Lokal- und vermischten Nachrichten suchen, fehlt es augenblicklich in englischen Blättern nicht an interessanter Lektüre, obwohl der Mordaunt'sche Ehescheidungs-Prozeß vorerst in's Stocken gerathen ist. Am 16. März allein zum Beispiel wurden drei mehr oder minder „romantische Entführungs-Geschichten" erzählt. Numero Eins spielt in einer kleinen Provinzialstadt, woselbst eine von ihrem wahnsinnigen Manne getrennt lebende Frau sich mit einem Auctionator in Verbindung setzte, um mehrere Hauseffekten zu verkaufen. — Der sechszehnjährige Sohn des Auctionators hatte die anmuthige Strohwittwe in dieser Angelegenheit öfters zu besuchen, und da die Letztere selber der Sommer erst neunzehn zählte, ist es leicht erklärlich, wenn die beiden liebebedürftigen Herzen einander anzogen, und wenn der Auctionator eines schönen Morgens die Mittheilung erhielt, sein hoffnungsvoller Sohn habe sich von der interessanten Kundschaft ansteigern lassen und mit dieser den Weg über das große Wasser angetreten. Die Glücklichen waren indeß erst in Liverpool angelangt, und es gelang, den sechszehnjährigen Entführer unter die Obhut des Herrn Papa zurückzubringen. — — In dem zweiten Falle war der Bund der Herzen bereits geschlossen, als die Verwandten der jungen Dame, der einzigen Tochter reicher Eltern in Blackpool, auf die Spur kamen, und sie sahen sich genöthigt, den ehemaligen Stallknecht — denn mit diesem war das Dämchen vor den Altar getreten — in ihre schwiegerelterlichen Arme aufzunehmen. — — Das dritte Histörchen ist so romantischer Natur, daß Ben Akiba's Satz „Alles schon dagewesen," hier ganz sicherlich nicht gilt. Mr. B..., ein Kaufmann in Glasgow, wurde Wittwer. Sowohl seinetwegen als auch um seines minderjährigen Töchterchens willen, tröstete er sich über den herben Verlust, und führte nach Jahresfrist eine züchtige Braut als Herrin in seinen verwaisten Haushalt ein. Die Jahre schwanden; Annie, der Sprößling aus erster Ehe, wuchs zur blühenden Jungfrau heran, wies die Anträge mehrerer untröstlicher Liebhaber ab, und tauschte schließlich mit einem Commis voyageur den Ring der Treue aus. Als der glückliche Gatte noch vor Ablauf der Flitterwochen von einer Geschäftsreise heimkam, fand er, daß sein Weibchen mit einem der früher abgewiesenen Anbeter eine Spazierfahrt nach Amerika angetreten habe. Die Theilnahme der Schwiegereltern, die ihn unter das eigene Dach nahmen, und zum Theilhaber des nicht unbedeutenden Geschäftes machten, vermochte den Verzweifelnden nur ganz allmälig zu trösten, doch stand er dem Geschäfte mit solchem Eifer vor, daß der Schwiegervater sich berechtigt fühlte, eine Reise nach dem Continent anzutreten, um seiner zerrütteten Gesundheit wieder auf den Strumpf zu helfen. Am Montag darauf machte der Compagnon die sämmtlichen Gelder flüssig und reiste in Gesellschaft seiner Schwiegermama, die nebenbei bemerkt, einige zwanzig Jahre älter war als er, nach Amerika ab, wahrscheinlich der ungetreuen Ehegattin nach. Die Vergnügungsreise des Gatten und Schwiegervaters erlitt, wie leicht denklich, eine höchst unangenehme Unterbrechung, — doch können wir nicht mittheilen, welchen Einfluß diese Schwitzkur auf die Gesundheit des alten Herrn ausgeübt hat.

(Raritäten.) Ein vornehmer Herr ohne Schulden; ein König, der sich nie beleidigt fand, die Wahrheit zu hören; ein Dichter, der durch seine Muse reich ward; ein demüthiger Spanier; ein zurückhaltender Franzose; ein mäßiger Deutscher; eine keusche Wittwe; ein aufrichtiges Frauenzimmer; ein Gelehrter, dessen Verdienste belohnt werden; ein mißvergnügter Thor; ein wahrer Freund; ein uneigennütziger Sachwalter.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 37.

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

Endlich nach vielen vergeblichen Versuchen wurde der Wagen wieder aufgerichtet und glücklicherweise war er noch so weit ganz, daß weiter gefahren werden konnte. Man saß aber jetzt in gespannter Erwartung, denn der nächste Augenblick konnte schon einen neuen, noch schrecklicheren Umwurf bringen, und man schimpfte auf den Rathsherrn, der sich vermessen, sie glücklich heimzubringen. Man zitterte und seufzte bei jedem Stoß und wollte alle Augenblicke vom Wagen steigen.

Diesem peinlichen Zustande mußte ein Ende gemacht werden. Ulysses fühlte nach der Wagentasche, in die er zwei Flaschen Wein versteckt hatte; sie waren noch ganz, und jubelnd berichtete er von dem Vorhandensein dieses Trösters. Die Rathsherren verzichteten auf jeden ferneren Trunk, sie wollten wenigstens halb nüchtern die Hälse brechen, aber die Anderen sprachen dafür der Flasche um so eifriger zu, und vollends der Quast-Räuberhauptmann suchte darin neuen Muth und neue Lebenshoffnung. Das gestrandete Boot der übermüthigen Laune wurde auch bald wieder flott und unter Erzählungen von Räubergeschichten, von Morden, Brennen und dazwischen schallendem Gesang fuhr man in die Vaterstadt ein, die, bereits im tiefen Schlafe liegend, sich über die tolle Schaar nicht wenig wundern mochte. Aber leider schlief nicht die ganze Stadt; die vom Polizei-Inspektor angestellten Nachtwächter waren noch zu junge Besen, um nicht etwas schärfer zu kehren, und kaum waren die Pseudo-Räuber unter höllischem Spektakel die eine Gasse hinabgesegelt, als auf den Wagen einer der Nachtwächter hinzugestürzt kam.

„Ruhe dort auf dem Wagen, oder ich sperre Euch Alle in's Stockhaus!“ — rief er der überlauten Schaar energisch zu.

Jetzt begann sich der Räuberhauptmann in unserem Polizei-Inspektor fürchterlich zu regen. Der Augenblick war gekommen, wo es galt, sich im neuen Glanze zu zeigen, und sich hoch aufrichtend, schrie er hinaus: „Was? Du willst uns Ruhe gebieten?! Kameraden! so wahr ich Euer Hauptmann bin, das soll fürchterlich geahndet werden. Wir zünden die Stadt an vier Ecken an und rauben und plündern sie bis auf's Hemde!“

Der Nachtwächter, durchaus nicht eingeschüchtert von dieser Drohung, — trat ruhig näher an den Wagen heran und gebot noch einmal Ruhe.

Ein schallendes Halloh und Gelächter folgte.

Der Hauptmann ergriff eine Flinte, und sich mit ihr zum Wagen hinauslehnend, rief er drohend: „Fort mit Dir, elender Scherge der Polizei, — oder ich schieße Dich nieder wie einen Hund!“

Jetzt stand der Nachtwächter dicht an dem Wagen, der eben an einer Laterne vorüberfuhr, und kaum war ein mattes Streiflicht der Laterne auf den Obenstehenden gefallen, als er auch schon schmählich Reißaus nahm, gefolgt von dem Triumphgeschrei der Sieger. Der Hauptmann, der mit diesem Auftritt seine letzten Kräfte vergeudet hatte, sank jetzt neben seinem Jugendfreunde, dem Bürgermeister, hin — und hatte für heute seine Rolle ausgespielt.

Digitized by Google

Die Räuber wurden nach und nach abgeladen, und endlich kam die Reihe an den Polizei-Inspektor. Die Nichte desselben war noch wach und ging mit dem Bedienten und einem Licht hinunter, dem Onkel hinauf zu leuchten, der dessen, illuminirt genug, nicht mehr bedurfte.

Die hübsche Nichte erschrack nicht wenig, als sie ihren Onkel in dieser trostlosen Verfassung ankommen sah; aber ihre Ueberraschung war ungleich größer, als sie sich plötzlich von zwei Armen umschlungen fühlte und von den zärtlichsten, glühendsten Ausrufen überschüttet wurde.

„Mein Lieb, mein Leben! endlich sehen wir uns wieder!“ — wurde ihr leise zugeflüstert, während der Bediente und der Förster den Polizei-Inspektor auf seine Stube schleppten.

„Mein Gott! Du hier, Heinrich? Wie kannst Du so verwegen sein?“ — rief Bertha — „wenn der Onkel —“

„Der schläft schon den Schlaf des Gerechten, Bertha! O, endlich sehe ich Dich wieder und kann meinem gequälten, bedrückten Herzen Luft machen. Jahre lang von einander nichts mehr hören, sich nur verstohlen sehen, das ist kein Spaß, nun dafür wollen wir uns heute rächen und die ganze Nacht mit einander plaudern.“

„Bist Du toll, Heinrich?“ — rief Bertha streng und zürnend — „wie kannst Du überhaupt diesen Streich wagen?“

„O sei gut, sei gut, Liebchen — bat Heinrich. — „Ich gehe gleich, sieh, das war heut ein kapitaler Spaß. Liebchen, Dein Onkel hat mich nicht erkannt und mich von der Jagd mit in sein Haus genommen.“

„Und Du wirst doch nicht?“ — entgegnete Bertha sogleich entschieden.

„Ich gehe schon; aber höre, nun ist Alles gut. Er hat sich einmal die Blöße gegeben, mich einzuladen, und ich sage doch, daß ich hier gewesen; was will er dann thun, als endlich einwilligen?“

„Nein, Heinrich, das geschieht nicht! Auf Kosten meiner Ehre will ich mir nicht das Glück unserer Vereinigung erkaufen.“

„Bertha, Du verschmähst den einzigen Weg, der uns zum Ziele führen könnte? Was kann jetzt, da ich mein Examen bestanden, Dein Onkel noch gegen mich haben? Ich habe ihm heute gefallen, wir sind Freunde und Duzbrüder geworden, das hat die ganze Gesellschaft gesehen, er hat mich zu sich eingeladen und jetzt kann nur die Furcht vor dem Lächerlichwerden sein Ehrgefühl mürbe klopfen. Nein, nein, Bertha, hoffen wir, es wird jetzt Alles gut, segeln wir mit günstigem Winde!“

Und er umarmte noch einmal seine Geliebte und drückte einen heißen Kuß auf ihre Lippen. Sie sträubte sich nicht, aber dann drängte sie den Ungestümen sanft zur Thüre hinaus; noch einen Kuß und die Thür schlug hinter ihm zu, der Riegel klappte.

Er stand lange noch vor dem Hause und sah dem herumgaukelnden Lichte zu, bis es erlöschte; dann trollte er sich heim, in sein Elternhaus, das, gar klein und verfallen, dem lebenslustigen frischen Studenten schon oft das Herz umschnüren gewollt.

Bedrückende, quälende Gefühle beschlichen seine Brust, wenn er an „Einst“ und „Jetzt“ dachte. Denn sein Vater hatte nicht immer hier gewohnt in diesem elenden Nest; er war einst ein reicher, angesehener Kaufmann gewesen, und ein intimer Freund des Polizei-Inspektors. Da war es denn auch gekommen, daß sich Heinrich und die Nichte des Inspektors näher an einander und einen dauernden Bund der Seelen geschlossen, der schon so manchem Sturme im Laufe der Zeit getrotzt hatte. Die beiden Alten freuten sich über die keimende Liebe der Kinder; war es doch ein recht hübsches, passendes Paar, und die Verbindung ganz nach ihrem Geschmack. Aber da war es über sie hereingebrochen, wie ein Sturmwind, hatte alle Blüthen geknickt, daß es ihrer ganzen Herzenswärme bedurfte, die schönen, süßen Liebesgedanken warm und treu zu halten.

Digitized by Google

Der Vater Heinrich's war ein Spieler — ein eifriger, unglücklicher Spieler — der nicht eher Ruhe hatte, bis Haus und Hof verspielt und gänzlicher Bankerott über ihn hereingebrochen war. Und da hatte der Sohn geschworen, — nie eine Karte zu berühren. Es waren dann traurige Zeiten gekommen, in denen der junge Heinrich all' seine Kräfte zusammen nehmen mußte, sich oben zu erhalten, aber es war dennoch aufwärts gegangen, weil er mit seltenem Muthe gegen den Wind steuerte und auszuharren verstand. Nur mit seinem „Verhältniß zu Bertha" war es zu Ende. Der Polizei-Inspektor hatte gegen den Umgang seiner Nichte mit dem Sohne des Bankerotteurs ein entschiedenes Veto eingelegt, und nur das heimliche Sehen und Finden hatten ihrer Liebe jene Dauer und Festigkeit gegeben, die dem Sturme trotzt. Um die Kluft zu vergrößern, hatte der Polizei-Inspektor dem Vater die Nachtwächterstelle verschafft, was dieser als eine Gnust ansehen mußte, denn es schützte ihn vor dem Hungern, — aber es trat ihn auch vollends in den Staub.

Der arme Student konnte, so schwer und drückend sie ihm war, die Lage seines Vaters doch nicht ändern, und mußte dies einer späteren Zeit überlassen. Die früheren Freunde hatten sich jetzt nie gekannt; kalt und herrisch fragte der Polizei-Inspektor nach den Berichten, demüthig und bescheiden gab der Nachtwächter seine Antwort, wenn es auch im Innern überkochen wollte. Aber — der Mensch ist ein Gewohnheitsthier; der Nachtwächter hatte bald den Freund gänzlich verdrängt, und da nun einmal die Linien des gegenseitigen Benehmens gezogen waren, trat der Inspektor weniger schroff gegen seinen Unterbeamten auf.

(Fortsetzung folgt.)

Eine seltsame Erzählung.

Der „Louisville Commercial" (Vereinigte Staaten von Nordamerika) erzählt folgende Wiedererweckung eines hingerichteten Verbrechers. Ein Mann, Namens Kriel, wurde in Louisville wegen Ermordung seines Weibes zum Tode verurtheilt und in der Mitte des verflossenen Januars gehängt. Kriel, heißt es, ging seinem Schicksale entgegen „trotzig, unversöhnlich und ungemein entschlossen." Wie es einem Manne in seinen Verhältnissen natürlich ist, „war seine Begierde zu leben größer, als jedes andere irdische Begehren." Als das Brett fiel, bemerkte man, daß die geschlossenen Hände und die Haltung der Füße des Verbrechers unverändert blieben, was von einer „staunenswerthen Willenskraft und Controle der Nerven zeugte." Der Hals war nicht gebrochen. General Whittaker, der bei der Hinrichtung war, erklärte, daß die Pulsation in den Kopfarterien am Halse noch erkennbar sei, nachdem der Gefängnißarzt und seine Gehilfen das Leben für erloschen erklärt hatten. Nachdem Kriel einige Minuten gehangen, wurde er abgeschnitten und in einen Sarg gelegt. „Die Augen, welche nach Abnahme der Binde halb geöffnet hervorstarrten, blieben nach einem leichten Drucke auf dieselben geschlossen, und der Ausdruck des Gesichtes war ruhig. Es trat bis zu einem gewissen Grade eine Röthung der Wangen ein, und der dunkle Fleck, wo der Strick gedrückt war, verschwand theilweise." Niemand schien sich um die Leiche zu bekümmern, und sie wurde in einem Leichenwagen in die Leichengruft im Friedhofe gebracht. „Aber jetzt," fährt der „Commercial" fort, „kommt der Schluß dieser „seltsamen Erzählung." Gegen Mitternacht kam ein leichter Wagen aus der Walnutstreet heraus; in ihm saßen drei vermummte schweigende Gestalten. Einer davon war ein sehr geschickter Arzt, der fest an die Wiederherstellung des animalischen Lebens durch den galvanischen Strom glaubte. Im Wagen befanden sich eine Matratze und mehrere wollene Decken. Der Wagen hielt nahe an der Friedhofsmauer an. Der Kutscher hielt das Pferd, und zwei Mann gingen in die Gruft. Bald kamen

Digitized by Google

ſie zurück und trugen eine bewegungsloſe, in eine Decke eingewickelte Geſtalt mit ſich. — Die Geſtalt wurde auf die Matratze gelegt, und der Wagen bewegte ſich ſtille zur Stadt zurück. Die Leiche wurde der Werkſtätte eines höchſt erfahrenen und gelehrten Arztes zugeführt; gegen zehn oder zwölf erregte und erwartungsvolle Studirende ſahen der Ankunft des Wagens entgegen. Der Körper wurde in rücklehniger Stellung auf den Tiſch gebracht, die Kleider geöffnet, die Bruſt ausgedehnt und in eine der Venen des Armes ein Einſchnitt gemacht. Anfangs kam nur ein kleiner Tropfen ſchwarzen Blutes hervor; aber wiederholte Einſchnitte und Drehungen des Körpers veranlaßten endlich das Hervortröpfeln von mehr Blut. Nun wurde der galvaniſche Strom in Anwendung gebracht, und in weniger als fünf Minuten begann das warme Blut durch den kalten Körper zu fließen, und endlich öffneten ſich die Augen. Die Studirenden ſtanden blaß da und konnten die Erſcheinung, die vor ihnen vorging, kaum faſſen. Einer von ihnen fragte Kriel: „Haben Sie ein Gefühl?“ Die Augen antworteten ausdrucksvoll, und die Lippen öffneten ſich, aber ſie brachten kein Wort hervor. Reizmittel wurden dem wiederbelebten Verbrecher in die Kehle gegeben, und nachdem er noch keine ganze Stunde in der Werkſtätte des Arztes geweſen, ſetzte er ſich auf und fragte: „Was haben Sie gethan? Lebe ich?“ Die Beſtürzung und doch wieder die profeſſionelle Freude der Zuſchauer wurde laut ausgedrückt. Alsbald that man Schritte, das auf ſo wunderbare Weiſe wieder hergeſtellte Leben zu erhalten. Freunde verkleideten Hrn. Kriel und gaben ihm Unterhaltsmittel; und bei Tagesanbruch ſah man einen ſchwachen und wankenden, aber in ſeinem Benehmen doch feſten und ſicheren Mann den Fluß überſchreiten — und zuletzt ſah ihn ein aufmerkſamer ſchweigſamer Freund, der bei ihm blieb auf dem Eiſenbahnzuge bis Seymour, Indiana, von wo aus er ſeinen Weg geht einem unbekannten Schickſale entgegen.

(Die beſtrafte Klatſcherei.) Ein zudringlicher Menſch kam einmal zum Kardinal Richelieu, um ihm die gehäſſigen Ausdrücke zu hinterbringen, die ſich einige Perſonen von Rang gegen ſeinen Charakter und ſein Betragen erlaubt haben ſollten. „Wie können Sie, Unverſchämter,“ fuhr ihn Richelieu an, „ſich unterſtehen, mir alle dieſe Schimpfreden in's Geſicht zu ſagen, und Perſonen Schuld zu geben, von denen ich weiß, daß ſie die größte Ehrfurcht für mich hegen?“ Hiermit zog er die Klingel, ließ einen Pagen kommen, und ſagte: „Geht, und werft mir den beſchwerlichen, boshaften Buben die Treppe hinunter.“

An die lieben Störche.

So ſeid uns tauſendmal willkommen!
Das alte Neſt ſteht noch bereit.
Euch iſt auch diesmal unbenommen
Zu klappern nach Gemüthlichkeit.

Ihr Störche könnt von Allem ſchwatzen,
Beklappern, was ihr ſeht und hört,
Habt Redefreiheit wie die Spatzen,
Die noch kein Staatsanwalt geſtört.

Beſeh't die Stadt euch wie ſeit Jahren,
Betrachtet ſie von Haus zu Haus,
Und kränkt es euch, was ihr erfahren,
So klappert's in die Welt hinaus.

Bringt ihr auch reichen Kinderſegen?
Nun ja, das wird wie immer ſein.
Bringt aber auch ſtatt Schnee und Regen
Nun endlich einmal — Sonnenſchein!

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 38.

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

Als Heinrich heimkehrte, erzählte ihm der Vater, — denn dieser war der von den Räubern angefallene Nachtwächter gewesen, sein Abenteuer, und daß er nur deßhalb die Flucht ergriffen, weil er den Polizei-Inspektor erkannt habe. Heinrich war darüber außer sich vor Freude. Das änderte die ganze Sache und mußte geschickt in seine Pläne verflochten werden. Er bat deßhalb seinen Vater, morgen ganz unbefangen Anzeige zu machen und ja nichts von seiner Kenntniß des wahren Sachverhaltes durchblicken zu lassen. Und dann am frühen Morgen war Heinrich der Erste auf den Beinen, um beim Bürgermeister und den übrigen Jagdgenossen das tiefste Stillschweigen zu erbitten, und der Erstere war, eingedenk des ihm gestern weggeschossenen Rehbockes, gern bereit, dem Polizei-Inspektor einen Streich zu spielen. — „Wenn er sich wirklich verrannt hat und keinen Rath mehr weiß," erklärte der Student seinen Plan, „dann nennt mich als den „Oedipus," der das Räthsel lösen und ihn befreien könne, — ich werde schon meine Forderung stellen."

„Die Nichte?" — fragte lächelnd der Bürgermeister.

„Getroffen!" — jubilirten seine beiden Gäste, die Studenten — „das wird ein famoser Witz und dann gibt's Hochzeit!"

„Und das Alles durch Schillers Räuber!"

Der Polizei-Inspektor ahnte wenig von dem Ungewitter, das sich über ihm zusammenzog; er schlief noch immer wie ein Murmelthier, und sein Schlaf war ein so tiefer, daß er aus demselben förmlich wie aus einem unterirdischen Schacht heraufstieg und nicht begreifen konnte, daß heute die Sonne schon so hell in sein Zimmer scheine.

„Quid novi?" — rief er seinem Bedienten zu.

So viel hatte der Alte schon vom Latein begriffen, daß er stets darauf passende Antwort gab. „Der Nachtwächter Müller wartet auf den Herrn Inspektor, denn es sind diese Nacht schreckliche Geschichten vorgefallen."

„Schreckliche Geschichten? — Und Du weckst mich nicht?" — schrie der Inspektor, außer sich, und sprang mit einem gewaltigen Satze aus dem Bette.

„Ich habe geklopft, aber Sie schliefen zu fest."

„Ja, lieber Johann," sagte der Inspektor entschuldigend — „Du weißt, ich habe gestern bis tief in die Mitternacht über den nichtswürdigen Akten sitzen müssen."

„Aber Sie waren ja gestern zur Jagd!"

„Nun, Du Esel, weißt Du nicht, daß ich stets noch arbeite, wenn ich nach Hause komme?"

„Ja, ja, ich glaub's schon, 's ist kein Spaß, Alles in Ordnung zu halten," sagte der Bursche mit seiner dümmsten Miene; aber als sein Herr sich hastig angezogen hatte und in die Amtsstube gestürzt war, rief er lachend: „Im Kopfe mag's ihm freilich schön gearbeitet haben, denn so habe ich ihn gar noch nicht gesehen."

Digitized by Google

Der Polizei-Inspektor war wieder ganz Feuer und Flamme über den Bericht des Nachtwächters. Wie immer, war die Erinnerung an die gestrigen Erlebnisse in ihm radikal weggefegt — und nicht die leiseste Idee tauchte in ihm auf, daß diese schreckliche Schilderung mit seinem werthen Ich in Verbindung stand. Aber die Anzeige war auch schrecklich und so etwas in der kleinen Stadt ganz unerhört. Als der Nachtwächter seinen Bericht beendet hatte, rief der Polizei-Inspektor außer sich: „Also eine ganze Bande! Sagen Sie, warum haben Sie nicht die Kerle arretirt und in's Stockhaus gebracht?"

„Es ging nicht," entgegnete dieser trocken. „Es waren ihrer zu Viele, aber sie brüllten von nichts als Mord und Brand, — und wollten die Stadt an vier Ecken anzünden."

„Das ist ja schrecklich, daß Sie Keinen abgefaßt!" — lamentirte der Inspektor — „hätten Sie wenigstens Einen festgenommen, den hätten wir dann schon zum Geständniß gebracht."

„Sie waren Alle wie Rasende, und besonders der Hauptmann, — das war ein wüthender Kerl, der legte schon die Büchse auf mich an, und ehe ich um Hülfe schreien konnte, war die ganze Bande fort."

„Und Sie haben keine Spur mehr davon? Keinen erkannt?" — jammerte der Polizei-Inspektor im vollen Amtseifer.

„Keinen!" — entgegnete der Nachtwächter, seinen ganzen Ernst zusammennehmend.

„Das ist schrecklich! — Wir haben vielleicht die nichtswürdige Bande in unseren Mauern und können Mord und Brand gewärtigen! — Lieber Müller, wir müssen ein Unglück verhüten, der größte Eifer thut uns Noth. Suchen Sie der Bande auf die Spur zu kommen, ich setze von Amtswegen eine Belohnung darauf. Ich fliege sogleich zum Bürgermeister, die Geschichte anzuzeigen und mit ihm die geeignetsten Sicherheits-Maßregeln zu berathen. Müller, spioniren Sie, es gilt die Sicherheit und das Wohl der Stadt!" und damit eilte er fort zum Bürgermeister, den er schon beim Mittagessen und in der behaglichsten Laune von der Welt traf.

„Denke Dir, Verehrtester," begann er mit fliegender Hast, — „unsere Sicherheit steht auf dem Spiel, eine Räuberbande?" — keuchte er hervor.

„Eine Räuberbande?" — fragte der Bürgermeister trocken.

„Ja, unser Nachtwächter ist ihr auf die Spur gekommen, es soll ein fürchterliches Corps sein, eine Bande, und besser bewaffnet als die Potsdamer Garde."

„Ach, dummes Zeug!" — entgegnete der Bürgermeister — „laß Dir nichts weiß machen, Bruder; was Bande? Versoffenes Gesindel wird's gewesen sein!" — Und dabei spielte ein recht behaglich ironisches Lächeln um seine Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine fürchterliche Nacht.

Dem Ritter v. Bohr, traurigen Angedenkens, wurden 5000 Gulden gestohlen. Er war in Verzweiflung, denn die Banknoten waren — „unvollendete Falsifikate." Der Banknotenfälscher zitterte für den Dieb, weil er für sich selbst zu zittern hatte. Sein Verdacht fiel auf einen Schlossergesellen, Namens Michel, der sich seit einigen Tagen im Hause beschäftigt hatte. Hans, der zwölfjährige Sohn des Hausmeisters war ein pfiffiger Bursche, er kannte Michel und versprach Herrn v. Bohr, zu erforschen, ob der Schlosser-Geselle der Dieb sei oder nicht. Der Banknotenfälscher sicherte dem Diebe Verschwiegenheit zu, und versprach die Falsifikate mit gemünztem Golde einzulösen.

In einer entlegenen Vorstadt war die als Diebesherberge berüchtigte Kneipe „zur Elster." — Hans beschloß, den Elsternwirth in's Vertrauen zu ziehen, denn er wußte,

Digitized by Google

daß dieſer nicht nur Herbergsvater der Diebe, — ſondern auch ein geheimer Agent der Polizei war, der er ſchon manche Elſter in's Garn geliefert hatte, ſo auch drei Gauner, die jedoch vor Kurzem erſt dem Spielberg wieder entſprungen waren und dem Elſternwirth blutige Rache geſchworen hatten. Davon wußte aber der Elſternwirth nichts, als er, mit einer Lampe in der Hand, den Knaben in den dunklen geräumigen Keller führte, wo die Diebe in jeder Nacht ihre Beute zu theilen pflegten. Hans ſollte aus ſeinem Verſteck erlauſchen, ob der Banknotendieb unter ihnen ſei oder nicht.

„Da hinter dem großen Faß verſteck' Dich, Junge," ſagte der Elſternwirth, „aber rauche mir ja keinen Tabak, denn es iſt ein Pulverfaß."

„Ein Pulverfaß!" rief Hans entſetzt.

„Meine Gäſte haben es dahin geſtellt, um die „Nummerirten" in die Luft zu ſprengen, wenn ſie ihre Naſen in den Keller ſtecken ſollten."

Der Knabe kauerte ſich hinter dem Faſſe nieder, und der Elſternwirth ſchritt der Kellerthüre zu, um ſich zu entfernen, — da ſtanden ihm plötzlich, wie aus der Erde getaucht, die drei entſprungenen Sträflinge, unter ihnen der Schloſſergeſelle Michel — gegenüber.

Der Wirth ſtand einen Augenblick wie gelähmt vor Entſetzen, dann verſuchte er zu entſpringen, aber ſchnell wie der Blitz warfen ſich die drei Strolche über ihn, und ehe er noch einen Laut von ſich geben konnte, lag er gebunden und geknebelt zu ihren Füßen.

„Wir ſind da, um Dir die Zeche für die Vergnügungsreiſe auf den Spielberg zu zahlen, Vater Waſtel," rief höhnend Michel. „Saldire die Rechnung mit Deinem letzten Vater unſer. Die „geheime Polizei" ſoll morgen erfahren, wie wir ihre Denunzianten reſpektiren."

„Gebt ihn mir her!" rief der Zweite der Gauner, der auf ein Faß geſtiegen war, und einen Strick an einen Nagel befeſtigte. „Der arme Kerl wird froh ſein, wenn er ſchnell abgefertigt wird."

Während die beiden Andern den Elſternwirth erhoben, riß die Schnur, mit welcher er gebunden war, ſo daß er ſchwer auf das Ziegelpflaſter herunterfiel. Aber, obgleich man ſeine Rippen krachen hörte, ſtand er augenblicklich auf den Beinen und ſtürzte mit der Lampe in der Hand — gerade auf das Pulverfaß zu. Die drei Schurken ſtanden wie verſteinert, und hätten höchſt wahrſcheinlich in der nächſten Sekunde eine kleine Luftfahrt gemacht, wenn nicht Hans mit einem gellenden Schrei aus ſeinem Verſteck geſprungen wäre, und ſich dem Elſternwirth in die Arme geworfen hätte. Im Nu hatten die drei Mordgeſellen ſich wieder ihres Opfers bemächtigt — und diesmal entkam es ihnen nicht mehr, denn gleich darauf ſah man es zwiſchen Himmel und Erde baumeln, wenn man in einem Keller Himmel und Erde gelten laſſen will.

„Gebt mir auch den Jungen her!" rief der Gauner, der den Henker ſpielte. „Es iſt auch für ihn noch Platz genug an dieſem Nagel."

„Warum nicht gar!" — proteſtirte Michel. „Es iſt Hans, der Sohn des Hausmeiſters, wo wir die Banknoten geſtohlen. Er hat uns heute Nacht das Leben gerettet. Es iſt genug, wenn wir ihn binden und knebeln, damit er nicht Lärm ſchlagen kann — und wenn der Tag graut, werden wir auf flinken Pferden ſchon einen tüchtigen Vorſprung genommen haben, wenn man uns auch verfolgt."

Hans wurde gebunden und geknebelt, neben das Pulverfaß gelegt, die Lampe gelöſcht, und die drei Mordgeſellen machten ſich aus dem Staube.

Vielleicht hatten ſie noch nicht die Straße erreicht, als der arme Junge aus ſeiner Ohnmacht erwachte und ſich von unzähligen Ratten beſprungen und beſchnuppert fühlte, und er hatte weder Hände noch Füße frei, um ſich gegen die kleinen Beſtien zu wehren, die wie die unverſchämteſten Schmarotzer ſich auf ſein junges Fleiſch zu Gaſte laden

Digitized by Google

wollten. Sie sprangen so ungenirt und lustig pfeifend um und auf ihm herum, daß er auch bald pfeifen zu müssen fürchtete, aber aus dem letzten Loche, — wie man zu sagen pflegt. Bald fingen die kleinen Ungeheuer zu nagen und zu beißen an, als ob sie sich das kleine wohlgenährte Menschenkind recht gut schmecken lassen wollten diese Nacht.

So sangen und so gut es ging, hatte der gefesselte und gekuebelte Junge doch hin und wieder eine so kecke Bestie erdrückt — oder mit einem gewaltigem Kopfschütteln von seiner Nase geschleudert, aber der Feind hatte zu viel Hilfstruppen, die ihn zwangen, sich in seiner Verzweiflung hin und her zu wälzen, bis er endlich, vom Blutverlust erschöpft, zunächst der Hinterthüre bewußtlos liegen blieb, und mit dem letzten Seufzer seinen gefräßigen Gästen einen guten Appetit zu wünschen schien.

Die Legion der Gäste dachte jetzt ernstlich an den Schmaus, — und die kleinen Menschenfresser hatten sich gerade über den Lendenbraten gemacht, als sich geräuschvoll die Thüre öffnete und ein heller Lichtstrahl auf die Tafel fiel.

Husch — husch — eine große Retirade, und aus war es mit den Freuden des Mahls. Eine patrouillirende Polizeiwache hatte die drei Mordgesellen erwischt, — die Diebsherberge ausgehoben, und war endlich auch in den Keller gedrungen, wo sie den erhenkten Gastwirth und den gefesselten ohnmächtigen, und aus unzähligen Wunden blutenden Knaben fand.

Die Mörder entgingen dem Galgen nicht, wohl aber der Banknotenfälscher Ritter von Bohr einstweilen dem Criminal, denn die gestohlenen Falsifikate waren verschwunden und kamen erst viele Jahre später zum Vorschein.

Das kleine Hänschen ist ein großer Hans, Bürger und Meister geworden, aber die Rattenbisse trägt er noch immer zur Schau, als ob er in jener fürchterlichen Nacht am ganzen Leibe tätowirt worden wäre.

Räthsel.

Zum ersten Paar sind wir gar oft berufen,
Man steigt zu ihm bald auf recht hohen Stufen,
Bald auch in tiefer Niedrigkeit.
Es bleibt von jedem Mädchen ferne,
Und dienet nur den Frauen gerne
Ist kurz und lang und schmal und breit.

Das zweite Paar wirkt auf dem Felde,
Im Haus, beim Spiel, beim Kind, beim Gelde
Ist allermeist von hohem Werth.
Dem Ganzen mangeln oft die Züge
Aus Hufeland's Gesundheitswiege,
Doch findet man es oft gelehrt.

* * *

Jeder Abonnent, der die richtige Auflösung bis 5. April einsendet, erhält ein Heftchen Gedichte und Erzählungen, außerdem wird unter den richtigen Einsendungen ein Preis verloost, bestehend in einem Buche nach dem Geschmacke des Gewinners.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 39.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

Von

Richard Michaelis.

Nachdruck ist ohne Erlaubniß der Eigenthümer (Duncker und Simion in Berlin) nicht gestattet.

I.

Im Pommerlande, nicht fern von den Gestaden der Ostsee, liegt ein Dorf von mäßigem Umfange, das meist von Fischern bewohnt, auf den ersten Blick die Armuth seiner Insassen erkennen läßt. Bunt durcheinander gewürfelt, stehen die dürftigen, aber reinlichen Hütten der Bauern und Fischer; nur in der Mitte des Dorfes, da wo die Kirche ihren kleinen Thurm durch die umstehenden Linden in die blauen Lüfte streckt, ist ein kleiner freier Platz gelassen, um welchen sich die nächstliegenden Gebäude in einiger Ordnung schaaren.

Zu diesen Häusern gehört das weinlaubumkränzte Pfarrgebäude mit seinen wenigen freundlichen Zimmern. Das Gärtchen vor der Thür und das Ziegeldach hoben die Pastorwohnung vortheilhaft aus den umliegenden Gebäuden hervor und verliehen ihr den Anstrich einer gewissen Behäbigkeit.

Vor wenigen Wochen hatte man den alten Herrn, den sie so manches Jahrzehnt hindurch beherbergt, hinausgetragen und auf dem stillen Friedhof neben seine Vorgänger gebettet.

Sein Nachfolger, Pastor Rasch, sah sich jetzt endlich, nachdem er zehn Jahre auf Anstellung geharrt, in der Lage, seine treue Braut nach vieljährigem Brautstande heimzuführen, und nachdem in der kleinen benachbarten Stadt die Hochzeit gefeiert, zog er mit seiner Frau und seiner hochbetagten Mutter in die neue Heimath. Die alte würdige Dame überlebte nicht lange die glückliche Veränderung ihres Sohnes; aber der tiefe Schmerz, welcher die Zurückgebliebenen ergriff, als sie die treue Mutter verloren hatten, wurde bald durch die Geburt eines Sohnes gedämpft.

Eine lebhafte Debatte entstand hinsichtlich des Taufnamens, welchen der kleine Weltbürger, der Held unserer Erzählung, erhalten sollte.

Der sonst gegen alle Welt so nachgiebige Herr Pastor bestand mit großer Hartnäckigkeit darauf, daß der Täufling Donatus „der Geschenkte" geheißen werde, so daß sich endlich die Mama genöthigt sah, nachzugeben, um den ersten ehelichen Zwist zu vermeiden, der unvermeidlich schien, wenn sie auf ihrem Willen bestand, den Knaben „Ernst" zu rufen.

Digitized by Google

Donatus wuchs heran als ein kräftiger, blondköpfiger Junge mit guten Anlagen, die vom Vater mit der größten Sorgfalt gepflegt und entwickelt wurden, während die Mutter in dem geweckten Knaben den Sinn für Häuslichkeit heranbildete, durch welchen allein ein ächtes Familienleben denkbar wird.

Immer hätte diese Erziehung aber an einer gewissen Einseitigkeit gelitten, weil der Vater wie die Mutter durch langes Dulden und Hoffen mehr eine passive Ergebenheit, als thatkräftige Energie kannten, wenn nicht die für einen jungen Mann, der den Kampf mit dem Leben aufnehmen soll, unentbehrliche Thatkraft in dem jungen Donatus von einer andern Seite geweckt und gepflegt worden wäre.

Der Umgang des Pastor Rasch beschränkte sich nämlich auf den Lehrer des Dorfes und den Förster, dessen Beaufsichtigung die benachbarten königlichen Forsten anvertraut waren. Beide waren die Pathen unseres Helden, und dem alten Förster Grunert hatte Donatus es zu danken, daß er im Schießen, Schwimmen, Reiten, Turnen und anderen ritterlichen Tugenden unterrichtet wurde und ihm frühzeitig Energie und Selbstvertrauen eingeflößt ward.

Obgleich Donatus mehr Lust am Leben im Freien, als an der Thätigkeit in der Studirstube hatte, so machte er doch schnelle Fortschritte, und fügte sich auch willig den Beschlüssen des Familienrathes, welcher ihn, nachdem er das sechszehnte Jahr erreicht hatte, für den Kaufmannsstand bestimmte.

Durch einen Vetter Grunerts erhielt er eine Stellung in Hamburg, wo er bis zum neunzehnten Jahre mit Erfolg thätig blieb, als eine typhöse Krankheit in diesem Jahre seine Eltern dahinraffte. Der alte Grunert starb ein Jahr darauf und setzte sein durch diese schnell auf einander folgenden Schicksalsschläge schwergeprüftes Pathkind zum Erben seiner mäßigen Habe ein.

Oft wenn Donatus in der düstern Comptoirstube am Wandrahm gesessen, jener Straße Hamburgs, in welcher sich die großen Firmen der alten Hansestadt mit ihren Generalstäben von Buchhaltern, Commis und Lehrlingen, Kaffenboten und Hausknechten niedergelassen, wenn er Rechnungen auszog, oder späterhin „Werthe“ und „Geschätzte“ vom so und so vielten beantwortete, — oft hatte er dann sich aus dem finstern Zimmer, in dem an trüben Tagen schon Mittags die Gasflammen brannten, hinausgesehnt in seinen grünen Wald am Gestade der Ostsee; und seine Gedanken waren weiter geschweift, hinüber nach den Wäldern und Prärien Amerika's, an deren Grenze der Ansiedler so häufig mit Büchse und Messer sein wohlerworbenes Recht gegen die kampflustigen Ureinwohner vertheidigen muß. Er hatte geträumt von einer einfachen Hütte unter hohen Eichen, von einigen ringsum geklärten Aeckern, von muthigen Pferden und blökenden Rindern, welche Abends von der üppigen Weide heimkehrten.

Nachdem nun die kühle Erde Alles deckte, was ihm besonders lieb und theuer im alten Vaterlande war, erwachte sein Sehnen in die Ferne mächtig, und er beschloß, demselben zu folgen. Mit schwerem Herzen nahm er von Allen Abschied, die ihn kannten und lieb gewonnen; manche Thräne zerdrückte er in seinem Auge, als er dem Nachfolger seines Vaters dessen Habseligkeiten überließ und den Nachlaß des alten Grunert ebenfalls verkaufte; — dann aber riß er sich gewaltsam von der Heimath los, — und wenige Tage später befand er sich auf der „Borussia,“ die mit voller Dampfkraft dem Hafen von New-York zueilte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

„Die Räuberbande dummes Zeug!“ — schrie jetzt außer sich der Polizei-Inspektor, „nein, höre, das ist mir doch zu stark, ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht vor Angst und Noth und komme deßhalb zu Dir gelaufen, und Du sprichst ganz ruhig: Räuberbande, dummes Zeug! Ich sage Dir, wir müssen etwas thun und die Stadt vor dem Untergange retten.“

„Ich denke, wir thun nichts!“

„Du willst lieber Deinen Mittagsschlaf halten und die Stadt anzünden lassen,“ — eiferte sein feuriger College, der wie gewöhnlich durch Widerstand sich nur um so heftiger in seine Ansicht hineinrannte, „nun, dann werde ich die Initiative ergreifen, und allein handeln. Ich werde sogleich die Bürger unter Waffen rufen, Wachen ausstellen und Tag und Nacht patrouilliren lassen, und wir wollen sehen, wer die Stadt gerettet hat!“ — Und damit schritt er würdevoll hinaus.

„Warte, Du sollst mir den Rehbock büßen,“ murmelte der Bürgermeister vor sich hin und stopfte seine Pfeife, um dann gemüthlich, ganz wie sein Freund vorausgesagt, sein Mittagsschläfchen zu halten, während sich dieser redlich abhetzte und die ganze Stadt mit der Räubergeschichte in Allarm brachte.

Es war eine Unruhe, eine Fieberhast in das sonst so stille Städtchen gekommen, die entsetzlich war, denn das Gerücht von dem Räuberbesuche war lawinenartig geschwollen und nicht mehr ein Wagen, ein ganzer Heuschreckenschwarm von Räubern war vergangene Nacht hier eingefallen. Vor dem Rathhause mußte die Bürgerwehr aufmarschiren, kein Mann durfte fehlen, obwohl sich gar Viele krank gemeldet und manche Frau flehentlich um das Zurücklassen ihres Mannes gebeten hatte. Der Polizei-Inspektor war unerbittlich. — „Es gilt das Wohl der Stadt — und wir wollen uns bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen!“ — rief er, und einige Verwegene schrieen „Hurrah!“ Aber über den Rücken der Meisten lief ein kalter Schauer, und sie hörten schon die Mordgewehre der Räuber auf sich anschlagen. Es war eine schwere, fürchterliche Zeit und die Räuberbande ruhte wie eine düstere Gewitterwolke auf Aller Häuptern, um vielleicht schon im nächsten Augenblicke hinter ihrem Rücken niederzuschlagen. Wachen durchzogen die Stadt, Signale wurden gegeben und die Frauen zeterten schon gewaltig darauf los bei dem fürchterlichen Gedanken, ihre Männer als Krüppel und todtgeschossen wieder zu sehen, oder wohl gar von den „wilden Räubern“ im Sturm erobert zu werden. Zu ihrer Genugthuung konnten sie all' ihren Groll auf den Polizei-Inspektor werfen, der wenig darum wußte, was es sagen wollte, Familienväter von der Seite ihrer Frauen und aus dem Schooße der Familie zu reißen, aber es half doch nichts, Alles mußte fort.

Müde und abgehetzt von den vielen Anordnungen zur Vertheidigung der Stadt, — eilte er endlich in die Conditorei, in der um die Abendstunde gewöhnlich die Honoratioren der Stadt sich versammelten, und bei einem Glase Wein nach gethaner Arbeit sich gütlich thaten. Er fand schon eine zahlreiche Gesellschaft vor, und sonderbar genug, alle die gestrigen Jagdfreunde, selbst der Bürgermeister, hatte seinen Mittagsschlaf beendigt und sich eingefunden.

Die Jagdgenossen hatten sich während des Lärms und der Unruhe in der Stadt behaglich in der Conditorei versammelt und schwelgten in dem süßen Gefühle des Besitzthums eines prächtigen Geheimnisses. Hätte er nur eine Viertelstunde den Gesprächen und dem Gelächter seiner Commilitonen ungesehen zuhören können, es würde in ihm schrecklich Tag geworden sein über den schwarzen Anschlag, den man gegen ihn entworfen. Er hatte gemeint, sein stärkendes Glas Wein allein trinken zu können, und war nicht wenig überrascht, hier noch die Leute gemüthlich zechend zu finden, die längst die Pflicht

Digitized by Google

auf ihre Posten hätte rufen sollen. — „Zum Teufel! was treibt Ihr denn hier?“ — rief er sogleich erbittert.

„Trinken, Hundehaare auflegen!“ — antwortete sogleich ein Student.

„Schöne Geschichten! Auf die Mauern mit Euch! Gerade Ihr solltet Euch vor der Gefahr nicht so feig verkriechen!“

„Verkriechen? Bruder, werde nicht anzüglich!“ — war die allseitige Entgegnung.

„Ihr könnt hier zechen und bankettiren, — während ich mir schon die Beine abgelaufen habe?“

„Aber was gibt es denn?“ — riefen Alle, unbegrenztes Erstaunen heuchelnd und den Polizei-Inspektor umringend. Nur der „Bürgermeister“ blieb ruhig in seinem Winkel sitzen.

(Fortsetzung folgt.)

---

* (Nummer Sieben.) In Dicken's Wochenschrift „All the Year Round“ lesen wir: „Nummer Sieben ist eine Lieblingszahl in vielerlei weltlichen und socialen Dingen. Wer kennt nicht (von der oft wiederkehrenden Siebenzahl im christlichen Cultus abgesehen) die sieben Steine der Araber und die sieben Dreifüße des Agamemnon, die sieben Wunder der Welt und die sieben Hügel, auf welchen, der Sage nach, mehr denn eine Stadt gebaut ist? Dann gibt es sieben Planeten und sieben Sterne, erstere durch moderne astronomische Entdeckungen rücksichtslos aus der Ordnung gebracht; letztere, anwendbar entweder auf die sieben Hauptsterne im Orion, diejenigen im großen Bär, oder auf die Plejaden, das herrliche Siebengestirn. Ferner kennen wir die sieben Schläfer von Ephesus, deren gesunder Schlaf 229 Jahre dauerte, nebst deren Gefährten, die sieben mohammedanischen Schläfer, und die sieben Schläfer des Nordens. Bekanntlich gibt es sieben freie Künste, sieben Sinne, sieben Noten in der Musik, sieben Farben im Regenbogen, nicht mehr und nicht weniger. In alten Chroniken wird auch von einer Jury von sieben Matronen erzählt. Die Lehrlingszeit pflegte in der Regel, früher häufiger wie jetzt, sieben Jahre zu dauern, und mancher Uebelthäter mußte erfahren, daß sieben Jahre die gewöhnliche Dauer einer Transportations-Sentenz war. Vor einigen Jahren wurde die Bildung eines sogenannten „Siebziger-Club's“ in Anregung gebracht, dessen Mitglieder ein Alter von siebenmal 10 Jahren oder darüber haben sollten, während alle „jungen Leute“ zwischen 65 und 70 nur als „Novizen“ Aufnahme finden sollten. „Sieben Eichen“ ist der Name einer lieblichen Ortschaft in Kent; und Dechant Stanley berichtet in seinen Reisebildern von sieben in einer geraden Linie stehenden Eichen in einer palästinischen Ortschaft, an welche sich folgende alte Legende knüpft. Als Kain seinen Bruder Abel erschlagen hatte, mußte er zur Strafe die Leiche während des langen Zeitraums von 500 Jahren herumtragen und in dieser Ortschaft begraben; um dieselbe zu markiren, pflanzte er seinen Wanderstab in das Grab, — und daraus wuchsen die „sieben Eichen.“

„Der Bedauernswertheste vom ganzen Militär ist doch der Tambour! Der muß sich Tag und Nacht mit dem Fell vom Kalb herumschlagen, ohne auch nur eine Ahnung zu haben, wer das Fleisch davon gegessen hat.“

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 40.

Donatus Raſch.

(Fortſetzung.)

II.

Heiter lachte die aufgehende Sonne auf das Meer nieder, deſſen ſchimmernde Wellen ſchmeichelnd den ſtolzen Bau der Boruſſia umſpülten, als dies Schiff die letzten Kreidefelſen von Alt-England paſſirte. Donatus ſtand an den Bord des Dampfers gelehnt, und blickte gedankenvoll nach der verſchwindenden Küſte hinüber, nach den letzten Felſen, die Europa dem Scheidenden zeigte.

Wie ſo Viele beim letzten Blick auf die „Nadeln," jene einzeln aus dem Meere auftauchenden Kreide-Blöcke, der Heimath gedenken — und die Gedanken zurückſchweifen laſſen auf das ganze vergangene Leben, ſo blickte auch Donatus zurück auf die Tage, die er als Kind und Jüngling in dem traulichen Pfarrhauſe verlebt hatte.

Als Donatus ſich umwandte, erblickte er, an eines der acht Rettungsboote gelehnt, einen Mann, der von allen Paſſagieren ihm das meiſte Intereſſe eingeflößt hatte.

Wolfgang Brenneck war ein ſchlank und kräftig gebauter Mann von etwa fünfunddvierzig Jahren. Tiefe durchgeiſtigte Geſichtszüge und das Grau, welches hier und da ſich in dem ſchwarzen kurzgeſchnittenen Bart und Haarwuchs zeigte, ſprachen von einem reich bewegten Leben. Sein Benehmen war höflich-kalt und zurückhaltend, nur Donatus ſchien ſeine Theilnahme geweckt zu haben.

„So recht," — ſprach Brenneck, „ſchließen Sie ab mit der alten Welt, verſenken Sie die Erinnerungen in's Meer, ſobald jene Felſen ganz verſchwunden ſind; und wenn Sie einen gutgemeinten Rath befolgen wollen, binden Sie Ihren Paß, Ihren Geburts-, Tauf-, Impf-, Confirmations- und Militärſchein — mit welchen für den reiſenden Deutſchen unentbehrlichen Dokumenten Sie ohne Zweifel verſehen ſein werden — in ein ſauberes Packet, thun Sie Alles, was Sie an Grundſätzen etwa mit ſich umhertragen, hinzu, und werfen Sie den ganzen Trödel den Erinnerungen nach. — Man thut nicht wohl, auf großen Expeditionen viel Gepäck mit ſich zu führen."

Donatus hatte in den wenigen Tagen ihres Beiſammenſeins Brenneck hinlänglich kennen gelernt, um zu wiſſen, daß die herbe Schaale einen edlen Kern umgab, und er entgegnete daher lächelnd: „Jene ſo nützlichen Legitimations-Papiere will ich, wenn nicht in das Meer, ſo doch auf den Grund meines Reiſekoffers verſenken; was dagegen meine Grundſätze betrifft, ſo hoffe ich, daß es ſich mit denſelben auch in den Vereinigten Staaten und in Canada wird leben laſſen."

„Ohne Zweifel werden Sie mit den Anſichten, welche Sie bisher mir gegenüber entwickelt haben, auch in der Union exiſtiren können; falls aber meine Annahme begründet iſt, daß Sie, wie ſo viele Tauſende vor Ihnen, — die alte Heimath aufgeben, um ſchneller ein Vermögen erwerben zu können, das Ihnen eine unabhängige Stellung im Leben ſichert, ſo werden Sie in dieſem Beſtreben mit einigen Millionen von „damned smart Yankees" konkurriren müſſen, ungerechnet der Hunderttauſende von „Landsleuten."

Digitized by Google

Besagte Yankees und Landsleute werden aber sämmtlich Ihnen weit überlegen sein, — wenn Sie es aus moralischen Rücksichten verschmähen, ebenfalls zu jedem gesetzlich erlaubten Mittel zu greifen."

So sprach Brenneck, und sein Antlitz, auf welchem sonst ein gewisser Humor den Ernst der Züge mäßigte, zeigte jetzt eine fast finstere Strenge.

„Sie meinen also, daß ich jeden Grundsatz und dasjenige, was wir Gewissen zu nennen pflegen, aufgeben soll, um mit allen Mitteln dem goldenen Kalbe nachzujagen?" fragte Donatus. „Und was sollte mir den nöthigen Halt geben, den ich bisher in der Stimme meines unsichtbaren inneren Rathgebers fand?"

„Der Mensch muß nie zu viel auf einmal wollen," — entgegnete Brenneck, und der humoristisch-satyrische Zug um seinen Mund kehrte zurück. „Wenn Sie mit Yankees konkurriren wollen, lassen Sie Ihre Grundsätze laufen; — wollen Sie Prinzipien reiten, so werden Sie deutscher Politiker, — unternehmen Sie es aber ja nicht, amerikanischer Kaufmann werden zu wollen. Was aber Ihre zweite Frage anlangt, so ist die Antwort darauf sehr leicht zu finden. Kaufen Sie ein Strafgesetzbuch, hüten Sie sich, gegen einen Paragraphen in der Art zu verstoßen, daß der Staatsanwalt Sie belangen kann, und vor aller Welt werden Sie besser bestehen, als mit dem vorzüglichsten Gewissen."

„Ich weiß nicht, ob Sie Familienvater sind, Herr Brenneck," entgegnete Donatus, wider Willen erheitert durch die Rathschläge des Deutsch-Amerikaners. — Würden Sie, wenn Sie Kinder hätten, diesen dieselben Lehren geben?"

„Ich habe mich bis jetzt noch nicht zur Heirath entschließen können," — antwortete Brenneck ausweichend.

„Und wenn Sie Kinder hätten, würden sie jenen Grundsätzen gemäß erzogen werden?"

„Der Fall, den Sie annehmen, wird niemals eintreten," entgegnete Brenneck, „es lohnt sich deßhalb nicht, darüber zu grübeln. Wenn Sie einen unbefangenen Blick auf die socialen Zustände Deutschlands werfen, so werden Sie finden, daß viele Leute, welche ein öffentliches Gewerbe treiben, ihr Gewissen längst in Ruhestand versetzt und an Stelle dessen das Strafgesetzbuch als Norm für ihr Handeln angenommen haben. Das gilt natürlich noch in erhöhtem Maße von Amerika, wo mitunter die Grenzen des Rechts verzweifelt undeutlich sind, und der Apparat der heiligen Justitia so schwerfällig ist, daß ein kühner Mann schon gelegentlich einen Sprung über die undeutliche Grenze wagen kann, ohne von der genannten Göttin, — die in Amerika außer an Blindheit noch am Podagra leidet, daher auch verzweifelt langsam in ihren Bewegungen ist, so leicht ereilt zu werden."

„Leider haben Sie mit Ihren Bemerkungen über das deutsche Geschäftsleben nicht so ganz Unrecht," sprach Donatus. „Aber eben, weil die Unehrlichkeit mächtig ihr Haupt erhebt, sollte jeder wackere deutsche Mann nach Kräften bemüht sein, seinem Volke den so viele Jahrhunderte hindurch bewahrten Ruf der Biederkeit zu erhalten. Jedermann muß auf seinem Platze seine Schuldigkeit thun; nur so kann das Uebel mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden."

„Aendern Sie die Richtung des Windes, wenn Sie gegen denselben blasen?" — fragte Brenneck mit leichtem Spott.

„Die Macht, Wind und Wetter zu ändern, — ist uns nicht gegeben, wohl aber können wir die Handlungen unserer Mitmenschen beeinflussen durch Ermahnungen und Beispiel," sprach Donatus, — und Jemand, der seinen frommen Vater einmal auf der Kanzel gehört hätte, würde eine Aehnlichkeit in der Redewendung und in dem etwas salbungsvollen Tonfall der Stimme erkannt haben.

„Mein junger Freund," entgegnete Brenneck zwar ernst, aber mit einem so wohlwollenden Blick, wie ihn Donatus noch nie im Auge seines Reisegefährten bemerkt hatte,

Digitized by Google

„Sie kennen die Welt noch sehr wenig, wenn Sie glauben, der Eigennutz des Menschen sei leichter niederzukämpfen als die Elemente.“

„Die Erziehung vermag viel,“ — betheuerte der Sohn des alten Rasch hartnäckig, „und ich für meine Person werde den Lehren treu bleiben, die meine Eltern und mein guter alter Pathe Grunert mir gegeben.“

„Geben wir also die Bekehrungsversuche auf,“ sprach Brenneck freundlich. „Ich glaube, Sie werden Ihrer Erziehung Ehre machen; nicht minder werden aber die Jungen der gewissenlosen Egoisten Ihnen so begegnen, wie dieselben es von ihren Alten gelernt haben; und ich fürchte, mein Lieber, Sie werden schlecht bei dieser praktischen Anwendung der empfangenen Lehren fahren.“

„Jedermann muß auf seinem Platze seine Schuldigkeit thun. Nur so kann das Uebel mit Aussicht auf Erfolg bekämpft werden,“ wiederholte der unerschütterliche Donatus. „Ich werde versuchen, unter strenger Bewahrung meiner Grundsätze, gestützt auf zahlreiche Empfehlungen meines früheren Hamburger Chefs, in New-York eine Stellung zu erlangen, welche es mir ermöglicht, bei fortgesetzter Sparsamkeit so viel zu erwerben, daß ich mir in einigen Jahren eine Farm im fernen Westen ankaufen kann.“

„Auch die Erreichung dieses bescheidenen Zieles wird seine Schwierigkeiten haben,“ meinte Brenneck, „vor Allem mache ich Sie darauf aufmerksam, daß auf Grund europäischer Empfehlungen ein junger Kaufmann nur in seltenen Fällen ein Engagement in New-York erhält. Die junge Kaufmannschaft ist in unserer Metropole so zahlreich vertreten, daß die Chefs der Firmen eine reiche Auswahl unter solchen Commis und Buchhaltern haben, welche mit allen amerikanischen Geschäfts-Usancen völlig vertraut sind. — Aus diesem Grunde nehmen New-Yorker Kaufleute nur in Ausnahmefällen junge, in das amerikanische Geschäft nicht eingeweihte Europäer in ihre Comptoirs auf. — Hoffen wir, daß Sie die Richtigkeit meiner Bemerkung nicht bestätigt sehen.“

„Ein Paar Stiefelsohlen will ich an meine Empfehlungen wagen,“ meinte Rasch. „Ihnen aber, Herr Brenneck, sage ich meinen aufrichtigen Dank für Ihre freundliche Theilnahme an meinem ferneren Schicksal, das ich der Vorsehung anheimstelle.“

„Es soll mich freuen, wenn Ihr Erfolg eine Ausnahme von dem gewöhnlichen Verlauf der Dinge konstatirt,“ sprach der Deutsch-Amerikaner, die dargebotene Rechte seines Reisegefährten ergreifend. „Sollte nicht Alles nach Wunsch gehen, so wenden Sie sich an diese Adresse, — vielleicht läßt sich dann der schlechte Wille der Vorsehung ergänzen.“ Mit diesen Worten überreichte er Donatus eine Karte, auf welcher zu lesen war: „Wolfgang Brenneck. Nro. 15. Madison Avenue. — New-York.“

Damit endete diese Unterredung, deren Thema in den künftigen Unterhaltungen der beiden neuen, einander so ungleichen Freunde nicht wieder berührt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

„Räuber gibts!“ — schrie der Polizei-Inspektor wie besessen, — „die heute die ganze Stadt stürmen und plündern wollen.“ Ein schallendes Gelächter folgte seiner erhitzten Rede und brachte ihn nur noch mehr auf. — „Nein, das ist schauderhaft! — Ihr wollt Eure Brust an den Alten groß getränkt haben, nnd Ihr habt nicht den mindesten Sinn für das Wohl und Wehe der Stadt?“ Ein noch helleres Gelächter war die einzige Antwort auf die pathetische, feurige Rede.

Der Polizei-Inspektor wollte wüthend zur Thür hinausstürzen, aber der Förster hielt ihn zurück und fragte:

Digitized by Google

„Sag' nur, was gibt es denn eigentlich? — Rede doch gescheidt, wir wissen ja von gar Nichts!"

„Ihr wißt von Nichts, von gar Nichts? Daß gestern ein Wagen voll Räuber durch die Stadt gefahren und Mord und Brand dem Nachtwächter angekündigt worden ist? Besonders der Räuberhauptmann, das soll ein fürchterlicher Kerl gewesen sein!"

„Das ist goldvoll!" — schrieen die Anderen in pleno, der Förster aber führte den über dieses tolle Treiben ganz versteinerten Inspektor zum Spiegel und fragte: „Schau hinein, siehst Du denn gar so fürchterlich aus?"

„Wie? ich? Räuber! Höre, Mensch, bringe mich nicht zum Wahnsinn!" — rief jetzt der Polizei-Inspektor und packte den Förster krampfhaft beim Arm — „rede, was weißt Du von den Räubern?"

„Nun, waren wir nicht gestern im Hochwald? He, spielten wir nicht die Räuber? Wählten wir nicht Dich zum Hauptmann, alter Junge? Und hast Du nicht den Nachtwächter abgefertigt, daß uns Allen das Herz im Leibe lachte?" — fragte der zweite Student, und der Förster setzte vorwurfsvoll hinzu: „Bist wieder in den alten Fehler gefallen — Alles vergessen, radikal weggewischt, was wir gestern getrieben, nicht? Es ist schon so, — alter Junge, — erinnerst Du Dich an gar nichts mehr? Wir waren die Räuber."

„Wir waren die Räuber!" lallte der Polizei-Inspektor zerschmettert nach und sank aus all' seinen Thatenhimmeln auf einen Stuhl zurück. Es lag so viel Gebrochenes, so viel Verzweiflung in dem Benehmen des Polizei-Inspektors, daß es unwillkührlich zum Mitleid stimmte.

Eine solche vernichtende Wirkung hatte man kaum erwartet und die Genossen umringten ihn tröstend und versprachen, Alles in's alte Geleis zu bringen. Jetzt endlich gewahrte der niedergedonnerte, arme, rath- und hoffnungslose Mann seinen Collegen, den Bürgermeister, und versuchte mit seiner Verzweiflung und seinem leck gewordenen Lebensschiff in dem ruhigen Grunde der Freundesbrust Anker zu werfen. „Höre, Bruder, mir ist's noch gar nicht möglich, also wir sind die Räuber gewesen?"

„So? wirklich!" — entgegnete dieser ruhig, — „da haben wir auf dem Esel gesessen und ihn gesucht?"

„Aber, Bruder, wir sind compromittirt, unsere Ehre ist angegriffen!"

„Unsere Ehre! die meine doch nicht?" — lautete die Entgegnung — „ich habe ja ruhig im Wagen gesessen und nicht mit Räuber gespielt."

„O dieser entsetzliche Sarkasmus! Also Du willst Dich von der Sache ganz entschleiern? Aber die Folgen treffen Dich mit!" — rief der sich immer verzweifelnder an den Bürgermeister Anklammernde. — „Unsere Autorität ist damit untergraben? Wir sind um Amt und Würden gebracht — und dem Hohn und Gespött der Bürgerschaft überliefert!"

„Härmt mich wenig, habe nie was darauf gegeben, was das Publikum spricht," entgegnete der Bürgermeister.

„Hol' mich der Henker, wenn ich je wieder ein Glas Wein trinke!" — begann der Polizei-Inspektor. „Unerhört! entsetzlich! ein unschuldig Glas Wein muß so viel Unheil anrichten, das ist die schrecklichste Krisis meiner amtlichen Laufbahn!"

(Fortsetzung folgt.)

„Hast Du Dir für Deine Wallfahrt noch eine besondere Buße auferlegt?" — „Ja, ich nehme meine Frau mit."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 41.

Donatus Rasch.

III.

Nach einer glücklichen, schnellen Fahrt lief die „Borussia“ an einem schönen Septembertage des Jahres 1861 in den Hafen von New-York ein, und bald waren die Kajüten-Passagiere ausgeschifft. Donatus empfing in Castle Garden eine Marke für sein zurückgelassenes Gepäck, und betrat dann den Raum vor diesem Gebäude.

Weder die Auswandererschiffe, noch Castle Garden dürfen von irgend Jemand betreten werden, der nicht zur Steuer-Kontrolle oder zum Emigrations-Comité gehört; vor dem genannten Gebäude aber sind die Einwanderer den Agenten, den Dieben und Gaunern preisgegeben, welche in hellen Haufen bereit stehen, um sich auf die „Grünen“ zu stürzen, und hier ist es Jedermanns Sache, sich durch den Lärm Bahn zu brechen und vor Uebervortheilung zu schützen.

Besonders gefährlich für den simpeln Deutschen sind die sogenannten „Landsleute.“

Ein Landsmann spricht alle deutschen Dialekte vom reinsten Schwäbisch und Oberbayerisch bis herab zum holsteinischen und breiten ostpreußischen Platt-Deutsch, — eine Fertigkeit, deren er bedarf, um sich in das Vertrauen seiner Opfer einzuschleichen. — Nicht minder groß müssen die geographischen Kenntnisse eines solchen Gauners sein; denn er muß die Namen und Lage einer großen Anzahl von Dörfern derjenigen Theile Deutschlands kennen, deren Dialekte er spricht. Betritt nun ein etwas beschränkt aussehender deutscher Unterthan den amerikanischen Boden, so erkennt in den meisten Fällen der „Landsmann“ an der Tracht, woher das naive deutsche Blut stammt. Wird er indeß durch die Kleidung noch nicht genügend orientirt, so redet er sein muthmaßliches Opfer mit irgend einer Frage in englischer Sprache an. Die Antwort „ich verstehe Sie nicht,“ genügt alsdann vollkommen.

Kaum hat der Vogel gepfiffen, so weiß der Landsmann auch schon, in welchem Theile Deutschlands sein Nest gestanden hat.

„Ei grüß' di Gott, Landsmann!“ — ruft er dann sofort in der erforderlichen Mundart. „Laß doch hören, aus welchem Dorf bischt denn?“

Reichen seine geographischen Kenntnisse nicht aus, so muß der „Grüne“ noch die nächste Stadt nennen, und dann stellt sich natürlich heraus, daß der „Landsmann“ nur ein Dutzend Meilen von jenem Dorfe geboren ist, daß er ein „gutes Haus“ weiß, in welchem die Angekommenen absteigen können, und so weiter.

Durch all' das Drängen, Schreien, Schimpfen und Fluchen, das an solchen Tagen vor Castle Garden ertönt, arbeitete Donatus sich schnell hindurch, und schritt dann den Broadway entlang nach dem Prescott-Hotel, welches ihm von Brenneck empfohlen war; gab daselbst Ordre, sein Gepäck aus Castle Garden herbei zu schaffen und zog sich auf ein Zimmer zurück, um Toilette zu machen; denn es drängte ihn, sich Gewißheit darüber zu verschaffen, ob die Prophezeiungen Brennecks sich bewahrheiten würden.

Digitized by Google

Nur zwei der Herren, denen er seine Aufwartung machte, traf er an. Beide nahmen ihn sehr freundlich und mit amerikanischem Händeschütteln auf, Beide sprachen Angesichts der herzlichen Empfehlung ihr tiefes Bedauern aus, augenblicklich keine Vakanz auf ihrem Comptoir zu haben, die ihnen gestatten würde, eine so tüchtige Kraft für ihr Geschäft zu gewinnen, — und Beide erklärten schließlich, sie würden sobald sie irgend eine Aussicht für unseren Freund selbst hätten, oder eine solche irgendwo bemerkten, ihm Kunde davon geben. Donatus ließ seine Adresse zurück und begab sich nach seinem Hotel. — Seine Hoffnungen waren bereits um ein gut Theil herabgedrückt.

Der nächste Vormittag vernichtete den Rest der Aussichten, welche er auf seine Empfehlungen gebaut hatte, vollständig. Ueberall derselbe höfliche Empfang, — überall dieselbe Vertröstung.

Etwas niedergeschlagen begab er sich in das Dining-Room, um zu Mittag zu speisen.

Von ungefähr fiel sein Blick auf die andere Seite des Tisches und sein Interesse wurde lebhaft erregt durch eine Gruppe von Personen, welche dort Platz genommen hatte. Ein rüstiger, wohlwollend dreinblickender Herr von vielleicht vierzig Jahren, eine schöne Dame mit milden freundlichen Zügen, zwei muntere blühende Knaben von vierzehn und zwölf Jahren, — und ein blondes Mädchen im Alter der eben erblühenden Jungfrau; diese Personen waren es, welche die Aufmerksamkeit und Theilnahme unseres Donatus erregten; und obgleich er sich keines besonders erfahrenen Auges rühmen durfte, so erkannte er doch sofort, daß er eine deutsche Emigranten-Familie vor sich sehe

Seine besondere Theilnahme erregte die sanfte Schönheit des jungen Mädchens, die unbewußte Grazie ihrer Bewegungen, der anziehende Ton ihrer Stimme und die stille Heiterkeit, die Folge innerster Zufriedenheit.

Donatus nahm eine passende Gelegenheit wahr, sich in bescheidener Weise an der Unterhaltung zu betheiligen und bemerkte zu seiner lebhaften Freude, daß die gesammte Familie Gefallen an ihm zu finden schien.

Schnell knüpfen sich unter Landsleuten im fremden Lande die Bande der Bekanntschaft und Interessen; so auch hier. Man verabredete eine gemeinschaftliche Parthie nach dem Central-Park, und lernte einander im Laufe des Nachmittags näher kennen.

Donatus erzählte mit der Offenheit der Jugend von seiner Vergangenheit, — den geringen Hoffnungen, welche die Gegenwart ihm zeige und von seinen Erwartungen für die Zukunft. Er erwähnte zu wiederholten Malen Brennecks und dessen schlechter Meinung von den socialen Zuständen unserer Zeit; nahm seinen neuen Freund aber warm in Schutz gegen die Annahme, daß der Charakter desselben von diesen Anschauungen irgendwie gelitten habe.

„Er steht geistig hoch über dem kleinlichen Treiben, das er vielleicht mit einem Blick überschaut, der durch bittere Erfahrungen beeinflußt, mit Vorliebe auf den tiefen Schatten ruht. Er schildert in spottendem Tone jene Menschen, die ihm vielleicht unendlich wehe gethan haben, und gibt Anderen den Rath, mit dem Strome zu schwimmen; gleichzeitig malt er aber die Fluthen dieses Stromes in so düsteren abschreckenden Farben, daß er weit eher als treuer Warner, denn als lockender Verführer erscheint. Ich halte ihn für einen reinen edlen Charakter, und keiner schlechten Handlung fähig."

So sprach Donatus, und die warme Vertheidigungsrede, die er seinem abwesenden Freunde hielt, trug dazu bei, ihn in der Gunst seiner gegenwärtigen Gesellschafter zu befestigen. Das Unglück gewinnt stets die Theilnahme guter Menschen, und so geschah es, -- daß die Worte des jungen Rasch dem abwesenden Brenneck die Sympathie der ganzen Familie Baumgart erwarben.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Eine Hochwaldpartie.

(Fortsetzung.)

„Der Wein ist unschuldig," — riefen die Studenten, „das können wir bezeugen, Schillers Räuber sind an Allem schuld!"

„Ja, Schillers Räuber!" — lallte der Zerknirschte nach — „ich wollte mein ganzes Vermögen darum geben, wäre diese Geschichte nicht vorgefallen."

„Das kannst Du billiger haben," erwiderte der Bürgermeister.

Der Polizei-Inspektor sprang bei diesen Worten wie elektrisirt auf. „Du weißt einen Ausweg? — Rede, sprich, wie ist es möglich — o, ich schöpfe wieder Athem."

„Dort steht Jemand, der Dich retten wird," bemerkte der Bürgermeister und zeigte auf den jetzt hervortretenden Heinrich, — „wende Dich an ihn, er ist der Einzige, der die Geschichte in's Geleis bringen kann."

„Sie?" — rief der Polizei-Inspektor zweifelnd.

„Ja, ja, Bruder, ich allein, willst Du Dich mir anvertrauen?" — fragte Heinrich, den gemüthlichen Ton von gestern anschlagend.

„Wenn Du diese fatale Geschichte vertuschen könntest, ich wollte Dir ewig dankbar sein," rief der Inspektor warm und eindringlich.

„Ich kann es," — entgegnete mit Entschiedenheit der Student, — „aber sieh', Bruder, so ganz umsonst —"

„Fordere was Du willst!" — unterbrach ihn der Polizei-Inspektor.

„So! was ich will?" — fragte der Student betonend.

„Ja, wenn Du mir hilfst, Alles," — versicherte von Neuem der Bedrängte.

„Auch die Hand Deiner Nichte?"

„Hm, sonderbarer Wunsch, aber wenn Du Dein Wort nicht hältst?"

„Dann bist auch Du an das Deinige nicht gebunden!"

„Topp dann, Du bist ein prächtiger Kerl und kannst mir gefallen; doch nicht etwa studiosus theologiae?"

„Nein, medicinae, und jetzt mit der Erlaubniß zu curiren, wo und wie mir es gefällt."

„Gut, abgemacht, — sollst meine Nichte haben, — aber jetzt schaff' mich aus der Schlinge! Ah, das ist ja ganz unmöglich!" jammerte Jener wieder, den ganzen Umfang dieser heillosen Geschichte erkennend.

„Ihr habt es Alle gehört, er gibt mir seine Nichte. Ein Wort ein Mann!" — und Heinrich schlug noch einmal in die Rechte des Polizei-Inspektors, und die Umstehenden jubelten: „Wir haben es gehört, er muß Wort halten." — „Nun denn" — rief Heinrich feierlich — „mein Vater, der Nachtwächter Müller, wird mir zu Liebe ein ewig Stillschweigen beobachten, wer der Räuberhauptmann und die Räuber waren," — und er riß dabei seinen mächtigen falschen Bart ab, und das wohlbekannte Gesicht Heinrichs trat dem Polizei-Inspektor entgegen, daß dieser erschrocken zusammenfuhr.

„Das ist Tollheit, elender Verrath! Das heißt man hundsföttisch ein „Jawort" erschleichen!"

„Nun denn, — so mag es die ganze Stadt wissen, daß unser Polizei-Inspektor Räuberhauptmann geworden."

„Mag sein," — seufzte dieser, sich wieder erschöpft auf seinen Stuhl setzend.

„Sei doch vernünftig," redete ihm jetzt der Bürgermeister zu. — „Du kannst nach der Geschichte nicht eine Stunde mehr Polizei-Inspektor sein und ohne Polizei-Inspektor kannst Du nicht einen Augenblick mehr leben, das ist Dein Tod, — Mensch. Und sieh' Dir doch den Schwiegersohn an, er ist ein prächtiger Bursche, hast ihn ja selbst gestern geherzt und geküßt nach Herzenslust, laß den dummen Stolz fahren, der junge Doctor

Digitized by Google

nimmt seinen Vater zu sich und damit hat die Nachtwächter-Geschichte radikal aufgehört und Alles ist in der Ordnung!"

Diese Worte der Vernunft begannen nach und nach in dem Ohre des Polizei-Inspektors Eingang zu finden. Von allen Seiten stürmte man auf ihn ein und besonders die Studenten wollten ihn nicht loslassen, bis er Frieden gemacht. Der bedrängte Polizei-Inspektor mußte die weiße Fahne aufziehen und die Festung übergeben. Er trat wieder auf Heinrich zu und sagte seufzend: „Mag's sein, ich will nichts dagegen haben!"

„Du gibst mir Bertha's Hand?" — rief Heinrich, und schloß den Onkel jubelnd in seine Arme. — „Herzensbruder, Herzensonkel, ich erwürge Dich, ich trage Dich auf den Händen, und wehe, wer über die ganze Sache ein Wort verliert, ich schlag' ihm den Schädel ein, daß sich kein Spittelweib eine Suppe davon kochen soll!"

„Aber die ganze Bürgerschaft ist ja aufgeregt, wie sie beruhigen? — fragte jetzt bedenklich der Polizei-Inspektor, dem nur seine Räubergeschichte und nur diese im Kopfe herumlief.

„Dem ist leicht geholfen, dafür muß mein Vater sorgen, ganz geheimnißvoll thun und Jedem zuflüstern: 's ist ganz was Mysteriöses, der Wagen von gestern — eine Ueberraschung, — Scherz von Oben, — königlicher Prinz. Er wird schon seine Rolle weiter spielen, es gilt ja das Glück des Sohnes und das Wohl eines alten Freundes."

„Gar nicht übel, mein Theurer, Ueberraschung, Prinz," — bemerkte der Polizei-Inspektor beifällig. da stieß ihm schon ein neues Bedenken auf — „die Wachen, — die überall aufgestellt! wie sie entlassen und beruhigen?"

(Schluß folgt.)

Wie grimmig der Winter von 1740 gewesen, kann man im achten Bande von Brockes († 1747) „Irdisches Vergnügen in Gott" nachlesen. Dort heißt es: „Im Winter 1740, im Jänner fiel mit solcher Strenge, — Ein nimmer fast erhörter Frost die Welt und Elementen an, — Daß man die, durch derselben Wuth, gewirkter fremden Fälle Menge, — Und sonderbare Wirkungen, kaum zählen und erzählen kann." In der Detailschilderung sagt dann Brockes u. A.: „Es mußte denken, lesen, schreiben, — Weil man sich recht beklemmet fühlte, zween ganze Tage unterbleiben. Man konnt' und wollte fast nichts sagen; man saß und dacht', und dachte nicht: — Sprach Einer noch ein Wort; geschah es mit einem störrigen Gesicht. — Viel Hühner, Enten, ja das Vieh, wovon sonst Keiner was gewußt, — Hat hie und dort, selbst in den Ställen, das Leben, durch den Frost, verloren. — Die Bäume borsten von einander. Nicht nur das Bier; sogar der Wein, — Fror, selber in gewölbten Kellern. Tief ausgegrabene Brunnen deckte — Ein starr, fast undurchdringlich Eis. Wir haben aus der Luft die Krähen, — Nebst anderen Vögeln, selbst im Flug erstarrt, herunterfallen sehen. — Kein Brod war eßbar: und kein Stein — Konnt', ehe man es aufgethauet, — an Kält' und Härte, fester sein." Brockes berichtet dann weiter, es sei dem unerhörten Winter ein nie erlebter Frühling gefolgt, im Mai sei noch kein Grün zu spüren gewesen; im Juli selbst sei es noch kalt gewesen, und bei zugleich eingetretener Dürre die Vegetation in betrübenster Weise gehindert worden. Erst spät im Herbst habe man die Ernte beendigt und dann sei schon in der Mitte des Oktober der Frost wieder eingetreten, — ohne daß man in den Gärten die noch nicht reifen Früchte habe pflücken können.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 42.

Donatus Rasch.

(Fortsetzung.)

Vertrauen erzeugt Vertrauen, und Herr Baumgart theilte im Laufe der Unterhaltung dann unserem Helden mit, daß er ein längere Zeit in Händen seiner Familie befindliches Gut in Ostpreußen habe aufgeben müssen, weil wiederholte Unglücksfälle dasselbe heimgesucht hätten. Der Rest seines Vermögens hätte ihm nur den Ankauf einer sehr kleinen Besitzung gestattet, und ein vielleicht nicht berechtigtes Gefühl habe es ihm peinlich erscheinen lassen, als selbstthätiger kleiner Ackerwirth dort zu hausen, wo seine Vorfahren früher als angesehene Rittergutsbesitzer gewohnt hätten. Da eine Ortsveränderung Allen wünschenswerth erschienen war, — so habe man beschlossen, diese Ortsveränderung zu einer radikalen werden zu lassen, und in der neuen Welt mit Fleiß und Arbeit zu versuchen, ob das Glück hier weniger spröde als in Europa sei. — Die Baumgart'sche Familie war Tags zuvor auf einem Bremer Dampfer in New-York gelandet, beabsichtigte sich einige Tage in der Weltstadt aufzuhalten, — und dann im Minnesota am Beaver Creek sich anzusiedeln.

„Sie sagten mir, daß Herr Brenneck Ihnen seine Adresse mit der Einladung übergeben habe, sich an ihn zu wenden, falls Ihre Empfehlungen das erwünschte Resultat nicht lieferten," fragte Baumgart. „Wollen Sie der Einladung nicht Folge geben?"

„Es widerstrebt mir, sofort diese Hülfe aufzusuchen, — da er mir gewissermaßen prophezeite, daß ich aus eigenen Kräften und unter Bewahrung meiner Grundsätze mir keine Erfolge erringen könne," entgegnete Donatus. „Ich fürchte, daß Brenneck sein satyrisches Lächeln unterdrücken muß, — wenn ich schon am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der neuen Welt mit meinem Latein zu Ende bin.

„Ich glaube, daß Sie besser thun, diese Bedenken schwinden zu lassen. Nach Allem, was Sie mir von Ihrem Freunde erzählen, hegt derselbe warme Theilnahme für Sie, und ein wenig Spott, der nicht einmal böse gemeint wäre, scheint mir nicht gerade fürchterlich; außerdem ist es ja noch sehr fraglich, ob er seiner Spottsucht in diesem Falle die Zügel schießen lassen wird."

„Zuvor möchte ich noch einmal durch ein „Zeitungs-Inserat" mein Heil versuchen, wenn gleich ich mir nicht verhehle, daß die Aussichten, welche dasselbe bietet, sehr mäßig sind. Das Anerbieten Brennecks bleibt mir ja immer noch."

Unter solchen Gesprächen hatte die Gesellschaft die jungen Anlagen des Central-Parks erreicht, der vor so vielen europäischen Parks die glückliche Verbindung schöner Wasserpartien mit ungewöhnlichen Felsformationen voraus hat.

Der Nachmittag schwand schnell dahin, — und als Donatus Abends sein Zimmer aufsuchte, gestand er sich, daß Hedwig Baumgart das schönste, liebenswürdigste Mädchen, das er bis jetzt gesehen, und seiner tiefsten Verehrung würdig sei.

Im Traume dieser Nacht erblickte er wieder das kleine Farmhaus am Walde, — wieder sah er blökende Rinder und muthige Pferde von der fetten Weide heimkehren, die Strahlen der untergehenden Sonne fielen wie in seinen früheren Träumen auf die

Digitized by Google

Thüre seines kleinen Hauses, in welcher die Gestalt eines Weibes erschien, und die Züge desselben, seiner Gattin, waren die der Hedwig Baumgart.

Das am folgenden Tage von Donatus erlassene Zeitungs-Inserat blieb gänzlich ohne Wirkung, und unser Freund trat bereits dem Gedanken näher, Brennecke aufzusuchen. Als er das Dining-Room verließ, ersuchte ihn der Clerk des Hotels, — ein Amerikaner, — ihm einige Minuten Gehör zu schenken.

„Irre ich nicht, so wünschen Sie eine Stellung auf einem Comptoir der City?"

„Sie irren nicht."

„Sind Ihre Schritte von Erfolg gewesen?"

„Bis heute allerdings nicht. Doch was veranlaßt Sie zu diesem Interesse?"

„Vielleicht kann ich Ihnen von Nutzen sein. Mir ist der Chef einer größeren Firma bekannt, der Ihnen ohne Schwierigkeit ein vortheilhaftes Engagement verschaffen könnte, wenn Sie ein Schreiben von mir an ihn abgeben würden."

Donatus wurde mißtrauisch. Er hatte schon in Deutschland vom vielfach betriebenen Stellenschwindel gehört, und hier befand er sich im Vaterlande des Humbug als „Grüner," d. h. als ein Wesen, in welchem die Zunft der Schwindler ein Objekt für ihre Thätigkeit sahen. Er beschloß daher, vorsichtig zu sein, die Chancen aber nicht von der Hand zu weisen, welche der Amerikaner ihm zu bieten schien. Er antwortete daher nach kurzem Besinnen:

„Und welche Bedingungen würden Sie mir stellen für den Fall, daß Ihre Bemühungen von Erfolg sind?"

„Keine. Mein Wunsch ist lediglich der, Ihnen zu helfen."

„Seien Sie versichert, daß ich mich Ihnen sehr dankbar erweisen werde, — wenn Ihre Empfehlung mich an das erwünschte Ziel bringt."

„Lassen wir alle unnützen Bemerkungen; nehmen Sie dieses Schreiben, befördern Sie es so schnell an seine Adresse, als Sie es für angemessen halten, und vergessen Sie nicht, daß mit jedem Tage, den das Billet in ihrem Portefeuille liegt, Ihre Chancen schlechter und Ihrer Dollars weniger werden."

„Darf ich nicht wissen, was mir Ihre so thatkräftige Theilnahme zuwendet?" — fragte Donatus, einigermaßen befremdet durch das Bemühen des Hotelbuchhalters, einem Gast ein Unterkommen zu beschaffen, das diesen nothwendig aus den Räumen des Prescott-Hotel entfernen müßte.

„Wenn Sie ohne Grund nicht befriedigt sind, so will ich Ihnen einen nennen, der so gut als zehn andere ist. Ich wünsche, daß es jedem Einwanderer wohl gehe; denn ein Vogel, der ein warmes Nest gefunden hat, zieht zehn andere nach sich. Die Chance, die ich Ihnen bieten kann, wäre jedem Andern zu Theil geworden, den sein Geschick gerade um diese Zeit in dieses Hotel geführt hätte; — doch will ich Ihnen hierbei noch bemerken, daß Sie wohl thun werden, den Apfel zu essen, ehe er faul geworden ist. — Offene Plätze für deutsche Kaufleute sind sehr selten."

Donatus beruhigte sich bei dieser Erklärung, die allerdings seine Ansicht als irrig erwies, daß der Amerikaner sich für ihn persönlich besonders interessire, und schnell begab er sich auf sein Zimmer, um sofort seine Vorbereitungen zur Vorstellung zu treffen.

„Wenn Sie nach Deutschland schreiben, vergessen Sie nicht, Ihren Freunden das Prescott-Hotel zu empfehlen und auf George Adams aufmerksam zu machen," sprach der Buchhalter zum abgehenden Rasch, und begab sich in sein Comptoir.

„Soll geschehen," antwortete dieser, innerlich belustigt durch diesen Amerikaner, der aus einer guten Handlung zum wenigsten eine Reklame für das Institut, dem er vorstand, machen wollte.

Donatus begab sich schleunigst nach der Wall-Street zu Mr. Roberts, dem Chef der Firma gleichen Namens, an welchem die Adresse seines neuen Protektors ihn wies.

Digitized by Google

Als er das Comptoir dieser Firma betrat, gewahrte sein geübtes Auge sofort, daß er an ein Bankgeschäft ersten Ranges empfohlen sei. Reger Verkehr herrschte in den weiten Räumen. Er wandte sich an einen der zahlreichen Buchhalter und übergab demselben seine Adresse. Er wurde sofort gemeldet, — und nach einigen Minuten in das Kabinet des Chefs geführt.

Mr. Roberts wies unserem Landsmann einen Stuhl an, — nahm ihm gegenüber Platz und begann ein Gespräch, im Verlauf dessen, wie Donatus bemerkte, der Amerikaner in leichter und gewandter Weise eine Art von Examen anstellte.

Das Resultat schien Roberts zu befriedigen, denn er erklärte kurz und bestimmt, daß er in einigen Tagen unserem Freund bei einem seiner Geschäftsfreunde eine vortheilhafte Stelle verschaffen werde, da er selbst zu seinem Bedauern augenblicklich keine Verwendung für ihn habe.

„Sie haben keine Beziehungen zu hiesigen Familien?" — fragte Roberts gegen Ende des Gesprächs.

Donatus dachte zwar an Baumgart's, da diese aber in den nächsten Tagen New-York verlassen wollten, so antwortete er mit einem bedauernden Nein.

„Dann würde es Ihnen vielleicht angenehm sein, in die Familie meines Geschäftsfreundes eingeführt zu werden, an welchen ich Ihnen eine, wie ich nicht zweifle, erfolgreiche Empfehlung mitgeben werde."

Donatus dankte mit warmen Worten für die Theilnahme des Amerikaners, und bat dieser Nation im Stillen die bisher von ihr gehegte Meinung ab, daß sie kalt und rücksichtslos gegen die Einwanderer sei — und die Fremden nur wegen ihrer Arbeitskraft schätze.

Roberts warf nun einige Zeilen auf ein Blatt Papier, adressirte dasselbe an Mr. Eastmann und Comp., Wall-Street, und übergab es dem Deutschen, den er mit Händedruck entließ.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Hochwaldpartie.

(Schluß.)

„Ein Mißverständniß!" erwiderte Heinrich, der auf Alles gerüstet war. — „Die Mißverständnisse sind an der Tagesordnung, daß kein Wort beruhigender, räthselloßender wirkt als dieses, es läßt sich Alles daraus machen und darum ist es so bequem."

„Du hast Recht!" — jubelte der Polizei-Inspektor, „ein Mißverständniß! Ich lasse augenblicklich große Zettel drucken und bei den Laternen aufhängen: die Ruhe der Stadt wird durch nichts mehr getrübt werden, die Wachen sind entlassen, — die Nachtwächter allein sichern wie bisher das Wohl oder Wehe der Stadt, denn die ganze Angelegenheit beruht auf einem Mißverständniß. Du bist ein feiner, ein köstlicher Kopf und gibst mir das Leben wieder!" — fügte der Polizei-Inspektor hochaufathmend hinzu, — und warf sich in überströmender Dankbarkeit an die Brust Heinrich's. — „Aber, Kinder, ewiges Schweigen über diese verdammte Geschichte, schwört es mir zu!" — wandte er sich an die Umstehenden.

Der Polizei-Inspektor wurde beruhigt, nur Heinrich fragte jetzt besorgt: „Onkel, wann soll die Hochzeit sein?"

„Morgen, wenn Ihr wollt, Kinder!" — rief der Polizei-Inspektor erheitert, der mit dem Verschwinden des Alpdruckes seine frühere Lebhaftigkeit wieder gewonnen hatte. „Teufelsgeschichten das! Aber Du bist doch ein prächtiger Kerl!"

Digitized by Google

„Champagner her!“ — jauchzte der Student, und zur Feier der Verlobung des jungen Paares flogen ein Dutzend Pfropfen an die Decke, und als in hohen Gläsern der Zaubertrank perlte und während der Polizei-Inspektor seine Anordnungen traf, schlich Heinrich zu seinem Treulieb, ihm die glückliche Wendung ihres Geschickes zu verkünden.

Die Stadt holte tief Athem, erlöst von dem Schreckensgespenst der Räuber, die glücklich Liebenden jubelten erlöst von dem Alpdruck des polizeilichen Zorns, und die sich in jüngster Zeit so fern gestanden, der arme Nachtwächter und sein hoher Chef, wurden wieder Freunde — wie einst — und hatten die dazwischenliegende, unbehagliche Periode vergessen.

Eine gar große, prächtige Hochzeit wurde gefeiert und das vereinte Paar saß überglücklich am Tische und drückte sich heimlich nach alter Gewohnheit die Hände, als dürfte es immer noch Niemand sehen, und dann flüsterte der junge Mann dem neuen Onkel in's Ohr, doch so, daß es der zunächst sitzende Bürgermeister hören konnte: „Es lebe der Räuberhauptmann!“ — „Er lebe!“ rief der Bürgermeister, und da die Studenten und die anderen Eingeweihten sahen, daß es auf den Polizei-Inspektor gemünzt war, — stimmten sie in das „Lebehoch“ ein und der Hauptmann gab jubelnd Bescheid. Und so gab es doch Hochzeit, — trotz alledem und alledem mit Hilfe „Schillers Räuber“ und einer „Hochwaldpartie.“

Der junge Doctor lebte seelenvergnügt und glücklich mit seiner odysseusartig gewonnenen Frau und der Polizei-Inspektor bereute es nie, das „hübsche Paar“ glücklich gemacht zu haben.

Und alle Jahre wurde zum Andenken an jene frohe, glückliche Fahrt ein Ausflug in den „Hochwald“ gemacht, und dann war der Polizei-Inspektor wieder Hauptmann, und die jetzt längst zu Amt und Würde gekommenen, und glücklicherweise in der kleinen Stadt angestellten Studenten, jubelten froh und glücklich, daß es wie einst wieder weit hinaus in den Wald schallte, aber ein radikales Umwerfen verhütete der Polizei-Inspektor mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit, denn er hatte keine zweite Nichte zu vergeben.

• (Abermals die Seeschlange und was für eine!) Nach einem im New-Yorker „Herald“ veröffentlichten Berichte ist Capitän Stolum vom Schooner „Saladin“ auf der Fahrt von Hayti nach New-York am 12. März eines Seeungethüms ansichtig geworden, das sich in jedem Fabelbuch sehen lassen kann. Es war eine Schlange von 100 Fuß Länge, wovon auf den Hauptkörper 40, auf den Schwanz 60 Fuß kamen. Dieses Ungethüm wurde durch einen natürlichen — Ballon auf der Oberfläche des Wassers erhalten, der, 40 Fuß lang, — aus einer luftgefüllten, borstenbewachsenen Blase von etwa 2 Zoll Dicke bestand und 12 Fuß über das Wasser ragte. Diese undurchdringliche, allem Anscheine nach stich- und schußfeste Blase schwamm vor der Schlange her, mit deren Kopf sie verwachsen war, und hatte zwei Rudern ähnliche schwere Flossen von je 5 Fuß Länge, mit denen sich das Ungethüm fortbewegte. Seine Farbe war braun, fischglänzend, und zwei große Augen standen vor dem Beginn des schwimmenden „Blasen-Domes“ 10 Fuß zurück neben 2 riesigen Hörnern. Der Schwanz war gabelförmig, und schien so hart wie Eisen zu sein, — er hatte augenscheinlich ein Gewicht von etwa 100 Pfund auf den Kubikfuß. Der Capitän fürchtete sich, die Schlange durch Schüsse zu reizen, weil andernfalls der „Saladin“ von der Schwanz-Gabel hätte durchbohrt werden können. — Obiges war jedenfalls ein Pracht-Exemplar dieser fabelhaften Species.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 43.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Donatus fand Eastman in seinem Comptoir, das an Umfang dem von Roberts nichts nachgab. Dieser Amerikaner machte den Eindruck eines vorzüglichen Geschäftsmannes. Sein graues Auge blickte klug unter scharf gezeichneten Brauen, das scharf markirte Gesicht, dessen unterer Theil glatt rasirt war, zeugte von Kaltblütigkeit und Entschlossenheit; seine Haltung und Kleidung waren untadelhaft und elegant.

Er las die Zeilen Roberts schnell, aber aufmerksam zweimal — und erklärte dann, sein deutscher Correspondent habe ihm den Entschluß ausgesprochen, nach Deutschland zurückzukehren, und auf die empfehlenden Zeilen seines Freundes hin nehme er keinen Anstand, ohne Weiteres unsern Donatus zu engagiren. Dieser möge sich mit Mr. Weber, dem deutschen Correspondenten, — darüber verständigen, wann dieser sein Pult räumen wolle, sich auch bei diesem Gentleman nach den Gehaltsbedingungen erkundigen, und sich dann darüber äußern, ob dieselben ihm genehm seien.

Donatus fand Alles nach Wunsch. Weber wünschte, sobald als möglich — seine Stellung zu verlassen, um die Vorbereitungen zur Heimreise zu treffen, und die Salairbedingungen waren vorzügliche.

Rasch und Eastman kamen überein, daß Jener schon am nächsten Tage von Weber in dessen Funktionen eingeführt werden sollte.

Froh eilte er nach dem Prescott-Hotel, wo er zuvörderst George Adams herzlichst dankte, und dann auf das Zimmer Baumgart's eilte, um diesem die frohe Mähr mitzutheilen.

Herr Baumgart war in Geschäftsangelegenheiten ausgegangen, begleitet von den beiden Knaben, Donatus fand daher die beiden Damen allein auf ihrem Zimmer und erzählte ihnen sofort die Ergebnisse der vergangenen wenigen Stunden. Er äußerte besonders seine Freude darüber, daß er durch die vortheilhaften Gehaltsbedingungen in den Stand gesetzt sei, bei weiser Sparsamkeit in vier Jahren an das Ziel seiner Wünsche zu gelangen und die mitgebrachten wenigen hundert Dollars so weit zu vermehren, daß er eine 160-Ackerfarm im Westen erwerben und angemessen bewirthschaften könne.

„Werden nicht die großartigen Geschäftsverhältnisse, in welche Sie eingeführt sind, Sie fesseln und Ihnen Ihr bisheriges Ziel unbedeutend und Ihren Fähigkeiten nicht entsprechend erscheinen lassen?“ fragte Frau Baumgart, nachdem sie und Hedwig ihrem Landsmann wegen seines Erfolges herzlich beglückwünscht hatten.

Donatus Blick hatte auf dem Antlitz der blonden Hedwig geruht, er glaubte, bei den letzten Worten der Mutter wahrgenommen zu haben, daß der Schatten der Besorgniß über die klaren, heiteren Züge glitt, und schnell trat aus dem Herzen unseres jungen Freundes die Entgegnung auf die Lippen:

„Das Treiben der großen Finanzwelt war mir ja auch in Hamburg nicht fremd, und dennoch trieb es mich über das Meer, der Ausführung meines Planes zu. Sollte ich jetzt auf der Station, die ich vor dem Ziel nothwendig machen mußte, unschlüssig

Digitized by Google

werden? Nein! Und wenn ich noch vor meiner Landung in New-York die Möglichkeit einer Aenderung meines Entschlusses nicht in Abrede gestellt hätte, so haben die letzten Tage ihn unwiderruflich gemacht. So lange Athem in mir ist, werde ich meinem Vorsatz treu bleiben."

Donatus Blick hatte voll auf Hedwig's Antlitz geruht, als er so sprach, auf diesem Antlitz, dessen Wangen sich bei den Worten, die er begeistert an sie richtete und deren Sinn einer Tochter Eva's nicht unverständlich sein konnten, freudig verschämt rötheten.

Auch das sorgsame Auge der Mutter gewahrte den wechselnden Ausdruck in dem Antlitz des Lieblings; auch sie verstand den leicht verschleierten Sinn in der Rede des jungen Donatus, mit angeborenem Takt aber beschloß sie, einer Erklärung in aller Form zwischen den beiden jungen Leuten vorzubeugen, und entgegnete:

„Gewiß thut jeder Mensch wohl, sich ein erreichbares Ziel für sein Streben zu bilden und diesem Endpunkt redlich zuzustreben. Auch ist mir so, als wenn das Leben eines Farmers für einen Mann, dem ein bescheidener Wirkungskreis genügt, — mehr innere Zufriedenheit gewähren muß, als das fortdauernd aufregende Wagen, Gewinnen und Verlieren, welches die Thätigkeit des Finanzmannes ausfüllt."

Noch eine kurze Zeit sprachen Frau Baumgart, Hedwig und Donatus über diesen Gegenstand, dann kam Herr Baumgart zurück und erzählte, bei dem Banquier, auf den seine Wechsel gezogen seien, habe er einen Brief von jenem Farmer am Beaver Creek gefunden, mit welchem er schon von Europa aus wegen Verkaufs der Farm unterhandelt hatte. Der Besitzer theilte ihm mit, daß er sich an das bereits zur Hälfte vereinbarte Geschäft nur noch bis zu einem gewissen Termin gebunden erachte. Dieser Termin aber lasse keinen Zeitverlust gelten; man müsse deßhalb schon am folgenden Tage aufbrechen, um zur Besichtigung des Grundstücks und zum eventuellen „Abschluß des Geschäfts" Zeit zu haben.

Nun erzählte Hedwig ihrem Vater von dem glücklichen Erfolge des jungen Freundes, und dieser erntete weitere herzliche Glückwünsche.

Noch spät an diesem Abend saßen die neuen Freunde zusammen, und als sie sich trennten, geschah es mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit. Jeder wußte, daß alle Uebrigen ihn lieb hatten, und wenn gleich bei Hedwig und Donatus der Schmerz der Trennung die Freude dieses Beisammenseins beeinträchtigte, so wurde doch dies Gefühl durch das Bewußtsein gegenseitiger treuer Zuneigung gemildert. Man versprach, einander oft zu gedenken, und regelmäßig im Briefwechsel zu bleiben.

Am nächsten Morgen begleitete Donatus die Scheidenden nach dem Bahnhof der Erie-Rail-Road, und nahm dort noch einmal Abschied. Hedwig bestieg zuletzt die Platform, welche am Ende der amerikanischen Waggons vor den Eingängen angebracht sind. Streiften sich nicht die Lippen der Liebenden, bevor Hedwig die Platform betrat, und wagte der sonst so schüchterne Donatus nicht, eine Thräne von den Wimpern der blauäugigen Hedwig zu küssen?

(Fortsetzung folgt.)

Landtags-Skizzen. IV.

In einer der letzten Sitzungen der Abgeordneten-Kammer hat, da der erste Präsident v. Weis sich entschuldigen ließ, der zweite, Graf v. Seinsheim-Grünbach, den Vorsitz geführt. Es mag wohl eine ziemliche Aufgabe sein, die Geschäfte und die Verhandlung zu leiten, wenn man selbst mit der Observanz und den Formen des Hauses praktisch noch nicht vertraut ist. Seither hatte man zu Präsidenten und Sekretären ältere Mitglieder der Versammlung gewählt, und es ging auch dabei nicht immer glatt ab (jene Sitzungen der vorigen Kammer, welche der damalige zweite Präsident dirigirte, —

Digitized by Google

waren größtentheils Musterbilder von Konfusion); aber für einen völligen Neuling in Handhabung der bekanntlich übermäßig verwickelten Geschäfts-Ordnung hat Herr Graf Seinsheim die freilich sehr stofferme und ruhige Verhandlung ganz glücklich geführt. — Ein großes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er die Präsidenten-Glocke, die jetzt zwanzig Jahre lang als unnützes Möbel auf dem Tisch gestanden, — welche die Hegnenberg, Pözl und Weis, die Paur und Pfetten stolz entbehren zu können geglaubt hatten, wieder in ihr natürliches Recht eingesetzt und mit ihr die Sitzung ein- und ausgeläutet hat. Das thut der Vorsitzende in den Volks- und in den Bauern-Versammlungen — es ist gar kein Grund vorhanden, warum es nicht auch in der Kammer geschehen sollte. Man sagt, in den Jahren 1848 und 1849 sei die Glocke ebenfalls gehört worden; ich selbst, der ich erst 15 Jahre den Sitzungen beiwohne, hatte sie noch nie vernommen — möge es kein Omen sein, daß sie jetzt wieder laut geworden ist. — Der Präsident Graf Seinsheim ist ein sehr nobler Herr, aristokratischen Ansehens von oben bis unten, von dem glatt gescheitelten kurzen Haar und dem vornehm blickenden Auge bis herab über den sehr eleganten Anzug zu dem feinen Fuß. Kein Mensch ahnt in dieser zierlichen Erscheinung mit der gewählten hochdeutschen Aussprache einen der thätigen Vorstände des Bauernvereins. Als einen solchen erkennt man viel leichter den Freiherrn Xaver v. Hafenbrädl, der seinem ganzen Auftreten nach allerings das Zeug an sich haben mag, auf das Landvolk große Wirkung zu machen. In seinem Aeußern verräth auch dieser Herr Baron keineswegs plebejische Manieren, er ist sehr „modern“ gekleidet, und dieß wahrscheinlich nicht bloß in München, denn er scheint eine reichhaltige Garderobe zu besitzen und läßt sich in verschiedenen Anzügen, alle nach der Mode des Tags aus Meisterhand verfertigt, sehen. Auch das sichere Auftreten, die Ruhe in der Körperbewegung, dann der stolze Blick aus dem von langem blondem Vollbart umrahmten Gesicht würden auf einen echten Aristokraten schließen lassen, bis er den Mund aufthut. Dann zeigt er zwar nicht das Haar auf den Zähnen, aber daß er ein wirklicher... Volksmann ... wenigstens, und etwas Anderes will er ja selbst nicht sein, ein tüchtiger Bauernagitator ist. Als Herr Xaver v. Hafenbrädl zu seiner zweiten Rede aufstand, da begann er mit dem Selbstbekenntniß, die erste sei wirkungslos geblieben, weil er zu laut geschrien habe, und wenn er damit etwa nicht bloß den Schall der Stimme, sondern auch das Forte in der Betonung der eigenen Persönlichkeit gemeint haben sollte, so durfte er die damalige Heiterkeit der Versammlung wohl als Zustimmung deuten. — Ich finde es nicht recht zutreffend, daß man den niederbayerischen Herrn Baron den modernen Götz von Berlichingen genannt hat, denn der Ritter mit der eisernen Hand ist bekanntlich nur gezwungen an die Spitze der Bauern getreten, Herr v. Hafenbrädl aber berühmt sich tapfer, die heutige, allerdings und Gottlob! gesetzliche und friedliche Bauernbewegung sei sein, ihm eigenthümliches Werk, es seien „seine“ Bauernvereine, — und er hat ziemlich verständlich merken lassen, er habe nur deßhalb kein Privilegium auf diese seine nützliche Erfindung genommen, weil im „Bauernfangen“ es ihm doch Keiner so leicht nachmachen werde. Daß die Art, wie dieser Herr spricht, dem Landvolk nicht blos zu Gehör, sondern auch zu Herzen geht, begreift sich unschwer: es liegt darin etwas so Anspruchsloses, den Volkswünschen so sich Hingebendes, dabei eine so populäre Ausdrucksweise, hie und da versetzt mit einem derben Spasse, die Rede fließt so munter fort vom Hundertsten in's Tausendste, und haftet doch immer wieder an specifischen Interessen, besonders der Landwirthschaft, sie weiß auch flott gewisse oft gehörte Phrasen mit schallendem Pathos sich einzuverleiben — ein solcher freiherrlicher Agitator, der so theilnehmend der Bauern sich annimmt, vermag bei diesen schon zu ziehen. Bemerken muß ich noch, daß Herr Xaver v. Hafenbrädl seinen Platz auf der linken Seite des Saales genommen hat in der vordersten Bank der ersten Abtheilung, wo er mit dem redegewandten Karl Barth und noch zwei unbekannten Rechtsrittern eine Oase inmitten der fortschrittlichen Wüste bildet. Für heute möchte ich zur Vervollständigung meiner Schilderungen noch

Digitized by Google

ein Paar Worte über den zweiten Sekretär, Frhrn. v. Ow, sagen. Von dem ersten Präsidenten Dr. Weis, noch mehr von dem ersten Sekretär Dr. Jörg habe ich in früheren Jahren eingehend gesprochen, doch wird sich vielleicht Gelegenheit ergeben, auch diese Herren in ihrer neuen Situation zu betrachten. Nachdem nun der vorliegende Artikel mit dem Vicepräsidenten Grafen Seinsheim begonnen hat, wäre es gewissermaßen unartig, das letzte Mitglied des Direktoriums zu übergehen. Frhr. v. Ow hat schon der vorigen Kammer angehört, und damals hat er sich ausgezeichnet durch eine sehr warme, — vortrefflich gehaltene und auch mit Erfolg gekrönte Rede über die Ablösung eines Brücken-Zolls bei der Stadt Schongau, in welcher er vormaleinst, da er dortselbst noch Bezirks-Amtmann gewesen, sehr wohlwollend und väterlich gehaust haben soll. Sonst ist von ihm noch nichts bekannt worden. (Der Herr Correspondent irrt. Wir erinnern uns, vor einigen Jahren über die jetzt brennend gewordene Frage des allgemeinen direkten Wahlrechts ein Referat von Hrn. v. Ow gelesen zu haben, das, — obgleich nach dem damaligen Stand der Erfahrungen und Anschauungen auf Ablehnung der bezüglichen Petitionen konkludirend, nach Inhalt und Form eine gediegene Arbeit war. D. Red.) Uebrigens ist Frhr. v. Ow, gegenwärtig Regierungsrath in Landshut, ein noch ziemlich junger Mann, feinen, aristokratischen Ansehens, mit einer sehr hochdeutschen, fast manierirten Aussprache, die eines gewissen theatralischen Affekts sich zu befleißigen scheint — Beobachtungen, welche allerdings nur aus dem Vorlesen des Protokolls der vorhergegangenen Sitzung, das ihm regelmäßig obliegt, geschöpft sein können.

(Nach dem N. C.)

Räthsel.

Zum ersten Paar sind Viele wohl berufen,
Man steigt zu ihm meist auf recht hohen Stufen,
Oft auch aus tiefer Niedrigkeit.
Ihm bleiben junge Mädchen ferne,
Dort finden sich nur Frauen gerne;
's ist kurz und lang und schmal und breit.

Das zweite Paar wirkt auf dem Felde,
Im Haus, beim Spiel, beim Kind, beim Gelde
Ist allermeist von hohem Werth.
Dem Ganzen mangeln oft die Züge
Aus Hufeland's Gesundheitswiege,
Auch findet man es oft gelehrt.

Das Ganze find't sich bei den Ersten ein,
Die Letztern wollen Viele sein
Und sind dann oft des Ganzen Schein,
Doch Niemand will das Erste sein.

* * *

☞ Da bis jetzt keine richtige Auflösung eingesendet wurde, so geben wir die Charade wiederholt und zwar mit einigen Zeilen erweitert. Die Auflösungen müssen bis zum 20. ds. Mts. eingesendet sein. Die bis jetzt eingesendeten Auflösungen lauten Altarblätter, Ammenmärchen, Bürgermeister, Couvertmarke, Ehebettsegen, Ehefreuden, Ehegatte (zweimal), Ehemänner, Ehepaare (dreimal), Ehescheidung, Ehstandsfreuden (dreimal), Ehstandssorgen, Eierfarbe, Eilenthiere, Finanzwirthschaft, Kammerdiener (viermal), Kinderspiele, Kirchendiener, Klosterschulen, Kreuzweganbacht, Leiterwagen (zweimal), Männergesang, Männerklugheit, Mutterliebe, Muttersegen, Mutterfreude, Mutterfreuden, Mutterfreuden, Mutterfreuden

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 44.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

IV.

Auf dem Comptoir von Eastman und Comp. herrschte eine musterhafte Disciplin, die von Mr. Quick, dem ersten Buchhalter der Firma und man darf sagen seiner Zeit, gehandhabt wurde. Seinem eisernen Ordnungsscepter mußte sich Alles beugen; alle Geschäfte der Firma waren in seinem Kopf so genau gebucht, als in seinem Hauptbuch, und wenn eines schönen Tages dieses „musterhaft geführte Hauptbuch" auf irgend eine fabelhafte Weise abhanden gekommen wäre, so würde das ehrenwerthe Haus Eastman und Comp. dadurch nicht sonderlich in Verlegenheit gekommen sein, falls nur Mr. Quick nicht gleichzeitig abhanden kam.

Nur einen Menschen — außer Mr. Eastman selbst — gab es auf dem Comptoir, der sich mitunter Ungehörigkeiten herausnahm, ohne daß Mr. Quick es wagen durfte, seinen ganzen Zorn über ihn auszuschütten; es war dies Mr. William Brunsen, Sohn des ehemals so reichen Banquiers Brunsen. Der ältere Brunsen hatte in den letzten Jahren wiederholt schwere Verluste erlitten, und sich mit dem immer noch ansehnlichen Rest seines Vermögens in die Firma Eastman und Comp. als stiller Theilnehmer begeben, weil, wie er sagte, der Teufel sein Spiel mit ihm habe und er keinen glücklichen Coup mehr führen könne.

William Bunsen war ein verlebt und verschmitzt aussehender, langer Dandy von fünfundzwanzig Jahren. Er war nahe daran, in Wetten, mit liederlichen Dirnen und im Spiel das Vermögen seines Vaters zuzusetzen, und oft geschah es, daß er am Morgen nach einer durchschwärmten Nacht später auf dem Comptoir erschien, als er sollte. Anfangs hatte Quick dagegen opponirt und dem jungen Manne bemerklich gemacht, daß sämmtliche Buchhalter, Commis und Lehrlinge von Eastman und Comp. sich gefälligst zur bestimmten Stunde auf das Comptoir zu verfügen hätten. Er werde solche Nachlässigkeiten nicht dulden. Bunsen war darauf, — höchst indignirt, in das Zimmer des Chefs gegangen, — und seit jener Zeit hatte Quick nicht wieder seinen Zorn über das Zuspätkommen des hoffnungsvollen Jünglings geäußert, dagegen mit offenbar verbissenem Groll die etwaigen Fehler in den Arbeiten Brunsen's gerügt, und so eine scharfe Kontrolle über denselben geübt.

Selbstverständlich haßten sich Beide.

Donatus Rasch nahm an seinem Pulte Platz und war bemüht, diesen Platz so gut als möglich auszufüllen, ein Streben, das ihm in kurzer Zeit des alten Quick Gunst, und somit einen angenehmen Verkehr mit seinem nächsten Vorgesetzten erwarb.

Der nächste Sonntag brachte ihm eine Einladung in die Familie Eastman's.

Donatus hatte bereits erfahren, daß Frau Eastman vor einigen Jahren gestorben war, und daß eine Tante der einzigen Tochter des Wittwers, — Miß Mary, — die Mutter ersetze.

Digitized by Google

Ueber Miß Alice, die bejahrte Tante, — und Miß Mary läßt sich schlechterdings wenig Besonderes sagen.

Miß Alice war eine vollgültige Repräsentantin jener spezifischen „Yankee-Ladies," welche mit Recht bei den Deutschen in schlechtem Ruf stehen. Gegen alles nicht Amerikanische hatte sie ein tief gewurzeltes Vorurtheil und betrachtete die Eingewanderten politisch wie social tief unter den Eingeborenen der jungen Union stehend. Namentlich das Deutschthum war ihr verhaßt, — und sie erblickte in dem Deutschen den Inbegriff alles Rohen.

Alle ihre Vorurtheile hatte diese Dame der jungen Nichte eingeflößt, — und ihre Lehren hatten um so leichter Zugang in das Gemüth des jungen Mädchens gefunden, als ihr Vater, der Einzige, der jenen Vorurtheilen hätte entgegentreten können, sich um die Erziehung seines Kindes nur wenig kümmerte, wie denn die amerikanischen Väter im Allgemeinen sich lediglich mit der Ausbildung der Söhne befassen, und auch dieses nur thun, sobald die Knaben reif für den Schulbesuch sind. Wollte der Vater sich mit den „Babies" befassen, so würde die Mama ein solches Beginnen als einen Eingriff in ihre Rechte zurückweisen. Die Babies, auch wenn diese schon das fünfte Jahr erreicht haben, und die Töchter stehen lediglich unter der Autorität der Mutter.

Für thätiges Eingreifen in die häusliche Thätigkeit war Tante Alice eben so wenig, als die meisten Damen der höheren Gesellschaftsschichten. Mary genügte vollständig den Ansprüchen ihrer Tante, wenn sie sich einige Stunden des Tages mit einer höchst überflüssigen Handarbeit beschäftigte, über die neuesten Erzeugnisse der Roman-Literatur ein Wort mitsprechen konnte, und für Missions-Gesellschaften und Bibelvereine einiges Interesse an den Tag legte — denn so will es der gute Ton der amerikanischen höheren Damenwelt.

Die hagere Miß Alice und die dunkellockige Mary hatten daher gleichzeitig gegen das Vorhaben Eastman's, den jungen Deutschen in die Familie zu ziehen, protestirt, und wenn gleich Mary's Schmollen sich einigermaßen legte, als ihr Papa versicherte, Mr. Donatus Rasch sei ein gut aussehender, wohlerzogener junger Mann, den man kühn als einen vollendeten Gentleman bezeichnen könne, so war dagegen der Widerstand der älteren Dame erst der Erklärung Eastman's gewichen, aus geschäftlichen Rücksichten sehe er sich genöthigt, dem Schützling der Firma „Roberts" Eintritt in sein Haus zu gewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nilschwelle in Aegypten.

Der bekannte Schriftsteller Professor Herm. Masius in Leipzig entwirft im 2. Bande seiner ebenso vielseitig lehrreichen als anziehenden „Naturstudien", die bereits in 6 Auflagen erschienen und in's Englische, Holländische und Dänische übersetzt sind, ein Gemälde von der merkwürdigen, oben genannten Naturerscheinung, wovon wir unsern Lesern im Folgenden einen Abriß vorlegen wollen. Der Aegypter, beginnt es, kennt nur zwei Jahreszeiten, und der Regulator derselben ist der wachsende und fallende Nil. Betrachten wir zunächst das Land vor Eintritt der Stromschwelle. Es ist die Zeit unseres Frühlings. Aber während bei uns sich in Feld und Wald die große Wiedergeburt der Erde fröhlich vollzieht, liegt Aegypten von der Sonne verbrannt und zerrissen da. Kein Quell erfrischt den Boden, keine Wolke sendet Regen; statt ihrer haucht nur der Chamsinwind sein Feuer über das geborstene Staubfeld. Nicht selten ergreift auch den Menschen verderbend die Gluth der unverhüllten Sonne; denn gerade in diesen Monaten fordern Seuchen und Pest zuweilen viele tausend Opfer. Aber auch die Kraft der Gesunden erliegt der allgemeinen Lähmung. Erst wenn der Nil die tiefsten und die Sonne den höchsten Stand

Digitized by Google

erreicht hat, endet Typhon der böse Genius nach dem Glauben der Alten, seine Herrschaft. Nordwärts, vom Meer herauf, rauschen Kühlung athmende Winde, die Boten des rettenden Gottes, und nun beginnt die große Verwandlung. Unter einem stets klaren Himmel, ohne irgend welches vorhergegangene Anzeichen wechselt, wie durch überirdische Macht, ein großer Strom seine Wasser und sein Ufer. Vorher hell und durchsichtig, fließen jetzt plötzlich seine Wellen trübgrün und bald braunroth, und während sie bisdahin ununterbrochen sanken, steigen sie jetzt ununterbrochen empor, weit hinaus über das gewohnte Bett, gleich als rege sich in ihrem Schooße ein verborgenes Leben. Wir wissen, daß der Nil von den mächtigen Gewittern geschwellt wird, welche innerhalb der tropischen Regenzeit Tag um Tag ihre Wassermassen auf das Hochland von Sudan und Abyssinien herabstürzen, und daß die seit Jahrtausenden beobachtete Gesetzmäßigkeit dieser Erscheinung von dem gesetzmäßigen Eintritt eben jener Epoche abhängt. Sie selbst aber wird hinwiederum durch den regelmäßig wechselnden Stand der Sonne bedingt. Wie das Wasser aus den Quellen gegen Norden fließt rückt auch die Regenzeit nordwärts vor. Unter dem Aequator bereits mit dem Ende des März beginnend, tritt sie je tiefer hinab, um so später ein, und in der regellosen Zone des Unterlaufs vom Nil verräth erst gegen Ende Juni's der steigende Strom den gewaltigen Zuwachs der Wasser. Um die Mitte August's überschreitet der Fluß in Aegypten seine Ufer und überfluthet allmählich das ganze Thal bis zum Fuß der fernen Berge hin, um während des Oktobers in seine Grenzen zurückzukehren und eben so gleichmäßig, als er gewachsen, zur niedrigsten Ebbe herabzusinken. Das höchste Maß der Steigung beträgt für Unterägypten heute noch genau eben so wie in den Tagen Herodot's (II, 13.)15—16 Fuß, und die Wassermenge, welcher der Strom in dieser Zeit dem Meere zuwälzt, ist zwanzigmal größer als zuvor. Bleibt er aber wie zuweilen, unter jenem Maße, dann treffen empfindliche Folgen die Bevölkerung, welche eben den Ueberschwemmungen allein ihre reichen Ernten verdankt (Jesaj. 19, 5 ff.). Der anfangs leise steigende Strom wächst bald mit sichtbarer Schnelle. Jetzt streut der Fellah den Samen der Moorhirse (Durra) aus, deren junges Grün am Besten unter dem Wasser gedeiht; der Strom bedeckt sich mit schwellenden Segeln. Gegen die Mitte des August ist derselbe bei Kairo so hoch gestiegen, daß die Schleuse des großen Kanals durchstochen werden kann, welcher hier vom Nil ausläuft und mit seinen Verzweigungen das östliche Unterägypten — das Gosen der Bibel — überschwemmt. Dieser Akt ist der feierlichste. Im Prunkgewande durchziehen schon Tags zuvor die „Nilausrufer" die Munadi's' mit ihren Knaben die Stadt und stimmen ihre Wechselgesänge an. Am Abend nimmt dann unter Kanonendonner und Leuchtfeuern, fanfarenrauschend und farbenblitzend das eigentliche Fest seinen Anfang. Dicht vor dem Kanaldamme wird eine Erdsäule errichtet und mit Aehren und Blumen begränzt. Das ist die Nilbraut, angeblich ein Symbol des Menschenopfers, welches nach einer Sage der Nil vor alten Zeiten empfing. An den Ufern aber ist eine Stadt von Zelten aufgebaut. Schlangenbändiger, Tänzer, Wahrsager und andere Gaukler treiben dort ihr Wesen; man schlürft Scherbet, Kaffee, selbst den verbotenen Wein, indeß auf dem Strome ganze Geschwader hellerleuchteter Barken kreuzen. Guitarren tönen herüber; dazu mischen sich phantastisch Lieder und Trachten aus allen Welttheilen; denn alle Nationen und alle Bekenntnisse schließen sich der großen Naturfeier an. Graut endlich der Morgen über dieser echt orientalischen Szene, dann wird der bereits gelockerte Damm völlig geöffnet. Der Pascha, die Richter, die Priester sind zugegen. Es wird Geld unter die Menge geworfen, und unmittelbar nach dem Durchstich fertigt der Khadi die Urkunde aus, welche den genügenden Wasserstand bestätigt und den Großherrn in Konstantinopel berechtigt, von der ägyptischen Regierung sofort den vollen Tribut zu erheben. In demselben Augenblick schallt tausendzüngiger Jubelruf durch die Lüfte: Der Strom kommt! Der Strom kommt! Durch die geöffneten Schleusen stürzt jetzt brausend der alte Nil. Etwa um den 26. September hat derselbe die größte Höhe erreicht. Das Festland ist verschwunden; nur die langen, vielgebrochenen Linien der Dämme, nur die

Digitized by Google

Städte und Dörfer auf ihnen tauchen im Schmucke der Palmen und Minarets aus der nebelhauchenden Fläche empor. Was man sieht, ist kein Fluß, kein See, sondern ein Meer, und Hunderte kleiner Inseln blitzen daraus auf, so daß einst Herodot (II, 97) bei diesem Anblick sich in das ägäische, inselreiche Meer seiner Heimath versetzt glaubte. Nach wenigen Wochen treten einzelne hochgelegene Punkte wieder aus dem Wasserspiegel hervor, und bald streut der Fellah die Saat über den aufgelösten Boden, in den sie rasch versinkt. Damit hat er für die Haupternte seine Arbeit gethan. Nicht einmal Furchen braucht er zu ziehen; höchstens daß er seine Ziegenheerde darüber hintreibt und die Körner tiefer eintreten läßt. Alles andere der Sonne und dem Nil anheimgebend, kehrt er erst wieder, wenn die Halme unter der Last der Körner zur Erde sinken, um sie nun abzumähen, aber auch sogleich eine zweite Aussaat vorzubereiten. In dieser Periode entfaltet die Natur Aegyptens ihre üppigste Pracht, die Alles übertrifft, was man in den gepriesensten Gegenden Europa's bewundert. Das ganze Nilthal ist eine Prairie voll Aehren und Blüthen; berauschend wogen die Düfte der Orangen und Mimosen, der Jonquillen, Lupinen und der süßen Kleearten, und über dieser gesegneten Erde wölbt sich in unbeschreiblicher Klarheit das Firmament, wolkenlos bei Tag und wolkenlos bei Nacht; aber im Aether funkeln nah und groß die Sterne. Inzwischen fällt der dieses Wunder schaffende Strom mit jeder Woche. Nur aus sparender Cisterne lenkt jetzt der Aegyptier das Wasser von einer Furche des Ackers zur andern. Ist er ein etwas begüterter, so nimmt er das Kameel oder den Stier zu Hilfe und baut sich ein auf- und absteigendes Werk mit Thonkrügen, die sich füllen und leeren. Die Zahl solcher Schöpfwerke und Cisternen mag an die Hunderttausende betragen, ihre Einrichtung aber gehört sicher dem höchsten Alterthum an, und schon in der Bibel (5. Mos. 11, 10) wird darauf angespielt. Und wunderbar! selbst eine so dürftige, ureinfache Bewässerung genügt heute wie ehedem, um den Boden eine so hohe Fruchtbarkeit zu verleihen. In dieser Kornkammer der Welt ist wirklich kaum ein Monat ohne Ernte. In den Gärten reift jede edle Frucht von der Banane bis zur Olive, auf den Feldern jedes Getreide; schon Ende Januars steht der Weizen 3 Fuß hoch und die Gerste in schweren Aehren; viermal in 5 Monaten wird der alexandrinische Klee geschnitten, und Hanf und Flachs erreichen eine in Europa nirgends erzielte Länge und Feinheit des Gewächses. Neben diesen Pflanzungen ziehen Felder voll der verschiedenartigsten Gemüse und süß schmeckender Zwiebeln, ziehen Reis- und Maisstrecken entlang, wechselnd mit dem Dickicht des Zuckerrohrs oder mit Baumwollen- und Indigopflanzungen. Wo endlich nichts mehr gedeihet, da erhebt sich noch die edle Palme und auf den Dünen und Bänken des Nils blühen Mohn und Tabak, von köstlichen Melonen umlagert. Und natürlich, daß an dieser reichgedeckten Tafel sich auch eine reiche Thierwelt versammelt. In der Fluth Weich- und Schalthiere, Fische, darunter jener merkwürdige Zitterrochen, dessen elektrische Kräfte schon im Alterthum bekannt waren; an den Ufern Insekten, Amphibien, Nager, die Heerden der Büffel und Kameele; in den Lüften Vögel jeder Art und ohne Zahl. Neben den Schwärmen der Tauben und Schwalben umkreist der nackthalsige Geier die grauen Kuppeln der Dörfer, während über den Strom mit schwerem Flügelschlage der Pelikan zieht, und im Schilf des Papyrus der prächtige Flamingo und die Arten der Reiher und Störche auf Beute lauern. Selbst die zierlichen Barken, die zu Hunderten die Wasser hinauf- und hinabgleiten, gleichen mit ihren dreieckigen, scheerenartig gekreuzten Segeln nur riesigen Schwimmvögeln. Mit einem Worte, es begegnet dem Auge allenthalben das vielgestaltigste, wechselvollste Leben. Das Sinken des Nils erfolgt nach umgekehrter Regel, als sein Steigen. Zuerst fast sichtbar beschleunigt, verzögert es sich immer mehr, und vom Dezember an ist die Abnahme kaum noch bemerklich. Der Strom scheint dann einen Stillstand erreicht zu haben, obwohl er in Wahrheit bis zum Wiederbeginne der Sommerschwellung fortan fällt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 45.

Charfreitag.

O Tag, so schwarz und trübe,
Wie düst're Mitternacht!
O Tag, so warm von Liebe,
Wie's keine Sonne macht!

Dich schwärzen sünd're Thaten,
Du brütest schweres Leid,
Du zeigst den Herrn verrathen,
Den Herrn der Herrlichkeit!

An gräuelhafte Gründe
Führst du den scheuen Fuß;
Und ungeheure Sünde
Das ist dein Morgengruß!

Und Liebe ohne Ende,
Aus Gottes Vaterhaus,
Sie breitet hier die Hände
Am Kreuze segnend aus!

Verfolgt von blut'gem Hassen,
Vergießt sie für die Welt —
Sie kann's und kann's nicht lassen —
Ihr Blut als Lösegeld!

O Tag, so schwarz und trübe,
Du zeugst von unsrer Nacht;
O Tag, so warm von Liebe,
Du zeigst der Gnade Macht!

Heinrich Möwes.

Das Kloster der Barmherzigen Schwestern zu München.

Die sehr geachtete protestantische Schriftstellerin Emma von Niendorf gibt in ihrem Werkchen, betitelt: „Aus der Gegenwart," — eine liebliche Beschreibung ihres Besuchs in dem genannten Kloster, die hier im Auszuge mitgetheilt wird.

Am Schluß ihrer Betrachtung über die Feier des heiligen Frohnleichnams-Festes bemerkt die Reisende:

Ein einziger Moment kündet sich an, wo Thränen in vielen Augen schimmern, wo die Zuschauer wärmer werden, ein Moment wirklicher Begeisterung; wenn die barmherzigen Schwestern kommen — eine lange Reihe; — Alle in schwarzen Gewändern und weißen Kopftüchern, voraus die Laienschwestern in schwarzen Kleidern und Hauben, und mit weißen Tüchern, lauter bleiche, stille Gesichter, inbrünstig Betende. Als kämen Heilige, so gingen sie durch's Volk, ohne es in ihrer Demuth zu wissen; mir wars, als wenn unsichtbar um Jene, wie eine Engel- oder Geisterschaar, Todesschmerzen und Todesseufzer schwebten Da erscheint die Religion der Liebe in ihrer ganzen sanften Hoheit!

Monate vergingen, bevor sich mein Wunsch erfüllte, die barmherzigen Schwestern in der Nähe zu sehen. Der Zutritt wird nur ausnahmsweise gestattet. Es war ein leidenschaftloser — durchsichtiger Oktobertag mit all' seinem wehmüthigen, dankergebenen Frieden. Die Schneeberge lagen nah und glänzend da, von leisem Duft überhaucht. — Auf schmalem Pfade hinter dem Krankenhause kam ich zum Kloster. Eine junge Schwester

Digitized by Google

mit blühendem Kindergesicht öffnete. Sie brachte mich in den Garten zur „Frau Mutter," die mit vielen Nonnen beschäftigt war, Kraut einzuschneiden. Sie wollte nicht einschlagen, als ich ihr meine Hand hinstreckte, weil die ihrige voll Erde war, und ich kapitulirte wenigstens um den kleinen Finger. Es ist eine große, kräftige Frau, die Oberin, sehr klug, sehr praktisch, thätig, streng resolut. Ein munteres Gesicht, gescheidte Augen, treuherzig derb. So fand ich's wieder ganz anders, als ich mir eingebildet hatte, aber auch gut, vielmehr besser. Das Leben corrigirt uns unsere Ideale immer, wie Schüleraufgaben, und füllt die durchstrichenen Stellen mit Gegensätzen aus, welche sich zuletzt durch unsere Erfahrung — als die rechte Logik — bestätigen.

Rückwärts vom Klösterlein also ist der Gemüsegarten. Daran stößt das Waschhaus. „Da kamen Viele," sagte die Oberin, „die eine unglückliche Liebe gehabt haben, und meinen, jetzt wollen sie barmherzige Schwestern werden. Aber da schicke ich sie nur in's „Waschhaus," um die eckelhafteste Wäsche der Kranken zu waschen. Die Meisten wollen noch am ersten Tage wieder fort; wenn aber Eine Das aushält, bei Der ist's ächt! — Nicht selten gibt es Beispiele wahrer Vocation. So verweilte vor einiger Zeit eine vornehme Dame des Auslandes in dem Ordenshaus, eine reiche Erbin, blutjung, bildschön, geistreich, voll Talente, welche ohne Schwärmerei nur mit tiefem Beruf, aus den glänzendsten Verhältnissen, von dem theuersten, durch diese Trennung schmerzlich verwundeten Familienkreise schied, um der Stimme des Heilandes zu folgen, die so unwiderstehlich in ihr ertönte. Mit Ernst und Treue erfüllte sie das Gelübde, widmete sich voll Selbstverleugnung dem niedrigsten Dienste früh und spät. Wer dieses Wesen erblickt hat, spricht noch mit Bewunderung von ihr. Ja, es gibt solche Seelen, denen noch ein treueres Heimgefühl verblieben, eine klarere Rückerinnerung an ihre Lichtwege; ursprüngliche Seelen, — in denen Wahrheit quillt als ein lauterer Born. Solche wandeln wie Boten des Himmels über die Erde, helfen, rathen, trösten, erfreuen, gleichsam als sichtbar gewordene Schutzgeister — denn wir armen Menschenkinder mußten ja sogar Gott schauen, um an ihn zu glauben! Und wie er in seiner Fleischwerdung — Kreuzigung und Tod erlitten, blühen auch jenen hehren Geistern Schmerzensrosen im Thale der Wallfahrt!"

„Ja, da gibt's schon Abtödtungen," sagte meine Führerin, die junge Nonne, — Engeltraut war ihr Name, — als wir an der Wäsche vorbei gingen, die im Grase lag; „aber mit Gott kann man Alles!" — Es lag so viel Ueberwundenes, — so viel Friede in diesem Wesen. — Hinter dem Kloster läuft ein Bogengang, den Blumengarten umschließend. „Da gehen wir im Sommer um 9 Uhr auf eine halbe Stunde heraus, um uns ein wenig von den Krankenstuben zu verlüften," sagte die Schwester! — „Alle miteinander!"

Wir traten in das stille Haus. Durch die reinlichen Gänge kamen wir zuerst in's Speisezimmer, wo meine Begleiterin mir eine „Uhr" wies, wie die Inschrift besagt, ein Geschenk von der israelitischen Gemeinde. Ueber der Thür hing ein Crucifix. „Das ist gar rührend," fuhr die Nonne fort; „die Frau Mutter sagt, ein Blinder in Tyrol habe es gemacht!"

Die Nische des Klostergangs, in welcher die Statue des Ordensheiligen St. Vincentius von Paula steht, fand ich mit einem Laubkranz umwunden. Ueber jeder Thür ein Spruch. In den Schlafsälen immer zwei Betten unter Einem reinlich gefalteten Vorhange, getrennt durch ein Brett; so hat jede der Schwestern ein Kämmerlein für sich und ihr Heiligenbild an ihrer Wandseite. Träume des Friedens scheinen über diesen, von Engeln beschirmten Lagerstätten zu schweben, auf denen fast eine ununterbrochene Reihe von Nachtwachen den Nonnen nur spärliche Ruhe gestattet. Ueberall begegneten wir emsigen Schwestern mit still-heiteren Gesichtern; und je näher wir der Kirche kamen, je mehr steigerte sich die Geschäftigkeit, die aber stets etwas gar Besonnenes, Holdseliges

Digitized by Google

hat, einen Rhythmus der Frömmigkeit. Angethan mit blendend weißen Hauben- oder Kopf- und Halstüchern und Schürzen, bereiteten die Nonnen in ungeheueren Kesseln die sorgfältigste Krankenkost. Es herrscht um den Riesenherd ein Luxus der Reinlichkeit. — Alles geht wie am Schnürchen: Was man um Jesu willen thut, ist zweimal gethan!

Schwester Engeltraut führte mich zuletzt auf den Chor, wo die Nonnen beten, und erzählte, daß Einige von ihnen außer der Beichte auch noch strenge Tagebücher führen, welche sie jede Woche ihrem Seelsorger vorlegen. Es ist eine liebe Kirche, einfach, — dämmernd, weil gemalte Scheiben das Taglicht brechen. Von hier brachte uns ein angebauter Gang in das Krankenhaus der Stadt, dessen Trefflichkeit sich noch erhöhte, seit die barmherzigen Schwestern den Dienst verwalten. Im Saale für die Operirten saß an dem breiten Fenster mit der Aussicht in's Grüne, mitten unter Blumentöpfen, die Schwester Dominika, von der ich die Aerzte sagen hörte, daß sie ihnen in den schwierigsten Fällen durch Muth und Kaltblütigkeit bei so viel Milde lieber sei, als jeder Gehülfe der Chirurgie. Die Nonne sah sehr blaß und leidend aus. Ich sprach von ihrem schönen Berufe. Schlichte sagte sie: „Ja, es ist eine rechte Freude!"

Wir gingen durch die Operationssäle; überall Betten mit bleichen Kranken; vor manchem Lager gruppirten sich Verwandte oder Freunde, denn es war gerade Tag und Stunde, wo die Besuchenden eingelassen werden. Da hätte mancher dramatische Augenblick aufgefaßt werden können, hier in einem Händedruck, einem Seufzer, dort in einem Blick. — Auch in den dunklen Saal für Augenkranke geleitete mich Dominika; Alles verhängt; hinter dichter Schirmwand lag Einer, den man eben am Staar operirt hatte.

Am meisten war die Heiterkeit in den farblosen Zügen der Klosterfrauen aufgefallen. Es ist der Friede eines gottvereinten Daseins, aber auch Segen nützlicher Thätigkeit!

Diese barmherzigen Schwestern — „das sind auch Emancipirte!" — Man wird wie in den Boden hineingedonnert von solcher Einfalt und Wahrheit. Ich kam mir dagegen wie eine Seiltänzerin vor. Diesem ausgefüllten Pflichtenleben, dieser hinopfernden Demuth und Liebe gegenüber — wie nichtig erscheint uns da alles weltliche Treiben, wie erbärmlich der Flitterstaat des Lebens, nachdem wir so in seinen Ernst geschaut! — Lebt wohl ihr rührenden Gestalten! Ich neige mich vor Euch, wo ich Euch begegne! Denn auch draußen in der Welt wandeln viele Eurer Ordensschwestern umher, nur ohne Nonnenschleier! Wer sie zählen könnte die Millionen stillgeweinter Thränen, die Gebete und Sorgen der Nächte, die Lasten und Entbehrungen der Tage, all' die Dornenkränze eines weiblichen Lebens, welche durch duldende Liebe zu Freudenkronen werden! Ihr treuen Mägde — ich werde zu weich, wenn ich mir euer Bild male, Märtyrinnen in euren Dachstuben und Zellen, in Schlössern wie in Alpenhütten!

Die Schwester Engeltraut hat mir erzählt, daß kürzlich eine Nonne starb. „Da gingen die andern wohl Alle mit zur Bestattung?" — fragte ich. „Ja, es kam gerade der Sturm und das heftige Gewitter, dessen Sie sich auch erinnern werden! — wir kommen ja so selten aus, daß wir Gott dies Opfer bringen konnten!"

Der Tod rafft eine unverhältnißmäßige Anzahl von Nonnen hin, denn ihr Beruf fordert zu viel Anstrengung, bereitet manche Gefahr. Schrecklich mähte die Cholera unter ihnen. In dieser Zeit haben sie sich aber auch auf's Aeußerste bewährt. Oft betrachtete ich auf dem Friedhofe zu München ihre Schlafstellen, ein kleiner Gottesacker im großen. Grab an Grab schaart sich um ein mächtiges Kreuz — wie treue Helden, die alle auf dem Schlachtfelde fielen, — und nun noch im Tode um das nie verlassene Panier gesammelt sind.

Digitized by Google

Die Glocken ziehen nach Rom.

„Großmutter, Großmutter!“ — rief ich, „da kommt der Kuchenmann — ich bin artig gewesen.“

Ich hörte nämlich aus der Ferne die Ratsche klingen, deren sich mein Kuchenverkäufer bediente, um seine Nähe anzukündigen. Doch kam er nicht langsam wie gewöhnlich die Straße daher; nicht wie alle Tage blieb er von Thür zu Thür stehen; — die Schnarre wirbelte nicht abwechselnd mit der zitternden Stimme des alten Mannes, sondern die Kuchen kamen geraden Weges auf mich, ihren treuesten Verehrer — zu, und ich dachte fröhlich bei mir: „Niemand hält sie auf ihrem Wege auf, Niemand wird mir den wegnehmen, den ich am liebsten haben möchte.“

Doch je näher das Schnarren kam, desto grausamere Zweifel stiegen mir zu Kopfe. Mein alter Kuchenmann hatte weder einen so schnellen Gang, noch so einen kräftigen Arm. „Mein Gott,“ dachte ich, wenn er es nicht wäre! Sollte er vielleicht gar nicht mehr kommen? Könnte es ein Anderer sein und statt meiner lieben Zuckerkuchen gewöhnliche schlechte Kuchen bringen?“

Ich hatte beinahe Lust, von den neuen Kuchen gar keinen zu nehmen; und doch — es waren immerhin Kuchen; sie kamen näher . . . das Wasser lief mir im Munde zusammen. „Großmutter, Großmutter!“ — rief ich, und stürzte über den Hof aus dem Hause.

Ach, meine Freude war zu groß gewesen, um nicht eine grausame Täuschung erfahren zu müssen. Es waren keine Kuchen da, weder der alte, noch ein neuer Kuchenmann stand draußen. Ein Chorknabe lief mit einer mächtigen Ratsche die Straße entlang und blieb vor jedem Hause einen Augenblick stehen, und auf unser Haus schien er es ganz besonders abgesehen zu haben, denn er weilte hier am längsten und machte den meisten Lärmen.

Ich kehrte in's Haus zurück, zitterte vor Aerger und warf mich meiner Großmutter in die Arme.

„Der böse Junge,“ sagte ich, „hat es mir zum Possen gethan.“

„Liebes Kind,“ — entgegnete meine Großmutter, und zog aus ihrer weiten Tasche einen Bonbon, der mich augenblicklich beruhigte, — „der Chorknabe hat gar nicht an Dich gedacht, weißt Du denn nicht, daß wir heute Gründonnerstag haben? Wir haben keine Glocke mehr, und er kam, um uns die Abendmettenstunde anzuzeigen.“

„Wie, Großmutter, keine Glocke mehr? Ich habe sie ja heute Morgens noch tönen hören.“

„Ja, heut' Morgen — aber heut' Abend ist sie schon auf der Pilgerschaft.“

„Wohin denn, Großmütterchen?“

„Nach Rom, liebes Kind.“

„Nach Rom — weßhalb denn?“

„Weil sie alle Jahre am Gründonnerstag dorthin pilgert.“

„Und warum das? — Was hat sie dort zu thun?“

„O gar Vielerlei. Sie besucht den heiligen Vater.“

„Und die andern?“

„Welche andern?“

„Nun eben die andern Glocken.“

„Sie pilgern ebenfalls dorthin.“

„Wie, — alle?“

„Ja, alle.“

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 46.

Oster-Psalm.

Die Engel spielen noch um's Grab,
Doch Er ist auferstanden!
O, trüg' ich meinen Pilgerstab
Nach jenen Morgenlanden,
Zur Felsenkluft
Mit hohler Gruft,
Denn Er ist auferstanden!

Wer nur sein eig'ner Götze war,
Geht unter in dem Staube;
Mit jener lichten Engelschaar
Verschwistert nur der Glaube;
Wer liebend strebt,
So lang er lebt,
Der hebt sich aus dem Staube!

So laß' uns, wie du selbst, o Sohn,
Rückkehren aus der Hölle!
O, daß schon jetzt Posaunenton
Von Pol zu Pol erschölle!
Dein Stachel sticht,
O Tod uns nicht,
Du siegst nicht ob, o Hölle!

August Graf von Platen.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Der Empfang unseres Freundes war sonach ein ziemlich kühl-höflicher von Seiten der Damen; dagegen hieß ihn Mr. Eastman freundlich, und Quick, der ebenfalls zugegen war, so herzlich willkommen, als dieser sauertöpfige Bursch es nur vermochte.

Kurze Zeit nach Donatus trafen Brunsen Vater und Sohn ein, welche die kleine Gesellschaft vollzählig machten. Diese beiden Männer waren offenbar übereingekommen, den jungen Deutschen mit Geringschätzung zu behandeln, denn ihr Benehmen war derart, daß es an Ungezogenheit streifte. Es schien, als wollten sie Rasch den Familien-Cirkel Eastman's ein- für allemal verleiden. Das Benehmen der beiden Brunsen hatte jedoch eine Wirkung, die sie nicht erwarteten.

Quick wurde sofort noch weniger unliebenswürdig gegen Donatus, als er es vorher gewesen. (Gern würden wir versichern, der alte Buchhalter sei liebenswürdig gewesen, allein wir wünschen, uns keiner Unwahrheit schuldig zu machen, und wählen daher obigen Ausdruck, um sein Entgegenkommen für Rasch zu bezeichnen.) Quick also widmete Donatus seine ausschließliche Aufmerksamkeit, und war bemüht, das Mißvergnügen der beiden Brunsen dadurch zu erregen, daß er seinen Protégé mit Mary in nähere Berührung brachte.

Auch in Mary's Herzen sprach jenes ächt weibliche Gefühl für Donatus, welches sich stets zu Gunsten der Beleidigten und Bedrohten erhebt, und so geschah es, daß der schöne Mund des jungen Mädchens ermuthigend dem jungen Manne zulächelte, und die braunen Augen freundlich auf ihn blickten.

Digitized by Google

Donatus natürlicher Verstand hatte die verschiedenen Personen und ihre Stellung zu einander sofort richtig beurtheilt, auch hatte er bemerkt, daß William Brunsen sich eifrig um die Gunst der Tochter vom Hause bewarb. Wenn gleich Donatus keineswegs boshaft war, so trieb ihn in diesem Falle sein gekränktes Ehrgefühl, an seinen Gegnern zu zeigen, daß er wohl im Stande sei, neben ihnen mit Erfolg aufzutreten, und er war daher, unter strenger Beobachtung gesellschaftlicher Formen, bemüht, die Tochter seines Prinzipals so angenehm zu unterhalten, daß sie das ihr zudem alltägliche Gespräch des jungen Brunsen nicht vermißte.

Bald wurde die Unterhaltung eine allgemeine. Es kam die Rede auch auf die Eigenthümlichkeiten der einzelnen großen Städte in den Vereinigten Staaten, und Donatus, der auch sein Scherflein beitragen wollte, äußerte:

„Ich entsinne mich gerade der Aeußerung eines von mir hochgeschätzten Landsmannes, der seit mehr als zwanzig Jahren in dieser Republik lebt. In New-York, — sagte er, begehre man von einem Menschen, für den man sich interessire, zu wissen, wie viel Geld er habe. In Philadelphia erkundige man sich nach seiner Familie, in Boston aber frage man nach seinen Kenntnissen. Falls diese Charakteristik zutreffend ist, würde sie den Beweis liefern, daß auch in einer großen Handelsstadt, wie Boston, die Wissenschaften in hohem Ansehen stehen können."

„Die Aeußerung Ihres Landsmannes zeugt von scharfer Beobachtungsgabe, und ist, meiner Meinung nach, durchaus zutreffend," sprach Eastman lächelnd. „Darf man den Namen Ihres Freundes erfahren? Vielleicht kenne ich ihn."

„Er heißt Brenneck," entgegnete Donatus unbefangen.

Die Wirkung, welche die Nennung dieses Namens hervorbrachte, war ebenso wunderbar, als für Donatus gänzlich unerwartet. Der alte Brunsen erbleichte, — und ein leises Gemurmel, das fast wie eine Verwünschung klang, entstieg seinen zusammengepreßten Lippen. William Brunsen schoß einen finstern Blick auf den Deutschen und stieß, weniger gewohnt, seine Leidenschaft zu verbergen, als sein Vater, — einen derben Fluch gegen Brenneck aus. Quick zog die Augenbrauen in die Höhe und ließ ein halblautes Pfeifen hören; Eastman endlich, der von den vier Amerikanern am Wenigsten erregt sich zeigte, warf den Kopf zurück, und sein Mienenspiel schien zu sagen, durch die Nennung jenes Namens sei ihm Vieles klar geworden.

Mary allein wurde von der allgemeinen Aufregung nicht ergriffen. Sie blickte nur, gleich unserm Donatus, dem das Benehmen seiner Gesellschafter ein Räthsel blieb, erstaunt der Reihe nach die Männer an; Eastman ergriff zuerst das Wort und wandte sich an Rasch:

„Mr. Brenneck war es wohl, der Sie an Mr. Roberts wies?" fragte er höflich.

Donatus war zornig erregt durch die halb unterdrückten Aeußerungen der beiden Brunsen gegen seinen Freund von der „Borussia" her, — und er entgegnete daher mit einem trotzigen Seitenblick auf diese beiden Männer:

„Obgleich Mr. Brenneck, den ich für einen sehr ehrenwerthen Gentleman zu halten alle Veranlassung habe, mir während der Reise von Hamburg nach New-York, wo ich ihn kennen lernte, viel Theilnahme bewies, so verdanke ich doch nicht ihm die Empfehlung des Mr. Roberts. Allerdings forderte Brenneck mich auf, ihn zu besuchen, wenn es mir nicht gelingen sollte, eine Comptoirstelle zu erhalten; da ich aber durch Mr. Roberts an Sie empfohlen wurde, so habe ich bis heut diesen Besuch bei Brenneck aufgeschoben. Wenn Sie, Mr. Eastmann, nichts dagegen haben, werde ich ihn indeß in den nächsten Tagen aufsuchen, um ihm das Resultat meiner Bemühungen mitzutheilen."

Die anwesenden Amerikaner waren hinlänglich Menschenkenner, um beurtheilen zu können, daß Donatus die Wahrheit redete, und man gab daher dieses Thema der Unterhaltung auf, um auf andere, gleichgültige Conversations-Gegenstände überzugehen. Auch

Digitized by Google

Brunſen Vater und Sohn nahmen den von Donatus hingeworfenen Fehdehandſchuh nicht auf.

Unſer Landsmann ſann eine Weile über die Urſachen der Wirkung nach, welche der Name Brenneck in dieſer Geſellſchaft hervorgebracht hatte, da aber ſelbſtverſtändlich ſein Sinnen die Erkenntniß nicht förderte, ſo gab er das Grübeln auf — und begann ein längeres Geſpräch mit Mary, vor deren Augen er offenbar Gnade gefunden hatte.

(Fortſetzung folgt.)

Die Glocken ziehen nach Rom.

(Schluß.)

„Oh, Großmütterchen," ſagte ich lächelnd, „Du ſcherzeſt doch," fügte ich mit einiger Aengſtlichkeit hinzu, „wann kommen ſie wohl wieder?"

„Am Charſamſtage zu Mittag. Dann klingen ſie aber um ſo lauter und heller, um das Verſäumte wieder nachzuholen."

„O deſto beſſer! Dann werde ich meinen Kuchenmann wieder unterſcheiden können."

Und meine Großmutter nahm mich bei der Hand, nachdem ſie meine Thränen mit einem „Schmätzchen" vollends getrocknet, und führte mich in die Abendmette.

Seit der Zeit, wenn der Gründonnerſtag kam, erinnerte ich mich alle Jahre an die Ratſche des Chorknaben, an meine kleinen Zuckerkuchen und an die Glockenfahrt. Oftmals blickte ich in meiner Unſchuld nach den Luken des Glockenthurmes, um zu ſehen, ob der Platz leer wäre. Dort waren aber hölzerne Wetterläden vor. Oftmals fragte ich, da ich an der Verſicherung meiner Großmutter zweifelte, den Sakriſtan, den Kirchendiener, die Weihwaſſerdienerin, wohin die Glocken am Gründonnerſtag pilgerten, und alle antworteten mir: „Nach Rom!"

Eines Tages, erinnere ich mich, kam der Kaplan zu meiner Großmutter auf Beſuch.

„Hochwürden," ſagte ich zu ihm mit der einfältigſten und ungläubigſten Miene, die mir möglich war, „iſt es wahr, daß unſere Glocke . . .?"

Der gute Mann lächelte. „Ja, mein Kind," erwiderte er mir, „unſere Glocke iſt nach Rom gepilgert."

Später, als ich noch viele andere Volksſagen zu verſtehen im Stande war, ſuchte ich den Sinn dieſer Glockenfahrt zu erforſchen. Niemand konnte mir etwas Anderes ſagen, als was ich von meiner Großmutter bereits wußte.

Denkt Ihr übrigens daran, die Ihr in großen Städten wohnt? Wißt Ihr, was eine Glocke iſt? Hört Ihr achtſam dieſe laute eherne Stimme, welche die Mahnungen des Herrn bringt? Nein, Ihr lebt in fortwährender Unruhe und könnt' nicht wiſſen, welche Feierlichkeit dieß Schweigen von zwei Tagen für die Dörfler hat.

Auf dem Lande ſchlägt die Glocke unaufhörlich wie die Blutader im menſchlichen Herzen; ſie begrüßt die Sonne, wenn ſie aufſteigt und wenn ſie untergeht; fröhlich und heiter übertönt ſie den Jubel des Hochzeitfeſtes; ernſt und ſchwermüthig miſchen ſich ihre Klänge in die letzten Seufzer des Sterbenden; ſie verkündet die Stunde der Arbeit und den Augenblick der Ruhe; überall ſpricht ſie zu uns, überall begleitet ſie uns, überall und immer hört man ſie.

Und plötzlich ſchweigt ſie; augenblicklich fehlt dieſe Stimme in den Harmonien der Natur, die ſie belebt und beherrſcht; Alles wird ſchweigſam wie das Grab, melancholiſch wie das Trauerfeſt, welches die Kirche feiert; anſtatt der Frühglocke hört man nur den Hahn, bei deſſen Krähen Petrus den Herrn verläugnete; anſtatt der Abendglocke erſchallt nur in der Luft das heiſere Gekrächz des Todtenvogels und erinnert an die letzten Worte des ſterbenden Erlöſers: Eli, Eli, lama ſabathani.

Digitized by Google

Die Glocke ſchweigt; alle ſind verſtummt, und ſobald der Herr verſchieden, pilgern ſie, die Verkünder des göttlichen Wortes, — zu dem ſichtbaren Stellvertreter des Herrn. Die Glocken pilgern nach Rom.

Kommt, kommt mit mir auf die Firſte des Tempels. Die Glocken ſetzen ſich in Schwung, ihre Banden löſen ſich von ſelbſt los, die Mauern thun ſich vor ihnen auf, ſie fahren ab. Begleiten wir ſie und Gott ſchütze uns.

Schon weit hinter uns liegt die Kirche, dann die Stadt, dann das Land; — wir ſchweben im freien Raum, und ſteigen dann dem ungeheuern Gewölbe zu, das immer vor uns her ſich erweitert; wir ſind allein inmitten des allgemeinen Schweigens. O, wie raſch iſt unſer Flug! Das Licht, der Gedanke können nicht ſchneller ſein, und tief unter unſern Füßen eilen die Städte und verbergen ſich gleichſam vor Schrecken hinter dem Horizonte.

Seht ihr von allen Seiten dieſe ſchwarzen Punkte, welche wie eine Wolke von Zugvögeln die Erde verlaſſen und immer größer werden, je näher ſie uns kommen? Ihre Zahl iſt unermeßlich; vor ihren dichten düſtern Reihen verſchwindet die Erde . . . es ſind die Glocken! — alle Glocken!

Die einen groß und mächtig, wie der Königsadler — oder der Greif in unſeren Märchen; die andern klein, ſchmächtig und tänzelnd, wie die Lerche oder das Goldhähnchen; hier die Brummglocken der großen Städte, dort die hellklingenden Glocken der Kapellen und Wallfahrtskirchen, und da, o Großmutter, ich erkenne ſie — unſere alte, grün überzogene Dorfglocke!

Und das Alles fliegt aufwärts! Dieſe ungeheure Maſſe wandernden Metalls fliegt ohne Aufenthalt demſelben Ziele zu: Rom! Mit jeder Sekunde vermehrt ſich die Zahl, die Reihen werden dichter und die Sonne ſenkt ſich hinter den Horizont, die Erde verdunkelt ſich, das Licht durchzittert noch einen Augenblick die Lüfte, dann verliſcht es. — Nur die Bewegung der Luft ſagt uns, daß wir noch immer fliegen.

Endlich hört man einen ungeheuern Anprall . . . wir halten an . . . Rom iſt erreicht! Und von allen Enden der Erde treffen in demſelben Augenblicke alle geweihten Glocken zuſammen, ſtoßen an einander — und bilden über der heiligen Stadt und den Wolken eine unermeßliche Pyramide, deren Gipfel das Firmament berührt.

Und dort ſind ſie Zeugen des Gebetes, welches das Oberhaupt der Kirche zum Himmel ſendet, dort wohnen ſie der Fußwaſchung bei, welche der Knecht der Knechte an den greiſen Prieſtern verrichtet, dort hören ſie der Trauerlitanei zu, welche im St. Peters-Dome die Gläubigen erſchüttert, dort endlich empfangen ſie den Segen, welchen der Hohe-Prieſter der Chriſtenheit über die Stadt und die Welt ausſpricht. Dann kehren ſie als getreue Boten in ihre Heimath zurück, theilen auf ihrem Wege den Segen aus, welchen ſie empfangen haben, und verkünden den Gläubigen mit freudigem Klange den großen Tag der Auferſtehung.

Auch eine Charade.

Wer ſie nicht auf der Stelle löst, muß dem nächſten beſten „Armen aber Dorſtigen“ eine Maß Bier bezahlen.

Das Erſte iſt vom Meeresgrunde,
Das Zweite eine Schmerzenskunde,
Das Ganze hat man oft im Munde,
In Augsburg hört man's jede Stunde.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 47.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

V.

Als Donatus Abends spät aus der Familie Eastman's nach der Privatwohnung, in welcher er sich inzwischen einquartiert hatte, heimkehrte, wurde ihm ein Brief übergeben, der mittlerweile an ihn eingelaufen war und folgendermaßen lautete:

„Mein junger Freund!

Als Mahomed zum Berge sprach: „Komm her," und der Berg kam nicht, da ging Mahomed zum Berge. Auch Sie haben meiner Aufforderung, Ihren Landsmann zu besuchen, keine Folge gegeben; ich habe Sie daher in Ihrem Hotel aufgesucht und dort Ihre Adresse erfahren; gleichzeitig mit der Nachricht, daß Sie, ein Schoßkind des Glücks, durch Ihr ehrliches Antlitz eine nachdrückliche Protektion erlangt haben.

Die Kreise, in welchen Sie sich bewegen, sind auch mir bekannt, doch ersuche ich Sie, meinen Namen dort nie zu nennen; denn obgleich ich keine Veranlassung habe, vor irgend Jemand mich meines Thuns oder Lassens zu schämen, — so verbietet doch die Lebensklugheit, überall Alles zu sagen, was man weiß.

Seien Sie pünktlich in dem, was Mr. Quick Ihnen aufträgt, höflich, aber selbstbewußt gegen Eastman, zurückhaltend gegen Jedermann, namentlich gegen Alles, was den Namen Brunsen trägt, und liebenswürdig gegen Miß Mary, die ein so gutes Mädchen ist, als sie es unter der Erziehung der tollen Alice werden konnte. Die Dame Alice behandeln Sie höchst aufmerksam, denn sie ist ein Wesen, das die gebildeten Deutschen ungefähr so ansieht, wie etwa ein verzogenes Stubenhündchen den wohldressirten Jagdhund. Sie ist der Meinung, ein Deutscher könne wohl gelehrt — wohl dressirt — sein, niemals aber so viel Lebensart und Anstand sich erwerben, als ein Amerikaner, geschweige denn als eine Amerikanerin. Imponiren Sie der Rosine, die einstmals eine saure Weintraube war, — durch Aufmerksamkeit, — die aber selbstbewußte Ueberlegenheit durchfühlen läßt.

Diesen Brief verbrennen Sie, damit nicht unberufene Augen denselben erblicken; — seien Sie thätig und aufmerksam, so werden Sie ohne allzu großes Wagen eine sichere Stellung erringen, und wenn Sie meines Rathes oder meiner Hülfe bedürfen sollten, so wenden Sie sich an die untenstehende Adresse, die ich zu kopiren bitte, — ehe Sie diese Zeilen vernichten. Es grüßt Sie Ihr

Brenneck."

Adresse: Brenneck care of H. Wells & Comp.
194. Chatham-Street.

Zu spät, dachte Donatus, als er diese Zeilen gelesen hatte; er versank in neues Sinnen über das Verhältniß des geheimnißvollen Schreibers zu Eastman und den Brunsen's, ohne daß sein Nachdenken ihn zu etwas Anderem, als zu den gewagtesten

Digitized by Google

Vermuthungen führte. Endlich beſchloß er, den ſchriftlichen Anweiſungen Brenneck's Folge zu leiſten, ſo weit dies noch möglich war, den alten Quick aber, hinſichtlich der Urſachen des Auftritts bei Eaſtman, nach Kräften auszuholen.

Quick war ein überaus pünktlicher, alter Herr, — und ſtets der Erſte auf dem Comptoir. Donatus begab ſich daher am kommenden Morgen ungewöhnlich früh nach dem Geſchäftslokal, und fand Quick auch bereits anweſend. Auf ſeine Fragen erhielt er indeß nur ungenügende Auskunft, denn der alte Buchhalter wußte nur, daß Brunſen, der ſehr am Gelde hing, — mehrere hunderttauſend Dollars in Spekulationen verloren hatte, und dieſen Verluſt der Thätigkeit Brenneck's zuſchrieb, der in der That das gewonnen, was Brunſen verloren. Woher dieſe Feindſchaft zwiſchen Brenneck und Brunſen rühre, konnte oder wollte Quick nicht ſagen.

Dieſe Eröffnungen befriedigten in der That nur wenig die Wißbegierde des jungen Mannes. Einfache Geſchäfts-Rivalität, ſelbſt wenn ſie zu erheblicheren Verluſten führte, als die von Quick angedeuteten, konnte niemals einen perſönlichen Haß erregen, wie er ſich in dem Benehmen, namentlich des ältern Brunſen, kundgegeben hatte. Dieſer tödtliche Haß mußte ältern Datums ſein und tiefere Motive haben, als ſchäbigen Krämerneid. Donatus gab endlich das Grübeln auf, — in der Hoffnung, bei ſeinem nächſten Zuſammentreffen mit Brenneck, den er aufzuſuchen beſchloß, Erklärung zu erhalten.

Aber auch die Hoffnung auf baldige perſönliche Rückſprache mit ſeinem, ihm jetzt etwas räthſelhaft erſcheinenden Freunde erwies ſich als nichtig. Mr. Wells theilte Raſch mit, daß Brenneck mit einer großen Proviantlieferung nach dem Kriegsſchauplatz gereiſt ſei, daß er von dort nach dem Weſten gehen und ſchwerlich vor dem Spätherbſt zurückkehren werde. Wells verſicherte indeß, er habe von Brenneck Auftrag erhalten, Donatus mit allen Kräften zu unterſtützen, erforderlichen Falls auch an Brenneck zu telegraphiren.

Die nächſten Wochen vergingen ohne bemerkenswerthe Ereigniſſe. Alles ging ſeinen regelmäßigen Gang, — und das Einzige für Donatus Intereſſante waren die häufigen Einladungen in die Eaſtman'ſche Familie, in welcher er ſchließlich faſt alle Abende zubrachte; eine Gunſt, welche er mit William Brunſen theilte.

Donatus hatte bald bemerkt, daß Mary täglich ſich wohlwollender gegen ihn zeigte, und daß dieſes Wohlwollen allmählig einer wachſenden Zuneigung Raum gab; — eine Entdeckung, die ihn mit mehr Beſorgniß erfüllte, als die Blicke Brunſen's, die in gleichem Maße finſterer wurden, wie die braunen Augen Mary's freundlicher auf Donatus ruhten.

Raſch vermied Alles, was die keimende Neigung des jungen Mädchens nähren konnte. Er war, ihr gegenüber, oft einſilbig, und vermied es, ſich an der Unterhaltung zu betheiligen. Wenn irgend möglich, brachte er die Abende in ſeinem Zimmer bei ſeinen Büchern zu, deren er eine Anzahl mit herüber gebracht hatte. Immer konnte er ſich aber den Einladungen nicht entziehen, und auch ſeine Schweigſamkeit richtete keine Schranke auf zwiſchen ihm und Mary. Bemerkte das junge Mädchen die anhaltende Zurückgezogenheit Donatus von der Unterhaltung, ſo war ſie eifrig bemüht, ihn in das Geſpräch zu ziehen, das ſie dann ſtets auf eines ſeiner Lieblingsthemata brachte. Raſch wurde von Tag zu Tag unruhiger und beſchloß endlich, dieſem für ihn unerträglichen Zuſtande ein Ende dadurch zu machen, daß er eine Stellung aufgab, welche — das ſah er täglich deutlicher — ihn zwang, einem jungen Mädchenherzen den Frieden zu nehmen, indem er ohne ſein direktes Zuthun eine Neigung hervorrief, die er nicht erwidern konnte.

In dieſer Zeit inneren Unfriedens erhielt er einen Brief von Baumgart, der ihm mittheilte, daß ſie ſich am Beaver-Creek angeſiedelt hätten und Alle wohlauf wären. — Dieſer Brief, der ihm abermals das Ziel ſeines Strebens in nicht zu weiter, ſicher erreichbarer Ferne zeigte, koſtete ihm neuen Kampf. Konnte er nicht nach Möglichkeit den Zutritt in die Eaſtman'ſche Familie meiden und Alles thun, — was an ihm war, die wachſende Liebe Mary's zu ihm in Gleichgültigkeit zu verwandeln? Wenn Mary, trotz dieſes Bemühens, ihn dennoch mehr und mehr lieb gewann, ſo hatte er Alles gethan,

Digitized by Google

was in seinen Kräften stand, eine solche Neigung zu bekämpfen. Er behielt dann eine Stellung, die ihn vielleicht schon in drei Jahren befähigte, seinen eigenen Herd dort auf jungfräulichem Boden unter majestätischen Eichen zu bauen und die blonde Hedwig in sein Haus zu führen.

Doch dieser Kampf der Versuchung gegen die Mannesehre des jungen Deutschen war nur kurz. Er beschloß, der Stimme der Ehre und des Gewissens zu folgen, — möchte daraus entstehen, was da wollte. Zunächst begab er sich zu Mr. Roberts und theilte diesem mit, daß besondere Gründe ihm einen Wechsel seiner Stellung wünschenswerth erscheinen ließen. Donatus fügte die Bitte hinzu, Mr. Roberts möchte noch einmal sich für ihn verwenden und sich überzeugt halten, daß dieser erste Wechsel der letzte sein werde.

„Sie würden mich in der That verbinden, wenn Sie mir die Gründe Ihres Entschlusses darlegen wollten," versetzte der Amerikaner etwas kühl.

„Seien Sie überzeugt, Mr. Roberts, daß diese Gründe durchaus ehrenhafter, aber zwingender Natur sind. Näheres mitzutheilen verbieten mir Rücksichten, die, — ich bin davon überzeugt, auch Ihre Billigung haben würden."

„Well, Mr. Rasch," — sprach der Amerikaner, sich bedächtig das Kinn streichend; „augenblicklich sehe ich keine Chance für Sie, anderweitig eine gute Stellung zu erhalten. Bis Neujahr werden Sie es ja wohl aushalten können, — und bis dahin findet sich vielleicht Rath."

Donatus versicherte, er könne schlechterdings keinen Monat mehr auf seinem Posten verbleiben; Roberts zuckte die Achseln, bat um die Adresse des jungen Mannes für den Fall, daß eine unvorhergesehene Aussicht sich eröffne, und Donatus schied, — eine Hoffnung ärmer.

Er ging zum Buchhalter des Prescott-Hotels, zu Wells und Comp., — überall dasselbe Achselzucken.

Es war Abend, als er vom dem Comptoir der Firma Wells und Comp. heimkehrte. Wenige Schritte vor dem Eingang seiner Wohnung wurde er durch eine Gruppe von Männern aufgehalten, welche plötzlich auf ihn zutraten und deren Einer ihn Namens des Vereinigten Staaten-Protest-Marschalls verhaftete.

„Welchen Grund haben Sie zu dieser Verhaftung?" fragte Donatus, ohne seine Fassung zu verlieren.

„Sie sind Deserteur vom 14. New-Yorker Volunteer-Regiment," entgegnete derjenige aus der Gruppe, welcher der Anführer zu sein schien.

„Sie müssen im Irrthum sein. Ich bin kaum sechs Wochen in diesem Lande und seit dieser Zeit auf dem Comptoir von Mr. Eastman, Wall-Street, beschäftigt. Mein Paß und Mr. Eastman werden die Richtigkeit meiner Angaben bestätigen."

„Obwohl das Zeugniß dieser beiden Bürger Sie als Deserteur bezeichnet," entgegnete der Beamte, auf zwei ziemlich schäbig aussehende Subjekte weisend, „so will ich Ihnen doch alle Chancen zu Ihrer Vertheidigung gewähren. Lassen Sie uns Ihre Papiere sehen, weisen Sie nach, daß dieselben Ihr rechtmäßiges Eigenthum und nicht gestohlen sind, lassen Sie Mr. Eastman eidlich erhärten, daß Sie erst sechs Wochen in der Union verweilen, und seit dieser Zeit ununterbrochen in seinem Comptoi beschäftigt gewesen sind, so werden wir Sie entlassen und diesen Männern „wegen Meineid" den Prozeß machen."

„Ich wohne in diesem Hause. In dem Koffer, der auf meinem Zimmer steht, — befinden sich meine Legitimationspapiere, deren Originalität der preußische Consul Ihnen attestiren wird."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

(Nachts um zwei Uhr.) Neulich gelangte ein friedlicher Pariser Bürger in die Straße Montmartre und wollte, die Hände ächt philisterhaft in den Rocktaschen, eben in sein Haus treten, als sich ihm zwei wohlgekleidete junge Leute unter die Nase stellten und ihn am Arm ergriffen. „Mein Herr!“ schrieen Beide und schienen Gewalt brauchen zu wollen, — wie der arme Philister an ihrem strengen Aussehen abnehmen zu müssen glaubte. „Was beliebt, meine Herren,“ murmelte der Arme zähneklappernd. — „Mein Herr,“ sagte der Eine, „ich bitte Sie, beurtheilen Sie uns nicht nach dem, was wir eben beginnen, glauben Sie mir, es ist das erste Mal, daß wir dergleichen ausüben....“ „Aber, meine Herren, was wollen Sie von mir?“ fragte der gute Bürger, an allen Gliedern zitternd, indem er sich Mühe gab, seine Uhrkette zu verstecken. — „Herr,“ versetzte der Sprecher, „ich sage Ihnen, daß es das erste Mal ist, daß wir dergleichen wagen müssen, wenn uns nicht die Nothwendigkeit zwänge!“ — Der gute Bürger war mehr todt als lebendig und hätte gern Hülfe gerufen, wenn sie ihm nur nicht so verdammt nahe gewesen wären. Er stotterte: „Wie, meine Herren, in Ihrem Alter ... so hübsche, junge Leute, wie Sie sind, und können so etwas thun? Aber ich habe gar nichts, ich versichere Sie ... ich habe durchaus nichts, lassen Sie mich gehen ... meine Familie wird Angst um mich haben ...“ — „O, so kommen Sie nicht los! Ich sage Ihnen ja, die harte Noth zwingt uns ...“ — „Aber, mein Gott, was wollen Sie denn?“ — „Wir wollten Sie höflichst bitten, uns eine Prise Tabak zu schenken, da wir unsere Dosen vergessen haben!“ — Man denke sich die Freude und Ueberraschung des geplagten Philisters. Er schüttete den ganzen Inhalt seiner Dose in eine Düte — und nöthigte sie den seltsamen Spaßvögeln auf, die sich nun höflichst verabschiedeten und noch aus der Ferne ein schallendes Gelächter über die Angst des Philisters hören ließen.

(Der Knopflöcher-Streit.) Die fünf Knopflöcher eines Frackes fingen an, sich zu zanken; die vier untersten häkelten sich mit dem obersten an der Klappe. Der Frack, der sehr spitz war, wollte den Knopflöchern auf die Nähte fühlen, unterließ es aber als er vernahm, daß das Unterhaus der Knopflöcher sich über das einzige Oberhaus deßhalb empört, weil es gleichsam das fünfte Rad am Wagen sei und doch besondere Auszeichnung empfange, indem es oft mit einer Blume, ja mit Ordensbändern geschmückt werde. — Wir, riefen die untersten Knopflöcher, müssen den ganzen Körper zusammenhalten, müssen schlanke Taillen schaffen und werden in unserem Dienst so strapezirt, daß es kein Wunder ist, wenn einmal Eins von uns ausreißt. — Der Frack, ein Philosoph, ließ Fünfe gerade sein und dachte, es ist wie im Staate: die Untersten, die Mühevollen, werden am schlechtesten belohnt; die Obern, die sogenannten Hochgestellten, machen sich's bequem, schnappen den Verdienst und — Orden.

Für die „Charade“ in Nro. 43 des Postboten sind u. A. noch folgende Auflösungen eingelaufen: Altardiener (zweimal), Altersklugheit (zweimal), Altersstütze, Armeebefehl, Armseligkeit, Augengläser, Branntweinwirthschaft, Eheleute, Ehrenfreude, Ehrenmänner, Feldsoldaten, Frauenverein, Freiheitsschwindel, Geburtshelfer (zweimal), Geldbeutel, Glückseligkeit, Hexenmeister, Hochzeitfeier, Kammerherren, Kammerjungfer, Kammerredner (viermal), Kinderfreuden (zweimal), Kindersegen (zweimal), Kirchendiener, Klosterfrauen (sechsmal), Klosterleben, Klosterorden, Krankenpfleger (dreimal), Leidensbruder, Leidenschaften (dreimal), Lumpensammler, Narrenweisheit, Notenwechsel, Ordensleute (zweimal), Ordensregel (zweimal), Regenschirme, Regentropfen, Schneidermeister, Soldatenehre, Schuldenwechsel, Stammbuchblätter, Taubenpaare, Todtenbahre, Turteltauben, Viehhändler, Waffenleute, Wochenbetten, Würdenträger. Die richtige Auflösung ist nicht eingesendet worden. Dieselbe heißt:

Palastdame.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 48.

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

Donatus und die vier oder fünf Männer traten in das Haus ein und begaben ſich nach ſeinem Zimmer. Der Deutſche öffnete ſeinen Koffer, auf deſſen Boden er, nach jener Unterredung, welche er mit Brenneck über Legitimations-Papiere gehabt, ſeinen Paß niedergelegt hatte. Alle ſeine Habſeligkeiten, wie auch ſein Geld, lagen an dem früheren Platz — der Paß indeſſen war verſchwunden. Vergebens durchſuchte er mehrmals mit ſteigender Haſt den Koffer — das Papier war nicht zu finden.

„Mein Paß iſt mir geſtohlen!“ — rief Donatus, den die Ahnung überkam, daß er das Opfer eines Bubenſtücks werden ſollte. „Ich ſtelle mich übrigens unter den Schutz des preußiſchen Geſandten, bis ich nachgewieſen haben werde, daß eine infame Intrigue gegen mich geſpielt wird.“

„Schon gut,“ entgegnete der Beamte mit der Miene eines Mannes, der die Ueberzeugung von der Lügenhaftigkeit vorgebrachter Angaben gewonnen hat; „Ihr Geſandter kann nicht interveniren, wenn Sie die Landesgeſetze verletzt haben.“

„Zum Mindeſten verlange ich, daß der Buchhalter im Prescott-Hotel darüber vernommen wird, daß ich erſt vor ſechs Wochen aus Deutſchland dort ankam. Außerdem kann ich das Zeugniß des Mr. Brenneck anrufen, der mit mir von Deutſchland hierher reiſte. Dieſer Gentleman iſt zwar gegenwärtig als Armeelieferant am Potomac, ſeine Adreſſe iſt aber durch Wells und Comp. zu erfahren. Schließlich fordere ich, daß das Zeugniß des Mr. Caſtman, meines Chefs, gehört werde.“

„Kann Ihr Chef bezeugen, daß Sie erſt ſechs Wochen im Lande ſind?“ — fragte der Beamte ungläubig.

„Nein. Er weiß das nur durch meine Ausſage. Wohl kann aber Mr. Brenneck dies bezeugen,“ antwortete Donatus.

„Nun, Sir,“ — entgegnete der Beamte entſchloſſen, „meinen Sie, wir ſeien ſolche Eſel, daß wir in der Welt umher telegraphiren, wenn durch den Eid zweier unbeſcholtener Bürger eine Thatſache konſtatirt iſt? Sie ſind Deſerteur, werden Ihrem Truppentheil ausgeliefert, — und dort wird ſich die Richtigkeit oder Unrichtigkeit Ihrer Angaben ſchon ergeben.“

Alle weiteren Proteſte des erzürnten Donatus waren unnütz. Sein Gepäck wurde mit Beſchlag belegt, er ſelbſt ſofort nach dem Bahnhof transportirt und mit dem nächſten Zuge nach der Potomac-Armee expedirt, bei welcher jenes Regiment ſtand — und von welcher er, nach der Angabe der beiden „unbeſcholtenen Bürger“, deſertirt ſein ſollte.

Bevor wir dem weiteren Gange der Ereigniſſe folgen, wird es, zum beſſern Verſtändniß der damaligen Verhältniſſe, — nothwendig ſein, einige erläuternde Worte hier einzuſchalten.

Digitized by Google

Als die 11 Südstaaten der Union nach der Erwählung Lincoln's zum Präsidenten der Vereinigten Staaten im Jahre 1860 revoltirten, — und der Präsident vorerst 70,000 Freiwillige unter das bedrohte Sternenbanner rief, war diese Zahl in wenigen Tagen marschbereit. Auch als diese 70,000 Mann am Bull run von den Rebellen geschlagen und zersprengt waren, und Lincoln weitere 300,000 Freiwillige aufrief, — waren diese in vierzehn Tagen bei den Fahnen.

Der Krieg zog sich jedoch, wider alles Erwarten, in die Länge. Der Süden entwickelte eine Energie, — Jefferson Davis, der geniale Führer der Sezession, — ein Organisations-Talent, welche einer bessern Sache würdig gewesen wären. Die nothwendige Folge des Ungestüms, mit welchem die Südländer unter ihren geschickten Generalen, wie Lee und Stonewall Jackson, gegen die Bundestruppen kämpften, war das Bedürfniß neuer Truppen.

Die erste Begeisterung war unterdessen im Norden verraucht, neue Freiwillige stellten sich nur spärlich in den Werbebüreaus ein; an zwangsweise Aushebung dachte man damals noch nicht, und so entschloß man sich zur Zahlung hoher Handgelder, um durch den Klang des Geldes die Reihen der durch Krankheiten und Gefechte gelichteten Heere wieder zu füllen.

Die Bundesregierung erreichte allerdings ihren Zweck, denn Tausende von waffenfähigen, jungen Männern, namentlich zahlreiche junge Einwanderer, welche sich in ihren überspannten Erwartungen auf leicht zu erwerbende Reichthümer getäuscht sahen, strömten zu den Fahnen; gleichzeitig schuf sie aber durch das Handgeldsystem einen Uebelstand, der alle Vortheile dieses Auskunftsweges aufhob.

Zahlreiche Desertionen waren nämlich die Folge, ja die strengsten Strafen waren nicht im Stande, die Bande der Disciplin straff genug zu ziehen, — um das Davonlaufen zahlreicher Angeworbener zu verhindern, von welchen Viele ein Gewerbe aus der Desertion machten, indem sie sich stets von Neuem wieder gegen hohes Handgeld für „Uncle Sam" engagirten.

Man wird sich leicht ein Bild von dem Umfange der Desertion machen können, wenn man hört, daß im Jahre 1864 die Zahl der in Britisch-Canada sich aufhaltenden Ausreißer auf 80,000 geschätzt wurde, und daß man unter den Bewohnern der Stadt New-York in demselben Jahre ebenfalls 30,000 Deserteure vermuthete.

Wie rentabel dagegen das Handwerk der Bounty-Jumper (so nannte man Alle, welche aus der Desertion ein Gewerbe machten) für diejenigen sich gestaltete, deren Laufbahn nicht durch eine strafende Kugel beschlossen wurde, beweist der Umstand, daß Einzelne vierzehn bis achtzehn Mal ein Handgeld von 200 bis 1200 Dollars einstrichen.

Unter solchen Umständen that natürlich die Regierung der Vereinigten Staaten Schritte, diesem Unwesen nach Kräften Einhalt zu thun. Die Provost-Marshall-Beamten zahlten 30 Dollars für jeden eingebrachten Deserteur und setzten die Todesstrafe auf die Desertion.

Diese Prämiirung der Denunciation zog indeß wiederum eine üble Folge nach sich. Häufig wurden unschuldige Personen von nichtsnutzigen Subjekten der Desertion beschuldigt, nach der Armee geschafft und erst nach vielen Weitläufigkeiten wieder entlassen. — Meistens wählten diese Menschen junge, der Landessprache unkundige Einwanderer, sogenannte „Grüne," zu ihren Opfern, und häufig geschah es, daß diese Bedauernswerthen alsdann bei der Armee, nachdem sich ihre Unschuld herausgestellt hatte, Handgeld empfingen und die Kirchhöfe am Potomac-River bevölkerten.

Donatus langte schnell im Lager der Bundes-Potomac-Armee an, und wurde mit auf den Rücken gebundenen Händen nach dem Theile des Lagers geführt, in welchem sich die Arrestantenbaracken befanden. Während er mit vor Scham niedergeschlagenen Augen zwischen zwei ihm als Escorte dienenden Soldaten einherschritt, hörte er plötzlich Brenned's wohlbekannte Stimme rufen:

Digitized by Google

„Was zum Teufel muß man sehen? Was thun Sie hier zwischen Uncle Sams tapfern Jungen?"

„Gut, daß ich Sie treffe," entgegnete Donatus ernst. „Sie sehen einen Menschen vor sich, den nichtsnutzige Buben der Desertion angeklagt haben."

Die Soldaten wollten die Fortsetzung der Unterredung hindern, — allein Brenneck wechselte mit den beiden Tapfern einen so überzeugenden Händedruck, daß sie sofort ihre Bedenken schwinden ließen.

„Sie wissen natürlich nicht, wer der eigentliche Urheber ist?" — fragte Brenneck, seine Börse wegsteckend.

„Ich möchte Niemand durch einen unbegründeten Verdacht zu nahe treten," sprach Donatus zögernd.

„Immer treten Sie nahe," ermunterte der Kaufmann in seiner sarkastischen Weise. „Diese tapferen Burschen haben nach anderen Dingen zu hören, als nach unserer Unterredung. — Ist es nicht so?"

Die Braven versicherten, ihre Aufmerksamkeit sei augenblicklich durch wichtige Dinge in Anspruch genommen. Donatus erzählte nun kurz den Sachverhalt und sprach die Meinung aus, daß jene beiden „unbescholtenen Bürger" schwerlich die Urheber des Streiches seien. Besonders das Verschwinden des Passes deute darauf hin, daß ein mit seinen Verhältnissen genau Vertrauter diesen Plan eingefädelt habe.

„Und Sie meinen, daß Mr. Brunsen jun. diese tölpelhaft angelegte Intrigue ausgesonnen?"

„Ich bin dieser Ansicht," — bestätigte Donatus. „Es sollte mir angenehm sein, wenn ich irre."

„Dieser Annehmlichkeit dürften Sie sich kaum erfreuen. Der junge Schlingel zwitschert, wie einst der Alte gesungen," entgegnete Brenneck finster. „Doch werden wir diese Wolken über Ihrem Haupte leicht zerstreuen. Gehen Sie ruhig in die Arrestbaracke; ich werde versuchen, Sie gegen Bürgschaft auf freien Fuß zu setzen. Verlieren Sie inzwischen nicht die Geduld."

Sie waren vor dem Gefängniß angelangt. Donatus wurde dem Wachehabenden übergeben, und Brenneck entfernte sich, nicht ohne zuvor den Arrestanten seinem Wächter ebenfalls mit warmem Händedruck empfohlen zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Sonnenmaschinen.

Herr Cazin hielt kürzlich über die „Sonnenmaschinen" einen Vortrag, welchem wir, nach der Revue des Cours scientifiques, einige interessante Angaben entnehmen wollen. Wie er erzählt, hat der französische Gelehrte Mouchot das alte Problem, mechanische Arbeit mit Hilfe der Sonnenwärme zu erhalten, in der letzten Zeit wieder aufgenommen, und es gelang ihm zum ersten Male, eine kleine Dampfmaschine in der Sonne arbeiten zu sehen, die keinen andern Herd hatte, als das glänzende Gestirn.

Die Mouchot'sche Sonnenmaschine concentrirt die Sonnenstrahlen mit Hilfe eines cylindrischen Reflectors aus fein polirtem Silberblech und lenkt dieselben auf eine Glaswand, welche einen Kessel von mittelst Kienruß geschwärztem Kupfer umgibt. Der Kessel wird erwärmt, da der Kienruß die Strahlen sehr rasch absorbirt; um die Abkühlung zu vermindern, wurde das Glasgefäß angebracht; das Glas nämlich, welches die Strahlen der leuchtenden Wärme durchgehen läßt, ist undurchlässig für dunkle Wärme; die Wärme, welche der Kessel ausstrahlt, ist aber dunkel, wird daher vom Gefäße zurückgehalten, und durch diese sinnreiche Construktion kann die Temperatur des im Kessel enthaltenen Wassers

Digitized by Google

bald bis zum Siedepunkte gesteigert werden. Mouchot ist es auf diese Weise gelungen, Wasserdampf von fünf Atmosphären Druck mit einem Kessel zu erhalten, welcher sechs Litres Wasser faßt.

Nach einer ungefähren Berechnung würde in den Aequatorial-Ländern, also gerade in Gegenden, wo der fossile Brennstoff am geringsten vorkommt, eine Metallplatte von 10 Metres Länge und Breite in einer Minute 1500 Calorien erhalten. Wenn diese ganze Wärme in Arbeit verwandelt werden könnte, so würde sie 142 Pferdekräfte liefern; aber eine gute „Dampfmaschine" von mittlerem Drucke verwerthet nur 16 Percent der Wärme, welche dem Feuerheerde durch das Wasser des Kessels entnommen wird. Durch die erwähnte Metallfläche vermöchte man also die Arbeit von 22 Pferdekräften zu leisten. Daraus folgt, daß ein cylindrischer Reflector von $4^1/_2$ Quadratmetres genügen würde, um Eine Pferdekraft zu erzeugen. Mouchot schätzt jedoch die Wärmeverluste sehr hoch und schlägt für diese Kraftmaschine einen Spiegel von 16 Quadratmetres vor. Der berühmte Amerikaner Ericson hat seither diese Resultate durch Construction einer ähnlichen Sonnenmaschine bestätigt. Also lustig vorwärts mit dem neuen Motor!

(Der Milchbaum.) Der Engländer Wallace fand auf seiner unlängst veröffentlichten Reise am Amazonenstrome und dem schwarzen Flusse (Rionegro) in Südamerika unweit Para zuerst einen Baum, der in Europa noch nicht bekannt ist — und mehr Milch gibt, als eine neunmelkende Kuh. Die Milch, die aus der geöffneten Rinde fließt (wie Gummi und Guttapercha, dieses vegetabilische Eisen), gleicht guter Milch oder vielmehr junger Kaffeesahne, und schmecke auch zum Thee und Kaffee ganz vorzüglich. Die Milch, welche bei uns von der Natur vermittelst der Kuh fabricirt wird, kommt dort also durch eine „Baumart" zur Welt. Dabei ist diese vegetabilische Milch nahrhafter, als die thierische und etwas verdickt so zähe, daß man damit ganz schön leimen kann. Die Pflanzensäfte Guttapercha, diese Baummilch und andere, werden überhaupt eine immer bedeutendere Rolle spielen, und die neue Welt in ihrem Eifer, Glück und Geld zu machen, sehr unterstützen.

(Eine alte Streusandbüchse.) Vor einigen Wochen ereignete sich in einem rheinischen Städtchen folgende komische Geschichte: Ein Bäuerlein kommt zum Arzt und empfängt ein Mittel für einen Ausschlag, womit sein rechtes Bein behaftet ist. In der Apotheke wird ihm das Mittel in einer Flasche verabreicht, er zahlt und zieht vergnügt von dannen. Bald nach dem Weggang des Mannes bemerkt der Provisor, daß die für denselben bestimmte Flasche sich noch auf dem Ladentisch befindet, vermißt hingegen eine uralte, mit Dinte bekleckte Streusandbüchse, welche zufällig daneben stand. Unser Provisor ahnt die Verwechselung und benachrichtigt den Arzt davon. Nach einigen Tagen kommt denn auch das Bäuerlein wieder zum Arzt und es entspinnt sich folgendes Gespräch: Bauer: „Gon Dag, Herr Doctor. Dei M.d'zin het noch nich well gehulpen." Arzt: „Wie habt Ihr dieselbe denn angewandt?" — Bauer: „Eck henn dat Pulver ob den Utschlag gestreut un dan düchtig ingeriven." — Arzt: „Das war recht." — Bauer: „Ja, un eck henn den Pott wi'er mettgebracht vör en' neue Portion." — und zieht mit großer Befriedigung richtig die alte Streusandbüchse aus dem Wamms.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 49.

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

Eine halbe Stunde ſpäter befand ſich Donatus auf freien Füßen. Eine hohe Bürgſchaft, die Brenneck geſtellt hatte, bewirkte dieſe Vergünſtigung.

„Genügte Ihr Zeugniß nicht, mir die unbedingte Freiheit wieder zu geben?“ — fragte Donatus.

„Kaum wäre dies Zeugniß ausreichend geweſen, dasjenige der beiden Banditen aufzuwiegen, deren Meineid Sie Ihren gegenwärtigen Aufenthalt verdanken. Ich kann mir übrigens nicht denken, daß der junge Schurke, welcher dieſen Streich angezettelt hat, lediglich Ihre Reiſe in dieſe ſchöne Gegend bezweckte. Sicher hat er noch andere Ehrenmänner im Hintergrunde, welche Sie hier als Deſerteur rekognosciren werden. Dieſe Biedermänner auszuſpüren und ihnen den Mund zu ſtopfen, iſt jetzt unſere Aufgabe.“

„Weshalb ſollen wir nicht den geraden Weg, als den beſten, gehen?“ — war Donatus ein. „Ihr Zeugniß, ſowie die Paſſagierliſte der „Boruſſia“ müſſen die Identität meiner Perſon nachweiſen.“

„Die Paſſagierliſte der „Boruſſia“ beweiſt nichts, als daß ein junger Mann, — Namens Donatus Raſch, mit jenem Schiffe vor circa ſechs Wochen im Hafen von New-York landete. Mein Zeugniß beſtätigt allerdings, daß Sie derſelbe Donatus Raſch ſind, und die Ausſage des Buchhalters vom Prescott-Hotel, ſowie die Ihres Chefs, würden beweiſen, daß Sie der Deſertion nicht ſchuldig ſein können. Man könnte auch durch eine Anzahl von Zeitungs-Annoncen wohl noch einige Paſſagiere der „Boruſſia“ zuſammentrommeln, die mit uns gleichzeitig die Tour machten und ſich Ihrer Perſon entſinnen; zu ſolch' langweiligem Beginnen werden Sie aber die Militärgerichte nicht aufgelegt finden. Mein Zeugniß allein wird Ihnen zur Seite ſtehen, und wenn, wie ich nicht zweifle, Mr. William Brunſen ſchon im Voraus für einige weitere Meineide geſorgt hat zum Nachweiſe, daß Sie in der That Deſerteur ſind, ſo würde es thöricht ſein, wollte ich mein Pulver vor der Zeit verſchießen und jetzt Zeugniß für Sie ablegen, mit der ſichern Ausſicht, durch eine Majorität von Meineiden niedergeſchworen zu werden.“

„Und was muß ich nach Ihrer Anſicht thun, um aus dieſer Lage zu kommen?“

„Vorläufig nichts,“ meinte Brenneck. „Ich werde erforſchen, wie groß die Summe iſt, die Brunſen für Meineide angelegt hat. Wir müſſen mehr bieten — und die Kerle zum Schweigen bringen. Das wäre aber ſchwer möglich, ſo bald ich mich als Zeuge engagirt habe. Es würde die Verhandlungen mit den als Zeugen vorgeſchlagenen Gentlemen erſchweren.“

„Ich bitte Sie inſtändig, keinen Schritt zu thun, der einer ungeſetzlichen Handlung gliche,“ verſetzte Donatus dringend. „Mag die Schurkerei ihren Gang gehen; ich werde auf die Gerechtigkeit meiner Sache vertrauen —“

Digitized by Google

„Und erschossen werden, so wahr zweimal zwei vier ist," fiel Brenneck ein. „Sie aus Ihrer Lage zu befreien, gibt es nur drei Auswege. Entweder müssen Sie entfliehen, was Sie immer noch der Möglichkeit aussetzt, daß man Sie wieder einfängt, — oder Sie müssen den von mir angedeuteten Weg gehen. Endlich bleibt Ihnen noch die dritte Chance: eine noch größere Anzahl von Zeugen vorzuführen, als dem Gegner zur Verfügung stehen, und so die Majorität der Schwörenden auf Ihre Seite zu bekommen."

„Sie sagten aber vorhin, daß die Kriegsgerichte so lange mit ihrem Urtheil nicht zögern würden, bis ich die nöthigen Zeugen anschaffen könnte."

„Ganz recht; aber Geld vermag sehr viel, und die Meineide stehen nicht sehr hoch im Preise."

„Ich werde lieber sterben, — als einen Menschen zu einem so großen Verbrechen zu verleiten."

„Well — ich kann nicht sagen, daß mir dieser letzte Ausweg gefällt," entgegnete Brenneck zustimmend, „sehe aber nicht ein, daß es unrecht ist, einen Menschen von der Ablegung eines falschen Schwures zurückzuhalten. Kann die Ueberredung den Menschen nicht auf den Pfad des Rechts lenken, so soll man es immerhin mit Geld versuchen."

Donatus dachte nach. So ganz unrecht hatte Brenneck nicht, und Angesichts des Todes erschienen dem jungen Deutschen die Gründe seines Freundes noch schlagender, als dies vielleicht zu anderen Zeiten der Fall gewesen wäre. Schweigend billigte er das Vorhaben Brenneck's, — gedachte aber im Stillen der Worte, welche dieser auf der „Borussia" gesprochen, und es war ihm, als begehe er ein Unrecht, indem er dem Vorschlage seines Verbündeten zustimmte. Dieser schien die Gedanken des Jünglings zu errathen, denn er sagte ernst:

„Lassen Sie sich Ihren Entschluß nicht gereuen. Jede „Prinzipienreiterei" führt schließlich zu Lächerlichkeiten, und eine blutige Lächerlichkeit würde es sein, wollten Sie das Ihnen vom Schöpfer geschenkte Leben einer Marotte opfern, zumal Sie es erhalten können dadurch, daß Sie einige Mitmenschen von schwerer Sünde abhalten. Doch jetzt gehen Sie nach jenem elenden Schuppen, der sich United-States-Hotel schimpfen läßt, nehmen Sie diesen Schlüssel, fragen Sie nach meinem Zimmer, lassen Sie — in Rücksicht auf diesen verwünschten Nebel ist es rathsam — eine Bowle Punsch und ein Abendbrod bringen, und seien Sie überzeugt, daß ich in einer Viertelstunde zurück bin. Damit Ihnen die Grillen leichter vergehen, lesen Sie einstweilen in diesem Tagebuche. Ich sage nicht, daß ich es selbst geschrieben, denken Sie sich nur, ein Kriegsmann habe es mir zum Aufheben gegeben. Sehen Sie, — hier finden Sie ein sehr interessantes Kapitel, betitelt der „Deserteur." Die Geschichte dieses Deserteurs ist jedenfalls romantischer, als diejenige, die Sie eben erlebt haben."

Donatus that, wie Brenneck ihm geheißen, und nahm nachdenkend in dessen Zimmer am Kamin Platz. Als er auf der „Borussia" über den Ocean hinausgesegelt war, um in der neuen Welt das goldene Vließ der Unabhängigkeit zu erringen, — hatte hoher Muthesmuth seine Brust geschwellt, und wenn das stolze Schiff vor einer steifen Südostbrise, die das grüne Meer mit weißen Schaumstreifen bekleidete, dahin flog, dann hatte er vorn, am Bugspriet, festen Fuß gefaßt und die freie Stirn dem Wehen des Windes geboten, hatte hinabgesehen in die bewegte Fluth; da hatte er die Kraft in sich gefühlt, allen Gefahren zu trotzen. Und jetzt! Seine eigene Kraft, der er so sehr vertraut hatte, vermochte es nicht, den Netzen eines schauerlichen Bubenstücks zu entgehen, das ein Mensch, welchen er noch vor wenigen Tagen nicht einmal seiner Feindschaft für werth erachtete, zu seinem Verderben ausgesonnen.

Und selbst wenn er auf dem ihm von seinem Helfer vorgezeichneten Wege der Gefahr entrann, wie weit war er durch diesen Zwischenfall von seinem Ziele abgebracht! Hunderte, ja Tausende von Dollars konnte die beabsichtigte Bestechung kosten, eine Summe, deren Rückerstattung an seinen großmüthigen Freund jahrelanger Arbeit bedurfte.

Digitized by Google

Ueber diese Gedanken hätte Donatus beinahe des Tagebuchs vergessen, das er noch immer in der Hand hielt. Um sich zu zerstreuen, oder vielmehr um sich zu sammeln, nahm er einen ernstlichen Anlauf, und las die Erzählung vom Deserteur, welche wir hiemit wiedergeben:

„Das Gefecht von Culpepper war vorüber; — die Conföderirten sowohl als die Unsrigen hatten sich zurückgezogen, und die Sorge für die auf dem Kampfplatz Zurückgebliebenen war mir und meiner Mannschaft übertragen.

Während die Leichtverwundeten, in den Ambulanzen untergebracht, — bereits den nächsten Lazarethen zufuhren, waren endlich auch die Schwerverwundeten, die in eine nahegelegene Farm geschafft worden, dort dem summarischen Amputations-Verfahren überwiesen, welches in der Unions-Armee eigentlich über jeden Verwundeten, mochte seine Wunde leicht oder schwer sein, ein blutgieriges Messer schwang; gellende Schmerzensschreie drangen von dort zu mir herüber.

Mein Dienst war zu Ende und ich hatte nichts mehr auf der Wahlstatt zu thun. Doch blieb ich, um mich den schauerlichen Eindrücken zu überlassen, die von allen Seiten auf mich eindrangen.

Was ich sah, was ich hörte, lieh meiner eigenen Stimmung harmonische Farben; so schien es mir, als sähe aus den von der Kriegsfurie zertretenen Leibern mein eigenes zerrissenes Leben mich an, als zuckte mit den Zuckungen der Sterbenden mein eigenes Herz, als wären die stieren, gläsernen Augen der Todten meine eigenen, mit denen ich ein Leben sah, das dem Tode glich. Schauer durchrieselte mich auf Schauer, und die Seele badete in der unheimlichen Wollust der Leidensgenossenschaft.

Bald kam der Abendwind geschlichen, raunte mir in's Ohr, — raschelte rings im Laube, und ich dachte an das Rauschen der Eichen in Deutschlands Wäldern, als wieder der gelle Schrei eines unter dem Messer Sterbenden die Stille zerriß. Die welken Blätter aber erhoben sich an der Hand des Windes vom Boden, kreisten und schwirrten dahin und fielen endlich, hier auf ein erloschenes Auge, dort auf einen zähnefletschenden Mund; sie glitten zwischen die Finger erstarrter Hände und dann schien es, als bewege der Todte das welke Blatt und spiele mit demselben.

Endlich deckte die Nacht lautlos und still ihren dunklen Mantel über das, was der Tag vollbracht hatte. Meine Mähre, erschöpft wie ich selber, hatte sich niedergelegt. — Bald lag auch ich entschlummert mitten unter den Todten.

Der Tag war angebrochen, als ich erwachte. Auf den Blew Mountains stand der junge Morgen, seine strahlende Hand wie segnend, versöhnend weit hingestreckt über das dampfende Feld vor mir. Die Mähre wieherte so munter und scharrte schnaubend den feuchten Sand.

Morgenluft und Himmelsgold! Das eine erfrischt, das andere macht das Herz reich. Hinter mir ließ ich des Lebens verschüttete Spuren und ritt dem Morgen entgegen, in der Absicht, die zersprengten Reste meines Regiments aufzusuchen.

Noch war ich nicht weit, als ein schreckhaftes Stutzen des Pferdes mich avertirte, daß etwas Ungewöhnliches in meiner Nähe und ich blieb halten. Hart am Wege lag, anscheinend todt, ein junger konföderirter Offizier, dem beide Beine zerschmettert waren; daß noch Leben vorhanden, war bei einer so grauenhaften Verstümmelung nicht anzunehmen, und doch erschien es nicht unmöglich: mein Pferd, den Kopf bald tief auf der Erde, bald hoch in der Luft, bewegte unruhig Ohren und Nüstern. Ich stieg ab, um mich genau zu überzeugen, ob noch Leben vorhanden. Die Augen waren gläsern und starr, und doch schien es, als ob die Lippen sich wie sprechend ganz leise, leise bewegten. Ich näherte mein Ohr, so dicht es anging, vermochte jedoch von den in einem letzten Hauche ersterbenden Worten nur eines zu erfassen, das auch noch einmal in dem langen Todeskampfe wiederkehrte: „Mary! — Mary!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Preußisches Soldatenlied.

Schon öfter und erst kürzlich wieder konnte man in den Zeitungen lesen, daß man in Spandau mehrere Soldaten zu vierzehntägigem strengem Arrest verurtheilt hat, — lediglich weil die armen Leute das Lied „Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne," gesungen haben. Folgendes ist der Wortlaut jenes Soldatenliedes:

Ich bin Soldat, doch bin ich es nicht gerne,
Als ich es ward, hat man mich nicht gefragt:
Man riß mich fort, hinein in die Kaserne,
Gefangen ward ich, wie ein Wild gejagt;
Ja, von der Heimath, von der Lieben Herzen
Mußt' ich hinweg und aus der Freunde Kreis;
Denk' ich daran, fühl' ich der Wehmuth Schmerzen,
Fühl' in der Brust des Zornes Gluth so heiß!

Ich bin Soldat, doch nur mit Widerstreben;
Ich lieb' ihn nicht, den blauen Königsrock,
Ich lieb' es nicht, das blut'ge Waffenleben,
Mich zu vertheid'gen wär' genug ein Stock;
O sagt mir an, wozu braucht Ihr Soldaten?
Ein jedes Volk liebt Ruh' und Frieden nur,
Allein aus Raubsucht, um dem Volk zu schaden,
Laßt Ihr zertreten, ach, die gold'ne Flur!

Ich bin Soldat, muß Tag und Nacht marschiren,
Statt in der Arbeit, muß ich Posten steh'n,
Statt in der Freiheit, muß ich salutiren,
Und muß den Hochmuth jener Buben seh'n.
Und geht's in's Feld, so muß ich Brüder morden,
Von denen Keiner was zu leid mir that,
Dafür als Krüppel trag' ich Band und Orden,
Und bettelnd ruf' ich dann: Ich bin Soldat!

Ihr Brüder all', ob Deutsche, ob Franzosen,
Ob Ungarn, Dänen, oder Niederland,
Ob grün, ob roth, ob blau, ob weiß die Hosen,
Gebt Euch, statt Blei, zum Gruß die Bruderhand!
Auf, nach Berlin laßt uns vereint marschiren,
Von jenen Junkern Preußens Volk befrei'n,
Denn nur die Junker wollen Kriege führen,
Sind die zertreten, dann wird Friede sein!

Räthsel.

Es ging ein Ritter über'n Rhein,
Er brachte seinem Fräulein Wein,
Er hatte weder Glas noch Faß:
Sag', worin denn trug er das?

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 50.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Das war Alles, was ich gehört hatte, und doch lag in den beiden Worten die rührende Geschichte eines jungen Herzens, in welchem Mary auf einem Throne saß, der weit hineinragte in die Schauer des Jenseits. Das arme Bürschchen lag nun todt und starr. Um seinen Namen zu ermitteln, untersuchte ich die Tasche seiner Uniform; — so konnte es vielleicht möglich werden, seine letzte Botschaft, diese heilige Reliquie des Todten, am richtigen Ort abzugeben, sobald es anging.

Ich fand eine Brieftasche mit einem Offiziers-Patent, das auf den Namen James P . . . lautete, und einen versiegelten Brief, adressirt an Miß Mary S . . . in Lysburg, Virginia.

Lysburg! Das schmucke Städtchen am Eingange des Shenandoah-Thales, das kannte ich wohl. Wie oft hatten wir es nicht auf unseren Streifzügen passirt: — mir klopfte ja immer das Herz, wenn ich hindurch ritt; das Oertchen war so voll Blumen und schöner Frauen!

Still drückte ich dem Schläfer die Augen zu: ich will deine Mary grüßen — und dann ging's fort, denn die Zeit drängte.

Monate waren seit dem Gefecht von Culpepper vergangen, noch immer war es mir unmöglich gewesen, nach Lysburg zu gelangen. Da bot sich eines Abends ganz unerwartet die Gelegenheit dazu dar. Mein Regiment war auf der Heimkehr von einem seiner Streifzüge und die Stimmung, die immer ausgelassener zu werden pflegte, — je näher wir dem Lager kamen, war diesmal besonders überschwänglich und zwar in Folge des großen Quantums von Appel-Jack — (feinen Schnaps), welches die heimkehrenden Helden bereits intus hatten und welches durch ein fortwährendes „pass the bottle," welches von der Queue zur Tete und von der Tete zur Queue erscholl, einen regelmäßigen frischen Aufguß erhielt. Auch war sonst noch allerhand Veranlassung zur Freude: die Razzia war ergiebig gewesen. Welch' leckere Bissen versprachen nicht die bis jetzt noch ungebraten an den Sätteln hängenden Hühner, Enten, Puten, Gänse, Kaninchen, oder die über die Futtersäcke geschnallten Ferkelchen ꝛc.

In dergleichen Stimmungen fehlte es auch nie an einer allgemeinen Besprechung der Tagesereignisse, die sich in Form eines Frage- und Antwortspiels kleidete, und etwa folgendermaßen verlief: In der Mitte der Colonne warf von ungefähr eine mächtige Stimme die Frage auf: Wer ist ein Feigling? Darauf antworteten Verschiedene mit Nennung von Namen, z. B. rief Einer: Capitän Gailord ist ein Feigling!" Nun fragte ein Anderer, warum ist er ein Feigling? Und so wurde denn eine Episode aus den Ereignissen des Tages erzählt, welche die Feigheit konstatirt; ein infernalisches Pfeifen und Zischen folgte, das nur in dem „pass the bottle" einer Stentorstimme sein Ende fand. Der zweite Akt beginnt: „Boys!" ruft Einer, „wo war denn während der

Digitized by Google

Attacke auf Aldy der brave Major?“ Eine Stimme brüllt die Antwort: „Er log unter dem Pferde.“ Eine dritte mit komisch-mitleidigem Tone fragt: „Dear me! — also todt!“ — „Maulesel Du!“ kreischt eine vierte: „Besoffen war er,“ und nun folgt ein unendliches Hohngelächter, das sich allmählig in dem allgemeinen Gejodel des Kernliedes: „Jonny fil up the bowl“ verliert. Der Art war auch heute bei unserem Heimzuge die Stimmung.

Da jagte plötzlich von der Tete der Colonne kommend, Jemand, Einer der Unsrigen, so viel man in der Finsterniß erkennen konnte, mit verhängten Zügeln vorüber. — Bei der Arrieregarde fiel ein Schuß und man schrie wie aus einem Halse:

„Ein Deserteur! Ein Deserteur!“

Es wurde sogleich Halt gemacht, und mich traf die Ordre, mit acht Mann sofort zur Verfolgung aufzubrechen und den Flüchtigen „lebendig oder todt“ einzubringen.

So setzte ich mich denn mit meinen Getreuen, die nur mit sichtlicher Anstrengung noch Balance auf den Pferden hielten und wie die Heiden fluchten, in Bewegung. An eine Verfolgung des Deserteurs dachte ich ganz und gar nicht, ich wollte vielmehr die Gelegenheit benutzen, nach Lysburg, das kaum zwei Tagemärsche entfernt war, zu reiten, um die Botschaft vom Schlachtfeld von Culpepper zu überbringen. Wir waren noch nicht weit geritten, als es zu regnen begann, die Blitze am Horizont, der ferne Donner verkündeten eine stürmische Nacht; bald fielen die Tropfen dichter und dichter, rauschelnd fielen sie auf das Laub der Bäume über uns, dann kam jählings jener rauschende, — wolkenbruchartige Platzregen, der stete unwillkommene Begleiter der Gewitter in den Blew Mountains, und in wenigen Minuten waren wir bis auf die Haut durchnäßt. Unaufhörlich zuckten die Blitze, der Himmel war ein einziges Flammenzüngeln; immerwährend rollte der Donner, bald lauter, bald leiser, um aus den Schlünden des Shenandoah-Thales neu geboren noch einmal zu erstehen. Da entdeckte ich beim Schein des zuckenden Lichtes, daß wir uns der Lisiere des Waldes näherten, und daß nicht weit von derselben ein Gehöft lag. Ich ließ Halt machen, absitzen und begab mich selbst auf Rekognoscirung nach der Farm. Als ich mich derselben näherte, bemerkte ich ein gesatteltes Pferd, das am Zaun angebunden war, und sah auch, daß durch die geschlossenen Läden des gänzlich verfallenen Gebäudes ein dünner Lichtstreif brach. Vorsichtig schlich ich, nachdem ich mein Pferd an einen sichern Ort untergebracht, — dicht heran und lugte durch die Ritze des Fensterladens in das Innere des Zimmers.

Welch' ein Anblick, eine junge Frau in der Uniform unseres Regiments saß mitten in der Stube an einem Tisch, auf dem ein Revolver lag; an der Wand gegenüber hing eine elende Kienfackel, welche unheimlich flackernde Lichter über das öde Zimmer goß; den Hut hatte die Frau vom Kopf genommen und ein dicker blauschwarzer Zopf fiel über den Nacken; vom Regen durchnäßt schien sie vor Frost zu zittern. Jetzt erhob sie sich und zog die Uniform aus. Das nasse, an der Haut klebende Hemd verrieth die zauberische Grazie, die den Formen der Südländerinnen so eigen. Reizend und verführerisch war der Anblick, doch verscheuchte Mitleid jede andere Regung, und als die Aermste — das schöne, blasse Gesicht in die Hände stützend, in den Schein der Fackel hinein, wie in wehmüthiger Trauer versunken, blickte und große Thränen über ihre Wangen liefen, da fühlte ich mich innerlichst bewegt — und hätte mit ihr weinen mögen. Es unterlag keinem Zweifel, sie war der vermeintliche Deserteur, den ich todt oder lebendig einbringen sollte. Der Deserteur war eine jener heroischen Frauen der Conföderation, die ich, der Feind ihrer Sache, zu lieben kein Recht hatte, von deren Händen ich den Tod so willig hingenommen hätte. Ich ging an mein Pferd, — nahm eine trockene Decke unter dem Sattel hervor, und diese in der einen, den Poncho in der andern Hand, betrat ich ruhig das Zimmer. Mit der Pistole auf meine Brust gerichtet, sprang sie vor mir auf, schoß aber nicht. Sie las wohl in meinen Augen die Bitte um Verzeihung, daß ich sie überrascht. Deßhalb senkte sie die Mündung ihrer Pistole, und senkte auch ihr schönes Haupt.

Digitized by Google

Ich legte die Decken zu ihren Füßen nieder und ging, dankbar für einen Augenblick der Romantik in dieser Zeit der Grenel.

Zu den Meinigen zurückgekehrt, fand ich ein hochlodernde Feuer; an den Zweigen der Bäume hingen die Garderobenstücke zum Trocknen, denn der Regen hatte inzwischen aufgehört; die Kerle, die Einen nackend, die Anderen Pferdedecken um die Schultern, — tanzten einen rasenden Fandango um die knisternde Gluth und jauchzten wie Dämonen. Welcher Kontrast! Das Bild in der Farm und der Anblick dieser wüsten Orgie.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Drama auf der Jagd.

Die französischen Provinz-Journale bringen fast wöchentlich folgende Notiz:

„Gestern hat ein Unglücksfall eine achtbare Familie in Trauer versetzt. Herr Y... war auf der Jagd mit einem Freunde, der sein Gewehr ergriff, um sich über eine Hecke zu schwingen. Plötzlich ging die Flinte los und der Freund stürzte todt zu Boden.

Ich kenne so eine Geschichte von ungeschickten Jägern — schreibt der „Feuilletonist der Ref." — ich will sie erzählen:

Binard ist ein leidenschaftlicher Jäger, 40 Jahre alt, trägt immer sein Jagdkostüm. Er hält sich für blond, ist aber nur gelb. Seine kleinen, grünen Augen haben rothe Wimpern, seine Backenknochen stehen hervor, seine Lippen sind wulstig, er läßt sich ein kleines Mistbeetchen von Schnurrbart stehen, der wie eine rothe Bohne aussieht. So schaut dieser Mann aus.

Er ist verheirathet, seine Frau ist 20 Jahre alt, brünett, rosig, frisch und lebendig, ein kleiner Dämon von einem Engel. Binard sagt, daß sie ihn rasend liebt.

Jede Saison ladet er einen Freund ein, mit ihm zu jagen. Aber ehe er ihn am Morgen mitnimmt, macht er vorher noch spät Abends ganz allein einen Streifzug, um das Wild aufzuspüren, denn dazu ist sein Freund zu dumm.

Eines Abends bricht Binard auf, um seinen gewöhnlichen Gang zu unternehmen. Er hatte seinen schlafenden Kindern den Abschiedskuß gegeben. Sein Freund durch die Jagd des Tages erschöpft, schnarchte oben in der Dachkammer. Er befand sich im Holz, die Nase spürend bald hierhin, bald dahin richtend, da begann ein Platzregen zu fallen. Er wird verdrießlich, klappte sich die Mütze tief in's Gesicht und kehrte heim.

Von Weitem sah er schon, daß die Fenster seiner Wohnung erleuchtet waren. — Was hatte das zu bedeuten? Er eilte rasch vorwärts und sprang über die Hecke seines Gartens, um nicht bemerkt zu werden. Auf den Gardinen zeichneten sich zwei Schatten ab. Madame Binard und ihr Gast.

Er holte rasch eine Leiter, stellte sie geräuschlos auf und kletterte hinauf.

Als er herabstieg, war er todtenbleich, seine Zähne klapperten, zwei dicke Thränen benetzten seine Wangen. Er blieb lange am Stamme eines Baumes zusammengekauert, ohne auf den strömenden Regen zu achten — weinend, tobend, sich die Haare raufend — das Bild der hoffnungslosesten Verzweiflung.

Als er sein Haupt wieder aufrichtete, war es dunkel in seiner Wohnung, er schlich sich leise in sein Kämmerchen. Er schlief nicht und dachte viel nach. Als der Tag anbrach, wechselte er die Patronen seiner Jagdflinte und weckte seinen Gast.

„Holla, steh' rasch auf — wir haben heute viel zu thun."

„Gut, in zwei Minuten bin ich fertig."

Der Freund erschien bald. Er war ein hübscher Bursche und trällerte lustig. — Binard war stumm wie das Grab.

Digitized by Google

Nach einem Marsch von einer Stunde standen die Jäger vor einem Felde, dessen Eingang zwei tiefe schlammige Gräben versperrten.

„Hier ist's."

„Teufel, das ist eine kitzliche Sache," — meinte der Freund.

„Donnerwetter, so spring doch zu — Du bist ja ein geborener Akrobat — von der anderen Seite herüber wirst Du mir die Hand reichen —"

„Na — ich habe ja doch keine Ladung in meiner Flinte."

Und er sprang rasch hinüber.

„Keine Ladung" — brummte Binard vor sich hin.

„Nun — nur zu!"

In dem Augenblick, wo er sprang, stieß Binard lachend seinen Gast von hinten an, daß er mitten in den Graben hineinfiel und bis an die Hüften im Koth steckte.

„Ah," — rief dieser ärgerlich — „das ist ein schlechter Witz. Binard, gib mir die Hand."

„Ich bin zu klein — halte Dich an meiner Flinte."

Er reichte ihm den Lauf hin.

„Paß auf — Du hast geladen."

„Sei nur nicht bange."

Der Bursche nahm den Lauf mit beiden Händen und zog sich daran in die Höhe. Die Augen Binard's funkelten, sein Blick durchforschte rasch das Gebüsch und den Horizont, — Niemand war zu sehen! Seine Hand glitt hinab, sein Finger berührte den Drücker — es gab einen Knall!

Das Blei der doppelläufigen Flinte zerriß die Eingeweide des Unglücklichen, der laut heulend in den Schlamm hinabstürzte.

Als Binard bleich, mit tiefgeränderten Augen, vor Fieber und Frost zitternd, den Tod des Unglücklichen daheim meldete, sagte Madame Binard ganz einfach, indem sie fortfuhr, ihre Haare zu flechten:

„Der arme Junge! Lauf rasch zur Gendarmerie und erkläre die Geschichte dort, damit wir keine Weitläufigkeiten haben."

Tags darauf sagten die Blätter:

„Wieder eine Unvorsichtigkeit, deren trauriges Resultat eine achtbare Familie unserer Stadt in Trauer versetzt. Herr X..., 30 Jahre alt, jagte mit seinem besten Freunde, Herr B... Letzterer fiel in einen Graben, faßte den Gewehrkolben seines Freundes, der ihn an demselben hervorziehen wollte und durch einen bis jetzt unerklärlichen Zufall gingen die beiden Läufe zugleich los und der Unglückliche war eine Leiche. Der Schmerz des Herrn B... ist unbeschreiblich. Man fürchtet, daß er wahnsinnig werde."

(Die rechte Form.) „Sagen Sie mir, Wurschtler, in welcher Form meldet sich der Soldat als Ordonnanz." — „In Uniform!"

Logogryph.

1 2 3 4 5 — zeigt, wie gestimmt ist das Gemüth;
1 5 4 2 3 — von ihm stammt manches schöne düst're Lied.

Die Antwort auf das Räthsel in der vorigen Nummer ist:
In einer Weintraube.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 51.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Früh des andern Morgens brachen wir auf, anscheinend in der Verfolgung des Deserteurs, in Wahrheit aber on route nach Lysburg. Die Straße dorthin wird, — unweit des Städtchens selbst, von einem Bach, dem Goose-Creek, durchschnitten, der an der Stelle, wo die Straße seine Ufer berührt, eine Fuhrt hat, die bei früheren Gelegenheiten häufig von uns benutzt worden war. Diesem Punkte näherten wir uns, — als plötzlich meine Genossen mit dem Feldgeschrei: „there he is," wie der Sturmwind losbrachen: Ohne Zweifel war es mein schöner Kamerad von gestern, der dort wie ein gehetztes Wild der Fuhrt zufloh. Das Zurückrufen meiner Leute half Nichts, nolens volens mußte ich hinterdrein; da ich die Gefährlichkeit der Passage, besonders bei hohem Wasserstande — kannte, schlug ich eine mich weiter stromab führende Richtung ein. Ich kannte dort eine Stelle, wo bei unseren Uebergängen des Goose-Creek Leute mit Stangen postirt zu werden pflegten, um den vom Strom Ergriffenen eine Chance zur Rettung zu geben. Hier langte ich gerade an, um zu meinem Entsetzen zu sehen, wie sich das heldenmüthige Weib mit dem Pferde in den schäumenden Fluß stürzte, um den Verfolgern zu entrinnen. Nur die Nase des Pferdes und der Kopf der Reiterin ragte einen Augenblick aus den tosenden Wellen hervor. Dann war die Reiterin verschwunden, um im nächsten Augenblick wieder weiter stromab, und wieder weiter stromab aufzutauchen. — Endlich war sie in der Nähe der Stange, die ich ihr bot.

Nur ein Griff und sie war gerettet. Da glitt ich selbst von dem schlüpfrigen Stein, auf welchem ich stand, hinab und über mir schlugen die kochenden Wellen zusammen, mich von Fels zu Fels schleudernd, bis ich die Besinnung verloren hatte.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich mit verrenktem Fuß und den heftigsten Schmerzen am Ufer. Um mich her standen die theilnehmenden Meinigen. Auf die Frage, ob der Deserteur entkommen, deuteten sie auf die nicht weit von mir liegende Leiche — und ergingen sich in rohen Späßen über dieselbe.

Mein Unfall war die Veranlassung, daß ich nach Lysburg transportirt wurde und dort einige Monate zur Pflege blieb. Sobald ich hergestellt war, erkundigte ich mich nach Miß Mary S... Niemand von der Familie wäre mehr am Leben; Miß Mary, der letzte Sprosse derselben, wäre — wurde mir gesagt — vor einigen Monaten von Yankees verfolgt, im Goose-Creek ertrunken.

Mary und der Deserteur waren also ein und dieselbe Person!

Nun erfuhr ich auch, was die Veranlassung zu der abenteuerlichen Reise gewesen. Mary hatte von der Verwundung ihres Geliebten bei Culpepper Nachricht erhalten und zugleich gehört, daß derselbe gefangen in einem unserer Hospitäler liege. Das muthige, in seiner Liebe starke Weib hatte sich auf den Weg gemacht, und war in der Uniform unseres Regimentes ausgezogen, den Geliebten zu suchen.

Digitized by Google

Auf der Rückkehr von ihren „nutzlosen Irrfahrten“ war sie meinem Regimente begegnet, und in der Dunkelheit an der Colonne vorbeijagend, für einen „Deserteur“ gehalten worden.“

So lautete der Theil des Tagebuches, den Donatus, wie ihm Brenneck bezeichnet hatte, mit Aufmerksamkeit las. Als der Name „Mary — Mary!“ kam, den der sterbende Offizier mit sterbenden Lippen flüsterte, erbebte Donatus, doch faßte er sich wieder, als er fand, daß diese Mary in Lynburg in Virginien wohne. Noch lange, nachdem er die Geschichte zu Ende gelesen, starrte er vor sich hin und suchte sich selbst klar darüber zu werden, warum er bei dem Namen Mary erschrocken sei. War die Tochter seines letzten Brodherren ihm theurer geworden, als er sich selbst gestehen durfte, ohne sich eines Verrathes an Hedwig schuldig zu machen? Wenn diese Mary ihn so sehr liebte, wie die Mary des Tagebuches, die für ihren Geliebten, den konföderirten Offizier, eines so traurigen Todes starb?

In so trübes Sinnen verloren, saß Donatus da, — als Brenneck schnell in das Zimmer trat.

„Ich habe zwar meinen Urlaub überschritten, bringe dafür aber Nachrichten, die unseren Ritter von der traurigen Gestalt froher stimmen werden. Einen Lieutenant und zwei Sergeanten hat der Lump für 400 Dollars zum Meineid engagirt. Dieselbe Summe hat die Ehrenmänner bewogen, den Eid ungeschworen zu lassen. Wahrhaftig! Der Teufel muß vielen Anhang in der Welt haben, — wenn die falschen Schwüre so wohlfeil zu haben sind! Doch nun zum Souper und zur Bowle. Thun Sie mir Bescheid, Sie, der Erde Wiedergeschenkte, auf den alten deutschen Trinkspruch: „Es lebe, was wir lieben!“ Und wohl dem, — der diesen „guten Toast“ mit vollem Herzen sprechen kann.“

Die letzten Worte hatte Brenneck ernst gesprochen; — die düstern Falten zwischen seinen Augen schwanden indeß wieder, als er den Eifer wahrnahm, mit welchem Donatus anstieß und sein volles Glas leerte.

„Also der alte Spruch fand Anklang in Ihrer Brust?“ fragte er lächelnd. „Darf man fragen, ob jenes Glas zwei dunklen Augen in der guten Stadt New-York galt?“

Rasch wurde ernst, als er Mary's gedachte und er sann, wie er mit möglichster Rücksicht auf das junge Mädchen seinem natürlichen Freunde die Gründe darlegen könne, welche in ihm den Entschluß gereift hatten, — seine Stellung in Eastman's Comptoir aufzugeben.

„Darf man fragen, ob Sie bereits Fortschritte in der Gunst der schönen Mary gemacht haben? Doch, was frage ich da. Der Anschlag des eifersüchtigen Brunsen, der nach dem Gelde Eastman's verlangt, spricht deutlich genug für Ihre Erfolge.“ So sprach Brenneck, der die Verlegenheit des jungen Mannes unrecht deutete.

Donatus erzählte nun von seiner Bekanntschaft mit der Baumgart'schen Familie, von seiner Neigung zu Hedwig und der Besorgniß, daß Mary vielleicht eines Tages in seiner Aufmerksamkeit für die Tochter des Hauses mehr erblicken und eine Zuneigung voraussetzen könnte, die bereits einer Andern gehöre. Brenneck erkannte sehr wohl, was Rasch rücksichtsvoll verbarg, und er billigte den Entschluß desselben, seine Stellung aufzugeben. Allein trotz des wohlwollenden Tones, in welchem Brenneck diese Angelegenheit besprach, schien es Donatus doch, als ob er irgend Etwas gethan habe, was seinem Freunde nicht angenehm sei. Er war zu offen, als daß er dieser Wahrnehmung nicht sofort Ausdruck verliehen hätte; Brenneck lächelte indeß über die Worte seines Schützlings.

„Machen Sie sich keine überflüssigen Gedanken,“ sprach er. „Ich habe keine Ursache, mein allerhöchstes Mißfallen über Ihr Handeln zu äußern, selbst wenn mir eine solche Berechtigung zustände. Sie haben sich im Gegentheil rechtschaffen und ehrenhaft benommen, und mein Nachdenken, das Sie unrecht gedeutet haben mögen, galt nur der Zukunft. —

Digitized by Google

Sie wollen ohne Zweifel nicht wieder nach New-York zurückkehren, sondern sich nach dem fruchtbaren Minnesota, nach den üppigen Ufern des Beaver Creek wenden?"

„Meine Wünsche gehen allerdings nach Minnesota, ich weiß nur nicht recht, was ich dort anfangen soll. Als Farmersknecht zu arbeiten, fehlt es mir weder an Kraft, noch an Geschick; ich kann aber nicht absehen, wie lange Zeit ich dann brauchen werde, um die 2000 bis 3000 Dollars zu ersparen, die ich zur Anschaffung einer eigenen, guten Farm bedarf."

Brenneck sann nach.

(Fortsetzung folgt.)

---

* (Ein geliehener Bart.) Die Mode, Bärte zu tragen, wechselte in dem Zeitraum zwischen dem neunten und zwölften Jahrhundert mehrere Male. Die Geschichte lehrt uns, daß König Robert, Hugo Capet's Sohn († 1031) in den letzten Jahren seines Lebens einen langen, weißen Bart trug, den er auf dem Schlachtfelde als Sammelsignal für seine Truppen weithin wallen ließ. Heinrich I. von Frankreich, — Robert's Sohn, — trug, als er den Thron bestieg, nur einen Schnurrbart; als er aber während der Bekämpfung der Rebellion seines jüngeren Bruders einen furchtbaren Hieb am Kinn erhielt, ließ er seinen Bart wachsen, hoffend, dadurch die Schramme zu verbergen. — Diese Hoffnung schlug indeß fehl, das Haar wuchs nur auf einer Seite, worauf, wie die Chronik meldet, der König befahl, den Kopf eines hübschen Burschen zu scheeren und aus dessen Haar einen langen und schönen Bart anzufertigen, was auch geschah. Nach Verlauf eines Jahres, als der künstliche Bart schadhaft wurde, mußte das Kopfhaar eines andern hübschen Burschen herhalten und so fort bis zum Tode des Königs.

Ein Berliner und ein Schwabe reisten miteinander nach China. In Canton angekommen, legten sie sich in einem Zimmer zusammen schlafen. Als am andern Morgen die Sonne schon hoch am Himmel stand und der Schwabe erwachte, rief er entzückt und zungenfertig seinem Kameraden zu: „Stand uf du, d'Sunn scheint schs!" — Donnerwetter, meinte der Berliner, ist der Schwab kaum zwölf Stunden hier und spricht schon chinesisch!

Eine naturhistorische Merkwürdigkeit meldet ein amerikanisches Blatt aus Chicago. Dr. Nathaniel Morton, ein ausgezeichneter Ornithologe, machte kürzlich den Versuch, einem Vogel, der in Nordamerika unter dem Namen Mock Bird bekannt ist, ein Gesangsstück zu lehren, und wählte dazu den Chor aus dem „Freischütz": „Was gleicht wohl auf Erden dem Jäger-Vergnügen?" u. s. w. Wie groß war das Erstaunen des Doctors, als derselbe die Entdeckung machte, daß der Vogel nicht nur sehr rasch den ganzen Chor (natürlich nicht den Text, sondern nur die Melodie) lernte, sondern darüber ein solches Vergnügen zeigte, daß er seither den ihm sonst eigenthümlichen Gesang ganz aufgab und vom ersten Morgengrauen bis zur Abenddämmerung stets nur die Musik Carl Maria v. Weber's in bester Correktheit hören ließ. Doctor Morton lud Freunde zu sich, die über die Fähigkeit des Vogels ganz erstaunt waren. Ein zweites Stück zu lernen, schien dem Vogel aber unmöglich, das erste hatte sein Gedächtniß ganz ausgefüllt. Der Naturforscher versuchte dasselbe mit mehreren anderen Exemplaren dieser Vogelart, aber alle erwiesen sich als ungelehrig. Endlich kaufte er noch ein Dutzend Mock Bird's an, um sie abzurichten, mußte aber, nachdem er sie erhalten, auf acht Tage nach Pittsburgh reisen, während welcher Zeit seine Haushälterin die Vögel fütterte, sich aber weiter

Digitized by Google

nicht um deren Abrichtung bekümmerte. Trotzdem sangen alle zwölf Neulinge, — als Morton aus Pittsburgh zurückkehrte, den Freischütz-Chor meisterhaft, den sie von dem zuerst abgerichteten Vogel von selbst gelernt hatten. Morton ließ hierauf sechs der abgerichteten Vögel in einem Park Chicagos fliegen, und seitdem soll dort der Chor nicht nur von allen Zweigen ertönen, sondern man vermuthet, daß der Mock Bird in Amerika in einigen Jahren überhaupt nur diesen Gesang haben werde. Daß kein „Jäger“ mehr in Amerika auf den Sänger des Jäger-Vergnügens schießen darf und kann, ist bei diesem moralischen Appell sehr natürlich, — übrigens wahrscheinlich auch der ganze Zweck der hübschen Geschichte.

Frühlingsgrüße.

Die Lenzesdüfte weh'n so frisch,
Wohl über Thal und Höh'n,
Und jeder Windhauch soll, lieb Herz,
Dir meine Grüße weh'n.

Dem Sturm hab' ich sie anvertraut
In frühlingsduft'ger Nacht,
Als in erinnrungssüßer Lust
Ich Dein, mein Lieb, gedacht.

Hörst Du da draußen, in dem Busch,
Der Vögel luft'gen Sang?
O, Frühlingsluft — o, Blüthenduft,
O, wunderbarer Klang.

D'rum, Herz, scheuch alle Sorgen fort,
Es lacht der Sonnenschein,
Und bald kehrt auch bei uns, mein Lieb,
Der duft'ge Frühling ein.

Fritz Brentano.

Charade.

1. Silbe.

Woher ich komme, wohin ich geh',
Das sagte noch Niemand an;
Und doch wie Großes richt' ich aus
Auf meiner Weltenbahn!

2 Silbe.

Gewaltig wie die Erste ist,
So gelt ich meist für zart;
Mein Werden und mein künftig Loos
Ist gleichfalls dunkler Art.

Das Ganze.

Doch wird das Zart' und Starke dann
Zu einem Wort vereint,
Nun erst in voller Furchtbarkeit
Die Erste dir erscheint.

Unter je 10 Abonnenten, welche die richtige Auflösung einsenden, wird ein Bändchen Erzählungen verloost, unter sämmtliche richtige Einsendungen ein werthvolles Buch nach dem Geschmacke des Gewinners. Einsendungstermin ist der 8. Mai.

Auflösung des Logogryphs in Nro. 50: Laune, Neuen.

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 52.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben

(Fortsetzung.)

„Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich in Landankäufen stark engagirt bin," sagte er dann. „Mein Interesse erheischt es natürlich, daß jene Gegenden, in welchen meine unkultivirten Ländereien liegen, möglichst schnell besiedelt werden; wenn Sie daher das heftige Verlangen haben, westlicher Farmer zu werden, so können Sie sich auf einer Farm, unweit der „City of New-Ulm" niederlassen, in welcher guten Stadt zwei Hotels, viele Bierkneipen, fünf Brauereien, aber keine Kirchen zu finden sind."

„Was nicht säuert, süßt auch nicht, pflegte mein Pathe Grunert immer zu sagen," sprach Donatus, schnell entschlossen. „Wenn mir das Glück so ganz ohne mein Zuthun in den Schooß fliegt, kann ich es nicht so hoch würdigen, als wenn ich es mir erkämpft habe. Ehe ich solch' eine Existenz führen möchte, — die ich lediglich Ihrer Gunst und nirgend meiner eigenen Kraft verdanke, würde ich mich lieber noch einmal in New-York nach einem bescheidenen Unterkommen bemühen. Der Mensch soll stets darauf achten, daß er seinen Selbstständigkeitssinn nicht verliert, sagte der alte Förster Grunert ebenfalls häufig, und ich meine, er hatte vollkommen Recht."

„Die beiden Citate Ihres Pathen zeigen, daß derselbe die Welt, das heißt die Menschen kannte," entgegnete der Kaufmann lächelnd, „und obgleich sich über beide Ansichten streiten läßt, so kann man nach jenen Grundsätzen doch recht gut leben. Wenn Sie daher das Nützliche mit dem Angenehmen vereinen, — das heißt die unumgänglich nothwendigen 2000 bis 3000 Dollars erwerben und gleichzeitig sich in Minnesota aufhalten wollen, so können Sie nichts Besseres thun, als Pedlar, das heißt Hausirer, zu werden, und mit einem gut assortirten Pündel diesen Zukunftsstaat unsicher zu machen."

Donatus wußte nicht, ob Brenneck scherzte oder im Ernst sprach. Er bat ihn daher um Auskunft.

„Was ich Ihnen rathe, ist mein völliger Ernst," sprach dieser entschieden. „Ein Pedlar im Westen steht nicht auf der niedrigen gesellschaftlichen Stufe, wie etwa jene bedauernswerthen jüdischen Händler, die um kleiner Vortheile willen das platte Land unserer Heimath durchziehen."

„Ein amerikanischer Pedlar," — fuhr Brenneck fort, „namentlich einer von denen, welche regelmäßig gewisse Staaten besuchen, ist häufig ein angesehener Mann, ein gern gesehener Hausfreund, der an Freud' und Leid seiner Kunden regen Antheil nimmt und sich von den wohlhabenden Farmern eines besseren Profites erfreut, als ein armer, — deutscher Pündeljude von den unbemittelten deutschen Tagelöhnern jemals erwarten kann. Das Pedlargewerbe ist sonach ein ebenso anständiges, wie einträgliches, und ich möchte Sie bei dieser Gelegenheit darauf aufmerksam machen, daß Sie sich in einem Lande befinden, in welchem jede Berufsthätigkeit für anständig und achtbar gilt, — welche ihren Mann redlich ernährt."

Digitized by Google

„Haben mich meine bisherigen Beobachtungen nicht getäuscht, so darf ich dem, was Sie eben sagten, hinzufügen, daß viele Bürger dieses freien Landes jedes Berufsgeschäft achten, das „seinen Mann nährt," aber auch eben nur Männer, die sich durch ein einträgliches Berufsgeschäft nähren. Es übt auf die Achtungsbezeigungen der zahlreichen Klasse von Bürgern, welche ich im Auge habe, keinen Einfluß, — ob der wohlgenährte Bürger ein Schurke ist; stets wird ihm ein ansehnliches Quantum Achtung erzeigt werden. Dagegen wird man dem aus irgend einer Ursache darbenden Mitmenschen stets ein verächtliches Achselzucken widmen, ohne zu fragen, ob seine traurige Lage verschuldet ist, oder nicht."

„Sie urtheilen zu schroff," entgegnete Brenneck ernst. „Der Amerikaner, — ich spreche hier nicht von dem eigentlichen Pöbel, der in allen Ländern dieser Erde gleich roh ist — gilt mit Recht für wohlthätig und großherzig überall da, wo er wahrer Noth begegnet. Richtig ist indessen, daß er unpraktischen arbeitsfähigen Menschen sein Mitleid versagt und ihnen sein berühmtes, vielfach mißgedeutetes „help yourself" zuruft. — Doch sprechen wir wieder von Ihrem Vorhaben, nach dem schönen Minnesota, — dem Lande, da Ihre Geliebte weilt, zu ziehen."

„Glauben Sie, daß ich die bewußten 3000 Dollars in einigen Jahren durch Hausiren erwerben kann?" fragte Donatus mit ungläubigem Lächeln.

„Wenn Sie thätig sind, mit den Farmern von ihrem Getreide, ihrem Vieh, mit der dicken Farmerin von ihren pausbäckigen Rangen, mit den Burschen von den rothen Backen und dicken Waden ihrer Mädchen, mit den Dirnen von ihren Liebsten angenehm zu schwatzen verstehen, wenn Sie endlich nur diejenigen Theile Minnesota's, in welchen die ältesten, mithin auch die wohlhabendsten Ansiedlungen gelegen sind, bereisen, so garantire ich Ihnen einen großen Erfolg. Ein gelegentlicher Abstecher, das Minnesota-Flußthal hinauf nach New-Ulm und Beaver-Creek, ist um so eher gestattet, als jene Gegenden, wenn auch noch nicht lange besiedelt, doch überaus fruchtbar und reich sind."

„Ich habe allerdings in meinem konfiscirten Koffer einige Hundert Dollars liegen," begann jetzt Donatus erröthend, „aber die Kosten der Bestechung des Lieutenants und seiner Sergeanten werden diese mitgebrachten Gelder und meinen „Gehalt" bei Eastman völlig absorbiren."

Brenneck nahm sofort eine geschäftliche Miene an und entgegnete:

„Unter gewissen Bedingungen wäre ich nicht abgeneigt, die Geldgeschäfte mit Ihnen abzumachen; das heißt 400 Dollars jenen Strolchen auszuzahlen und Ihnen 500 Doll. zur Bestreitung der Reisekosten, sowie zur Anschaffung eines „feinen Sortiments" zu übergeben. Die Empfehlung an ein solides Geschäftshaus in Chicago, das Sie gegen Geld und gute Worte mit allem Nöthigen versehen wird, sollen Sie gratis haben."

„Und die Bedingungen?" fragte Donatus.

„Ich sprach vorhin von meinen Ländereien in Minnesota," fuhr Brenneck in anpreisendem Tone fort. „Sie werden sich später davon überzeugen, daß ich die besten Grundstücke im ganzen Staate besitze. Sollten Sie in Jahr und Tag im Stande sein, an Anschaffung einer Farm zu denken, so rechne ich auf Ihre Kundschaft. Sie sollen reell bedient werden; jene 900 Dollars würde ich dann als Hypothek eintragen lassen."

Den tiefgefühlten Dank, welchen Donatus aussprechen wollte, schnitt Brenneck kurz ab mit der Versicherung, er liebe in Geldangelegenheiten den geschäftlichen Ton. Darauf zog er sein Notizbuch und stellte einen Schuldschein über 900 Dollars aus. Donatus unterschrieb, erhielt 500 Dollars in guten Wechseln, und nachdem diese Angelegenheiten geordnet, stieß Brenneck auf Hedwig's blaue Augen an, worauf das Gespräch sich Betrachtungen über die Zukunft des jungen Mannes zuwandte.

Digitized by Google

Lange saßen Beide noch beisammen. Donatus sprach frei vom Herzen und von seinen Plänen, und Brenneck hörte aufmerksam und mit wohlwollendem Lächeln auf die Worte seines jungen Freundes. — Manchmal glitt es über seine scharf markirten Züge wie ein Strahl wehmüthiger Erinnerung.

(Fortsetzung folgt.)

Landtags-Skizzen. V.

Bei Beginn der letzten Sitzung sagte mein Nachbar zu mir: „Sehen Sie, — da drüben bringt einer der Patrioten gar schon den Stock mit in den Saal," — es war Dr. Schüttinger, der, — nachdem er nur ein halb Dutzend Sitzungen mitgemacht, aber wegen der in ihm sich entwickelnden Krankheit selbst in der Adreßdebatte nicht hatte sprechen können, jetzt wiedergenesen zurückgekehrt ist. Mit dem Stock aber war es augenscheinlich nicht so bös gemeint, als mein argwöhnischer Nachbar, welcher der patriotischen Partei überhaupt nicht gewogen zu sein scheint, offenbar andeuten wollte. Dr. Schüttinger hatte denselben zu seiner Stütze mitgebracht, aber die vielen Bewillkommungen, die er entgegennehmen, und die Händedrücke, die er wechseln mußte, und an denen nicht wenige Mitglieder der liberalen Partei sich betheiligten, hinderten ihn an dessen Gebrauch. Der Rekonvaleszent scheint auch noch nicht übermäßig bei Kräften zu sein, denn er hat nach beiläufig einer Stunde die Sitzung wieder verlassen. Seinen Platz, welchen er früher, den referirenden Jörg ersetzend, auf dem Stuhle des ersten Secretärs hatte, nahm er jetzt in der vordersten Reihe rechts, neben dem Sitz des zweiten Präsidenten. Damit ist vermuthlich Herr Bucher, welchen man seither dann und wann da gesehen hatte, definitiv verdrängt und für immer in jenen geheimnißvollen Winkel an der Thüre zum Lesezimmer verbannt, von dem ich schon in früheren Jahren schüchterne Ahnungen geäußert habe In dieser den Blicken der Zuhörer unzugänglichen Ecke, außerhalb der Kolonnen gemeiner Mannschaft, hausen bekanntlich einige wirkliche und einige vermeintliche Größen der Kammer; dahin hat seit Beginn dieses Landtags der „Klub-" oder „Gluckvater" Marquard Barth, und seit seinem Austritt aus dem Gasthaus zum Bamberger Hof, neuerdings auch Monsgr. Bucher sich zurückgezogen. Wie schon einmal gesagt, es ist ein bedeutungsschwangeres Nest, das dort hinter der Barriere gelegt ist, zu welchem Zugvögel in entscheidenden, aber auch in langweiligen Momenten ab- und zufliegen, und dessen Discussionen der stenographischen Aufzeichnung manchmal würdiger wären, als die inzwischen abgehaltenen offiziellen Reden. Dabei handelt es sich freilich nicht um die Nest-Insassen selber, denn die Edel und Umbscheiden mischen sich kaum in Privatgespräche, sondern wissen ihr Gewicht zu rechter Zeit in die Wagschale zu legen, und die Bucher und Frichinger sind wenigstens in mündlichen Auseinandersetzungen nicht maßgebend; aber es ist manchmal eine Art Vorparlament, zu welchem man da sich zusammenfindet, vor der Abstimmung die letzten Worte auszutauschen, und wozu der reisige Löwe Völk von seinem Sitz auf der obersten Reihe der äußersten Linken Bemerkungen mehr dreiviertels- als halblaut hinunterzuflüstern pflegt. Ich bin Manches nicht, und so bin ich auch kein Medizinier, aber ich möchte ein Gutachten des Professors Pettenkofer darüber provoziren, ob diese Gegend des Sitzungssaales dessen gesundeste ist, und ob dort nicht manchmal influenzirtes Grundwasser sich vorfindet? Dahin nun hat der bekannte Verleger der Passauer „Donau-Zeitung" und ähnlicher anderer Blätter — ja, wenn man neuesten Nachrichten glauben darf, der Spinner eines ganzen Netzes von klerikal-demokratischen Journal-Unternehmungen — sich zurückgezogen; vielleicht brütet er da seine Eier, deren Produkte er dann, wie in seiner Presse, so auch im Ständesaal, unter anderem Namen flügge werden läßt. Herr Bucher ist ein schöner, hochgewachsener, stattlicher

Digitized by Google

Mann von wenig über 30 Jahren, ein freundliches Gesicht von dunklem Vollbart umrahmt, sein Benehmen ist herzlich entgegenkommend, aber in den hellblauen Augen liegt etwas Lauerndes, Forschendes, und in seiner Rede fragt er mehr, als er erzählt. In der Kammer ist es amüsant, ihn zu beobachten: jeden Redner von patriotischer Seite hört er mit Ernst an, nicht immer mit Wohlgefallen, denn die Huttler, Hafenmaier und Bichler mögen seinen Gefühlen und Intentionen nur wenig entsprechen; aber sowie ein Redner von liberaler Seite aufsteht, belebt sich sein Gesicht mit spöttischem Lächeln, und allerlei ungläubige und ungeduldige Gesten entfahren wie elektrische Funken dem in höchste Spannung versetzten Körper. Selbst gesprochen hat er erst zweimal, stets provocirt durch Angriffe in persönlichen Angelegenheiten, daher verzeihlicher Weise immer in gereiztem Ton und schon aus diesem Grund ohne jegliche Wirkung. Die Heimath des Herrn Bucher, die schöne Bischofsstadt Passau, hat zur diesmaligen Kammer die größte Anzahl von Abgeordneten gestellt: Von den HH. Winderl, Wiesnet und Stockbauer wird jedoch schwerlich Erhebliches zu berichten sein; von Herrn Krätzer mag nur erwähnt werden, daß er in seiner Vortragsweise der Typus eines lutherischen Pastors ist, der in Dehnung der Sylben und Anwendung der Klangfarben in der Aussprache an ermüdende Monotonie streift — aber in Herrn Professor Greil hat die Donaustadt eine unläugbare Kapazität und ein ganz entschiedenes Original geliefert. Hr. Greil hat nicht, wie sonst Leute von seiner Begabung pflegen, sich einen auffallenden Platz im Hause ausgesucht; er sitzt ziemlich versteckt zu den Füßen von Lucas und Mahr, im Schatten des sich weit ausspreizenden Kopfputzes seines Nachbarn Professor Sepp, hinter welchem (nämlich dem Kopfputz) man die kahle Gestalt erst suchen muß. Es ist wohl ein recht trockener Schulmensch, dieser Lyzeal-Professor, denn jedesmal, wenn er zu sprechen begehrt, hebt er den Finger hoch in die Luft. Und scholastisch mag er sein — schulängstlich ist er gewiß nicht: mit der ihm ganz besonders eigenen Logik zieht er aus seinen Prämissen die letzten Consequenzen. Wir werden diesem unbestreitbar sehr hervorragenden Manne, — welcher überdieß sich selbst mit seltener Offenheit kennzeichnet, zuverlässig noch öfter begegnen, und Jedermann wird sein Bild sich ohne Mühe konstruiren können. Nur über seine äußere Erscheinung will ich hinzufügen, daß Hr. Greil die bürgerliche Kleidung des katholischen Priesters sehr scharf accentuirt trägt: ein fast bis zu den Knöcheln reichender schwarzer zugeknöpfter Rock, jene sonderbare weiße Kravatte, die mehr einem Halseisen, als einer Binde gleicht, und die sehr langen und breiten Stiefel, das ist Alles, was von seinem Anzug sichtbar wird. Dabei mag man ihn von vorne oder hinten, oder von einer der Seiten betrachten, so ist die Gestalt vom Hals bis zu den Füßen wie nach dem Lineal gerade gehobelt, der Oberleib ist rückgebeugt, der kleine Kopf mit kurzgeschorenen, spärlichen blonden Haaren schaut trotzig herab. Das Gesicht zeichnet ein breiter Mund aus, dessen Lippen sich auffällig zusammenkneipen, wenn er mit der lauten Stimme im entschiedensten niederbayerischen Dialekte spricht. Der Bleistift in der rechten Hand ist das ständige Attribut des Redners Greil, mit ihm sticht er fortwährend in die Luft, — wenn er nicht zu besonderem Nachdruck damit auf den Tisch klopft.

(Nach dem N. C.)

Räthsel.

Muß Tag und Nacht auf Wache steh'n
Hat keine Füß' und muß doch geh'n,
Hat keine Händ und muß doch schlagen
Wer kann mir dieses Räthsel sagen?

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 53.

Donatus Rusch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

VI.

Es gibt wenige Gebiete in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, welche an Fruchtbarkeit, glücklicher Vertheilung von Wald, Prairie und Wiesen — und gesundem Klima Minnesota gleichkommen, und die Perle dieses Staates wiederum ist das Fluß-Gebiet des Minnesotastroms.

In der Zeit, von welcher wir erzählen, gehörte ein großer Theil dieses Flußthales denjenigen Sioux, welche sich durch die vortheilhaften Anerbietungen der Bundesregierung in Washington hatten bewegen lassen, ihre unstäte Lebensweise aufzugeben und sich anzusiedeln. Das humane Experiment des Washingtoner Kabinets, aus den jagenden, kriegslustigen Nomaden fleißige Farmer zu machen, verdient alle Anerkennung; denn es zeugte von dem ernsten Willen, der verwerflichen Politik, welche die Amerikaner bis dahin den Rothhäuten gegenüber beobachtet hatten, ein Ende zu machen.

Um die späteren tragischen Ereignisse zu erklären, wird es nothwendig sein, einige Worte über diese Politik zu sagen.

Das stetige Vordringen der Ansiedlungen nach dem Westen brachte die Hinterwäldler, die Pioniere der Cultur in fortwährende Conflikte mit den rothen Eingeborenen des Landes, welche durch den Lärm der immer näher dringenden Axtschläge das Wild aus ihren Jagd-Revieren verscheucht und einen Theil ihres Gebietes von dem weißen Manne in Besitz genommen sahen; um diesen Conflikt in friedlicher Weise auszugleichen, trat dann die Bundesregierung, oder, wie die Indianer dieselbe bezeichneten, der „große Vater in Washington“ in's Mittel. Man schloß mit den rothen Kriegern Verträge ab, denen zu Folge ihnen neue Jagdgründe in den weiten Wäldern und Prairien der westlichen Territorien angewiesen und außerdem jährliche Lieferungen von Geld, Pulver, Büchsen, Blei, Decken und anderen Gegenständen zugesichert wurden, deren sie bedurften.

Nach einer Reihe von Jahren befanden sich aber die Indianer stets wieder in der Lage, vor der mittlerweile weiter westwärts vorgerückten Civilisation zurückweichen zu müssen. Neue Verträge wurden geschlossen („auf ewige Zeiten*) — und wieder brachen die rothen Krieger ihre Zelte ab und zogen der untergehenden Sonne zu. — Allerdings handelte die Bundesregierung durchaus so, wie die Nothwendigkeit es gebot, denn es wäre geradezu unmöglich gewesen, fortwährende blutige Reibungen zu vermeiden, hätte man inmitten blühender Ansiedlungen ein großes Gebiet für die Jagden der Indianer reservirt; immerhin zwang aber diese Politik die Regierung der Vereinigten Staaten eingegangene Verträge zu brechen, selbst wenn dieselben von den Indianern strenge innegehalten waren.

Der Groll, welchen dieses Verfahren bei den Indianern erregte, führte dann zu häufigen Grenzkriegen, die mit der ganzen schonungslosen Grausamkeit der Racenkämpfe geführt wurden; und wenn auch die Indianer, gleich den Wogen des Meeres, welche

Digitized by Google

vergeblich versuchen, die Küsten zu überfluthen, wieder zurückwichen in die Waldungen und Ebenen des weiten Westens, so war der Verlust an Menschenleben und Eigenthum in diesen Fehden doch so bedeutend, daß die Regierung doch endlich beschloß, den Versuch zu machen, die Indianer zu civilisiren.

In dem fruchtbaren Minnesota-Thale wurde daher ein bedeutender Strich des schönsten Farmerlandes für die Sioux reservirt, welche die ursprünglichen Besitzer dieser gesegneten Gefilde waren. Die Bundes-Regierung lieferte denjenigen Kriegern, welche die Büchse mit dem Pfluge vertauschen wollten, alles zur Einrichtung einer Farm Nothwendige, und eine große Anzahl von Indianer-Familien ließ sich dort nieder.

Der Rest der fruchtbaren Ländereien füllte sich bald mit fleißigen Farmern, zum großen Theile Deutschen, Norwegen und Franzosen, und bald gehörten diese Ansiedlungen zu den blühendsten im Westen.

Das Minnesota-Thal herauf entstand eine große Anzahl von kleinen Städten, — welche durch die Fruchtbarkeit ihrer Umgebungen schnell zu einer gewissen Wohlhabenheit emporblühten. Eine hervorragende Stellung unter diesen Landstädtchen nahm New-Ulm ein, nicht sowohl durch besondere Größe und Wohlhabenheit, als durch seine Entstehung und seine Bewohner.

In der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre geriethen nämlich mehrere Mitglieder der Cincinnati-Turner-Gemeinde auf den Gedanken, es sei ihnen vorbehalten geblieben, der Welt den Beweis zu liefern, — wie leicht es sei, ein auf Communismus gegründetes Gemeinwesen zu stiften und zu schneller Blüthe gelangen zu lassen; und so zogen denn die unternehmungslustigen Landsleute, fast lauter Süddeutsche, hinauf nach Minnesota, um dort in aller Freiheit an der Lösung der socialen Frage zu arbeiten.

Daß dieses communistische Experiment der Gründung von New-Ulm ein klägliches Fiasko machte, bedarf kaum der Erwähnung; dafür gedieh indeß die neue Stadt um so kräftiger, — nachdem die zwingenden realen Verhältnisse die Luftschlösser der Deutschen gründlich zerstört hatten.

Die Ländereien zwischen New-Ulm, Fort Ridgely und bis hinauf nach Beaver Creek bevölkerten sich schnell mit fleißigen, meist deutschen und norwegischen Farmern, und die ehemaligen Communisten betrieben in Neu-Ulm einen so blühenden und einträglichen Handel mit allen Bedürfnissen und Produkten des Farmers, daß der Name dieser fast nur von Deutschen bewohnten Stadt auf dem Credit-Markt von St. Paul, Milwaukie, Chicago und St. Louis einen guten Klang gewann.

Die Ansiedlung am „Beaver Creek" aber bildete den reichsten Theil dieser wohlhabenden Kolonien, und war von etwa hundert Familien bevölkert.

Hier hatte sich die Familie Baumgart niedergelassen und die schon eingerichteten Gebäude und Aecker eines nach Californien weiter gewanderten Deutschen in Besitz genommen. Das aus mehreren Blockhäusern bestehende Gehöft lag an der nach Neu-Ulm führenden Straße malerisch am Abhange eines mit hohen, alten Eichen und Buchen bewaldeten Hügels, welcher die Gebäude gegen die im Winter so rauhen Nordoststürme schützte. Ein kleiner Bach schlängelte sich um die Blockhütten — und floß schnell dem größeren Gewässer zu, welchem die Ansiedlung ihren Namen verdankt.

Die ganze Anlage des Gehöftes war nicht derart, daß die Bewohner desselben einem Angriff der Indianer hätten energischen Widerstand leisten können, und offenbar hatte der Erbauer der Hütten auf die Fortdauer des mehrjährigen friedlichen Einvernehmens der Ansiedler mit den Sioux, Winnebagos und Chippewa's gerechnet. Und in der That gehörten kleine Zwistigkeiten mit den Rothhäuten zu den Seltenheiten; denn wenn auch diese drei Stämme zuweilen untereinander in Fehden geriethen, so geschah es doch sehr selten, daß einer der Ansiedler sich über die rothen Krieger zu beklagen hatte. Gewöhnlich beschränkten sich die Uebergriffe der Eingeborenen auf die Annexion eines Pferdes,

Digitized by Google

oder wohl nur eines Hammels, und häufig genügte sogar die energische Rückforderung bei den Häuptlingen des verdächtigen Stammes, das Verlustobjekt wieder herbeizuschaffen.

Wir werden später sehen, wie verderblich die durch die lange Dauer solcher Zustände erzeugte Sicherheit einem großen Theile der Ansiedler wurde, und wie dieselbe leicht die Abschlachtung aller westwärts vom Mississippi lebenden Weißen hätte zur Folge haben können. Die Familie richtete sich in den allerdings nur roh aufgeführten Gebäuden wohnlich ein und vermehrte den Viehstand, für dessen Sättigung bedeutende Wiesen hinlänglich Futter boten. Da die gröberen Arbeiten von einem jungen, deutschen Taglöhner-Ehepaar, das Baumgart mit herüber gebracht hatte, — verrichtet wurden, so konnte die Familie, trotz ihrer Thätigkeit für die Landwirthschaft, immer noch der Erziehung ihrer jüngeren Mitglieder die nöthige Aufmerksamkeit widmen.

Nur ein Umstand störte das angenehme, thätige Dahinleben der Ansiedler.

Eines Tages waren die Eltern mit Hedwig nach New-Ulm gefahren, um einige Einkäufe zu machen. Nachdem sie den Zweck ihrer Fahrt erreicht hatten, waren sie im Begriff, „Seiler's Hotel," — den ersten Gasthof des Städtchens, zu verlassen, um ihr Fuhrwerk zu besteigen, als ein lang aufgeschossener, wild aussehender Mensch mit dunkelfarbigem Gesicht ihnen den Weg vertrat, eine überaus ungeschickte Verbeugung machte, und die Familie zu einem „Drink" nach der Schänkstube einlud.

Herrn Baumgart war es bekannt, daß die Ablehnung einer solchen, in Amerika sehr häufig ergehenden Aufforderung als eine schwere Beleidigung gilt, und er kam daher dem Wunsche des Nöthigenden mit Widerstreben und kalter Höflichkeit nach. Frau Baumgart und Hedwig folgten.

(Fortsetzung folgt.)

Russische Noblesse gegen deutsche Künstler.

Pauline Lucca, die Primadonna der Berliner Oper, hatte vor mehreren Jahren in Petersburg gastirt. Der kaiserliche Hof, sowie die ganze Aristokratie waren entzückt, der Enthusiasmus spannte nicht blos die Pferde aus, wo die Sängerin sich zu Wagen zeigte, sondern wollte auch den Namen Pauline Lucca rothgedruckt im russischen Kalender haben. Paulinchen kehrte gold- und ruhmbeladen zu ihren Spree-Athenern zurück.

Einige Wochen nach ihrem Gastspiel kam von Petersburg eine Deputation von drei Personen per Extrazug in Berlin an, um Fräulein Lucca aus Auftrag der russischen Aristokratie ein Sträußchen zu überbringen. Die „Gesandtschaft in Blumen-Angelegenheiten" richtete, ihrer Weisung gemäß, an Herrn v. Hülsen die Bitte, gütigst Anweisung geben zu wollen, wie der delikate Auftrag am geeignetsten auszuführen sein möchte. — Herr von Hülsen erklärte sich sofort bereit, die nöthigen Veranstaltungen zu treffen, doch wünschte er vorher das „Sträußchen" zu sehen, zu dessen Transport und Uebergabe drei Mann und ein Extrazug von Petersburg den Sendern nöthig erschienen war. Einer der Russen deutete durch's Fenster auf die Straße. Vor dem Hause hielt ein Wagen, auf welchem ein eleganter runder Carton von großartigen Dimensionen stand, in welchem das „Bouquet" enthalten sein sollte. Herr von Hülsen ließ den Carton mit großer Vorsicht in sein Zimmer tragen, hier wurde der Deckel des Gehäuses abgenommen und was entpuppte sich nun? — Ein Bouquet, drei Fuß im Durchmesser, von den schönsten vollen und weißen Camelien gebildet — nota bene in strenger Winterzeit — die Garnirung bestand aus weißem, mit Goldstickerei bedeckten Atlas; der katholischen Frommgläubigkeit der Gefeierten war durch ein riesiges Kreuz von blauen, duftigen Veilchen Rechnung getragen, ein Kreuz, das auf dem Grunde der Camelien, wie ein Kind im Schooße der Mutter lag. Als Mittelpunkt des Straußes, gewissermaßen als das

Digitized by Google

Schwarze in der Scheibe, diente ein Krönchen, zusammengesetzt aus großen, in buntfarbigem Feuer strahlenden Brillanten. Den Stiel umschlangen sehr breite weiße Atlasbänder, mit echten, schweren Goldfranzen und in jedem Band befand sich ein Name eines der adeligen Geber mit Goldfäden eingestickt.

Herr von Hülsen war sichtlich überrascht von der Schönheit und Kostbarkeit des duftenden Kunstwerks, er erklärte der Deputation sofort, daß die Uebergabe desselben ebenfalls keine gewöhnliche sein dürfe. Unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses wurden sogleich die nöthigen Vorkehrungen getroffen.

Für den Abend des erwähnten Tages war die Nicolaische Oper: „Die lustigen Weiber von Windsor," in welcher Pauline Lucca die Rolle der Frau Fluth zu singen hat, durch Zettel bereits angekündigt. Der königliche Opernsänger, Bassist Herr Eduard Bost, der in dieser Oper als Sir John Falstaff die Lorbeeren der Lucca theilt, wurde mit in das Geheimniß gezogen. Das kostbare Bouquet war in aller Stille nach dem Opernhause befördert und in einem der Garderobezimmer einstweilen verschlossen worden. Am Schlusse der Oper hat nun Frau Fluth zum Falstaff ungefähr die Worte zu sagen:

„Sir John, es ist uns recht unglücklich gegangen, — wir konnten nie zusammenkommen. Zu meinem Kavalier will ich Euch nicht wieder machen, aber mein Thier sollt Ihr immer bleiben."

Falstaff hat darauf zu erwiedern:

„Ich fange an, zu merken, daß man aus mir einen Esel gemacht hat." — Hier fügte er, nach Verabredung mit Hrn. v. Hülsen, extempore ein: „Dennoch aber, liebe kleine Frau, trage ich Euch keinen Haß nach, und zum Beweise, daß ich Euch noch immer gut bin, sollt Ihr von mir ein Sträußchen haben, von weißen Camelien, Veilchen und Brillantkrönchen, das ich — trotz der rauhen Jahreszeit — direkt aus Petersburg habe kommen lassen."

Paulinchen sah den „Sir John" ob seines räthselhaften Extempore's mit großen Augen verwundert an, auch das Publikum harrte lautlos der Dinge, die da kommen sollten. Da gab Hr. von Hülsen aus seiner Loge dem Dirigenten des Orchesters einen Wink, alsbald rauschten die Töne der russischen Volkshymne durch die Räume des dicht gefüllten Opernhauses, die drei Russen im Nationalkostüm traten aus der Coulisse und überreichten der Sängerin knieend das kostbare Bouquet.

In den ersten Sekunden stand die gefeierte Primadonna einer Statue gleich, die Augen starr auf das reizende Geschenk gerichtet, — dann aber machte sich ihre freudige Rührung in einem reichlich fließenden Thränenstrom Luft, der ihre Dankesworte begleitete.

Das Publikum hatte die Situation schnell erkannt und ließ donnernde Beifalls-Salven für die Lucca, Herrn von Hülsen, für Sir John Bost und für die Russen ertönen. Der Sturm brauste noch durch die Räume, nachdem der Vorhang schon lange gefallen war.

„Zwei Thaler ist doch sehr theuer; die Hose hat ja ein Loch." — „Das Loch berechne ich nicht; das geht d'rein!"

Logogryph.

Denk Leser einen Fluß in Schwaben
Kopf ab! wirst Du ein Bad gleich haben.

* * *

Antwort auf das Räthsel in der vorigen Nummer: **Die Uhr.**

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 54.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Der Fremde war ein Mann von etwa dreißig Jahren, in dessen Gesicht alle möglichen Leidenschaften Spuren ihrer Anwesenheit zurückgelassen hatten. Er trug die lederne Jagdkleidung der Trapper, in seinem Leibgurt stack ein schweres Bowiemesser und eine lange, einläufige Büchse von kleinem Kaliber hing an seiner rechten Schulter.

„Die Damen trinken vermuthlich Wein," sagte der Fremde, sich mit plumper Vertraulichkeit umwendend, und, ohne die Antwort abzuwarten, rief er: „Heda! Georg! Eine Flasche von Eurem Besten! Ist das Gesöff nicht gut, so wird es Euer Rücken bezahlen müssen, so wahr ich Jacques Foudre heiße."

Der Name, den der Fremde nannte, mahnte Baumgart zu doppelter Vorsicht, denn derselbe war in den Ansiedelungen mit Recht übel berufen. Sein Träger rühmte sich der Abstammung von einem französischen Jäger und einer Indianerin, lebte etwa fünfzig englische Meilen westwärts von Neu-Ulm als Squatter, und man sagte ihm nach, daß er mit den Stammgenossen seiner Mutter, mit den Sioux, im Einverständniß lebte — Thatsache war, daß mehrere Farmer, welche den unverschämten, aufdringlichen Burschen bei passender Gelegenheit derbe zurückgewiesen hatten, in ihrem Eigenthum von den Sioux geschädigt wurden.

Uebrigens war Foudre Besitzer ansehnlicher Viehheerden, und liebte es, seine Wohlhabenheit zu zeigen.

Das Schankzimmer war mit Farmerfamilien angefüllt, die sich durch einen Trunk Bier zur Heimreise stärkten. Alle Leute wichen dem Halbblut-Indianer aus, — der an einem Tisch Platz nahm und Baumgart's einlud, ein Gleiches zu thun. Georg brachte eine Flasche „vom Besten", Foudre füllte die Gläser und trank auf gute Nachbarschaft und viel Glück. Daß Leute, welche zwanzig englische Meilen von einander entfern wohnen, von „Nachbarschaft" sprechen, darf, — in Anbetracht der dortigen Verhältnisse Niemand wundern.

Darauf begann der Bastard eine Unterhaltung über die Farm, welche Baumgart gekauft, und bemühte sich, Hedwig mit in das Gespräch zu ziehen. Die Antworten der Familie blieben indeß kurz und höflich-kalt, und nach einer kleinen Weile erklärte Baumgart in einem Tone, der keinen Widerspruch zuließ, er müsse die Heimfahrt antreten. Jacques Foudre drückte sein Bedauern darüber aus, daß Geschäfte ihn zwängen, noch den folgenden Tag in Neu-Ulm zu bleiben, da er andernfalls um einen Platz auf dem Wagen gebeten hätte.

„Nicht als ob ich den Weg zu beschwerlich fände," schloß er seine Worte; „auf den Prairien jagt kein Trapper, der Jacques Foudre einholen könnte; es wäre nur der Gesellschaft wegen."

Digitized by Google

Vater, Mutter und Tochter waren von der neuen Bekanntſchaft durchaus nicht erbaut, beſonders Baumgart und ſeine Gattin waren recht beſorgt, weil ſie bemerkt hatten, daß die Aufmerkſamkeit des Meſtizen auf Hedwig abzielte. Was war von einem Menſchen dieſer Art nicht zu fürchten, wenn ſinnliche Leidenſchaft die Triebfeder ſeiner Handlungen wurde?

In gedrückter Stimmung erreichte die Familie ſpät Abends ihre Wohnung.

Es vergingen indeß mehrere Tage, ohne daß neuer Anlaß zu Beſorgniſſen gegeben worden wäre, und nachdem eine Woche ſeit jenem unangenehmen kleinen Intermezzo verfloſſen war, begannen die Eltern ſich dem Glauben zuzuneigen, jene Einladung des Squatters ſei nur das Reſultat einer augenblicklich vorübergehenden Laune geweſen. — Mit dieſer Annahme irrten ſie jedoch.

Es war an einem November-Morgen, einem jener ſchönen Spätherbſt-Tage, die wir mit „Alter Weiber Sommer“, die Amerikaner mit „Indianer-Sommer“ bezeichnen, als Baumgart, ſein Knecht, die beiden Knaben und die Magd beſchäftigt waren, einige große Heuhaufen, welche auf den Wieſen zuſammengebracht, von dem früheren Beſitzer aber nicht auf das Gehöft gefahren waren, aufzuladen und fortzuſchaffen. Frau Baumgart verrichtete die Obliegenheiten der Hausfrau und Hedwig ging mit einem Eimer hinab zu dem Ackerſtück, auf welchem die Kühe weideten, um dieſelben zu melken. Dieſer Acker, eingezäunt wie alle kultivirten Ländereien in der Union, lag dicht am Walde, der ſich nach dieſer Richtung hin ununterbrochen mehrere engliſche Meilen weit fortzog.

Hedwig nahm auf dem mitgebrachten kleinen Schemel Platz und begann mit ihren kräftigen Armen das Euter einer der Kühe in den Eimer zu entleeren, als ſie ſich plötzlich von der rechten Seite her umſchlungen fühlte und das Geſicht des Meſtizen gewahrte, der es verſuchte, ſie auf die Wange zu küſſen.

In höchſter Angſt ſtieß Hedwig einen lauten Schrei aus und bemühte ſich, ſich den Armen Foudre's zu entziehen, während dieſer Miene machte, das junge Mädchen zu Boden zu werfen. Aus dieſer augenſcheinlichen Gefahr ſollte ihr indeß unerwartete Rettung werden und zwar durch das höchſt nützliche Hausthier, — mit welchem ſie ſich wenige Augenblicke zuvor noch beſchäftigt hatte.

Dieſe ſonſt ſo ſanftmüthige Kuh nämlich wurde offenbar durch den plötzlichen Aufſchrei ihrer jungen Herrin ſcheu und heftig erregt, denn ſie ſchlug mit den Hinterfüßen gleichzeitig aus und traf den Baſtard ſo heftig an den rechten Arm, daß er denſelben mit einem lauten Fluch wieder ſinken laſſen mußte.

Hedwig aber benutzte dieſen Zwiſchenfall ſich zu befreien, worauf ſie ſchnellen Laufes dem Hauſe zueilte. Als ſie in die Stube trat, ſank ſie ohnmächtig zuſammen.

Nachdem ſie wieder zur Beſinnung gekommen war und den beſtürzten Eltern Mittheilung von ihrem Abenteuer gemacht hatte, eilten die beiden Männer nach dem Orte, an welchem der Ueberfall ſtattgefunden; Jacques Foudre war indeß bereits verſchwunden und es gelang den Verfolgenden nicht, in dem dichten Unterholze eine Spur von ihm zu entdecken.

Von dieſem Tage ab wurde die ängſtlichſte Vorſicht ſeitens der Familie beobachtet. Niemals durfte Hedwig allein das Haus verlaſſen, oder allein im Hauſe zurückbleiben; und auch dem Eigenthum widmete man eine größere Aufmerkſamkeit als bis dahin.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Landtags-Skizzen. VI.

Man hat mir letzthin den Vorwurf gemacht, daß ich mit Vorliebe die sogenannte „patriotische“ Partei der Abgeordneten-Kammer schildere, und ich werde schon deßhalb, um diesen Vorwurf zu entkräften, zur Abwechslung auch auf die andere Seite übergehen müssen; denn bei den mancherlei Herzensneigungen, welche mir leider innewohnen, darf ich wahrhaftig gestehen, daß weder für die eine noch für die andere Partei der gegenwärtigen Abgeordneten-Kammer eine sehr inbrünstige Leidenschaft mich entflammt. Ihrer jede pflegt derlei Gleichgiltigkeit zwar sehr übel zu nehmen, aber solches Mißfallen wird einen objektiven Berichterstatter nicht im Mindesten behindern. Wenn es nun von den „Patrioten“ während der gegenwärtigen Kammersession mehr zu reden und zu schildern gibt, als von den Liberalen, so rührt Dieß daher, daß jene viel mehr neue Leute auf den Kampfplatz gestellt haben, als diese, die in ihren Hauptleuten die Alten, schon Bekannten geblieben sind, und daß im großen Ganzen durch das plötzliche Uebergewicht, welches die vordem so winzige Partei erlangt hat, ihr Gepräge um so schärfer sich herauskehrt. Es wird nicht bestritten werden können, daß die Liberalen (die doktrinäre Unterscheidung zwischen Fortschritts- und Mittelpartei fällt in der Praxis ganz und gar weg, und die vereinzelten „Wilden“: Kolb, Edel und Gerstner, können trotz ihres persönlichen Gewichts beim Ueberblick nicht in Betracht kommen), daß die Liberalen in ihrem Zuzug entschieden unglücklich gewesen, die Patrioten dagegen ganz eminente Kräfte in höchst überraschender Weise herbeigebracht haben. Man wird diese meine Meinung nicht dahin mißverstehen, als ob jeder patriotische Schreier und Vielredner auch als eine geistige Potenz dargestellt werden wollte, aber die Summe der neuen Repräsentation ist nicht bloß quantitativ für die jetzige Majorität günstig ausgefallen. In der Rundung des Saales linker Seite sitzt eine Gruppe beisammen, die man füglich die staatsanwaltschaftliche nennen könnte, denn es haben da neben den Herren Stenglein und v. Stauffenberg auch der wieder erstandene Herr Hohenadel und die Neulinge Wülfert und Herz Platz genommen. Herr Wülfert hat bekanntlich während der Wahlagitation Verschiedenes von sich reden gemacht, auch hat er — bevor er persönlich in Folge der Münchener Nachwahl eintrat — die Kammer passiv schon beschäftigt. Seit er selbst in der Kammer erschien, hat er erst ein einziges Mal und nur in einer persönlichen Angelegenheit das Wort ergriffen, provozirt durch eine überflüssige und nicht sehr „taktvolle“ Bemerkung im Protokoll des sechsten Ausschusses, der er aber nicht nur ganz gründlich, sondern auch ganz „taktvoll“ heimleuchtete, und seinem ferneren Auftreten, an welchem er es schwerlich fehlen lassen wird, ist noch entgegen zu sehen. Aber sein Nachbar, der jetzige Bezirks-Gerichts-Rath Herz in Nürnberg, hat schon öfter an der Debatte sich betheiligt. Wenn Herr Herz aufsteht, um zu sprechen, dann darf man sicher sein, daß die so angerufene Versöhnlichkeit, daß jede Bereitwilligkeit zum Entgegenkommen ausgeschlossen, daß nur abstrakteste Ausschließlichkeit zum Wort gekommen ist. Gedruckt lauten seine Reden noch mild, — wenn man damit den mündlichen Vortrag vergleicht, aus welchem immer eine mühsam beherrschte Leidenschaftlichkeit herauszuhören ist. Von den zwei Parteien in der Kammer hat jede einen Redner, welchem als Stigma die bittere Bekämpfung der Gegenseite aufgeprägt ist, welche nicht, wie Westermayer und Lucas, wie Fischer und Völk, mit Humor, mit Umsicht, sogar mit Zugeständnissen zu Werk gehen, sondern mit unverhüllter Erbitterung, mit unverfälschtem gegenseitigen Haß in den Kampf eintreten. Es sind dieß der Pfarrer Mahr von der einen, der Bezirksrichter Herz von der andern Seite; diese beiden Herren, als die alleräußersten Extreme, halten sich das Zünglein in der Wage. Nicht fließend, sondern kurzathmig, zerhackt ist der Vortrag des Herrn Herz, es ist, als ob die innere Bewegung, welche der Anblick seiner Gegner ihm erregt, die Stimme zu ersticken drohte. Es sind auch noch nicht sachliche Reden gewesen, die er bis jetzt gehalten, sondern mehr Exkurse auf das Gebiet der kirchlichen Polemik oder persönliche Bemer-

Digitized by Google

kungen und Verwahrungen gegen Angriffe auf den Richterstand und die Juristen überhaupt, und da mag der Eifer auch den gleichmüthigsten Mann bisweilen mehr hinreißen, als er selbst beabsichtigt. Dort in der Nähe sitzen noch ein Paar neue Abgeordnete von der Fortschritts-Partei, die HH. Frankenburger und Marquardsen, und merkwürdigerweise paßt auch auf sie zum guten Theil all' Das, was ich an Herrn Herz beobachtete, nur daß sie viel besser sich zu beherrschen verstehen. Herrn Dr. Marquardsen, welchem nur die Uebung des öffentlichen Sprechens noch abzugehen scheint (?) und der stets in Verlegenheit scheint, wie er sich stellen, wie er die Arme und Hände unterbringen soll, der überdieß durch einen bei uns ungewohnten, keineswegs sehr ansprechenden oder deutlichen Dialekt sich auszeichnet, — ihm wird sicherlich Niemand die größere Gewandtheit des Débattirens bestreiten. Ob auch Herr Sörgel sie besitzt, das hat seither noch nicht ermittelt werden können. Bis jetzt hat er nur eine sehr wortreiche lange Rede in der Adreßberathung gehalten, die fleißig einstudirt gewesen sein mag, deren Wegbleiben dem Charakter der Verhandlung aber schwerlich geschadet hätte; und dann hat er an jener bewunderungswürdigen Vertheidigung sich betheiligt, welche für die Existenzberechtigung der Universität Erlangen geschlagen wurde, obwohl kein Mensch dieselbe angegriffen hatte. Aber wenn auch schweigsam, doch vielverheißend, sichtlich recht selbstbewußt und unternehmungslustig schaut Herr Sörgel von seinem Platze auf der zweiten Bank hinter den Staatsanwälten gar ironisch auf die schwarzen Patrioten, von denen er jüngst doch gütigst vorausgesetzt hatte, es werde vielleicht einer oder der andere unter ihnen von einem gewissen römischen Schriftsteller Namens Tacitus schon gehört haben. Herr Sörgel ist ein noch junger Mann, dessen äußere Erscheinung aber nichts auszeichnet, als etwa eine goldene Brille und ein in's Röthliche schillernder Vollbart.

(Nach dem N. C.)

Geläute auf dem Friedhofe.

Wiege, Glöcklein, wiege
Sie zur langen Ruh,
Decke, Erde, stillend
Ihre Leiden zu!

Was ist mir beschieden
Eh' ich sink' hinab?
Welche Wege gehen
Muß ich nach dem Grab?

Lina von Berlepsch.

(Wie reimt sich das zusammen?) Es gibt oft keinen Unglücklicheren, als manchen Glücklichen, — keinen freieren Denker, als manchen eingesperrten Journalisten, — keinen ruchloseren Bösewicht, als manchen Betbruder, — keinen Verdienstloseren, als manchen Inhaber einer Ausstellungs-Medaille, — kein häßlicheres Geschöpf, als manche Schöne, und — keinen nichtssagendern Menschen, als manchen Schwätzer.

Logogryph.

Mit L — Insekt und Componist,
Mit R — im Meer ein Krebs es ist.

* * *

Auflösung der Charade in Nro. 51: Windsbraut.

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 55.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Eine Woche etwa war seit dem Tage des Ueberfalles vergangen. Es war ein Sonntag, die Familie saß beim Nachmittags-Kaffee, als unerwartet die Hausthür, dann die Stubenthür geöffnet wurde und Jacques Foudre mit kurzem Gruße hereintrat. Ehe die Bestürzten seinen Gruß erwidern oder gegen seine Anwesenheit mit Wort oder That protestiren konnten, hatte der Mestize bereits mit ächt amerikanischer Unverschämtheit auf einem Stuhle Platz genommen.

Baumgart gewann zuerst seine Fassung. Schnell erhob er sich, trat zu Foudre hin und sagte mit dem Anschein nach ruhiger, — aber vor unterdrücktem Zorn leicht bebender Stimme:

„Wenn ich Euch, der sich gegen mein Kind wie ein Bandit betragen hat, hier nicht niederschieße, so geschieht das, weil ich auch einem Menschen, den ich verachte und verabscheue, an meinem Heerde nichts zu Leide thun mag. Doch hat auch der Schutz, den Euch dieses Haus gewährt, seine Grenzen und deßhalb fordere ich Euch auf, sofort meine Farm zu verlassen und Euch in Büchsenschußweite nicht wieder sehen zu lassen; denn — so wahr ein Gott lebt — handelt Ihr anders, so sollt Ihr an einer Kugel aus dieser Doppelbüchse sterben."

Möglich, daß sich der Halbblut-Indianer durch diese Drohung beunruhigt fühlte, jedenfalls besaß er Selbstbeherrschung genug, eine solche Unruhe, wenn er sie fühlte, — zu verbergen.

„Was wollen Sie!" rief er mit der Miene der Entrüstung. „Nehmt Ihr so einen Mann auf, der gekommen ist, Eure Tochter zum Weibe zu begehren? — Und was that ich dem blonden Mädchen? — Ich versuchte sie zu küssen, das ist Alles; und seit wann gilt das als ein Verbrechen? — Wenn ich Euch und Eurer Familie nicht wohlgesinnt wäre, hätte ich bei Gott jenes vierbeinige Ungethüm über den Haufen geschossen, das mir mit seinem Huf beinahe den Arm brach. — Doch was soll dies Geschwätz? Wollt Ihr dem Jacques Foudre Eure blonde Tochter zum Weibe geben oder nicht? — Ein Weib zu nehmen, bin ich Mann genug. Ich habe Viehheerden, die mehr werth sind, als drei solcher Farmen wie die Eure. Ich bin der beste Jäger auf den Prärien und in den Wäldern westwärts vom Mississippi, ich kann einen Kahn lenken auf einem Wasser, das nicht größer ist, als ein Waschkessel, und im Reiten thut es mir Niemand in den Ansiedelungen gleich. Also antwortet, ob Ihr mich zum Schwiegersohn wollt, oder nicht? Wenn nicht, so habt Ihr einen tüchtigen Feind an mir."

Die Erwägung, daß dieser Halbwilde nicht in den Formen der civilisirten Welt seine Werbung betreiben könnte, stimmte Baumgart milder, und er hätte vielleicht eine höflich abweisende oder auch nur ausweichende Antwort gegeben, wenn nicht sein Blick auf Hedwig gefallen wäre, die blaß und zitternd dasaß. Sein Vatergefühl empörte sich gegen jede Rücksicht bei dem Gedanken, daß er dem Menschen gegenüberstehe, welcher um

Digitized by Google

ein Haar das Glück seines Kindes vernichtet hätte. Schweigend ging er daher nach der Wand, nahm die Büchse herab und sagte, auf die Schwarzwälder Uhr zeigend, — die fleißig pickend an der Wand hing:

„Seht Euch jenen langen Zeiger an. Hat er die Zehn erreicht und Ihr habt Euch nicht außer Schußweite gebracht, so seid Ihr ein todter Mann. — Nach Eurer Freundschaft frage ich so wenig als nach Eurer Feindschaft."

Der Mestize erhob sich mit höhnischem Grinsen.

„Ihr wollt nicht, daß jener blonde Kopf an der Brust von Jacques Foudre liege? Nun denn, so soll ihr Scalp sammt dem Euren einen indianischen Wigwam schmücken."

Und mit lautem Gelächter verließ er das Zimmer.

Johann, der Knecht Baumgart's, sprang nach der Wand, riß eine andere Büchse herunter und eilte an das Fenster, um dem schnell Davonschreitenden eine wohlgezielte Kugel nachzusenden, allein Baumgart hielt ihn zurück.

„Er kam im Vertrauen auf unsere Ehrlichkeit, und wenn er auch ein Schurke ist, der sein Schlimmstes thun will, — so wird doch die Vorsehung seine Pläne zu Schanden machen."

Die Stimmung der Familie war seit jenem Sonntage natürlich eine gedrückte. — Täglich erwartete man einen Streich der Indianer, und wie ein Alp lastete die Furcht vor kommendem Schaden auf den Ansiedlern.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine fürchterliche Nacht und — ihre Folgen.

(Aus einem amerikanischen Journal übersetzt.)

Viele Leute haben die Gewohnheit, einen Blick unter das Bett zu werfen, ehe sie hinein steigen. Mrs. Evergreen, meine geliebte Ehefrau, gönnt sich ebenfalls dieses Vergnügen. So lange sie nicht von mir verlangt, es auch zu thun, habe ich in der That nichts dagegen einzuwenden; allein wenn sie, wie es eben hie und da geschieht, zufälliger Weise vergißt, dieser allabendlichen Gewohnheit Genüge zu leisten, so ist es wirklich ein wenig arg, von mir zu verlangen, daß ich, nachdem das Licht schon ausgelöscht ist, wieder aus dem warmen Bette steigen, Licht machen unter das Bett schauen und mich erkälten soll. Ich habe oft meiner lieben Mrs. Evergreen wenn ich sie unter das Bett schauen gesehen, mit großer Artigkeit die Bemerkung gemacht, daß es eine einfältige Gewohnheit sei, und daß sie besser thun würde, dieselbe baldigst aufzugeben.

Auf diese sanfte Mahnung antwortete meine bessere Hälfte stets:

„Nun, mein lieber Evergreen, was kann es schaden? Es ist mir eine große Beruhigung zu wissen, daß Niemand unter dem Bett ist. Ich könnte sonst nicht schlafen. Ich muß hinschauen"

Das Licht wandert also unter das Bett, und nachdem Mrs. Evergreen dort keine Spur von Dieben oder anderen Exemplaren der Menschheit entdeckt hat, kann sie endlich den Schlaf des Gerechten schlafen. Allein — wie ich schon bemerkt habe — wird diese Vorsichtsmaßregel hie und da vergessen, und dann muß ich selbst aufstehen, Licht machen, rekognosziren und rapportiren. In den letzten Tagen habe ich dies öfter thun müssen als mir angenehm ist und meiner Frau Liebsten meine Bemerkung darüber gemacht. Sie sagt aber stets:

„Nun, Evergreen, dann will ich es selbst thun."

Allein dies ist beinahe eben so schlimm, als wenn ich es selbst thun müßte, denn allemal läßt sie einen Strom kalter Luft in's Bett hinein, sowohl wenn sie aufsteht, als wenn sie wieder in's Bett kommt. Wenn ich nicht fürchtete, die Sache noch ärger zu machen, so würde ich ihr mittheilen, was ich jetzt dem Leser erzählen will. Daher muß ich von vornherein allen Lesern bemerken, daß Mrs. Evergreen etwas empfindlicher Natur

Digitized by Google

ist und erbitte mir förmlich den Gefallen, ihr unter keinen Umständen zu verrathen, was ich jetzt nur dem lieben Publikum mittheile. Wir sind jetzt schon volle zweiundzwanzig Jahre verheiratet und ein glücklicheres Paar gibt es nicht auf der Welt; und wenn ich sage, daß ich während dieser ganzen Zeit mich habe enthalten können, ihr mitzutheilen, was ich jetzt erzählen will, so hoffe ich auch, das liebe Publikum werde mein Geheimniß auch nicht verrathen.

Alle jungen Männer haben bekanntlich Liebesabenteuer ehe sie eine endliche Wahl treffen. Wenigstens weiß ich, daß ich deren hatte, und ich bedaure es gar nicht. Bedauern? Weit entfernt! Da Mrs. Evergreen mich jetzt nicht hören kann, so trage ich gar kein Bedenken, unumwunden zu erklären, daß, wenn ich noch einmal jung sein könnte oder müßte, ich gerne noch einmal die nämlichen sentimentalen Erfahrungen machen möchte, besonders wenn sie am Ende mich wieder mit der jetzigen Mrs. Evergreen zum Traualtar führen würden.

In meinen Zwanziger-Jahren war ich gar nicht ein so übler Bursche, ich glaube, ich kann noch weiter gehen und im Vertrauen sagen, daß „Gus*) Evergreen" entschieden der Liebling der Mädchen von Calville war, und ich glaubte stets, daß ich nur fragen dürfte, und jede wäre mir an den Hals gesprungen. Wie ich bemerkte, ist Mrs. Evergreen jetzt nicht gegenwärtig, und ich gebe daher meinen Gedanken freieren Lauf, als sonst der Fall sein möchte. Ich glaube zwar nicht, daß ich damals irgend einem der Mädchen von Calville besonders nachfragte, und mein Herz wäre vielleicht bis auf den heutigen Tag unberührt geblieben, wenn nicht ein besonderer Zufall gewaltet hätte, den ich jetzt erzählen will.

Fred Evans, der mein Schul- und Zimmerkamerad gewesen war, kam auf einen oder zwei Tage, wie er mir sagte, zu mir auf Besuch nach Calville; allein nachdem ich ihn bei den Mädchen eingeführt hatte, blieb er ohne weitere Nöthigung zwei Wochen. Als diese Zeit herum war, sagte er, er müsse jetzt wirklich gehen, da er nicht wisse, was sein Vater und seine Mutter zu seiner langen Abwesenheit sagen würden. Schließlich aber entschloß er sich, ihre Unruhe durch einen Brief zu beschwichtigen und sie zu bitten, ihm noch mehr Wäsche zu senden. Ich wußte wohl, wie die Sachen standen, und daß Belle Bronson ihn um seine fünf Sinne gebracht hatte. Fred versuchte freilich seinen langen Besuch durch die gesunde Landluft und die Ruhe vor Geschäften zu erklären; allein er konnte mir nichts weiß machen; ich sagte ihm dies in's Gesicht. Er gestand die Wahrheit, und ich versprach ihm meine Hilfe, wenn er ihrer bedürfe. Ich glaubte nie, daß Belle eine Kokette sei, oder daß sie absichtlich Jemanden Schmerzen verursachen würde. Allein sie hatte ihre Art, einem zu ihrer eigenen Belustigung so recht herzbrechend in die Augen zu schauen. Jedenfalls hatte sie einen größern Anhang von Liebhabern als die andern Mädchen. Aber alle ihre Aufmerksamkeiten waren ohne Erfolg — sie begünstigte keinen. Ich fürchtete, daß es Fred Evans ebenso gehen möchte und warnte ihn; allein er erklärte, er müsse sie haben, und wenn er ihr auch all' sein Lebtag den Hof machen müsse; kein anderes weibliches Wesen könne ein Gefühl in seiner Brust erregen — u. dgl. Ich sagte natürlich unter diesen Umständen nichts mehr, sondern machte Beobachtungen. Bald sah ich, oder glaubte zu sehen, daß Fred ihr keineswegs unangenehm sei. So standen die Sachen bis eines Tages Fred unerwartet aufgefordert wurde, nach Hause zu kommen, da seine Mutter krank sei. Als er wieder zurückkam, bestand er darauf, sein Quartier im Calville-Hotel zu nehmen, anstatt — wie er sagte — uns länger zur Last zu fallen. Also zog er in's Calville-Hotel. Der Wirth gab Fred auf meine Empfehlung das beste Zimmer — Nr. 50. Ich nenne die Nummer mit Vorbedacht. Jeder Ihrer Freunde Hr. Augustus, sagte der Wirth, soll das Beste haben, was mein Haus zu leisten im Stande ist, so lange ich Wirth bin. Es war ein angenehmes Zimmer, mit Aussicht

*) „Gus", englische Uebersetzung für Augustus.

Digitized by Google

auf die fernen Hügel und das angenehm sich dahin schlängelnde Flüßchen. Was kümmert sich aber Fred um so etwas? Er war in der Gewalt des blinden Gottes und konnte nicht weiter sehen als seine Nase, ausgenommen in der Richtung von Belle's Wohnung. Ich pflegte Fred auf seinem Zimmer zu besuchen und eine Cigarre zu rauchen, während er, armer Unglücklicher, über seinen Leiden, Zweifeln und Sorgen brütete. Liebte sie ihn? Das war die Frage, welche jeden Augenblick seiner Existenz ausfüllte und die er sich beim tiefsten Nachdenken nicht zu seiner Befriedigung beantworten konnte. Bald legte er ein Wort oder einen Blick von ihr zu seinen Gunsten aus, und bald glaubte er Kälte und Gleichgiltigkeit in ihren Augen zu lesen.

Auf Fred's ernstliche Bitten versprach ich, Belle's Gefühle zu erforschen, wenn sich eine Gelegenheit zeige, oder ihr auf indirektem Wege seine Liebe kund zu geben. Jedoch fügt es sich, daß meine Dienste nicht nöthig waren. Belle Bronson war einmal durch die unerwartete Ankunft von Verwandten genöthigt, ihr Zimmer zu deren Verfügung zu stellen, da das Haus ihrer Mutter nur klein war — und während einer einzigen Nacht „im Hotel" zu schlafen, dessen Besitzer ein Bekannter ihrer Familie war! — Wir würden gerne ihre Gäste in unserem Hause aufgenommen haben, wenn wir nicht ganz in der nämlichen Lage gewesen wären. Eine landwirthschaftliche Ausstellung im Orte hatte viele Fremde herbei geführt und unsere eigenen Gäste waren so zahlreich, daß ich mein eigenes Zimmer hatte hergeben müssen. Daher wollte ich nun bei Fred Evans die Nacht zubringen.

Spät Abends ging ich daher in's Wirthshaus und verfügte mich sogleich in Fred's Zimmer, fand aber zu meinem Erstaunen Niemanden dort. Ich beachtete nicht einmal, daß sein Gepäck fort war, noch ahnte ich im entferntesten, daß wie es sich später herausstellte, Fred sein Zimmer Nr. 50 auf des Wirthes Ansuchen galanter Weise für diese Nacht „einer Dame" überlassen hatte und provisorisch ein anderes Zimmer bewohnte. Da der Gasleuchter angezündet war, nahm ich ein Buch, das auf einem Tische lag, um mir bis zu Fred's Ankunft die Zeit zu vertreiben und als ich endlich Jemanden herankommen hörte, schlüpfte ich, einer augenblicklichen Eingebung, Fred einen Possen zu spielen, nachgebend, unter das Bett. Allein wie groß war mein Schrecken, als die Thüre sich öffnete, Belle Bronson hereintrat und ruhig von dem Zimmer Besitz nahm.

(Schluß folgt.)

Richtige Auflösungen der Charade in Nro. 51 (Windsbraut) haben folgende Herren eingesendet:

1. Jos. Biebl in Mindelheim. 2. Al. Brandner hier. 3. Andr. Büchele in Mindelheim. 4. J. Denbler in Wallerstein. 5. Seb. Dischl hier. 6. Jos. Dunst hier. 7. K. Gerstlauer hier. 8. Jos. Gleich hier. 9. Gabr. Glogger in Bamberg. 10. Frl. Amalie Hasenknopf hier. 11. Joh. Hummel hier. 12. Jos. Jablonski in Immenstadt. 13. Joseph Kusterer in Kirchheim. 14. K. L. hier. 15. Frl. Theres Lindenmeier hier. 16. Xaver Lindenmeyer in Oettingen. 17. Ant Ludwig in Burgau. 18. Frl. A. M. in Rothenburg a/T. 19. Frl. Julie Marktsmüller hier. 20. Max Mayer hier. 21. Leonhard Miechler in Ottmarshausen. 22. Frl. Marie Neher in Winterbach. 23. Fr. Creszenz Oberlander in Winterbach. 24 Max Ofner in Weissenhorn. 25. R. Rösch hier. 26. R. Sch . . . . hier. 27. H Schäfferling in Mörmoser. 28. Schmid in Cannstatt. 29 Jos. Schöffel in Waldstetten. 30. Alex. Schönmetzler in Hörbsried. 31. B Schuster hier. 32. Seb. Schwab in Unterialing. 33 Fr. Louise Steiner in Winterbach 34. Daniel Stöckle hier. 35. Christian und 36. Jos Thoma in Fischach. 37. Jeb. Wagner in Scheppach. 38. Frl. F. W hier. 39. Seb. Wassermann hier. 40. Wohnlich in Offingen. 41. A. Winkler hier. 42. Vikt. Wolf in Harthausen. 43. R. Zeller hier. 44. Adrian Funk hier. 45 Fr. X. Michel in Günzelhofen.

Prämien (Erzählungen: Tante Welly; Merkwürdige Lebenswege; Einen Tag lang die Wahrheit) fielen auf die Nummern 8, 17, 23, 32 und 42. Die Hauptprämie (ein noch zu bestimmendes Buch) auf Nro. 2.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 56.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

VII.

Mc. Gregor ist einer jener Plätze, wie sie in Amerika durch das schnelle Vordringen der Civilisation nach dem Westen so häufig entstehen. Mc. Gregor ist eine kleine Stadt, dem schnell entstandenen Bedürfniß gemäß schnell aufgebaut; die Bewohner sind sämmtlich durch den Ruf, den dieser Ort als ein rapid emporblühender Geschäftsplatz erworben, herbeigezogene Geschäftsleute, die Alle jeden Augenblick bereit sind, ihre Waaren einzupacken und an einem andern Platz, der ähnliche Chancen verspricht, ihre Bude aufzuschlagen, sobald die Geschäfte des „aufblühenden Platzes" anfangen, schlechter zu gehen.

Wie an allen derartigen jungen Geschäftsplätzen, so blühte auch in Mc. Gregor der Schwindel, und neben den unsoliden Geschäftsleuten, die sich zahlreich zwischen den soliden Firmen niedergelassen hatten, machte sich eine Klasse von Spielern und Spitzbuben der schlimmsten Sorte breit. An Rohheit und Raffinirtheit gaben diese Tagediebe und falschen Spieler, sowie die sonstigen Gauner, ihren Zunftgenossen in New-York nichts nach.

In diesem schönen Platze hatte sich Mr. Prell niedergelassen, ein Mann, der zu jener Klasse von Geschäftsleuten gehört, welche der Amerikaner kurz und treffend als „money making men" bezeichnet. Da das Geldmachen, oder besser deutsch ausgedrückt, das Geldverdienen dieser, auch in Deutschland nicht ungewöhnlichen Kategorie, Hauptzweck ist, so sind die Herren auch in der Wahl der Mittel nicht allzu wählerisch.

Mr. Prell war also nach Mc. Gregor gekommen, und hatte daselbst ein Schnittwaaren- und Kleidergeschäft eröffnet, um recht schnell viel Geld zu verdienen, und im November 1861 war er in seinem Bestreben schon ein gutes Stück vorwärts gelangt. An einem trüben Abend dieses Monats fuhr dieser Gentleman in scharfem Trabe dem Felsenthal zu, in welchem Mc. Gregor liegt. Er hatte eine Tour durch das Land gemacht, um einige Schuldner zu besuchen, welche es verabsäumt hatten, von sich hören zu lassen. Etwa drei englische Meilen mochte er noch von Mc. Gregor entfernt sein, als sein Pferd plötzlich scheute und auch durch mehrere Peitschenhiebe nicht zum Vorwärtsschreiten zu bewegen war.

Mr Prell, ein vorsichtiger, aber unerschrockener Mann, kehrte sein Fuhrwerk zurück, band das Pferd an einen Baum, griff nach seinem Revolver und näherte sich bedächtig der Stelle, an welcher sein sonst so frommer Billy gescheut hatte.

Bei dem sparsamen Licht der Dämmerung bemerkte er am Rande des Weges unter den ersten Bäumen des jungen Waldes, der sich zur Rechten der Straße hinzog, den ausgestreckt daliegenden Körper eines Menschen.

Prell schlug Feuer, beleuchtete mit der glimmenden Lunte seines Taschenfeuerzeuges den zu Boden Gestreckten, und erkannte bei dem unbestimmten Scheine einen anständig gekleideten, jungen Menschen von etwa zweiundzwanzig Jahren, der aus einer Wunde stark geblutet haben mußte, denn der Boden um ihn her war getränkt mit dem rothen

Digitized by Google

Lebenssaft. Bei näherer Untersuchung fand der Amerikaner, daß eine Kugel, die hinterrücks abgefeuert sein mußte, im Körper des Verwundeten saß, und daß ein schwerer Hieb über den Kopf denselben vollends niedergestreckt hatte. Noch war indeß Leben in dem Körper, und aus den Wunden sickerten noch immer einzelne Blutstropfen.

„Gewiß ein Grüner, welcher den Beutelschneidern in die Hände gefallen ist," — murmelte Prell, während er sich, schnell entschlossen, bemühte, einen Verband aus seinem Taschentuche und einem Hemdärmel anzufertigen, den er von seinem Arme riß. Dann lud er mit einiger Anstrengung den Bewußtlosen auf den Wagen, bettete ihn so bequem als möglich und fuhr in langsamem Tempo der Stadt zu.

Der Verwundete aber war Niemand anders, als Donatus.

Am Tage nach jener Unterredung mit Brenneck, welche wir mitgetheilt haben, und nachdem Donatus sich von seinem erfahrenen Freunde hatte überzeugen lassen, daß eine von ihm anfänglich beabsichtigte Anklage gegen William Brunsen vergeblich sein würde, und nachdem endlich der Spruch des Kriegsgerichts den von Brenneck getroffenen Vorbereitungen gemäß ausgefallen war, hatte sich Donatus nach Chicago begeben, dort ein gutes Sortiment gangbarer, nicht zu schwerer Waaren bezogen und sich nach Mc. Gregor begeben. Hier kaufte er ein kräftiges Pferd, belud dasselbe mit den gekauften Waaren und machte sich am Nachmittag jenes Tages, von dessen Abend wir so eben erzählten, auf den Weg nach dem Westen.

Weil das Pferd schwer beladen war, ging Donatus nebenher und pfiff, Luftschlösser bauend, vor sich hin.

Einige tausend Schritte jenseits der letzten Häuser von Mc. Gregor traf er einen Mann, der, offenbar ein minder gut situirter College, am Wege saß, wie es schien, um Kräfte zu sammeln für die Fortsetzung seiner Reise. Ein mäßiges Bündel lag neben ihm. Dieser Fremde, seinem Dialekt nach ein Irländer, erhob sich, als er unsern Landsmann erblickte, bot seine Begleitung an, und Beide schritten neben einander her. Allmählig blieb der Fremde einige Schritte hinter Donatus zurück, und als dieser die Stelle erreicht hatte, an welcher Prell ihn niedergestreckt fand, erhielt er plötzlich von seinem Begleiter hinterrücks einen Schuß und einen so schweren Hieb mit dessen Stock über den Kopf, daß ihm sofort die Sinne schwanden. Der verkappte Strolch warf schnell den Körper des Verwundeten an die Seite des Weges und trieb alsdann schleunigst das Pferd davon.

(Fortsetzung folgt.)

Auch eine fürchterliche Nacht und — ihre Folgen.

(Schluß.)

Mein Erstaunen und mein Aerger waren so unbeschreiblich, daß ich nicht die Geistesgegenwart hatte hervorzutreten und mich ihr zu erkennen zu geben, wie ich eigentlich hätte thun sollen. Ich ließ die Gelegenheit zu einer Erklärung unbenützt vorbei gehen. Ich durfte mich nicht rühren, hoffte aber daß sie vielleicht noch einmal das Zimmer verlassen und mir die Gelegenheit zum Entschlüpfen bieten möchte. Allein sie schloß die Thüre, entfernte den Schlüssel und schickte sich an, sich auszukleiden. Endlich kniete sie neben dem Bette nieder, faltete die Hände und beugte ihren Kopf (so grenzenlos nahe bei dem meinigen daß ich die leise gesprochenen Worte hören konnte) und betete ihr Abendgebet mit so vielem Gefühle und so lieblicher, weiblicher Zartheit und Ergebung, daß sie mir wie ein Engel vorkam, der sich über den elendesten Sterblichen beugte. Das Gebet ging mir zu Herzen, aber ein Theil davon sank tief in mein Innerstes. Ich werde nie meine Ueberraschung und tiefe Bewegung vergessen, die mich ergriff, als sie folgende Worte aussprach: „Segne,

Digitized by Google

o Herr, meine theuere Mutter, meine Schwestern und Freundinen; segne Alle, die um mich sind; segne, o Gott, ihn den ich liebe, Augustus Evergreen, und wache über ihn, Amen!" — „Ah, Augustus," sagte meine Göttin bei sich selbst, als sie sich erhob, „wenn Du nur meine Liebe kenntest, so würdest Du nicht so gleichgültig gegen mich sein!"

Wenn ich schon vorher schwer athmete, so schien mir nun der Athem ganz stocken zu wollen und ich fürchtete, das Klopfen meines Herzens müsse mich verrathen. Belle, die mir nun in der ganzen Reinheit eines Engels erschien, löschte das Gas aus und stieg in's Bett. Ich fühlte den Druck über mir und machte mich so klein als ich konnte. Welche Gedanken stürmten nun durch mein Gehirn! Ueber mir lag ein junges, unschuldiges Mädchen und ahnte nicht, daß derjenige, den sie liebte, ihr so nahe sei, und daß er nun zum ersten Male um ihre Liebe wisse, indem er Worte gehört hatte, welche, wie sie wähnte, nur zum Himmel aufgestiegen waren! Ich überzeugte mich nun, daß die Nacht vorübergehen, der Morgen kommen und Belle das Zimmer verlassen müsse, ehe ich nur meine Stellung ändern durfte.

Belle war nun mehrere Minuten ganz regunglos da gelegen und wie ich hoffte, schon eingeschlafen — als sie plötzlich bei sich selbst sagte; „Ich habe vergessen, unter das Bett zu schauen!" Ich erschrack von Neuem! Was sollte ich beginnen? Belle stand auf und ich hörte, wie sie nach den Streichhölzern herumtappte. Sie brachte eines derselben zum Brennen und wollte eben das Gas andrehen, als das Hölzchen wieder erlosch und alles wieder in Finsterniß begraben war. Ich athmete wieder auf — aber es dauerte nicht lange. — Wiederum tappte sie nach den Streichhölzern herum und versuchte eines nach dem andern anzuzünden; sie versagten alle. Dann rief sie aus: „o — es sind keine mehr da!" Schon glaubte ich mich gerettet, und ich dankte Gott für meine Erlösung aus dieser schweren Prüfung. Belle kam zum Bette zurück, stieg aber nicht sogleich hinein, sondern bückte sich nieder und zog die kleinen Vorhänge in die Höhe, welche unten um die Bettstelle herum hingen, und streckte ihren Arm vorsichtig unter das Bett, so weit sie reichen konnte. Ich fühlte beinahe ihre Finger mein Gesicht streifen, als ich mich in der höchsten Angst still gegen die Wand drückte. Endlich schien sie gewiß zu sein, daß ihr keinerlei Gefahr drohe, legte sich wieder in's Bett und schlief ein.

Was mich betrifft, so konnte ich natürlich nicht schlafen Ich war meiner Lebtage nie so wach wie in jener Nacht. Wie ich auf dem harten Teppiche lag und ihrer Liebe zu mir gedachte! so nahe und doch durch die Umstände so ferne und geschieden von ihr! Ich kam aber sehr schnell zu der Ueberzeugung, daß hier die Hand des Schicksals walte, und daß eine gütige und allweise Vorsehung mir in dieser Weise die Augen geöffnet habe um mich auf den Pfad des Glückes und des Friedens zu leiten.

Das Morgenlicht brachte neue Befürchtungen, daß meine Zimmergenossin noch einmal unter das Bett gucken möchte; aber zum Glück geschah dies nicht. Sie stand auf und kleidete sich schnell an, denn sie mußte nach Hause zum Frühstück. Als sie endlich den Schlüssel zur Hand nahm, die Thüre aufschloß und sich entfernte, verlor ich keine Zeit, meinem schmählichen Verstecke zu entfliehen und mich aus dem Staube zu machen. Auf der Treppe begegnete ich aber Fred Evans, welcher bei meinem Anblicke ausrief:

„Nun in aller Welt, was ist denn, alter Junge! Du siehst ja aus wie die letzten Tage eines liederlichen Lebens! Dein Kleid ist voll Federn und Staub. Wo bist Du gewesen?

„Nun" — antwortete ich so gleichgiltig als ich konnte, „ich habe nicht zu Hause geschlafen, da wir alle Räume voll Gäste haben. Ich mußte anderswo ein Unterkommen suchen und gehe nun nach Hause, um mich anzukleiden."

„Du kannst nicht Besseres thun", erwiederte Fred; „ich kann mir denken — ! Du hast gelumpt, bist in die Hände der Streifwache gerathen — he? Bekenne!"

„Nichts davon, ich versichere Dich —"

Digitized by Google

„Nun, ein sauberer Vogel scheinst Du doch zu sein, den Federn nach zu schließen, die Dir an den Kleidern hängen — hast Du Dich mit Gänsen herumgetrieben?"

„Diesmal bist Du die Gans, Fred. Aber — Spaß bei Seite — ich muß Dir in einer sehr wichtigen Angelegenheit ein Wörtchen sagen. Sei ein Mann und bereite Dich vor, Unangenehmes zu vernehmen. Früher oder später mußt Du es doch wissen, und es ist besser, Du hörst es gleich jetzt!"

„Großer Gott, August! Wie ernst Du mich ansiehst!" sagte Fred verwundert „Es ist doch Belle Bronson hoffentlich nichts Schlimmes passirt?"

„Nenne ihren Namen nicht mehr, Fred, und denke nicht mehr an sie. Ich habe von Jemanden, der alles auf's Genaueste weiß, gehört, daß sie schon lange einen Andern liebt, und daß dieser Andere sie zu heirathen gedenkt. Dies ist bereits eine ausgemachte Sache; schlage Dir Belle aus dem Sinn und versuche Dein Glück anderswo."

Fred Evans aber wollte sein Schicksal aus Belle's Munde selbst hören. Noch am nämlichen Tage sprach er sie — und verließ am nämlichen Tage Calville. Ich sah ihn während langer Jahre nicht mehr, bis ich ihn eines Tages in der Straße antraf. Ich schleppte ihn gleich mit nach Hause und stellte ihn seiner alten Flamme Belle Bronson vor — der jetzigen Mrs. Evergreen.

„Ah, Gus! — sagte er nach dem Mittagessen, als meine Frau und die kleinen Evergreen sich vom Tische entfernt und uns unserer Flasche überlassen hatten. — „Ah Gus, Du spieltest mir einen schäbigen Streich, als Du mich dem Mädchen den Hof machen und mich sterblich in sie verlieben ließest, das Du doch zu heirathen gedachtest; einen sehr schäbigen Streich, dessen ich Dich nie fähig gehalten hatte!"

Daher mußte ich ihm (natürlich ganz im Vertrauen) den ganzen Hergang erzählen, und wie meine Liebe erst in ihrem Schlafzimmer im Calville-Hotel angefangen hatte.

Bekanntlich lautet im Französischen die Formel einer schriftlichen Einladung zu einem Souper oder Thé dansant oder dergleichen: M. (oder Mad.) X. restera chez lui (folgt Tag und Stunde). Ein großer Herr in Paris, der an jedem Mittwoch zu empfangen pflegte, versendete, als er kürzlich krank wurde, folgende Absagekarten: „Monsieur B. étant obligé de garder le lit, ne restera pas chez lui mercredi soir." (Herr B. wird, da er genöthigt ist, das Bett zu hüten, Mittwoch nicht zu Hause sein.)

Räthsel.

Nabuchodonosor
Reiste einst nach Brandenburg
In seiner gelben Weste.
Von Brandenburg nach Mühlheim,
Von Mühlheim nach Wassernach,
Von Wassernach nach Leipzig,
Von Leipzig nach Holland.

* * *

Auflösung des Logogryphs in Nro. 54: Hummel, Hummer.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 57.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Am heiligen Abend des Weihnachtsfestes erhob sich Donatus nach langer, schwerer Krankheit zum ersten Mal wieder, um dem menschenfreundlichen Prell, seiner Frau und dessen Kindern für die sorgsame Pflege zu danken, welcher allein er seine Rettung zuschreiben durfte.

Mrs. Prell und die Kinder hörten mit freundlichem Lächeln die Worte des jungen Deutschen an, der Kaufmann aber entgegnete:

„Unsinn! Machen Sie nicht so viele unnütze Worte um eine Handlung, die nur ein Schurke unterlassen hätte! Was hätte ich Anderes thun sollen? Durfte ich Sie dort verbluten lassen, — oder sollte ich hier meinem Kredit schaden, indem ich Sie der öffentlichen Wohlthätigkeit überließ? Wenn Sie das Bedürfniß haben, mir Dank abzustatten, so können Sie, wenn Sie nichts Besseres zu thun wissen, in meinem Laden als Verkäufer fungiren. Das wird mir unter den Deutschen viel Kundschaft erwerben."

Prell rieb sich die Hände vor Freude über die „famose Reklame," die in Donatus für sein Geschäft sich darbot.

Weiteren Dankesworten begegnete er mit der Aufforderung, der Bescheerung beizuwohnen. Rasch folgte ihm zum strahlenden Weihnachtsbaum, der sich bereits in vielen amerikanischen Familien eingebürgert hat.

Mit dem neuen Jahr war Donatus Rasch wohlbestallter Commis im Geschäft des Mr. Jonathan Prell, und hatte reichlich Gelegenheit, eine neue Seite des amerikanischen Geschäfts kennen zu lernen. Am Tage der Einführung in die neue Stellung wurde Donatus von seinem Prinzipal bei Seite genommen und erhielt folgende Instruktionen.

„Mc. Gregor ist kein Ort, der einem Kaufmann Gelegenheit bietet, ein dauerndes Geschäft zu machen. Sobald eine Eisenbahn in den Westen Iowas führt, ist dieses Nest so todt und öde, wie eine Kirche an Wochentagen; man muß daher, so lange die Geschäfte blühen, nehmen, was zu bekommen ist. Zu diesem Zweck muß ein Geschäftsmann sich seine Kunden ansehen. Der Amerikaner ist am leichtesten zu bedienen. Man rechnet einen anständigen Profit zum Einkaufspreise hinzu, und fordert die sich daraus ergebende Summe. In den meisten Fällen wird er sie zahlen. Der Deutsche und der Franzose handeln gern vom geforderten Preise etwas herunter, diesen fordert man also einige Prozent mehr ab. Der Irländer ist ein Lump, ihm muß man durch enorm hohe Forderungen imponiren, darauf thut er gewöhnlich ein Schandgebot, und wird sofort zur Thür hinausgewiesen, respektive hinausgeworfen. Dann kommt er meist wieder, und durch einigen Aufwand von Beredtsamkeit wird man ein Geschäft mit ihm machen können. Der schlechteste Kunde ist der Norwege; er bietet gewöhnlich ziemlich hoch, doch hüten Sie sich alsdann, zu schnell auf sein Gebot einzugehen, denn der mißtrauische Mensch glaubt alsdann, daß er zu viel offerirt habe, und bietet die Hälfte der zuerst genannten

Summe. Ein Norwege kauft gewöhnlich erst dann, wenn er zwei- oder dreimal weggegangen und wieder gekommen ist. Grundsatz in meinem Geschäft ist, so viel, als nur irgend möglich, in jedem einzelnen Falle zu nehmen. Besser ein guter Profit, als der Gewinn eines Kunden, der nur einen kleinen Gewinn bringt; denn, wie gesagt, Mc. Gregor ist nicht der Ort, in dem man auf lange Geschäfte rechnen kann."

Donatus war von diesen Prinzipien nicht sehr erbaut, und gern hätte er der Stellung in Prell's Geschäft sofort entsagt, wenn er ihm nicht zu Dank verpflichtet gewesen wäre. Hierzu kam, daß er gänzlich ohne Mittel war, denn alle Recherchen nach dem Räuber seiner Habe waren erfolglos geblieben. Es wäre Rasch ein Kleines gewesen, sich die nöthigen Mittel zu einer neuen Peddlarausrüstung von Brenneck zu verschaffen, allein er hatte den Entschluß gefaßt, von nun an durch eigene Kraft seinem Ziele nachzustreben.

Er beschloß daher, die Schuld der Dankbarkeit an Prell abzutragen und in seinem Geschäft zu bleiben, jedoch stets seine Ehrenhaftigkeit zu wahren.

Die Kalkulation Prell's, daß seine gute Handlung an Donatus ihm die Sympathie und die Kundschaft der Deutschen erwerben werde, erwies sich als richtig, und da der Amerikaner immer dafür gesorgt hatte, daß in den beiden Lokalblättern das Abenteuer lang und breit besprochen worden war, so kannte Jedermann, auf zwanzig Meilen in der Runde, seine gute That.

Aber bald glaubte Donatus zu bemerken, daß Prell dem eigentlichen Humbug nicht minder huldigte, als jenen kleinen, an die Grenze des Schwindels streifenden Vortheilen, auf welche er seinen neuen Commis aufmerksam gemacht hatte, und sobald er sich darüber Gewißheit verschafft, stand der Entschluß in ihm fest, sich ein anderweitiges Unterkommen zu suchen, um sich nicht durch ferneres Bleiben an Betrügereien, wie er sie wahrgenommen, mitschuldig zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Landtags-Skizzen. VII.

Eine sehr respektable Erscheinung unter den Neulingen auf der liberalen Seite ist mir immer der in Nürnberg gewählte Lehrer Strauß aus Altdorf gewesen. Es ist ein nüchterner, trockener Mann, wohl schon ziemlich bei Jahren, eine hagere Gestalt, die Augen suchen durch die tief unten auf der schlanken Nasenspitze sitzende Brille ihren Weg. Die Stimme und der Redevortrag sind von denen, auf die man schwören möchte, daß sie niemals einen Witz aussprechen, (Herr Strauß hat auf der Würzburger Lehrer-Versammlung in einem Toast sich auch im humoristischen Genre vernehmen lassen. Die Red.) und der feierliche Ernst, der sie beherrscht und der auch stets auf dem Gesichte thront, läßt die ganze Gestalt als so ehrwürdig und unnahbar erscheinen, wie es für einen wohlbestallten Schulmonarchen sich nur ziemen mag. Aber als Redner hat Herr Strauß schon zweimal sich sehr tüchtig bewährt. Zwar schüttelten sich zwanzig konfurirte Häupter und lächelten höhnisch noch gar manche andere Gesichter, als in der Adreß-Debatte der einfache Schullehrer von pädagogischer Wissenschaft zu reden anhob, und über den Werth des seligen Schulgesetzentwurfs und die Berechtigung der gegen ihn in's Werk gesetzten Agitation zu sprechen sich vermaß; die Fähigkeit zu derlei Raisonnements und solchen Urtheilen konnte ja niemals einem Mann zuerkannt werden, der zugleich Meßner oder Küster ist, (dieß ist Herr Strauß nicht, wie er überhaupt nicht „einfacher Schullehrer," sondern Lehrer im Seminar zu Altdorf ist. D. Red.) — denn wie der Mensch beim Baron, so beginnt diese Fähigkeit erst beim Lokal- oder Distrikts-Inspektor. Aber andere Leute hörten doch mit großem Interesse diese sehr logisch sich entwickelnden

Digitized by Google

und in fließender Rede vorgetragenen Auseinandersetzungen an, und wenn man hinterher die stenographische Aufzeichnung davon, oder wenn man die herzlich warmen Worte liest, mit denen Herr Strauß ein andermal den Antrag auf Vermehrung der Taubstummen-Schulen empfahl, so wird man ihm aufrichtige Hochachtung nicht versagen. Einen ganz andern Charakter, als die ruhige, gemessene Art dieses Herrn, trägt das Auftreten seines Nachbarn, des Buchhändlers Herrn Seybold, der allerdings ein wenig an seinen heimischen Stadtvorstand, den ungern vermißten Bürgermeister Mandel, erinnert. Eine stattliche, wohlgenährte Gestalt, — ein von Gesundheit strotzendes volles Gesicht, eine laute, vollsönende Stimme, belebtes Feuer im Vortrag, der auch einige heitere Bezüge oder gelegentliche Ironie zur Ausschmückung der Rede nicht verschmäht, vor Allem die treue Hingebung und die tapfere Verfechtung der Interessen des Ansbacher Kirchthurms, das sind die Eigenschaften, welche den frühern wie den gegenwärtigen Vertreter der mittelfränkischen Kreishauptstadt auszeichnen. In der Nähe dieser Herren sitzt auch der einzige von den sieben Abgeordneten München's, welcher bis jetzt Gelegenheit gefunden hat, sich hervorzuthun, der Generaladministrator der Salinen und Bergwerke, Herr Hocheder, und weil er einen entschieden mittelfränkischen Dialekt spricht, darum wird er um so mehr den Vorhergehenden angereiht werden dürfen. Es ist ein ziemlich unscheinbares Männlein, dieser hohe Beamte, eine kleine Gestalt, ein wenig ausdrucksvolles Gesicht, anspruchslose Haltung und die einfachste Toilette, gewöhnlich eine dunkelfarbige Joppe, und bloß auf Bequemlichkeit berechnete sonstige Kleidung. Aber stille Wasser gründen tief! Wie viel oder wie wenig Wahrheit an den geometrischen Talenten sein mag, welche Herr Hocheder insgeheim schon bei verschiedenen Wahlkreiseintheilungen soll haben wirken lassen, das mögen Die wissen, welche derlei Behauptungen aussprechen; daß er aber nicht bloß in seinem Fache als Verwalter der Bergwerke und Salinen des Staates eine ganz hervorragende Kraft ist, das wurde nicht nur erst kürzlich von Seite des Referenten im Finanzausschuß anerkannt, sondern das hat er auch in der Kammer selbst durch seine Erörterungen über die volkswirthschaftliche Lage der Salzfrage in Bayern bekundet. Nur hat er dabei gar so viel Ziffern aufmarschiren lassen, hat mit geläufiger Zunge ganze Rechnungen ausgeführt, daß dem Zuhörer, welcher natürlich nicht zu folgen vermochte, ganz schwindelig werden mußte. Das Mündlichrechnen ist für Den, der es versteht, gewiß eine recht nützliche Kunst, aber es ist eine arge Zumuthung an eine Versammlung, von einer Darlegung, welche eine Reihe von in die Millionen gehenden Ziffern addirt, subtrahirt und multiplizirt, wenn sie dieselben nicht vor sich hat, — sich überzeugen zu lassen, es müßte denn sein, daß sie dem Redner ohnehin glaubt, und in diesem Falle braucht er das Exempel nicht erst vorzutragen. Für heute möchte ich noch eine sehr bedeutende neue Kraft erwähnen, welche zwar nicht die Fortschritts-, aber die Volkspartei, also immerhin die liberale Richtung, zum ersten Mal in die Kammer gesandt hat, den Professor Gerstner aus Würzburg. Er hat sich, als er zum ersten Mal sprach, einen Prediger in der Wüste genannt, — vermuthlich, weil er vornehmlich für Trennung der Schule von der Kirche plaidirte; aber ein Prediger mit so aufmerksamen Zuhörern, die wenigstens dem Schwung der Ideen, — der Schärfe der Gedanken, der Kraft und der vollendet schönen Form der Rede ihre Bewunderung nicht versagen konnten, Der wird nimmermehr sich als einen Anachoreten betrachten dürfen. Herr Gerstner hat schon mehrmals in die Debatte eingegriffen, stets mit Geist neue Gesichtspunkte hervorkehrend. — Er sitzt auf der linken Seite in der obersten Reihe neben seinem Gesinnungsgenossen Fr. Kolb, ein noch junger Mann, das seine Gesicht von braunem Bart umflossen, das Kopfhaar aufgebauscht, das lebendige Auge stets neugierig auf den sprechenden Redner gerichtet. Sein Organ ist von seltenem Wohllaut, ein volltönender, äußerst weicher Bariton, der aber — und das stört einigermaßen — bei den letzten Worten oder Sylben fast jeden Satzes plötzlich und unvermittelt in den tiefsten Baß umschlägt.

(Nach dem N. C.)

Digitized by Google

(Elektriſches Coſtume.) Auf einem von dem Herzog von Aoſta gegebenen Maskenball zu Turin hatte der Marquis B. ſich als Rigoletto coſtumirt und die geiſtvolle Idee gehabt, in ſeinem angehefteten Buckel einen elektriſchen Apparat zu verbergen. Leitende Drähte, die geſchickt an den Armen und Beinen hingeführt waren, machten es ihm möglich, den Leuten, die er berührte, unvermuthete Schläge zukommen zu laſſen. — Der Effekt war ein magiſcher; Rigoletto machte Furore und hatte um ſich bald eine bewegte Menge verſammelt, die ſeine Späße bewunderte und ſeine Berührung floh. — Plötzlich ſchien ſich der königliche Narr einer ganz beſonders unbändigen Laune hinzugeben: er ſchlug in wahrhaft erſchreckender Geſchwindigkeit mit Armen und Beinen um ſich, und zugleich drangen unartikulirte Töne aus ſeiner Bruſt; er ähnelte einem Hampelmann aus einer Jahrmarktsbude, den man durch einen Bindfaden zu den ſonderbarſten Gliederverrenkungen bringt. Je heftiger und grotesker ſeine Bewegungen wurden, deſto lauter erſcholl das Bravo der Umſtehenden. Mit einemmale jedoch konnte man unter dem Beifall ſeine Stimme heraushören, die auf das Kläglichſte „zur Hilfe, zur Hilfe!“ ſchrie. Ein mit ſeinem Geheimniß vertrauter Freund näherte ſich ihm und riß ihm den künſtlichen Buckel ab. Durch irgend einen Zufall war die elektriſche Maſchine in Unordnung gerathen und hatte ihre ganze Kraft auf ihren unglücklichen Träger entladen. — Der Marquis mußte mehrere Tage das Bett hüten und ſchwört hoch und theuer, nie in ſeinem Leben mehr den elektriſchen Rigoletto ſpielen zu wollen.

Das Schwalbenpaar.

Als ich im düſtern Sinnen war
Im Stall — da zwitſchert's leiſe:
Da ſieh! mein liebes Schwalbenpaar
Kam von der Pilgerreiſe!
Mir wird um's Herz ſo wunderbar
Bei der gewohnten Weiſe.

Ach, mich umblüht ein gold'ner Mai,
Mich grüßen heit're Lieder,
Der Himmel neigt ſich wolkenfrei
In's frohe Herz hernieder,
Und liebe Bilder zieh'n vorbei,
Als wär's wie früher wieder.

Doch ach, ſie kehren nimmermehr —
Das iſt die alte Klage
Des Leids, das manches Herz noch ſchwer
Drückt bis zum letzten Tage!
Und doch gibt Frühlings Wiederkehr
Antwort der Sehnſuchtsfrage.

Und kommen ſie nicht mehr zurück:
Der Frühling, der vergangen,
Wird mit dem ſel'gen Liebesglück
Den Frommen ſchöner prangen,
Wenn ſie nach manchem Mißgeſchick
In's Vaterhaus gelangen.

Ch. Böhmer.

Räthſel.

Ich habe Waſſer und bin nicht naß,
Ich habe Feuer und bin nicht heiß,
Ich häng am Kreuz und bin nicht todt,
Ich gelte Tonnen Goldes und wiege kein Loth.

* * *

Auflöſung des Räthſels in Nro 56: Die Kaffeebohne.
(Gelöst von Frl. Rosa Kiefer und Hrn. Moriz Schmid.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 58.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Prell hörte mit Achselzucken den Entschluß seines Schützlings an, den dieser ihm in möglichst rücksichtsvoller Form mittheilte und fragte, was er denn anzufangen gedenke; eine Frage, die Donatus nicht zu beantworten vermochte.

„Well — gehen Sie einmal zu Mr. Newell. Der Mann ist Maler und sucht einen tüchtigen Gehülfen."

„Ich bin aber kein Maler."

Prell schüttelte, seufzend über die Schwerfälligkeit seines Schützlings, den Kopf.

„Ja, ja! So sind Ihr Deutsche! Wenn bei Euch nicht Großvater und Vater ein gewisses Geschäft betrieben haben, wagt sich der Sohn und Enkel nicht daran. Was liegt daran, ob Ihr bisher jemals einen Pinsel in der Hand gehabt. Newell sucht einen Gehülfen, Ihr sucht eine Stellung, also malt getrost d'rauf los. Gefallen Eure künstlerischen Leistungen — die sich übrigens auf das Anstreichen des innern Theils der neuen Kirche beschränken werden — dem Newell nicht, so wird er's Euch wohl sagen. Und nun noch ein Wort, ehe wir zu Newell gehen. Ihr sprecht von Freundlichkeit, die ich Euch erwiesen, trotzdem Ihr nicht mein Commis sein mögt. Habt Ihr unser Volk wirklich für so kleinlich gehalten, daß wir Jemand unser Wohlwollen entziehen können, dessen er sonst würdig ist, nur weil er an unserm Geschäft keinen Gefallen findet? — Mein Wohlwollen ist Gefühlssache; Euer Bleiben oder Nichtbleiben in meinem Laden ist Geschäftsangelegenheit. Soll ich mit Euch brechen, weil wir uns geschäftlich nicht verständigen konnten? Ihr habt von Eurer deutschen Schwärmerei noch viel zu wenig abgelegt, doch ich zürne Euch deßwegen nicht. Ich meinestheils war schon von Jugend auf freisinniger, obschon ich auch von Deutschen abstamme. Ich nahm es nie genau und suchte Abenteuer, wo ich sie nur finden konnte, und besonders dem andern Geschlechte gegenüber war ich nichts weniger als gewissenhaft. Es hat mir freilich mehrmals sehr schlimme Früchte getragen, so daß ich schließlich froh war, nach dem Westen zu entkommen, wo ich mich an ein solideres Leben gewöhnte, heirathete und mein Geschäft anfing, das ich nun, wie ich glaube, mit amerikanischer Ehrlichkeit betreibe. Ich habe mehrere meiner Abenteuer aufgezeichnet, um sie gelegentlich einem Schriftsteller zur Verwendung zu geben. Leset, ehe Ihr von mir geht, diese wahre Begebenheit da. Vielleicht trägt dies dazu bei, Eueren Idealismus ein wenig abzukühlen. Aehnliches soll wohl auch in Deutschland in der sogenannten feinen Gesellschaft der größeren Städte vorkommen, doch jedenfalls nicht so häufig wie in jener unserer amerikanischen Metropolen. Leset dieses Sittenbild, indeß ich zu Mr. Newell gehe, und Euch als Maler unterbringe."

Nach diesen Worten entfernte sich Mr. Prell und Donatus machte sich über die Lektüre folgenden „Abenteuers in New-York":

Digitized by Google

Eines schönen Tages kam ein junger, lebenslustiger Kaufmann, Buchhalter in einem größeren Geschäft aus Chicago, der sogenannten Königin des Wassers, nach New-York, um dort für sein Haus einige Angelegenheiten zu erledigen. Er war ein stattlicher junger Mann, in der ersten Blüthe der Jugend und etwas wählerisch in seinen Damen-Bekanntschaften. Die Straßen-Schönheiten von New-York machten keinen Eindruck auf ihn. Er wollte ein „feineres“ Abenteuer bestehen, wo möglich die Gunst einer Lady im Sturm erobern und mit dem Triumph, etwas ganz Ungewöhnliches getroffen zu haben, nach dem bescheidenen Chicago zurückkehren.

Junge Leute müssen Glück haben. Auch unserem jungen Kaufmann — wir wollen ihn Mr. Robert nennen — lächelte Fortuna. Eines Nachmittags begegnete ihm eine junge Dame von wenig mehr als sechszehn Jahren, — mit einem feinen, etwas blassen Gesicht, nach der neuesten Mode und höchst elegant, selbst reich gekleidet und dem reizendsten, durchaus nicht allzusehr verhüllten Füßchen von der Welt. Mr. Robert folgte ihr, — kreuzte die Straße vor ihr, suchte ihre Aufmerksamkeit zu erregen — denn sein Scharfblick hatte ihm sogleich gesagt, daß er es hier mit keiner vulgären Pflastertreterin zu thun habe. Alles vergebens. Man nahm keine Notiz von ihm. Er ermüdete jedoch nicht in seinen Aufmerksamkeiten und fand endlich, als die junge Lady sich Zeit nahm, ihn zu mustern und einen in der That bildschönen Mann in ihm entdeckte, Gnade vor ihren Augen. Sie stand vor einem prächtigen, viel bewunderten Schaufenster still — unser junger Adonis wagte mit klopfendem Herzen einige Worte; das Gespräch, zuerst kurz und einsylbig, belebte sich — genug, Mr. Robert, noch kaum sein Glück fassend, saß bald mit seiner schönen Beute in einem Fiakre und führte dieselbe nach seiner Wohnung, um dort einige Stunden mit ihr zu verplaudern.

Mr. Robert wußte, — daß ihn jeden Augenblick eine telegraphische Depesche nach Chicago zurückrufen könne; — mit kaufmännischer Umsicht vergaß er also nicht, sich die Adresse des jungen Mädchens geben zu lassen, — bei dem er ganz ungewöhnlich feine Manieren zu bemerken glaubte. Der Abschied war der zärtlichste, man versprach sich mit Hand und Mund, den folgenden Tag wieder zusammen zu kommen. Aber der böse Fall, den Mr. Robert gefürchtet, trat ein. Am folgenden Tage erhielt er eine Depesche, die ihn sofort nach Chicago zurückrief. Er schrieb seiner Angebeteten einige schwärmerische und schwermüthige Zeilen, welche den ganzen Schmerz der Trennung aussprachen, schickte dieselben an die ihm angegebene Adresse und rollte dann auf der Eisenbahn dem Westen zu, hadernd mit seinem Geschick, aber doch zufrieden, seinen höchsten Wunsch erreicht und eines jener Abenteuer durchlebt zu haben, welche jugendlich heißen Phantasten als ein besonderes Glück erscheinen — und für manche Menschen eine lebenslängliche Erinnerung bleiben, wie für Mr. Robert.

Das Handlungshaus in Chicago hatte einige Monate später ungefähr 20,000 Doll. Aktien in baares Geld umzusetzen, und da Mr. Robert ein geschickter Geschäftsmann war, so ward er dazu ausersehen, die Operation mit möglichst wenigem Verlust in New-York zu bewerkstelligen, wo es außerdem noch einige andere Nebengeschäfte zu arrangiren gab. Mr. Robert fuhr der amerikanischen Kapitole mit unbeschreiblicher Sehnsucht entgegen. Der Expreß-Train war ihm viel zu langsam; die Geschwindigkeit des Zuges, bei der einem Europäer die Haare zu Berge gestanden hätten, erschien ihm verächtlich langsam und als weit unter der Würde amerikanischer Lokomotiv-Führer. Kaum in New-York angekommen, sandte er einen Brief an die bekannte Adresse, in welchem er mit aller Inbrunst, welche ihm die Erinnerung an jene glücklichen Stunden eingab, ein Rendezvous erbat. Keine Antwort. Mr. Robert, — obwohl ihm dies streng verboten worden, macht sich selbst auf den Weg nach dem bezeichneten Hause und erfuhr endlich, daß die Dame dort gar nicht wohne, auch nicht gekannt sei und nie dort gewohnt habe. Er war außer sich. Zwar wußte er nun sicher, daß er sich nicht geirrt, daß er wirklich die schönsten Stunden an der Seite einer Lady, einer Dame aus der feinen Welt, ver-

Digitized by Google

lebt, aber dieser angenehme Tropfen vermochte dem Wermuths-Kelch getäuschter Hoffnung seine Bitterkeit nicht zu benehmen. Mr. Robert war unglücklich, vergaß fast seine Geschäfte, durchirrte alle Straßen, suchte nach seiner Lady und fand sie nicht.

Inzwischen behielt er den Kopf doch so weit oben, um seine Aktien mit sehr geringem Verlust in Banknoten umzusetzen, auch die anderen Angelegenheiten waren erledigt, er hätte nach Chicago zurückkehren müssen, aber noch war es ihm unmöglich. Ein letztes Mal wollte er den Versuch machen, sie zu finden. In derselben Straße, in der er sie zuerst gesehen, einer Straße, welche die ruhigeren, feineren Quartiere der Stadt mit dem geschäftigen und lärmenden Theile von New-York verbindet, ging er Stunden lang auf und ab. Und abermals lächelte ihm das Glück. Er sah sie auf dem Trottoir, leicht wie eine Fee heranschweben. Trunken eilte er auf sie zu — ein kalter Blick weist ihn zurück, man scheint ihn nicht zu kennen. Er bittet, — er beschwört sie, sich seiner zu erinnern, er erzählt, nur um zu plaudern, um die schlanke, zierliche Gestalt an seiner Seite festzuhalten, was ihn nach New-York geführt, wie sehr er nach ihr geschmachtet, und endlich schmilzt — das Eis, die braunen Augen blicken freundlicher, die schmalen, etwas ernsten Lippen lächeln. Genug, die Lady erklärt sich bereit, dem treuen Seladon den Abend zu widmen. Aber seine Wohnung findet sie dieses Mal zu weit, auch könne sie dort gesehen werden. Sie selbst führt ihn nach einem Hause, das sie kennt, und in welchem kein neugieriger Blick sie stören wird.

(Fortsetzung folgt.)

(Der Papagei des französischen Kriegsministeriums.) Die Reihen der Männer des 2. Dezembers lichten sich mit jedem Tage mehr. Aber auch von den Thieren, welchen der Staatsstreich ihren guten Ruf nahm, indem er sie berühmt machte, sind die meisten dahingeschieden. Aus der kaiserlichen Familie starben der auf Speck dressirte Adler von Boulogne, Nero, der Mitgefangene von Ham, und Jocko, zu welchem Ihre Majestät Eugenie eine wahre Affenliebe hatte. Eben meldet man nun wieder den Tod eines der bekanntesten Thiere aus den Reihen der orleanistischen Opposition, welches vielleicht nur deßhalb die Augen schloß, weil es sich nicht bei dem Plebiscit betheiligen wollte. Es ist Jacko, der Papagei des Kriegsministeriums, welcher seit 1830, wo der Marschall Soult ihn in sein Cabinet aufnahm, bis zum 5. Mai, wo er auf seinem Posten zur Seite des Kriegsministers Leboeuf verschied, unter allen Stürmen der Politik und der Herrschaft aller Parteien unwandelbar im Amte verblieb. Er gehörte zum Inventar des Kriegsministeriums und war so identisch mit demselben, daß man in hohen politischen Kreisen bei Ausbruch einer Ministerkrisis nicht mehr fragte, wer das Portefeuille, sondern wer den Papagei des Krieges übernehmen würde. Unter achtzehn auf einander folgenden Ministern bewahrte er, manchem derselben gewiß zum großen Aerger, seine politische Gesinnung; unter der Republik wie unter dem zweiten Kaiserreich war er entschiedener Royalist und vielleicht von allen seinen Parteigenossen derjenige, der seine Ueberzeugung den Leuten am offensten in's Gesicht sagte. „Vive le roi!“ rief er seit dem Juli 1830 bis zum Mai 1870 den ganzen Tag und alle Tage. Die Männer der Republik hatten es ihm verziehen. Nicht so Leroy de Saint-Arnaud, der Mann des Staatsstreiches. Ihm war es unangenehm, daß er stündlich an seinen Gesinnungswechsel gemahnt wurde, und er befahl, den indiscreten Schreier — nach Mazas zu bringen? Nein, nur an die Luft zu setzen. Da erbarmte sich der alte Concierge des Ministeriums über den bedrohten Collegen und lehrte ihn zu seiner Parole hinzuzusetzen: „de Saint-Arnaud!“ Und seitdem rief der Papagei: „Vive le roi — de Saint-Arnaud!“ „A la bonne heure!“ sagte der General, und so wurde der brave Vogel weiter geduldet. In seinen alten Tagen lernte er auch noch rufen: „Vive l'empo . . . .“

Digitized by Google

Weiter brachte er es nicht. Man sah ihm an, daß es ihm schwere Seelenkämpfe kostete, sich in die Zeiten zu schicken. Die Federn sträubten sich ihm zu Berge und seine Augen rollten angstvoll, als solle er einen Meineid auf sein Gewissen nehmen. Endlich, nach Verlauf von zehn Minuten, sagte er heiser und fast erstickend: „reur!“ aber böse Zungen behaupteten, er meine: „Vive l'empe — horreur!“ Er starb gleich nach dem Tode der Herzogin von Berry und am Todestage des großen Gefangenen von St. Helena, drei Tage vor dem Plebiscit. Ein schlimmes Omen für die royalistische Partei, welche in ihm ihren ehrlichsten Vertreter im Ministerium verliert. Der „Gaulois“ widmete ihm einen ehrenden Nachruf.

(Treffende Antwort.) An der Tafel eines Ministerresidenten zu Paris, zu dessen Gästen auch ein ausgezeichneter Maler gehörte, sprach man kürzlich über Rubens. Der Hausherr, ein renommirter Kunstfreund, analysirte Rubens als Maler, und führte als Beweis seiner hohen Bildung die Thatsache an, daß er sogar Gesandter gewesen sei. „Nicht möglich,“ rief eine alte, hochadelige Dame, die offenbar an des Fürsten Metternich Klaviervirtuosenthum dachte, „ein Maler — Gesandter! Sie wollen wahrscheinlich sagen, ein Gesandter, dem es Spaß machte, zu malen!“ — „Nein, Frau Gräfin,“ — erwiderte der anwesende Künstler, „Rubens war ein Maler, dem es Spaß machte, Gesandter zu sein.“

Trost.

Ist ein Stern erloschen,
Dem dein Aug' vertraut,
Suche nach der Sonne
Die aus ihm geschaut!

Ist ein Herz gebrochen,
Das dir liebend schlug,
Blicke auf zum Wesen,
Dessen Bild es trug!

Sternenblicke, Leben,
Flüchtig kurze Zeit!
Gott sei hochgepriesen
Alle Ewigkeit!

Lina von Berlepsch.

Charade.

Das erste — majestätisch — ladet zur Andacht ein;
Die letzten zwei — mythisch — eine schützende Göttin nennen;
Das Ganze wird man beim Balle oft kennen,
Oder als Spiel, wobei man entfernt gar manchen Stein.

* * *

Auflösung des Räthsels in Nro. 57: Der Diamant.
(Gelöst von Hrn. Seb. D . . . ., Frl. Theres Wilhelm in Buchloe und Frl. Bertha Boneberg in U.-Töngau.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 59.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Und wirklich sind sie dort sicher. Speisen, Getränke, Eis, Champagner werden auf eine fast zauberhafte Weise durch eine Oeffnung in der Wand in das Zimmer geschoben, sie sind mit allen Genüssen der alten und neuen Welt im Nu versehen und doch so glücklich einsam, wie auf einer unbewohnten Insel im Weltmeer. Die junge Lady läßt sich bewegen, bis in die Nacht zu bleiben. Nur um vier Uhr Morgens müsse sie aufbrechen, sagt sie, damit sie ungesehen in ihre Wohnung gelangen könne. Mr. Robert, von Wein berauscht, schlummert ein. Er erwacht durch ein leichtes Geräusch und sieht seine Geliebte aus dem unteren Schiebenfenster auf die Straße blicken. Doch sobald sie sein Erwachen vernimmt, schiebt sie das Fenster zu und sagt ihm mit trübem Lächeln, daß es vier Uhr sei, daß sie gehen müsse, und daß sie nur aus dem Fenster gesehen, um zu wissen, wie das Wetter sei. — Seine Begleitung lehnt sie mit Entschiedenheit ab, doch gibt sie ihm dieses Mal, wie sie sagt, ihre wahre Adresse. Ein Nacht-Fiakre wird geholt, und Mr. Robert sieht sie mit einem Gefühle scheiden, das aus der Bitterkeit der Trennung und der Hoffnung des Wiedersehens gemischt ist. Für einige Monate ist sie ihm zwar verloren — denn eher darf er nicht hoffen, nach New-York zurückzukehren — aber, er war doch nicht vergebens in New-York.

Er ruht noch einige Stunden, — dann kleidet er sich an. Das Päckchen mit den Banknoten fühlt er noch in seiner Tasche, Alles in Ordnung — er bezahlt die furchtbar theure Zeche, die ihm dennoch heut nicht zu theuer scheint, und fährt nach Hause. Dort ordnet er Alles für seine Abreise, zählt noch einmal die Banknoten durch und es fehlen — 5200 Dollars! — —

Wenn man sich einen Menschen denken kann, der aus dem Sudatorium eines römischen Bades plötzlich in einen Eiskeller versetzt wird, — so kann man sich ungefähr vorstellen, wie es unserm Mr. Robert, in welchem die Gespräche der vergangenen Nacht noch nachzitterten, zu Muthe war. Er faßt sich an den Kopf, er hält sich für verrückt. Er eilt zu einem Freunde und entdeckt sich diesem. Natürlich glaubt er noch immer, irgend wo anders bestohlen zu sein, aber der Freund sagt ihm, es seien in jüngster Zeit in New-York mehrere ähnliche Fälle vorgekommen, bei denen derartige Damen im Spiel gewesen, und räth ihm, zuerst nach der Dame zu suchen.

In dem Hotel, in welchem sie die Nacht verlebt, kennt man sie nicht, dort ist sie nach der Aussage der wenigen Personen, die sie gesehen, zum ersten Mal gewesen. In der Wohnung, die sie ihm als die wahre angegeben, keine Spur von ihr! Mr. Robert durchstreift New-York abermals, jedoch mit anderen Gefühlen der Sehnsucht, als vorher, und mit dem stillen Entschluß, sich eine Kugel durch den Kopf zu jagen, wenn er den Schaden nicht ersetzen könne — denn seine Ehre, seine Stellung ist verloren. Und zum dritten Male lächelt ihm das Glück — er sieht in einer entlegenen Straße vor sich eine

Digitized by Google

Dame mit einem Herrn gehen, die nur seine schöne Lady sein kann — vorsichtig folgt er, sie trennt sich von dem etwas schäbig aussehenden, noch jungen Manne und eilt in ein prachtvolles Haus mit Marmorsäulen, in einem der feinsten Quartiere der Stadt.

Er wartet, bis sie wieder herauskomme — und hat sich inzwischen einen Polizei-Beamten holen lassen. Es wird Abend, es wird Nacht, sie kommt nicht. Wer wohnt in diesem Hause? Nur ein sehr reicher Herr mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter. Weiter Niemand? — Niemand, die Diener allenfalls ausgenommen. Mr. Robert ist außer sich. Er weicht nicht von der Stelle. Er läßt noch mehr Polizei-Beamte kommen und macht ihnen die positivsten Angaben. Er schwört, daß er sich nicht täusche. Am andern Morgen um 11 Uhr fährt ein schöner, offener Wagen aus dem Thorweg des Hauses, die junge Lady sitzt darin. Ihr Erbleichen, als sie den jungen Kaufmann mit ernster Miene auf sich zutreten sieht, verkündet den Polizei-Beamten, daß die seltsamen Angaben Mr. Robert's doch wohl nicht ganz ungegründet seien. Sie wird höflich gebeten, in die Wohnung ihrer Eltern zurückzukehren; noch ehe sie dieselbe erreicht, fällt sie in Ohnmacht.

Doch beenden wir mit wenigen Pinselstrichen diese Skizze nach der Natur! Mit zwölf Jahren bereits von einem Commis ihres Vaters verführt, hatte sie bald Geschmack an kleinen Abenteuern gefunden, und ihr inzwischen entlassener und verlumpter Geliebter hatte sie später, durch die Drohungen, Alles zu verrathen, gezwungen, Galane anzulocken und wenn dieses möglich war, zu bestehlen, hatte ihr die geeignetsten Orte dazu mitgetheilt, hatte ihr empfohlen, nie das Ganze zu nehmen, damit der Diebstahl nicht so leicht entdeckt werde, hatte auch durch das Schiebefenster jene 5200 Dollars in Empfang genommen.

Die Tochter des Millionärs büßt jetzt in einem amerikanischen Zuchthause — — wofür? Für ihren eigenen Leichtsinn, oder für eine sorglose Erziehung, oder für die Schuld dessen, der so früh einen unheilvollen Einfluß auf sie geübt. Das mögen die Moralisten und Psychologen entscheiden.

Unser Donatus war mit Lektüre des Abenteuers fertig geworden, und wollte sich eben über den Eindruck, den sie auf ihn machte, klar werden, als Prell wieder eintrat mit den Worten:

„Alles in Ordnung! Kommt nur sogleich mit!"

Donatus besann sich nicht lange, rüstete seine Habe zur Nachsendung und folgte Mr. Prell zum Maler, nicht ohne hie und da einen Seitenblick auf seinen gewesenen Prinzipal zu werfen, und froh, aus der Nähe eines Mannes zu kommen, dessen Vorleben und Grundsätze so himmelweit von den seinigen verschieden waren.

Alsbald waren sie an Ort und Stelle, und Donatus Rasch wurde „zweite Hand" im Maler-Atelier des Mr. Newell gegen fünfzehn Dollars Wochenlohn.

(Fortsetzung folgt.)

(Verwandlung der Cigarren-Abschnitte in Rauchtabak.) Schon seit geraumer Zeit war in Nürnberg die Meinung verbreitet, aus den abgeschnittenen Spitzen der Cigarren könne man noch Schnupftabak fabriziren; — es sahen sich daher mehrere Personen veranlaßt, derlei Spitzen zu sammeln, sie an Schnupftabak-Fabrikanten zu verkaufen und den Erlös hieraus zur Anschaffung von Kleidern für arme Kinder zu verwenden, dennoch einen mildthätigen Zweck damit zu verbinden. Die Cigarren-Sammler sehen sich aber in ihren kühnen Erwartungen sehr getäuscht, — indem die Fabrikanten geradezu erklärten, derartige Tabakabschnitte eigneten sich durchaus nicht, Schnupftabak fabriziren zu können. Um nun aus diesen scheinbar werthlosen Gegenständen doch Nutzen zu ziehen, ist einem alten genialen Herrn die Idee aufgetaucht, diese Abschnitte einer

Digitized by Google

ganz eigenthümlichen, leicht nachzumachenden Manipulation zu unterwerfen, und siehe da, sein interessantes Problem wurde mit dem glänzendsten Erfolg gekrönt; die präparirten Cigarren-Abschnitte verwandelten sich unter seinen Händen in den brauchbarsten Rauchtabak, der gar nicht schwer, vielmehr sehr leicht ist und einen sehr angenehmen Geruch dabei zu erkennen gibt. — Der inventiöse Cigarren-Escamoteur sieht sich nun veranlaßt, dem Trieb seines Herzens zu folgen, zugleich aber auch vom reinsten Patriotismus beseelt, dies kühne Kunststück der Cigarren-Abschnitt-Verwandlung, dem tabakrauchenden Publikum zur Freude und zum Nutzen, hiemit zur schnellen Kenntniß zu bringen. Verfahren: Man übergieße eine beliebige Quantität Spitzen, abgeschnittene Cigarren, mit lauem Wasser, so daß es vier Finger breit darüber zu stehen kommt, lasse diesen Aufguß 9 Stunden lang stehen, innerhalb welcher Zeit öfters umgerührt wird, und gieße dann Alles in ein Sieb, damit die Flüssigkeit davon ablaufe. Hierauf nehme man die Cigarren-Masse aus dem Sieb, breite sie zum Abtrocknen auf Fließpapier auseinander und suche nun diejenigen Spitzen heraus, die sich im Wasser nicht selbst auflockerten, demnach also noch cohäriren, streiche diese vollends auseinander und hebe Alles gut abgetrocknet zum beliebigen Gebrauch auf.

(Amerikanischer Rechtsspruch.) Vor einiger Zeit machte der Richter B... auf seiner Rundreise in Georgien im Dorfe Dayton, wo die nächsten Assisen abgehalten werden sollten, Halt — und quartierte sich bei einem Verwandten seiner Frau, die ihn begleitete, ein. Abends nach Tisch kam dieser Richter, einer der würdigsten Leute, die man sich denken kann, aber etwas dem Whisky stark gewogen, an der Thür der einzigen Taverne dieses Ortes vorbei. Der Wirth dieser Taverne hieß Stewitt. B... trat in das Lokal ein und fand daselbst eine Menge Advokaten und Rechtskundige vor, die auch zu den am andern Tage zu beginnenden Gerichts-Sitzungen nach Dayton gekommen waren. Man brachte einen sehr heitern Abend mit einander zu, und als man sich trennte, nahm ein junger Advokat schnell einige silberne Löffel vom Tisch, und ließ schadenfroh dieselben in die Tasche des allerdings mehr als angeheiterten Richters B... gleiten.... Als der würdige Mann am anderen Tage sich ankleiden wollte, und in seine Rocktasche griff, fühlte er mit Entsetzen die Löffel. — „Mein Gott, Mary," rief er seiner Frau zu, „ich glaube gar, ich habe gestern Abend bei Stewitt Löffel gestohlen!" — „Laß sehen," sagte die Frau, „wahrhaftig, das sind Stewitt's Anfangsbuchstaben als Zeichen. Aber wie können die Löffel in Deine Tasche gekommen sein?" — „Ich war wohl gestern, als ich nach Hause kam, sehr konfus, meine liebe Mary?" — fragte der arme Richter mit demüthiger Stimme. — „Nun, natürlich, wie allemal, wenn Du mit Deinen Collegen zusammen gewesen bist." — „Dann kann ich es mir wohl denken, wie es gekommen ist. Dieser Stewitt hat den niederträchtigsten Whisky, der in ganz Georgien nur zu finden ist. Aber das hätte ich nicht ahnen können, daß er auch im Stande ist, einen ehrlichen Mann auf Diebsgelüste kommen zu lassen." — Natürlich wurden die Löffel ihrem rechtmäßigen Eigenthümer wieder zugestellt, der ehrenwerthe Richter vergaß diesen Zwischenfall und widmete sich ganz seinem Amte. Die Assisen neigten sich zu Ende, als eines Tages auf der Bank der Angeklagten ein Individuum saß, das des Diebstahls angeklagt war. Der Mann war vollkommen geständig, — aber er gab als mildernden Umstand an, daß er sinnlos betrunken gewesen sei. — „Welches Verbrechens ist er angeklagt?" fragt der Richter den Staatsankläger. — „Sein Verbrechen besteht darin, in Stewitt's Taverne aus dem Comptoir Geld gestohlen zu haben." — „Junger Mann," sagte der Richter voller Würde zu dem Angeklagten, „ist es ganz sicher, daß Ihr im Augenblicke der That vollständig betrunken gewesen seid?" — „Ja, Ew. Ehren, Alles ging mit mir rund um und als ich draußen war, kam es mir so vor, als ob die Pflastersteine mir von selbst an den Kopf flögen." — „Ja, ja," sagte der Richter zu-

Digitized by Google

ſtimmend, „ſo iſt Einem dabei zu Muthe; — aber könnt Ihr beſchwören, daß Ihr bei dieſer Gelegenheit an keinem andern Orte Euch betrunken habt, als bei Stewitt?“ — „Keinen Tropfen wo anders als bei ihm!“ — „Und erſt nachdem Ihr bei Stewitt von ſeinem Whisky getrunken, habt Ihr das Geld fortgenommen?“ — „Ja, Ew. Ehren!“ — „Herr Staatsanwalt,“ fuhr nun der Richter fort, „es ſcheint mir hier ein ganz exceptioneller Fall vorzuliegen, der die Milde des Gerichtshofes verdient. Ich weiß aus perſönlicher Erfahrung, welche Wirkungen das nichtswürdige Geſöff hervorbringt, das Stewitt für Whisky verkauft. Noch vor Kurzem habe ich davon getrunken und die Taverne nicht verlaſſen, ehe ich mir die Taſchen voll Löffel geſteckt. So lange Stewitt fortfährt, dieſe verhängnißvolle Flüſſigkeit zu verkaufen, muß ihm der Schutz des Geſetzes entzogen werden.“ — Der Angeklagte wurde freigeſprochen.

Ein junger Mann befand ſich in der Kirche, überraſcht von der Schönheit, dem beſcheidenen und offenen Weſen eines neben ihm ſtehenden Mädchens, er reicht ihr die Bibel mit der Bitte, den fünften Vers des zweiten Briefes Johannis zu leſen, der ſo lautet: „Und nun bitte ich dich, Frau, nicht als ein neu Gebot, ſondern das wir gehabt haben von Anfang, daß wir uns unter einander lieben.“ Das junge Mädchen erröthete. Sie blätterte darnach im alten Teſtamente, und gab die Bibel zurück, indem ſie mit dem Finger auf den 16ten Vers des erſten Capitels des Buches Ruth wies, — wo es heißt: „Rede mir nichts davon, daß ich dich verlaſſen ſoll, und von dir umkehren. Wo du hingehſt, da will ich auch hingehen; wo du bleibeſt, da bleibe ich auch. Dein Volk iſt mein Volk, und dein Gott iſt mein Gott.“ Acht Tag darnach waren die jungen Leute verheirathet.

Fritz Janſen.

(Geboren 1831 in Hamburg, † 17. Mai 1870 in Augsburg.

Ein edles Herz hat aufgehört zu ſchlagen,
Die Lyra ſchweigt, zerriſſen ſind die Saiten;
Zur Wahrheit wird im Aetherland der Freuden
Des Liedes Ideal, das es getragen.

Die tiefſte Qual ertrugſt Du ohne Klagen
Und warſt ein leuchtend Vorbild uns im Leiden;
So kann ein Held nur mit dem Tode ſtreiten
Und ſieht ihm feſt in's Auge, ohne Zagen.

Und zieh'ſt Du ſelbſt vorbei an jenem Sterne,
Den treuer Wolfram Du ſo oft begrüßet,
Gerührt von ſeinem ſehnſuchtsvollen Strahle,
So blick auf uns aus lichtumfloß'ner Ferne;
Und wenn der Stern auf uns ſein Licht ergießet,
Gedenken Dein wir hier im dunkeln Thale.

Carl Böckel.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 60.

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

VIII.

Das Ufer eines jener zahlreichen Landſeen, welche den Staat Minneſota ſo waſſerreich machen, bot an einem Julimorgen ein Bild voller Leben und Romantik, — wohl werth, durch den Pinſel eines Meiſters auf die Leinewand geſeſſelt zu werden.

An dem tiefbuchtigen Ufer des See's dehnte ſich eine hochgelegene, — nicht feuchte Grasfläche bis zum nahen Walde hin, deſſen alte Ahorn- und Eichenſtämme zum Theil durch einzelne Hügel gehoben, mit ihren mächtigen Laubkronen hochragend dem Blau des Himmels zuzuſtreben ſchienen, das ſich in der klaren Fluth des See's widerſpiegelte. — Auf der Grasfläche, dicht am Waldesrand, waren etwa zweihundert indianiſche Zelte aufgeſchlagen, um welche ein reges Treiben ſich bemerkbar machte.

Um die zahlreichen, unter Wind angebrachten Feuer waren die Squaws, — jene indianiſchen Damen in ſtets mangelhafter Toilette, eifrig mit Zurichtung des Eſſens beſchäftigt. Eine Anzahl heranwachſender Knaben warf Lanzen und ſchoß Pfeile nach vorgeſteckten Zielen, während der jüngere Nachwuchs in völlig adamitiſchem Koſtüm umherjagte und ſich nach Leibeskräften balgte. Einzelne ſchwammen auf dem Waſſer des mehrerwähnten See's mit wunderbarer Gewandtheit umher und wetteiferten miteinander im Tauchen.

Hin und wieder fielen vereinzelte Schüſſe im Walde, in größerer oder geringerer Entfernung, welche zeigten, daß einige Krieger der Jagd oblagen, auch bemerkte man mehrere Angler, welche ihre Köder, einige Büchſenſchüſſe vom Lager entfernt, — in die klaren Fluthen geworfen hatten; die Mehrzahl der rothen Männer aber — es mochten etwa zweihundert ſein — lag dem Müßiggange ob, der von den Kriegern dieſer Race mit einer Virtuoſität ausgeübt wird, daß man das ſüße Nichtsthun füglich eine indianiſche Erfindung nennen kann. Zum Mindeſten haben die Indianer die Faullenzerei in ein Syſtem gebracht.

Das Talent zum Müßiggang iſt eine der wenigen, wir möchten ſagen die einzige Eigenſchaft, in welcher Rothhaut und Neger miteinander übereinſtimmen.

Faſt ſämmtliche der ſichtbaren Krieger lagen auf ihren Decken im Sonnenſchein ausgeſtreckt, bliſen mächtige Rauchwolken aus ihren Thonpfeifen in die Luft, und ſahen den Spielen ihrer würdigen Nachkommenſchaft zu. Schwerlich beſchäftigte ſich Einer unter ihnen mit Nachdenken.

Man konnte es dem Aeußern dieſes Dorfes nicht anſehen, daß noch an demſelben Tage, vielleicht ſchon in einigen Stunden, wichtige Entſchlüſſe in jener Berathungshütte unter den weiten Aeſten der Eiche gefaßt werden ſollten. Die Zelte waren nicht minder ſchmutzig, als ſonſt, die große Mehrzahl der Squaws ſah genau ſo häßlich, als ſonſt aus, und was die Kinder anbelangt, ſo waren dieſe liebenswürdigen Geſchöpfe, — mit

Digitized by Google

Ausnahme derjenigen, welche sich augenblicklich im Wasser befanden, im höchsten, oder sagen wir richtiger, im allerhöchsten Grade schmutzig.

Der Vormittag verging den Nomaden in gleichförmiger Weise, und nur das Mahl, welches von den einzelnen Familien genossen wurde, und zu welchem die geplagte Squaw ihren faullenzenden Gatten und die schmierigen Rangen mit lautem Ruf einlud, brachte eine kurze Unterbrechung in das Thun und Nichtsthun der Rothhäute.

Die Sonne stand am höchsten, — als Leben in die bevölkerte, — aber monotone Scenerie kam.

Aus dem Walde näherten sich etwa zwanzig Männer, sämmtlich in indianischer Tracht; die Mehrzahl durch die Adlerfedern, welche ihr Haupt schmückten, als „Sachems," Häuptlinge kenntlich. In Dreien oder Vieren der neuen Ankömmlinge hätte man bei näherer Besichtigung weiße Männer erkannt, Renegaten, welche durch Verbrechen, Lust am Müßiggange oder aus ähnlichen, wenig achtbaren Beweggründen — Genossen und meistens Verführer der Rothhäute waren.

Zwei dieser Schurken sind dem Leser bekannt. Der Eine ist der Squatter Jacques Foudre, der Andere jener Irländer, welcher Donatus Rasch niederschoß und beraubte.

Als die neuen Ankömmlinge eintrafen, kam Leben in die Gruppen der müßigen Krieger. Die Mehrzahl erhob sich, und die Häuptlinge begaben sich würdevollen Schrittes nach dem Berathungszelt.

Dieses Zelt war kaum geräumig genug, die Anwesenden, nahezu dreißig Häuptlinge und Weiße, zu fassen. Diese, aneinander gereiht, kauerten Alle nieder, die unvermeidliche Pfeife kursirte und die Berathung begann.

Bevor wir den Gang der Berathung schildern, deren Beschlüsse den Ansiedelungen in Minnesota so verhängnißvoll werden sollten, wird es nothwendig, einige Worte über die Ursachen zu sagen, welche die Indianer zusammengeführt hatten.

Wir haben schon weiter oben mitgetheilt, daß die Politik der Union, den Indianern gegenüber, durchaus nicht vorwurfsfrei war, daß mithin die Ureingeborenen Amerika's Grund genug zur Klage gegen den „großen Vater in Washington" hatten. Der Groll der rothen Krieger gegen die Bundesregierung und gegen die „bleichen Gesichter" im Allgemeinen wurde aber noch vermehrt durch die Emissäre der Gouverneure der Vereinigten Staaten. Diese trafen zweimal des Jahres in den Forts ein, welche die Union an der westlichen Grenze der Civilisation zum Schutz gegen etwaige Aufstände der rothen Krieger unterhält, um letzteren die „Geschenke des großen Vaters" (so nennen die Indianer den Tribut, welcher ihnen in Gestalt von Geld, Büchsen, Messern, Aexten, Decken ꝛc. gezahlt wird) zu überbringen.

Diese Emissäre waren verpflichtet, den Häuptlingen der einzelnen Stämme die „Geschenke" unverkürzt zu überliefern, die baaren Gelder in Gold, wie sie es von der Regierung empfingen, auszuzahlen, und namentlich war ihnen streng verboten, Handel mit den Rothhäuten zu treiben. Diese gewissenhaften Beamten hielten sich niemals sonderlich streng an ihre Instruktion, denn obgleich sie selbst mit den Indianern keinen Handel trieben, so waren sie doch stets stille Theilnehmer der zahlreichen Handelsleute, welche wie ein Heuschreckenschwarm die Emissäre begleiteten, und alle möglichen, meistentheils höchst überflüssigen Dinge zu enorm hohen Preisen den Wilden feil boten. Die Indianer blieben niemals lange im Besitz der ausgezahlten Gelder, sondern legten die empfangenen Dollars sofort in solchen Spielereien an, wie sie ihnen gerade unter die Augen kamen.

Sehr häufig sah man daher rothhäutige Dandys in alten Husarenjacken (die rothen und gelben waren besonders „gefragt") einherstolziren, während sich die Squaws mit Tüchern von den schreiendsten Farben schmückten. Glasperlen, schlechte Schmucksachen, bunte Federn, — bunt ausgelegte Messer und Gewehre waren die vornehmsten Artikel, welche von den Händlern geführt wurden.

Digitized by Google

Meistens geschah es, daß die eben bezahlten Indianer keinen einzigen Cent des empfangenen Geldes aus dem Fort mitnahmen, da sie für daselbe die nutzlosesten Dinge eingekauft hatten. Die Commissionäre der Regierung und ihre Freunde, — die Händler, kehrten dagegen mit gefüllten Taschen nach dem Osten zurück.

Im Frühjahr 1862 hatten die würdigen Beamten der Bundesregierung noch zu besonderen Beschwerden Anlaß gegeben.

Die Bundesregierung hatte zur theilweisen Beseitigung ihrer finanziellen Verlegenheiten eine so bedeutende Menge unverzinslichen Papiergeldes verausgabt, daß man bereits ansehnliches Agio auf Gold und Silber bezahlte, eine Thatsache, welche den Indianern durch ihren Verkehr mit weißen Kaufleuten bekannt geworden war.

Um dem beständigen Mißvergnügen der Rothhäute keine neue Nahrung zu geben, hatte die Bundesregierung beschlossen, die Indianer-Contributionen in Goldgeld auszuzahlen, denn man erwog in Washington, daß der Verlust, welchen die Regierung am Goldagio erlitt, in keinem Verhältniß zu den verderblichen Wirkungen stand, die ein Indianer-Aufstand haben mußte, zumal zu einer Zeit, in welcher die Bundesregierung alle Hände voll mit der Bekämpfung der südlichen Rebellen zu thun hatte.

Die Emissäre machten die Weisheit Seward's und Lincoln's zu Schanden. Sie verkauften die ihnen für die Sioux, Winnebagos und Chippewas übergebenen etwa zwei Millionen Dollars Gold, das damals ein Agio von etwa 30 Procent hatte, steckten die verdienten 600,000 Dollars in ihre unergründlichen Taschen und trafen mit „Greenbacks" (Papiergeld der Vereinigten Staaten) in den Indianer-Forts ein.

Die betrübenden Folgen dieser Dieberei, die der ehrliche Abraham Lincoln allerdings später bestrafte, traten schnell und furchtbar zu Tage. Ein Theil der mißvergnügten Häuptlinge verweigerte die Annahme des Papiergeldes und stieß Drohungen gegen die „doppelzüngigen weißen Gesichter" aus, — andere Häuptlinge nahmen die „Greenbacks" unter finsterem Schweigen, Alle aber entfernten sich schneller, als sonst, aus den Befestigungen.

Die Emissäre wurden bestürzt. Die ganze Verantwortlichkeit, welche sie durch ihre schurkische Handlungsweise auf sich genommen hatten, stand nun plötzlich vor ihnen. — Sie telegraphirten schnell an ihre New-Yorker Geschäftsfreunde um Gold, — aber es war zu spät.

Die Indianer hatten sich bereits zerstreut.

Etwa eine Woche nach der Auszahlung fand die Berathung in dem Dorfe der Sioux statt, welches wir bereits dem Leser geschildert haben.

Die versammelten Häuptlinge gehörten sämmtlich dem Siouxstamme an, der, — in verschiedene kleine Abtheilungen zerstreut, mit den Winnebagos und Chippewas die Jagdgründe des westlichen Minnesota und Jowa, sowie einen Theil des Dakotah-Territoriums inne hatte, und häufig seine Nachbarstämme bekriegte.

Es ist nachträglich bekannt geworden, daß die Häuptlinge der Sioux es vornehmlich waren, deren diplomatischer Thätigkeit es zuzuschreiben ist, daß zwischen den drei Stämmen ein Friede zu Stande kam — und alle Rothhäute sich zum Untergang der Weißen verschworen.

(Fortsetzung folgt.)

Jemand hörte, daß Rubens mit einem einzigen Pinselstriche ein lachendes Kindes-Antlitz in ein weinendes habe verwandeln können. „Dazu brauche ich nicht einmal einen Pinsel, das kann ich mit dem Besenstiel," entgegnete er trocken.

Digitized by Google

Die alte Jungfrau.

Du gehst so stille durch die Welt
Und kennest ihre Freuden kaum,
Dein Herz ist weit — es fände wohl
Ein ganzer sel'ger Himmel Raum.

Es lauschet Keiner Deinem Glück,
Dein Leid trübt keines Andern Lust
Und was Dir je die Freude lieh,
Es pocht allein in Deiner Brust.

Doch sucht Dein Blick nicht einen Schrein,
Wo süß vertrauend könntest Du
Verschließen Deines Denkens Schatz,
Den Kummer bringen dort zur Ruh.

O nein! Dein Leid hat Raum genug
In einem Herz, das Gott nur kennt,
Wer in Dein Antlitz blickt, genießt
Die Wonnen, die Dein Auge nennt.

Lina von Berlepsch.

(Schonet die Ameisen.) Das Amtsblatt für die landwirthschaftlichen Vereine des Königreiches Sachsen schreibt: „Auch den kleinen Ameisen erklärt der Mensch den Krieg, da er es nicht unterlassen kann, überall in das Walten der Natur einzugreifen. Man verhandelt darüber, wie man sie von den Bäumen abhalten kann, schlägt Petroleum, Düngung mit Guano zu diesem Zwecke vor, fragt aber gleichzeitig, ob sie denn wirklich schaden, und kommt zu der scharfen Distinktion, ob sie wirklich bloß die sogenannten Blattläuse vertilgen oder auch von dem Safte des Laubes sich nähren. Wer die Thätigkeit dieser kleinen Thiere beobachten will, der findet, daß sie nur nach den Blättern wandern, wo die Eier der Insekten, namentlich aber der Schmetterlinge, abgelegt sind, daß sie die gesunden Blätter nicht aufsuchen, den Baum verlassen oder solchen meiden, wo Ungeziefer sich nicht findet. Aber weil möglicher Weise einige Blätter beschädigt werden könnten, will man die Ameisen vertreiben und dem Ungeziefer den ganzen Baum Preis geben. Mit Recht hat man in Preußen das Schonen der Ameisen in den Wäldern angeordnet, um die in ihrer Masse gefährlichen Insekten zu vernichten; vielleicht würden die Schäden durch die Raupen vermieden werden, wenn man die Ameisen nicht direkt oder durch Wegnahme ihrer Eier vernichtete. Was sie aber schaden sollen, das weiß man nicht."

Räthsel.

Zu mir hebt sich empor der Aar
Im schnellen Flug mit seiner Beute;
Lies't du mich rückwärts, stell' ich dar
Das harte Lager armer Leute.

* * *

Auflösung des Räthsels in Nro. 58: Domino.

Das Räthsel haben gelöst: Frl. Th Heindl hier, Hr. M. Wilhelm in Buchloe, Hr. Jos. Mayer, Fr. Magd. Sedelmaier, Frl. Bertha Boneberg in U. Thingau, Hr. A b. Weber hier, F.l Betty G mbs hier, die HH. R.... W., S.... am Fichtelbach, Hr. D ..l hier, Frl. Anna Seitler in Mindelheim, F. H. hier, Hr. Jos. Dendler in Wallerst in, Hr. Jch Sailer in Donauwaltheim, Hr. Jos Friedl in Pfersee. Hr. Jos. Thoma in Fischach, Hr. Othmar Zech in Landsber., Hr. Jak. Bogner hier, Hr. Sigm. Lehmann hier, Frl. Marie Greiß hier, Hr. Jos Offenwanger hier, Frl. Therese Fleschhut hier, Hr. M. Hasenknopf in Hohenschwangau, Frl. Marie Sedlmayr hier, Frl. Anna W..... hier und Frl. Crescentia E..... hier.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 61.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Der erste Häuptling, welcher in der Berathung der Sioux das Wort ergriff, war ein Mann von etwa dreißig Jahren, von herkulischem Körperbau und einem Wesen, das nicht eines gewissen Adels entbehrte. Mit glühender Beredsamkeit und jenem reichen Redeschmuck, der so lebhaft an die bilderreiche Sprachweise der Orientalen erinnert, — wandte er sich an die Versammlung. Er schilderte, wie die ersten Weißen als schutzlose Bettler in das Land gekommen seien, wie sie an dem Feuer des rothen Kriegers Platz genommen hätten, an dem Feuer ihrer Väter, die mit Honig und Wildpret die Hungernden bewirthet und mit den Ankömmlingen gemeinsam in den weiten, wildreichen Jagdgründen gejagt hätten.

Aber immer neue Schiffe voller bleicher Gesichter hätten die Küste bevölkert, und bald hätten diese mit dem mörderischen Feuer des Gewehrs ihre Gastfreunde immer tiefer in die Wälder getrieben. Nichts könne ihrer Habsucht eine Schranke setzen, wenn es nicht die Gewalt thue. Es gäbe nur eine Aussicht auf erfolgreichen Widerstand, und diese sei: vereint mit den Winnebagos und Chippewas unerwartet die Ansiedelungen zu überfallen, Alles, was ein weißes Gesicht zeige, zu tödten und die Ansiedelungen bis an den „Vater der Ströme" zu einer Wüste zu machen. Der „Mississippi" müsse die Grenze bilden zwischen den Jagdgründen der rothen Krieger und den bleichen Gesichtern. Jeder Weiße, der die Jagdgründe der Rothhäute betrete, müsse sterben. Nur so könnten die rothen Nationen vor der Vernichtung bewahrt werden.

Der Redner schloß mit dem Hinweis auf den günstigen Zeitpunkt zum Aufstande. Die Weißen hätten die Streitaxt gegen einander ausgegraben, und vom Mississippi bis zum Meer könne man auf Berg und Thal das Schlachtgeschrei ihrer Krieger hören.

„Trinken wir das Blut aller Weißen diesseit des Stromes, legen wir Feuer an ihre großen Zelte und begraben wir nicht früher die Streitaxt, bis diese Arbeit geschehen ist; dann wird der rothe Mann wieder frei in seinen Jagdgründen den Hirsch hetzen; dann werden unsere Väter uns willkommen heißen in jenen ewigen Jagdgründen, aus welchen sie jetzt trauernd herniederblicken auf ihre Kinder, die unter dem Fuß des Weißen ihr Haupt beugen!"

Die Indianer sind in der Kundgebung ihrer Gefühle ungemein zurückhaltend, dennoch konnte man aus der Bewegung, welche durch die Worte des „gefleckten Schwanzes" hervorgerufen war, leicht erkennen, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Versammlung für den Krieg stimmen werde, wenn nicht unvorhergesehene Umstände eine Aenderung in der Meinung der Meisten hervorbrachten.

Nachdem einige Minuten unter allgemeinem Schweigen verflossen waren, erhob sich ein alter Indianer, dessen weißes Haar von vielen Jahren, dessen zahlreiche Narben auf Gesicht, Brust und Arme von zahlreichen Kämpfen erzählten. Der „Biber" erfreute sich

Digitized by Google

offenbar eines hohen Anſehens, denn ein beifälliges Gemurmel ging durch die Verſammlung, als er ſeine noch immer kräftige Geſtalt gebietend aufrichtete und zu ſprechen begann:

„Viele Sommer ſind über dies Haupt dahingegangen, ſeit der „Biber“ zum erſten Mal den Kriegespfad beſchritt. Damals jagten die Sioux noch an den großen Süßwaſſerſeen, von welchen unſere Geſänge ſprechen. Damals führten die Sioux nur Bogen und Pfeile, — damals galten Liſt und Schnelligkeit eines Jägers mehr, denn heut, denn damals wurde nicht auf weite Ferne dem weidenden Hirſch die Kugel in die Bruſt geſandt. Wir kannten das Feuerrohr nur durch die weißen Jäger, welche hin und wieder unſer Jagdgebiet betraten, aber nie viele Tage auf unſeren Gründen jagten, denn die Sioux waren zahlreich und tapfer. Man fürchtete ſie. — Als der „Biber“ in dem Rath der Häuptlinge Stimme erhielt, forderte er zum Kriege gegen die bleichen Geſichter auf, denn er wollte die weißen Männer wieder zurücktreiben über das große Waſſer noch ihrer Heimath, die ſehr kleine Gefilde haben muß, weil ſonſt nicht ſo viele Männer und Weiber in dieſes Land kämen, das ſie unſeren Vorfahren raubten. — Der „Biber“ war zu jener Zeit noch jung, aber ſein Rath galt in der Verſammlung großer Häuptlinge, denn er hatte die Klugheit des Bibers. Die Sioux gruben die Streitaxt aus gegen die Weißen. Zwölftauſend Krieger griffen zu den Waffen, — und viel Blut floß in den Anſiedelungen. Vier Tage lang wurde gekämpft. Viele Skalpe nahmen der Biber und ſeine Freunde, und noch heute hängen im Zelt des Bibers ſechs Kopfhäute aus jenen Tagen, und dieſe Skalpe ſind von den Häuptern tapferer Krieger geraubt, denn niemals erfaßte der Biber das Haupthaar eines Weibes oder Kindes.“

Ein leiſes Beifallsgemurmel drückte dem alten Häuptling die Anerkennung ſeiner Tapferkeit aus. Er nahm dieſe Aeußerung als pflichtſchuldigen Tribut entgegen und fuhr fort:

„Aber für jeden Weißen, der ſein Leben unter den Streichen des Tomahawk endete, traten zwei friſche Krieger ein, und nach manchem Kampf und manchem Sieg, — und nachdem wir mehrere Monden auf dem Kriegespfade ausgehalten hatten, ſchloſſen wir mit den weißen Männern, deren täglich mehr wurden, Frieden. Wir begruben die Streitaxt und zogen dem Untergang der Sonne zu. In dem Lande, welches die Weißen Wisconſin nennen, bekamen wir unſere Jagdgründe, und der große Vater in Waſhington gab uns Feuerrohre, wollene Decken, Meſſer und ſchönere Aexte, als wir ſie vordem beſaßen. Viele Jahre jagten wir dort in Frieden. Nur ſelten kämpften wir mit den Chippewas, und wenn wir die Axt gegen dieſe Krieger ausgruben, ſo geſchah es, um den Tomahawk nicht ſtumpf werden zu laſſen. Da kamen die „Geſandten“ des großen Vaters und forderten von uns, wir ſollten unſere Jagdgründe verlaſſen und weiter weſtwärts gehen. Der große Vater brauche unſer Gebiet für ſeine weißen Kinder. Am Berathungsfeuer der Sioux rief man noch Krieg, aber der Biber, der ſich der Kämpfe erinnerte, die wir vordem mit den bleichen Geſichtern ausgefochten hatten, konnte ſeine Stimme noch nicht für Krieg erheben. Ein ſchwarzer Vogel ſang jede Nacht in ſein Ohr von dem Untergang des Stammes und von den Tauſenden, welche die Kugeln der Weißen hingeſtreckt hatten. Der Biber erbot ſich, zu dem großen Vater nach Waſhington zu gehen, und ihm zu ſagen, daß ein guter Vater alle ſeine Kinder gleich lieben müſſe, daß der große Vater ſeinen rothen Kindern halten müſſe, was er ihnen verſprochen, und daß er ihnen nicht Jagdgründe nehmen dürfe, nur weil die nimmerſatten Augen der Weißen darnach verlangten. — Man hörte auf die Stimme des Bibers und ſchickte ihn zum großen Vater nach Waſhington.“

Der alte Häuptling ſchwieg eine Weile und blickte ſinnend vor ſich nieder. An ſeinem geiſtigen Auge zogen alle jene Ereigniſſe vorüber, welche er miterlebte und welche einen Theil der mit blutigem Griffel aufgezeichneten Geſchichte ſeiner unglücklichen Race bildeten. Die Verſammlung verrieth mit keiner Miene ihre Ungeduld, — das Reſultat

Digitized by Google

seiner Bemühungen zu erfahren, denn auch die Weißen ahmten das würdevolle Schweigen ihrer wilderen Genossen nach, wohl wissend, daß vorzeitige Neugierde für kindisch gilt.

Nach längerer Pause fuhr der greise Häuptling in seiner Rede fort: „Der Biber" und zwei andere Häuptlinge gingen zum großen Vater nach Washington. Viele Tage mußten sie wandern, ehe sie das Land, in welchem ihre Väter jagten, so weit durchzogen hatten, daß sie das weiße Haus erblicken konnten, in welchem der erste Häuptling der Weißen wohnt. Auf dem Pfade nach dem weißen Hause hatten die Häuptlinge der Sioux gesehen, daß unser Stamm niemals die blassen Gesichter vernichten kann. Es sind ihrer so viele, als Grashalme auf der Prairie, und zwischen jedem Sonnenaufgang und Sonnenuntergang kommen große Canots aus dem Lande der Weißen im Morgen, welche viele Hunderte junger Krieger hierher bringen."

(Fortsetzung folgt.)

Weisheit mit Haut und Haaren.

Man kann auf den Strumpf und doch gerade dadurch nicht nur um den Gebrauch seiner Füße, sondern sogar auch um's Leben kommen. Seitdem die Nachricht, daß in England viele Menschen durch giftig gefärbte Strümpfe krank und Beute des Todes geworden seien, durch die deutschen Zeitungen lief, ist dieser Ausspruch begreiflich genug, und selbst die Behauptung, daß sich zivilisirte Menschen beiderlei Geschlechtes auch vom Kopfe herab in's Elend und in's Grab stürzen, wird nach Durchlesung dieses Artikels als furchtbare Thatsache anerkannt werden. Tod und Verderben vom Fußsohlen-Leder herauf und durch die Kopfhaut herunter! Da nun eine ganze Menge Wohlthäter der Menschheit immer wieder neue Mittel erfinden und anpreisen, wodurch sie ihre gläubigen Kunden aus der Mitte und dem Magen her vergiften, müßten wir schier verzweifeln, wenn wir nicht wenigstens noch durch Königetränke und Malzextrakte uns irdische Unsterblichkeit zu erkaufen im Stande wären. Doch halt, dieser Trost beschränkt sich, nach jahrelangen Inseritionen zu schließen, fast nur auf Personen der höchsten Stände und der dicksten Börsen. Bei gewöhnlichen Sterbenden ist Hopfen und Malz des Malzextraktes verloren, so daß diese mit beschleunigter Geschwindigkeit sterben, und nur Fürsten, Grafen, Barone u. dgl sich malzextraktliche Unsterblichkeit sichern können. Damit droht ihnen freilich ein neues Uebel; denn da sie immer fortleben und gewöhnliche Menschen unverhofft sterben, werden sie sich am Ende selbst bedienen, die Stiefel wichsen und vielleicht sogar machen müssen.

Die Vermehrung des Elends und der Sterblichkeit kommt, wie gesagt, durch gefärbte Strümpfe und gefärbte Haare. Es ist in höheren Kreisen längst bekannt und Mode, daß Damen sich ihre Haare durch allerhand Salze und Säuren, ähnlich wie während einer Zeit des untergehenden römischen Reichs, theils gold- theils aschblond färben und dadurch zunächst ihr Haar, dann sich selbst tödten. Noch viel bösartiger sind die meisten modigen Haarwuchs-Beförderungsmittel.

Ueberhaupt hat uns die moderne Civilisation von allen Seiten so viel Gift gestellt, daß wir kaum etwas genießen, sehen oder athmen können, ohne uns der Gefahr einer Vergiftung auszusetzen. Von unseren grünen Tapeten und den künstlichen Blumen unserer gesellschaftlichen und alltäglichen Freuden wird uns das Rattengift des Arseniks gestreut. Selbst die rosige Schminke auf ihren Wangen bringt als Gift in ihr Blut und dunstet uns als solches entgegen.

In unseren mit Gas- und Wasserröhren durchzogenen Häusern athmet giftige Drachenbrut durch alle Zimmer hindurch. Auf den sonnigen Straßen entwickeln sich pestilenzialische Gase, welche selbst aus den Grundwassern hervorquellen, so daß die reichsten Leute uns wohl die kostbaren Weine, aber kein Glas reines Wasser vorsetzen können. Die Gregarinen in den Chignons sind auch nicht so fabelhafte Wesen, als Viele glauben; doch zu den boshaftesten Mördern gehören jedenfalls die wunderbaren Balsame, welche

Digitized by Google

in den Zeitungen seit Jahr und Tag beinahe ebenso lockend und verheißungsvoll angekündigt werden wie Malz-Extrakt. Besonders häufig treten sie mit Abbildung auf, wo ein Kopf halb in seiner balsamirten wallenden Haarfruchtbarkeit erscheint, um anschaulich zu machen, wie durch solchen Balsam ein wogendes Meer von üppigen Locken auf Schädeln hervorgezaubert werden könne, welche vorher kahl wie Billardbälle glänzten.

Die Engländer, welche besonders zur Kahlköpfigkeit geneigt und außerdem große Narren ihrer hamiwel-coteletartigen Backenbärte sind, leiden auch mehr als andere Nationen unter dem Fluche ihrer Haarwuchs-Beförderungsmittel, so daß sie durch mehrere Artikel in der „Times", welche zu Anfang des Jahres darüber erschienen, vor Schreck theils graue Haare bekamen, theils dieselben vollends verloren. Unerbittliche Chemiker theilten Schlag auf Schlag die Ergebnisse ihrer Untersuchungen mit, welchen sie die verschiedenen Färbungs- und Wachsmittel unterworfen hatten. Eine sehr beliebte Zauberei der Art, welche seit Jahren nach Vorschrift auf unzählige Köpfe gebürstet wird, besteht nach chemischer Analyse aus Rosenwasser, Schwefel und so viel Bleizucker, daß letzterer allein schon nach kurzem Gebrauch vollständige Lähmung des Körpers und die sogenannte Malerkolik erzeugen kann.

Ein anderes Haarfärbungsmittel enthält statt des löslichen Bleizuckers unlösliches kohlensaures Blei, welches zwar ziemlich schnell die Haare schwärzt, aber auch durch die Hautporen kräftiger in's Blut dringt und den Körper so vergiftet und lähmt, daß ihm ein ganzer Simsonskopf von Haaren nicht so viel Kraft geben kann, um nur einen Finger zu bewegen.

Die wunderbare segensreiche Entdeckung des Wakerfohn'schen Haarbalsams, welcher „Malzextrakt-unermüdlich" in den Zeitungen angepriesen wird, scheint nicht besonders untersucht worden zu sein, so daß sich ein deutscher Chemiker hier noch Verdienste erwerben könnte.

Es steht aber bereits fest, daß alle die als unschädlich ausposaunten Haarschwärzfärbungsmittel Bleilösungen enthalten, welche schon bei geringem Gebrauch zwar nicht selten das Haar färben, aber zugleich die Gesundheit, aus welcher auch das Haar wachsen soll, untergraben, namentlich die Muskelkraft schwächen und nicht selten zu vollständiger Paralysis oder Lähmung werden. In der Furcht vor grauem Haar fürchten viele moderne Helden diese Folgen nicht, wenn sie nur ihr Haar vor dem Schimmel des Alters retten können. Neuerdings haben viele Weise des Morgen- und Abendlandes die Entdeckung gemacht, daß Jünglinge, Männer und sogar Greise nicht selten viel eitler sind, als die ärgsten Kokketten des schönen Geschlechts. Sie machen sich also mindestens mit eben so viel Geld-, Gesundheits- und Zeitverlust jeden Tag auf's Neue schön und verwenden besonders auf Bart und Haar, resp. auf Taille und Waden, eine Sorgfalt, die mindestens eines besseren Zweckes würdig wäre. Sie haben selbst kein Erbarmen mit ihren Hühneraugen. Essen doch manche Männer wie die gefallsüchtigsten Damen Arsenik, um eine glatte Haut und sogar Belladonna um glänzende Augen zu bekommen. Sie denken wie französische Modelöwinnen: Il faut souffrir pour être belle (man muß leiden, um schön zu sein.) Wir lachen in mitleidiger Ueberlegenheit über den japanesischen Sultzer, der die ganze Nacht hindurch, statt auf weichem Pfuhle, mit dem Halse auf einem kleinen Stück Holz liegt, um seine Haartour nicht zu verderben, oder über die chinesische Modedame, deren Füße in die vorgeschriebenen Formen unbeholfener Häßlichkeit gequetscht wurden; aber alle die Warnungen und schrecklichen Beispiele, welche von Doktoren und in medizinischen Zeitschriften erzählt wurden, hinderten niemals die lächerlichen Zusammenpressungen der Taille (weder bei Helden noch Heldinnen), so lange sie eben Mode waren, und noch immer betreten männliche und weibliche Füße das schlechteste Pflaster in so engen Schuhen, in denen es etwa ebenso unangenehm ist zu gehen, wie früher bei Gottesgerichten barfuß über rothglühende Pflugschaare.

(Forts. folgt.)

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 62.

Himmelfahrt.

Von E. M. Arndt.

Wie prangt im Frühlingskleide
Die grüne, bunte Welt,
Und hat in Wald und Haide
Muſik und Luſt beſtellt!
Wie klingt und ſpielt der Scherz
In Büſchen rings und Bäumen
Von Edens Blumenträumen
Den Klang in jedes Herz!

Hinaus denn, meine Seele,
In voller Luſt hinaus!
Verkünde, ruf', erzähle,
Und kling' und ſing es aus!
Du biſt von Lerchenart,
Nach Oben will dein Leben:
Laß' fliegen, klingen und ſchweben
Die ſüße Himmelfahrt!

Auf! lüfte deine Schwingen
Zum frohen Heimathort!
Dein Trachten, Sehnen, Ringen,
Dein Weg, dein Lauf iſt dort!
O flieg' aus dieſem Glanz
Der bunten Erdenlenze
In's Land der ew'gen Kränze —
Dort iſt dein Ziel, dein Kranz!

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

„Der große Vater," fuhr der Indianer fort, „nahm die Häuptlinge der Sioux auf, wie es Häuptlingen ziemt. Er ſagte uns, das Wohl ſeiner rothen Kinder beſchäftige ihn ſehr. Er zeigte uns ein Bild, auf welchem alles Land zu ſehen war, auch unſere Jagdreviere mit allen Flüſſen, Bergen und Wäldern. Auf dieſem Bilde war zu ſehen, wie viel Land die bleichen Geſichter bewohnen und wie viel die rothen Männer durchſtreifen. Der große Vater wußte Alles. Er nannte uns die Zahl unſerer Krieger und zeigte uns, daß alle rothen Krieger, wenn ſie auf einem Kriegspfade wären, doch nicht die bleichen Geſichter vernichten könnten. Er könne hundert ſeiner jungen Männer gegen jeden unſerer Krieger ſenden. Wir ſagten ihm, daß wir nicht die Streitaxt gegen ihn ausgraben würden, wenn er uns die Jagdgründe ließe, die wir damals inne hatten; aber er antwortete, ſeiner weißen Kinder wären zu viele, er müſſe Platz für ſie haben, wolle uns aber ſchöneres und wildreicheres Gebiet geben. Wir kehrten zurück in unſer Dorf. Als die Häuptlinge und Krieger vernahmen, daß der große Vater unſere Jagd-

Digitized by Google

gründe uns nehmen wollte, gruben sie die Streitaxt aus, bemalten den Kriegspfahl und fielen in die Ansiedelungen ein. Unsere friedlichen Reden verhallten im Winde. Viele Hunderte bleicher Gesichter fielen unter unseren Streichen, viele Ansiedelungen wurden vernichtet, aber was der Biber voraus gesagt hatte, geschah. Viele Tausende weißer Männer kamen herbei, die Blüthe unserer jungen Krieger wurde getödtet, und nachdem unser Stamm beinahe vernichtet war, zogen wir hinauf nach Minnesota.

Seit jener Zeit haben wir mit den bleichen Gesichtern nicht mehr gekämpft, und die Sioux sind wieder ein mächtiger Stamm geworden. Sie sind es geworden, — weil sie Frieden hielten mit den Weißen, die immer zahlreicher werden. Wie der „gefleckte Schwanz" heut sprach, so dachte der Biber vor vierzig Jahren; heut denkt er, daß der rothe Mann in Frieden dem Untergang der Sonne nachziehen und neue Jagdgründe aufsuchen soll, wenn der weiße Mann seine Hand nach den seinen ausstreckt, denn der große Geist hat das Antlitz abgewandt von seinen rothen Kindern. Die Weißen will der „gefleckte Schwanz" besiegen? Kann er alle Regentropfen, welche vom Himmel herniederfallen, — in seiner Hand auffangen? Er kann es so wenig, als die zahllosen Weißen vernichten! Der Biber hat gesprochen."

Die Höflichkeitspause, die jeder Rede in einer indianischen Berathungs-Versammlung folgt, wurde durch Jacques Foudre möglichst abgekürzt. Der Mestize beeilte sich, den Eindruck zu verwischen, welchen die Anrede des Bibers zurückgelassen hatte.

„Was der Biber sagt, ist klug, und die „schwarze Schlange" würde ihren Brüdern nicht zum Kampf rathen, wenn nicht die blassen Gesichter einander bekriegten. Bald sechszehn Monate bekämpfen sich die Weißen, — und noch ist kein Ende des Krieges zu sehen. Wollen die Sioux diese Gelegenheit ungenützt vorübergehen lassen? Haben sie keine Waffen, ihr Land zu vertheidigen? Die blassen Gesichter werden dem Angriff der vereinten Sioux, Winnebagos und Chippewas unterliegen, wenn sie anders es wagen, gegen ihre Todfeinde zu fechten."

Nach Jacques Foudre nahm der „gefleckte Schwanz" wiederum das Wort, und riß durch seine Begeisterung für den Kampf auch die Unschlüssigen mit sich fort. Er schilderte, wie die kriegführenden Parteien der Weißen einander gleich seien, und daß unter solchen Umständen eine Erhebung der Indianer die besten Aussichten hätte, Aussichten, die niemals wiederkehren dürften. Gerade das Unterliegen der Sioux in den früheren Kämpfen müßte seinen Landsleuten jetzt ein Sporn sein, die günstigen Conjunkturen zu benutzen.

„Der Biber räth uns, dem Untergange der Sonne nachzuziehen," schloß der junge Häuptling seine Rede. „Wie lange können wir zurückweichen? Auch die weiten Jagdgründe nach Sonnenuntergang zu werden unseren Söhnen keine Zuflucht bieten vor der nimmersatten Gier der blassen Gesichter, und der große Geist läßt mich den Tag sehen, an welchem der letzte freie Indianer unter den Kugeln und Messern dieser blassen Diebe fällt. Der „gefleckte Schwanz" ist ein Häuptling der Sioux. Er will kämpfen! Er will den Skalp aller Weißen nehmen, — welche auf dieser Seite des großen Stromes wohnen, oder — sterben. Unsere Söhne sollen nicht sagen, daß ihre Väter nicht den Muth hatten, die uneinigen, miteinander kämpfenden Räuber anzugreifen! Ich habe geredet."

Der „Biber" versuchte es noch einmal, seine erregten Landsleute für eine friedliche Politik zu gewinnen. Er wiederholte, — daß ein Aufstand gegen die Weißen nur eine furchtbare Niederlage der Sioux nach sich ziehen könne, und deutete schließlich darauf hin, daß zudem voraussichtlich eine Einigung mit den Chippewas und Winnebagos schwer zu erzielen sein würde.

Der „gefleckte Schwanz," der sich später den Weißen so furchtbar machte, wiederholte ebenfalls seine Gründe und winkte dann dem Mestizen Foudre, welcher zwei sorg-

Digitized by Google

fältig in Baſtſtreifen gewickelte Stückchen Birkenrinde hervorzog, auf welche mit einem Meſſer eine Anzahl eigenthümlicher Figuren gerizt waren.

„Der Biber glaubt, die Winnebagos und Chippewas würden ſich weigern, mit den jungen Männern der Sioux gemeinſam den Kriegspfad zu beſchreiten?“ fragte der junge Häuptling, triumphirenden Blicks die Verſammlung überſchauend. „Die Häuptlinge unſerer rothen Brüder ſprechen durch die ſchwarze Schlange.“

Die Birkenrinden gingen von Hand zu Hand, und leiſe Ausrufe der Ueberraſchung bewieſen, daß der „gefleckte Schwanz“ ſeine diplomatiſche Thätigkeit eben ſo geheim, als erfolgreich entwickelt hatte. Jene diplomatiſchen Dokumente, in allerdings etwas urſprünglicher Form, enthielten eine bündige Bereitwilligkeits-Erklärung der namhafteſten Häuptlinge beider mehrgenannten Stämme, mit ihren Kriegern den Sioux in einem Kampfe gegen die Anſiedelungen Hülfe leiſten zu wollen.

Der Krieg war hiernach bereits ſo gut wie beſchloſſen, und wenn einzelne Häuptlinge nach des „gefleckten Schwanzes“ dritter Anſprache noch mit ihrem Redetalent ſich geltend machten, ſo wurden dieſe Reden mehr aus Rückſicht auf die indianiſche Etiquette gehalten, welche verlangt, daß in einer Berathung alle angeſehenen Häuptlinge ſprechen.

Der Krieg wurde beſchloſſen, und der Morgen des 18. Auguſt als der Tag feſtgeſetzt, an welchem auf allen Punkten an der Grenze der Anſiedelungen der Angriff beginnen ſollte.

Die Krieger ließen ein lautes Freudengeheul hören, — als ſie das Ergebniß der Häuptlings-Berathung vernahmen. Eine junge Eiche von Fußdicke wurde von einigen Kriegern ſofort ihrer Aeſte und Rinde entkleidet, bunt bemalt, und mit wildem Jauchzen führte jeder der anweſenden Häuptlinge und Krieger mit der Streitaxt einen Hieb gegen den Eichenſtamm. Mit ſolcher Wucht wurden dieſe Streiche geführt, daß in kurzer Zeit nur noch ein etwa fußhoher Stumpf übrig war, an welchem die Knaben, indem ſie das Geheul und die Sprünge der Alten mit nicht zu verkennendem Talent nachahmten, ihre Zerſtörungsluſt übten.

(Fortſetzung folgt.)

Weisheit mit Haut und Haaren.

(Fortſetzung.)

Die Leiden und Gefahren künſtlicher Verſchönerung ſind dabei nicht blos körperlicher Art. Die geübteſten Künſtler der Selbſtverſchönerung laufen ſtets Gefahr, moraliſcher Tortur zu verfallen, einer Tortur, die oft viel peinlicher iſt, als die entſetzlichſten Marterinſtrumente ehemaliger Inquiſitionen und Vehme, weil ſie an der empfindlichſten Stelle geſchraubt werden — ihrer Eitelkeit. Man denke ſich die Qualen eines eitlen, alten Gecken mit ſchwarzem Bart und Haupthaar auf einem Dampfſchiffe nach Californien oder China, nachdem ihm der wunderbare Haarbalſam geſtohlen oder in's Meer gefallen. Die Geſellſchaft in der Cajüte und auf dem Deck umher bildet bald eine kleine Stadt und wird kleinſtädtiſch klatſchig. Sein rabenſchwarzer Backenbart erſchien einigen Witzbolden vielleicht ſchon am erſten Tage nicht recht glaubwürdig, ſie bemerken nun am fünften, ſechſten Tage einen rothen Schein an dem ſchwarz glänzenden Haarwalde und jeden Morgen deutlichere Beſtätigung ihres Verdachtes. Endlich glüht Alles feuerroth um ſeine Backen herum und die bezauberten Locken ſeines Hauptes würden als Vertreter der alten, deutſchen Farben gelten können, wenn die rothen Flecke des noch ſchwarzen Haares mit Gold geſtreift würden. Daß der Wind oder ſonſt böſe Geiſter muthwillige Streiche mit Perücken ſpielen, iſt bekannt genug, und die Ohrfeige, welche einſt der große Gottſched ſeinem Diener gab, weil ihn Göthe glatzköpfig überraſchte, iſt wohl unendliche Male in den verſchiedenſten Formen wiederholt worden. Wilhelm v. Schlegel wird in der deutſchen

Digitized by Google

Literatur ewig mit der Narrenkappe erscheinen, seitdem man endeckte, daß er eine ganze Octave von immer länger werdenden Perücken so trug, daß es scheinen sollte, sein goldenes Haar wachse alle Jahre in acht Stufen immer länger und werde immer wieder verschnitten.

Wir wollen nicht die Toiletten-Geheimnisse, Verschönerungskünste und Verjüngungszaubereien verrathen, welchen sich englische Damen bei Madame Rachel in London unterwarfen, und auch andere Vertreterinen des schönen Geschlechts schonen und daher bloß an die Romanheldin erinnern, welche Lady Scott unsterblich gemacht hat. Aus ihrer nächtlichen Ruhe durch plötzlichen Feuerlärm gestört und von den heranprasselnden Flammen erschreckt, entfloh sie der Gefahr, ließ aber die besten Theile ihres Körpers, nämlich Haare, Zähne, Ohren (denn auch damals wurden schon künstliche Ohren getragen), Schminke, Mundwatte zur Rundung ihrer Wangen, blendende Schultern, schwellende Busen, Taille und sonstige künstliche Theile ihres Wesens und ihrer Individualität im Schlafzimmer zurück, so daß sie nun selbst von ihren Freunden und Anverwandten als ein ganz fremdes, schreckliches Wesen angestarrt und zurückgewiesen und endlich nur von ihrer herbeieilenden Kammerjungfer wiedererkannt wurde. Was blieb ihr nach dieser Enthüllung anders übrig als Selbstmord? Nur durch Zureden ward sie bewogen, ein lebendiges Grab, nämlich ein Kloster, vorzuziehen.

Da nun zu London im vorigen Jahr allein 1858 Feuer ausbrachen und in unserer Gas- und Petroleum-, Schwefelholz- und sonstigen feuergefährlichen Zivilisation überall Brandunglück lauert, sind weder männliche noch weibliche Schönheiten dieser Art jemals vor solchen Ueberraschungen und Enthüllungen sicher, wenn sie nicht vorziehen, in den Flammen umzukommen, statt sich zu zeigen, wie sie sind.

Die Selbstverbrennungen durch Kringlinen sind zwar mit diesen selbst etwas aus der Mode gekommen, aber in Flammen umkommende Damen erscheinen immer noch öfter unter den Unglücksfällen als in Indien, wo die Suttes, d. h. die religiösen Wittwenverbrennungen noch immer feierlich begangen werden, wenn das Verbot durch die englische Polizei irgend umgangen werden kann.

(Schluß folgt.)

Der erste Akazienbaum, welcher nach Europa kam, ward von Kaiser Karl VI. um eine große Summe für den Garten des Theresianums in Wien erworben, woselbst er sich, als Stammvater der in Europa vegetirenden Akazien, gegenwärtig noch befindet.

Charade.

Vers bin ich zur Hälfte, zur Hälfte nur Tand;
Erräthst Du mein Ganzes, so hast Du Verstand.

* * *

Auflösung des Räthsels in Nro 60: Horst, Stroh.

Aufgelöst von p. t.: Theres Wilhelm in Buchloe, Bettina Hoffner aus Harburg, U. B..... hier, Johanna Wehrle hier, Afra Z..... hier, Seb. D.sch. hier, Joh. Pfister hier, Wally Mayer hier, A..... F l hier, Stökly hier, Grg. König hier, Anna W....., Creszentia E..... hier, Jos. Mayer in Tannhausen, Jos. Deubler in Wallerstein, Bertha Boneberg in U.-Thingau, G. Blumenröther in Münster, Fr. Birkinger jr. hier, Marie Sedlmayr hier, Th. Heindl hier, Betty Gembs hier, Marie Greiß hier Kiechle in Lauingen, der Mittagsherrntisch am Fichtelbach, Jakob Bogner, Sigm. Lehmann hier u. Anna Keckhut in Wallerstein.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 63.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

IX.

Der Frühling kam in's Land und warf schnell die Eis- und Schneeschanzen des Winters über den Haufen. Donatus war den Winter hindurch ununterbrochen lohnend thätig gewesen, und sah sich beim Beginn des Frühjahrs in Besitz von nahezu zweihundert Dollars, welche ausreichten, ihn auf's Neue, wenn auch nicht so glänzend als im vorigen Herbst, auszurüsten. Er mußte es unterlassen, ein Pferd zu kaufen, dafür schaffte er sich einen Revolver und ein Bowiemesser an und beschloß, vor Landstreichern auf seiner Hutz zu sein. Nach herzlichem Abschied von Prell und seinen übrigen Bekannten, trat er fröhlichen Muthes zum zweiten Mal seinen Weg nach dem fruchtbaren Nordwest-Iowa an. Mit innigem Dank für die Vorsehung, die ihn vor einem frühzeitigen Tode bewahrt, blieb er einige Augenblicke an jener Stelle stehen, an welcher ihn die Kugel des irischen Banditen niedergestreckt hatte. Der Gedanke an den schnellen Wechsel von Leben und Tod führte ihm die kleine Kirche seines Geburtsortes vor das geistige Auge, und lebhaft erinnerte er sich seines Vaters, der mit Vorliebe dieses Thema in seinen Ansprachen an die Gemeinde behandelt und daran stets die Ermahnung geknüpft hatte, Alle möchten bei ihrem Thun und Lassen sich immer jenes jähen Wechsels erinnern, damit sie allezeit Recht handelten und mit Ruhe dem Ende dieser kurzen Lebenszeit entgegenblicken könnten.

Mit dem festen Entschluß, fernerhin stets dieses schönen Grundsatzes eingedenk zu bleiben und darnach zu handeln, schritt er schnell weiter, um sobald als möglich das Ziel seines Ringens zu erreichen und die versäumte Zeit einzuholen.

Sein erster Erfolg übertraf seine Erwartungen. Die Farmer, besonders aber deren Frauen und Töchter, kauften gern von dem hübschen Deutschen, dessen offene Züge Vertrauen einflößten und dessen geschmackvoll gewählte Waaren gefielen.

Nach kaum zwei Wochen mußte er wieder nach Mc. Gregor zurückkehren, um auf's Neue sein Lager zu vervollständigen. Jetzt schrieb er zum ersten Mal an Brenned, — theilte ihm alle seine Erlebnisse, sowie den günstigen Erfolg seiner ersten Tour mit, dankte ihm noch einmal für seine Theilnahme, und gab der Hoffnung Ausdruck, er werde noch vor dem Ankauf der bewußten Farm in die Lage kommen, an Abzahlung seiner Schuld zu denken.

Dann machte er noch einige Ausflüge, die sämmtlich lohnend und von verhältnißmäßig kurzer Dauer waren.

Nachdem er nahezu seinen durch den Raubanfall herbeigeführten Verlust wieder ausgeglichen hatte, beschloß er, sich nach Minnesota zu wenden — und seine Tour bis Beaver Creek auszudehnen.

Langsam durchzog er Minnesota, den Mississippi aufwärts bis nach St. Paul, — vervollständigte hier noch einmal seinen Vorrath und reiste dann das Minnesota-Thal hinauf.

Digitized by Google

Am 17. August traf er in New-Ulm ein und erfuhr hier in Seiler's Hotel Näheres über die Lage von Baumgart's Farm. Er übernachtete in der Stadt, und am nächsten Tage in aller Frühe brach er auf, denn er hatte die Absicht, seinen während der Tour durch das Minnesota-Thal schon verminderten Waarenvorrath unterwegs, wenn möglich zu verkaufen, und nur einige Geschenke für seine Freunde aufzubewahren.

Er „that gute Geschäfte," wie der Deutsch-Amerikaner zu sagen pflegt, aber durch den Besuch auf den einzelnen Farmen, war er so lange aufgehalten worden, daß es bereits stark dunkelte, als er mit leichtem Packet von der letzten Farm schied, welche er auf dem Wege nach Baumgart's Wohnung antreffen konnte.

„In einer guten halben Stunde sind Sie beim Nachbar Baumgart, Landsmann," hatte der etwas einfältige und wortkarge Farmer beim Abschied gesagt, und Donatus schritt rüstig vorwärts, da er aus Erfahrung wußte, was es mit den „halben Stunden" der Landleute auf sich zu haben pflegt. Eine Viertelstunde war er bereits die verhältnißmäßig gute und offenbar stark befahrene Straße entlang geeilt, als er plötzlich vor einem Kreuzwege stand, von welchem ihm der Farmer kein Wort gesagt hatte. Er forschte, so gut es in der Dunkelheit gehen wollte, welcher von beiden Wegen der am meisten befahrene sei, und folgte dann diesem, dem linken.

Er eilte länger als eine halbe Stunde auf diesem hin, als aber auch dann sich nirgends ein Licht zeigte, Baumgart's Haus aber hart am Wege liegen sollte, so konnte sich Donatus der Ueberzeugung, daß er irre gegangen sei, nicht verschließen. Eben wandte er sich um, den Rückweg nach der Wegscheide anzutreten, als er deutlich entfernte, aber schnell aus der Richtung von New-Ulm näher kommende Hufschläge vernahm. Er horchte aufmerksam auf das Geräusch, und sein lauschendes Ohr vernahm dasselbe Getrappel von der entgegengesetzten Seite.

Einer unwillkührlichen Eingebung folgend, sprang er hinter einen mächtigen Ahornstomm, und erwartete hier, — den Revolver in der Hand, — das Herankommen der beiden Reiter.

Wenige Schritte von dem Standpunkt des jungen Deutschen parirten die beiden Fremden ihre Pferde.

„Der gefleckte Schwanz?" — fragte die Stimme des von New-Ulm herkommenden Reiters.

„Die schwarze Schlange?" erwiderte der Gefragte, an dessen gebrochenem, eigenthümlich accentuirten Englisch Donatus einen Indianer erkannte.

„Sind die jungen Männer meines Freundes bereit?" fragte Jacques Foudre.

„Sie sind es! Wittern die weißen Hunde den Prairie-Wolf, — der um ihre Lager schleicht?"

Der Mestize lachte höhnisch.

„Die blassen Gesichter halten die Rothhäute für Weiber, die es nicht wagen, den Tomahawk auszugraben. Sie glauben, der Indianer werde noch um die Geschenke des großen Vaters betteln, — denn die Ansiedler meinen, daß die Sioux, Winnebagos und Chippewas ohne diese Geschenke verhungern müssen. Die Weißen glauben, die rothen Krieger hätten es verlernt, den Hirsch zu jagen, seit ein Theil der Sioux die Büchse aus der Hand gelegt und den Pflug ergriffen."

Der Spott dieser Rede wirkte mächtig auf den jungen und stolzen Häuptling.

„Die aufgehende Sonne wird viele Hunderte der Skalpe dieser weißen Hunde am Gürtel meiner jungen Krieger sehen," sprach er mit mühsam unterdrücktem Zorn. „Die Gewässer des Beaver Creek und des Minnesota werden von dem hellen Blute der Blaßgesichter gefärbt sein." — (Die Indianer glauben, die hellere Gesichtsfarbe der Weißen rühre von ihrem helleren Blute her. Dieselbe Ansicht findet man auch bei vielen Trappern vertreten.)

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Weisheit mit Haut und Haaren.

(Schluß.)

Daß Modedamen außer falschen Haaren, falschen Zähnen, falscher Hautfarbe und Wangenröthe, falschen Hüften, Taillen ꝛc., neuerdings auch falsche Ohren tragen, ist wohl nur noch Wenigen ein Geheimniß. Sie wollen damit Liebhaber und wohl gar einen reichen Mann an sich ziehen und fesseln. Aber wenn sie nun ihren Zweck erreicht haben und die schauderhafte Dichtung des Amerikaners Poe in Wirklichkeit zu spielen beginnt, d. h. das Auseinandernehmen des Stück- und Stickwerkes? Man kann nur mit Entsetzen an die daraus sich entwickelnden Gardinenpredigten und häuslichen Scenen denken. Märtyrer dieser Art beiderlei Geschlechts, welche vor den Folgen solcher Enthüllungen nicht zurückschrecken, werden sich auch durch den giftigen Inhalt von allerhand Haarfärbunge-, Haarwuchs und sonstiger Verschönerungsmittel nicht abhalten lassen, sie immer wieder zu höchsten Preisen zu kaufen und zu versuchen; aber die Thatsache, daß solche angebliche verschönernde Vergiftungen gleichsam selbstmörderisch ihren eigenen Zweck tödten, hat vielleicht einige Wirkung.

Die Bären- und Löwenpomaden und sonstige wundersame Haarbalsams beschleunigen thatsächlich das Alter und dessen Gebrechlichkeiten, wogegen sie wenigstens dem Anscheine nach schützen sollen. Namentlich schleicht sich das Blei in diesen Haarbalsams durch die Haut in Gehirn und Glieder und wird mit der Zeit zu unheilbarer Lähmung des Körper und Geistes. Diese Paralysis ist ganz entschieden ein viel unzweideutigerer und unangenehmerer Beweis für Alter und dessen Schwächen, als Kahlköpfigkeit und graues Haar. Von allen Mitteln gegen dieses graue Haar hat mir immer folgendes am besten gefallen: Man lasse sich um graues Haar kein graues Haar wachsen. Mit der Zeit wird es sogar oft zur schönsten Zierde ehrwürdiger, edler Köpfe, zum Silberhaar. Aber die riesigen Billardbälle, als welche die Mäunerköpfe, von oben gesehen, oft erscheinen? Auch hier sagen wir: lieber immerwährender Vollmond, als falschhaarige, giftige Lüge. Und wem die sich allmälig über den ganzen Schädel ausdehnende, edle Stirn (treffend dichterischer Ausdruck für kahle Platte nicht war?) gar zu groß und leuchtend erscheint, mag immerhin ohne Scheu und Hehl eine immerwährende Mütze, womöglich von einigem, gesammeltem Haar, tragen. Gut ist und bleibt es freilich, es lebendig in der Kopfhaut zu behalten.

Auch läßt sich viel dafür thun, wahrscheinlich aber niemals mit den dafür angepriesenen Mitteln. Unsere Löwen- und Bärenpomaden bestehen in innerer Kraft, namentlich der Kopfhaut, die wir leider selbst durch Mangel an Einsicht und Pflege gar zu häufig skalpiren. Das häufigste und abscheulichste Enthaarungsmittel der Civilisation bestrebt jedenfalls in der noch herrschenden, kleinstädtischen, bedientenhaften Abdeckelung unserer Köpfe vor allen möglichen hohen Herrschaften und Respektspersonen, denen wir in Wind und Wetter draußen begegnen. In kleinen Städten namentlich arbeiten die rechten Arme berühmter oder beliebter Männer auf der Straße fast immerwährend wie Pumpenschwengel und schleudern ihre Angströhren vom Kopfe in graziösen Schönheitslinien durch alle mögliche Temperaturgrade der Luft. Dabei sind Erkältungen der Kopfhaut nicht zu vermeiden, so daß früher oder später Kahlköpfigkeit als Strafe für diese abgeschmackte Mode eintritt. Schon vor mehr als dreißig Jahren blühte in Berlin ein Hutaufbehaltungs-Verein; einen solchen bilden längst alle Engländer, Amerikaner und Mohamedaner. Warum faßt Deutschland nicht endlich auch den Muth dazu, dieses militärische Deutschland, wo täglich hunderttausende von straffen Jünglingen und Männern selbst ihre höchsten Vorgesetzten unterthänigst grüßen, ohne sich dabei Blößen zu geben. Statt der steifen Finger an der Mütze könnten wir in Civil ja recht gut die ganze Hand und den Arm zu anmuthigen Grußbewegungen, resp. den ganzen Körper zu herzlichen Verbeugungen gebrauchen. Wie herzgewinnend und anmuthig wissen Damen ohne Kopfentweihung zu grüßen! Also fehlt es ja von keiner Seite an Mustern für Schonung unserer Haare.

Digitized by Google

und Hüte. Darum fasse Muth, deutsches Heldenvolk, auch ohne Militäruniform und lerne kühn durch Wind und Wetter mit dem Feldgeschrei schreiten: Keine Abdeckelungen mehr, Immer mit'm Hut!

Unser wundersamer Haarbalsam besteht also zunächst in dem guten Rathe: keine muthwillige, unsinnige Erkältung der Kopfhaut! Dazu nehme man Reinlichkeit, guten Kamm und Bürste, dann und wann auch wohl etwas unverfälschtes Rinder- oder Ochsenmark und halte dabei Zeitlebend gute, körperliche und geistige Diät. Mörderlicher als Indianer skalpiren allerhand Ueberbürdungen unseres Gehirns durch geistige Arbeit, nächtliche Gelage, alkoholische, erotische, gambrinische und gastronomische Ausschweifungen unsere Kopfhäute. Sorgen und Kummer, aber noch mehr Unwirthschaftlichkeit und schlechte Lebensweise entwaffnen unser Blut des nöthigen haarfärbenden Eisens und machen uns zu Grauköpfen. Das beste Haarfärbungsmittel hat daher Bismark erfunden: Blut und Eisen. Nur muß man mit dem Eisen nicht stechen und das Blut nicht vergießen, sondern letzteres mit ersterem erquicken und stärken. Wir überlassen es Aerzten, Eisenmedizin und Stahltropfen für diesen Zweck zu verschreiben, meinen aber, daß wir mit unseren angedeuteten Mitteln Millionen Schöpfe retten und erhalten können. Wer aber dennoch grau wird, hoffe auf Silberhaar, und wo ein immerwährender Vollmond jeden Morgen aus der Nachtmütze aufgeht, mögen Haare auf den Zähnen desto hartnäckiger und borstiger allen Feiglingen und Heuchlern beweisen, daß noch Männer in Deutschland wohnen und wirken.

(Altrussische Manier.) Die „Berliner Montags-Zeitung" erzählt folgende Anekdote: Cäsarewitsch Konstantin, der Bruder des Kaisers Alexanders I. von Rußland, zeichnete sich als Oberbefehlshaber des Kriegsheeres in Polen bekanntlich durch Willkühr-Maßregeln der grausamsten Art aus. Einst gab der verwilderte Prinz in Warschau den Polen, die zu seinem Hofstaate gehörten, ein russisches Mahl. Um diese Polen als solche zu tyranniſiren, ließ er als Dessert Talglichte vertheilen, und wehe dem Gaste, der das auf seinen Teller gelegte ekelhafte Fett nicht hinuntergeschluckt hätte! Ihm, dem Cäsarewitsch selbst, — hatte eine aus Zucker gefertigte, täuschende Nachahmung servirt werden sollen. Der aufwartende Diener beging ein Versehen: der Großfürst bekam eine wirkliche Unschlittkerze und einer der Gäste die Zuckerstange. Konstantin, der versichert hatte, die Speise wäre für jeden ächten Russen eine Delikatesse, hätte nach dem ersten Biß in den Talg der Sache durch einen Scherz ein Ende machen können. Allein auf das scheußliche Vergnügen wollte er nicht verzichten, die marterhaften Krämpfe anzusehen, die er den Andern verursachte, und so zwang er sich zu essen, was er sich selbst eingebrockt hatte, nur daß er grimmig forschende Blicke umherwarf, um aus einer überraschten oder behaglichen Miene auf den glücklichen Gast schließen zu können, welcher vom Irrthum profitirt und die Zuckerstange bekommen hatte. Es wäre ihm später schlimm ergangen. Der Glückliche war aber wohl darauf bedacht, sich nicht zu verrathen. Er schnitt dieselben entsetzlichen Gesichter wie seine Tischgenossen und heuchelte die Krämpfe, von welchen diese in Folge der russischen Gastfreundschaft ergriffen wurden. Nie war Zucker, mit süßem Liqueur gefüllt, undankbarer verschlungen worden.

Räthsel.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. eine Stadt in Frankreich,
7. 5. 3. 4. 2. 6. 1. eine Stadt in Italien.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 64

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

„Der „gefleckte Schwanz" wird ſich des Verſprechens erinnern, das er ſeinem Bruder, der „ſchwarzen Schlange", gegeben hat, ſprach jetzt der Meſtize. „Das blonde Mädchen am Beaver Creek und ein guter Theil an den erbeuteten Waaren wird der ſchwarzen Schlange ausgeliefert, denn ſie war es, welche ihren Brüdern Kundſchaft aus dem Lager der Weißen brachte."

Wäre die Dunkelheit nicht zu groß geweſen, ſo hätte der Meſtize das verächtliche Zucken um die Lippen des jungen Häuptlings ſehen können, als er kalt erwiderte:

„Ein Häuptling entſinnt ſich ſtets ſeines Wortes. Die „ſchwarze Schlange" wird das erhalten, wornach ihr Herz verlangt."

„Well, Häuptling!" rief der Halbblut-Indianer. „Die ſchwarze Schlange vergilt gute Dienſte. Gib ihr zwanzig junge Männer, und ehe die Sonne aufſteigt, ſollen drei ſchwer beladene Wagen, welche ſechs oder acht Meilen von hier ſtehen, in unſeren Händen ſein. Ein Kaufmann aus dem Oſten und ſein Sohn wollen mit den Waaren nach dem Beaver Creek."

„Der gefleckte Schwanz will nicht die Waaren der weißen Männer, er will ihren Tod," ſprach der Häuptling ſtolz.

„Lebend ſollen die weißen Kaufleute nicht wieder nach dem Weſten zurückkehren," lachte der Meſtize. „Der Aasgeier ſoll ihr Fleiſch haben. Warum will aber mein Bruder die Waaren ſeiner Feinde nicht nehmen? Sein Anſehen unter den Stämmen wird immer mehr wachſen, wenn er ſeine Hand öffnen und Gaben ſpenden kann."

Der Häuptling ſchien die Worte Foudre's nicht gehört zu haben.

„An der geſpaltenen Eiche werden in kurzer Zeit zwanzig junge Männer bereit ſtehen, der „ſchwarzen Schlange" zu folgen — und die Skalpe der weißen Kaufleute zu nehmen."

Nach dieſen Worten wandte er ſein Pferd und galoppirte davon. Auch der Meſtize trabte der Richtung wieder zu, von der er gekommen war.

Donatus verſtand den Sinn der gehörten Reden erſt allmählig, denn auch er hatte, wie ſämmtliche Weißen in den Anſiedelungen, keine Ahnung davon, daß eine Kataſtrophe ſo nahe bevorſtehe. Als ihm der ſchwarze Anſchlag klar wurde, wäre er beinahe ſeinem erſten Impulſe gefolgt, der ihn trieb, die beiden Reiter nieder zu ſchießen, und beſonders mächtig wurde dieſer Trieb, als ſich Jacques Foudre als Beute das blonde Mädchen am Beaver-Creek forderte, denn es ſchien ihm ſelbſtverſtändlich, daß nur Hedwig es ſein könnte, welche von allen Blondinen dieſer Kolonie die Begierde des Schurken reizte. — Zum Glück für ſeine Freunde behielt indeß kaltblütige Ueberlegung die Oberhand und er beſchloß, ſeiner früher unter Aufſicht und Leitung des alten Grunert ſo oft erprobten

Digitized by Google

Sicherheit im Zielen nicht zu vertrauen, da ein Fehlschuß bei der Dunkelheit leicht möglich war und für ihn, zwei gewandten Feinden gegenüber, leicht verderblich werden, und somit auch Baumgart's alle Aussicht auf Rettung abschneiden konnte.

Als die beiden Reiter davongaloppirt waren, warf er sein ohnehin leichtes Bündel zu Boden, zog den Leibriemen fester zusammen und wollte eben den Lauf nach der Wegscheide und von dort nach Baumgart's Farm beginnen, als er abermals Hufschläge aus der Richtung von New-Ulm her hörte. Schnell schlüpfte er wieder hinter den Baum.

Es war Jacques Foudre, der zurückkehrte, um sein Messer zu suchen, das ihm aus dem Gürtel geglitten war, — und etwa drei Schritte vom Ahornstamme entfernt am Boden lag.

Der Mestize stieg ab — und begann umher zu suchen, ohne Ahnung, daß wenige Schritte von ihm entfernt, ein Gegner auf Tod und Leben harrte, in dessen Macht es stand, durch einen wohlgezielten Messerstoß der für den kommenden Morgen angesetzten Tragödie schon jetzt ein Vorspiel zu bereiten.

Donatus fühlte, wie sein Blut siedend heiß durch die Adern jagte. Den Revolver hatte er schon zuvor in seine Ledertasche geschoben, um beim Lauf die Hände frei zur Bewegung zu haben. Jetzt zog er sein Messer, dessen Griff er krampfhaft umfaßte; das glühende Auge war fest auf seinen Todfeind gerichtet, der sich ahnungslos dem verhängnißvollen Baumstamm näherte.

Der Mestize stieß mit dem Fuß an seine Waffe. Er bückte sich, — um dieselbe aufzunehmen.

Die Gelegenheit zum Ueberfall war für Donatus so günstig wie möglich. Ein Stoß in den Rücken des gebeugt Tastenden machte dessen ferneren Abenteuern und Schandthaten ein schnelles Ende.

Aber Donatus schob langsam sein Messer wieder in die Scheide zurück. Er hatte einen kurzen, schweren Kampf gekämpft und gesiegt. Er wollte den Feind nicht meuchlings niederstoßen, aber sein Herz brannte vor Verlangen darnach, diesen Menschen Brust gegen Brust zu bekämpfen, wenn Baumgart's gerettet und die Feindseligkeiten offen ausgebrochen waren.

Der Mestize bestieg sein Roß und sprengte zum zweiten Mal davon; Donatus eilte schnellen Laufes seinem Ziel entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

I.

Ober-Ammergau.

Das durch die klassische Aufführung seines Passions-Spiels berühmte Pfarrdorf Ober-Ammergau liegt im südwestlichen Theile von Oberbayern, 2600, über der Meeresfläche, unweit der Grenze Tyrols, auf dem rechten Ufer der Ammer, die im Bezirke der ehemals berühmten Abtei Ettal entspringt. Seine gegenwärtige Bevölkerung ist eine Vereinigung aus schwäbischen, altbayerischen und tyrolischen Elementen; ebenso ist die Sprache der Eingebornen ein Gemisch von bayerischer, schwäbischer und tyrolischer Mundart. Schon im 9. Jahrhundert n. Chr. G. gehörte dieser Gau Bojoariens zur Herrschaft der Welfen, mit welchen das später hervortretende Regenten-Geschlecht der Schyren oder Wittelsbacher in naher Bluts-Verwandtschaft standen. Kaiser Ludwig der Bayer hatte, einem in Italien gethanen Gelübde entsprechend, den engen Gebirgswinkel der Pfarrei Ober-Ammergau, durch welchen man aus dem Ammerthale in das wild romantische Thal der Loisach hinabgelangt, zum Sitz eines Klosters und Ritterstiftes gemacht und

Digitized by Google

dort die berühmte Abtei Ettal gegründet. In der Kirche desselben setzte er das holde Bild der seligsten Gottesmutter, welches er aus Italien mitgebracht hatte, zur frommen Verehrung der Gläubigen aus. In der Stiftungs-Urkunde des Klosters vom Georgen-Tage 1330 ertheilte oder bestätigte er zugleich den Bauern von Ober-Ammergau ihr Erbrecht. Von den Banden der Leibeigenschaft entledigt, lernten die Bauern als freie Leute sich fühlen; sie wurden ein achtbarer Stand und darum auch früher zu hochsinnigen Unternehmungen, fähig als in andern Theilen Deutschlands, wo das Landvolk noch in einer so freien und glücklichen Verfassung lebte.

Spricht einestheils die höchste historische Wahrscheinlichkeit dafür, daß bereits die Römer an ihrer von Verona nach Augsburg geführten Heerstraße auf der Stelle des heutigen Ober-Ammergau eine Station hielten, so ist anderntheils geschichtlich erwiesen daß der lebhafte Handelsverkehr, welcher im 14. und 15. Jahrhundert besonders mit den Erzeugnissen Ostindiens von Italien her nach den Niederlanden und Norddeutschland stattfand, auf seinem Zuge von Venedig nach Augsburg seinen Weg durch Ober-Ammergau nahm. Noch wird die Stelle gezeigt, wo das Waaren-Niederlage-Gebäude gestanden hat. Der hierdurch herbeigeführte Verkehr mußte natürlich unter die Ammergauer auch eine höhere Cultur bringen, als die Landleute jener Zeit anderwärts erlangen konnten. In dem von Ammergau nicht weit entfernten Kloster Rothenbuch, an welches im 13. Jahrhundert das Patronats-Recht über die Ammergauer Pfarrei gelangt war, bildete die Holzschnitzerei die hauptsächliche Beschäftigung der Klosterbrüder, von welchen unfraglich auch die Ober-Ammergauer diesen von ihnen jetzt so schwunghaft betriebenen Erwerbszweig schon frühe erlernten. Der lange Jahre dauernde Bau des Klosters Ettal, für welchen tüchtige Steinmetzen und Bildhauer von weit her geholt wurden, mochte ihnen Gelegenheit gegeben haben, ihre Schnitz-Arbeiten nach und nach zu vervollkommnen und kunstgerechter zu fertigen, zumal die zahlreichen zum Gnadenbilde von Ettal wallfahrenden Pilgrime gern irgend ein geschnitztes Andenken zur frommen Erinnerung mit nach Hause nehmen wollten. Auch schon wegen der geringen Ergiebigkeit ihres Bodens wendeten sich immer mehr Gemeinde-Glieder der Schnitzkunst zu und brachten die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes, so viel nicht am Orte selbst verwerthet werden konnte, entweder selbst oder durch Andere in die weite Welt. Gegenwärtig beschäftigt die Holzschnitzkunst den größern Theil der Einwohner die längste Zeit des Jahres hindurch. Im Vorübergehen sieht man durch die Fenster Klein und Groß an den schmalen Werktischen bei der Arbeit. Da liegen Christuskörper, die später Arme bekommen und an's Kreuz geheftet werden sollen; daneben Heiligenbilder in Menge, an welche die letzte Hand gelegt wird; vor den Thüren sind Frauen und Kinder beschäftigt, Mohrenkönige und Elephanten, Esel und Ochsen, Bauernpüppchen in der Nationaltracht bunt zu bepinseln und in die Sonne zu stellen zum Trocknen. Aus Ahorn- und Spindelbaumholz werden wahrhafte Kunstwerke geschnitzt, theils Nachbildungen vorhandener Meisterwerke, theils selbständige Compositionen, bei welchen sogar Portrait-Aehnlichkeit auch in den in ganz kleinen Dimensionen geschnitzten Arbeiten auf überraschendste Weise hervortritt.

In dem alle möglichen Schnitz-Gegenstände führenden Verlag von Lang findet man Kunstwerke, die uns lebhaft an mittelalterliche Meister erinnern. Das kostbarste, was dieses Waarenlager aufzuweisen hat, sind kleine, nur drei bis vier Zoll hohe Schnitzereien ohne Farben-Anstrich, theils Conterfeis neuerer Monumente, theils Abbilder berühmter Lebender und Todter. So sieht man Schiller und Göthe, Guttenberg und Albrecht Dürer, nach ihren ehernen Statuen getreu nachgebildet; Friedrich von Preußen scheint noch eben so wohl seine Käufer zu finden wie Napoleon I., und neben andern gekrönten Häuptern steht da für reisende Engländer das Bildniß der Königin Victoria im vollen Krönungsornat, freilich nicht nach dem Portrait, sondern mit einer remarcably fine bust. Solche Bildchen stehen im Werthe von sechs bis zwölf Gulden; einzelne Kunstwerke mögen wohl noch theuerer verkauft werden. Der Lang'sche Verlag besorgt den Engros-Verkauf dieser

Digitized by Google

Dinge faſt für das ganze Dorf und erhält deßhalb im Sommer zahlreichen Zuſpruch von Touriſten und Kunſtfreunden aus allen Weltgegenden.

Das Dorf Oberammergau ſelbſt liegt unter reizendem Berggelände; die Pfarrei zählt an 1200 Seelen und wird von einem Pfarrer und einem Hülfspriester paſtorirt. Die Häuſer liegen an der Ammer hin, von dürftigen Wirthſchaftsgebäuden umgeben; denn die Gegend iſt weder dem Getreidebau noch ausgedehnter Viehzucht günſtig. Gegen Süden erheben ſich die höchſten Berge der Voralpen: der Ammergauer-Koſel, 4000 Fuß hoch, das Ettaler-Mandl und andere bekannte Bergſpitzen. Auf der entgegengeſetzten Seite laſſen die Höhen offene, nur oben mit Fichten gekrönte Wieſengelände ſehen, und die Gegend geht bald in das lechrainiſche Hügelland über aus welchem ſich der fernſichtige Peißenberg erhebt. Wenn dem Gelände auch die erhabene Schönheit der höhern Alpenthäler mangelt, ſo ſpricht es uns doch in ſeiner milden Gebirgs-Natur freundlich und erhebend an. Die Häuſer der Ammergauer ſind nach Hochlands-Art gebaut; ſie haben flache, mit Steinen beſchwerte Holzdächer, zeigen am Giebel irgend einen Zierrath, meiſt von Schnitzwerk, und laufen in die üblichen Vorſprünge aus; durch ihren ſaubern Anſtrich aber neigen ſie zum Städtiſchen hin. Wo früheres Brandunglück oder Neuerungsſucht nicht ſtörend in die Form der Wohnungen eingegriffen hat, bedecken zum Theil recht ſchöne Gemälde die äußern Hauswände, in denen man leicht fromme Darſtellungen aus der hl. Schrift oder dem Leben der Heiligen erkennt. Auf dem Ehrenplatze, in der Mitte der Vorderſeite prangt faſt überall das Bild der gnadenreichen Mutter von Ettal. Die meiſten dieſer Bilder rühren von Franz Zwink her, welcher einſt dem berühmten tyroler Maler Knoller, als dieſer in der Ettaler Stiftskirche an ſeinen trefflichen Gemälden arbeitete, die Kunſt ablernte, dem Wandgemälde die in ihrer Friſche andauernden Farben zu geben. Neben dieſen Schildereien bemerkt man an den Wänden zahlreiche Schnörkel Muſcheln, Schappen und alle Schönheiten des beliebten Rococo. Schon dieſer Anblick verräth den hohen Sinn der Einwohner für zeichnende und plaſtiſche Kunſt.

(Fortſetzung folgt.)

In einer Weinhandlung zu Berlin gerieth kürzlich Herr N..., ein Hauswirth, mit Herrn X..., ſeinem bisherigen Miether, der ſeine Wohnung am 1. Oktober verlaſſen hatte, in ein ſehr lebhaftes Geſpräch über die Annehmlichkeiten ſeines Hauſes. — Da dieſe nicht anerkannt wurden, äußerte er zu Herrn X...: „Ich bin froh, daß Sie gezogen ſind!“ — „Und ich,“ lautete die Antwort, „bedaure ſehr, daß Sie ungezogen ſind.“

Palyndrom.

Vorwärts bin ich Schmeckern lieb,
Rückwärts haſſet mich der Dieb.

* * *

Auflöſung der Charade in Nro. 62: Vers — Tand, Verſtand.

Aufgelöst von p. t.: Theres Wilhelm in Buchloe, Anna Sonner in Edelſtetten Grz. König hier, Fr. Birkinger jr. hier, Sigm. Lehmann hier, Joſ. Deubler in Wallerſtein, Martin Fiſt in Breitenbrunn, Georg Kreutzer von Dinkelscherben, Alois Kögel in Riedern, Max Mayer hier, L. Kiechle in Lauingen, Th. Heindl hier, Viktorine Frey v. n Burgau, B. Ruß hier, B. Bauernfeind hier und verſchiedenen Anonymen hier und auswärts.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 65.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Er traf die Familie noch wach und um den großen Tisch geschaart, als er nach etwa halbstündigem Lauf schweißtriefend und im höchsten Grade erschöpft auf der Farm anlangte.

Da jeder Augenblick kostbar war, verlor er keine Zeit mit Einleitungen, sondern rief schon beim Eintreten den Ueberraschten zu, daß unvorhergesehene Umstände die Anwesenheit sämmtlicher Hausstands-Mitglieder in New-Ulm erheischten, und daß er das Nähere Herrn Baumgart beim Anspannen der Pferde mittheilen werde.

Die Bestürzung, welche durch diese Worte hervorgerufen wurde, war immer noch hinlänglich, die rechtzeitige Abfahrt Aller zu verzögern, und Donatus rief daher, ohne viele Umschweife, den Ueberraschten zu, sie möchten nur die am leichtesten wegzuschaffenden, werthvollsten Sachen zusammenpacken und auf einen Wagen bringen, der alle Personen zu fassen im Stande sei. Ohne selbst mit Hedwig, deren Auge besorgt auf seinem erhitzten Antlitz ruhte, zu sprechen, — zog er dann Vater Baumgart in den Hof, im Abgehen dem jungen Mädchen freundlich und ermuthigend zunickend.

Herrn Baumgart theilte er Alles mit, was er Besorgliches gesehen und gehört hatte, und schilderte die Unterredung so wortgetreu, daß der Vater Hedwig's keinen Augenblick im Unklaren darüber blieb, wer die „schwarze Schlange" sei.

Mit großer Geschwindigkeit wurden dann von Donatus, — Baumgart und dessen Knecht die erforderlichen Vorbereitungen getroffen, und in wenig mehr als einer Viertelstunde nach der Ankunft Donatus rollte der Wagen Baumgart's, von zwei muthigen Pferden gezogen, durch die Dunkelheit dahin und schnell New-Ulm zu.

Vor der Abfahrt hatte es allerdings der Aufwendung von Baumgart's ganzer Autorität bedurft, um die Frauen, welche den wahren Grund ihres schleunigen Aufbruchs ahnten, und durch den Schrecken der Gefahr bestürzt und verwirrt geworden waren, in der Auswahl der mitzunehmenden Sachen zu beschränken, denn eine Menge an sich höchst nützlicher, im gegenwärtigen Moment aber durchaus überflüssiger Dinge lag am Boden, und die armen Weiber versicherten, der aufgestapelte Berg von Wirthschaftsgeräth sei absolut unentbehrlich; ja Friederike, die Gattin des Knechts und wohlbestallte Köchin, — weinte bittere Thränen, als ihr hartherziger Brodherr eine Anzahl eiserner Kochtöpfe, einen Besen und sonstige Sachen zum Zurückbleiben verurtheilte.

Schnell sprengten die Rappen Baumgart's auf dem ziemlich guten Wege dahin. — Der Knecht fuhr. Neben ihm saßen Baumgart und Donatus, hinter ihnen, auf zwei Sitzen, die Frauen und die beiden Knaben.

Bis über die Wegescheide hinaus ging die Fahrt unbehindert von Statten.

Man hatte die Frauen bereits in schonender Form von einem drohenden Indianer-Aufstande in Kenntniß gesetzt und sprach eben davon, ob man nicht die Farmer, vor

Digitized by Google

deren Wohnungen man späterhin vorbeikommen müßte, warnen könne, als plötzlich die Pferde stutzten, heftig schnaubten und nicht von der Stelle zu bringen waren.

Der Knecht wollte absteigen, um nach dem Hinderniß zu sehen, welches die gut eingefahrenen Thiere vom Vorwärtsschreiten abhielt. Donatus aber erkannte ein Manöver der Rothhäute und hinderte den Kutscher, einem gewissen Tode entgegen zu gehen.

„Weg da vorn von den Pferden!“ rief er in englischer Sprache und zog seinen Revolver. „Fort mit Euch — oder wir geben Feuer!“

Der Knecht trieb die Pferde an, die nun ohne Widerstreben gehorchten — und in gestrecktem Galopp dahinflogen.

„Es ist klar, daß der Weg mit Indianern besetzt ist,“ sprach Rasch. „Es betrübt mich tief, daß wir die übrigen Farmer nicht warnen können — und sie ganz sich selbst überlassen müssen. Nur die Furcht, daß wir durch unsere Schüsse die Gegend allarmiren, hält die rothen Mörder ab, uns zu tödten; würden wir aber Miene machen, in anderer Weise die Umwohnenden von der Gefahr zu benachrichtigen, so würden die Sioux uns sicher morden, ohne daß es uns gelänge, durch Aufopferung unseres Lebens einem Einzigen dasselbe zu retten. Die einzige Hoffnung, die Umwohnenden gerettet zu sehen, scheint mir die Möglichkeit, daß sie sich in ihren Häusern vertheidigen, bis wir von New-Ulm aus mit Verstärkung zurückkehren.“

Weder Donatus selbst, noch Baumgart hatten sonderliches Vertrauen zu dieser Möglichkeit, sie sprachen indeß ihre Bedenken nicht aus, um den Frauen die Hoffnung auf Rettung ihrer Nachbarn zu lassen.

Noch einige Mal wiederholte sich während der Fahrt die Störung, welche aber stets durch die Drohung des jungen Rasch beseitigt wurde. Die Indianer hatten offenbar gehofft, durch das Anhalten der Pferde würden die Insassen des Wagens sich zum Aussteigen bewogen finden, um nach der Ursache der Störung zu sehen, und es würde dann ein Leichtes sein, die Ahnungslosen zu überfallen und ohne den Gebrauch von Feuerwaffen zu ermorden. Das Drohen unseres Donatus, von seinem Revolver Gebrauch zu machen, bewog die Indianer immer wieder, den Wagen passiren zu lassen.

So näherten sich die Flüchtigen schnell New-Ulm, und fuhren etwa zwei Stunden nach Mitternacht bei Seiler's Hotel vor.

Auf ihr heftiges Klopfen erschien endlich brummend der Hausknecht und ließ das Fuhrwerk in den Hof.

Die Gesellschaft betrat das Haus, und Donatus verlangte sofort den Eigenthümer, Herrn Seiler, — zu sprechen, was auch von Seiten des Hausknechts nach einigen Weitläufigkeiten gewährt wurde.

Mit kurzen Worten theilten Baumgart und Rasch dem Erstaunten mit, was wir eben erzählt haben, fanden aber Anfangs nur wenig Glauben, ja Seiler deutete sogar an, sie würden sich wohl durch das Scheuen der Pferde zu dem irrigen Glauben haben bewegen lassen, daß Indianer den Weg besetzt hätten.

„Sodann gehört wohl die von mir belauschte Unterredung auch in das Reich der Träume?“ fragte Donatus, ärgerlich gemacht durch den Unglauben Seiler's.

„Ich will Ihnen nicht zu nahe treten, Herr Rasch,“ entgegnete Seiler begütigend. „Die Indianer haben sich indeß seit Jahren so ruhig verhalten, daß es mir allerdings schwer wird, an eine von dieser Seite drohende Gefahr zu glauben; die Möglichkeit liegt ja immer vor, daß Sie, ermüdet von dem weiten Wege, eingeschlafen sind und sehr lebhaft geträumt haben.“

Nur mühsam bemeisterte Rasch seinen Zorn.

„Sie werden nicht eher an einen Indianer-Aufstand glauben, bis man Ihnen die Kopfhaut von der Stirn zieht,“ sprach er. „Wollen Sie indeß meinem Wunsch nicht Folge geben, und eine Anzahl besonnener, angesehener Männer zur Vereinbarung nothwendiger Schritte zusammenberufen, so werde ich genöthigt sein, — selbst die Stadt zu

Digitized by Google

allarmiren, da ich nicht aus reiner Gefälligkeit für Ihre Zweifel meinen Skalp den Rothhäuten überlaſſen möchte."

Die Haltung Seiler's gegenüber den Mittheilungen des jungen Raſch charakteriſirt die damalige öffentliche Meinung in den Anſiedelungen über die Geſinnungen der Indianer. Man hatte Jahre lang mit den Ureingeborenen im Frieden gelebt, ja in ſo freundſchaftlichem Verkehr geſtanden, daß mitunter Hunderte von rothen Männern, Weibern und Kindern die Straßen der kleinen Städte im Weſten erfüllten, ohne daß die Anſiedler irgend eine andere Vorſicht, als etwa die Aufmerkſamkeit gegen kleine Diebereien, die beim Handel vorkamen, für geboten erachteten.

Man war daher der Meinung, die rothen Krieger würden ſich ſchwerlich mit dem Abſchlachten einzelner Farmerfamilien aufhalten, wenn ſie überhaupt die Kriegsaxt auszugraben beabſichtigten, ſondern man glaubte, in dieſem Falle würden ſie ſich die jahrelange Vertrautheit mit den Weißen zu Nutze machen, in gewohnter Weiſe zu Hunderten in die Städtchen kommen, und dort plötzlich die Maske abwerfen, um zu morden und zu brennen.

In der That wäre eine ſolche Methode für die Indianer ungemein vortheilhaft geweſen, und ſchwerlich hätte in dieſem Falle der Aufſtand ſich auf einen verhältnißmäßig ſo geringen Landſtrich lokaliſiren laſſen, als es geſchah, denn die Weißen waren, wie erwähnt, auf einen Grenzkrieg nicht vorbereitet, und erfahrene, ruhige Männer, welche mit allen Verhältniſſen genau bekannt waren, ſprachen gegen den Verfaſſer dieſer Erzählung, als derſelbe im Spätherbſt 1864 in St. Paul war, die Ueberzeugung aus, daß es den reichlich 5000 Krieger zählenden Indianerbanden nicht ſchwer geworden wäre, ſelbſt die Stadt St. Paul, welche damals etwa 15,000 Einwohner hatte, in Aſche zu legen, ja man war der Meinung, daß der „gefleckte Schwanz", dieſer gefürchtete Siouxhäuptling, ſeinen Plan, alle Anſiedelungen bis an den Miſſiſſippi zu zerſtören, hätte ausführen können, wenn es ihm gelungen wäre, — ſeine Verbündeten zu einmüthigen Operationen zu bewegen.

Welche unſäglichen Mühen und Kämpfe hätte es alsdann gekoſtet, die zerſtörten Stätten der Civiliſation wieder aufzubauen und einzurichten!

Der Mangel an Intelligenz und Einmüthigkeit war es, welcher die Anſiedelungen vor gänzlicher Zerſtörung bewahrte, die unfehlbar gelungen wäre, wenn die Indianer, anſtatt durch den Aufenthalt, der aus der Niedermetzelung der zerſtreut lebenden Farmer-Familien entſtand, den Städten Zeit zur Organiſation zu geben, ſofort die Städte überfallen hätten. Dieſer Stützpunkte beraubt, hätten die Weißen ohne Zweifel eine allerdings nur vorübergehende, nichts deſto weniger aber ſchwere Niederlage erlitten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Paſſions-Spiel in Ober-Ammergau.

II.

Kurze Geſchichte des Paſſionsſpieles.

Der Kunſtſinn und die Kunſtfertigkeit der Ammergauer, verbunden mit der natürlichen Lage des Ortes, bilden die natürliche Grundlage des von ihnen in ſo ausgezeichneter Weiſe gegebenen Paſſionsſpieles; allein die Sache hat noch einen tieferen religiöſen Grund. Das Paſſionsſpiel war in früheren Zeiten an unzähligen Orten ein Theil des Gottesdienſtes in der Faſtenzeit. Die Vorſtellungen fanden in der Kirche ſtatt und beſtanden in einer Reihe bildlicher Darſtellungen, die mit der Adventszeit begannen und mit dem Pfingſtfeſte ihren Abſchluß fanden. Die Herberge der h. Familie, d. i. das Aufſuchen einer Wohnung in Bethlehem durch Maria und Joſeph, ſowie die Krippen-Vorſtellungen haben ſich bis auf unſere Zeit, wenn auch nur en miniature, in den Wohnungen und

Digitized by Google

in Seiten-Kappellen größerer Kirchen erhalten. Selbst in ganz protestantischen Städten, Norddeutschlands z. B. in Quedlinburg kamen um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts noch Passionen und Lebensläufe der Patriarchen zur dramatischen Darstellung. Auf allen Schulen in Sachsen und Schlesien spielten die Schüler die ihrem Stoffe nach aus der h. Schrift entnommen Schauspiele des fruchtbaren Schul-Rectors Christian Weise († 1700). Geistliche Spiele, zuerst in lateinischer und später in deutscher Sprache, waren es auch, die einst in Berlin auf dem Rathhause von den Mönchen durch die Schüler ihrer Lehranstalt aufgeführt wurden. Die Stadtrechnungen von Berlin und Köln führen noch die Belohnungen auf, die dem Dichter dafür von der Bürgerschaft zu Theil wurden. Hier wie anderwärts nahmen die obersten Klassen der Gesellschaft als Mitspieler Theil. G. Friedländer hat im Jahre 1840 „eine kurze Comödien von der Geburt des Herrn Christi, von Prinzen und Prinzessinen des Churfürstlichen Hofes im Jahr 1589 in Berlin aufgeführt," nach der Handschrift herausgegeben. Das Christkindlein spielte der achtzehn Monate alte Markgraf Friedrich, die sechszehnjährige Elisabeth v. Mansfeld, „eine wunderholdselige Jungfrau", die drei Jahre darauf mit ihrem Wahlspruch: „Gott wend' mein Elend" starb, stellte die Mutter Gottes dar; die übrigen Spieler zählten meist zwischen acht und zehn Jahren. (Guido Görres' Bericht.)

In den Niederlanden wurden bald nach der Reformation wieder regelmäßige Aufführungen geistlicher Stücke üblich; selbst Männer wie Heinsius und Grotius versuchten sich in dieser Art Poesie, namentlich ist der „Leidende Christus„ des Grotius bekannt geworden. Ja, in jenem Lande fand die geistliche Poesie solchen Anklang, daß selbst der größte Dramatiker, der Nation, Joost van den Vondel, dieselbe kunstgemäß auszubilden sich befliß, in Lucifer den Fall der Engel dramatisirte und des Erzvaters Joseph Geschichte in eine dramatische Trilogie brachte. In gleicher Weise wurden auch im lutherischen Schweden dem Volke häufig geistliche Schauspiele vorgeführt, um dadurch auf das religiöse und moralische Gefühl der Zuschauer einzuwirken. Der Reichs-Reformator Petri beruft sich in der Vorrede zu seiner „Komödie vom Tobias" auf die Vorfahren, welche in Komödieen von heiligen Leuten gute Vorbilder aufgestellt hätten. Fast alle Vorreden zu geistlichen Schauspielen protestantischer Verfasser berufen sich für die Vertheidigung solcher Aufführungen auf Luther selbst, der bekanntlich das Buch Judith und die Geschichte des Tobias, "schöne Gedichte, liebliche gottselige Komödieen" nannte und die Vermuthung ausgesprochen hatte, die Juden möchten solche Gedichte, wie die Deutschen die Passion, gespielt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Lehrer an einer Lateinschule, dem, wenn er im Schelten war, auch der stärkste Ausdruck noch zu schwach schien, — sagte, als einst ein Schüler einen sehr verzeihlichen Fehler gemacht hatte: „Junge, fühlst du denn nicht, was du gethan hast? Durch deine Dummheit ist ja Gott und Mensch, Himmel und Erde blamirt." — Ein anderer, sehr trefflicher Lehrer pflegte in seiner Lebhaftigkeit bei solchen Gelegenheiten zu sagen: „Mein Gott, da möchte man mit den Füßen die Wand hinauf laufen, um dann an den Fingernägeln wieder herunter zu rutschen."

Logogryph.

Salomo sang mich in göttlicher Weise,
Zwei Zeichen hinweg: Ihr seht mich am Greise.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 66.

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

Die Beſtimmtheit in dem Auftreten des jungen Mannes und die Unterſtützung, die er durch Baumgart erhielt, bewirkten, daß Seiler ein halbes Dutzend Männer zuſammenrief, mit welchen die Angelegenheit beſprochen werden ſollte, und da jene Männer bei den folgenden Kämpfen eine mehr oder weniger hervorragende Stellung einnehmen werden, ſo dürfte es am Platze ſein, ſchon hier Einiges über dieſelben zu ſagen.

Erwähnen wir zuvörderſt des deutſchen Rechtsanwalts Schillock, — eines großen Mannes mit kahlem Schädel und langem Bart, deſſen Kopf den Eindruck machte, als hätten ſich ihm ſämmtliche Haare vom Oberhaupt in den untern Theil des Geſichts hinuntergeſchoben. Er war ein energiſcher Mann, deſſen Muth mitunter an Tollkühnheit ſtreifte, ein guter Geſellſchafter, tüchtiger Juriſt und feiner Weinkenner.

Neben dieſem Herrn nahm der Mühlenbeſitzer Rehfeld, ein feingebildeter Mann von großem Unternehmungsgeiſt, Platz. Er war es, der die erſte Sägemühle in der Gegend bauen ließ, und auch ſonſt durch ſeine Intelligenz viel zum Emporblühen der Stadt beitrug.

Gedenken wir noch des muntern Spenner, der in der Nähe der Stadt eine Farm beſaß. Er gehörte zu den Gründern New-Ulms, war eifriger Communiſt geweſen, allmählig aber gänzlich bekehrt von dieſer ſocialen Krankheit. Seine Luſt zu tollkühnen Streichen, derentwegen er in den Anſiedelungen ſowohl, als vordem in Cincinnati bekannt war, wurde nur von ſeiner Fertigkeit im Schießen übertroffen. Wir ſahen ihn einſtmals mit ſeinem Revolver einem Prairie-Huhn auf etwa fünfzehn Schritte den Kopf vom Halſe ſchießen, ein Schuß, der ſelbſt unter Anrechnung einer guten Quantität Glück um ſo mehr eine außerordentliche Leiſtung genannt werden muß, als Spenner auf das Reſultat eine Wette einging. (Die Voſſiſche Zeitung brachte zu Anfang des Jahres 1868 eine Privatmittheilung aus New-Ulm, wornach Spenner kurze Zeit vor Abgang jenes Schreibens in einem Handgemenge gefallen war.)

Auch Hammer, ein Maler und luſtiger Geſell, und Daul, ein alter Tiſchler, der ſich einer unfehlbaren Büchſe rühmte, waren eingetroffen, um an der Berathung Theil zu nehmen.

Die eindringlichen Worte Baumgart's und des jungen Raſch überzeugten die Verſammelten von der drohenden Gefahr, und man begann, zu berathen, was zu thun ſei, als ſich abermals die Thür öffnete und Brenneck hereintrat in der Kleidung jener wilden Jäger, welche ihr Leben im Kampfe mit allen Mühſeligkeiten und Gefahren der Wildniß zubringen und ihren Anzug aus den Trachten beider Racen zuſammenſtellen, mit welchen ſie gelegentlich in Gutem und Böſem verkehren. Ein ledernes Jagdhemde, eben ſolche Beinkleider, eine Fuchspelz-Mütze, Büchſe, Revolver und Meſſer bildeten Kleidung und Bewaffnung dieſes Mannes, den Donatus viele hundert Meilen entfernt glaubte. Der junge Deutſche hatte indeß keine Zeit, ſeinen erfahrenen Freund anzureden, denn dieſer

Digitized by Google

ließ sein Auge schnell über die Versammelten schweifen, wechselte mit Rasch einen kurzen Blick des Erkennens und sprach dann:

„Zu den Waffen, Ihr Männer, wenn Euch Euer Leben lieb ist! Der Indianer ist auf dem Kriegspfade. Ehe die Sonne heute Mittag anzeigt, werden die Ansiedelungen westlich von hier rauchende Trümmerhaufen sein, und ehe die Sonne sinkt, werdet Ihr das Schlachtgeschrei der Sioux vor Eurer Stadt hören. Deßhalb ruft die Männer hieher zusammen und zwar sofort!"

Das energische Auftreten dieses Mannes theilte den bis dahin einigermaßen Unschlüssigen einen Theil der Energie mit, die ihn selbst beseelte. Alle eilten mit lautem Rufen durch die eben noch so stillen Gassen, und in kurzer Zeit waren die bestürzten Männer, sowie eine Anzahl zitternder Weiber und weinender Kinder beisammen.

Bevor wir die nachfolgenden Ereignisse schildern, wird es nothwendig, einige Worte über die Lage und Bauart der Stadt zu sagen.

Die ursprüngliche Anlage der Stadt, von welcher auch beim Wiederaufbau der in den Tagen, von welchen wir erzählen, niedergebrannten Häuser nicht abgewichen wurde, ist derart, wie sie fast bei allen amerikanischen Städten, deren Gründung in die letzten Jahrzehnte fällt, beliebt wurde. Man hatte sich darauf eingerichtet, daß New-Ulm dermaleinst eine Stadt von mehreren Hunderttausend Einwohnern werde, und dem entsprechend sofort die Straßen für die erforderliche Anzahl von Häusern abgesteckt.

Der schnelle Aufschwung der Handelsgeschäfte mit den zahlreich ankommenden Farmern entwickelte aus den Handwerkerstätten kleine Läden, welche zur Bequemlichkeit der Käufer dicht beieinander erbaut wurden, so daß sich ein kleines Geschäftsviertel bildete, das allerdings nur eine verhältnißmäßig kleine Strecke der langen Straße einnahm.

Die Wohnhäuser dagegen lagen in den einzelnen Straßen vertheilt. Jedermann hatte nach seinem Gefallen seine Hütte an irgend einer Straße gebaut, so daß die sämmtlichen Wohnungen scheinbar ohne allen Plan in der Prairie umherstanden.

Diese zerstreute Lage der Häuser hatte manches Angenehme, machte aber die Vertheidigung aller Gebäude unmöglich, und mancher Familienvater nahm schweren Herzens Abschied von der Stätte, welche die Frucht mehrjähriger angestrengter Thätigkeit gewesen, in welcher jedes Brett und jeder Nagel ein alter, lieber Bekannter war, der von glücklich überstandenen Mühen und Sorgen zu erzählen wußte.

Aber auch die „allgemeine Lage der Stadt" war zur „Vertheidigung" nicht sonderlich günstig.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

In den Gegenden Ober-Deutschlands hatte früher fast jeder bedeutende Ort sein Passionsspiel, das sich in manchen Orten bis zum Anfang des laufenden Jahrhunderts erhielt. Mehrere Orte des Obern Allgäu bewahren noch die Manuscripte des dabei gesungenen oder gesprochenen Textes. Daß dieses Passionsspiel aber in Ober-Ammergau nicht wie in allen andern Orter aufgegeben wurde, hat einen speciell religiösen Grund. Die Drangsale des dreißigjährigen Krieges hatten sich auch seit einer Reihe von Jahren in jenem sonst so stillen Winkel Ober-Deutschlands auf jede Weise fühlbar gemacht. Die Horden des Schwedenkönigs hatten mehrmals die ganze Gegend geplündert, in Ober-Ammergau den Kirchenschrein zerschlagen, alle Werthsachen und alle Nahrungsmittel mit fortgenommen, so daß eine große Theuerung entstand, und viele Menschen Hunger leiden mußten. Da fing in der Umgegend plötzlich auch die Pest zu wüthen an. Die Ober-Ammergauer blieben durch Absperrung ihres Weichbildes und fleißiges Wache-

Digitized by Google

halten bis zum Kirchweihfeste (25. Sept. 1634) vor jeder Ansteckung bewahrt. „Da ist“ — meldet die Chronik „ein Mann von hier, nennend Caspar Schuchler in Eschenlohe. Sommermader (Mäher) gewest; dieser hat bei sich beschlossen, er will nach Haus in die Kirchnacht gehen, um einmal zu sehen, was sein Weib und seine Kinder thun. So ist er über den Berg herumgegangen und hinten herein, weil da keine Wacht gewesen und sein Haus zunächst an der Laine gestanden. So ist er schon am Montag nach der Kirchweih eine Leiche gewesen, weil er ein Pestzeichen an sich mit ihm herumgetragen. Alsdann sind am selbigen Montag bis auf Simon- und Juda-Abend, also binnen 33 Tagen 84 Personen gestorben.“ (Sohin wahrscheinlich der dritte Theil der während des Krieges gewiß sehr heruntergeschmolzenen Bevölkerung.) „In diesem Leidwesen“ fährt die Chronik fort, „sind die Gemeindeleute sechs und zwölf zusammengekommen und haben die Passions-Tragödie alle zehn Jahre zu halten verlobt, und von dieser Zeit an ist kein einziger Mensch mehr gestorben, obwohlen noch Etliche die Pestzeichen von dieser Krankheit an ihnen hatten.“ Noch in demselbem Jahre wurde, getreu dem Gelöbnisse, die Passion des Herrn vorgestellt, und so thaten sie es fast jedes Jahrzehnt nach dem Versprechen der Vorfahren, wenn nicht gerade schwere Kriegszeiten sie an der Aufführung hinderten. Schon im Jahre 1780 hatte die Gemeinde Ober-Ammergau sich vom Kurfürsten Karl Theodor ein specielles Privilegium für ihre Passions-Vorstellungen erwirkt, das zehn Jahre später, mit Einschärfung des Verbotes solcher Spiele für alle andern Gemeinden, erneuert wurde, „damit das Volk von der Arbeit, Gebet und andern Geschäften nicht abgehalten und zum Müßiggange verwöhnt werde.“ Bald aber kamen schwere Zeiten der Prüfung für die Ober-Ammergauer; denn es war ein neuer, solchen Aeußerungen des Volksglaubens durchaus feindlicher Geist in die Regierung und die Beamtenwelt Bayerns gekommen. Es war die Zeit, wo es möglich wurde, daß in dem vom Illuminatismus durchwühlten Bayern auf höhern Befehl in einer Nacht überall die an den Wegen der öffentlichen Andacht errichteten Crucifixe und Heiligenbildstöcke polizeilich ausgehoben und beseitigt werden mußten. Als das Jahr 1810, in welchem dem Gelübde der Väter gemäß die Passion des Herrn wieder vorgestellt werden sollte, herannahte, hatte man in Ammergau, trotz des Privilegiums, gar wenig Hoffnung daß man jemals mehr die Bewilligung der Regierung hierzu erhalten werde. Das Landgericht Schongau hatte sich zwar bereits für die Gewährung ausgesprochen; allein das Ministerium nahm dieselbe auf Vortrag der Kirchen- und Polizei-Section wieder zurück, indem es bemerkt, „schon die Idee, auf welcher solche Vorstellungen beruhen, sei eine große Indecenz“. (!) Eine Deputation von Ammergauern wurde in München vom Oberkirchen-Rathe ohne alle Umstände abgewiesen und ihnen sogar bedeutet, sie sollten sich bald möglichst aus der Stadt entfernen. Dadurch jedoch nicht erschreckt, wendeten sie sich mit der Bitte um Rath und Hülfe an den edeln Sambuga, († 1815) Religionslehrer des Kronprinzen und nachmaligen Königs Ludwig I. und seiner Geschwister, der ihnen eigenhändig eine Bittschrift zur unmittelbaren Eingabe an den König Max I. verfaßte und derselben die Wege zur guten Aufnahme bahnte. Unterm 3. März 1811 erfolgte endlich die bewilligende Entschließung des Ministers Montgelas, der sich später persönlich bei einer Passions-Darstellung einfand und höchlichst befriedigt zeigte. Auch im Jahre 1820 fanden mehrere Vorstellungen statt. Im Jahre 1830 wurde das Passionsspiel zum ersten Mal auf dem gegenwärtig sogenannten Passions-Platze, auf dem Wiesenplan vor dem Dorfe aufgeführt, nachdem bisher der Gottesacker als Stätte dienen mußte — und seit jener Zeit hatte sich dasselbe von Jahrzehnt zu Jahrzehnt einer immer größern und allgemeinern Theilnahme auch von Seiten der höhern und gebildeten Stände zu erfreuen. Seit 1840 brachten fast alle größern Blätter Süddeutschlands, die Augsburger „Allg. Ztg.“, die „Post-Ztg.“, der „Volksfreund“ ꝛc. größere Berichte über die sich immer künstlerischer gestaltenden Darstellungen der Ober-Ammergauer Passion. Im Jahre 1840 und 50 waren diese Spiele so stark besucht, daß, obwohl das Theater 7000

Digitized by Google

Personen fassen kann, drei Mal nicht alle Herbeigekommenen Platz fanden und so das Spiel am nächsten Tage wiederholt werden mußte, was jedesmal geschieht, wenn die Zahl der Billetnehmer sich über 8000 beläuft. Der Kronprinz Max von Bayern, der König und die Königin von Sachsen, die Herzogin von Leuchtenberg und viele andere hohen Personen beehrten 1840 die Vorstellungen mit ihrem Besuch. Das letzte Vorstellungsjahr 1860 führte noch weit mehr Zuschauer nach Ober-Ammergau. Hunderte und Tausende kamen vom Rheine her, aus Frankreich, Belgien, England, selbst aus Amerika, um dieses einzig in seiner Art aufgeführte geistliche Volksschauspiel sich anzusehen. Der Zudrang war so gewaltig, daß die Vorstellung mehrere Male am folgenden Tage wiederholt werden mußte. In jenem Jahre wohnte auch König Maximilian II. und die Königin Maria derselben bei, und um auch den königlichen Kindern von Hohenschwangau aus den Genuß dieses frommen Schauspiels zu gewähren, mußte dasselbe auf den Wunsch beider Majestäten Ende September noch ein Mal in einer Extra-Vorstellung aufgeführt werden. (Forts. f.)

Räthsel.

Kennt ihr, vor Frost und Sonnenschein
Geschützt, ein Häuslein zart und klein?
Kennt ihr die wundervolle Stadt,
Die tausend solcher Häuser hat?
Sie ist mit Garnison besetzt,
Die täglich ihre Waffen wetzt;
Sonst treibt sie reich Gewerb, es blühen
Weit ihre reichen Colonien,
Trotz aller Zölle ein und aus
Führt sie ihr süßes Gut nach Haus.
Sie lehret uns statt eitler Triebe,
Daß stiller Fleiß und Ordnungsliebe,
Daß Treu und Ehrfurcht vor dem Throne
Am liebsten unterm Strohdach wohne.

* * *

Auflösung des Räthsels in Nro 63: Orleans — Salerno.

Aufgelöst von p. t.: Theres Wilhelm in Buchloe, Georg Kaufer hier, U. Baumann hier, Rosalie Bucher in Burgau, Elise Köttel in Dillingen, Marie Mark aus Burgau, Ursula Jungbauer aus Lechhausen, B. Bauernfeind hier, Anna Müller hier, Sigm. Lehmann hier, Marie Geiß hier, G. Blumenröther in Münster, Max Hafenknepf in Hohenschwangau, Th. Fleschhut hier, F. Nueß hier, Anna Seitler in Mindelheim, Tiefenbrunner hier, Jos. Deubler in Wallerstein, Xav. Batz in Landsberg, Afra Baur in Grimoldsried, K. Sellmaier hier, Jos. Leidescher in Westernach, Babette Amann hier, M. Schoder hier, Matin Mayer in Weilbach, Geo. König hier, Fr. Birkinger jr. hier und Max Meyer in Tannhausen.

Auflösung des Palyndroms in Nro. 64: Rettig — Gitter.

Gelöst von p. t.: U. Baumann hier, Georg Kaufer von Dinkelscherben, Gg. König hier, Alois Kögel in Rieden, Jos. Reich in Mering, Sigmund Lehmann hier, Frau Kleider in Donauwörth, Marie Bayer hier, Ursula Jungbauer hier, Th. Wilhelm in Buchloe, Joh. Wehrle hier, Anna Müller hier, Jos. Althemmer hier, Max Mayer von Thannhausen.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 67.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Zwar lag die Stadt auf der Prairie, allein im Westen der Stadt zog sich eine jener wellenförmigen Erhöhungen hin, welche man in den westlichen Ebenen Nord-Amerika's so häufig antrifft.

Der kleine, von Nord nach Süd sich hindehnende Hügel war kaum dreißig Fuß hoch, allein diese Höhe genügte, den Indianern eine Position zu gewähren, von welcher aus sie die Belagerten erheblich belästigen konnten. Auf diesem Hügel erhob sich eine hölzerne Windmühle, welche einen ziemlich günstigen Vertheidigungsposten darbot — und auch bisher für die New-Ulmer von Wichtigkeit gewesen war, weil sie und die umwohnenden Farmer hier ihr Getreide mahlen ließen.

Ein zweiter, kleinerer und um Vieles niedrigerer Hügel erhob sich etwa fünfzig Schritte nördlich von dem letzten nach dieser Seite hin belegenen Geschäftslokal. Er hatte jene runde Form, welche unsere Hünengräber kennzeichnet, und welche auch in Amerika die Grabstätte eines oder mehrerer Indianer anzeigt. Auf diesem Hügel stand ein zweistöckiges, aus Sandstein aufgeführtes Gebäude, welches für die Vertheidigung von höchster Wichtigkeit war, denn aus dem zweiten Stockwerk dieses Hauses konnte man nicht allein einen großen Theil der nördlich und westlich von New-Ulm sich hindehnenden Prairie und den erwähnten langen Hügel im Westen der Stadt, sondern auch den größten Theil der Straße zwischen den beiden Häuserreihen des Geschäftsviertels beschießen.

Nach Osten hin fiel die Prairie schnell nach dem Minnesotafluß ab, welcher in der Entfernung von etwa zwölfhundert Schritt sich hinschlängelte und dort die schön eingerichtete Sägemühle Rehfeld's trieb.

Vom Süden her, — wohin sich die Prairie ohne für die Vertheidiger gefährliche Bodenerhöhungen dehnte, war nichts zu befürchten.

Nachdem die Männer sich versammelt hatten, traten Schillock, Rehfeld, Brenneck und einige Andere zum Kriegsrath zusammen, und mit Genehmigung der großen Mehrheit aller Versammelten wurde beschlossen, sich auf Vertheidigung des Geschäftsvierecks zu beschränken, gleichzeitig aber das erwähnte Steinhaus, sowie die hölzerne Windmühle auf dem westlichen Hügel zu besetzen. Den außerhalb des Häuserviereks, welches vertheidigt werden sollte, wohnenden Bürgern wurde aufgetragen, das Werthvollste von ihren Sachen zu retten, eine Arbeit, die um so schneller von Statten ging, als sämmtliche Waaren-Vorräthe sich innerhalb des Quarré's befanden.

Sodann arbeiteten Alle, Männer, Weiber und Kinder, an der Aufrichtung zweier Barrikaden am Nord- und Südende des Häuservierecks, um mittelst derselben die beiden Zugänge zu versperren. Holz, Wagen, überflüssige Thürflügel, Hausgeräth, Steine, Erde und Rasen wurden aufgehäuft, und so eine solide Brustwehr geschaffen.

Digitized by Google

Die Fenster, welche nach der Prairie hinaussahen, wurden sämmtlich mit wollenen Decken verhängt, die oben angenagelt waren, unten aber lose herabhingen, und so einen trefflichen Kugelfang bildeten, ohne die Vertheidiger in ihrem Wirken zu behindern.

Die Frauen und Kinder wurden in die sichersten Zimmer gleichmäßig vertheilt, und die Ersteren zur regelmäßigen Herstellung der Mahlzeiten ermahnt. Seiler, der Eigenthümer des ersten Gasthofes, erklärte sich zur Aufnahme und Pflege der später etwa Verwundeten bereit, ein Opfer, das um so höher angeschlagen werden konnte, als seine Möbel und Betten dadurch ruinirt werden mußten, ohne daß er Aussicht auf irgend eine Vergütung für den Fall hatte, daß die Stadt einem Angriff der Indianer widerstand.

Dann wurden zwei reitende Boten nach den dreißig englische Meilen entfernt liegenden Städtchen Mankelo und St. Peter mit der Bitte um Hülfe entsandt, und demnächst die Männer auf die einzelnen Posten vertheilt. Leider befanden sich kaum vierzig mit Büchsen Bewaffnete unter ihnen, die Mehrzahl hatte nur Vogelflinten im Besitz, die, wenn gleich scharf geladen, doch nur auf kurze Entfernungen mit einiger Sicherheit abgeschossen werden konnten. Der Rest der kaum zweihundert Mann starken Besatzung war nur mit jenen langen, amerikanischen Heugabeln bewaffnet, welche sich von den deutschen Instrumenten durch größere Länge und Stärke ihrer Zinken auszeichnen. Zu erwähnen ist übrigens noch, daß die Mehrzahl aller Männer mit den landesüblichen Revolvern versehen war, jenem furchtbaren Drehpistol, mittelst dessen man sechs Schüsse kurz nacheinander abgeben kann, ohne in dieser Zeit durch das Laden aufgehalten zu werden.

Während dieser „Vorbereitungen zur Vertheidigung" trat der Unterschied zwischen Männern, welche die militärische Disziplin kennen gelernt, und denjenigen, welche von geordnetem Zusammenwirken keine Ahnung hatten, lebhaft hervor. Etwa ein Dutzend dieser New-Ulmer Deutschen hatte im alten Vaterlande unter der Fahne gedient, und diese waren es, welche der Vertheidigungs-Mannschaft zum Halt dienten und den erhaltenen Befehlen schnell und ohne Widerrede Folge leisteten, während die Mehrzahl der Uebrigen in lautem Vortrage die widersprechendsten, zum Theil unsinnigsten Vorschläge machte, und mitunter erst den ernstesten Vorstellungen und Drohungen der Befehlshaber gehorchte.

Wider Erwarten Aller trafen an diesem Tage die rothen Krieger vor den Verschanzungen der jungen, deutschen Stadt nicht ein, dagegen langten etwa zweihundert Flüchtlinge an, die sämmtlich einem schrecklichen Tode nur mit genauer Noth, theilweise nicht ohne Verwundungen, entgangen waren. Unter den Ankömmlingen gewahrte Donatus zu seiner Ueberraschung den ehrenwerthen William Brunsen, der alle Spuren ausgestandener Anstrengungen in seinem Antlitz und auf den Kleidungsstücken zeigte.

Er gewahrte den jungen Deutschen nicht, den er wohlbehalten oder wohlbegraben am Potomacfluß glaubte; dagegen knüpfte er mit einem deutschen Kaufmann ein kurzes Gespräch an.

„Sie sehen, Sir," sagte Brunsen, „daß ich schnell zurückgekehrt bin."

„Wo haben Sie Ihren Vater gelassen?" fragte der Deutsche.

„Hören Sie all' mein Unglück," fuhr der junge Amerikaner fort, und in seinen verlebten Zügen kämpften Groll und Schmerz um die Herrschaft. „Mein Vater und ich hatten für den Rest unseres Vermögens, das uns aus besserer Tagen geblieben war, drei Wagen voller Waaren angekauft, wie sie hier im Westen gangbar sind; wir hatten ein gutes Stück Land am Beaver Creek erstanden und wollten dort einen großen Laden eröffnen, weil wir hoffen durften, mit den Ansiedlern und Rothhäuten gute Geschäfte zu machen."

„Die Kalkulation war gut," bestätigte der deutsche Kaufmann.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

III.

Publicistische Urtheile über das Ammergauer Passions-Spiel.

Im Jahre 1830 hatte der berühmte Naturforscher Dr. Lorenz Oken, welcher von 1827 bis 1830 als Professor der Naturgeschichte an der Universität München wirkte und 1851 in Zürich starb, durch einen im ‚Volksfreund' und in dem Sonntagsblatte Nr. 215 zur ‚Augsb. Postztg.' veröffentlichten Bericht die Aufmerksamkeit der höhern Stände auf diese interessante Erscheinung aus alter Zeit gelenkt. Derselbe bemerkt u. a. darüber: „Die Würde, Ruhe und Uebung, womit die Leidensgeschichte dargestellt wird, der tiefe Eindruck, den diese Darstellung auf Tausende macht, das Interesse, welches den Zuschauer den ganzen Tag gefesselt hält, und endlich die Zufriedenheit, mit welcher jeder Stand heraustritt und heimkehrt, alles dies bestimmt mich, eine kurze Nachricht von dem sogen. Passions-Spiel in Ober-Ammergau zu geben. . . . Das Spiel ist eine Combination aller möglichen Kunstdarstellungen, der Declamation, des Chorgesangs, der sogen. plastischen Gemälde und endlich des beweglichen und dialogischen Theaterspieles. Durch das ganze Spiel läuft eine doppelte Darstellung, eine Reihe von Scenen aus dem Alten Testament und eine entsprechende aus dem Neuen. Jene sind die vorbildlichen oder prophezeienden von diesen und werden plastisch oft von mehrern hundert Personen in den manchfaltigsten Gruppen und Stellungen, ohne alle Bewegung, meisterhaft, mit Geschmack, Anstand und Berechnung der Wirkung dargestellt; diese dagegen zeigen sich im gewöhnlichen Spiel voll Bewegung und Leben und mit einer solchen Einübung in den Dialog, daß nie eine merkliche Unterbrechung vorkommt. . . . Es geht hier durchaus nichts vor, was an Bigotterie oder Fanatismus erinnerte, ja nichts was im geringsten gegen den guten Geschmack oder gegen das Zartgefühl anstieße." Nach einer kurzen Schilderung der dramatischen und plastischen Darstellungen der Passion schließt Oken seinen Bericht mit den Worten: „Niemand kehrte wohl heim ohne Rührung ohne Erhebung und ohne Achtung für die Tiefe der Wahrheit und wohlthätige Wirkung dieses Volksspiels. Selbst der Künstler könnte hier lernen, was der Zuschauer mit Lust in sich einsaugt und was dem Geber Dank verschafft." So urtheilte der Protestant Oken über das Ammergauer Passions-Spiel, ein Mann, dem sogar vielfach materialistische, Lebensanschauungen zum Vorwurf gemacht werden. [Jenen Lesern unseres Blattes, welche im Besitze der frühern Jahrgänge der „Historisch-Politischen Blätter" sind, diene hier zu Notiz, daß Band VI. auf Seite 1—37, 113—128, 167—192, 307—320 und 349—382 aus dem Jahre 1840 jener Zeitschrift einen trefflichen Aufsatz von Guido Görres über „das Theater im Mittelalter und das Passions-Spiel in Ober-Ammergau" enthält.]

Ein anderer berühmter Kunstkenner, weil selbst vollendeter Künstler, Hr. Eduard Devrient aus Dresden, Verfasser einer „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" (3 Bde., Leipzig, 1846) füllte mit seinen herrlichen Berichten über das von ihm 1850 angesehene Passions-Spiel in Ober-Ammergau die Beilagen zur Augsburger „Allgem. Ztg." vom 14.—20. September jenes Jahres. Eingangs derselben sagt der begeisterte Verfasser darüber: „Es ist ein wahrer Seelentrost inmitten des Zersetzungs-Prozesses, den der moderne Geist mit allem Alten und Ueberkommenen vornimmt, umgeben von den haltungslosen Trümmern des bisherigen Lebens, mit denen wir zugleich so viel Angelebtes, Liebgewordenes und Volksthümliches zerbröckeln und vergehen sehen — daß da eine Erscheinung, wie dieser Ueberrest der geistlichen Schauspiele des Mittelalters, so altdeutsch, kerngesund und jugendfrisch vor uns steht, als wäre sie gestern erst entstanden, uns mit den unbefangenen Kinderaugen fröhlich ansieht und zuzurufen scheint: „Seid guten Muthes, der alte Hort des deutschen Volksgeistes ist unvertilgbar und unerschöpflich; wenn ihr nur Glauben daran behaltet, macht er euch immer wieder überreich." Darum

Digitized by Google

kann man von diesem merkwürdigen Volks-Schauspiel gar nicht genug reden und schreiben, damit die Aufmerksamkeit recht allgemein darauf gerichtet und eine möglichst lebendige und vollständige Anschauung davon verbreitet werde. Freilich ist das mit allem Beschreiben schwer zu erreichen. Um eine Erscheinung so eigenthümlicher Art zu verstehen, muß man die Athmosphäre mitathmen, in welcher sie entstanden und so wunderbar erhalten ist; man muß die Menschen, welche sie hervorbringen, kennen, muß insbesondere ihre Natur und was noch sonst auf sie einwirkt, mitempfunden haben." Am Schluß seines fast ein viertelhundert Spalten füllenden Berichts spricht Hr. Devrient noch den tief gefühlten Wunsch aus, daß solche Schauspielfeste an religiös und geschichtlich wichtigen Tagen über das ganze deutsche Vaterland verbreitet werden möchten, indem sie den religiösen Sinn, die nationale Begeisterung wie die mittelalterlichen Mysterien und die griechischen Tragödien wecken und befeuern könnten. Hier sei ein Mittel, die Bildung des Volkes durch sinnliche Anschauung zu fördern, stärker, als öffentliche Monumente der bildenden Künste es vermögen. „Hier ist," sagt Devrient, „das vermittelnde Element gottesdienstlicher Feier, das uns verloren gegangen ist und — bewußt oder unbewußt — in unserm Volksleben vermißt wird. Hier ist die schönste Aufforderung für unsere Dichter, unsere Musiker, unsere Schauspieler, für jedes Talent im Volke, selbst das Erhabenste zu leisten, die großen Momente unserer hl. Geschichte, das Leben unserer Glaubens-Helden, die wichtigen Geschichts-Momente des gesammten deutschen Volkes und seiner einzelnen Stämme in solchen feierlichen großen Spielen zu verherrlichen. Hat man dieses Ober-Ammergauer Spiel gesehen, so begreift man kaum, wie es das einzige im Vaterlande sein kann. . . . Nur ein erfrischender Luftzug des heiß ersehnten neuen deutschen Volkslebens über unsere Flächen, über unsere Berge, und auch diese Keime würden sprossen und blühen. Bis dies der Himmel fügt, möge uns dies einsam stehende fromme Volks-Schauspiel als ein Denkmal gelten von der unverwelklichen Jugendkraft unseres Volksgeistes, von den wohlbehüteten Schätzen unseres Mittelalters, die wir nur zu heben, nur neu auszumünzen brauchen; ein Denkmal von der unzerstörbar religiösen Natur der Schauspielkunst."

(Fortsetzung folgt.)

(Das todte Kätzchen.) Der Herzog Karl August von Weimar war einst auf einem Spaziergange begriffen, als er durch einen Regen genöthigt war, in ein nahe liegendes Bauernhaus zu treten. Die Bäuerin, die gerade Butter machte, kannte den Herzog nicht, bot ihm aber gutmüthig Obdach an. Der Herzog nahm auf einem umgekehrten Kübel Platz, unter dem eine Katze mit Jungen lag, deren Eines aber bereits todt war. Als kurz nach dem Eintritt des Herzogs die Bäuerin die Stube verließ, — nahm derselbe das todte Kätzchen und warf es in das Butterfaß. Unterdessen hatte der Regen aufgehört und der Herzog entfernte sich eben so ungekannt, wie er gekommen war. Nach einigen Wochen kam er ebenfalls inkognito in dasselbe Bauernhaus — und fragte die Bäuerin unter Anderem, was sie mit der Butter angefangen, in welcher sie jenesmal die todte Katze gefunden habe. Die Frau gab ganz treuherzig zur Antwort: „Die ham mer uf Weimar an den Hof verkooft, da fressen se Alles."

Räthsel.

Schießt du als Schütze das Erste, so machst du das Zweite, das Ganze
Ist des ersten Gemahl, Vater des zweiten und Sohn.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 68.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

„Gestern Abend hatten wir unsere drei Wagen, zwölf Meilen von hier zusammengefahren und schliefen mit unseren drei Knechten — da, kurz vor Tagesanbruch, bellt meines Vaters großer Neufundländer. Mein Vater springt aus dem Wagen und wird vor meinen Augen getödtet und skalpirt. Mehr denn zwanzig Indianer machten sich über die drei Knechte her, die, ebenfalls getödtet, in Stücke gehauen und skalpirt wurden. Ich griff nach meiner Büchse, glitt unbemerkt aus dem Wagen und entkam."

Donatus war nahe daran, den jungen Amerikaner anzureden und ihm sein Mitgefühl auszudrücken, als er plötzlich der Herzlosigkeit des Sohnes gedachte, der seinen Vater tödten und verstümmeln sieht, ohne ihm beizuspringen, ohne ihn zu rächen oder mit ihm zu sterben, und er wandte verächtlich dem jungen Brunsen den Rücken.

Solche Scenen, wie sie Brunsen berichtet hatte, wurden überall in der Stadt von den Angekommenen erzählt; fast Alle hatten den Verlust ihrer Verwandten und Freunde, sowie den Ruin ihrer Wohnstätte zu beklagen. Diese Erzählungen spornten aber die New-Ulmer zu dem äußersten Muth der Verzweiflung an, und die Mehrzahl derselben drang in die erwählten Führer, die hinzugekommenen Männer sofort in die Vertheidigungslinie einzureihen.

Die achtzig Männer, welche hinzugekommen waren, führten meistens Büchsen mit sich, und nur Wenige waren so hastig geflohen, daß sie die treue Begleiterin jenes Hinterwäldlers zurückgelassen hatten. Auch ein halbes Dutzend Trapper hatte sich eingefunden, um bei der Vertheidigung mitzuwirken, „obgleich," wie Einer der kühnen Jäger bemerkte, „das Fechten hinter Fenstervorhängen und bei Frauengewimmer und Kindergeschrei sonst ihre Sache eigentlich nicht wäre."

Während der Nacht vom 18. zum 19. August wurden von den New-Ulmern starke Wachen ausgestellt, damit sie gegen einen Ueberfall geschützt seien, — aber auch in die Augen Derjenigen, welche sich zur Ruhe niedergelegt hatten, kam kein Schlaf, denn sie lauschten ängstlich hinaus in die Prairie, ob nicht im nächsten Augenblick das wilde Schlachtgeschrei der rothen Krieger alle Männer zur Vertheidigung der bedrohten Stadt riefe.

Aber die Indianer waren in den äußeren Ansiedelungen zu lange mit Morden und Brennen beschäftigt gewesen, als daß sie so schnell vor New-Ulm hätten anlangen können. Die Nacht verging daher ruhig.

X.

Zwei kleine Zimmer hatte die Baumgart'sche Familie in Seiler's Hotel erhalten. Das eine hatten Baumgart, seine beiden Knaben und Donatus, das andere Frau Baum-

Digitized by Google

gart, Hedwig und die Magd inne. Der Knecht logirte bei den Pferden, wenn er nicht, wie Baumgart und Donatus, auf dem Vertheidigungsposten war.

Am Morgen des 19. August saßen Alle vereint beim Frühstück.

Donatus hielt Hedwig's Hand in der seinen, denn wenn schon er weder den Eltern noch der Tochter gegenüber sich erklärt hatte, so waren durch die Ereignisse der letzten Stunden die Schleier, welche die Convenienz über unser Denken und Fühlen zu breiten uns gelehrt hat, entfernt, und die Neigung der beiden jungen Leute wäre den Eltern kein Geheimniß geblieben, auch wenn sie dieselbe nicht geahnt hätten.

Alle waren guten Muthes, denn sie befanden sich verhältnißmäßig sicher, im Vergleich mit der Lage, der sie durch Donatus vor kaum sechsunddreißig Stunden entgangen waren. Zweihundertundachtzig, größtentheils zum Aeußersten entschlossene Männer erwarteten hinter Verschanzungen einen Feind, dem Angriffe auf befestigte Plätze ungewohnt waren, und wenn auch diese Befestigungen gegen disziplinirte oder gar mit Geschütz versehene Truppen kein sonderliches Hinderniß gewesen wären, so durften die Weißen doch erwarten, daß sie sich hinter den Barrikaden und in den Häusern vertheidigen konnten, bis Verstärkungen aus dem Innern des Landes zum Entsatz herbeikamen.

Man sprach von den Verlusten, die Baumgart erlitten hatte, und schmiedete Pläne für die Zukunft. Donatus erzählte seine Erlebnisse seit ihrer Trennung in New-York, erwähnte Brenneck's großmüthige Handlungsweise und seine noch großmüthigeren Anerbietungen. Schließlich wies er mit einigem Selbstbewußtsein die circa 500 Dollars enthaltende Brieftasche vor und deutete an, daß er unter den jetzigen Umständen geneigt sei, Brenneck beim Wort zu nehmen und, wenn auch nur als Pächter, eine seiner Farmen zu bewirthschaften.

„Haben Sie Ihren edelmüthigen Freund noch nicht sprechen können?" — fragte Frau Baumgart.

„Ich war zweimal bei ihm, fand ihn aber von Rath und Hülfe Suchenden dermaßen umlagert, daß es mir unmöglich wurde, — ihn für mehr als einige Worte in Anspruch zu nehmen. Er fragte, wo ich zu treffen sei, und versprach, sobald als möglich sich hier einzufinden.

Bald nachher trat Brenneck ein. Nachdem er die Bekanntschaft der Baumgart'schen Familie gemacht hatte, erzählte er, daß er auf ihrer Farm gewesen sei, um sie von der drohenden Gefahr, über die er durch einen ihm von früheren Jahren her befreundeten Indianer wenige Stunden vorher in Kenntniß gesetzt, zu benachrichtigen. Er habe aber an dem noch warmen Lampendocht bemerkt, daß erst vor Kurzem das Haus verlassen sei. Darauf habe er noch einige in der Nähe wohnende Farmer gewarnt, und sei auf dem kürzesten, ihm aus früherer Zeit bekannten, nur zu Fuß passirbaren Wege nach New-Ulm geeilt.

„Ich glaubte Sie in New-York oder bei der Potomac-Armee," warf Donatus ein.

„In New-York hörte ich von dem nichtswürdigen Schwindel der Regierungs-Commissäre, ich kannte die gereizte Stimmung der Rothhäute und fürchtete das Schlimmste. Ich bin stark in Landspekulationen engagirt, und da ein weites, verwüstendes Vordringen mir unberechenbare Verluste zuziehen würde, hielt ich es für angemessen, selbst hierher zu eilen und am Grenzkriege Theil zu nehmen. Um aber schnell den eigentlichen Zweck meines Kommens zu erledigen, muß ich Sie, Herr Baumgart, und Sie, Herr Rasch, bitten, mir einige Augenblicke in einer höchst trockenen Geschäftsangelegenheit, mit der ich die Damen nicht gern belästigen möchte, Gehör zu schenken."

Die drei Männer betraten das Nebenzimmer.

„Meine Herren," sprach Brenneck schnell, „die rothen Halsabschneider können jeden Augenblick hier eintreffen, ich will mich daher möglichst kurz fassen. Wir dürfen hoffen, daß man uns nicht im Stich läßt, sondern daß von Mankelo und St. Peter, sowie aus dem Innern des Staates Hülfe kommt; doch dürfen wir uns andererseits nicht verhehlen,

Digitized by Google

daß die erste finstere Nacht New-Ulm in die Hände der Sioux liefern kann. Wenn es daher unseren Feinden unter dem Schutz der Dunkelheit oder durch Gewalt gelingen sollte, in das von uns vertheidigte Viereck zu dringen, so begeben Sie sich schnell nach diesem Hause und helfen Sie dasselbe vertheidigen; da es aus Steinen erbaut ist, werden Sie es wohl halten können. Erlauben Sie mir jetzt noch eine Bitte: Ich habe einige wichtige Papiere bei mir, die ich unter allen Umständen, also auch in dem Falle, daß mir eine indianische Kugel ernsthafte Ungelegenheiten bereitet, erhalten wissen möchte. Freund Schillock ist daher so freundlich gewesen, einige rechtsgültige Abschriften zu fertigen, von welchen ich Jedem von Ihnen hiermit eine übergebe. Gleichzeitig möchte ich Ihr Versprechen erbitten, für pünktliche Ausführung einiger darin vorgesehenen Anordnungen nach Kräften Sorge zu tragen."

Baumgart und Rasch schüttelten Brenneck die Hand, und die Conferenz war beendet.

Mittags kündigten einzelne in der Nähe aufsteigende Rauchwolken den New-Ulmern an, daß der Feind plündernd, mordend und brennend heranzöge.

Die Männer machten sich von Weibern und Kindern los — und begaben sich auf ihre Posten.

Die Führer hatten beschlossen, die Anrückenden möglichst warm zu empfangen, und zu diesem Zweck schon die äußern, alleinstehenden Häuser der Stadt durch eine Schützenlinie vertheidigen zu lassen.

Etwa dreißig der besten Schützen zogen daher, als die Rauchsäulen die Ankunft der Indianer unzweifelhaft machten, nach einigen alleinstehenden Häusern, woselbst sie so Posto nahmen, daß sie eine gute Rückzugslinie hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

Noch wollen wir in aller Kürze die Eindrücke eines andern Protestanten anführen, wie derselbe sie unmittelbar nach der Passionsvorstellung im Juli 1840 in der „Leipziger A. Z." zum Ausdruck brachte. Es schreibt: Es bleibt das ganze Unternehmen, die Leidensgeschichte Christi dramatisch aufzuführen, eine höchst merkwürdige Erscheinung, deren Gewicht verstärkt wird durch den Umstand, daß es Bauern sind, die die Aufgabe lösen und zwar katholische Bauern, bei denen Christus schlechtweg „Herrgott" heißt. Wie nahe liegt die Gefahr einer Profanation und — wie weit ist man doch an Ort und Stelle davon entfernt!" Am Schluß sagt dieser Berichterstatter: „Wie vieles drängt sich mir noch vor die Seele, indem ich schreibend auf das Gesehene zurückblicke; allein die Besorgniß, den Leser zu ermüden, hält meine Hand. Was mich jedoch vor allem überrascht hat war der Ton, in dem das Ganze gehalten ist. Bedenkt man, daß dieses Werk 1633—34, also mitten unter dem blutigen Streite der Confessionen entstanden und für die Vorfechter der Katholischen geschrieben worden, so begreift man kaum, wie jede auch die leiseste Andeutung des Glaubens-Unterschiedes vermieden, wie es im Gegentheil so ganz streng im Sinne und Geiste des Evangeliums abgefaßt ist, daß es eben so wohl von Protestanten für Protestanten gemacht sein könnte, als wie hier von Katholiken für Katholiken, da sogar die Einsetzung des heil. Abendmahls in beiderlei Gestalt ganz der Schrift gemäß dargestellt wird. Kommt Einer der Leser dieser Zeilen im Laufe des Sommers nach München oder sonst in die Nähe des bayerischen Gebirges, der versäume dieses wunderbare Schauspiel nicht, es wird ihn, wenn er nicht gerade etwa Opern- und Balletanforderungen mitbringt, gewiß nicht gereuen." Mit dem, was überhaupt namentlich in den letzten 50 Jahren über das Passionsspiel in Oberammergau in Werken und Tagesblättern geschrieben wurde, könnte man viele Bände anfüllen. Wenn dann und wann ein etwas-

Digitized by Google

weniger günstiges Urtheil darüber laut geworden ist, so lag der Grund davon sicher nicht im Gegenstande oder der Art und Weise seiner Darstellung, sondern in der gläubigen, besser ungläubigen Gemüthsbeschaffenheit der Kritiker, bei denen oft sogar schon je der religiöse Anklang in einem profanen Drama Mißfallen erregt. Was Männer wie Oken, Devrient u. A. im Wesentlichen durchaus tadellos und musterhaft fanden, kann durch das abfällige Urtheil eines dem positiven Christenthume feindlichen Kritikasters in seinem dramatischen und theatralischen Werthe nicht beeinträchtigt werden.

(Fortsetzung folgt.)

„Ich habe die klügste Henne der Welt," erzählte kürzlich ein Farmer seinem Freunde. „Auf meinem Hofe ist kein Schatten. Was thut sie? Sie setzte sich auf sieben Kartoffeln, bleibt einige Wochen sitzen, bis dieselben durch die animalische Wärme keimten und wuchsen und — jetzt hält sie ihre Mittagsruhe in der selbst gebrüteten Laube, da das Kartoffelkraut ihr weit über den Kopf gewachsen ist."

Frühlingstag.

Junger Himmel, frisches Grün,
Vögel in den Zweigen!
Laß den Frühling wieder blüh'n
Und die Klagen schweigen!

Bis das junge Reis verdorrt
Und der Sang geschieden,
Lächelt dir am bessern Ort
Ewig Gottes Frieden.

Lina von Berlepsch.

Palyndrom.

Wer in das Wort, von vorn gelesen, beißt,
Der kommt in das, wie es von rückwärts heißt.

* * *

Auflösung des Logogryphs in Nro. 65: **Psalter. Alter.**

Auflösung des Räthsels in Nro 66: **Bienenkorb.**

Aufgelöst von p. t.: Franziska Sailer von Donaualtheim, Jos. Fischer in Häder, Mina Beeringer in Berkmühle, G. Blumenröther in Münner, Cäcilie Leinbek in Oberhausen, Theresia Dachser in Haldenwang, Michael Zick in Pfaffenhausen, K. Sellmaier hier, Georg Kautzer von Dinkelscherben, Grg. König hier, Theres Gammel aus Lechhausen, L. Bergmann aus Burgau, E. Dommel hier, Moriz Schmid hier, Crescenz Zerle hier, Clara Wilhelm in Eppishausen, Antonie Sichler in Göggingen, S. Saule in Oberhausen, Luitpold Heim in Genhofen, Ad. Tiefenbrunner hier, Anton Feistle hier, Jos. Altheimer hier, Betty Hoffner von Harburg, U. Baumann hier, Martin Mayer in Weilbach, Apollonia Seybold hier, Max Mayer in Taunhausen, Karl Brunauer hier, F. Birkinger hier, Jos. Leibescher in Westernach, Marie Sedlmayer hier, Afra Zimmermann hier, Euphrosina Merk in Riedlingen, Crescentia Sturm in Täfertingen, Carl Waltenberger von Thannhausen, Ursula Klier in Buchloe, Jos. Mayer in Laufenegg, Th. Wilhelm in Buchloe, Magd. Reich in Mering, Karolina Berger in Burgau, Victorine Frey in Burgau, Andr. Mayer in Stuttgard, Joseph Mahl in Dasing, Fr. Kastner hier, Sigm. Lehmann hier, Eugen Papst in Weil, Xaver Pracht in Göggingen und Theres Steimle hier.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 69.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Um zwei Uhr stürzte eine Schaar von über zweihundert Indianern von Nordwesten her, und mit lautem Kriegsgeschrei gegen die Stadt heran. Eine wohlgezielte Salve der vorgeschobenen Schützen empfing sie, und mit jenem klagenden Geheul, das sie immer nach einem mißlungenen Angriff hören lassen, zogen sie sich zurück, bis sie außerhalb des Schußbereiches der gut postirten Büchsenschützen sich befanden. Ihre Todten und Verwundeten nahmen sie mit sich.

Die Sioux hatten offenbar erwartet, die Stadt unvorbereitet zu überraschen, und deßhalb keine Kundschafter vorausgesandt, sondern sofort mit ihrer Vorhut den Angriff gewagt. Jetzt umzogen sie mit einem Gürtel von Schützen die ganze Stadt, und warteten dann die Ankunft ihrer nachrückenden Genossen ab, welche eine halbe Stunde später in der Stärke von etwa dreihundert Mann eintrafen.

Die vorgeschobenen Schützen kehrten nun zurück — und begaben sich an die ihnen ursprünglich angewiesenen Posten.

Eine Pause trat jetzt ein, während welcher die Häuptlinge der Indianer Kriegsrath hielten.

Das Resultat dieser Berathung, der nächste Angriff, zeigte, daß die Häuptlinge der Sioux die schwache Seite der Stadt sofort erkannt hatten. Der zweite Angriff richtete sich gegen den langen Hügel, — welcher sich von Nord nach Süd auf der Westseite der Stadt hinzog, besonders aber auf die hölzerne Windmühle, die, so zu sagen, ein vorgeschobenes Fort bildete.

Die Besatzung dieses Gebäudes bestand aus zwanzig Mann, — von welchen die größere Hälfte mit Büchsen bewaffnet waren. Auch Donatus, William Brunsen und Schillock befanden sich in der Mühle; Letzterer führte den Befehl.

Zu der Besatzung gehörten auch einige Trapper, sowie einer jener Amerikaner, — welche von der Jagd, vom Pelzhandel mit den Indianern, gelegentlich auch vom Kampf mit den Letzteren leben. Diesen Pelzhändlern, (welche nicht zu verwechseln sind mit den das Geschäft im Großen betreibenden respektablen Kaufleuten) ist der Unterschied zwischen Mein und Dein, namentlich so weit sich diese Unterscheidung auf das Eigenthum von Rothhäuten bezieht, meistens gänzlich unklar geworden, und da in dem rauhen Grenz- und Prairieleben eines Menschen Dasein nicht sonderlich schwer wiegt, — so geschieht es häufig, daß ein mit Pelz beladener Indianer den Preis für seine Jagdbeute in Gestalt einer Kugel empfängt.

Die Sioux, gewitzigt durch den ersten warmen Empfang, näherten sich mit großer Vorsicht dem neuen ersten Angriffsobjekt, der Mühle.

Aus den geplünderten Häusern hatten sie eine Anzahl zurückgelassener Betten, loses Heu und Kleidungsstücke zusammengesucht, in große Ballen gebunden, und diese rollten

Digitized by Google

nun die anrückenden Krieger vor sich her, vorsichtig bemüht, hinter der Schutzwehr Deckung vor den Kugeln ihrer Gegner zu finden.

Rasch sah mit Besorgniß etwa fünfzig bis sechszig solcher Ballen immer näher rücken, und aufmerksam spähten seine Augen hinaus, ob er nicht einem der versteckten Krieger eine Kugel aus der von Baumgart erhaltenen Büchse in den etwa bloßgestellten Körpertheil senden könne.

Das Feuer konnte, da beide Theile sich ängstlich gedeckt hielten, nicht sonderlich wirksam sein, und es fielen aus diesem Grunde nur wenige Schüsse von beiden Seiten.

Immer näher kamen indeß die Feinde.

„Junger Mensch," sprach plötzlich der Pelzhändler zu Donatus, mit der Rechten auf einen Bettsack deutend, „ohne Zweifel würdest Du ein Gott wohlgefälliges Werk thun, wenn Du jene sündhafte Kreatur in ihrer Beschäftigung stören wolltest."

Donatus bemerkte einen Indianer, der im Begriff war, sein abgeschossenes Gewehr wieder zu laden. Schnell hatte er seine Büchse im Anschlag. Es krachte. Als der Rauch verflogen war, hatte der Indianer zu leben aufgehört.

„Der Schuß war vortrefflich," sagte der Pelzhändler. „Möge der Herr sich seiner erbarmen," fügte er alsdann mit einem Blick gen Himmel hinzu.

In demselben Augenblick pfiff eine Kugel zwischen Donatus und dem Methodisten hindurch, und fuhr in das Dach der Mühle.

„Gott verdamme den blutigen Hund!" rief der fromme Mann, durch die Kugel gänzlich aus seiner Fassung gebracht. „Verdammt seien aber meine Augen, wenn ich den rothen Hundesohn nicht zu seinem Vetter, dem Teufel, schicke!"

Bedächtig schob er seine Büchse aus der Spalte. Der Schuß krachte und der Sioux lag zappelnd am Boden. Donatus wollte dem Unglücklichen den Todeskampf erleichtern und eine zweite Kugel der ersten nachsenden, fand aber energischen Widerspruch, namentlich bei dem langen Yankee.

„Wollt Ihr durch einen überflüssigen Schuß hindern, daß vielleicht noch in diesen Augenblicken die Gnade des Herrn über die sündhafte Kreatur kommt? Gott ist allmächtig und seine Wege zur Bekehrung der Heiden sind oft höchst wunderbar," — sagte der Pelzhändler.

„Was die Bekehrung des rothen Gewürms und die Gnade betrifft, von der Ihr da sprecht, Pelzhändler, so verstehe ich mich nicht auf solche Sachen," sprach ein Trapper, indem er ein großes Stück Kautabak in die linke Backentasche schob; „doch meine ich, daß der Weg, von dem Ihr sprecht, ein sonderbarer ist, Gnade und Bekehrung über einen Sioux kommen zu lassen. Was aber den Schuß anlangt, — so kann ich wohl sagen, daß das dazu verwendete Pulver verschwendet wäre. Der Kerl tritt keinem ehrlichen Manne mehr in den Weg und wird außerdem der Gnade sogleich theilhaftig sein."

Diese Rede des Trappers war für den Methodisten eine willkommene Gelegenheit, eine sehr lange und lehrreiche Auseinandersetzung darüber zu beginnen, auf wie mannigfache Art der Herr durch seine Gerechten (zu welchen sich der biedere Pelzhändler natürlich auch rechnete) zur Bekehrung der Ungläubigen wirke und Wunder und Zeichen thue.

Rasch wendete sich weg, weil ihn der scheinheilige, faselnde Schwätzer anwiderte; einige junge Deutsche aber neckten den Yankee so lange mit Einreden, bis derselbe eine Kapuzinerpredigt von Stapel ließ, wie sie der würdige Mönch in Wallenstein's Lager nicht schöner gehalten hat. Er endete mit der Versicherung, daß, wenn New-Ulm von den Rothhäuten nicht eingenommen werde, dies lediglich seiner Anwesenheit zu danken sei.

Indeß waren, trotz der lebhaften Vertheidigung, einzelne Indianer unter dem Schutz ihrer Bettsäcke der Mühle bis auf sechszig Schritte nahe gekommen, und die Mühlenbesatzung rüstete sich ernstlich, einen Sturm abzuschlagen.

Da zischte plötzlich hinter dem einen Ballen ein Pfeil hervor, an welchem brennende Stoffe befestigt waren, und fuhr in das trockene Schindeldach; ein zweiter und dritter

Digitized by Google

Feuerpfeil folgten, — so daß das Dach der Mühle schnell an mehreren Punkten zu brennen begann.

Zwar büßten einige von den Bogenschützen, die sich beim Abschießen der Feuerpfeile bloßgestellt hatten, ihr Beginnen mit dem Tode, die Mühle aber war unhaltbar geworden, da an ein Löschen der Flammen, — unter den Kugeln der Sioux, nicht gedacht werden konnte.

Aber auch in der etwa zweihundert Schritte entfernten Stadt hatte man die Flammen sofort erblickt und sich beeilt, der Besatzung Hülfe zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

IV.

Text, Theater und Bühne.

Von den ältern Texten des Ammergauer Spieles ist bisher keiner durch den Druck bekannt gemacht worden. Etliche derselben sind noch im Besitze des obengenannten Lang'schen Verlagshauses, und die k. Hof und Staatsbibliothek in München bewahrt nur einen mit Nr. 3165 bezeichneten Codex in 4° vom Jahre 1748, 168 Blätter stark, welcher von außen die Aufschrift führt: „Die alte Ammergauer Passion." Die Benedictiner der nahen Abtei Ettal waren von Anfang an eifrige Förderer des Passionsspieles, bis der Donnerschlag der Säculariſation in Folge des Friedens von Lüneville (1803) auch diese frommen Mönche aus ihrem alten Besitzthum vertrieben. Nur ein Conventual, der gelehrte Dr. Ottmar Weis, durfte als Pensionist in der ihm lieb gewordenen Kloster-Zelle verbleiben, wo er in Verbindung mit dem Schullehrer Rochus Dedler, Chor-Regent und Organist in Oberammergau, eine neue, der dermaligen Zeit angemessenere Bearbeitung des Textes besorgte. Der Erstere war bei dieser Arbeit bestrebt, mit Hinweglassung aller im Laufe der Zeit angesammelten poetischen, namentlich der allegorischen Zuthaten, die Darstellung der Leidensgeschichte lediglich auf die heiligen Evangelien zu gründen und jeder einzelnen Handlung die darauf bezüglichen Vorbilder aus dem alten Bunde in plastischen Vorstellungen voraufgehen zu lassen, den Zusammenhang zwischen Vorbild und Erfüllung aber durch das gesprochene oder gesungene Wort der Genien zu deuten und durch dieselben bei jedem Auftritte das Beziehungswertheste den Zuschauern an's Herz zu legen. Ottmar Weis hatte 1815 nach mehrmaliger Umarbeitung sein Werk in der Gestalt vollendet, in welcher daſselbe mit ganz geringen Abänderungen noch 1850 der Passionsvorstellung zu Grunde gelegt wurde. Weis starb als Pfarrer in Zeſewang bei Fürstenfeld-Bruck 1843. Für die Darstellung von 1860 hatte auf den ausdrücklichen Wunsch des damaligen Königs Maximilian II. der Ortspfarrer Daisenberger sich mit tiefem Verständnisse der Reviſion des Textes unterzogen, wie er nun auch den demnächst bevorstehenden Passions-Darstellungen zu Grunde gelegt ist. — Lehrer Dedler, († 1822), ein tüchtiger Kenner der Musik, hatte schon in seinem 20. Jahre als Lyceist in München zur Feier des Einzugs des Kurfürsten und nachmaligen Königs Max Joseph I. (1799) eine Operette componirt. Er verfaßte denn auch später die jetzt noch gebräuchliche, eben so leicht faßliche als fließende Musik zum Texte von Dr. Ottmar Weis.

Im Jahre 1840 wurde ohne Einreden der Baubehörden von den Ammergauern ein neues Theater aufgeführt und zwar nach dem Plan eines einfachen Zimmermanns (Johannes Reichsigl). Von außen nimmt sich daſselbe wie ein kolossaler Bretterverschlag aus, nach Art der für Kunstreiter hergerichteten. Rechts und links sowie an der Rückseite sind weite Eingänge, von denen die der Bühne nächsten auf ebener Erde sich befinden, die weiter nach dem Hintergrunde des Zuschauer-Raumes führenden aber, je weiter zurück,

Digitized by Google

desto höher sind. Am höchsten liegt der auf der Rückseite zu einer bedeckten Loge führende Eingang. Jede dieser Thüren geht in einen abgesonderten Zuschauer-Raum auf, deren jeder einen besondern Rang einnimmt. Der dem Theater zunächst befindliche bildet den ersten Platz; jede weiter zurückliegende Abtheilung stellt einen geringern Platz dar. Die Sitz-Reihen steigen gelinde gegen die Loge hinan, so daß unter dieser Loge, welche den vornehmsten Platz abgibt, der letzte Platz sich befindet. Die Loge ist der einzige gegen Wind, Regen und Sonne geschützte Zuschauer-Raum. Vor der ersten Sitz-Reihe und in gleicher Höhe mit derselben ist das Orchester, das bis incl. 1860, gleich wie die Rollen, nur mit Einheimischen besetzt wurde. Für die diesjährigen Vorstellungen ist jedoch nach einer officiellen Mittheilung aus Ober-Ammergau für die Instrumentirung auch der rühmlichst bekannte bayerische Capellmeister Karl Hünn engagirt worden, was jedenfalls den Eindruck des musikalischen Moments bedeutend verstärken wird. Die Breite des Spectatoriums, die der des Bühnen-Raumes gleicht, beträgt über 80 Fuß. Das Proscenium ist durch keinen Vorhang vom Zuschauer-Raum getrennt, hat eine Tiefe von etwa 24 Fuß und wird hinten von der in der Mitte aufgestellten kleinern 36 Fuß breiten eigentlichen Bühne abgeschlossen. Diese ist bedeckt und mit einem Vorhang versehen, auf welchem eine Straße gemalt ist. Ist derselbe herabgelassen, so stellt der ganze Hintergrund die Stadt Jerusalem dar. Ueber den Vorhang erhebt sich ein hohes Frontispiz, auf dem der eingeborene Zeichenlehrer und Maler Tobias Flunger Glaube, Liebe und Hoffnung dargestellt hat. Rechts und links von dieser Bühne bis an die Seitenwände des Theaters sieht man durch offene Thorbogen in zwei Straßen Jerusalems tief hinein, die oben den freien Himmel zum Dache haben.

Den Zwischenraum zwischen der Mittel-Bühne und den beiden Straßen füllt auf jeder Seite ein schmales Gebäude mit aus den Straßen hervortretenden Giebelseiten und einem Balkon im obern Stockwerke. Das vom Zuschauer-Raume aus links erscheinende ist der Palast des Pilatus, das rechts liegende die Wohnung des hohen Priesters Annas. Der mittlere bedeckte Raum dient zu der hinter dem Vorhange erfolgenden Aufstellung der lebenden Bilder, sowie zur Darstellung der Scenen, welche im Innern eines Gebäudes spielen, z. B. der Auftritte im Tempel, des Abendmahls u. s. w. Derselbe ist aber auch für einige Scenen im Freien bestimmt, z. B. den Abend am Oelberg, den Einzug in Jerusalem, die Erhängung des Judas, die Ausführung der Kreuzigung u. s. w. In allen diesen Fällen ist der Raum immer dem Auftritte angemessen decorirt. Ehe sich der Vorhang zur Darstellung der mimischen Bilder oder der auf der Mittelbühne vorgehenden Handlung erhebt, tritt der Chor (14 Personen) zur Hälfte von der rechten und zur Hälfte von der linken Seite her auf das Proscenium der Bühne, und bereitet durch seinen Gesang den Zuschauer auf das zu zeigende Vorbild vor, so daß derselbe fast immer auf dem Proscenium anwesend ist.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Es flog ein Vogel federlos
Auf einen Baum blattlos,
Da kam die Frau mundlos
Und aß den Vogel federlos.

Ein Redner hatte drei Stunden gesprochen. Als ein Zuhörer seine Verwunderung darüber aussprach, entgegnete der Nachbar: „Das ist noch nichts; meine Frau spricht den ganzen Tag!“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 70.

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Etwa hundert Mann, die von allen Vertheidigungspunkten zusammengelesen waren, brachen mit lautem „Hurrah!“ hervor und warfen sich auf die hinter den natürlichen und künstlichen Erhöhungen versteckten Krieger, welche schleunigst ihre Gewehre abfeuerten und dann die Flucht ergriffen.

Durch diesen sehr schleunigen Rückzug wurden aber die Indianer genöthigt, sich den Kugeln der in der Mühle befindlichen Schützen auszusetzen, und mehr als ein Dutzend Todte und Schwerverwundete fielen unter den Schüssen, — welche aus dem brennenden Gebäude krachten.

Schillock ließ noch Feuer in alle Ecken des aufgegebenen Postens legen, damit derselbe bis auf den letzten Balken niederbrennen möchte, und dann beeilten sich Alle, in die Stadt zu gelangen.

Die Ausfallkolonne hatte etwa sechs Todte und ein Dutzend Verwundete.

Die Indianer versuchten es sofort, sich die errungene Position zu Nutzen zu machen. Sie besetzten den Hügel mit mehr als hundert Mann, und unterhielten ein wohlgenährtes Feuer gegen die westliche Häuserreihe, das zwar wenig Schaden anrichtete, aber immerhin höchst lästig war, zudem mit Aussicht auf Erfolg nur von dem Boden des Seiler'schen Hotels, und von dem erwähnten alleinstehenden Steinhause am Nordende der Stadt das Feuer erwidert werden konnte.

Am Nachdrücklichsten wurde das Feuer seitens der Belagerten aus diesem Steinhause unterhalten, namentlich aus dem zweiten Stock, in welchem mehr als zwanzig der besten Schützen sich befanden, die den größten Theil der umliegenden Prairie mit ihren fast immer todbringenden Kugeln bestrichen.

Das Feuer der Sioux wurde allmälig matter. Sie wurden des nutzlosen Schießens offenbar überdrüssig und hielten Kriegsrath, um einen Plan zu fassen, mittelst dessen sie sich einer weitern Position der Weißen bemächtigen könnten.

Um diese Zeit — es war etwa sechs Uhr Nachmittags — langte Verstärkung für die New-Ulmer an.

Vom Südende der Stadt her krachten Schüsse, tönten Hurrahrufe und das Klagegeheul der rothen Krieger, und aus dem Rückzuge der vorgeschobenen Schützen der Letzteren konnten die Belagerten wahrnehmen, daß die Sioux sich in vollem Abmarsch befanden.

Die Angekommenen waren fast sämmtlich Trapper, welche in Mankato den Angriff der Indianer erwartet hatten, aber auf die Botschaft, daß in New-Ulm der Kampf zuerst beginnen werde, sofort hieher geeilt waren. Alle waren vortrefflich bewaffnet und wußten ihre guten Büchsen zu handhaben.

Anfangs wollten viele Hitzköpfe die Rothhäute verfolgen und in die Prairie zurücktreiben, dem widersetzten sich aber die Erfahrneren, namentlich auch die Trapper. Diese

Digitized by Google

erkannten sehr wohl, daß der ungeordnete, schlecht bewaffnete und des Krieges mit den Indianern ungewohnte Haufen, welcher die Mehrzahl der Besatzung ausmachte, außer Stande sei, anders, als hinter Verschanzungen, — den gewandten, kriegsgeübten rothen Männern Widerstand zu leisten, und der Kriegsrath beschloß daher, die Barrikaden zu verstärken und die Vertheidigung noch besser zu organisiren.

Da es sich herausgestellt hatte, daß einzelne Häuser mit Frauen und Kindern überfüllt waren, andere dagegen noch Platz gewährten, so übernahm es Rehfeld und Seiler, für gleichmäßige Unterbringung der Wehrlosen zu sorgen.

Bei der Durchsuchung aller Häuser, die zunächst angestellt wurde, gelangten sie auch in ein Gebäude, welches dem Kaufmann Meierding gehörte. Der Eigenthümer war nirgend zu finden, auch erinnerte sich Niemand, ihn, seit der Kampf begonnen hatte, gesehen zu haben. Alle Zimmer wurden in Folge dessen untersucht. Meierding blieb verschwunden.

Endlich begaben sich die Suchenden in den Keller, und hier bot sich ihnen ein eben so überraschender als lächerlicher Anblick dar.

Ein großer Theil des geräumigen Kellers war nämlich mit Erde angefüllt, und beim Schein einer Laterne arbeiteten der Kaufmann und ein Schneider, — Beide dem sonst so muthigen Schwabenstamme angehörend, mit Hacke und Spaten an der Herstellung eines unterirdischen Ganges.

Sofort wurde ein strenges Verhör mit den beiden Männern vorgenommen, und aus ihren Mittheilungen ergab sich Folgendes:

Beim Beginn des Kampfes waren Beide, von gleich edlen Gefühlen beseelt, in den Keller gekrochen, und Meierding hatte den Vorschlag gemacht, sie sollten sich sofort „verschießen" (erschießen), damit sie den grausamen Qualen entgingen, welche aller lebendig Gefangenen ohne Zweifel warteten. Dem Schneider war dieser Vorschlag zu radikal vorgekommen und er hatte gemeint, mit dem „Verschießen" hätte es ja keine Eile, dazu wäre noch immer Zeit, wenn die Indianer New-Ulm erobert hätten. Besser sei es, einen unterirdischen Gang zu graben, durch welchen sie vielleicht den blutdürstigen Feinden entgehen könnten.

Der weise Vorschlag hatte Meierding's Genehmigung erhalten, — und die beiden Helden waren mehrere Stunden lang unermüdlich an seiner Ausführung thätig gewesen. (Das so eben Erzählte ist buchstäblich wahr. Meierding, der ein sehr blühendes Geschäft in New-Ulm besaß, gab dasselbe späterhin auf und siedelte nach St. Paul über, weil er von seinen Mitbürgern wegen seiner Feigheit bei jeder Gelegenheit geneckt wurde.)

Rehfeld und Seiler hatten indeß keinen Sinn für die geistreichen Einfälle des edlen Paares, sie nahmen ihnen vielmehr alle Waffen ab, gaben sie Männern und trieben die beiden Memmen an die Schanzarbeit. In den Keller wurden mehrere Farmerfrauen nebst ihren Kindern einquartiert.

Auch am nächsten Tage, am Mittwoch, wurde eifrig an der Verstärkung der Befestigungen gearbeitet, doch war man fortwährend auf der Hut vor einem Angriff. Als indeß dieser und der nächste Tag vergingen, ohne daß ein Feind sich zeigte, gaben Viele sich der Hoffnung hin, die Indianer möchten den Kampf als vergeblich aufgegeben haben. Einige wollten bereits wieder die ausgeplünderten, einzeln stehenden Häuser beziehen, und nur die energischen Vorstellungen waren im Stande, sie von diesem thörichten Vorhaben abzuhalten.

Am Abend des Donnerstag erklärten zwei Trapper, welche mit dem Dialekt der Sioux genau vertraut waren, sich bereit, zu erspähen, wo der Feind stände, und wann ein neuer Angriff zu erwarten sei, denn daß die Indianer, ohne einen Versuch gemacht zu haben, ihre Niederlage blutig zu rächen, abziehen würden, glaubte Keiner von denen, die mit dem Charakter der rothen Krieger vertraut waren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

Die Choristen sind in Tuniken gekleidet, die durch einen Gürtel zusammengehalten werden. Strümpfe und Handschuhe sind stets von gleicher Farbe; an den Füßen tragen sie bunte Sandalen. Ueber diesem Anzug flattern reichbestitterte Mäntel, und auf dem Haupte sitzt ein kronartiger, rundum besiederter Kopfputz. Männliche und weibliche Mitglieder sind gleich gekleidet und nur an der Stimme zu unterscheiden; die größten stehen auf der Bühne zu äußerst, die kleinsten in der Mitte, wie die Pfeifen in der Orgel. Die Farben der Bekleidungs-Gegenstände sind die des Regenbogens in dessen Aufeinanderfolge, so daß die dem Sprecher (Chorführer) auf beiden Seiten zunächst stehenden Personen die blaue Farbe tragen, und jede nächste Person die im Regenbogen folgende Farbe. Nur der Chorführer ist in ein vom „Regenbogen-Roth" verschiedenes Roth gekleidet.

In der Mitte des Bühnen-Raumes sind mehrere Vorrichtungen zu Versenkungen angebracht; die ganze Maschinerie ist äußerst zuverlässig, prompt und genau.

Die Decorationsmaler waren nicht gerade große Künstler; allein die Naivetät, mit welcher man sich das Original zu den Abbildungen gedacht hat, verleiht dem Ganzen doch einen eigenthümlichen ekogenartigen Reiz. Ueberhaupt kann man sagen, daß die Bühne mit ihrer ganzen Einrichtung uns das vor Augen führt, was wir ehedem in der Einleitung zu den Tragödien des Sophokles von der Einrichtung des griechischen Theaters gehört, nie aber in Wirklichkeit zu sehen bekommen haben. Ueber das Theater hinaus erblickt man rechts die niedern Vorberge, ganz Wiese und Gehölz bis obenan, und über den Giebel der Mittelbühne hinausragend. Links ziehen sich die Wiesen bis an die kleinen Tannenwälder hinauf, die an der Felsendachung des Kofels immer spärlicher werden. An den Abhängen erblickt man weidende Kühe und vernimmt deren fernes Brüllen, wenn man einer Vorstellung im Herbstmonate beiwohnt. Die Bergnatur mit allen ihren Reizen scheint dieses Volkstheater zu ihrem Liebling gemacht zu haben. Die Morgensonne sendet ihre Streiflichter durch die Straßen Jerusalems und die große Alpenlandschaft, die den imposanten Hintergrund der Bühne bildet, nimmt zuweilen mit ihren großartigen Naturerscheinungen Theil an der Aufführung. Schon öfter hat bei der Auferstehung Christi ein wirkliches Gewitter mit seinem majestätischen Donnerrollen im Widerhalle der Berge das Amt des Maschinisten übernommen.

Die Zahl der beim Passionsspiel überhaupt in jeder Art mitwirkenden Personen beläuft sich auf nahe 600; dabei sind Thürsteher, Aufseher und die zu Nebendiensten Verwendeten mitgerechnet. Unter den Mitwirkenden befinden sich Kinder im Alter von drei bis vier Jahren, die sich mit bewunderungswürdigem Takte und Verständnisse im Zuge bewegen oder zur Darstellung der lebenden Bilder dienen, wo dieselben öfter, wie z. B. beim Manna-Regen in der Wüste, beim Triumphzuge Joseph's in Aegypten, über fünf Minuten lang, gleich den Erwachsenen, aufgestellt sind, ohne daß man eine Veränderung ihrer Physiognomie wahrnehmen oder ein Augenzwinken bemerken würde. Die Ausbildung der Passionsspieler wird durch eine Art Bühne im Schulhause erzielt, die neun Jahre lang den Schauplatz anderer dramatischer Spiele bildet, um die Schauspielfähigkeit der einzelnen Gemeinde-Glieder beurtheilen zu können. Sänger und Sängerinnen werden vom Ortslehrer mit unermüdlichem Eifer eingeschult, die handelnden Personen in Unterricht genommen und in Vortrag und Action geübt, so daß das Personal völlig in's Spiel hineinwächst und eine gewisse Tradition der Darstellungen in Familien entsteht, in denen gewisse Rollen gleichsam erblich werden. Der Franzose Baron de Roisin, welcher 1850 Ober-Ammergau besucht hat, spricht dies im elften Bande der „Annales archéologiques par Didron" (Paris 1851) treffend also aus: „On débute dans les bras de sa mère, qui fait quelque matrone de Jerusalem; avec le temps

Digitized by Google

on s'enrôle dans la garde de centurion; puis, on en vient à siéger dans le sanhédrin, parmi les princes des prêtres, et à s'elever même au rang d'apôtre.“ (Man debutirt in den Armen seiner Mutter, die eine Matrone von Jerusalem darstellt; mit der Zeit läßt man sich in die Wache des Centurio aufnehmen; dann kommt man in den großen Rath unter die hohen Priester zu sitzen, und bringt es schließlich sogar zum Range eines Apostels.)

Am 27. December 1869 wurde nach einem feierlichen Gottesdienste und im Beisein der ganzen Gemeinde zur Wahl der für die Hauptrollen der diesjährigen Passions-Vorstellungen bestimmten Personen geschritten. Dieselbe fiel mittels Stimmzettel auf die Nachgenannten: Person Christi — Bildschnitzer Jos. Mair; Johannes — Joh. Zwink, Maler-Sohn; Maria — Franziska Flunger, Zeichenlehrers-Tochter; Martha — Anna Lang, Schreinermeisters-Tochter. Für die übrigen Hauptpersonen wurden die Darsteller von 1860 wieder gewählt; diese sind: Pilatus — Tobias Flunger; Kaiphas — Joh. Lang; Annas — Gregor Stadler; Petrus — Jak. Hett; Magdalena — Josepha Lang ꝛc. Nur geborene Ober-Ammergauer dürfen eine Rolle übernehmen, worüber man von je her mit strengem Puritanismus wachte. Die Restauration der Decorations-Arbeiten wird von Eingeborenen, und sogar die der Garderobe wird von einheimischen Schneidern besorgt. — Der Zuschauerraum des Amphitheaters faßt an 7000 Personen. Schwerlich wird ein Schauspielhaus einer der europäischen Großstädte eine gleiche Anzahl von Personen in sich aufzunehmen vermögen; und gleichwohl wird in Ober-Ammergau bis in die hintersten Räume jedes auf der Bühne gesprochene Wort gut verstanden. (Forts. folgt in Nro. 77.)

(Gallenkrankheit.) Nachdem Herr Z... seine Dimission als Premierminister erhalten hatte, ward er krank und man schickte nach dem Arzte Duncan. Dieser fragte den Bedienten, „was seinem Herrn fehle?“ — „Er hat ein Gallenfieber,“ war die Antwort. „In meinem Leben,“ sagte Duncan, „habe ich keinen entlassenen Minister gekannt, der nicht an einer Gallenkrankheit gelitten hätte.“

Räthsel.

Mein schwarzes Kleid erschrecket dich gar sehr,
Mein lichtes aber noch weit mehr;
Und ob mein Zorn dir gleich viel schaden kann,
So trifft du doch in ihm mehr Segensquellen an.

* * *

Auflösung des Räthsels in Nro 67: Rehbock.
Auflösung des Palyndroms in Nro. 68: Gras. Sarg.

Aufgelöst von p. t.: Betty Hoffner von Harburg, Georg Kautzer hier, F. Jungbauer in Lechhausen, Joh. Wiedemann aus Schongau, Fr. Birkmeier jr. hier, Anna Müller hier, Marie Geiß hier, Joh. Wehrle hier, Xaver Schmid hier, L. Bergmann aus Burgau, Ad. Tiefenbrunner hier, Th. Wilhelm in Buchloe (ja!), Marie Kleiber in Donauwörth, Georg Spreitler in Haunstetten, Jos. Mayer in Tannhausen, Ignaz Kaim hier, Maria Bayer hier, Anton Stegmann hier, Marie Sedelmayer hier, Jos. Wagner in Nordendorf, Jos. Biber in Krumbach, Franziska Sailer von Donauwörth, Raphael Roth aus Holzheim, Max Mayer von Thannhausen, Adrian Funk von Königsbrunn und mehreren Anonymen von hier und auswärts.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 71.

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

Am Nachmittage des Freitag kamen die Späher, welche ſich wie Indianer gekleidet und bemalt hatten, zurück und berichteten, die zurückgeſchlagenen Sioux hätten ſich an einer für ſie ſehr günſtig gewählten Stelle, etwa zwanzig engliſche Meilen von der Stadt entfernt, gelagert und erwarteten dort die Ankunft anſehnlicher Verſtärkungen. Namentlich ſollten, wie die beiden Kundſchafter des Nachts, als ſie ſich in das Lager geſchlichen hatten, aus der Unterhaltung einzelner Krieger vernahmen, dreihundert Winnebagos, unter ihrem bedeutendſten Häuptling, dem „Büffel," ankommen. Mehrere andere Trupps von geringerer Stärke würden ebenfalls ſtündlich erwartet.

An einen Angriff auf die Gelagerten durfte nach dieſen Berichten nicht gedacht werden, vielmehr mußte man der Rückkehr der Indianer und neuen, ernſthaften Kämpfen entgegen ſehen. Abermals wurden nun einige reitende Boten an die Nachbarſtädte abgeſandt, welche die Lage New-Ulms und die drohende Gefahr ſchildern, gleichzeitig aber dringend um Verſtärkung bitten ſollten.

Herr Meierding bewarb ſich angelegentlich um den Geſandtſchaftspoſten nach St. Peter, der ziemlich gefahrlos war, aber obgleich dieſer Ehrenmann verſicherte, er wolle die Noth der Stadt in den düſterſten Farben malen und zu verſtehen geben, die Bürger ſeien ſo zu ſagen ſchlechterdings ſtalpirt, die Frauen gefangen und die Kinder geſpießt, ſo wurde ſein Wunſch nicht befriedigt, und die New-Ulmer waren grauſam genug, den furchtſamen Narren zurückzuhalten.

Wir werden ſpäter ſehen, welche furchtbaren Folgen dieſe Handlungsweiſe leicht für die Stadt hätte haben können.

Am Sonnabend Morgen langten die vereinigten Sioux und Winnebagos vor New-Ulm an. Ein ſcharfer Südwind wehte und trieb dichte Wolken vor ſich her.

Schon das Vorrücken der rothen Krieger zeigte, daß ſie nach einem verabredeten Plan handelten und ſich des Sieges ſicher glaubten.

Sie umzingelten die ganze Stadt und gingen dann unter lebhaftem Feuer vorſichtig, aber ziemlich ſchnell vor. Auf das mehrerwähnte Steinhaus im Norden der Stadt ſchienen ſie ihr beſonderes Augenmerk gerichtet zu haben, denn von ihrer geſammten, etwa achthundert Mann ſtarken Truppe drangen mindeſtens dreihundert in dichten Schützenketten gegen dieſes Gebäude und gegen die am Nordende der vertheidigten Straße errichtete Barrikade vor.

Das Feuer der Beſatzung des Steinhauſes und der nördlichen Barrikade richtete furchtbare Verheerung unter dieſem Theil der Angreifenden an, aber mit dem unerſchütterlichen Todesmuth, welchen der Indianer in kritiſchen Momenten zeigt, ſtürmten ſie jetzt vorwärts und erreichten das Gebäude, an deſſen Mauern ſie vor dem Feuer der Männer im obern Stockwerk geſichert waren.

Digitized by Google

Sofort begannen ſie, die Thür und die Fenſterladen mit ihren Aexten zu bearbeiten, und weithin hallten die mächtig dröhnenden Streiche.

Hier that ſchnelle Hülfe noth, denn der Verluſt jenes Hauſes mußte die Räumung der nördlichen Barrikade zur Folge haben, weil von den Fenſtern des obern Stockwerks dieſe Verſchanzung völlig beſtrichen w rden konnte.

Von allen Theilen der Vertheidigungslinie ſtrömten deßhalb Männer zuſammen, und mit etwa hundert derſelben machte Brenneck, der den Indianern unter dem Namen „Blackbird“ (Schwarzvogel) bekannt war, einen Ausfall.

Die ſchwere Eichenthür war völlig zerſchmettert, und nur ein hinter derſelben aufgeſtellter Schrank hielt die Indianer noch für einige Minuten auf, als die Belagerten die Verſchanzung überſtiegen und ſich auf die rothen Krieger ſtürzten.

Die Entfernung von der Barrikade bis zum kleinen Hauſe betrug etwa fünfzig Schritte, und dieſe kleine Strecke war in einem Augenblick zurückgelegt.

Der Zuſammenſtoß war entſetzlich.

Beide Theile konnten in dem ſich ſofort entſpinnenden Handgemenge von ihren Büchſen keinen Gebrauch machen, und nur das kurze, ſchwere Beil des Indianers, das lange, breite Bowiemeſſer und der Revolver der Weißen thaten ihre furchtbare Arbeit.

Man focht ſtill und erbittert. Nur kurze Angſtrufe der Verwundeten, das Aechzen der Sterbenden übertönten gelegentlich die dumpfen, knochenſplitternden Beilſchläge des rothen Krie,ers, den kurzen, hellen Knall der Revolverſchüſſe.

Die Belagerten befanden ſich in der Minderzahl, wie Einer zu Dreien, aber die furchtbare Erfindung des Amerikaners Colt, der ſechsläufige Revolver, glich den Unterſchied aus. Die todbringenden Drehpiſtolen entluden ſich in der kurzen Entfernung mit unfehlbarer Sicherheit, und die Indianer hätten keine Menſchen ſein müſſen, wenn ſie dem unaufhörlichen, todtbringenden Feuer gegenüber nicht gewichen wären.

Ueber die Leiber der gefallenen rothen Krieger, durch das Blut, das den Boden ſchlüpfrig machte, drangen die erbitterten Weißen, ſchweigſam wie der Tod, in deſſen Dienſt ſie arbeiteten, nach der zerſchmetterten Thür, zu deren Deckung dieſes Gemetzel unternommen war.

Die Indianer ſahen, daß das Feld nicht zu halten ſei, aber die Häuptlinge beſchloſſen, ſich blutig zu rächen für den Tod ſo vieler ihrer beſten Krieger.

Auf ihren Ruf eilten die Sioux und Winnebagos plötzlich in die Prairie hinaus, machten dort Halt, wandten ſich nach dem Kampfplatz zurück und gaben eine volle Salve ab.

Die erfahrenen Jäger hatten indeß bei Zeiten die Gefahr erkannt und waren unter dem Ruf: „Zurück, wem ſein Leben lieb iſt!“ in die Verſchanzungen geeilt. Faſt alle noch kampffähigen Männer waren ihrem Beiſpiel gefolgt und hatten ſich hinter der Barrikade geborgen, als die Büchſen der Indianer ſich entluden.

Kein Mann der Ausfallkolonne wäre entkommen, wenn dieſe Salve ſie vor den Verſchanzungen überraſcht hätte, denn ſechs oder acht, die zu unbeholfen oder zu überraſcht geweſen waren, dem Rufe der Trapper zu folgen, lagen todt am Boden, neben einem Dutzend ihrer zuvor im Handgemenge gefallenen Kameraden und neben fünfzig oder ſechszig gefallenen Rothhäuten.

Auch die Beſatzung des Steinhauſes und der nördlichen Barrikade feuerte jetzt ihre Büchſen mit guter Wirkung ab, worauf die Indianer, unter Mitnahme der durch dieſe Salve Niedergeſtreckten, unter kläglichem Geheul den Rückzug antraten.

Die Belagerten ſandten den abgeſchlagenen Feinden ein Triumphgeſchrei nach, das an Schauerlichkeit dem ihrer Gegner nichts nachgab.

Eine halbe Stunde lang verhielten ſich die Indianer nun vollkommen ruhig. Nichts hätte ihre Anweſenheit ahnen laſſen, denn die Prairie ſah ſo harmlos aus, als nur jemals zuvor. Und doch lag hinter jeder Bodenerhöhung, mochte ſie auch nur den Umfang eines großen Maulwurfshaufens haben, mindeſtens ein Krieger, der mit ſcharfen

Digitized by Google

Augen und rachedürstend nach den vor ihm liegenden Verschanzungen blickte, — hinter welchen er eine reiche Ernte an Skalpen zu finden hoffte.

Die Häuptlinge der vereinigten Winnebagos und Sioux hielten inzwischen abermals Kriegsrath, und die Thatsachen zeigten bald, daß die Indianer sich nicht noch einmal einer so furchtbaren Niederlage aussetzen wollten, sondern eine andere, ächt indianische Teufelei ausgesonnen hatten.

Der Südwind wehte immer noch in gleicher Heftigkeit, immer noch zogen dicht geballte Wolken vor ihm her; da schlugen plötzlich aus den Dächern von fünf oder sechs nach Süden zu gelegenen Häusern rothe Flammen züngelnd heraus, — und hüllten in kurzer Zeit die Häuser in ein Feuermeer.

Der heftige Wind trieb die Flammen gegen die vielleicht zwanzig bis vierzig Schritte entfernt stehenden, meistens hölzernen Gebäude; auch diese faßten Feuer, und in kurzer Zeit nahete die Gluth dem Häuserviereck.

Zwar befand sich zwischen den letzten vertheidigten und den nächsten, in den Besitz des Feindes gelangten Häusern ein unbebauter Zwischenraum von mehr denn zweihundert Schritt Breite, aber die Indianer waren eifrig beschäftigt, die Hoffnung zu Schanden zu machen, welche die Belagerten auf diesen Zwischenraum gründeten.

Sie schleppten große Massen Heu, von welchem umfangreiche Schober bei jedem Hause standen, herbei, warfen dieses leicht brennenden Stoff in die Flammen und sahen mit wildem Triumphgeheul den Wind diese brennenden Heumassen gegen die geängstigte Stadt wälzen, über welche sich ein dichter Qualm lagerte.

Gleichzeitig unterhielten die Indianer ein sehr lebhaftes Gewehrfeuer, um die Belagerten vom Löschen der Flammen abzuhalten, welche das Holzwerk derjenigen Häuser schnell ergriffen, gegen die der Wind die brennenden Heubündel warf.

Immer neue Heumassen warfen die rothen Krieger in die Gluth, immer neue Feuerbündel schleuderte der Südwind gegen die Stadt, deren Untergang unvermeidlich erschien.

Schon hielten die Belagerten Kriegsrath, schon verließen einige Verzagte ihre Posten, um nach den Ihrigen zu sehen, und schon neigte die Mehrheit der Berathenden zu der Ansicht, man solle durch einen Ausfall die Indianer von den brennenden Häusern vertreiben, die Gluth löschen und dann in die Stadt zurückkehren — ein Unternehmen, das im glücklichsten Fall den Tod von vielleicht hundert Männern zur Folge gehabt hätte, da ließ der Südwind plötzlich nach, erstarb gänzlich, und ein gelinder Nordwind begann zu wehen.

Der beklommenen Brust der Belagerten entrang sich ein lauter Freudenruf, und ohne auf die Schüsse der in ihrer Erwartung getäuschten, vor Wut) laut brüllenden Indianer zu achten, löschten einige Männer die Flammen, welche das Holzwerk mehrerer Häuser erfaßt hatten.

Dann wurde es abermals still in der Stadt und auf der Prairie. Die Belagerten gaben sich der Freude ihrer Rettung hin — die Indianer sannen auf neue Pläne zum Verderben des gehaßten Feindes, dessen bisher vergebliche Bekämpfung schon so vielen der Ihrigen den Tod gebracht hatte.

XI.

Die Nacht brach herein, ohne daß die Indianer einen neuen Angriff unternahmen.

Die Belagerten stellten starke Wachen aus, — denn man besorgte allgemein einen nächtlichen Ueberfall. Allein auch diesmal zeigte der Himmel sich den Geängstigten geneigt; der Mond stieg an einem fast wolkenlosen Firmament auf und blickte freundlich nieder auf die bedrohte Stadt, die vor wenigen Tagen noch ein Bild friedlichen Emporblühens zeigte, jetzt aber zum Theil in Asche, — zum Theil durch Kugeln und Feuer beschädigt dalag.

Digitized by Google

An der nordwestlichen Ecke stand Brenneck, auf seine lange Büchse gelehnt, welche am vergangenen Tage mehr denn einmal sicheren Tod in die Reihen der Indianer gesandt hatte. Auch er war durch einen Streifschuß an der Stirn verwundet worden und trug unter der Fuchspelzmütze ein leinenes Tuch um den Kopf geschlungen, dessen Knoten Hedwig's leichte Hand geschürzt hatte.

Von seinem selbstgewählten Posten aus konnte er die beiden meistgefährdeten Seiten der Stadt überblicken, und aufmerksam sah er hinaus auf die Prairie, ob sein scharfes Auge nicht einen nahenden Indianer erspähen könnte.

Ein leichtes Geräusch veranlaßte ihn, sich umzuwenden. Donatus Rasch, der eben von Baumgart's Wohnung kam, stand neben ihm.

„Ich glaubte, Sie hätten längst Ihrer Jugend und den Anstrengungen des Tages, denen Sie sich nicht entzogen haben, den Tribut gezollt und träumten von blauen Augen und blonden Locken?" fragte Brenneck lächelnd.

„Die Besorgniß vor einem Ueberfall der Rothhäute läßt mich nicht ruhen," — entgegnete Donatus. „Wenn Sie nichts dagegen haben, leiste ich Ihnen Gesellschaft."

„Schwerlich werden unsere Feinde vor dem Morgengrauen den Kampf erneuern. Der Mondschein hält sie davon zurück; wenn Sie mir indeß Gesellschaft leisten wollen, so bleiben Sie immerhin hier. Die Nacht bringt mir selten gute Gedanken oder angenehme Erinnerungen. Ihre Gegenwart wird die bösen Nachtgeister fern halten."

„Wie kann ein Mann von Ihrer Charakterstärke finstere Gedanken und Erinnerungen über sich Herr werden lassen?"

„Sie sind niemals Herr über mich geworden, lieber Rasch, aber sie kommen und gehen wie der Wind. Wer kann ihnen gebieten?"

Donatus mochte nicht durch Fragen seinen ernst gestimmten Freund belästigen; das Gespräch gewaltsam auf andere Dinge zu lenken, schien ihm albern, daher schwieg er.

Auch Brenneck sah eine Zeit lang schweigend und sinnend auf die Prairie hinaus, dann wandte er sich in dem leichten Ton, den er so oft annahm, an Rasch:

„Ich fühle mich heut in so salbungsvoller Stimmung, als wenn es mir nahe bevorstände, jenen Schritt zu thun, dem so Wenige mit der nöthigen Würde und Selbstständigkeit, die Meisten mit Gewinsel und Zähneklappern entgegensehen. Es überkommt mich dabei wie stille Freude, daß es mir vergönnt sein möchte, in voller Manneskraft den Kriegertod zu sterben; aber in einem Anfall meiner alten, mitunter boshaften Laune," fügte Brenneck mit einem Seitenblick auf das Antlitz des jungen Rasch, welches tiefe, — innige Betrübniß wegen der Todesgedanken des älteren Freundes zeigte, freundlich lächelnd hinzu, „hätte ich nicht übel Lust, Ihnen zur Strafe für das Leichenbittergesicht, das Sie bei meiner frohen Botschaft zeigen, ebenfalls einen Aerger anzuthun. Ich möchte Ihnen meine Lebensgeschichte erzählen."

Donatus fühlte sehr wohl, daß dieser leichte Spott der weichen Stimmung Brenneck's nur als Hülle diente, und wehmüthig lächelnd streckte er dem Freunde die Rechte entgegen. Mit leichtem Händedruck und ernst entgegnete dieser:

„Wollen Sie einem müden Manne, der den Tod vielleicht wiederholt suchte, diesen ernsten Freund nicht gönnen? Doch hören Sie! Aus Rücksicht auf Ihre sonstige gute Führung, will ich mich kurz fassen." Er strich schnell mit der Hand über seinen dunklen Bart und fuhr fort: „Mehr als dreißig Jahre sind vergangen, seitdem ich als siebenzehnjähriger Bursch mit großen Erwartungen und wenig Geld dieses Land betrat. Ich hatte Niemand im alten Lande zurückgelassen, an den ich mit besonderer Neigung denken durfte, und mein ganzes Innere füllte das Gefühl der Unabhängigkeit, versetzt mit einer guten Dosis: Durst nach Abenteuern. An diesen sollte es mir nicht fehlen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 72.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Wiederabdruck iſt ohne Erlaubniß des Verfaſſers nicht geſtattet.)

Erſter Abſchnitt.

Vorwort.

Es ſteckt in jedem Menſchenkinde ſo ein abſonderliches Stück Glaube, das er für ſich allein hat und das er ſich ſchwer nehmen läßt, wenn auch das Leben nicht der Mühe verdrießt, ihm tagtäglich oder wenigſtens gar oftmals das Gegentheil davon zu beweiſen. Wir können eigentlich ſo wenig an unſeren Meinungen ändern oder abnehmen und hinzuthun, als der Baum aus eigener Kraft ſeine Blätter umzuwandeln vermag. Ob auch der Sturm noch ſo oft ihm das Gezweig abknickt, oder gar der Blitz ihm die ſtärkſten Aeſte vom Leibe abſpaltet, kommt ſein Laub doch immer, ſo lange die Wurzeln nur im Erdreich forthaften, in gleicher Weiſe zum Vorſchein. Was einmal im Menſchen liegt, iſt nicht heraus zu treiben, denn es kehrt, wie der alte Klaſſiker ſagt, doch immer zurück, wenn man es auch mit der Geißel fortpeitſchen möchte. Iſt auch am Ende nicht zum Verwundern, da jeder Verſtändige es thöricht nennen würde, falls Einer, der Weizen ausgeſäet hat, durch Unterpflügen oder künſtliches Mergeln bewirken wollte, daß er Roggen auf dem Felde einerntete. Wenn er das gewünſcht, hätte er Roggen ſäen müſſen; wo aber die Saat nicht in ſeiner Hand liegt, kann er auch nicht für die Ernte. Damit er überhaupt nur gutes Korn erziele, bleibt ihm nichts übrig, als das Unkraut, das allzeit zwiſchen den Halmen aufwächſt, rechtzeitig auszuſäubern. Fällt Einem aber auch das manchmal ſchwer, die rothen und blauen Kelche, die ſo zierlich zwiſchen den Aehren herausſprießen, fortzuklatſchen, wenn man nicht allzeit nur an das Brod denkt, das aus den Körnern gebacken werden ſoll. Und am Ende iſt's ja auch Gottesſaat, ja eigentlich ganz beſonders, da wir Menſchen ſie nicht mit ausſtreuen und Niemand begreift, wer ſie gebracht hat und woher ſie kommt; und wer weiß, ob der große Gärtner das, was wir Unkraut heißen, nicht mit ganz anderen Augen anſieht und ſich über die bunten Farben auf ſeinen Feldern freut.

Das ſoll keine Entſchuldigung für Manches von dem ſein, — was ich im Begriff ſtehe, hier niederzuſchreiben. Ich glaube, daß ich von jeher ſo gedacht habe, und hoffe, daß dies auch wohl aus dem Nachſtehenden ſich erweiſen mag; aber ſo lange man jung iſt, ereignet es ſich ſehr leicht, daß ſowohl in wichtigeren als geringfügigeren Dingen das Handeln dem Denken bisweilen voranſchreitet. Sollte vielleicht nicht ſo ſein, iſt aber von jeher ſo geweſen und wird ſich auch ſchwerlich ändern, ſo lange es noch etwas anderes, als graue und weiße Haare in der Welt gibt. Und obgleich ich die Letzteren nun ſchon ſeit geraumen Jahren ſelber beſitze, bitte ich doch, Gott wolle die Jugend vor ihnen, äußerlich wie innerlich, recht lange in Gnaden bewahren.

Digitized by Google

Was ich indeß im Anfang über den eigenthümlichen Glauben der Menſchen geſchrieben, damit hat es folgende Bewandtniß. Ich weiß noch gar wohl, wie mein Nachbar und Patronatsherr, der Baron Hochſetz auf Hohenwerdach, vor bald ſechszehn Jahren nach meiner Hierherverſetzung nach Niederwerdach bei mir eintrat. Er mag wohl ſchon in den Dreißigern damals geweſen ſein, ſah aber aus, als habe er die Zwanziger noch nicht zur Hälfte überſchritten. Wie mein Beruf es ſo mit ſich bringt, hab' ich mit vielen Leuten verkehrt, und auch ein ziemliches Gedächtniß für auffällige Perſönlichkeiten aller Art, hatte jedoch damals und habe auch bis heut noch keinen ſchöneren und in Geſundheit prangenderen Mann, als ihn, geſehen, wie er von ſeinem Pferd herab ſprang, und mit ſeinen hohen Reiterſtiefeln durch den dichten Schnee auf mein Fenſter zukam. Es war damals, im Februar, eine grimmige Kälte in deutſchen Landen, daß ſich das Wild aus dem Werdacher Park Nachts bis an die Häuſer drängte und erfror — ich erinnere mich ſo, daß meine liebe Sophie noch eines Abends ſpät mit einem ſonderbaren Gaſt in mein Arbeits-Zimmerchen herein hüpfte, als ich gerade für den andern Morgen meine Predigt ausarbeitete. Da hielt ſie nämlich, wie ein Hündchen, ein noch ganz junges Reh am Ohr, das aus lauter Noth draußen im Hofraum nach dem Küchenabfall geſcharrt hatte, und auf ihr Locken wie ein zahmes Hausthier hinter ihr drein lief. Nun in ſolcher Kälte ſprach der Baron Hochſetz bei mir vor, und trug nichts als einen einfachen Rock, wie er mir jetzt an warmen Sommerabenden kaum ausreichend ſein würde, und dazu weder ein Tuch noch einen Kragen um den freien Hals, daß es mich in der behaglichen Stube bei ſeinem Anblick ordentlich durchfröſtelte. Sprachen wir da, wie es ſich denn gewöhnlich ſo macht, wenn ein Paar einander eigentlich wildfremde Menſchen zuſammen ſich unterreden ſollen, von der ſtrengen Witterung — und von ihrem Einfluß auf den Geſundheitszuſtand im Allgemeinen, bis ich endlich eine günſtige Gelegenheit erachtete, dem Herrn Baron darzuthun, wie er ſeine für alle Gutsuntergebenen unſchätzbare Geſundheit — er möge mir den Ausdruck verzeihen — doch im Grunde leichtſinniger Weiſe durch ſolche Kleidung bei der herrſchenden Kälte auf's Spiel ſetze. Da höre ich noch, wie er hell auflachte, es hatte ſo einen eigenthümlichen, wie Stahl tönenden Klang, wenn er es that, und ſagte, er ſei aus einem Stamm von Eiſen, und wie ſeine Vorfahren niemals krank geweſen, ſo wiſſe er auch ganz genau, daß all' die Jämmerlichkeiten und Leibesübel, an denen andere Leute laborirten, ihn nie betreffen könnten. Das war ſo ſein Glaube, an dem er feſthielt, wie nur ein Orthodoxer es am Buchſtaben des Evangeliums thun mag, — und ſind doch kaum anderthalb Jahrzehnte vergangen, daß er jetzt mit weißem Haar drüben in ſeinem Stuhl ſitzt, in dem er ſich nicht mehr regen kann und nicht wie ein Vierziger ausſieht, ſondern wie ein Mann, der alle Lebenstrübſal bis zum Grund durchgekoſtet und ſich gar bitterlich nach dem Ende ſehnt.

Ich erſehe aber an meinem Papier, das ich mir zurecht gelegt, wie ungeſchickt ein alter Landpfarrer, der faſt ſeit ſeinen Univerſitätsjahren nicht mehr anhaltend mit der Feder umgegangen, ſich bei einer Aufzeichnung, wie ich ſie vorhabe, benimmt. Ich beabſichtigte nur ſo beiläufig, des abſonderlichen Glaubens mancher Menſchen Erwähnung zu thun, und habe mehrere Seiten über Dinge vollgeſchrieben, die mit meinem Zweck durchaus nichts zu beſchaffen haben. Es knüpfte ſich da nur eine Gedankenverbindung bei mir an, weil es auch auf meiner Seite ſolch' ein feſtgewurzelter Glaube, oder vielmehr die Erſchütterung deſſelben geweſen, die mich zu meinem Vorſatz veranlaßt. Weil ich nämlich all' mein Lebtag auf das ausnehmende Gedächtniß, mit dem Gott mich begabt, ſtolz geweſen bin, — vermeinte ich, daſſelbe müſſe auch eben ſo bis an's Ende meines irdiſchen Daſeins ausdauern und die Erinnerung mancher merkwürdigen Vorgänge, die ich zum Theil vernommen, zum Theil ſelbſt erlebt, ſich ungeſchwächt in mir erhalten. — Wollte mir aber plötzlich geſtern Morgen der Name meines liebſten Studiengenoſſen und nachherigen langjährigen Amtsbruders, mit dem ich bis zu ſeinem Ende viel Freud' und Leid getheilt, nicht mehr zurückkommen, ſo daß ich dies als ein Zeichen genommen, wie

Digitized by Google

es wohl Zeit sei, auch an meinen Weggang zu denken und einige Dinge, die nur in meinem Gedächtniß aufbewahrt sind, wahrheitsgetreu für diejenigen zu erhalten, die möglicher Weise noch einmal nach ihnen forschen könnten, wenn ich lange vielleicht Leib und Seele der Erde und dem unerforschlichen Rathschluß Gottes anheimgegeben habe. Deßhalb ist mir der Entschluß gekommen, was mir wichtig erschien, kürzer oder ausführlicher auf diesen Blättern zu verzeichnen, die ich zu versiegeln und vor unberufenen Augen im Kanzleischrank unserer Kirche aufzuheben gedenke. Sollte mich, wie es wohl sein mag, dabei hin und wieder die Lust anwandeln, aus meinem eigenen Leben Erinnerungen von Freud' und Leid, — die für Niemand als mich selbst und meine liebe Sophie Interesse haben, einzufügen, so bitte ich den, welchem dies berufener Weise in die Hände kommt, es einem alten Manne nicht als Eitelkeit oder sonst übelwollend auszulegen. Sind ja doch oft Menschenschicksale so seltsam in einander verflochten, daß es schwer fällt, den Hauptfaden unverfehrt herauszuwickeln, wenn man überall ängstlich bemüht sein soll, die kleinen Neben- und Verbindungsfäden davon abzutrennen. Da ich aber, als Einer, der bald durch ein halb Jahrhundert nur mit dem unmittelbaren Wort zu wirken bemüht gewesen, wie ich auch schon gesagt, in der Kunst schriftlichen Ausdrucks mich nie sonderlicher Uebung befleißigt habe, so ist es mir am Besten erschienen, das Nachfolgende kurz und einfach aus den chronologischen Anhaltepunkten, wie sie mein seit geraumen Jahren geführtes Tagebuch ergibt, zusammen zu stellen.

(Fortsetzung folgt.)

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Die letzten Worte hatte Brenneck in so hartem, scharfem Tone gesprochen, daß er, gleichsam zur Erklärung, sagte:

„Ich will die alte Litanei schnell aberzählen. Ich war ein Bursch, der, ungemein heftiger Empfindungen fähig, sich stets von seinen Gemüths-Affektionen, selten von den Eingebungen des Verstandes leiten ließ. Als ich daher einst ein Mädchen kennen lernte, — einer jener Zufälle, die oft über ein Menschendasein entscheiden, wollte es so — da war mein Denken und Trachten nur darauf gerichtet, die kleine Betty zum Weibe zu erhalten. Das Glück wollte mir Anfangs wohl. Ich erlangte eine Stellung auf dem Comptoir ihres Vaters, der eine große Fabrik nebst vielem Gelde besaß, — und fand Gelegenheit, mich Elisabeth zu nähern. Eine Erklärung folgte und wurde günstig aufgenommen, Betty eröffnete mir aber, daß ihr Vater einem jungen Gentleman ihre Hand bereits zugesichert habe, und daß der Papa, ein sehr zäher, alter Herr, schwerlich von seinem Entschluß abgehen würde.

Elisabeth, nach amerikanischen Grundsätzen erzogen, hätte höchst wahrscheinlich in eine geheime Verbindung oder auch in eine Entführung gewilligt, doch war sie zu zartfühlend, selbst einen derartigen Vorschlag zu machen, wogegen ich, der ich damals denselben schönen Grundsätzen huldigte, welche heute den Impuls zu Ihren Handlungen geben, in einem Meere von süßen Täuschungen herumschwamm. Ohne der armen Betty ein Wort von meinem Vorhaben zu sagen, ging ich zu ihrem Vater — denn es widerstrebte meinen Grundsätzen, ohne seine Einwilligung glücklich zu sein, und jenen Grundsätzen zu Liebe vernichtete ich mein und der kleinen Betty Lebensglück."

Nach kurzem Schweigen fuhr Brenneck fort:

„Ich muß sehr warm, sehr zum Herzen gesprochen haben, als ich mich Elisabeth's Vater entdeckte, denn als ich geendet hatte, ging er, ohne mit einem Worte auf meine

Digitized by Google

Fragen und Betheuerungen zu antworten, an seinen Geldschrank, nahm eine Anzahl Zwanzig-Dollars-Stücke heraus, zählte mir mein Gehalt für das laufende Vierteljahr auf und ersuchte mich, mit demselben schleunigst das Comptoir zu verlassen, und weder sein Geschäftslokal noch sein Haus jemals wieder zu betreten. Er wolle mit einem Tollhäusler nichts mehr zu thun haben.

Als ich noch Einiges erwidern wollte, erklärte er, sein Hausknecht würde mich in ungemein kurzer Zeit an die frische Luft befördern, wenn ich nicht sofort freiwillig ginge.

Ich entfernte mich, ohne dem Vater meines Mädchens ein Leid anzuthun, obgleich der Zorn mächtig in mir kochte.

Als ich mich einigermaßen beruhigt hatte, schrieb ich an Elisabeth, bat sie, einige Jahre auf mich zu warten, denn in dieser Zeit hoffte ich mir eine Existenz begründet zu haben, welche es mir gestattete, ein Weib heim zu führen. Diesen Brief gab ich einer Freundin Betty's zur Besorgung."

„Am Abend des nächsten Tages," fuhr Brenneck fort, „waren die Vorbereitungen zu meiner Abreise nach Kalifornien getroffen. Ich ging nach dem Billetverkauf, — der damals in der Chatham-Street sich befand, und löste mir ein Billet für den nächsten Tag. Auf dem Rückwege überfielen mich vier Männer, und trotz meines Widerstandes und Hülferufens wurde ich überwältigt, gebunden, geknebelt und in einen Wagen geschafft, bevor sich Jemand zu meiner Unterstützung bereit finden ließ. Durch das geschlossene Wagenfenster sah ich nur noch, daß sich eine neugierige Menschenmasse versammelte, — welche unserem davonrasselnden Fuhrwerk nachsah. Noch heut kann ein solcher Handstreich in New-York sehr wohl glücken, ohne daß die Thäter entdeckt werden; damals wimmelte die Stadt von Gesindel aller Art, und anständige Leute hielten sich gewaltthätigen Auftritten so fern wie möglich.

(Fortsetzung folgt.)

(Ein guter Ehemann.) Ein Frauenzimmer von feinem Gefühl und einiger satyrischen Laune wurde von ihren Freunden gefragt, ob sie denn wirklich Herrn * * * zu heirathen gesonnen wäre, einen Mann von gutem Schlag, — aber auch von sonderbaren Eigenheiten. „Ja," sagte sie, „desto besser; wenn er wirklich andern Männern sehr unähnlich ist, so wird er um so eher einen guten Ehemann abgeben."

(Gerechtigkeit.) Ein Geschäftsmann hatte seinem Sohn die Stelle eines Amtmanns verschafft, und rieth ihm, nie umsonst zu arbeiten, sondern sich von Allen, die seinen Beistand brauchten, gut bezahlen zu lassen. „Was?" — rief der Sohn mit Verwunderung aus. „Wollen Sie, daß ich mit der Gerechtigkeit Handel treiben soll?" — „Warum nicht?" antwortete der Vater. „Es ist ein zu rarer Artikel, als daß man nichts dafür geben sollte."

Räthsel.

Begraben lag ein Mann gar tief,
Das Grab mit ihm hinunterlief,
Doch konnt im Himmel noch auf Erden
Das Grab noch Er gefunden werden.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 73.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſer.

(Fortſetzung.)

Aus dem Tagebuche des Paſtors Eduard Baumholz.

Den 13. März 1836.

An dem vorſtehenden Tage ging ich ſchon ziemlich in der Dämmerung durch meinen großen Paſtoratsgarten zu Altingen, — um ſo einigermaßen den Schaden zu bemeſſen, welchen der Sturm vom vorhergehenden Tage meiner Baumzucht und am Strauchwerk angerichtet hatte. Es war ein wahrhaft orkanartiges Unwetter mit Blitz und Hagelſchlag geweſen, wie die Tag- und Nachtgleiche es in unſerem Strich nur zu gern mit ſich bringt. Da kommt meine Magd von der Hofthür herabgelaufen und ſagt, mein alter Freund und Amtsbruder, auf deſſen Namen ich mich geſtern vergeblich beſonnen, der Paſtor Reinhard von Winfeld, ſei ſo eben bei mir vorgefahren. Nahm mich das freilich Wunder, denn Winfeld liegt beinahe vier Stunden von Altingen und Reinhard war erſt vor ein Paar Tagen bei mir vorgeſprochen und hatte geſagt, er werde in der nächſten Zeit durch viele Amtsgeſchäfte verhindert ſein, den Sonntag Abend, wie es unter uns Beiden in abwechſelnder Weiſe Brauch geworden, bei mir zuzubringen. So glaubte ich, daß meine Magd ſich wohl geirrt haben möge, und ging langſam den großen Mittelſteig zum Hauſe hinauf. Kam mir aber am oberen Ende desſelben doch Jemand entgegen, den ich im Zwielicht nach der Geſtalt für Freund Reinhard halten mußte. Wie ich näher kam, war er es auch, und nachdem ich ihn herzlich begrüßt, faßte ich ſeinen Arm und ſchritt mit ihm auf die Thür zu. Es fiel mir allerdings auf, daß er einſilbiger als gewöhnlich ſei, und auch in ſeinem Geſicht ſchien mir etwas verändert zu ſein; aber ich ſchob es auf das Dämmerlicht, und da ich denn anders nicht zweifelte, daß er gekommen wäre, um den Abend mit mir zu verleben, brachte ich ihn nur an mein Zimmer und ging in die Küche, um einige Anordnungen für einen einfachen Imbiß zu treffen. Von meiner guten Sophie wußte ich damals noch nichts, denn obgleich ich wohl ſchon an zwanzig Jahre, wie meine ſelige Mutter es immer zu erleben gehofft, zu Altingen in Amt und Würden geſtanden hatte, ſo war doch die dortige Pfarrſtelle gar zu gering beſoldet, als daß ich daran hätte denken können, außer meiner Mutter unſeren Hausſtand noch durch eine anwachſende Familie zu vermehren. Und wie es denn bei Einem, der nicht jung freit, leicht zu geſchehen pflegt, wußte ich, als jene Hochbetagte ſtarb, in Näh' und Ferne Keine, die ich ſo recht an ihre Stelle hätte ſetzen mögen, ſo daß ich wohl an fünf Jahre mit der alten Magd meines Vorweſers, einem trefflichen Erb- und Inventariumſtück des Pfarrhauſes, in ziemlicher Einſamkeit fortwirthſchaftete. Ja, es wäre auch wohl bis an mein Lebensende eben ſo einſamlich in Herz und Haus bei mir geblieben, wenn nicht bei meiner Hierherverſetzung nach Werdach allerlei Verhältniſſe es nothwendig gemacht hätten, daß ich mich längere Zeit in der Landeshauptſtadt aufhalten mußte, und dabei bin ich zu meiner jungen Frau gekommen, die dem Alter

Digitized by Google

nach meine Tochter, ja faſt mein Kindeskind hätte ſein können, und mir altem Junggeſellen doch ein ſo holdſeliges, treues, liebreiches und altkluges Weibchen geworden iſt.

Nun, daran konnte ich damals alſo nicht denken, als ich in Gemeinſchaft mit der alten Brigitte die Abendmahlzeit zurichtete, und eine Flaſche von meinem Elſer aus dem Keller herauf holte. Als ich wieder in's Zimmer trat, war der Tiſch fertig gedeckt, und Freund Reinhard ging mit großen Schritten darin auf und ab. Ich bat ihn, ſich zu ſetzen nnd zuzugreifen, und wie ich es ſo, auch vor Fremden, in alter Gewohnheit gehalten, ſaß Brigitte mit uns am Tiſch, und da wir ein rechtſchaffenes Tagewerk in Haus und Garten hinter uns hatten, aßen wir Beide mit trefflichem Appetit, ſo daß es mir erſt auffiel, daß mein Gaſt unſerem Beiſpiel gar wenig nachgekommen war, als ich am Schluß ſeinen Teller völlig unberührt vor ihm ſtehen ſah. Er hatte aber ſonſt immer einen guten Paſtorenappetit, und wie ich mir das mit ſeinem übrigen Weſen befremdlich zuſammen zu reimen ſuchte, mußte ich auf die Annahme gerathen, daß er ſich nicht recht wohl fühle, und befragte ihn deßhalb. Verneinte er die Frage nicht, bejahte ſie indeß auch nicht gerad', ſondern ſtand auf und ſagte nur, daß es wohl Zeit ſei, und daß er wieder heimfahren wolle. Merkte ich nun ja natürlich, daß etwas Abſonderes und Verſtörendes in ihm vorgehen müſſe, — und gab deßhalb der Alten einen heimlichen Wink, daß ſie uns allein laſſen ſolle. Wie ſie dann draußen war, that ich, als ob weiter nichts Auffälliges in dem Benehmen meines Freundes liege, ſtopfte meine beiden Ulmer Köpfe, reichte Reinhard einen davon hinüber und ſchänkte uns Beiden von dem Elſer ein.

Weil das Nachfolgende ſo außergewöhnlicher Natur war, iſt mir alle Einzelheit von dem Abend ſo feſt im Gedächtniß verblieben, wie ich es hier eben vielleicht mit überflüſſiger Genauigkeit berichtet. Will darum nur kürzer beifügen, daß Freund Reinhard endlich, nachdem er mich oft zögernd angeſehen, und haſtig einige Gläſer Wein getrunken, mir das Folgende, wie es in meinem Tagebuch ſteht, erzählte.

(Fortſetzung folgt.)

Donatus Raſch.

Eine Erzählung aus dem amerikaniſchen Leben.

(Fortſetzung.)

Es wurden mir ſchnell die Augen verbunden, doch bemerkte ich an dem allmälig verſtummenden Geräuſch der Straßen, daß der Zielpunkt unſerer Fahrt außerhalb der Stadt belegen ſein mußte. Endlich hielt der Wagen. Man hob mich heraus, trug mich einige Stufen aufwärts, dann eine ſteile Treppe hinab, und als man mich von meinen Feſſeln befreite und ich mir die Binde von den Augen riß, befand ich mich in einem Keller, vier maskirten Männern gegenüber, deren Kleidung und derbe Hände, in Verbindung mit ihrer Handlungsweiſe, bezeugten, daß ſie mit Recht zu dem übelberüchtigten Geſindel der untern Stadt gehörten.

Meine Fragen blieben unbeantwortet. Man gab mir Brod, Waſſer und Stroh, worauf die Strolche ſich entfernten.

Sechs Tage blieb ich in dem feſt gebauten und verſchloſſenen Keller.

Am ſiebenten Tage kamen die Banditen zurück und fragten mich, ob ich mich eidlich verpflichten wolle, weder gegen Eliſabeth's Vater, noch gegen deren Liebhaber gewaltſam oder gerichtlich aufzutreten.

Ich wußte natürlich nicht, was inzwiſchen vorgefallen war, und wünſchte nur, aus meiner Gefangenſchaft befreit zu werden. Ich leiſtete den Eid, wurde wieder gebunden, geknebelt und mit verbundenen Augen in den Wagen getragen. Nach einer Fahrt, die

Digitized by Google

nahezu eine Stunde gedauert hatte, wurde ich in der Nähe des heutigen High-Bridge, also etwa fünf englische Meilen von New-York, abgesetzt.

In New-York erfuhr ich durch eine Freundin Elisabeth's, daß die arme, — kleine Betty nach vielem Sträuben darin gewilligt hatte, die Gattin George Brunsen's zu werden."

„George Brunsen? Des Vaters von William Brunsen?" fragte Donatus erregt.

Brenneck athmete tief auf, wie wenn eine schwere Last seine Brust bedrücke. Nach kurzer Pause sagte er mit einem tiefen Seufzer:

„Er war es, der all' mein Glück vernichtete. Er war es, der Betty bewies, daß ich in seiner Gewalt; er hatte ihr geschworen, daß er mich tödten lasse, wenn sie nicht sein Weib werde, und um mich zu retten, opferte sich das gute Kind.

Ein halbes Jahr darnach war sie todt.

Damals hätte ich meinen Schwur sicherlich nicht gehalten. Ich hätte diesen Brunsen erwürgt, wenn er nicht aus dem Bereich meiner Hand geflohen wäre. Er war indeß auf längere Zeit nach Europa gereist.

Ich ging nach dem Westen, und jagte mehrere Jahre mit den Trappern. Ich suchte häufig die Gefahr, und dieser Umstand, sowie ein gutes Auge, verschafften mir Ansehen unter den mitunter recht rohen Gesellen, eine Autorität, die heut dieser Stadt von Nutzen ist.

Dann suchte und fand ich Gold in Kalifornien, denn ich hatte beschlossen, mich zu rächen, ohne meinem Schwur untreu zu werden. Das Gold sollte meiner Rache dienen.

Nach zweijährigem, mühsamem Arbeiten in Kalifornien kam ich als wohlhabender Mann nach New-York zurück. Ich warf mich auf das Gebiet der Spekulation, und hatte Glück. Ich operirte gegen Brunsen und Betty's Vater, die sich associirt hatten, und meine beiden Feinde verloren große Summen. Der Vater meiner armen Elisabeth konnte die schnell nacheinander folgenden großen Verluste nicht ertragen. Er erhängte sich.

Brunsen, der kurz nach Elisabeth's Tod abermals geheirathet und aus dieser zweiten Ehe den saubern Schlingel, den William, erhalten hatte, schloß sich Eastman an. Auch meine Operation gegen diese Firma war so erfolgreich, daß Eastman sich vor einigen Monaten von Brunsen getrennt hat. Brunsen wagte den Rest seines Geldes in dem Unternehmen, von welchem Sie gehört haben. Zu meinem Bedauern ist er ohne mein Zuthun durch die Indianer aus der Welt geschafft worden, und auch mein Leben ist nun überflüssig geworden. Die Rache an Brunsen, das Ziel einer beinahe dreißigjährigen Thätigkeit ist mir theilweise gelungen, theilweise unmöglich gemacht. Ich bin zu alt, um meinem ferneren Thun ein neues Ziel zu geben, und zu einem thatenlosen, beschaulichen Leben eignet sich mein Naturel nicht. Sie werden sonach begreifen, daß die Aussicht auf einen tüchtigen Kampf für morgen mich in angenehme Stimmung versetzt."

Rasch war durch die Erzählung tief ergriffen. Kein Wort der Klage war verwebt in die Mittheilung der Ereignisse, welche das Lebensglück zweier Menschen vernichteten. Donatus schauderte, wenn er an die endlosen Stunden des Schmerzes dachte, die Brenneck durchlebt hatte; Stunden, die doppelt schwer geruht haben mußten auf dem Herzen dieses Mannes, dessen Gemüthsleben durch die Erziehung so hoch entwickelt war, daß eine einzige Liebe sein ganzes Dasein beherrschte.

Er begriff, daß das Leben keinen Reiz mehr für seinen väterlichen Freund haben konnte, und doch hätte er ihn so gern diesem Dasein wiedergewonnen.

„Sie sind reich, Sie haben großen Grundbesitz in diesem Staate; hat der Gedanke für Sie keinen Reiz, das Glück vieler Menschen dadurch zu begründen, daß Sie den Einwanderern Gelegenheit bieten, sich auf Ihrem Grund und Boden niederzulassen?"

Brenneck lächelte trübe.

„Mit dem Versuch, die Vorsehung zu spielen, habe ich niemals viel Glück gehabt. Auch Sie haben mir bewiesen, daß das Schicksal die Menschen leitet. Durch den wackern

Digitized by Google

Clerk im Prescott-Hotel verschaffte ich Ihnen die Stellung bei Eastman, um Sie zu Mary's Gatten zu machen, und den Plan des jungen Brunsen zu durchkreuzen, der so gern diese Stelle eingenommen hätte. Sie aber lernten vorher die junge Hedwig kennen, und mein Anschlag mißlang. Auch mit meiner Unterstützung zu Ihrer Pedlar-Ausrüstung hatten wir Beide wenig Glück. Sie halfen sich schließlich selbst. Ich habe die Ueberzeugung gewonnen, daß man erwachsene Menschen möglichst für sich selbst sorgen lassen muß. Aber selbst wenn ich diese Ueberzeugung nicht gewonnen hätte, könnte mich die Aussicht auf diese Thätigkeit so wenig reizen, als der Gedanke an irgend eine Beschäftigung. Und jetzt, mein lieber Rasch, lassen Sie es genug sein der nächtlichen Conversation. Gönnen Sie Ihrem Körper die Ruhe, deren er zu Bestehung neuer Strapazen bedarf."

Donatus sah, daß Brenneck allein zu sein wünschte, er kam daher der Aufforderung nach, und bald sank er in tiefen Schlummer.

(Fortsetzung folgt.)

(Berliner Blau.) Erster Commis: „In meines Vetters Geschäft in Paris werden täglich so viele Briefe geschrieben, daß neunundvierzig Hausknechte nur mit Wasserpumpen beschäftigt sind, um die Oblaten anzufeuchten." — Zweiter Commis: „Das ist noch gar nicht: bei meinem Onkel in Berlin ist das Geschäft so groß, daß der Buchhalter in seinem Hauptbuch vom Soll in's Haben per Droschke fahren muß."

Räthsel.

Die ersten Beiden sind bekannt
Allüberall in Stadt und Land,
Beliebt, auch oft verschmäht als Speise,
Bereitet in verschied'ner Weise.
Das letzte ist unendlich groß,
Doch wieder auch unendlich klein,
Und Gottes tiefste Weisheit blos
Wird ihrer Räthsel kundig sein.
Das Ganze steht im Märchenbuch
Ein Geist — nun lieber Leser such'!

* * *

Auflösung des Räthsels in Nro 69: Der Schnee und die Sonne.
Auflösung des Räthsels in Nro. 70: Das Gewitter.

Gelöst von p. t.: Jos. Schneider in Wemding, Eugen Teufl hier, Jos. Schneider hier, Jos. Fischer in Häder, Krescenz Denkl von Burgheim, Leonh. Schmid in Häder, Marie Kleiber in Donauwörth, Therese Steinle hier, M. Mayer in Weilbach, Ad. Tiefenbrunner hier, Marie Sedelmayer hier, Anna Häußler hier, Elise Kleinle hier, Anton Keller in Oberrieden, V. Bauernfeind hier, Jos. Leidescher in Westernach, Joh. Lohner hier, Joh. Wiedenmann aus Schongau, Ludw. Bergmann aus Burgau, Jos. Gleich hier, Theres Schäffler von Lechhausen, Kath. Mayer von Laufenegg, Frz. Bortscheller hier, Jos. Kellmann hier, Sil. Saule in Oberhausen, Justine Uhl von Amerdingen, Magdalena Schmid hier, Ludwig Sommer von Mindelaltheim, Crescenz Friedl von Pfersee, U. Baumann hier, Anton Feistle hier, Modestus Endres von Schempach, Karl Kandiner hier, Raph. Roth aus Holzheim, X. Pracht in Göggingen und Theres Wilhelm in Buchloe.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 74.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

(Was der Pastor Reinhard dem Pastor Baumholz erzählt hat)

„Es war gestern in der ersten Morgenfrühe, daß mein Küster mich mit verstörtem Gesicht aus dem Schlaf weckte und mir die Mittheilung machte, spät in der Nacht sei an seine Thür gepocht worden, und wie er aus dem Bett aufgestanden, um nachzusehen, sei ein fremder Herr bei ihm eingetreten, der allein mit ihm zu sprechen verlangt habe. In seinem Wesen habe etwas Vornehmes und Gebieterisches gelegen, und derselbe habe ohne viele Umschweife eine mit Goldstücken angefüllte durchsichtige Börse auf den Tisch geworfen und in befehlendem Ton gesagt, sie sei ihm zum Lohn für eine Handlung bestimmt, welche er von ihm begehre. Er solle für die andere Nacht sich eine, der üblichen Pfarrerkleidung möglichst ähnliche Tracht verschaffen und einem jungen Paar die kirchliche Trauung ertheilen, wobei es ihm ja leicht fallen werde, in Ton und Geberde, sowie auch in Art und Wendungen der Rede die Weise eines „wirklichen Pastoren" täuschend nachzuahmen. Nachher habe er einen Trauungsschein auszustellen und mit dem Kirchensiegel und der nachgemachten Unterschrift des zeitigen Dorfpfarrers zu versehen. Der Küster erzählte mir, daß der Fremde dies genau bestimmt und mit einem Ton, der keine Widerrede duldete, erklärt habe und mit der Weisung um die zehnte Stunde des Abholens, und im Weigerungsfalle oder wenn er ein Wort von dem Vernommenen verrathe, des Schlimmsten gewärtig zu sein, fortgegangen sei.

Es läßt sich denken, daß diese Mittheilung mich schnell aus meiner Müdigkeit aufrüttelte, und daß wir uns in den mannigfachsten Erwägungen darüber ergingen. Der Küster, der ein wenig zaghafter Natur ist, wollte durchaus, daß wir zur Stadt senden und weltliche Hülfe von dort verlangen sollten, oder, da ich ihm aus der Entfernung die Unmöglichkeit des zeitigen Eintreffens derselben demonstrirte, daß wir das Dorf von der Sache in Kenntniß setzen — und ihm eine Wache handfester Bauern für die Nacht in's Haus legen möchten. Da ich meine Gedanken in der Schnelle nicht klar zu vereinigen im Stande war, suchte ich ihn, so gut ich es vermochte, zu beruhigen, verpflichtete ihn zum Stillschweigen und sandte ihn mit dem Bescheid nach Hause, in einigen Stunden wiederzukehren und die schwierige Angelegenheit völlig und unbesorgt meiner Hand zu überlassen.

Dann bin ich lange mit mir zu Rathe gegangen und habe versucht, in die Dämmerung, die vor mir lag, so viel Licht hinein zu bringen, als die seltsamen Verhältnisse es gestatteten. Ich sagte mir, daß ein doppeltes Verbrechen beabsichtigt werde, einerseits der Mißbrauch des heiligen Sakraments, und andererseits die Täuschung eines arglosen Geschöpfes, das muthmaßlich in namenloses Elend und Verzweiflung gestürzt zu werden drohte. Aber ich sagte mir auch, daß es kaum in menschlicher Macht liegen werde,

Digitized by Google

die Ausführung dieses Verbrechens zu hindern, da ja leider das Gold nur zu geeignet ist, gar manches Gewissen zu überwinden und statt des einen Redlichen, der ihm widerstanden, zehn Gottlose trifft, die sich bereitwillig zur Uebernahme der schändlichen Rolle hergeben würden. Da habe ich denn endlich gedacht, — es geht Gottes Fügung vor Menschensatzung; räthselhaft sind seine Wege und er kann böse Absicht dahin verwandeln, daß sie gute Früchte zeitigen muß, und als der Küster wiederkam, habe ich ihm erklärt, ich wolle vor Gott und meinem Gewissen die Sache auf mich nehmen, denn es stehe geschrieben, seid klug wie die Schlangen — und ohne Arg wie die Tauben. Ich würde, wenn der Wagen komme, bei ihm bereit sein, und er möge, ohne daß er sein Gewissen mit einer Lüge belaste, aussagen, daß es ihm nicht möglich sei, das Begehrte zu leisten, daß aber ein Freund sich willig erklärt habe, zu thun, was man von ihm fordern werde.

Nachher habe ich allerdings mit einigem Herzklopfen gehört, wie unsere Kirchthurm-Uhr acht, und wie mir schien gar bald darauf neun Uhr schlug; — später konnte man nichts mehr vernehmen, denn es ward ja ein Unwetter, daß man wohl nichts davon wahrgenommen hätte, wenn der Kirchthurm auf drei Schritte von Einem zusammengebrochen wäre. Aber genau als meine Taschenuhr die zehnte Abendstunde zeigte, ward wieder an die Küsterwohnung, in der ich mich eingefunden, geklopft, und der Fremde vom Abend zuvor trat ein. Der Küster begrüßte ihn und berichtete, laut unserer Abrede, — sogleich über den Stand der Sache, worauf der Unbekannte mich mit einem scharfen Blick maß und fragte, ob ich mich getraue, den Pfaffen eben so gut mit der Kehle nachzumachen, wie ich es in der Kleidung verstanden Ich hatte nämlich den kleinen Ornat angelegt, verbeugte mich und antwortete gelassen, daß ich mit Gottes Beistand meinem Gewand keine Schande zu machen hoffte. Das war sehr unvorsichtig und kam mir wider meine Absicht so über die Lippen, — aber der Fragesteller lachte darüber nur mit einer eigenen Stimme laut auf und erwiderte:

„Gut, vortrefflich; ich sehe, ich werde mit Ihnen zufrieden sein."

Damit schien indeß seine gute Laune wieder verschwunden, denn er kommandirte barsch: „Vorwärts!"

Wir stiegen in den draußen harrenden Wagen und fuhren ab. Weil ich nun schon einmal beinahe aus meiner Rolle gefallen, so setzte ich mich, als ein bezahltes Subjekt, das ich ihm gegenüber vorstellen mußte, nicht neben ihn in den Rücksitz, und er ließ es auch ohne Weiteres zu, daß ich gegenüber Platz nahm; sprach auch kein Wort mit mir, sondern wir fuhren Beide schweigsam durch die Nacht. Ich wünschte natürlich gar gern, mich über die Gegend zu orientiren, und dachte anfänglich auch, — daß mir dies nicht schwer fallen könne, da ich seit so manchem Jahr schon mit allen Wegen und Stegen in Winfeld genau vertraut war. Aber es ist wohl Gottes Wille gewesen, daß gerade eine so todte Finsterniß war, daß ich schon nach einer Viertelstunde keine Ahnung mehr besaß, in welcher Richtung wir überhaupt uns befänden. Dazu prasselte der Sturm, als ob böse Geister recht eigentlich diese Nacht sich auserlesen, um ihr Unwesen darin zu treiben. Manchmal ward es für lange Weile still, daß man nur ein sonderbares Brausen und Sausen hoch über uns vernahm. Da müssen wir durch tiefen Wald gekommen sein, in welchem der Wind oben durch die laublosen Wipfel heulte. Dann faßte er uns plötzlich wieder gewaltsam wie auf offener Haide, doch der Wagen flog immer mit gleicher Geschwindigkeit vorwärts. So blieb mir nichts, — als meinen Plan auf's Neue zu überdenken, nach welchem ich die Trauung vollziehen und sobald alle Vorschriften erfüllt wären, erklären wollte, daß die, welche ich so eben verbunden, nicht zum Schein, sondern durch einen wirklichen Diener der Kirche und in alle Ewigkeit vermählt worden seien. Allein, trotz der Aufregung, oder vielleicht weil ich mich den ganzen Tag schon in derselben befunden, überwältigte mich allgemach die Müdigkeit, und als der Wagen plötzlich anhielt, bemerkte ich, daß ich fest geschlafen hatte, und von der Länge des Wegs, den wir zurückgelegt, keine Vorstellung mehr besaß. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Die getroffenen Vorkehrungen waren derart, daß zwei Stunden vor Tagesanbruch sämmtliche Belagerte sich auf ihren Posten befanden.

Nach gewohnter Weise näherten sich dann auch die Indianer kurz vor Tagesanbruch der Stadt.

Einzelne dunkle Punkte bewegten sich langsam über die Prairie den Verschanzungen zu. Die Indianer waren bemüht, unbemerkt so nahe als möglich heranzukommen, um alsdann den Rest der Strecke bis zur Stadt in schnellem Lauf zurückzulegen.

Da krachte der Schuß eines aufmerksamen Postens. Diesem folgten mehrere, und nun begann von allen Vertheidigungspunkten ein wohlgenährtes Gewehrfeuer.

Die Indianer stürzten mit lautem Schlachtgeheul von allen Seiten gegen die Stadt; der Hurrahruf der Belagerten antwortete, und dazwischen mischte sich das Knallen der Büchsen und Flinten.

Der Hauptangriff war diesmal gegen die nördliche Barrikade gerichtet, doch wurde auch die am Südende der Straße aufgeworfene Verschanzung heftig bestürmt.

Die Indianer verloren viele Krieger, ohne daß sie wesentliche Vortheile errangen.

Zwar bemühten sie sich, in das alleinstehende Steinhaus am Nordende der Straße zu dringen, der Eingang war indeß durch alle im Gebäude befindlichen Sachen so sehr verrammelt, daß voraussichtlich eine Viertelstunde vergehen mußte, bevor die Wegräumung gelang. Die Indianer versuchten das Eindringen mit der Anwendung von Feuer, aber sofort ergoß sich durch ein Loch in der Decke aus dem oberen Stock ein starker Wasserstraht herab, der nicht nur die Flammen löschte, sondern auch so viel Nasse verbreitete, daß weitere Versuche, die Sachen in Brand zu stecken, von vornherein sich als vergeblich erwiesen.

Inzwischen fuhren die im obern Stock postirten Schützen fort, ein lebhaftes, furchtbar wirkendes Feuer gegen die an der Barrikade fechtenden Indianer zu unterhalten, — und es schien, daß die Niederlage der Rothhäute unvermeidlich sei.

Da drang von der südlichen Barrikade her der laute Krach einer Explosion. Ein kleines, dort offen hingestelltes Pulverfaß war von einem Funken getroffen und hatte bei der Explosion mehrere Männer getödtet, einen Theil der Barrikade zerstört und mehreren der nächststehenden Häuser bedeutenden Schaden zugefügt.

Die Indianer begriffen sofort den Vortheil, der ihnen aus der Verwirrung, dem Resultat dieses unerwarteten Unglücks, — erwuchs. Sie drangen in Haufen durch die Bresche, die Angreifer, welche bisher gegen die Ost- und Weststeite operirt hatten, eilten ebenfalls an die Bresche, — und so geschah es, daß in wenigen Minuten die südliche Barrikade und ein Theil der bisher vertheidigten Straße sich in den Händen der Indianer befanden, die mit lautem Triumphgeheul ihren Vortheil feierten.

Die zurückgedrängten Vertheidiger jenes verloren gegangenen Postens hatten sich zum Theil zerstreut und in die Häuser geflüchtet, von wo aus sie die Sieger beschossen, zum Theil fochten sie, — wenn gleich unter großem Nachtheil, — mit dem Muth der Verzweiflung.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Juni morgen.

Da lehn' ich still am Fensterrand
Und unten taucht aus feuchtem Moor,
Geweckt von leiser Engelshand,
Die bleiche Lilie empor.

Wie im Gebete beugt sie sanft
Ueber die Fluth das thauige Haupt
Und über sie vom Uferrand
Neigt sich der Rüster weich umlaubt.

Jetzt trifft der erste Morgenstrahl
Den See mit rosig gold'nem Licht
Und leichter röthet sich zumal
Das blasse Blumenangesicht.

Doch wie der Morgen sie verklärt
Die holde Lilie athmet kaum,
Sie sinnt so ganz in sich gekehrt
An ihrem ersten Knospentraum.

Lina von Berlepsch.

(Sklavischer Gehorsam.) Folgendes Beispiel altrussischen Gehorsams erzählt ein Pariser Blatt, welchem wir die Bürgschaft für die Wahrheit überlassen: Zu der Zeit, als der elektrische Telegraph noch nicht erfunden war, gebrauchte man, wie auch anderswo, sogenannte Armtelegraphen. Man baute in gewissen Entfernungen von einander Thürme und pflanzte von diesen aus mit Hilfe von Stangen und Fahnen die Signale fort. Der Czar will eine Depesche in eine Provinz Sibiriens schicken, — und dieselbe gelangt auch ohne Aufenthalt bis an die sibirische Grenze. Hier aber entsteht plötzlich eine Stockung. Der Aufseher eines Thurmes hat sich betrunken und ist eingeschlafen, so daß er natürlich das Signal weder sieht noch weiter gibt. Nach längerer Zeit erwacht er und bemerkt sein Versehen. Er geräth in Verzweiflung, denkt an die Knute und die Bleibergwerke und beschließt, um der furchtbaren Strafe zu entgehen, sich aufzuhängen. An dem ersten besten Arm seines Telegraphen führt der Unglückliche sein Vorhaben aus. Der Wärter des nächsten Thurmes ist auf dem Posten: „Den Teufel," sagt er, „das ist ein häßliches Signal, aber der Czar befiehlt es." Und fünf Minuten später schaukelt er lustig in der Frühlingsluft. Der Aufseher des dritten Thurmes ist nicht minder aufmerksam wie sein College, auch er findet das Signal höchlichst unbequem, aber er gehorcht und überliefert seinen Körper gleichfalls dem Spiel der Winde. Und so wird in derselben Weise dasselbe Signal von Thurm zu Thurm wortgetreu bis nach Tobolsk gemeldet. Hier endlich setzt ein Machtspruch des Gouverneurs dem allgemeinen Aufhängen ein Ende.

Baron: Johanne, was ist denn das, da fehl'n ja schon wieder Cigarren?
Johanne: I bitt Euer Gnaden, i hab' nur 10 Stück dem Kutscher gegeben.
Baron: Von diesen theuren Spezialitäten?
Johanne: Ja, der Kutscher ist ja mein theurer Spezi und deßwegen —

Ein Schweinetreiber treibt seine Heerde durch ein Stadtthor, das in Reparatur begriffen ist. Durch Unvorsichtigkeit eines Arbeiters fällt ihm ein Ziegel auf die Schulter. „Du, Lalli! Kannst nit Acht geb'n? — Wie leicht hätt'st so a arm's Thierle treffen können!"

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 75.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Was der Pastor Reinhard dem Pastor Baumholz erzählt hat. Fortsetzung.]

Wir befanden uns in einem dunklen Hofraum, der, wie ich beim Aussteigen bemerkte, mit alten Bäumen besetzt sein mußte, denn ich vernahm daselbst Geräusch des Windes über mir, wie auf der Fahrt, wenn wir durch einen Wald gekommen. Es war kein Licht irgendwo zu gewahren; mein Begleiter faßte einen Zipfel meines Mantels und zog mich daran hinter sich drein über Treppen und Gänge, mich däucht hoh hinauf, doch immer gleich lichtlos. Endlich schob er mich in einen ebenfalls vollkommen finstern Raum, hieß mich bereit sein und schloß eine Thür hinter mir. Ich fühlte an den Wänden des kleinen Zimmers, in dem ich mich befand, umher und entdeckte, daß sie abgerundet waren. Es mußte eine Art Thurmgemach sein, das dem Sturm entgegen lag, denn er heulte in vollen Stößen rund umher. Noch einmal ließ ich alle Erwägungen des Tages an mir vorüberziehen; darüber mochte wohl noch eine gute Weile vergangen sein, als plötzlich eine alte dumpfe Uhr in der Ferne schlug. Der Klang kam wie unterirdisch aus der Tiefe herauf, und ich zählte zu meinem Erstaunen fünf Schläge.

Da ging dicht neben mir eine andere Thür auf, daß ich ganz geblendet zurückfuhr. In einem großen Gemach mit hohen, bilderbedeckten Wänden war eine Art Altar errichtet, der ganz von Kerzen in silbernen Armleuchtern strahlte. Davor lag eine Goldschnittbibel aufgeschlagen, daß es mich ordentlich bei dem Gedanken durchschauderte, zu welch' gottlosem Treiben das Alles angeordnet und bestimmt gewesen. Es war aber Niemand in dem Saal, als ein Bedienter mit einem glatten, unheimlichen Gesicht, der die Thür geöffnet und auf mich zutrat. Er verbeugte sich mit Affektation vor mir und sagte spöttisch:

„Wollen der Herr Pastor die Güte haben?" Dabei wies er auf den Altar, vor dem eine Fußbank von grünem Sammet angebracht war, und reichte mir einen Papierstreifen, auf welchem die Namen, deren ich bedurfte, verzeichnet standen.

Ich habe nichts bedacht, als daß ich keinen andern Ausweg wußte, ein schweres und unheilvolles Verbrechen gegen Gott und Menschen zu verhüten. Es mag sein, daß ich gegen das, was meine Amtspflicht erheischte, gefehlt habe, indem ich die Trauung vollzog, ohne daß all' die vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt gewesen, welche die Vorsicht unter den gewöhnlichen Umständen des Lebens aufgestellt hat. Ich habe mich mit meinem Gewissen berathen — wollte Gott nur, ich hätte der Menschenfurcht getreulich Trotz geboten bis zum Ende.

Als ich eben vor den Altar getreten, that sich auf der andern Seite eine Doppelthür auf, und die Erwarteten erschienen. Der Fremde führte ein junges Weib am Arm, von so wundervoller Schönheit, daß es mir war, als sähe ich eine Lichtgestalt auf mich zuschweben, und daß mir das heilige Buch noch heftiger in den Händen zu zittern begann,

Digitized by Google

als vorher. Sie war ganz in ein bräutliches Weiß von den köstlichsten Stoffen gekleidet und mochte wohl wie im Traum gehen, denn ein so seliges Lächeln hab' ich bei einem wachenden Menschen in all' meinen Tagen nicht gesehen. Ich glaube auch, daß ihre süßen, lieblichen Augen kaum etwas von dem gewahrt, was um sie her war und vorging, denn sie hingen unverwandt in denen des schönen Mannes an ihrer Seite, in dessen Seele sie mit all' ihrem Glanz doch nicht hinunter zu schauen vermochten. Es ist mir auch, als wären mir fortwährend Thränen durch die Wimpern getreten, denn ich sah nur wie durch einen Schleier, daß der Bräutigam das Mädchen auf mich zuführte, und daß Beide auf dem Sammetschimel vor mir niederknieten. Dann habe ich alle Gewalt zusammen genommen und eine Rede gehalten über den Vers: „Und wenn eure Sünde auch blutroth wäre, will ich sie doch weiß wie Schnee machen, spricht der Herr." Es war wohl ein sonderbares Trauwort, aber ich konnte nicht anders, und ist der jungen Maid auch nicht aufgefallen, — die ja wie der Schnee war und von Sünde nichts gewußt, während er manchmal zornig die Augen gegen mich aufdrehte und sich auf die Lippen biß, weil er es für einen Spott gehalten, den ich mir mit ihm erlaubte. Endlich fragte ich nach dem Ritus, ob die Jungfrau — und ich las den Namen von dem Papierstreifen ab — den Bund bekräftigen wolle und in Freud' und Leid bei dem Manne ausharren und in allen Wandlungen der Zeit ihm angehören. Sie sagte, ein wenig fremdländisch, dünkt mich: „Ja," und ich richtete dieselbe Frage an ihn, die er eben so beantwortete, und während sie die Ringe an ihren Händen austauschten, und sie sich den ihrigen wie in der ganzen Zaghaftigkeit eines unermeßlichen Glückes stumm von ihm über dem feinen Goldfinger hinaufstreifen ließ, schöpfte ich noch einmal tief Athem und sagte, allen Muth und alle Kraft sammelnd:

„Und so erkläre ich Euch hiermit für christliche und rechtmäßige Eheleute vor Gott und der Welt, die hinfort keine Macht und Gewalt auf Erden scheiden soll, denn der Tod allein, dieweil ich —"

Und ich wollte fortfahren: „Dieweil ich Euch als Diener des Herrn und kraft meines heiligen Amtes in Wahrheit christlich vereiniget habe, daß der Segen Gottes auf Eurer Ehe ruhen und sie vor dem Gesetz der Menschen unantastbar bestehen wird —". Allein ehe ich den angefangenen Satz zu beenden vermochte, war der Mann, der mir schon öfter ungeduldig zugewinkt hatte, aufgesprungen und hatte sein junges Weib in die Arme genommen, so daß er sie mehr mit sich fort trug, als führte. Dann waren sie Beide durch die Doppelthür wieder verschwunden, und nur der Bediente blieb neben mir, der mit höhnischem Lachen die Kerzen auf dem Altar ausblies und nur einen Armleuchter brennend erhielt, mit dem er mich in das runde Eckgemach zurück geleitete. — Dort hieß er mich einen Trauschein ausfertigen, — schloß mich ein — und verließ mich ebenfalls.

Ich habe niemals einen solchen Sturm erlebt, als in dieser Nacht. Der Wind stöhnte und winselte unsichtbar um mich her, das alte Gebäude, in dem ich mich befand, krachte und wankte in allen Fugen, als wolle es zusammenstürzen. Die Wände des runden Zimmers waren mit verblichenen, altväterischen Gobelins bedeckt, und auch an ihnen hingen schwere Familienbilder in fast schwarz gewordenen Goldrahmen, die sich bei jedem Windstoß hoben und senkten, und in dem seltsamen Licht der wehenden Kerzen wie lebendig gegen einander bewegten. Ward mir aber allmälig dabei immer unheimlicher zu Muth, daß ich aufstand, an's Fenster treten und durch die Finsterniß nach dem Himmel hinaufblicken mußte, um etwas zu haben, woran ich mich festklammern und das mich vor dem Verzagen schützen könne. Und gerad' als ich hinaus sah, glänzte mir wie ein Trost ein ganz weißer Stern aus dem Schwarz entgegen; der war so lieblich, daß ich unwillkürlich bei seinem Anblick der Augen und des Antlitzes der gar süßen Frauengestalt denken mußte, der ich eben erst, wie mein Herz mir mit bangfreudigem Klopfen sagte, als ein Erretter gegenübergestanden hatte. (Forts. folgt.)

Digitized by Google

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Fortsetzung.)

Etwa fünfzig Farmer, Deutsche und Norweger, die durchweg mit langen Heugabeln bewaffnet waren, mittelst welcher sie längere Zeit glücklich jeden Versuch der Rothhäute, sich über die Verschanzung zu schwingen, vereitelt hatten, fochten jetzt, in ein Quarré geschaart, den sichern Tod vor Augen, denn die Indianer sandten, ohne sich gegen den Wald von starrenden Heugabeln zu wagen, eine Kugel nach der andern in den Haufen, und sechs oder acht dieser braven Männer, meist Familienväter, — lagen bereits todt in ihrem Blute.

Brenneck's Auge erkannte zuerst das Mittel, diese kritische Lage günstiger für die Belagerten zu gestalten.

Mit etwa dreißig Farmern, die ebenfalls mit der furchtbaren Heugabel bewaffnet waren, und bisher an der nördlichen Barrikade gefochten hatten, formirte er eine Linie, welche nahezu die Straßenbreite füllte, und ging mit dieser Front im Sturm auf die zerstreuten Indianer los.

Diese wichen vor den langen Heugabeln bestürzt zurück, tödteten aber durch ihre Schüsse einige aus der Linie.

Als Brenneck das Quarré der Farmer erreichte, schlossen diese sich als zweites Glied der Sturmkolonne an und warfen die Indianer, in deren Praxis solche Front-Angriffe nicht gebräuchlich waren, völlig über den Haufen.

Mit wildem Hurrah drangen die tapfern Deutschen und Norweger vor. Sie dürsteten nach Rache für ihre gemordeten Nachbarn und Freunde. Jeder Indianer, der in den Bereich ihrer Forken kam, war ein todter Mann.

Die zerstreuten Schützen schlossen sich der Front an, und wenige Minuten nach dem Beginn des Angriffs befanden sich die Indianer an der südlichen Barrikade, dicht zusammengedrängt von den unerbittlichen Feinden.

Schnell entschlossen, schwangen sie sich hinüber, nahmen auf der andern Seite Posto und beschossen die Weißen von deren eigener Barrikade aus.

„Mir nach, Ihr tapfern Farmer!“ — rief Brenneck und schwang sich über die Schanze, mitten unter die Feinde.

Einige Kugeln wurden gegen ihn abgeschossen, und einige Blutflecke, die schnell sein Jagdhemd färbten, zeigten, daß er getroffen war. Er stand aber noch aufrecht, und sein Revolver streckte schnell einige gegen ihn anstürmende Sioux zu Boden.

„Hierher, meine Freunde! Treibt jenes Gesindel fort von den Schanzen!“ — rief er mit kräftiger Stimme.

Donatus und einige Männer, die Brenneck auf dem Fuß gefolgt waren, standen bereits an seiner Seite, und sandten schnell ein Dutzend Revolverkugeln in die feindliche Masse; die Farmer kamen schnell herüber und griffen entschlossen an; da sprang der Büffel, ein Winnebago-Häuptling von herkulischer Gestalt, vor, und schoß seine Büchse gegen Brenneck ab, deren Kugel dem Führer der Weißen unweit des Herzens in die Brust drang.

„Der Büffel wird Schwarzvogels Skalp nehmen!“ schrie der riesige Häuptling und stürzte mit Axt und Messer auf den Niedersinkenden.

„Steht, Ihr Farmer! Gedenkt Eurer Weiber und Kinder!“ — rief Brenneck mit matter Stimme. Dann sank er zu Boden.

Donatus hatte seine letzte Kugel verschossen. Er warf daher, um Brenneck vor dem Skalpmesser des rothen Häuptlings zu retten, die nutzlose Waffe diesem mit solcher Gewalt gegen die Brust, daß er einen Augenblick athemlos dastand. Diese Gelegenheit be-

Digitized by Google

nutzte der junge Deutsche, um sich auf seinen riesigen Gegner zu stürzen und ihm das Bowiemesser schnell zweimal in die Brust zu stoßen.

Mit dumpfem Gurgeln sank der Führer der Winnebagos zusammen; Donatus aber schwang mit triumphirendem Hurrah sein blutiges Messer, entriß der ersterbenden Hand des Büffels dessen Streitaxt, und drang mit derselben auf die nächsten Indianer ein.

(Schluß folgt.)

Haben Sie — fragt „Figaro“ — Madame Lhercule gekannt? In ihrer Jugend war sie eines der reizendsten Modelle; seit sie alt geworden, lebt sie davon, daß sie den Künstlern „schöne Modelle“ nachweist. Sie war von einer so phänomenartigen Leichtgläubigkeit, daß die Maler mit ihr täglich ihre Späße machten. Das beste Stückchen war das, was Chevandier de Valdrome mit ihr anstellte. „Hör' einmal, meine gute Lhercule — sagt er eines Tages zu ihr — ich kenne Dich seit langer Zeit und will Dir einen Beweis meiner Hochachtung geben, indem ich Dich bei meiner Familie zum Diner einlade. Nur um Eins möchte ich Dich gebeten haben: ich für meine Person bin Künstler und nicht stolz; aber meine Schwestern, die Baronessen, meine Tante, die Herzogin und meine Cousinen, die Marquisinnen, könnten sich darüber aufhalten, daß Du nicht von Adel bist. Erlaube mir deßhalb, daß ich Dich unter dem Namen einer „Gräfin Lhercule“ vorstelle.“ — Am Abende traktirte Chevandier de Valdrome als einziger Herr die Gräfin Lhercule in Gesellschaft von noch sechs Mädchen, welchen er denselben Dunst vorgemacht hatte, und welche, alle mit hochtrabenden Titeln aufgeputzt, sich sehr vornehm und gemessen aufführten. Jede Einzelne bildete sich ein, in der Haute Volée zu sein unter Damen der höchsten Aristokratie. Als man am andern Morgen die Dame Lhercule über das Diner befragte, sagte sie: „Ja, Chevandier hat eine Familie von ausgesucht feinen Manieren. Nur über eine Sitte in der Haute Volée habe ich mich doch recht gewundert. — „Und welche ist das?“ — „Ich habe gesehen, wie die Herzogin heimlich unter dem Tisch ihr Taschentuch auf den Knieen ausbreitete und darin einen Fasanflügel einwickelte.“ — „Aber das macht man immer so,“ erhält sie zur Antwort. — „Das hab' ich mir auch gleich gedacht. Ich für meine Person habe mir den Rest der Rehkeule eingesteckt.“

Preis-Räthsel.

Vergebens rufst vom Ganzen Du
Die letzten zwei der ersten zu.

* * *

Unter je zehn richtige Auflösungen, welche von Abonnenten vor dem 5. Juli eingesendet werden, wird ein Bändchen Erzählungen verloost, unter sämmtliche Auflösungen ein Band der illustrirten Zeitschrift „Ueber Land und Meer.“

Auflösung des Räthsels in Nro 72: **Jonas im Walfisch.**
Gelöst von p. t.: U. Baumann hier, Moriz Schmid hier.

Auflösung des Räthsels in Nro. 73: **Rübezahl.**

Gelöst von p. t.: Bettina Hoffner v n Harburg, Afra Zimmermann hier, U. Baumann hier, Wilh. Hauried r in Affing, Jos. Höcht in Marquardstein, Albert Weber hier, Ed. Lingenböl hier, Joh. Harrer hier, Eugen Feuß hier, Jos. Schneider von Wemding, Andr. Abdt hier, Otto Burger hier, J h. F nt hier, Seb. Dilchl hier, Theres Lindenmeier hier, Ludwig Sommer von Mindelsitheim, Mathias Salger in Weinried, Albert Seefelder hier, F. Haas hier und Theres Wilhelm in Buchloe.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 76.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Fortſetzung.)

[Was der Paſtor Reinhard dem Paſtor Baumholz erzählt hat. Schluß.]

Ich konnte gewahren, daß ſich viel Wolken über den Stern zu drängen ſuchten, immer aber, wie durch geheimen Zauber, brach er wieder mit ſeinem reinen Licht hindurch, und ich freute mich deſſen, wie man ſelbſt in großem Unglück und Bangniß ſeine Theilnahme manchmal an ein geringfügig Ding zu heften vermag und gewiſſermaßen aus ſich ſelbſt zu ihm hinüber flieht. Doch wie ich ſo ſtand, und den Stern betrachtete, kam plötzlich ein ſtärkerer Windſtoß, als er zuvor noch geweſen, der eine ungeheure Wolkenmaſſe heraufbeſchwören oder in ihrem Geleit ſein mochte, denn nun fühlte ich den Boden unter meinen Füßen zittern, und zugleich vernahm ich von drüben her über den Hofraum, um den ſich ein anderer Flügel des Gebäudes herum erſtrecken mußte, aus dem Dunkel einen herzzerreißenden Schrei, wie von Jemandem, der in Todesangſt aufgefahren. Dann flog ein greller Blitz gerade über dem Hauſe aus den Wolken, und mir war, als ſähe ich bei ſeinem Schein einen weißen Stern herunterſchießen und drüben an der langen Fenſterreihe, die ich einen Augenblick gewahren konnte, vorüberflattern und verſchwinden. Als der Donner knatternd hinterdrein brach, war ſchon Alles verſunken, ſelbſt meine eigenen Kerzen hatte der pfeifende Sturm ausgelöſcht, und ich ſtand in tiefer Finſterniß, denn auch der Stern war nicht mehr ſichtbar.

Wie lange es gedauert, weiß ich nicht; ich hatte mich an einen Stuhl getaſtet und betete laut vor mich hin. Endlich ward der Schlüſſel in der Thür gedreht und der Mann, den ich eingeſegnet hatte, trat herein. Er hielt eine Blendlaterne in der Hand, ſo daß ich ſein Geſicht nicht zu unterſcheiden vermochte, aber ich ſah, daß ſeine Augen unheimlich, wie die einer Katze, daraus hervorglühten. Mir ſchien, daß er mich eine Zeit lang von Kopf bis zu Fuß muſterte, dann ſagte er mit ſchneidender Stimme:

„Wenn es einen ewigen Richter gibt, ſo hoffe ich, wird er Dich härter ſtrafen, als mich, grauer Schurke. Welche Ausflucht haſt Du? Ich kann ſagen, ich war jung und mein Blut wild —“

Er hielt inne; ich ſah, daß in ſeinem Innern das Gewiſſen zu nagen begann, und gedachte den Augenblick zu nützen und ihm darzuthun, wie die Gnade des Herrn auf unbegreiflichem Wege ihn an unſühnbaren Verbrechen vorüber geleitet, aber er herrſchte mich rauh an:

„Schweig! Sonſt gebe ich meiner Regung nach, ſelbſt den Richter an Dir zu machen und Dich in meinem Thurm lebendig verfaulen zu laſſen, daß Deine Knochen das Tageslicht nicht wieder ſehen, bis der jüngſte Tag —“ Er brach wiederum ab. — „Ich will Dich ſchwören laſſen,“ fuhr er raſch fort, „damit Du noch ein Verbrechen auf Deine Seele laſten und meineidig werden kannſt. Ich leiſte Dir einen Eid dagegen, daß ich mein Verſprechen halte, und daß Du in meinem Thurm faulen ſollſt, wenn Du Deinen Schwur brichſt.“

Digitized by Google

Wie er sich hastig umwandte, um die Bibel, die neben mir auf dem Tisch lag, zu ergreifen, fiel ein Strahl der Lampe über sein Gesicht. Und wieder, wie schon vorhin in den Augen, lag etwas von der Katze darin. Ein grausamer und doch noch unentschlossener Zug, wie wenn sie mit einem gefangenen Thier spielt und zaudert, — ob sie es fahren lassen oder zerreißen soll.

„Schwöre hierauf," sagte er, die Bibel vor mich ausstreckend, „daß Du nie, so lange Du lebst, die Namen nennen willst, die Du von diesem Blatt gelesen; daß Du keinem Menschen uns beschreiben willst nach Gesicht und Gestalt; daß Du Niemandem sagen willst, wo Du gewesen — — so wahr sich Gott Deiner Sündhaftigkeit erbarmen möge."

Und es ist über mich gekommen, wie über Petrus, da er hin ging und den Herrn verleugnete. Im Dunkel des Gemachs sah ich mein treuliebes Weib vor mir stehen, und meine holdseligen Kleinen, wie sie mir zunickten und schluchzten. Und wie ich auf sie hinstarrte, gewahrte ich doch zugleich das Gesicht des Mannes, — das sich vor meinem Zaudern immer grausamer verzerrte, und mir war, als wehe eisige Moderluft mir schaurig und erstarrend durch die Gebeine, daß eine unendliche Sehnsucht nach dem Tageslicht und dem Leben mir die Sinne gefangen nahm. Wer solche Versuchung bestanden, werfe den ersten Stein wider mich, denn ich habe den Finger aufgehoben und gestammelt:

„So wahr sich Gott meiner Sündhaftigkeit erbarmen möge."

Dann bin ich fortgekommen, ich weiß nicht wie. Der Wagen hat mich nach Hause zurückgebracht, ich glaube, daß es im Osten schon hell zu werden begann, als ich abgefahren. Ich habe aber immer im Halbschlaf gelegen und schreckliche Dinge gesehen, bis ich wieder wie besinnungslos und ohne eine Vorstellung von dem Wege, den ich gemacht, im hellen Mittageslicht in der Wohnung des Küsters zu Winfeld stand.

Es ist mir dann, wie die Erinnerung zurückkam, befremdlich gewesen, daß in der Nacht von dem Trauschein, der doch erst von mir so bestimmt begehrt worden, nicht mehr die Rede gewesen, obgleich derselbe schon in aller Form und von den Eheleuten unterschrieben ausgefertigt dalag. Muß ich denselben wohl zuletzt noch mechanisch zusammengefaltet und eingesteckt haben, denn ich fand ihn in meiner Brusttasche und habe sogleich nach meiner Rückkunft nur das Kirchensiegel noch darauf gesetzt und auf der Rückseite in der Kürze die wundersamen Umstände, unter denen diese vor Gott und der Welt gültige und rechtskräftige Ehe geschlossen worden, beigefügt. Dann habe ich ihn versiegelt und unter der Aufschrift der Braut, welche ich getraut, im Kanzleischrank meiner Kirche hinterlegt." So lautet die Erzählung des Pastors Reinhard.

* * *

Freund Reinhard war sehr angegriffen, als er mir die vorstehende Geschichte erzählt hatte. Er ruhte einige Zeit schweigend aus, trat dann feierlich vor mich hin und sagte, er sei zu mir, seinem ältesten und besten Freunde und Bruder im Glauben, gekommen, um mich vor Gott und meinem Gewissen zu fragen, was ich von seiner Verschuldung in der mitgetheilten Sache halte. Da ich gewahrte, daß er vor Aufregung zitterte und mir das Bedenklichste darin zu liegen schien, daß er die Trauung einestheils ohne Zeugen und anderntheils ohne die gesetzlich vorgeschriebenen Legitimationen vollzogen hatte, er jedoch diese Dinge ersichtlich als nebensächlich betrachtete, so vermochte ich ihm die Hand darauf zu reichen, daß die nachherige Ableistung des Eides und das Verschweigen seines Standes nicht für strafbar, sondern geradezu für geboten zur Erhaltung seines Lebens erachte; da es ja keinem Zweifel unterliegen könne, daß der Fremde, wenn er eine Ahnung davon gehabt, daß er wirklich und rechtsgültig vermählt worden, seine Drohung ausgeführt und den einzigen Mitwisser dieses Ereignisses bei Seite geschafft haben würde. — Ich sehe indeß noch, wie Reinhard den Kopf schüttelte; er sagte nichts weiter, als daß er mir danke, und daß ich es gut meine. Dann kamen wir überein, gänzlich von der

Digitized by Google

Angelegenheit zu schweigen, damit sie nicht ruchbar werde und möglicherweise Anlaß zu einer gerichtlichen Nachforschung gebe, die doch jedenfalls nur Unheil anstiften könne. — Wollte mir indeß das Aussehen und Wesen meines alten Freundes durchaus nicht gefallen, als er bald darauf Abschied von mir nahm und nach Hause zurückfuhr. Ich versprach, am nächsten Sonntag sicherlich nach Winfeld zu kommen, und setzte mich, sobald er mich verlassen, an meinen Schreibtisch, um obigen Bericht, so treu er mir im Gedächtniß verblieben, niederzuschreiben.

(Fortsetzung folgt.)

Donatus Rasch.

Eine Erzählung aus dem amerikanischen Leben.

(Schluß.)

Der Fall beider Führer glich den Verlust beider Parteien aus und der Kampf sollte gerade von Neuem beginnen, da erklang ein mehrhundertstimmiges Hurrah von der Prairie her, und in schnellem Lauf kamen die Bürger von St. Peter, verstärkt durch Zuzug aus dem Innern des Landes, herbei, um an dem Kampf Theil zu nehmen.

Donatus achtete jetzt nicht weiter auf Flucht und Verfolgung, mit welchen der Kampf endete. Er beugte sich über den sterbenden Freund, dessen brechendes Auge schnell die Situation überflog.

„Die Stadt ist gerettet, mein tapferer, braver Junge," sagte er mit ersterbender Stimme, „denke an meinen Brief —"

Der kräftige Körper zuckte leicht zusammen. Rasch hielt die Hand eines Todten in seiner Rechten.

Der Sieg war theuer erkauft, durch den Tod vieler tapfern Männer, aber er war entscheidend. Die Macht der Indianer war gebrochen, zumal sie auch vor Fort Ridgely, wo der gefiederte Schwanz befehligte, eine Niederlage erlitten hatten.

Während ein großer Theil der New-Ulmer im Verein mit den angelangten Verstärkungen die fliehenden Feinde verfolgte, Andere die zahlreichen Todten begruben, begab sich Donatus zu Baumgart's, um ihnen Mittheilung vom Tode Brennecke's zu machen.

Er erbrach auf dem Wege den Brief, an welchen der Sterbende ihn erinnert hatte, weil er vermuthete, daß seinem todten Freunde durch schleunige Erledigung seines letzten Willens gedient sei. Er fand darin ein versiegeltes Packet nebst folgenden Zeilen:

„Mein lieber Rasch!

Sie haben wohl gethan, daß Sie den Entschluß faßten, sich aus dem Treiben dieses amerikanischen Geschäftslebens zurückzuziehen. Ihre Grundsätze oder Sie selbst hätten darin Schiffbruch gelitten.

Wenn, wie ich hoffe, in dem Augenblick, da Sie diese Zeilen lesen, die Gefahr, welche New-Ulm bedroht, vorübergezogen ist, ohne Ihnen oder der Ihnen werthen Familie Verderben gebracht zu haben, so danken Sie Ihrem Schöpfer, der Ihr Lebensschiffchen wohlbehalten in einen kleinen, aber sichern Hafen trieb.

Mit Reichthümern ist einem Manne von Ihren Weltanschauungen nicht gedient, auch habe ich einen Theil meines Vermögens in Spekulationen erworben, welche vor dem Prüfstein Ihrer Grundsätze schlecht bestehen möchten, und obgleich „ich" mir keine Vorwürfe ihretwegen mache, (denn der Schöpfer, der in mich den Trieb zu solcher Thätigkeit pflanzte und mich durch die Schule des Lebens so erzog, daß ich solchen Unternehmungen nachging, darf sich über meine Handlungsweise nicht wundern), so will ich doch Ihnen die Güter nicht vermachen, welche auf eine nicht unzweifelhaft moralische Weise erworben wurden. Ueber diese habe ich anderweitig verfügt.

Digitized by Google

Was ich aber auch einem Menschen mit musterhaften Moralitäts-Anschauungen anbieten darf, ist das Resultat meiner schweren Arbeit in Kalifornien, und dies Resultat — deponirt in Landbesitz, belegen innerhalb dieses schönen Staates, der unzweifelhaft eine große Zukunft hat — stellt Ihnen das beiliegende Dokument zur unbeschränkten Verfügung.

Mögen Sie und Ihre blonde Hedwig noch recht langen, guten Gebrauch davon machen, und sich dabei gelegentlich Ihres Freundes erinnern, mit dessen, — nach Eröffnung dieses Briefes noch vorhandenen Ueberresten Ihr machen mögt, was Euch gut dünkt.

New-Ulm, 2. August 1862. Wolfgang Brenneck."

Die Kunde vom Tode Brenneck's war schon zu der versammelten Familie Baumgart gedrungen; Donatus gab daher nur das Schreiben des Todten an den Vater Hedwig's, der es still las und schweigend weitergehen ließ. Keiner sprach ein Wort, aber gleiche Gefühle und Gedanken waren in Allen rege.

New-Ulm und alle Ansiedelungen sind aus ihrer Asche wiedererstanden. Grüne Hügel decken die Erschlagenen, aber neues Leben pulsirt im aufblühenden Staat durch Einwanderung neuer Schaaren aus dem alten Europa, dessen überflüssige Säfte die weiten Adern des jungen Amerika füllen.

Der ehrliche Abraham Lincoln hat gut gemacht, was zu ersetzen war; die Beraubten sind reichlich entschädigt für die erlittenen Verluste an Hab' und Gut.

Die Indianer sind gänzlich aus Minnesota entfernt, und nach den südwestlich gelegenen, weiten Prairien gewiesen, so daß von dieser Seite für die jungen Ansiedelungen keine Gefahr mehr zu befürchten ist.

* * *

Es wird für uns nur noch Pflicht sein, über das Schicksal einiger handelnden Personen dieser wahren Erzählung zu berichten.

Die sämmtlichen New-Ulmer, deren wir Erwähnung gethan, sind, so weit unsere letzten Nachrichten reichen, mit Ausnahme des armen Spenner, am Leben und wohlauf. Mr. Brunsen ist als mäßig besoldeter Commis in St. Paul thätig, wo man ihm, aus Mitleid für sein hartes Schicksal, diese Stellung gewährte.

Und Baumgart's? Und Donatus Rasch?

Etwa sechs Meilen südlich von der Ansiedelung am Beaver-Creek trifft man auf eine schön gelegene, reiche Farm. Das Wohngebäude erhebt sich unter einer Gruppe von Eichen und Ahornbäumen. Hinter dem Hause wölbt sich unter einer jungen Eiche, die noch manchem Jahrhundert trotzen kann, ein epheubewachsener, breiter Grabhügel, der, wie die Inschrift einer Marmortafel sagt, die Asche Brenneck's und Elisabeth's birgt.

Oft, an schönen Sommerabenden, sitzen Hedwig und Donatus unter jener Eiche. Sie sehen den Spielen ihres kleinen, pausbäckigen Knaben mit dem in einem Korbwagen liegenden Baby zu; über ihnen rauscht es in der Eichenkrone, und dann ist es ihnen manchmal, als wenn die Geister der Verstorbenen ihnen Dank zuflüstern für die Vereinigung der im Leben getrennt gewesenen Körper.

Die Lieder aus der Kinderwelt klingen hinüber in das spätere Alter, wo wir nicht mehr Kinder sind und nur noch in süßer Wehmuth jener Zeit gedenken, wo uns diese Lieder zuerst in's Herz sprechen.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 77.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 15. März.

Es war leider bestimmt, daß ich Reinhard noch vor dem Sonntag wiedersehen sollte. Bald nach Mittag traf ein Bote aus Winfeld ein, der mein augenblickliches Mitkommen forderte. Als ich um die Dämmerzeit im Pastorat anlangte, stand Frau Reinhard mit ihren Kindlein laut schluchzend auf dem Flur und sagte, ihr Mann liege schon seit dem Abend zuvor in Phantasien und der Arzt habe, als er vor einer Stunde fortgerufen worden, keine Hoffnung mehr gegeben. Hat mich selten ein Anblick so erschüttert, als wie ich in sein Zimmer trat und den großen, kraftvollen Mann abgezehrt und mit eingesunkenen Augen auf dem Bett liegen sah. Sein Gesicht war ganz farblos und seine Lippen bewegten sich unaufhörlich unruhvoll auf und zu. Es mußte etwas Seltsames in ihm vorgehen, denn so oft seine treue Frau sich über ihn beugte und ihn rief, blieb er doch immer regungslos liegen; ich aber hatte kaum einmal leise seinen Namen genannt, als er die Augen aufschlug, mich groß und vernünftig ansah und den Andern fortzugehen winkte, weil er mit mir allein bleiben wolle. Das thaten sie weinend, nur sein jüngstes Kindchen, sein Söhnlein Hans, das kaum ein Jahr alt war, nahm ich auf den Arm und setzte mich mit ihm auf des Vaters Bett. Der machte eine mühsame Bewegung, mit seiner abgemagerten Hand nach der meinen zu fassen, und sagte:

„Es ist gut, daß Du da bist, Baumholz, denn es hätte nicht lange mehr gedauert, daß Du mich nicht mehr gefunden. Und es ist auch gut, daß es zu Ende geht. Es thut mir leid um mein herzliebes Weib und meine Kleinen, aber ich baue auf den, der ein Vater der Waisen und ein Versorger der Wittwen zu sein versprochen hat. Ich hoffe auch, daß er mir meine Schuld vergeben wird; es ist ja ein Beweis seiner Güte, daß er mir die Last abnimmt, die ich nicht mehr tragen konnte. Wolltest Du mir noch ein Gutes erzeigen, so macht Deine langjährige treue Freundschaft mir das Sterben leichter, wie sie mir das Leben oftmals erleichtert hat. Ist wohl eine Fügung Gottes, daß Du meinen Jungen da gerad' auf dem Arm hast, den ich Dir gern —"

Der Kranke richtete sich mühsam auf und streckte die Hände nach dem Kopf des Kindes aus, das sich indeß schreiend, wie von etwas Fremden von dem in erschreckender Weise veränderten Vater abwandte und die Stirn an meiner Brust versteckte.

Man sah, daß die Furcht, die sein Anblick dem Knäblein einflößte, dem Sterbenden wehe that, doch er bezwang sich gewaltsam und fuhr mit wehmüthigem Lächeln fort:

„Den ich Dir nicht erst an's Herz zu legen brauche, denn er thut es von selber —"

Er hielt eine Weile inne; ich war so bewegt, daß ich kein Wort zu sagen wußte; Dann schloß er die Augen wieder und setzte mit leiser, wie singender Stimme hinzu:

Digitized by Google

„Weißt Du noch, wie wir uns einst, vor vielen Jahren, gelobten, daß unsere Freundschaft sich einmal in unseren Kindern fortsetzen solle? Wir stritten uns, wer den Jungen und wer das Mädchen bekommen werde. Es war wohl vermessen, dem Rathschluß Gottes vorzugreifen, und ist auch nicht nach unserem Willen geworden. Es thut mir leid um Dich, mein Alter, daß Du so einsam dastehst in der Welt und ich Dich so lassen muß. Wirst an mir so ziemlich Alles verlieren, was Dir auf Erden verblieben. Ich fühl' es mit, denn ich weiß ja, wie's mir gewesen wäre, wenn ich Dich in früherer Zeit hätte missen sollen. Aber ich hab's seitdem empfunden, ein wie tiefer Segen es um ein treues Weib ist; da wollt' ich, Du hättest auch eines gefunden, und nicht um Deinetwillen allein. Es wär' jetzt mein liebster Wunsch gewesen, wenn ich mein Söhnlein zu Dir in's Haus hätt' geben können, damit Du es ganz auferzogen und zu einer tüchtigen Stütze für die arme Mutter herangebildet hättest, die mit den übrigen drei Mägdlein genug Sorge und Mühsal haben wird, — ehe sie groß geworden und selbst weiter zu kommen vermögen. Nun kann ich Dich nur bitten, ihr nach Deinen Kräften mit Rath und That beizustehen — und aus der Ferne ein wachsames Auge über den Jungen zu halten. —"

Das Sprechen fing an ihm schwer zu werden, er brach ab und legte den Kopf zurück. Mir aber war es unbegreiflich, was den starken Mann plötzlich so niedergeworfen haben sollte, und ich vermochte noch immer nicht zu glauben, daß es wirklich mit ihm zu Ende gehen könne, so daß ich es für meine Pflicht hielt, ihm Muth einzusprechen, und zu sagen:

„Du wirst nicht sterben, Reinhard; es ist nur noch die Aufregung von dem neulichen Ereigniß, die Deine Kräfte erschlafft hat. Du bist eigentlich gar nicht krank, auch der Arzt sagt es —"

Es ist in solchen Fällen wohl eine Nothlüge erlaubt und sogar geboten, allein sie übte hier eine ganz andere Wirkung, als ich mit ihr beabsichtigte, denn der Kranke that noch einmal die Augen weit auf und wiederholte in sonderbarem Ton:

„Der Arzt? Ja, der weiß es nicht. Ich trage selbst die Schuld, ich allein. Es stand drüben in dem runden Zimmer — Du weißt, wovon ich spreche — eine Wasserflasche auf dem Tisch, und ich trank davon, weil mein Hals zu trocken war, — als ich dahin zurück kam. Es war unvorsichtig und ich hätte es nicht thun sollen, ich fühlte es gleich. Ich war wohl zu heiß — aber sprich Niemandem darüber, es ist nicht nöthig, denn es war doch gut —"

Seine Augen nahmen einen andern Ausdruck an und gingen starr an mir vorbei.

„Sie ist bei mir gewesen," murmelte er kaum verständlich zwischen den Lippen, „es ist schrecklich, sie ist immer da und sieht mich mit den großen, unbeweglichen Augen an. Sie spricht kein Wort, aber ich weiß, was sie sagen will: Du bist's, der die Schuld trägt, daß mein weißer Stern herunter fiel vom Himmel — Du — Du —"

Seine Züge wurden immer irrer, er wälzte sich gewaltsam im Bett herum und vergrub das Gesicht in den Kissen. Ich war aufgesprungen und wollte das Kind von mir legen, aber es klammerte sich fest um meinen Hals und fing angstvoll an zu weinen. — Der Klang riß den Sterbenden wie aus dem Todeskampf zurück. Er richtete sich noch einmal mit dem Oberkörper halb empor und schien entsetzt.

„Da ist sie, da — sie reckt die Hand nach meinem armen Knaben — großer Gott, erbarme Dich, und laß es nicht geschehen, daß sie des Vaters Sünde an ihm räche — erbarme Dich, erbarme Dich, laß ihn sühnen, was sein Vater —"

Es ist ein eigen Ding um die aufgeregte Einbildung eines Menschen, denn als ich mich unwillkürlich in die Richtung umwandte, — in welche der Finger des Todtkranken deutete, war es mir selbst, als sähe ich draußen durch die dunkelnden Fenster ein fremdes Gesicht hereinlugen, das sich wie eine weiße Fläche fest an die Scheiben preßte, so daß ich sonder Ueberlegung mechanisch den Vorhang am Gesims herniederriß. Dann rief ich

Digitized by Google

nach der Frau und den Kindern meines armen Freundes, der während seines letzten Aufrufs die Hände krampfhaft wie zum Gebet ineinander geklammert hatte. Aber allmählig lösten sie sich, daß sie ruhig zusammengefaltet auf der Decke lagen; dann kniete die Frau neben dem Bett — und schmiegte stumm ihr Gesicht auf das Kissen an seine Wange, und seine Züge wurden immer friedlicher und sein Athem immer stiller. Die kleinen Mädchen standen umher und blickten ernsthaft auf das Bett, — und die Aelteste winkte den beiden Anderen zu, kein Geräusch zu machen, damit sie den Vater nicht im Schlaf störten. Aber in ihren Augen war zu lesen, daß sie nichts davon ahnten, daß ein Geist, daß der, dessen Herz sorge- und liebevoll bis hierher über ihnen gewacht hatte, auf lange Trennung in den dunkeln Raum hinaus schwebte, der Erd' und Himmel, das Wissen der Menschen und den Rathschluß Gottes scheidet. Und auf meinem Arm lag der kleine Hans am Bett des todten Vaters in tiefem, sorglosem Schlaf.

(Fortsetzung folgt.)

Entscheidende Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld 955.

(Aus Anlaß des St. Ulrichsfestes.)

Von Augsburg aufwärts zwischen Wertach und Lech breitet sich, in einer Ausdehnung von zehn Stunden, eine nur mit kurzem Graswuchs bedeckte von keiner Erhöhung unterbrochene Ebene aus. Sie heißt das Lechfeld, und auf ihr erfocht deutsche Tapferkeit jenen ewig denkwürdigen Sieg, welcher den furchtbaren Plünderungs- und Verheerungsstürmen, mit denen das, aus Hochasien herabgestiegene wilde Nomadenvolk der Magyaren (Ungarn) schon seit nahezu fünfzig Jahren Deutschland, Frankreich und Italien durchtobt, für immer ein Ende machte, jene tapfern Asiaten in ihre heutigen Gränzen bannte und europäischer Cultur unter ihnen Zugang verschaffte.

Der große deutsche König Otto I. rüstete im Jahre 955 in seinem Stammlande Sachsen eben wieder gegen die drohenden Einfälle der Slaven-Völker, als ihm die Eilboten des Herzogs Heinrich von Bayern die Kunde brachten, daß ein Heer der Magyaren, zahlreicher denn je zuvor, über den Innfluß in Bayern eingedrungen sei, das platte Land bis an den Schwarzwald hin verwüste, und den Bischof Udalrich in seiner Stadt Augsburg belagert halte. Da Otto nur von Wenigen seiner Sachsen begleitet zu Hilfe eilen konnte — der Rest mußte die bedrohten Nordgränzen schützen — so blieb hier den süddeutschen und rheinischen Völkern der Ruhm allein, den alten Erbfeind niederzuwerfen. Zahlreich versammelten sich denn auch die Bayern, Franken und Schwaben um ihren König, tausend böhmische Ritter unter dem Herzog Boleslav stießen zu ihnen, endlich trafen auch die Rheinfranken ein, geführt von ihrem Herzog Konrad, — dem gefeierten Helden des Heeres, der beliebt wie kein Anderer, von Allen mit jubelndem Zuruf begrüßt wurde. Bei Donauwörth überschritt Otto den Strom und zog den Lech aufwärts gegen Augsburg. Oberhalb der Stadt, auf dem Lechfelde schwärmte das, wohl hunderttausend Mann zählende Heer der Ungarn, prahlend, daß nur des Himmels Einsturz oder der sich öffnende Schlund der Erde sie in ihrem Zuge aufzuhalten vermöge.

Aber keines von Beiden; nur des Heldenmuthes schwäbischer Männer, geführt von ihrem gottvertrauenden Bischofe hatte es bedurft, um bisher schon an den schwachen und niedrigen Mauern Augsburgs ihren Siegeslauf zu brechen.

Wiederholt waren hier schon mehrere Angriffe der Magyaren mit solcher Tapferkeit zurückgeworfen, daß zuletzt selbst die Peitschenhiebe der Führer ihre Raubschaaren nicht mehr zum Angriffe treiben konnten. Ohne Helm, ohne Kettenhemd, — nur in seinem bischöflichen Gewande, stritt Ulrich bei jedem Ausfalle an der Spitze der Seinen, und blieb wie durch ein Wunder unverletzt. Da erdrückten endlich die Hartbedrängten von der

Digitized by Google

Höhe ihrer Thürme herab die blinkenden Helme und Feldzeichen der deutschen Brüder, die Hilfe nahte. Es war der neunte August des Jahres 955.

Nun ließ Bultzu, der Ungarnherzog, ab von der Stadt und sammelte bei Ganzenlech, einem einst bedeutendem Schlosse gegenüber Kissing — die Fluthen haben es längst weggerissen — das Heer zum Kampfe. Sein Verbündeter Berthold, der Sohn des vor Regensburg gefallenen Pfalzgrafen Arnulph soll ihm, so meldet eine unverbürgte Sage, von der festen Reisensburg — (ihre Reste erblickt der Reisende zwischen Günzburg und Offingen, hoch oben auf dem steilen Ufer der Donau) — aus, Kunde von dem Nahen des Königs gesendet haben.

Mit dem ersten Dämmerscheine des 10. August des „Laurentiustages" ward es lebendig im Lager der Deutschen. In acht Legionen, deren jede ungefähr tausend wohlbewährte Reiter, ohne die Fußknechte und den Troß zählen mochte, ordnete König Otto das Heer. Die drei ersten nahmen die Bayern ein, geführt vom Grafen Eberhardt von Sempt und Ebersberg; ihren Herzog hielt schweres Siechthum in Regensburg gebannt. Die vierte Schaar bildeten die Franken unter dem Herzoge Konrad. Die fünfte befehligte Otto selbst, gebildet von seinen Sachsen und der Auswahl der Tapfersten aus allem Volke. Hier wehte vor ihm, den Deutschen die Zuversicht gewissen Sieges, das Banner des Reiches mit dem Bilde des Erzengels Michael. Die sechste und siebente Schaar waren die Schwaben unter ihrem Herzoge Burkhardt, die achte endlich bestund aus den Böhmen, denen die Nachhut und der Schutz des Gepäckes anvertraut wurde. Auch Bischof Ulrich, Graf Diepold von Dillingen und Marchthal, sein Bruder und die Bürger Augsburgs, unter dem Banner der Stadt, das, wie eine spätere Chronik meldet, der Stolzhirsch getragen, waren zu dem Heere gestoßen.

Nachdem der König vor Aller Augen aus der Hand des Bischofs den Leib des Herrn empfangen, nachdem auf seinen Befehl das ganze Heer am verflossenen Tage einen Fast- und Bußtag gehalten, und ein Krieger dem andern und Alle dem Führer Waffenhilfe gelobt, und sich gegenseitig jede Schuld verziehen, und nachdem Otto endlich, auf die Kniee geworfen, laut gelobt hatte, als Dank für den Sieg in seiner Stadt Merseburg dem heiligen Laurentius ein Bisthum zu errichten und ihm die neuerbaute Pfalz zum Sitze zu weihen, erhob er seine Stimme weiter und sprach: „Ihr, meine Mannen, fühlet selbst, daß Ihr, nunmehr hartbedrängt, festen Muth beweisen müßt, denn nicht mehr fern von uns, sondern vor unsern Augen erblickt Ihr die Reihen der Feinde. — Mit Eueren rüstigen Armen habt Ihr bisher, außerhalb der Marken des Vaterlandes, stets Siege erfochten, sollten wir nun auf unserer heimischen Erde ruhmlos fliehen? — An Menge übertrifft uns der Feind, aber nicht an Muth und Waffenrüstung. Viele aus Eueren Gegnern entbehren jeglicher Wehr, und allen fehlt die edelste Waffe, der Beistand Gottes. Ihre Vermessenheit ist ihr einziger Schild, der unsere ist die Hoffnung auf Gott und seinen Beistand.

Wollen wir, denen fast ganz Europa unterthan geworden, uns mit der Schmach beladen, das Reich einem Feinde zu Lehen zu geben? Nein, lieber ruhmvoll im Kampfe fallen, als in der Knechtschaft dieser Heiden ein Sklavenleben führen oder gleich wilden Thieren durch den Strick endigen. Und nun genug der Worte, — laßt uns mit dem Schwerte weiter sprechen."

Damit faßte er den Schild und die heilige Lanze und führte das Heer zum Angriff.

(Schluß folgt.)

Oft wird eine edle Selbstbeherrschung für erstarrte Gleichgültigkeit gehalten; ach! und der lieblos Urtheilende weiß nicht, wie weh' er dadurch einem weichen Herzen thut.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 78.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 18. März.

Ganz in der Frühe bin ich wiederum nach Winfeld gefahren, um meinen alten Freund zur Ruh' zu bringen und ihm die Grabrede zu halten. Es waren viel Leute von nah' und fern gekommen, die ihn geliebt und geachtet hatten. Nachher gerieth ich noch fast in einen Wortwechsel mit dem Arzt, dem, wie er sagte, — die Krankheit unbegreiflich gewesen, und der im Interesse seiner Wissenschaft bei der Gattin des Verstorbenen darauf gedrungen, den Leichnam zu öffnen und die Krankheitsmerkmale darin aufzusuchen. Sie hatte ihn gebeten, von dem Verlangen abzustehen, und konnte ich es ebenfalls nicht billigen, daß er, — da er sie nicht willig dazu gefunden, so wenig Rücksicht auf ihren Schmerz genommen, sein Ansinnen so lange zu wiederholen, bis sie es ihm geradezu abgeschlagen. Die Wittwe wird mit den Kindern im Pfarrhause bleiben, bis ein Nachfolger ernannt ist, und dann muthmaßlich zu Verwandten in die Stadt ziehen.

Heute ist nun der letzte Tag der Woche, an deren Anfang das Unheil begann. — Wie viel einsamer stehe ich in der Welt, als vor acht Tagen. Mir ist, als sei alles Belebende und Freudige aus meiner Wirksamkeit hier in Altingen gewichen, und, was seit zwanzig Jahren mir nicht in den Sinn gekommen, ich fange an, zu empfinden, daß ich für eine andere und bessere Gestaltung meiner äußeren Verhältnisse nicht unempfindlich sein würde. Hauptsächlich wohl, weil ich gar gern den letzten Wunsch meines armen Freundes — nun, das Reden und Wollen hilft nichts, man muß abwarten in Geduld. Das aber ist gewiß, der Tod eines guten Menschen, der uns nahe stand, läßt eine Lücke, die keine Zeit und kein Unverhofftes mehr füllt.

Den 10. April.

Es gibt Fälle im Leben, wo es Einem so recht ersichtlich wird, daß Gottes Vorsehung getreulich über uns waltet und uns kein ander Maß zutheilt, als unsere Kräfte zu tragen befähigt sind. War's mir, wie der Gute in seiner letzten Stunde gesagt hatte, zu Altingen so leer um's Herz geworden, daß es mit wie fast nichts im Leben tröstlich an's Ohr erklungen, als mir kaum vierzehn Tage nach dem Abscheiden meines alten Freundes die Pfarrstelle in Niederwerdach angeboten worden. Ich bin auch ohne Weiteres darauf eingegangen, indem ich, wie man zu sagen pflegt, blind die Katze im Sack gekauft. Hab's aber auch wahrhaftig nicht zu bereuen gehabt, als ich mir auf acht Tage Urlaub erbeten und, um im Voraus einige Anschauung von den neuen Verhältnissen zu erlangen, dorthin gereist; da ich denn fand, daß die Gemeinde zu Niederwerdach wohl um das Fünffache so groß, als die hiesige, auch die Einnahme dem entsprechend, Haus und Garten in vortrefflichem Zustand und die Lage des Orts in ziemlich abgeschlossenem

Digitized by Google

Gebirgsthal überaus anmuthig sei. Das Pfarrhaus liegt dicht an der Kirche, die einen sehr schönen, sich in's stille Feld hinaus erstreckenden Friedhof hinter sich hat. Etwa eine Viertelstunde entfernt befindet sich das Schloß des Patronatsherrn, Hohenwerbach, das aus frühem Mittelalter stammen soll und zu der Zeit auf einer mäßigen Berghöhe über der Ortschaft belegen, ein gutes Asyl geboten haben mag. Es hat sich indeß Manches in den letzten Jahrhunderten verändert, wie denn zwischen dem Dorf und dem Schloß ein gar lieblicher und stattlicher Buchenwald aufgewachsen, so daß jetzt das Letztere von meiner zukünftigen Wohnung nicht mehr sichtbar ist. Zum Juni werde ich meine neue Stellung antreten, zuvor jedoch zur Ordnung mehrerer unerläßlicher Geschäfte auf einige Wochen in die Stadt ziehen, wo ich mir eine meinen künftigen Verhältnissen entsprechende Ausstattung billiger, als in unserem benachbarten kleinen Landort zu erwerben hoffe.

Den 28. Mai.

Es ist, seitdem ich zum letzten Mal geschrieben, recht unruhvoll in meinem alten Herzen gewesen, wie ich nimmer geglaubt hätte, daß es noch werden könne. War der Grund davon vielleicht der wunderschöne Mai, wie ich mich eines solchen seit meinen Kinderjahren nicht mehr entsinnen kann, so daß mir Alles in der Stadt recht eigentlich märchenhaft und wie ein Traum vorgekommen ist. Und wie im Traum ist's mir noch immer, daß des Herrn Stadtschreiber Wollmer's jüngstes Töchterlein meinen grauen Bart also in's Herz geschlossen, daß wir morgen in der Stiftskirche unsere Hände vor Gott in einander legen, und binnen acht Tagen das alte Haus in Niederwerdach eine so junge, liebliche Herrin bekommen soll. Ich weiß auch selbst nicht, wie es recht zugegangen, — hätte auch wohl nicht den Muth gehabt, daran zu denken, daß es so werden könne, — wenn meine liebe Sophia nicht nach ihrem Namen, der da „Weisheit" bedeutet, an mir gehandelt und mich so freundlich angesehen hätte, daß die Frage mir über die Lippen kam, wie das Vater unser an einem schönen Pfingstsonntage, weil es schier gar nicht anders sein konnte. Wollen wir nun ein fröhliches Gedeihen und Gottes Segen dazu erhoffen, da wir schon übermorgen mit Kisten und Kasten in unsere neue Heimath hinüberziehen. Wie uns aber allezeit ein Tröpflein Wermuth hienieden in jede Freude fällt, so erhielt ich heute Morgen ein bekümmertes Schreiben von der Wittwe meines Freundes Reinhard, daß der Arzt sogleich nach ihrem Fortgange von Winfeld die Gelegenheit benutzt, den Sarg ihres Gatten öffnen zu lassen, und nach sorgsamer Untersuchung der inneren Organe des Verstorbenen die Ueberzeugung ausgesprochen habe, daß sein jähes Abscheiden die Folge eines Pflanzengiftes gewesen, dessen Spuren im Körper erkennbar seien, das sich jedoch durch Anwendung chemischer Mittel nicht mehr identificiren lasse. Ich habe die arme Frau sogleich nach Empfang ihres Briefes aufgesucht, und fand sie im höchsten Grade bestürzt und betrübt über diese Erklärung; es ward mir indeß nicht schwer, ihr die ganze Sache auszureden, weil der junge Doctor in der Gegend sowohl, als auch hier in den medizinischen Kreisen der Stadt als Aufsteller und Verfechter gewagter Hypothesen bekannt ist, und Niemand in der Winfelder Gemeinde seiner Muthmaßung Glauben schenkt, so daß eine gerichtliche Weiterverfolgung auf seine Aeußerung hin nicht zu erwarten steht. Ich will nicht weiter beifügen, was ich über die Sache denke, sie steht in Gottes Hand, der nach seinem Rathschluß einst Gericht halten und offenbaren wird, was mein todter Freund mich in seiner letzten Stunde im Dunkel zu lassen bat. Eine hohe Tröstung aber ist es mir, daß ich durch die nunmehrige Umwandlung meiner Häuslichkeit in den Stand gesetzt worden, Reinhard's Lieblingswunsch zu erfüllen, und zugleich der armen Mutter in ihrer vielfältigen Trübsal eine Linderung zu verschaffen. Der kleine Hans wird schon übermorgen mit uns nach Werdach gehen, um ganz in unserem Hause und unter meiner Leitung erzogen zu werden, da mein liebes, morgen mir angetrautes Weibchen sich freudig bereit erklärt hat, auf's Sorgsamste Mutterhand und Mutterauge an dem Kleinen zu ersetzen.

Digitized by Google

Den 20. Juli.

Es ist um den Raum ein sonderbar Ding; das Herz dehnt sich in ihm aus, um alle Ecken und Winkel auszufüllen, und selbst wenn man nur zu zwei- oder eigentlich zu dritthalb ist, macht es einen gar behaglichen Eindruck, sich in geräumigen und hochlästigen Zimmern zu bewegen, wo man nicht allezeit, wie das liebe Vieh im Stall, eng zusammengepfercht sitzt, sondern sich seinen Gedanken und der Freude am heitern Dasein so recht in Ruhe und an verschiedenen Stellen überlassen kann. Dabei fühle ich von Tag zu Tag mehr in dergnüglicher Weise, daß, wer sich ein liebes Weib nimmt, auch Sorg' und Unruhe mit in den Kauf nehmen muß. Wenn ich so in meinem freundlichen Arbeitsstübchen sitze, wie ich es mir schöner früher nie erträumt hätte, um mich die alten, langjährigen Begleiter meines Lebenslaufs an den Wänden, Alles so ordentlich und sauber gehalten, und dazu den Blick über die Gartenecke in die stillen Felder hinaus — dann läßt es mich doch wieder keinen Augenblick so recht in Ruhe und an der Arbeit, wie da ich einsam mit der alten Brigitte in Altingen hauste. Es geschieht jedesmal auf Kosten der Gelehrsamkeit, daß ich draußen ein Paar leichte Füße über die Steinfließen des Flurs hinhuschen höre; ich weiß nicht, wie es kommt, aber mir ist, als würden sie mich weniger stören, wenn sie geräuschvoller aufträten.

Wie alt ist so ein armes Menschenkind, wenn es allein und vereinsamt in der Welt dasteht. Wie jung kann es mit grauem Bart sein, wenn solch' ein helles Sommerkleid, wie es da drunten um den thaufrischen Jasminstrauch heraufflattert, grüßt und duftet und winkt. „Was ist? Was für ein Unglück ist geschehen? Hänschen weint? Hänschen hat sich die bloßen Knie an einem Steinchen im Sandhaufen geritzt?

Hänschen ist unvorsichtig! Hänschen sollte einen achtsamen Spielgefährten haben, so klug und verständig, so freundlich und zärtlich und holdselig, so ganz von der Art seiner Pflegemutter — nicht wahr, Sophie?"

Sie droht mit dem Finger, sie zieht die feinen Augenbrauen erzürnt zusammen — und wird roth und lacht doch schelmisch mit dem abgewandten Gesicht.

Ich muß doch wohl hinauskommen und Hänschen helfen. Ich glaube, es hat Eile, sie dreht sich noch einmal um, ehe sie in die Eschenlaube tritt, und sieht überall hin, nur nicht hierher. Sollte der nächste Weg nicht immer der beste sein? Es wird wohl Niemand sehen, daß der ehrsame Pastor von Werdach über den Fensterrand in seinen Garten hinuntervoltigirt.

Ach, was schreibe ich für thörichte, närrische glückliche Dinge!

(Fortsetzung folgt.)

Entscheidende Niederlage der Ungarn auf dem Lechfeld 955.

(Schluß.)

Aber die Ungarn waren ihm zuvor gekommen; sie hatten sich getheilt. Ein Haufe durchschwamm, im Angesichte der Deutschen, zweimal den Lech, umschwärmte einigemal die festgeschlossenen Schaaren, und warf sich dann plötzlich mit betäubendem Geheul und unter einem Regen Pfeilen auf die Nachhut. Schon flohen die Böhmen und gaben das Gepäck frei. Schon waren die Reihen der Schwaben durchbrochen. Da sandte der König seinen Tochtermann Herzog Konrad mit seinen bisher noch unversuchten, jungen Kriegern zu Hilfe. Und hier bewährte sich, was ein Mann vermag, den das Vertrauen der Seinen trägt. Wie ein Wetter brach er über die Ungarn herein, verscheuchte die plündernden Horden, jagte ihnen Gefangene und Beute wieder ab, und trieb sie in wilde Flucht. Siegreich kehrte er zum Könige zurück.

Digitized by Google

Und nun rückte dieser wiederholt mit dem ganzen Heere zur Hauptentscheidung gegen die vor ihm hingedehnten langen Schlachtreihen der Ungarn vor. Dichtgeschaart, mit vorgehaltenen Schilden die Pfeile der Magyaren auffangend, brachen die Deutschen unaufhaltsam ein, trennten die feindlichen Glieder, stürmten sie nieder, und drängten die vereinzelten Haufen in immer engeren Kreisen gegen den Lech. So eingekeilt zwischen den eisernen Reihen, im Rücken den tobenden Strom, entschwand ihnen der Vortheil leichter Beweglichkeit, ward der Nachtheil schlechter Bewaffnung um so verderblicher. Immer schwächer wurde ihr Widerstand, immer gewaltiger wüthete in ihren Reihen das Rachesschwert der Deutschen.

Endlich warf sich die ganze dichtgedrängte Masse verzweifelnd in die hochgehenden Fluthen. Viele ertranken, Viele wurden wehrlos im Flusse selbst niedergehauen, Viele erklimmten aber auch das jenseitige steile Ufer. Doch vergebens.

Das erbitterte Landvolk, — furchtbar Rache nehmend für fünfzig Jahre verübte beispiellose Grausamkeiten — erschlug und verstümmelte, ja kreuzigte und verbrannte selbst, was lebend in seine Hände fiel. Nur sieben Magyaren, so berichtet selbst einer ihrer eigenen, späteren Schriftsteller, brachten, — mit abgeschnittenen Nasen und Ohren, die Schreckenskunde in die Heimath, wo sie fortan, weil der allgemeinen Niederlage schimpflich entflohen, ein verachtetes Dasein fristeten. Die Gefangenen wurden befreit, das Lager der Feinde noch an demselben Tage erbeutet. Unschätzbar war die Menge zusammengeraubter Kleinode, goldener Gefäße und Münzen. Den Theil, der auf den edlen Bischof fiel, verwandte dieser nicht zum Kirchenschmuck, sondern stiftete zu Augsburg eine Schule und ein Frauenkloster, worin er die Kinder und Wittwen der Erschlagenen erziehen ließ und versorgte.

Doch mit schwerem Verluste mußten die Deutschen den glorreichen Sieg bezahlen. Der Held des Tages, der tapfere Frankenherzog Konrad sollte ihn nicht mehr sehen.

Erschöpft von der Blutarbeit lüftete er einen Augenblick den Helm, da durchdrang der Pfeil eines fliehenden Magyaren seinen Hals und warf ihn zu den Todten. Auch Graf Diepold, der Bruder des frommen Ulrich, dessen Neffe Reginald und der tapfere Bischof Starchand von Eichstädt wurden erschlagen. Schwer verwundet, für todt gehalten, blieb Bischof Michael von Regensburg auf der Wahlstatt, neben ihm ein blutender Ungar. Der rafft sich auf, um den Bischof zu plündern. Das aber weckt diesen aus seiner dumpfen Betäubung, er ringt mit dem Heiden, erwürgt ihn und gelangt glücklich wieder zu den Seinen.

Festlich und unter allgemeiner Wehklage ward Konrad's Leiche nach seinem herzoglichen Sitz in Worms gebracht, und dort in's Grab gesenkt.

Die gefangenen feindlichen Heerführer ließ Herzog Otto von Bayern, dem sie übergeben worden, zu Regensburg vor dem Osterthore aufhängen. Andere warf Graf Eberhardt von Sempt lebend in große Gruben, worin sie elend verkamen. — So wurde Deutschland für immer von der Ungarnnoth befreit, aber der Himmel fügte es, daß in späteren Jahrhunderten dieses tapfere Volk, an der Seite der Deutschen, Europa vor der Barbarei neuer, ihm selbst stammverwandter Völker in mehrhundertjährigen, ununterbrochenen Heldenkämpfen rettete.

Der Künstler Frank hat in seinem Fresko-Gemälde, welches im National-Museum sich befindet, den Moment des Ausganges der Schlacht gewählt, und den Angriff des Königs und neben ihm des tapferen Bischofs, beide überwallt von der heiligen Fahne, sowie im Hintergrunde den Fall des Frankenherzogs lebendig und wahr dargestellt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 79.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 24. September.

Ja, ich hab' es so recht empfunden, daß es nicht Besitz und Gut und Ansehen vor der Welt, sondern ganz allein die Freudigkeit des Herzens ist, die das Glück ausmacht. Wäre sonst Keiner reicher damit ausgestattet, als mein Patronatsherr, der Baron Hochseß von Werdach droben vom Schloß, der schon den ganzen Winter und Sommer hindurch abwesend gewesen, und erst jetzt vor einigen Tagen hierher zurückgekommen ist. Als ich denn noch etwa eine Woche gewartet, schien es mir schicklich, hinauf zu gehen und mich ihm vorzustellen, da ich jedenfalls seiner Beipflichtung die angenehme Stellung, so mir geworden, mit zu danken, auch immer eine besondere Meinung von der Wechselwirkung zwischen Gutsherrschaft und Pfarrhaus auf die Gemeinde gehabt habe. Meine liebe Sophie ging mit mir bis in den Park, und ich ließ mich bei dem Herrn Baron melden, der mich artig empfing und, — wie ich schon einmal früher bemerkt zu haben glaube, als ein Mann von überaus ungewöhnlicher und auffälliger Schönheit erschien. Um diese aber ist es, nicht, wie so viele, die sie nicht besitzen, — sagen, ein verächtlich, sondern ein gar herrlich Ding, und meine ich immer, daß Gott den vor Anderen recht besonders begnadigt hat, dem er bei Gütern des Herzens und des Geistes noch verliehen, daß Alle ihm gleich beim ersten Anblick mit Wohlgefallen entgegenkommen müssen. Ich weiß wohl, daß dies Manchem aus dem Munde eines Pastors befremdlich klingt, weil sie glauben oder Andere glauben machen wollen, es sei Alles eitel und weltliche Lust, was sich nicht von der Vergänglichkeit abwende und in frommer Entsagung das Ende erharre. Aber ich halte dafür, daß Gott uns nicht diese Freudigkeit an der Schönheit in's Herz gelegt hätte, wenn er nicht gewollt, daß wir ihrer auch von ganzem Herzen froh werden, und in ihrer Bewunderung ihm Dank zollen sollten.

Ich wollte indeß sagen, daß auch Schönheit und die Güter der Erde allein das Glück nicht ausmachen, wenn etwas Anderes dabei fehlt, das ich in diesem Falle nicht recht mit Namen zu nennen weiß. Ich sprach wohl über eine halbe Stunde mit dem Baron, und er zeigte sich über viele Dinge vortrefflich unterrichtet, hatte auch die besten Absichten für die geistige und materielle Hebung seiner Gutsangehörigen, doch er machte mir meistentheils den Eindruck, als ob nur seine Lippen gewandt fortredeten und seine Gedanken nicht sehr bei dem Gesagten verweilten. Er schien mir so recht wie ein Mensch, der fortwährend etwas im Herzen umwälzt, das immer wiederkehrt, — wie es wohl bei leidenschaftlichen und heftigen Naturen oftmals zu sein pflegt, da ihre Empfindungen gewissermaßen den Blättern einer Zitterpappel gleichen, die auch da, wo andere Bäume nicht den leisesten Lufthauch andeuten, niemals zur Ruhe und Abendstille gelangen. Und

Digitized by Google

eine große Aehnlichkeit mit den genannten Blättern haben die Augen des Barons, da sie sich in immer wechselndem Ausdruck und Beweglichkeit befinden, so daß man ihrer Farbe und ihres eigentlichen Wesens sich niemals mit Genauigkeit zu versichern im Stande ist. Wenn ich deßhalb das Ergebniß meines ersten Besuchs in ein Paar Worten zusammenfassen will, so glaube ich nicht, daß die Hoffnungen, mit denen ich auf das Schloß gegangen, sich so erfüllen werden, wie ich gedacht, — da der Ungestüm der Jugend des Gutsherrn und seine verborgenen Neigungen sich schwerlich ernsthaft in den Gesichtskreis der Wirkungen und Verbesserungen leiten lassen, die ich mit allen Kräften in der Gemeinde anstreben möchte, und wenn er sich in gereifterem Alter ihnen einstmals zuwenden wird, muß ich eben nach dem Laufe der Natur befürchten, an ihrer Herstellung nicht mehr oder doch nur kurze Zeit mehr fördersam sein zu können.

Da der Tag meines Besuches ein Herbsttag von wunderbarer Milde und Lieblichkeit war, benutzte ich die Gelegenheit, mit meiner Sophie, die ich im Park wieder antraf, das Schloß und Besitzthum des Barons in Augenschein zu nehmen. Das Erstere ist alterthümlich im Viereck gebaut, mit wunderlichen runden Eckthürmen, in deren Treppengänge und Korridore die mittelalterlich schmalen und dickwandigen Fensterhöhlungen der oberen Stockwerke nur wenig Licht hineinfallen lassen, so daß es nicht selten einen düstern und fast unheimlichen Eindruck erregt und mein kleines Frauchen, das hinter mir ging, oftmals furchtsam nach meiner Hand griff, wenn wir an einem besonders finstern Gang vorüber wanderten. Die Lichtlosigkeit mag jedoch zum großen Theil daher rühren, daß der innere Hofraum, der das Viereck umschließt, fast ganz mit alten Ulmen angefüllt ist, die ringsum bis zur Höhe des Daches emporgewachsen sind, so daß man aus den engen Fenstern in einen dichten Wald hinein zu sehen glaubt. Die inneren Gemächer der oberen Stockwerke, die, wie uns unser Führer mittheilte, seit Jahren verschlossen und nicht geöffnet seien, haben wir nicht gesehen, eben so wenig wie die modern und elegant ausgebauten des Erdgeschosses, in welchen der Baron bei seinem diesmaligen Aufenthalt allein mit einem aus der Fremde mitgebrachten Diener lebt. War's uns auch Beiden lieb, als wir aus dem Dunkel der menschlichen Behausung wieder in das große lichte Haus traten, das sich zur Wohnung für uns Alle darüber gespannt hat. Ich habe nicht leicht etwas Köstlicheres gesehen, als den Park von Hohenwerdach, der als ein vielfach Gemisch von gar verschiedenem Grün mit seinen hohen Buchengruppen, weiten, wiesenartigen Rasenflecken, Gängen, Felsbrüchen und Wasserarmen auf drei Seiten sich bis an die dichtbewaldeten Berge hinanzieht. Sophie und ich streiften so auf's Geradewohl darin umher, daß uns zuletzt das Schloß völlig aus dem Gesicht kam und wir in der herrlichen Natur nicht ein noch aus wußten. Sind wir da endlich an einen tiefschwarzen Weiher gekommen, der wie ein Märchen mitten im Walde lag, rund umwachsen mit Binsen und hohem Schilf. Darauf glänzte die herbstliche Mittagssonne noch wunderheiß, denn es regte sich kein Blatt in den Baumeswipfeln, und lag Alles schier wie verzaubert in dem brennenden Duft. Und hab' ich da wieder einmal gesehen, was die Phantasie über den Menschen vermag, denn als wir so eine Weile standen und über den geheimnißvollen Teichspiegel, — auf dem sich weiße und blaßrothe Wasserrosen mit breiten, glänzenden Blättern wiegten, hinschauten, faßte meine Frau plötzlich wieder, grad' wie droben in den finsteren Schloßgängen, meine Hand und deutete ängstlich nach dem anderen Ufer des Weihers hinüber. Ich sah jedoch nichts, wie ich der Richtung folgte, als daß sich drüben einige Schilfspitzen, muthmaßlich vom Springen eines Fisches, an ihren Wurzeln leise hin und her regten, und fragte:

„Was meinst Du, Sophie?"

Sie aber hielt furchtsam und doch wie verzaubert die Augen fest auf einen Punkt gerichtet und flüsterte:

„Siehst Du nicht das Weib dort — was mag sie da wollen?"

Digitized by Google

Und wie ich haſtig wieder hinblickte, gewahrte auch ich durch das Zittern der Sonnenluft über dem Waſſer deutlich ein weißes Frauengeſicht, das ſich, wie lauſchend, zwiſchen dem Schilf hervorbog und mit großen, unbeweglichen Augen auf uns zuſtarrte. Mußte dies gerade eine merkwürdige Spiegelung, vielleicht etwas Aehnliches wie die Fata morgana, von der Reiſende erzählen, geweſen ſein, denn an der Stelle, wo wir Beide den Kopf zu erblicken glaubten, befand ſich tiefes Waſſer, und da ich einige Schritte nach rechts gemacht, war auch das Geſicht verſchwunden und lag Alles wieder unbelebt und todtenruhig in der blendenden Mittagsſonne. Iſt mir indeß gerade darum dieſer Gang beſonders intereſſant in der Erinnerung verblieben, weil ich darnach gar wohl begreife, wie ein jugendlich phantaſtiſches Gemüth ſich ſelbſt oft die wunderbarſten Erſcheinungen heraufbeſchwören und feſt an ihre Exiſtenz glauben kann, wie denn meine Sophie noch jetzt überzeugt iſt, ein wirkliches lebendiges Weſen zwiſchen dem Schilf geſehen zu haben, und mir nachher vertraute, es habe ihr den ganzen Weg über gegraut und graue ihr noch, wenn ſie an den todestraurigen Ausdruck in dem Geſicht denke, das ſie dort erblickt. Wir entdeckten übrigens, als wir den Weiher zur Hälfte umſchritten hatten, daß derſelbe ſich kaum weiter von unſerer Wohnung, als vom Schloß entfernt befinde, da ein vereinſamter Waldweg, den wir mit glücklicher Wahl einſchlugen, uns auf ſanftem Abhang ziemlich direkt in's Dorf an den Rand des Kirchhofs hinunterführte. Zu Hauſe trafen wir Hänschen wohlbehalten an, und erfreuten uns nun an unſerer gemüthlichen Heimath, die wir, wenn ich aufrichtig ſprechen ſoll, Beide nicht mit der glänzenden Einrichtung und Umgebung des herrſchaftlichen Schloſſes vertauſchen möchten.

(Fortſetzung folgt.)

Das Paſſions-Spiel in Ober-Ammergau.

V.

Das Paſſions-Spiel.

Der Anbruch des feſtlichen Tages der Paſſions-Vorſtellung verkündet ſchon beim Grauen des Morgens die Trommel einer Muſikbande, welche die Straßen des Dorfes durchzieht. Später erfolgt das Geläute der prachtvollen Thurmglocken und ein feierlicher Gottesdienſt, bei welchem oft an 200 fremde Geiſtliche anweſend ſind. Was im Dorfe muſiciren und ſingen kann, bringt die Erſtlinge des Tages ſeinem Gotte im Tempel dar; die ganze Gemeinde heiligt ſich zum frommen Werke. Nach dem Gottesdienſt ergießt der Strom der Zuſchauer ſich nach dem Theater hin, um noch ein Plätzchen zu bekommen. Bald vernimmt man in verſchiedenen Pauſen Böllerſchüſſe und nach den drei letzten beginnt das Orcheſter ſeine muſikaliſche Thätigkeit. Immer lautloſer wird die Menge, je näher die Ouverture ihrem Ende kommt; Spannung liegt auf allen Geſichtern und zuletzt wagt auch nicht der leiſeſte Ton mehr laut zu werden. Nach dem Schluß der Ouverture tritt aus den Oeffnungen der Proſcenium-Couliſſen rechts und links der Chor hervor, deſſen Mitglieder, ſobald ſie ſich aufgeſtellt haben, mit den Händen auf der Bruſt, ſich verbeugen und mit ſtarker, ſicherer Stimme in feierlichen Tönen den angeblich von dem berühmten Bibelüberſetzer, Dompropſt Dr. v. Allioli in Augsburg, gedichteten Prolog zu ſingen beginnen:

„Wirf zum heiligen Staunen dich nieder
Von Gottes Fluch gebeugtes Geſchlecht!
Friede dir! — aus Sion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnet Er —
Der Beleidigte, iſt ſein Zürnen gleich gerecht.
„Ich will“ — ſo ſpricht der Heer —
„Den Tod des Sünders nicht; vergeben
„Will ich ihm; — er ſoll leben!

Digitized by Google

Versöhnen wird ihn, selbst meines Sohnes Blut versöhnen!“
Preis — Anbetung — Freudenthränen, Ew'ger Dir!
Doch, Heiligster, darf der Staub sich unterfang'n,
Hin in der Zukunft Heiligthum zu seh'n?
Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria,
Das Opfer — der Versöhnung Bild auf Golgatha!“
&c. &c. &c.

Das ganze Schauspiel besteht aus vier Hauptabtheilungen. Die erste beginnt mit dem feierlichen Einzuge Jesu in Jerusalem und geht bis zur Gefangennehmung. Die zweite geht bis zum Verhör Jesu vor Annas. Die dritte endet mit dem Tode Jesu. Die vierte zeigt die Auferstehung, und das Ganze wird durch eine symbolische Darstellung geschlossen. Die Vorstellung dauert an acht Stunden, wird jedoch in der Mitte zur Einnahme von Erfrischungen für Spieler und Zuschauer auf eine kleine Stunde unterbrochen.

Kaum sind die Schutzgeister (Chor) zurückgetreten, so rollt der Vorhang des Mittelraumes auf und es erscheinen zugleich zwei lebende Bilder. Links erblickt man Abraham, wie er eben den Isak opfern will; ein von oben herabschwebender Engel hält ihn zurück. Rechts bemerkt man Adam und Eva in fliehender Haltung, den Engel mit dem Flammenschwerte hinter ihnen. Nachdem der Chor wieder eine Strophe gesungen, erhebt sich der inzwischen gefallene Vorhang wieder, um ein neues Bild zur Schau bringen. Im Hintergrunde ragt ein hohes, leeres Kreuz und vor demselben knieen mit emporgerichteten Antlitze vier kindliche Gestalten; auch der Chor sinkt auf die Kniee und schaut mitverehrend nach dem Kreuze, während sein Gesang verstummt. Eine mächtig ergreifende Scene! In die lautlose Stille tönt vierstimmiger sanfter Knabengesang aus dem Hintergrunde der Bühne, aus der, wie von höheren Händen getragen, die melodischen Worte vernommen werden:

„Ew'ger, höre Deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann.
Die beim großen Opfer sich versammeln,
Beten Dich voll heil'ger Ehrfurcht an“

Der Vorhang fällt, der Chor erhebt sich und fordert auf, dem Versöhner nun auf seinem Leidenswege zu folgen.

(Fortsetzung folgt.)

(Eine Bienenstadt.) In dem südlichen Theile von Rußland, woselbst der Bienenzucht viele Aufmerksamkeit geschenkt wird, befindet sich ein Gutsbesitzer, welcher eine förmliche Bienenstadt angelegt hat. Die Bienenkörbe sind nämlich alle in Gestalt zierlicher Häuser gearbeitet, und in einer solchen Ordnung aufgestellt, daß sie Gassen und Plätze bilden. In der Mitte der Bienenstadt erhebt sich ein zierlicher Tempel mit der Statue der Göttin Flora. Diese trägt zahlreiche Blumen in einem Füllhorne. Der Tempel selbst ist mit den würzigsten Honigblumen geschmückt, und mit einem Kranze von Lindenbäumen umgeben. Auf dem Dache ist eine Gallerie angebracht, welche eine Rundschau über diese sehenswerthe Colonie gewährt. Mit einer „unermüdlichen Emsigkeit“ fliegen die Bienen bei den offenen Thüren und Fenstern aus und ein, und sammeln alljährlich einen großen Reichthum in ihren Wohnungen, welchen sie im Herbste ihrem Gebieter als Tribut darbringen.

Ein Zweifler meinte, es sei doch etwas sehr außerordentliches, daß ein Esel einst wie ein Mensch gesprochen habe. „Ist es nicht noch viel außerordentlicher,“ erhielt er zur Antwort, „daß viele tausend Menschen wie Esel sprechen?“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870 Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 80.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 2. November.

Man soll doch über keinen Menschen und kein Ding voreilig urtheilen, wenn man auch noch so sehr überzeugt ist, sich vom Irrthum freihalten zu können. Hat sich mir wieder doch das eigenthümliche Wesen und die scheinbare Zerstreutheit des Barons Hohfeß jetzt in ganz natürlicher Weise erklärt, indem derselbe damals, als ich ihm den ersten Besuch machte, bereits damit umging, sich zu vermählen, und ich aus eigener Erfahrung nur zu gut weiß, welch ein unbrauchbar Werkzeug der Mensch für die Gedanken Anderer ist, wenn er mit Kopf und Herzen immer nur die vor sich sieht, von der er noch nicht weiß, ob sie auch eben so freudig „Ja" sagen wird, wie er es im Stillen lange gesagt. Der Baron war wiederum mehrere Wochen abwesend, und während der Zeit ist im Schloß das Oberste zu Unterst gekehrt worden. Dann erwiderte er meinen Besuch und zeigte mir an, daß er binnen Kurzem meiner bedürfe, da er sich auf Hohenwerdach mit der Freiin Natalie von Kaltburg von mir trauen zu lassen gedenke. Diese Nachricht hat mir nicht geringe Freude bereitet, da sowohl die Schrift als mein eigenes Leben mich genugsam belehrt hat, daß es nicht gut sei, wenn der Mensch allein bleibe, zumal wenn ihm eine für das Wohl Vieler so wichtige Aufgabe geworden, wie sie in den Händen eines großen Grundeigenthümers liegt. Das Auge der Frau blickt eben anders in die kleinen Vorgänge des Lebens hinein, als das des Mannes, und ihre Hand vermag über manche heimliche Wunde zart und heilsam fortzugleiten, wo Jener es für seine Pflicht hält, dieselbe erst mit rauher Sonde zu erforschen und sie dadurch oftmals erst recht zu einer schmerzlichen zu machen. Leider hat die Freiin Natalie dem Bilde, das ich mir so nach meiner Weise von ihr entworfen, nicht ganz entsprochen. Sie ist sehr schön und von äußerst gewandter und vornehmer Weltart, allein ich fürchte — — ertappe ich mich da wieder auf dem nämlichen vorschnellen Urtheil, mit dem ich mich vor wenigen Wochen so fälschlich über den Baron ausgesprochen, und welches abzulegen ich mir so bestimmt gelobt habe. Ich wollte nur sagen, daß ich befürchte, ihre herrische Art und Weise, die sich schon in dem schwarzen Haar und den dunkel funkelnden Augen ihrer äußern Erscheinung ausspricht, möchte auf die zumeist blondhaarigen Frauen unseres Dorfes leicht eine etwas einschüchternde Wirkung ausüben, so daß sie ihr nicht mit vollem Vertrauen entgegen kämen. Ich werde mich sicherlich auch hierin täuschen, und die späteren Blätter dieses Tagebuchs mögen Kunde davon geben, wie beschämt ich auf die vorstehende Seite zurückblicken muß.

Gestern habe ich denn die Trauung auf dem Schloß vollzogen. Ich hätte nur gewünscht, daß sie unter günstigeren äußeren Auspizien vor sich gegangen wäre, denn es war ein solches Unwetter, daß die Kutsche, welche mich und meine Sophie auf's Schloß

Digitized by Google

holte, auf dem Berge fast vom Sturm den Abhang hinunter geworfen worden wäre. Wenn ich es mir jetzt überlege, so sehe ich ein, daß es wohl ein Mißgriff war, meine liebe Frau in die hochadelige Gesellschaft, die sich droben zu der Feier versammelt hatte, mitzubringen, und daß die Einladung des Barons für sie nur als Höflichkeit hätte betrachtet werden sollen, von der erwartet worden, daß sie stillschweigend mit Dank abgelehnt würde. Da wir Beide bisher wenig Gelegenheit gehabt, uns in derartigen Kreisen zu bewegen, so war es wohl verzeihlich, wenn wir keinen Anlaß zu haben glaubten, der Invitation nicht Folge zu leisten, und muß ich dem Baron die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß in seinem Benehmen gegen mich und meine Frau auch nichts von dem Auffälligen gelegen, das Sophie an mehreren der Gäste, und besonders an der neuen Hausherrin — wahrgenommen haben will.

Was ich bisher nicht gewußt, ist, daß die Letztere bereits einmal vermählt, von ihrem Manne geschieden und einen fünfjährigen Knaben aus erster Ehe mitgebracht hat. Die Trauungs-Dokumente waren schon in der Residenz in Ordnung gebracht, so daß ich nur die Handlung selbst und Eintragung in das Kirchenbuch zu vollziehen hatte. Diese fand, um die unteren Räumlichkeiten nicht zu beschränken, in einem der oberen Gemächer, einem großen Saal, statt, der für diesen Zweck schon einige Tage zuvor ausgelüftet worden. Es war darin ein Altar mit silbernen Armleuchtern errichtet; davor kniete das junge Paar. Ich redete aber, da ich von Obigem nichts ahnte, arglos über den Text, daß es Gott eben so wohlgefällig sei, so der Mann ein Weib und das Weib einen Mann erwähle, als sein Fluch die treffe, welche die Ehe, so sie vor seinem Angesicht geschlossen, in sündiger Lust brechen und Anderen nachhingen. Weiß nicht, weßhalb mir immerdar mein unglücklicher Freund Reinhard dabei in's Gedächtniß kam, daß mir die Augen feucht wurden, und ich die Worte in der großen goldgeränderten Bibel, die auf dem Altar lag, kaum zu lesen vermochte. Es mag wohl der Sturm gewesen sein, — der mich an ihn erinnerte, wie er draußen durch die kahlen Ulmenäste im Hofraum fuhr und in den langen Korridoren entlang wimmerte, daß die Ahnenbilder auf den beweglichen Tapeten an den Saalwänden sich sonderbar hoben und senkten. Zudem verwirrten mich die Augen und das Gesicht des Barons, das aus Schreck über den freilich gar unpassenden und unzarten Text, den ich in Bezug auf seine Gemahlin gewählt, mich leichenblaß ansah. Seine Hände zitterten so und seine Blicke liefen wie irr umher, daß ich immer fürchtete, er werde unwohl und müsse, bevor noch der Segen gesprochen, aufspringen und hinausstürzen. Jetzt weiß ich allerdings, daß ich selbst ungeahnter Weise den Anlaß dazu gab, konnte es jedoch aus den Zügen der Frau Baronin am allerwenigsten muthmaßen, da dieselben völlig gleichgültig bei meiner Rede blieben und nichts davon verriethen, daß sie glaubte, eine ad personam berechnete Strafpredigt anhören zu müssen. Es würde mir aber nie in den Sinn kommen, in derartigem Falle eine solche zu halten.

Nachher haben die Neuvermählten in einem an den Saal stoßenden runden Thurmgemach den Ehekontrakt sammt den Zeugen unterzeichnet. Der Leibdiener des Barons schien alle Anordnungen ohne das Vorwissen des Letzteren getroffen zu haben, und dieser war sehr aufgebracht darüber, daß der genannte Akt in dem runden Zimmer vor sich gehen solle, weil er behauptete, dasselbe sei einer solchen Feierlichkeit durchaus nicht angemessen ausgestattet. Es war wohl die Schuld der Aufregung, in der er sich befand, denn ich vermochte keinen Unterschied zwischen dem Saal und der Erkstube zu gewahren, da diese in gleicher Weise mit schweren altmodischen Tapeten und Familienportraits geschmückt, sich nur wegen des Unwetters draußen eben so düster ausnahm, als jener. Der Baron jedoch war einmal so heftig erzürnt, daß er ein Glas mit Wasser, das der Diener auf einer Karaffe auf dem Tisch einschenkte und ihm auf einer silbernen Platte reichte, so gewaltsam zurückstieß, daß es zu Boden fiel und in Scherben zerbrach. Ja er machte eine Bewegung, daß ich ordentlich in Schreck gerieth und die Hand nach ihm ausstreckte, denn ich glaube, wenn er irgend ein Werkzeug in seinem Bereich gehabt hätte, würde er

Digitized by Google

dem Bedienten damit auf den Kopf geschlagen haben. Es ist eine gefährliche und unberechenbare Sache um den Jähzorn, den oft ein geringfügig Ding bei solchen Naturen entflammen kann, und wir dürfen mit rüßigem Blut nicht zu hart über Manches urtheilen, das solche Menschen, sich selbst nachher zum größten Leidwesen, in erster aufwallender Hitze anstiften. Ich kann übrigens selbst nicht sagen, daß Wesen und Aussehen des Dieners mir Gefallen erregt haben, — und vermuthe, daß der Baron wohl schon öfter Ursache gehabt, mit ihm unzufrieden zu sein, wenn gleich das Urtheil meiner Frau, daß sich hinter einem solchen gleißnerischen und lauernden Gesicht nur ein falsches und unheimliches Gemüth verbergen könne, mir doch wieder als ein weibliches und allzu Lavaterisch gefaßtes erscheint. Es mag allerdings wohl Gesichter geben, denen man, wie meiner lieben Hausfrau, die Herzensgüte an jedem Zuge ansehen kann; desto mehr indeß muß man sich hüten, aus einer unvortheilhaften äußern Bildung ohne zwingenden Anlaß auch auf eine innere Mißgestaltung schließen zu wollen.

Das Festmahl, das in einem Saal des Erdgeschosses auf die Trauung folgte, muß viele Hunderte gekostet haben; meiner Sophie sowohl wie mir waren von den meisten Speisen die Namen fremd, so daß es mir ordentlich lieb war, daß die aufwartenden Bedienten auf uns, die wir zusammen unten am Tisch saßen, so daß manche Gerichte gar nicht an uns kamen, nicht so Acht hatten. Mein Frauchen verdroß das freilich, nicht um ihret-, sondern um meinetwillen, sagte sie, weil sie mir in unserem ganzen Leben so schön nicht kochen könne. Es kräuselte sie auch, daß der kleine Albert, der Stiefsohn des Barons, der nach Tisch umher ging, — und Allen vor'm Schlafengehen die Hand reichte, ebenfalls zu uns nicht kam. Sophie behauptete steif und fest, er habe zu uns gewollt, doch sie habe deutlich gesehen, daß die Mutter ihm mit den Augen zugewinkt, und er deßhalb vorüber gegangen sei. Ich meine immer, man thut am besten, auf solche Kleinigkeiten, die weit öfter Zufall als Absicht sind, gar niemals Acht zu geben. Nur hilft es selten, wenn man den Frauen davon spricht; es muß einmal so in der weiblichen Natur begründet sein, und dagegen ist mit Vernunftgründen schwer aufzukommen.

Es war schon spät am Abend, als wir vom Tisch aufstanden. Ich hielt es für meine Pflicht, dem Hausherrn noch einige freundliche Worte für den uns gespendeten Genuß zu sagen, doch ich erinnere mich nur, daß ich eine Weile vor ihm stand, und den Eingang meines beabsichtigten Dankes nicht recht zu finden im Stande war. Dann fühlte ich, daß meine Frau mich am Aermel zupfte und mich bat, einen Augenblick mit hinaus zu kommen. Draußen prasselte der Regen und der Wind heulte um die Zinnen des alten Schlosses, und eh' ich mich dessen versah, hatte die kleine Pastorin mich in meinen Mantel gewickelt und in die Ecke der Kutsche hineingedrückt. Durch Sturm und Unwetter fuhren wir nach Hause, und ich mag wohl halb und halb auf der Fahrt geträumt haben, denn als ich zur Besinnung kam, meinte ich, daß ich mit meinem armen Freunde Reinhard zusammen durch einen langen Wald gefahren sei, — um unter den wundersamsten Umständen eine geheimnißvolle Trauung zu vollziehen.

Am anderen Morgen wachte ich davon auf, daß mein Weibchen sich im weißen Morgenhäubchen über mein Bett neigte und mich küßte und sagte:

„Ei, der Herr Pastor von Werdach schlafen noch um neun Uhr Morgens? Der Herr Pastor haben wohl gestern Abend gemeint, der Champagner werde aus unserem Ziehbrunnen auf dem Hof geschöpft, und hätten noch mehr getrunken, wenn der Herr Pastor nicht eine so kluge Frau Pastorin besäßen. Ei, schäme Dich, Alter!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

1. Vorstellung.

Noch ehe der Vorhang sich lüftet, vernimmt man hinter der Scene den Hosanna-Gesang. Nachdem er aufgezogen, entwickelt sich aus dem Hintergrunde der Einzug Jesu in Jerusalem am Palmsonntage. Aus den Coulissen dringen bunt gekleidete Kinder in dichten Massen hervor, Palmzweige streuend und in den Händen haltend; sie singen das Einzugslied, dessen erste Strophe lautet:

Heil dir! Heil dir! o David's Sohn,
Heil dir! Heil dir! der Väter Thron
Gebühret dir.
Der in des Höchsten Namen kömmt,
Dem Israel entgegenströmt,
Dich preisen wir.

Den Kindern folgen Weiber, Männer, Greise in antikem Kostüm; alle Lebensalter, alle Stände sind repräsentirt. Die vordere Menge richtet ihre Blicke immer mehr nach rückwärts, und nachdem der Anfang des Zuges bereits hinter den Coulissen rechter Hand verschwunden, erscheint endlich auf der hintern Bühne der Heiland an der Spitze seiner Jünger auf dem Füllen der lastragenden Eselin sitzend. Unter der jubelnden Menge ist er allein ernst und fast traurig, voll Milde und Demuth. Nach allgemeinem Urtheil ist dieser Moment mächtig ergreifend, und wohl nur wenige Zuschauer vermögen sich der Uebergewalt dieses Eindrucks zu erwehren. Bald sieht man die inzwischen verschwundene Spitze des Zuges wieder aus der von dem Zuschauer rechts gelegenen Straße Jerusalems auf den Vorderraum der Bühne sich bewegen. Ein Theil der Israeliten breitet vor den Tritten der Eselin lobsingend Tücher aus; die Mütter haben ihre Kinder an der Hand und auf den Armen und halten sie dem Erlöser zum Segen entgegen.

Der Vorhang fällt über den auf der Mittelbühne befindlichen Theil des Aufzuges; das auf die Vorderbuhne hinausgetretene und sich immer vermehrende Volk aber sammelt sich in geordnete Gruppen, während aus der Straße links eine Schaar von Hohenpriestern und Schriftgelehrten hervorschreitet und diesen Theil der Bühne füllt. Auch Christus erscheint nun auf der unbedeckten Vorderbühne; leicht und würdig steigt er ab und, ohne daß man darauf achtet, wird der Esel entfernt. „Alle solche Dinge", sagt Devrient, „waren mit einem merkwürdig zarten Gefühle angeordnet." Im Augenblicke, wo Christus von der Eselin herabsteigt, beginnt das Hosanna Rufen der Kinder von neuem. Da wendet sich ein Priester mit der Frage an Christus: „Hörest du, was diese da rufen?" Er antwortete entschlossen: „Wenn diese da schwiegen, würden die Steine rufen. Hast du nicht gelesen, was geschrieben steht: „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du mir Lob bereitet" ꝛc.

Inzwischen ist eine neue Scene vorbereitet; man erblickt die Vorhalle des Tempels und darin die Krämer und Käufer, theils an Geldtischen, theils um Lämmer und Tauben lebhaft feilschend. Mit strengem Ernst tritt Christus unter die Krämer und Händler und stürzt ihre Geldtische um, indem er ihnen die Worte der Schrift zuruft: „Mein Haus ist ein Bethaus, ihr aber habt eine Räuberhöhle daraus gemacht." Die am Boden rollenden Geldstücke werden von den auf den Knieen rutschenden Wechslern wieder aufgelesen; alles rennt durch einander, um das Geld und die Waaren schreiend; die befreiten Tauben flattern lustig auf und davon; die Krämer und Wechsler toben wider Christus die Schriftgelehrten sind über solche Anmaßung und Neuerung aufgebracht; das Volk aber ist auf Seiten des Heilandes, der sich unerschrocken im Tumulte bewegt. Selbst die kleinen Kinder sprechen und agiren; nirgends sieht man etwas Gemachtes, von keiner Seite eine Anleitung oder ein Zuflüstern. (Forts. folgt.)

Auflösung des Preis-Räthsels in Nro. 75: Sternwarte.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 81.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 4. November.

Die Festfreude auf Hohenwerdach ist an dem Hochzeitsabend doch noch gestört worden; ist indeß eine verwunderliche Historie, da Niemand recht zu sagen weiß, wie und wodurch. So viel ist gewiß, daß die Bedienten einen Geist gesehen haben wollen, der gegen Mitternacht von oben aus dem Trauungssaal herabgekommen und sich dem Baron, als er mit seiner Gemahlin in die für sie bereiteten Gemächer hinüber geschritten, stumm in den Weg gestellt habe. Der Baron sei bei dem Anblick so erschrocken, daß er gegen die Wand getaumelt und die Nacht in Fieberphantasien zugebracht habe. Andere sagen, der Geist habe die Baronin mit klangloser Stimme gefragt: „Bist Du wirklich getraut?“ und sei dann mit einem unheimlichen Gelächter in den Gängen verschwunden. Da ich nun aus Erfahrung weiß, daß es den nüchternsten Menschen in der hellsten Mittagssonne passiren kann, daß sie Gesichter zu sehen glauben, so gebe ich nicht sonderlich viel auf diese Spukgeschichte um Mitternacht, und bin außerdem nicht in Verlegenheit, die ganze Erscheinung, so wie das Taumeln des Barons, auf ziemlich naturgemäßem Wege zu erklären. Ich glaube sicherlich, daß der Geist auf einem von den kreidegrundigen Bergen wuchs, die man Champagne nennt, und der Baron hat auch am andern Tage den Vorgang völlig vergessen gehabt und erinnerte sich durchaus nicht, am Abend zuvor irgend etwas Auffälliges gesehen zu haben. Die Dienerschaft und vorzüglich die Weibsleute sind aber immer abergläubisches Volk, und schwatzen von Vorbedeutung und von einer weißen Frau, die allemal händeringend oben durch die alten Burggemächer gehe, wenn in dem Hause sich ein Unheil oder ein Verbrechen vorbereite. Ich glaube, es gibt in deutschen Landen kein altes, düsteres Gebäude, in dem die Furchtsamkeit und Klatschsucht des Gesindes nicht ein ähnliches Ammenmärchen aufgebracht hätte.

Den 20. November.

Heute ersehe ich aus der Zeitung, die ich mir nach einem Abkommen mit Baron Hochsetz allabendlich vom Schloß holen lassen darf, daß der junge Arzt in Winfeld es dennoch durchgesetzt hat, daß über den Tod meines Freundes Reinhard eine Untersuchung angestellt worden. Die gerichtliche Nachforschung ist im Gange, hat jedoch, da auch der Winfelder Küster inzwischen gestorben, bis jetzt nichts ergeben und wird auch kein Resultat erzielen, obwohl das gerichtsärztliche Collegium in seinem Gutachten der Meinung des Doktors beigepflichtet hat, daß der Tod durch Aufnahme eines Pflanzengiftes herbeigeführt worden sei. Ich bin froh, daß man von mir keine Zeugenaussage verlangt hat, da ich entschlossen bin, mein, Reinhard auf dem Sterbebett gegebenes Versprechen in dieser mysteriösen Sache unverbrüchlich zu halten.

Digitized by Google

Den 25. Dezember.

Wir liegen tief im Schnee begraben und haben gestern den ersten Weihnachtsabend in unserer neuen Heimath gefeiert. Hänschen ist nun bald zwei Jahre und streckte die kleinen Hände gar vergnügt von Mama's Arm nach den bunten Wachskerzen und den schönen goldenen Nüssen und Aepfeln am Tannenbaum aus. Es war ein frohes Fest, wie ich es so friedlich noch nie verlebt habe. Die wohlhabenden Leute aus dem Dorf brachten uns allerhand Gaben in natura und setzten meine kleine Frau arg in Verlegenheit, da sie darauf nicht gerüstet war und sich doch gern als wohlbestellte Frau Pastorin nach Gebühr revanchirt hätte. Fanden sich indeß noch einige Ellen Leinwand, Schürzen und seidene Tüchlein, die sie entbehren konnte, so daß es zusammt dem reichlichen Backwerk, das sie in der Woche vorher bereitet, doch noch ziemlich mit Ehren und ohne allzu großen Kummer für sie ablief. Zur nächsten Weihnacht wird sie, jetzt, da sie Ortes Sitte kennen gelernt, sich anders versehen. Zur nächsten Weihnacht wird überhaupt Manches anders sein. Hänschen wird an Mama's Hand gehen müssen, denn Mama wird ihre Arme für etwas Anderes nöthig haben, das noch nicht mit Hänschen auf den Knieen durch's Zimmer rutschen kann.

Ja, Mama, ob Du Dein Köpfchen auch noch so dicht an meiner Brust versteckst und Dir beide Ohren zuhältst, es wird doch so sein. Dezember — Januar — Februar — März — steht nicht Sophia im März im Kalender? Nein, sie steht erst im Mai — so lange können wir nicht warten, nicht wahr? Es wird wohl ein Eduard werden, wie sein Vater — wenn's nur kein Simplicius wird. Du schüttelst den Kopf und sagst, der falle schon auf den zweiten? Nun, ich habe Geduld bis zum achtzehnten und kann warten, kleine Mama. Du hast jedenfalls den Kalender genauer studirt, als ich; Du warst und bist ja in Allem gar klug und vorsichtig.

Den 2. Januar 1837.

Droben auf dem Schloß scheint die Festzeit nicht so fröhlich verlaufen zu sein, wie hier unten. Das Volk mag mit seinem alten Satz, daß es kein Glück bringe, eine Geschiedene zu heirathen, diesmal wieder Recht gehabt haben. Es munkelte schon bald nach der Hochzeit von allerhand seltsamen Dingen, die geschehen sein sollten; dann reiste der Baron eines Morgens ganz früh noch im Dunkel fort, — es mag um den Dezember-Anfang gewesen sein, und hat nichts wieder von sich hören und sehen lassen. Nur ist gestern plötzlich sein Leibdiener, dessen Gesicht Sophie so mißfiel, allein wieder hier eingetroffen, und obgleich man sagt, daß der Baron ihn in der Residenz fortgejagt, von der Baronin außerordentlich freundlich aufgenommen worden. Ich hoffe, es ist mehr Gerede als Wirklichkeit daran; ist aber nie gut, wenn ein ordentliches Haus und Ehepaar in dieser Weise in den Mund der Leute kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

Welche Ordnung trotz der Menge von Statisten! Die ganze wüste Scene hält sich durchaus in ästhetischen Grenzen, und selbst die Art und Weise, wie Christus dem Scandal ein Ende macht, indem er in heiliger Entrüstung einen der Stricke ergreift, an welchen die feilgebotenen Lämmer befestigt sind, denselben zu einer Geißel drehet und damit die wüthenden Krämer aus dem Tempel hinaustreibt, scheint nicht entfernt der Würde und Hoheit des zürnenden Erlösers unangemessen. Das bei diesem Vorgange oft aus einem Theile des Zuschauerraumes vernommene Gelächter enthält sicher keine Kritik irgend einer unterlaufenen Ungeschicklichkeit, sondern ist nur der laute Ausdruck der innern Zufriedenheit des Publicums

Digitized by Google

mit der gerechten Bestrafung des Unfuges an heiliger Stätte. Der bühnenkundige Devrient spricht sich hierüber also aus: „Die Darstellung dieser massenhaften Volks-Scenen, so heftig bewegt im Sprechen und Handeln, die durch die ganze Passions-Vorstellung hindurchgehen, ist erstaunlich. Wer es weiß, welche Mühe der erfahrenste Regisseur unserer größten Hofbühnen hat, mit den geübtesten Kräften solche Auftritte zu Stande zu bringen die immer an gleich beseelter Energie und Präcision noch hinter diesem Dorf-Schauspiele zurückbleiben, muß vor dem künstlerischen Sinne, dem unermüdlichen Fleiße und dieser geschlossenen Einmüthigkeit der Landleute beschämt stehen."

Die aus dem Tempel Vertriebenen entfernen sich unter dem drohenden Rufe: „Dieser Schimpf bleibe nicht ungerochen", während das Volk und die Kinder ihre Huldigungen für den Erlöser fortsetzen. Nachdem dieser aber den Tempel verlassen, brütet auch die beleidigte Priesterschaft Rache wider ihn und erklärt sein Beginnen als ein Auflehnen wider den Gott ihrer Väter. Die Krämer im Hintergrunde schreien: Rache! Rache! Rache! Und ihre Führer rufen: „Mit uns, mit uns, wer Mosi angehört; Moses ist unser Prophet!" Der Vorhang der Mittelbühne fällt, und der Chor tritt wieder auf, um die zweite Vorstellung einzuleiten.

In der Schilderung der noch übrigen 17 Vorstellungen müssen wir uns darauf beschränken, aus den einzelnen Acten die wirkungsvollsten Momente der plastischen und dramatischen Darstellungen dem Leser vorzuführen.

Zweite Vorstellung.

Nach dem obligaten Chorgesang der Genien kommen die Brüder Joseph's zum Vorschein, als dieser sie zu Dothain aufgesucht. Sie haben des Vaters Liebling in die Cisterne hinabgeworfen, in welche zwei von ihnen unverwandt hinabschauen, während die Andern in Gruppen umher stehen und Einer den Rock Joseph's in der Hand hält. — Ringsum erblickt man Viehheerden. Das Vorbild deutet auf Christus, der gleichfalls um 30 Silberlinge verrathen wurde. Der Gesang, welcher dieses Bild begleitet, ist manchfaltig und hoch dramatisch; Wehklagen und Zürnen gibt sich darin kund.

Nach Erhebung des Vorhangs zeigt die Mittelbühne das Synedrium. Priester und Schriftgelehrten sitzen auf kleinen Schemeln längs den Coulissen. Hinter ihnen auf erhöhten Sitzen erblicken wir Annas und Kaiphas, den Ersten weiß, den Zweiten roth gekleidet, hohe, goldene, breit gespaltene Hohenpriester-Mützen auf dem Haupte. Kaiphas eröffnet die Sitzung mit den Worten: „Ehrwürdige Glieder unseres heiligen Collegiums!" Zu den Füßen des Priesterthrones sitzen an einem Tische, zwei Schreiber als Protokollführer. Der Hohepriester spricht von der Gefahr, — welche dem Staat und der Kirche drohe durch Jesus von Nazareth, und erzählt entrüstet von der Austreibung der Käufer und Verkäufer aus dem Tempel ꝛc. Nun holen zwei Abgeordnete aus der Versammlung dieses Schachervolk herbei, das sich den Auftrag ertheilen läßt, Jesu Aufenthalt auszukundschaften. Einer aus der Rotte zeigt dann an, daß er einen der Jünger kenne, den er für fähig halte, um Geldeslohn seinen Meister zu verrathen ꝛc.

Dritte Vorstellung.

Um das Scheiden Christi von seiner Mutter darzustellen, erscheint in einem lebenden Bilde die liebende Braut aus dem hohen Liede, welche über die Abwesenheit des Geliebten unter anderm mit den vom Chore gesungenen Worten klagt:

Mein Auge forschet überall
Nach dir auf allen Wegen,
Und mit der Sonne ersten Strahl
Eilt dir mein Herz entgegen.

Der Schauplatz ist ein üppiger Blumengarten, in dessen Hintergrund sich eine Laube befindet, die nach dem Zuschauer-Raum hin offen ist. In dieser steht die hohe, edle, reichgelockte Braut mit zurückgeschlagenem Schleier. Auf jeder Seite reihen sich im Halb-

Digitized by Google

kreise acht Töchter Jerusalems in weißen Gewändern, blauen Gürteln und Schleiern an sie und richten theilnehmende Blicke auf die klagende Gebieterin. Sie halten einander an den Händen, von denen Thränen-Tücher herabhängen; einige führen Leiern. Eine Stimme aus dem Chor stimmt den Klagegesang der Braut an, der in einem Wechsel-Gesange endet.

Alsbald betritt Christus mit seinen Jüngern das Haus seiner Freunde in Bethanien. Man sieht sie die Straße heraufkommen, in verschiedenfarbigen antiken Gewändern, in feierlicher Haltung, 6 bis 7 Fuß lange Wanderstäbe führend. Unter Trostgesprächen erreichen sie das Haus des gastfreien Simon, dessen Angehörige dem Herrn entgegen gehen und ihn zum Eintritt in das Haus einladen. Die Scene verwandelt sich sofort in das Speisezimmer, in dessen Hintergrund der mit Speisen bedeckte Tisch sich darstellt. — Magdalena salbt dann, vor ihm sitzend, Jesu Füße, während Judas sich über solche Verschwendung entrüstet zeigt und grimmig vor sich hin spricht: „Warum hindert er die Thörin nicht? Welch' eine Verschwendung! Wie viele Arme hätte man damit unterstützen können!"

(Fortsetzung folgt.)

Commissär: „Ihr habt ja auch einen Sohn Joseph im Hause?" — Bauer: „Joseph? Na, an Joseph haben wir net." — Commissär: „In dem pfarramtlichen Verzeichnisse kommt doch auch ein Joseph vor!" — Bäuerin: „Jesses — richti! Unser Seppl heißt ja Joseph."

Ein von seinen großen Talenten im Zeichnen und Malen sehr eingenommener Professor zeigte einem Freunde mit vieler Selbstgefälligkeit seine Gemälde, wo unter jedem sein Name stand, und bat um sein Urtheil. Dieser, — der sie weit unter mittelmäßig fand, gab ihm zur Antwort: „Das hat ein großer Pinsel gemalt."

Richtige Auflösungen des Preis-Räthsels in Nro. 75 (Sternwarte) haben eingesendet p. t.:

1. Andreas Abbt hier. 2. Albert Bander hier. 3. Rosalia Bucher in Burgau. 4. D. in Göggingen. 5. Jos. Deubler in Wallerstein. 6. Seb. Dischl hier. Anton Emminger in Ichenhausen. 8. Viktoria Feiertag hier. 9. Joseph Gleich hier. 10. E. H. hier. 11. G. H. hier. 12. Ignaz Hämmerle in Haunstetten. 13. Franz Horn von Pfaffenhofen. 14. Jos. Iten in Haunstetten. 15. Theresia Karrer hier. 16. Joh. Karrer hier. 17. Jakob Kastner von Mödishofen. 18. H. Kreidl hier. 19. J. A. L. in P. 20. Rudolph L. hier. 21. Anton Lang in Dillingen. 22. Martin Mayer von Weilbach. 23. Georg Moser hier. 24. G. Sch. hier. 25. Andreas Schneider hier. 26. Sophie Schneider in Burdau. 27. Xaver Schneider in Wemding. 28. Max Schramm von Hohenschwangau. 29. Otto Schramm in Neuburg. 30. Maria Sedlmayr hier. 31. A. Seefelder hier. 32. Georg Spreitler in Haunstetten. 33. A. Stegmann hier. 34. Jos. Stegmann hier. 35. Eugen Teufl hier. 36. Xaver Teufl hier. 37. Ad. Tiefenbrunner hier. 38. Georg Wanner in Kissing. 39. Max Wilhelm hier. 40. Xaver Winter hier.

* * *

Die erste Prämie (ein Band von „Ueber Land und Meer") fiel durch das Loos auf Nro. 32; die übrigen Prämien (je ein Bändchen Erzählungen) auf die Nummern 12, 15, 26 und 30.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 82.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 2. März.

Des Herrn Wege sind unerforschlich. Er gibt und nimmt, und wir sollen ihn für Beides preisen. Ist wohl ein schönes Gebot das, allein nicht ein Jeder kann's halten. Ich glaube, es ist auch schon genug, wenn wir nur stille sind mit unserm Schmerz, — wenn wir uns nur nicht auflehnen und trotzig nach Gerechtigkeit schreien, sondern uns in die große Ordnung fügen, die dem Einen weh' thun muß, um den Andern zu erfreuen, und die wir allesammt, ob wir nun Pastoren oder Unchristen heißen, — gleich wenig begreifen.

Ich habe wohl zu sicher auf das Glück gepocht und gemeint, man könne es berechnen und festhalten, wie die Knaben einen Käfer am Faden haben und nach Belieben zu sich herunterziehen. Da hat's denn anders kommen müssen, als ich am Weihnachtstag erwartet, da der kleine Eduard die Augen gleich wieder zugemacht, nachdem er sie erst eben einmal aufgethan. Hat gar nicht geschrieen, nur ein Paar Mal langsam geathmet und mit einem Seufzer das Köpfchen wieder fallen lassen, daß eine Ephemere, die von Sonnenaufgang bis Untergang lebt, ein langes Dasein im Vergleich mit ihm besessen. Ist es mir aber fast mehr noch denn als Vater, als Mensch und Geistlicher wunderlich dabei zu Muth geworden, da die Liebe, die Gott als das Herrlichste in uns gelegt, solch' ein theures Wesen jedenfalls als einen Geist betrachten muß, der jetzt schon von den Erdenschlacken gereinigt, zu einem höheren Leben berufen worden. Man thut nicht wohl, darüber nachzudenken, dieweil es ein Labyrinth ist, in das wir uns immer mehr vertiefen, und aus dem wir aus eigener Kraft den Ausgang nicht finden. Wenn aber die Trübsal kommt, so kommen auch die Gedanken, man mag wollen oder nicht. Und da bleibt es doch am besten, plötzlich einen Strich darunter zu machen und zu sagen, was alle Völker sich in allen Glaubensformen von Uranfang gleicherweise zum Trost gesagt: „Herr, ich begreife Dich nicht, aber Dein Wille geschehe. Amen."

Die Erde ist noch so hart gefroren, daß der Todtengräber nur mit Mühe ein kleines Grab in den Boden geschaufelt hat. Nun liegt der Schnee wieder darüber; wenn ich mich links aus meinem Fenster beuge, kann ich über die Ecke unseres Gartens darauf hinsehen. Meine arme Sophie hat sehr gelitten; der Tod hat zum ersten Mal in ihr junges Leben hineingegriffen, und sie hatte sich so sehr auf das kleine, hülflose Wesen gefreut. Es ist ein eigenes Ding d'rum, solch' ein Stück von sich selbst draußen auf dem Kirchhof zu wissen. Doch ich denke immer, es ist besser, daß es so früh geschieht, als später, wenn es sich erst zu einer eigenen Individualität herausgebildet und das Herz sich noch gar anders blutend davon losreißen soll. Mich däucht, uns ist immer noch so viel verblieben, daß wir dankbar sein, und die Hoffnung, die uns jetzt vernichtet worden, nicht fallen lassen dürfen.

Digitized by Google

(Ein Findling.)

Am Sonntag Judica, den 29. März.

Setze mich heut Abend gleich hin, um, was uns den Tag über mannigfach bewegt hat, niederzuschreiben. Es ist, als ob seit gestern mit einem Schlage der Frühling eingezogen. Die Luft ist sommermild, im Garten regt es sich auf allen Rasenplätzen, und an den Spitzen der Gesträuche; wir saßen am Abend bis zum Sonnenuntergang im Freien vor der Thür, und ich war glücklich, als ich bemerkte, daß die friedliche, träumerische Natur und das Frühlingswehen um uns her auch auf das Gemüth meiner lieben Sophie seine freundliche Einwirkung übte, da sie fröhlicher war, als ich sie seit dem Kummer, der uns widerfahren, gesehen. Später hatte ich noch an meiner Predigt für den heutigen Tag Einiges zu bedenken, und kam wohl erst um die Mitternachtsstunde zum Schlafengehen, und schlief so erquickend und ruhig, wie lange nicht, da mich lächelnde Lippen frohsinnig bis in den Traum begleiteten.

Plötzlich — mir war, als ob ich so eben erst eingeschlafen — wache ich von lautem und wiederholtem Rufen meines Namens auf, und wie ich die Augen öffnete, stand Sophie im hellsten Morgensonnenglanz mit strahlendem Gesicht vor mir und hielt Etwas auf dem Arm, das ich, noch halb vom Schlaf befangen, nicht gleich zu erkennen vermochte. Ich fragte:

„Was hast Du?"

„Sieh nur — sieh nur!" — jubelte sie und tanzte, unbedachtsamer Weise ihres Zustandes vergessend, im Zimmer umher und drückte dabei jeden Augenblick die Lippen auf den Gegenstand, den sie fest an ihre Brust gepreßt hielt. Dann ward mir auf einmal Alles klar, d. h. für den Moment, denn von ihren Armen kam ein leiser, weinender Ton zu mir herüber, und sie legte mir, leise singend, — ein ganz kleines, etwa drei Monate altes, wunderliebliches Mädchen in die Arme. Das war sorgsam in allerhand abgerissene Lappen eingeschlagen, die vom feinsten Stoff, aber überall wie von Wind und Wetter fleckig und verdorben erschienen.

Wie ich mich von meinem ersten Erstaunen erholt, fragte ich wieder:

„Was ist das? Woher kommt das Kind, Sophie?"

Allein sie jubelte nur:

„Der Himmel schenkt es mir für meinen kleinen Knaben. Sieh nur, wie schön, wie brav es ist. Komm, nicht weinen, mein Herzliebchen —" und sie nahm das kleine Ding wieder auf die Arme und wiegte es und bat mit flehenden Augen: „Nicht wahr, ich darf es behalten, Eduard? Wir wollen es behalten — o bitte, sage Ja!"

Es dauerte lange, bis ich in verständiger Reihenfolge von ihr erfahren konnte, daß sie das kleine Mädchen so eben auf einem Gartenstuhl unter dem Vordach unserer Veranda gefunden, als sie zum Aufmachen der Läden die Thür aufgeschlossen. Wie sie sich verwundert darüber gebeugt, hatte es die Augen geöffnet und mit den Händchen in die Höhe geschlagen, und da war sie glückselig mit ihm hereingelaufen.

Jetzt fiel ihr ein, es hatte ein Blättchen daneben auf dem Stuhl gelegen, das sie ungelesen in die Tasche gesteckt. Sie zog es zerknittert hervor, gab es mir und sah mir, wie ich las, erwartungsvoll über die Schulter. Auf dem Papier stand, mit Bleifeder, aber deutlich und völlig orthographisch richtig geschrieben:

„Ich habe keine Milch mehr und mein Kind hungert. Ich habe ihm Nichts als Mitgift zu geben, als das Erbarmen guter Menschen. Deine Augen sind so freundlich und Dein Kind ist gestorben; Du weißt, wie weh es mir thut mich von meinem zu trennen. Nimm es an, behalte es, ich beschwöre Dich bei der Angst einer Mutter, die ihr Kind sterben sieht."

Meine Sophie schluchzte laut und nahm mir das Blatt aus der Hand. Sie küßte die Kleine und klammerte die Arme fest um sie, — als fürchte sie, ich wolle sie ihr entreißen.

Digitized by Google

Ich habe vorläufig nichts gesagt und bin, mein Amt zu erfüllen, in die Kirche gegangen. Da habe ich nach der Predigt von der Kanzel gefragt, ob Jemand von dem Kinde oder der Mutter etwas wisse; aber wie ich zuvor erwartet, konnte mir Niemand Auskunft geben, denn es war an der Schrift und dem Wickelzeug zu ersehen, daß die Hand von Dorfbewohnern nicht dabei thätig gewesen.

Als ich aus der Kirche zurück kam, habe ich einen langen Gang in's Feld gemacht und überdacht, ob ich es vor uns selbst und den eigenen Kindern, die mir der Himmel noch schenken könne, zu verantworten im Stande sei, zwei Pflegekinder in mein Haus aufzunehmen. Ist das gerade keine so einfach zu bejahende Sache, wie Mancher, der nicht in solche Lage gerathen, denken mag; denn wer ein solches fremdes Kind an sich nimmt, ladet nicht nur die Sorge für seine leibliche Nothdurft auf sich, sondern hat auch eine Seele zu hüten, von der er nicht weiß, welchem Keim sie entstammt und welche Frucht sie einst zeitigen wird. Da habe ich aber endlich gedacht, daß wir Alle aus der Hand des Schöpfers sind, — und daß im Grunde gerade dies Kind recht eigentlich eine Gottesgabe für meine liebe Frau sei, um sie über den Verlust unseres eigenen zu trösten. Und ich dachte, seine Seele und vielleicht sein Leben werde sicher zu Grunde gehen, wenn ich es von meiner Schwelle fortweisen und in ein Findelhaus thun würde, — und bin froh nach Hause gekommen und habe meiner Sophie gesagt:

„Behalte es in Gottes Namen, es soll unser eigenes sein, — und weil wir kein Anzeichen irgend einer Art an ihm gefunden, so wollen wir es nach dem Tage benennen, an dem wir es gefunden, und es soll Judica heißen."

Da ist meine Frau mir um den Hals gefallen und hat laut geweint vor Freude, und Hänschen, ob es zwar nichts von Allem verstanden, hat auch in die Händchen geklatscht und an der für unsern Jungen angeschafften Wiege, in die Sophie den Findling gelegt, immer ernsthaft wiederholt: „Judica — Judica!"

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

Vierte Vorstellung.

Nachdem der Chor mit seinem inhaltreichen Gesange auf die wegen ihres Stolzes verstoßene Gattin des Königs Assuerus — als ein Bild dessen, was der Herr mit der Synagoge beschlossen hat, hingewiesen, füllt rechts und links zahlreiches Volk die Bühne, während im Hintergrunde, auf erhöhter Stätte, Assuer in Hermelin gekleidet, die Krone auf dem Haupte, die stolze Königin Vasthi die Stufen hinabstößt, welche alsdann aus dem Gemache flieht. Zur linken Seite des Königs erblickt man die schöne Esther.

Nachdem der Chor zur Buße aufgefordert mit den Worten:

Die Zeit der Gnade ist verflossen;
Das stolze Volk will ich verstoßen,
So wahr ich lebe, spricht der Herr.
Jerusalem, Jerusalem erwache!

erblickt man den Herrn mit seinen Jüngern auf dem Wege nach der heiligen Stadt.

Während Alle sich um ihren Meister gruppiren, bleibt der treulose Judas zur Seite. Der Herr spricht die traurig prophetischen Worte über die Zukunft Jerusalems, wo kein Stein auf dem andern bleiben soll und sendet Petrus und Johannes voraus in die Stadt zur Bereitung des Osterlammes. Nach einer rührenden Scene zwischen Christus und Judas läßt dieser sich mit einigen Schacher-Juden in eine Unterhandlung zum Verrath des Herrn ein.

Digitized by Google

Sämmtliche Berichterstatter aus den Vorstellungs-Jahren 1850 und 1860 bekennen, daß die Vertheilung der schwierigen Judas-Rolle beide Mal eine durchaus glückliche war. Divrient schreibt darüber: „Die Rolle wurde sehr gut gespielt, voll peinlicher Unsicherheit, ängstlich und hastig. Vortrefflich machte sich die spätere Scene im hohen Rath, wo das Geld klingend auf den Tisch hingeschossen und von Judas begierig eingefackt wurde. Die Reue und Verzweiflung, als nun geschehen, was er veranlaßt hatte, wurde ganz in der totalen Verlorenheit der schlaffen Seelen dargestellt, die vor dem, was sie angerichtet, immer in die Redensarten flüchten: „Das hab' ich nicht gewollt," und die zuletzt nur im Selbstmord Befreiung von sich selber finden."

Fünfte Vorstellung.

Als Vorbild des heiligen Abendmahles erscheint zuerst der Manna-Regen in der Wüste. Im Vordergrunde erblickt man eine Reihe in verschiedenen, höchst lieblichen Gruppen lagernder Kinder; hinter ihnen erscheinen stehende und sitzende Kinder reiferen Alters; dann folgen Mädchen und Frauen; den Hintergrund bilden die Männer. — Einige Hundert Personen sind an dieser Scene betheiligt. Aaron und Moses stehen zur Seite mitten unter den Kindern als Säulen des Volkes, Jener mit einem Stabe in der Rechten, dieser mit einer Art goldener Strahlen um das Haupt. Alles ist freudenfarben gekleidet und fängt das drei bis vier Minuten lang wie dichte weiße Flocken vom Himmel herabfallende Manna auf, während die Mädchen einander das Manna in die Schürzen schütten. Das schöne Bild ist ganz geeignet, die Freude und Dankbarkeit des lagernden Volkes über die Himmels-Ernte auszudrücken.

Ein zweites Bild zeigt in der Mitte die riesengroße blaue Traube, welche die zwölf Kundschafter Mosis aus Kanaan mitgebracht und die von zwei Männern an einer Stange getragen wird. Das Volk steht zu beiden Seiten der Traube gruppirt, Moses und Aaron wieder im Vordergrunde. Der Chor vergleicht die Traube dem heiligen Weine des neuen Bundes:

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Dem Volke einstens hatte er
Den besten Saft der Reben
Aus Canaan gegeben.

. . . . . .

Des neuen Bundes heil'ger Wein
Wird selbst das Blut des Sohnes sein,
Der Seele Durst zu stillen.
&c. &c.

Nach dem Chorgesang erblickt man in der Straße den — den zwei Jüngern begegnenden Speisemeister mit dem Kruge, welcher die Abgesandten seinem Herrn zuführt, der sogleich nach dem Meister fragt. Im Speisesaale angelangt, findet die Händewaschung statt, worauf das Lamm und der Wein hereingetragen werden. Nach mancherlei Reden des Herrn, die größtentheils aus den Evangelien entnommen sind, — findet die Fußwaschung statt. Hausherr und Speisemeister drücken, im Vordergrunde stehend, — durch angemessenes Mienen- und Geberdenspiel ihre Rührung über des Heilands Selbstdemüthigung aus. (Seit 1860 wird die Bestellung des Speisesaales zum heiligen Nachtmahle durch Petrus und Johannes nach dem vierten Akte angereiht, so daß beim Beginn der fünften Vorstellung Christus bereits im Kreise der Jünger am Tische erscheint.)

Darauf folgt die Einsetzung des Abendmahls, indem Christus zuerst das Brod und dann den Kelch nimmt und, um den Tisch wandelnd, jedem der Jünger, bei Petrus anfangend und bei Johannes endigend, Brod und Wein spendet und beim Darreichen jedes Mal die Einsetzungs-Worte spricht. Eine wunderbar ergreifende Scene. Sobald die Reihe an Judas gekommen, — stürzt dieser mit wilder Miene aus dem Zimmer, unter Christi Nachruf: „Jetzt wird des Menschen Sohn verherrlicht!" (Forts. f.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 83.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 25. Juli.

Nun sind wir ein Jahr hier und man ist berechtigt, gleich einem Wandersmann, der eine lange, gerade Strecke hinter sich gebracht, an der Biegung des Weges einmal anzuhalten und zurück zu blicken. Nehmen da die Berge und Wälder und Orte sich manchmal von rückwärts ganz anders aus, als da sie vor uns lagen, daß man nicht selten Mühe hat, sie als dieselben wieder zu erkennen. Es ist eben nach dem Vers, den ich irgendwo einmal gehört und der mir, ob ich zwar sonst nicht sonderlich viel auf Reime zu geben pflege, immer im Kopf sitzen geblieben:

Anders kommt es, als wir hoffen,
Anders wird's, als wir gedacht;
Wo der blaue Himmel offen,
Ziehen Wolken über Nacht.
Oftmals hat es mich betroffen,
Oftmals bin ich auferwacht,
Daß mein allerschönstes Hoffen
War zergangen über Nacht.

Ja, unsere Freuden wachsen oft aus unscheinbaren Keimen, von denen wir wenig oder nichts erwartet, und die Schößlinge, auf welche wir die meiste Hoffnung gesetzt, welken, eh' sie Blatt und Blüthe tragen, ab. Ich hatte bei unserer Hiehertunft in der festen Zuversicht gelebt, es werde sich ein angenehmes und förderſames Wechselverhältniß zwischen uns und Hohenwerdach bilden, das meiner jungen, an die Lebendigkeit der Hauptstadt gewöhnten Frau einigermaßen Ersatz für die ländliche Abgeschiedenheit unseres Dorfes zu bieten vermöchte. Statt dessen sind wir völlig auf uns selbst angewiesen, und müssen unsere Freuden in unseren eigenen vier Wänden suchen; können aber auch dankbar sagen, daß sie darin gar lieblich und trostreich gedeihen, so daß wir nach der Welt umher und ihrer Aufregung von Tag zu Tag weniger Bedürfniß empfinden. Es ist allerdings ein gar großer Kontrast zwischen unserer stillen Pfarrerswohnung und dem Schloß droben, in welchem ein vornehmer Besuch von Verwandten der Frau Baronin den andern drängt und seit Monaten Saus und Braus bis in die späte Nacht herrscht. Möchte indeß doch nicht damit tauschen, obschon ich der Geselligkeit nie in meinem Leben abhold gewesen, denn es ist nicht die rechte Freude und nicht der ächte Grundton in dem herrschaftlichen Hause. Und wie ich oftmals im Leben gefunden und mein klares Franchen auch allzeit behauptet, daß bei Menschen der erste Eindruck, wenn er sich auch eine Zeit lang verwische, doch später wieder zum Vorschein komme und maßgebend bleibe,

Digitized by Google

so ist es mir auch mit dem Baron Hochseß ergangen. Wenn ich ihn in letzter Zeit ab und zu gesehen, ist er mir immer mehr wieder so erschienen, wie da ich vor einem Jahr nun den ersten Besuch bei ihm machte, wie Einer, der schwer an etwas zu tragen hat, das er abschütteln möchte und nicht kann, und dem es nach Innen hineinfrißt, daß er gleicherweise körperlich und geistig darunter leidet. Ist's mir manchmal, als ob er nicht recht Herr in seinem Hause sei, wie der Mann es sein soll, da es jedenfalls eine verwunderliche Geschichte bleibt, daß die Frau Baronin den Bedienten, den er, wie sich jetzt herausstellt, auf der Reise fortgejagt, wieder in ihren Dienst aufgenommen, so daß derselbe wider den ausgesprochenen Willen des Hausherrn auf dem Schlosse lebt und gewissermaßen als ein Majordomus dort regiert. Ist auch keine passende Weise, daß die Mägde und das übrige Gesinde den sechsjährigen Sohn der Frau „Herr Baron" anreden und sich in alle kindischen Launen des „hochgeborenen" Jungen fügen müssen, daß der Knabe, der einen französischen Hofmeister und englischen Stallknecht besitzt, dazu angehalten wird, sich schon jetzt als zukünftiger Herr von Hohenwerdach zu geriren, da ihm von seiner völlig mittellosen Mutter doch nicht an der Wiege gesungen, daß er einmal zu solchem Reichthum gelangen werde, und außerdem ein direkter Erbe des Barons, der leicht im Bereich der Möglichkeit liegt, ihn aller jener Aussichten berauben würde. Ich habe kürzlich mit der Frau Baronin eine ernsthafte Auseinandersetzung über ihren Sohn gehabt, weil derselbe sich seit Wochen ein Vergnügen daraus macht, die kleinen Mädchen im Dorf, wenn sie aus der Schule kommen, mit seinen Reiterstücken in Angst zu versetzen, ja eins von ihnen neulich mit seiner Reitgerte über den Kopf geschlagen hat. — Vermochte aber sowohl bei der Mutter, die dazu lachte, als bei dem Stiefvater, der mich achselzuckend an seine Frau wies, nichts auszurichten, und mußte in ihrer Gegenwart noch das spöttische Gesicht des Bedienten in den Kauf nehmen, der dem „jungen Herrn" wegen seiner „Bravour" schmeichelte. Der Baron war im höchsten Grade empört, und ich sah, daß es ihm blutroth in die Schläfen stieg, allein er drehte sich schweigend ab und ging hinaus. Ich mag wohl zum Schluß etwas heftig gesprochen haben, weiß nicht mehr genau, was ich gesagt, doch ich fühlte, als ich wegging, daß sich das Verhältniß, welches wenigstens zum Schein zwischen der Hausherrin und mir bisher bestanden, völlig aufgelöst habe. Vor dem Parkthor traf ich den Baron an, der auf mich gewartet zu haben schien. Er sagte indeß kein Wort, sondern drückte mir nur die Hand und ging in den Wald hinein. Ich habe jedoch nie Menschenfurcht gehabt, wo es auf die Erfüllung meines Berufes angekommen, werde deßhalb getreulich thun, was meine Pflicht ist, und die Kindlein in meiner Gemeinde vor der Anmaßung des verzogenen Junkers nach Kräften zu schützen wissen.

Den 5. August.

Es ist ein gar heißer Sommer in diesem Jahr, wie ich mich kaum entsinne, je einen solchen erlebt zu haben. Da wurde ich heut Morgen auf einem offenen Wagen wohl an drei Stunden über Land geholt, um einem Sterbenden die letzte Tröstung zu reichen, und kam um Mittag recht abgemattet und todmüde zurück, so daß ich mich nach Tisch auf das Canapé in meinem Studirzimmer hinstreckte und fest einschlief. Die Mägde hatten draußen am Brunnen Wäsche, — und meine Frau war an's Ende des Dorfes zu einer kranken Familie gegangen, die in großer Noth darniederliegt, und hatte die Wiege der kleinen Judica um der gewaltigen Hitze willen auf den kühlen Steinflur gesetzt, so daß ich aus meiner Stube gerade darauf hinblickte. Daneben saß Hänschen auf einem Fußschemel, den er sich herbeigetragen, und blätterte in dem großen Bilderbuch, das er zu Weihnacht bekommen, und ich hörte noch eine Weile, wie im Traum, das Umschlagen der Blätter und schlief dann ein. Dann weiß ich nicht, weßhalb ich aufgewacht oder ob ich überhaupt aufgewacht bin; — aber mir ist, als hätte ich die Augen geöffnet und drüben auf dem dämmernd verhängten Flur ein Gesicht vor mir gesehen,

Digitized by Google

das mit großen, unbeweglichen Augen auf mich hinblickte. Das kam in meiner Einbildung mit unhörbaren Schritten über die Steinfliesen, und ich sah, daß ihm langes, aschfarbenes Haar an den Seiten herniederfloß; aber es war mir nicht möglich, zu erkennen — und daraus ersehe ich am Deutlichsten, daß Alles ein Traum gewesen — ob das Gesicht jung oder alt sei; auch die Kleidung hatte etwas Verwunderliches, — bald wie ärmliche, abgerissene Fetzen, und dann blitzte es dazwischen wieder sonderbar goldig und silberglänzend auf. Es war eine sehr hohe weibliche Gestalt, die sich auf den Zehen vorwärts bewegte, bis sie plötzlich an Judica's Wiege stand, und ich sehe noch, wie sie den Athem anhielt und sich darauf hinunterbückte — und lange, so lange, daß mir die Augen wieder zufielen und neue Traumbilder sich mir darüber drängten, in das Gesicht des kleinen schlafenden Mädchens blickte. Dann war's mir wiederum, als ob Judica im Schlaf geweint hätte, und ich sah sie plötzlich dicht unter dem aufgerichteten Gesicht mit den seltsamen Augen, die jetzt nicht mehr unbeweglich waren, sondern wild und wie irr umherliefen. Ich hörte ein Geräusch, wie von einer Brust, — die ängstlich in heftiger Anstrengung athmet, und dabei entfernte Judica's Gesicht sich zugleich mit dem andern mehr und mehr von der Wiege, daß ich selbst vor Schreck aufschrie und emporspringen wollte. Doch es lag wie Blei auf meinen Gliedern, und allem Verlangen zum Trotz konnte ich mich nicht regen; aber das Weib fuhr bei dem Laut, den ich ausgestoßen, zusammen, blickte plötzlich wie besinnend umher, trat mit einem heftigen Schritt an die Wiege zurück und legte die Kleine sorgsam wieder in die Kissen hinein. Dann beugte sie sich über ihre Lippen, lüßte sie und riß sich los. Es war ein Blick grenzenloser Verzweiflung, den sie zurückwarf, und der Traum wälzte sich vor meinen Augen phantastisch weiter, daß ich wieder mit Sophie droben an dem stillen Weiherrande im Hohenwerdacher Park stand, wo die Schilfkronen sich leise bewegten und durch den Mittagsglanz ein weißes Gesicht über den blendenden Wasserspiegel auf uns hinsah.

„Siehst Du? Siehst Du — da —" hörte ich auch die Stimme meiner Frau wieder, doch wie ich die Augen aufthat und scharf hinblickte, war sie es wirklich, die das eingeschlafene Hänschen am Ohrläppchen zauste und ihm einen großen rothbäckigen Frühapfel vorhielt, den sie aus dem Dorf mitgebracht, und nach dem Hänschen, noch immer halb im Schlaf, mit beiden Händen griff.

Solches Zeug phantasirt sich ein ehrsames Landpastorengehirn zusammen, wenn es sechs Stunden bei 28 Grad Reaumur im Schatten über Land gefahren ist.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

Sechste Vorstellung.

Das sich jetzt zeigende lebende Bild stellt die Brüder Josephs in schönen Hirtentrachten dar, wie sie gierig das für den Bruder empfangene Kaufgeld von 30 Silbermünzen zählen. Im Hintergrunde steht die Caravane der Ismaeliten mit ihren Lastthieren, im Begriffe, den weinenden Joseph wegzuführen.

Diesem Bilde folgt eine Versammlung des hohen Rathes, dessen Mitglieder sich in höhnischen und rachedürstigen Aeußerungen wider Christus ergehen, und mit Spannung auf die Erscheinung des Judas harren. Zwei Raths-Mitglieder, Nikodemus und Joseph von Arimathia, werden, da sie den Herrn in Schutz zu nehmen wagen, für unwürdig erklärt, in der Versammlung ferner noch einen Platz zu haben. Inzwischen ist man mit dem herangekommenen Judas handelseins geworden, und die 30 Silberlinge werden aus dem Tempelschatze herbeigeholt, wogegen Nikodemus protestirt und jede Betheiligung an

Digitized by Google

dem schmachvollen Handel ablehnt. Dafür rathen ihm die Andern höhnisch, in des Galiläer's Gesellschaft einzutreten, während Judas an den Tisch tritt und halb wohlgefällig, halb mißtrauisch die Münzen zählt und deren Gewicht und Gepräge prüft. Nachdem er das Mordgeld eingesteckt, verlangt er eine Rotte Kriegsknechte, um Jesum bei nächtlicher Weile am Bache Kidron zu überfallen. Aus Mißtrauen gibt ihm der hohe Rath eines seiner Mitglieder zur Ueberwachung mit und geht, Kaiphas an der Spitze, auseinander, unter dem Rufe: „Er sterbe, er sterbe, der Feind unserer Väter!“

Siebente Vorstellung.

Nun folgen nach einander drei Vorbilder, von welchen das erste die Verwirklichung des von Jehovah ausgesprochenen Fluches versinnbildet, nachdem die Schlange das erste Weib verführt hatte. „Im Schweiße deines Angesichtes sollst du dein Brod essen, bis daß du zurückkehrest zur Erde,“ sprach Gott zu Adam.

Die Scene zeigt ein wildes Feld, und zur Rechten erscheint Adam, mit einem Schurze von Schaffell bekleidet, grabend in des Tages Hitze. Neben ihm reißen zwei unbekleidete Knaben Disteln und Dornen aus; drei andere Kinder spielen in der Mitte des Feldes mit einem Lämmchen. Links sitzt Eva mit herabfallendem Haare, das jüngste Kind auf dem Schooße. Der Inhalt des Chorgesangs stellt die Beziehung des ersten und zweiten Adam dar.

Den Verrath des Judas sinnbildet plastisch ein anderes alttestamentliches Vorkommniß. David hatte Amasa geboten, die Männer Juda's zu berufen wider Seba, den Sohn Bochris. Als Amasa damit zögerte, ordnet David eine andere Verfolgung Seba's an. Joab eilt hinter dem Feinde seines Herrn her, und da ihm Amasa zu Gesicht kommt, tritt er diesem, der nichts Böses argwöhnt, entgegen und spricht zu ihm: „Geht es dir wohl, mein Bruder?“ Scheinbar um ihn zu küssen, faßt er zugleich Amasa's Bart, stößt ihm dann das bereit gehaltene Schwert in den Leib, daß die Eingeweide herausfallen und Amasa stirbt. Diese Scene füllt die Mitte des Bildes; auf beiden Seiten stehen Kriegsleute. Der Gesang der Genien zu dem Bilde ist mächtig ergreifend:

Flieh't Wanderer! Fliehet schnell von hier;
Verflucht ist dieser blutgedüngte Ort!
Da fiel von einer Meuchlerhand
Ein Amasa,
Vertrauend auf der heil'gen Freundschaft Gruß,
Getäuscht durch Joab's falschen Bruderkuß.

. . . . . .

Die Felsen klagen über dich;
Die blutgedüngte Erde rächet sich. —
Verstummet, Felsen Gabaon, mit eurer Stimme,
Und höret und spottet euch vor Grimm,
Ihr Felsen Gabaon!
So verräth den Menschensohn,
Ach mit heuchlerischem Kusse.
&c. &c. &c.

(Fortsetzung folgt.)

Räthsel.

Des Tapfern Brust ziert die Erste,
doch unendlich mehr noch das hoch erhabene Zeit.
Dem eilenden Geiste der Zeit ruft mit
ängstlicher Sorge die letzten man zu.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 84.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 1. Januar 1838.

In der Gleichförmigkeit der stillen Tage, die wir erleben, gibt es nicht viel, das des Aufzeichnens werth wäre, da ich nur dasjenige, was für Andere einmal von Interesse sein könnte, niederzuschreiben beabsichtige, und nicht, wie manche weise und halbweise Töchter meiner Amtsgenossen, des Glaubens bin, daß der Welt ein bedeutsamer Schaden dadurch entsteht, wenn ich meine eigenen Ansichten und Meinungen über Dinge der Welt und des Lebens, mit denen ich ja diese Blätter anfüllen könnte, ruhig an ihrem Platz im Kopfe stecken lasse, bis sie einmal mit ihm in die Erde hinunterwandern. Ich werde es deshalb halten, wie ich es bisher gethan, daß, wenn im Laufe des Jahres irgend etwas Denkwürdiges vorfällt, ich es dem Vorstehenden nach alter Weise beifüge; sonst aber am Neujahrstage, je nachdem kürzer oder ausführlicher, vermerke, wie es uns Allen im verflossenen Jahre ergangen, welche Hoffnungen wir darauf gesetzt, und wie sie sich erfüllt oder nicht erfüllt haben.

Hans ist jetzt fast drei Jahre, und Judica muß etwa ein Jahr zählen. Von ihrer Mutter haben wir nie wieder etwas vernommen, und betrachten das kleine, blondhaarige Engelsköpfchen mit seinen großen blauen Augen völlig als unser Eigenthum. Werden es auch vielleicht um so mehr müssen und um so inniger an ihm hängen, als es nicht den Anschein hat, daß wir wieder ein näheres Anrecht an zwei so liebliche kleine Kinderhändchen bekommen werden.

Den 1. Januar 1839.

Ich muß lächeln, wenn ich das letzte Blatt, das ich vor einem Jahr beschrieben, ansehe und seines Anfangsswortes über die gleichförmig stillen Tage gedenke. Wußte ich doch auch nichts aus dem Verlauf eines ganzen seitdem verflossenen Jahres zu berichten, als daß es ein glückliches, und soweit das überhaupt möglich, ein ungetrübtes war. — Und ich meine, mehr und Schöneres kann ein ganzes Buch nicht enthalten, als diese kurze Zeile, die ich so eben geschrieben. Wollte nur, es folgten ihr viele von gleicher Art nach.

Den 1. Januar 1843.

So geht es. Mit Eifer begonnen, dann lässig, zuletzt gar vergessen. Nun sind schon vier Jahre verronnen; — daß ich mein Büchlein nicht zur Hand genommen. Ich dachte an jedem Neujahrstage, eine Erinnerung darin aufzuzeichnen, und wenn ich es ausführen wollte, wußte ich nicht, was. Das Einzige, das von der Außenwelt zu uns gedrungen und uns näher berührt, ist, daß Hans' Mutter im verwichenen Herbst ihrem

Digitized by Google

Gatten nachgegangen, so daß wir ihn jetzt vollständig als unseren Erstgeborenen ansehen. Ich habe viel Freude an ihm; er ist von der stillen, sinnigen Knabenart, die wohl hie und da einmal unbändig thut, es aber im Herzen um so weniger ist. Nicht als ob er allzu eifrig dem Lernen obläge; halte auch nichts davon, daß Kinder in jungen Jahren immer über Büchern und Schreibzeug hocken, denn ich meine, die ächte Bildung will mit dem Gemüth eben so sehr, und vor Allem in der Jugend, als mit dem Verstande erworben sein. Weiß deßhalb für einen Knaben im Sommer nichts Besseres, als sich recht viel — zwecklos, wie sie sagen — in Gottes schöner Natur herumzutreiben; denn es ist kein Hälmchen zu klein und kein Thierlein zu unbedeutend. Für das rechte Kinderauge, das es aufmerksam betrachtet, steigt eine ganze Wunderwelt daraus auf und läßt einen Strahl der großen Ordnung, die uns umgibt, erhellend und lehrreich in's Herz fallen. Die Büchergelehrsamkeit läßt sich nachher mit Ausdauer und Fleiß nachholen; wenn jenes Verständniß, jener Zusammenhang mit der Natur nicht im Kinderauge und Herzen geweckt wird, da ist später alle Müh vergeblich, und das, woran der Mensch in Noth und Drangsal des Lebens nachher am sicherſten Trost und Zuspruch finden kann, durch keinen Eifer und kein Gold mehr zu erringen. Sind jedoch Menschennaturen von Anbeginn sehr verschieden, und kann man nur wecken, was schon darin vorhanden ist, nicht selbst hineinlegen, was man möchte. Offenbart sich nämlich dies gerade ganz besonders bei meinen beiden Pflegekindern, da Judica weit weniger Sinn für das wirklich Lebendige, als Eifer hat, aus todten Gegenständen sich ein lebendes Ding zu machen, und am liebsten ihre Puppen in die merkwürdigsten Unterredungen miteinander verwickelt, daß wir oft verwundert dabei sitzen und nicht begreifen, wie das in den Kinderkopf so ganz ohne äußere Anregung hineingekommen ist. Auch sonst ist Judica anders geartet, als das Brüderchen, das der Zufall ihr gegeben, da es schon jetzt nicht zu verkennen, daß sie weit schwieriger zu lenken ist und eigenwilligeren Sinn beweist, als der Knabe. Aber wenn sie ihre goldgelben langen Locken schüttelt — und ihr eigenthümliches, helles Gelächter aufschlägt, das gerade klingt, wie wenn man mit einem Stäbchen an eine Stahlglocke pocht, da ist es fast unmöglich, ihr eine unwillige Miene zu zeigen, und ein Paar Mal, als ich es für meine Pflicht gehalten, es zu thun, traf die Strafe wider meine Absicht Hans fast mehr, als die kleine Unart, da er, wie sie gescholten wurde, ein viel traurigeres Gesicht machte, als Judica selbst.

Eine Sorge, die recht auf mir zu lasten anfängt, ist indeß die für den künftigen Unterricht meines Pflegesohnes. Ich sehe wohl ein, — daß ich ihn nicht allein bis zur Universität heranbilden kann, und möchte ihn doch um keinen Preis aus dem Hause fort auf's Stadtgymnasium schicken, wo er nach dem Tode seiner guten Mutter keinen für die Jugend so nothwendigen Familienanhalt mehr besäße. Will auch meine Sophie gar nichts davon hören, den Jungen fort zu lassen, da sie an beiden Kindern mit gleicher mütterlicher Zärtlichkeit hängt. Nun, ich denke, kommt Zeit, kommt Rath, und einstweilen reichen die Kenntnisse eines alten Landpfarrers wohl noch für den künftigen Herrn Studiosus aus.

Den 14. Juni.

Wie doch die Aufregung über Nacht in die stillsten Erdwinkel hineingerathen kann. Seit vier Tagen kenne ich fast selbst unser friedliches Dorf nicht mehr; — im großen Tanzsaal des Wirthshauses hat sich eine herumziehende Schauspieler-Gesellschaft, eine solche, die man „Meerschweinchen“ heißt, einquartiert und verursacht ein Herbeiströmen der Landbewohner auf zwei und drei Meilen im Umkreis. Ist das den Tag über ein Trompeten und Herumflankiren auf der Landstraße, und die Bauernjungen und Mädel stehen und gaffen die verschabten Ritterkostüme und Trödelvarietäten an und verlottern ihre Zeit und noch manch' Besseres obendrein. Es war mir nicht angenehm, daß der Baron, oder vielmehr der freiherrliche Kammerdiener und Majordomus, der nachgerade

Digitized by Google

Alles im Schloß zu bestimmen scheint, die Erlaubniß zu Vorstellungen in unserem Dorf ertheilt hat, da ich meine, daß die Kunst etwas Hohes und Heiliges ist, wie die Religion, aber, wenn sie in die Hand von Pfuschern geräth, nur dazu dienen kann, das Ideale zu gemeiner Lächerlichkeit und Widersinn herabzuwürdigen. Da sitzen meine Bauern und sperren das Maul auf, wenn solch' ein mit Lumpen und Flittergold behängter König oder Edler mit hochtrabendem Kauderwelsch einherstolzirt, und stellen sich die Welt draußen, vor der sie, so wie so, wenig genug wissen, noch viel wunderlicher vor, als sie wirklich ist. Und die Dirnen kriegen erst recht verrückte Ideen in den Kopf, daß sie Monate lang nachher zu nichts Vernünftigem mehr tauglich sind, und nur davon träumen, sich eben so albern und abgeschmackt herausputzen zu können, wie die ausstaffirten Donna's und Kammerkatzen, die sie in ihrer Einfältigkeit für wahrhaft vornehme Herrschaften halten. Ich bin recht ärgerlich über die ganze Wirthschaft, die nichts Gutes, sondern nur Unkraut in meiner Gemeinde aussäet, an dem ich vielleicht lange wieder auszujäten haben werde.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortsetzung.)

Ein drittes lebendes Bild stellt den mächtigen Samson dar, als die verrätherische Dalila ihr: „Philister über dir!" gerufen. Da die Kraft Jehova's von ihm gewichen, stachen die Philister ihm die Augen aus und fesselten ihn mit ehernen Ketten, was die Gefangennehmung und Fesselung Christi sinnbildlich darstellen soll.

Sobald der Vorhang aufgerollt ist, erblickt man den Oelberg und sieht den Heiland demselben zuwandeln. Er heißt seine Jünger am Eingange des Gartens bleiben und nimmt nur die drei Lieblingsjünger mit sich, zu welchen er die Worte spricht: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod ꝛc. Die drei Jünger sitzen etwas erhöht auf einem Felsen. Christus entfernt sich drei Mal, um zu beten und kommt wieder zu den schlafenden Jüngern zurück, auf seinem Angesichte den blutigen Schweiß.

Ein protestantischer Zuschauer vom Jahre 1850 sagt über die mächtigen Eindrücke dieser Scene: „Alles war über alle Schilderung vortrefflich dargestellt; tiefstes, unauslöschliches Weh senkte sich in der Zuschauer beklommene Brust." Nun folgt noch die Stärkung des Erlösers durch einen Engel, der Kuß des Judas, die Gefangennehmung, die Flucht der Jünger u. s. w. Der Eindruck, den die Vereinsamung des Erlösers und der Abfall auch seiner Liebsten auf die Seele des Zuschauers machen, veranlaßte Devrient zu der Aeußerung: „Diese ungeheuere einsame Größe hat mir erst die Gewalt der dramatischen Kunst, wenn gleich nur in einem Dorf-Schauspiele, vor die Seele gebracht."

Achte Vorstellung.

Der Chor erinnert nochmals an das Leiden des Herrn am Oelberg mit einem kurzen Gesange:

Begonnen ist der Kampf der Schmerzen,
Begonnen in Gethsemani.
O Sünder! nehmet es zu Herzen,
Vergesset diese Scene nie!
ꝛc. ꝛc.

Darauf folgt ein neues alttestamentliches Vorbild. Ahab, der König von Israel, möchte Ramoth besitzen, das dem Könige von Syrien gehört. Seine um den Ausgang des Eroberungs-Zuges befragten Propheten, darunter Sedecias, rathen dem Könige zur Unternehmung, während der nachträglich auf Josaphat's, des Königs von Juda, Rath

Digitized by Google

herbeigerufene Prophet Michäas erklärt: Jehovah habe einen Lügengeist in den Mund der Hof-Propheten gelegt, und der König werde nicht zurückkehren von seinem Zuge. Ueber diese Worte hoch erzürnt schlägt Sedecias den Michäas auf die Wange und fragt: Wo wäre der Geist Jehovah's von mir gewichen? Der Sinn dieses Bildes erinnert deutlich an den Backenstreich, den Christus bei dem Verhöre vor Annas empfing. Der Chor singt:

Wer frei die Wahrheit spricht,
Den schlägt man in's Gesicht.

. . . . . .

Lügner, Heuchler, Schmeichler pflücken
Rosen, Lorbeer ohne Müh';
Nur die Wahrheit muß sich bücken;
Denn die Wahrheit schmeichelt nie.
&c. &c.

Die Scene der Mittelbühne zeigt alsbald den Hohenpriester Annas auf dem Balcon seines Hauses mit einigem Gefolge, die Kunde erwartend, ob der Plan mit Judas gelungen. Erfreut ruft er dem unter den Balcon alsbald erscheinenden Judas zu: sein Name solle für ewige Zeiten in den Jahrbüchern der Juden obenan stehen. Bald aber überkommt Judas die Reue und von fern erschallt schon höhnendes Gelächter. Rechts an der Straße erblickt man die Kriegsknechte mit dem gebundenen Heiland, den sie mit schonungsloser Rohheit vor sich hertreiben. Auf dem etwas beschränkten Balcon hat dieser das erste Verhör zu bestehen, während unten auf der Straße der rasende Pöbelhaufe sich vergrößert und mit schadenfroher Theilnahme den Vorgang oben begleitet. Diese Scene entwickelt sich wieder ganz der evangelischen Erzählung gemäß; auch der Backenstreich von einem rohen Diener des hohen Priesters darf nicht fehlen, während Christus in seiner ganzen Hoheit und Würde erscheint.

Der Schauspiel-Meister Devrient rühmt das sprechende und lebendige Mitspielen des Volkes als ganz vortrefflich. Alles ist voll Bewegung und kein Einziger unter den zahllosen Haufen erscheint als ein bloß müßiger Zuschauer, als Statist. Nach der Abführung des Erlösers hört man die Höhnungen noch hinter der Bühne, während in der Straße rechts Johannes und Petrus, der zaghaft ihrem Meister von fern folgen, traurig herankommen.

Nach dieser Vorstellung und nunmehr *vierstündigem* unausgesetztem Spiele kündigt seit einigen Jahrzehnten der Chorführer eine einstündige Pause an, deren Ablauf wieder durch Böllerschüsse angezeigt wird.

„In dieser Pause," sagt Devrient," „wogt es bunt umher im Dorf und auf der Theaterwiese an den Bier- und Würstel-Buden. Hier und dort steht eine orientalisch costümirte Gestalt schwatzend unter den Bauerntrachten."

Begreiflicher Weise hat der große Künstler manches an dem Spiele zu tadeln; aber dieser Tadel trifft niemals das Spiel selbst, sondern nur Nebensächliches. So fiel ihm die große Zahl von Parallelstellen in Bildern auf, die *seiner* Ansicht nach keine rechte innere Bedeutung haben sollen, weshalb er eine Beschränkung der Bilder wünschte. Durch die vor der Passions-Vorstellung von 1860 erfolgte Revision des Textes wurde alles nach Möglichkeit verbessert, was immer in den öffentlichen Blättern gerügt war.

Lange noch bevor die angekündigten Böllerschüsse fallen, sind all' die Tausende wieder auf ihren Plätzen, was wohl der sprechendste Beweis dafür ist, mit welchem hohen Interesse Jeder der Handlung folgt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 85.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Fortſetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Paſtors Eduard Baumholz.]

Den 20. Juni.

Wenn man ſich, meiſtens zu ſeiner Betrübniß, in Menſchen täuſcht, kommt's doch auch hie und da vor, daß man mit rechter Freude zugibt, ſich durch eine vorgefaßte Meinung ſelbſt geirrt zu haben. Die „Meerſchweinchen“ haben ſich bisher weit geſitteter und vortheilhafter betragen, als ich eben annehmen zu dürfen glaubte, und wenn ſie mit dem Begriff, den man von „Künſtlern zu hegen pflegt, ſelbſtverſtändlich auch nicht viel gemein haben, ſo ſehe ich doch zu meiner Befriedigung, daß die Befürchtungen, die ich auf der letzten Seite ausgeſprochen, übertrieben geweſen. Hätte freilich vorher ebenfalls nicht gedacht, daß ich dies aus eigener Anſchauung wiſſ n würde. Da ich nämlich geſtern Morgen für mehrere Stunden in Amtspflicht vom Hauſe fort war, iſt ein weibliches Mitglied vom Dorftheater gekommen, das einen Zettel brachte und meine Frau, die mit Hans und Judica ſich im Garten befand, einlud, an der Vorſtellung am Abend Theil zu nehmen. Wollte meine Sophie erſtlich durchaus nicht. Dann, aber ſagte ſie, habe die Frau oder das Mädchen ſo rührend gebeten und betont, es werde ihnen ſo ſehr zum Vortheil gereichen, wenn die Paſtorenfamilie einmal einer von ihren Aufführungen beigewohnt, und hätte gar freundlich gefragt, wie die Kleine heiße, und ihr das Haar zärtlich aus dem Geſicht geſtrichen und immer wiederholt: „Nicht wahr, Judica, Du möchteſt das Alles auch gern ſehen? Bitte Mama doch, Judica, daß ſie mit Dir zu uns kommt. Sag' Du es ihr, Judica,“ — daß meine Frau endlich zugeſagt, wenn ich es erlauben würde. Die Frau ſei dann ganz glückſtrahlend fortgegangen. Ich habe aber bedacht, daß, da die Leute ſich bis jetzt ſo ordentlich aufgeführt, es vielleicht eigentlich doch meine Pflicht ſei, ihnen ein Zeichen von Anerkennung dafür zu geben und ſie dergeſtalt zu fernerem guten Betragen anzuſpornen, und habe zu Judica's unausſprechlichem Jubel geſagt, daß wir am Abend ſämmtlich zum Schauſpiel hingehen wollten.

Wie wir noch im hellſten Tageslicht angekommen, iſt ein Stück gegeben worden, deſſen Namen ich nie gehört, das jedoch Aehnlichkeit mit der „Preciosa“ hatte, und auch ſo aus Ritter-, Räuber- und Zigeunerphantaſtik zuſammengeſtückelt war. Der Hauptinhalt beſtand darin, daß eine Mutter, deren Kind in allerfrühеſter Zeit abhanden gekommen, daſſelbe überall ſuchte und es endlich unter den ſeltſamlichſten Umſtänden wieder fand. Es war manchmal außerordentlich komiſch anzuſehen, Alles faſt genau ſo, wie ich es wohl in jungen Jahren als herumſtreifender Student hie und da auf einer Dorfbühne bewundert, und ward es mir ſchon gleich im Beginn ſchwer, das Lachen ſchicklich zu verbeißen, als ein König, deſſen majeſtätiſche Auszeichnung in einem achtzackigen, mit Schaumgold überzogenen Blechreifen und einem ungeheuren, außer Dienſt geſetzten Küraſſier-Säbel beſtand, ſich zu dem ſtolzen Träger einer abgeſchabten, ehemals herrſchaftlichen

Digitized by Google

Bedientenlivrée umdrehend, mit Würde ſagte: „Meine Ritter und Herren, folgt mir in den Krönungsſaal.“ Hans lachte auch vor ſich hin; — die kleine Judica aber ſaß tief ernſthaft mit ineinander gefalteten Händen am äußern Ende des Zuſchauerraumes, der nur durch eine Vorhangdraperie von der Bühne abgetrennt war, — und verwandte kein Auge von dem köſtlichen Vorgang auf den Brettern, die ihr entſchieden nicht die Welt, ſondern den Himmel ſelbſt zu bedeuten ſchienen. Ich betrachtete ſie gerade mit ſtillem Vergnügen, als meine Frau ſo recht nach fraulicher Art mich verſtohlen am Aermel zupfte und flüſterte: „Da iſt ſie,“ um mir mitzutheilen, daß die auftretende Schauſpielerin diejenige ſei, die am Morgen mit der Einladung bei uns geweſen. Ich kann nicht ſagen, daß ich deßhalb meine Augen ſonderlich ſchnell von dem Engelsköpfchen meiner kleinen Judica abwandte, ſondern ich that's erſt, als der erſte Laut aus dem Munde der Theater-Prinzeſſin überraſchend an mein Ohr ſchlug. Das klang ganz anders, als die übrigen Reden, die wir bis jetzt vernommen, und wie ich verwundert aufſah, ſtimmte auch Erſcheinung und Geberde gar auffallend und gegen die Uebrigen abſtechend mit dem Wort überein. War es auf den erſten Blick erſichtlich, daß hier ein Talent, das zu beſſeren Dingen berufen, durch Gott weiß was für Mißgeſchick unter die herumziehende Komödiantenbande verſchlagen worden. Sie konnte nach Allem noch nicht alt, mußte wohl noch in den zwanziger Jahren ſein, aber ihre Züge waren welk und ihre Augen matt, ſo daß man nur, wenn man ſie genau betrachtete, ſich ſagen mußte, daß ſie einmal von wunderbarer, außerordentlicher Schönheit geweſen. War's denn ebenfalls an kleinen Zügen zu erkennen, daß ſie früher daran gewöhnt, vor einem andern Publikum zu ſpielen, wo gefeierte Schauſpielerinnen wohl die üble Weiſe der Nichtachtung der Zuſchauer beſitzen, um mit einer einzigen hochgeſtellten oder ihnen beſonders intereſſanten Perſönlichkeit zu kokettiren, daß ſie die Augen nur zu dieſer aufſchlagen und allein für ſie zu reden und zu lächeln ſcheinen. Alſo war es erſichtlich, daß dieſe in der achtbaren Abſicht, uns ihre Dankbarkeit für die Erfüllung ihrer Bitte zu erkennen zu geben, gewiſſermaßen nur für uns ſpielte und ihre Worte gleichſam an uns richtete, daß meiner Sophie die hellen Thränen in die Augen traten, als ſie in wahrhaft ergreifender und einer großen Künſtlerin würdigen Weiſe den Schmerz über ihr verlorenes Kind ausſprach und allen Segen des Himmels über Diejenigen herabrief, die ſich deſſelben mit Liebe und Erbarmen angenommen haben möchten. Schluchzten auch Alle laut umher, und war es mir ſelbſt, als ob ich nicht eine Komödie, ſondern wirklich ein edles Weib in's Elend und unter zuſammengelaufenes Geſindel verſchlagen ſähe, daß ich ganz hingeriſſen daſaß und völlig auf alles Andere um mich her Acht zu geben vergaß. Da muß es ein wunderbarer Zufall mit ſich führen, daß in dem Augenblick, wo das verlorene Kind auftreten ſoll, Judica, ganz wie finnverloren von all' den Wundern, neugierig durch den an der Seite befindlichen Vorhang, ohne von Jemanden bemerkt zu werden, durchſchlüpft und plötzlich in ihrer Verwirrung an dem fremden Orte geradeswegs auf die Bühne hinauflänft. Es dauerte eine geraume Weile, ehe ich ſelber eine Ahnung davon bekam, denn ich war ganz in dem Anblick der Frau verſunken, — die in der Aufregung des Spiels natürlich vermeinte, es ſei das Kind, das ihr der Rolle gemäß entgegen treten ſolle, und mit einem wahnſinnigen Schrei des Entzückens, wie ich ihn noch nie vernommen, das kleine Mädchen in die Arme ſchloß, vor ihm niederkniete und es mit Küſſen bedeckte. — Währenddeſſen kam die wirkliche kleine Schauſpielerin auf der anderen Seite aus den Couliſſen hervor und blieb verdutzt ſtehen, ohne daß ihre Pſeudo-Mutter ſie wahrnahm, die unſere kleine Judica ganz in ihren Armen begraben hielt, und ſchluchzend regungslos auf dem Boden mit ihr kniete, daß alle Zuſchauer ob dem ſchönen und ergreifenden Bilde laut mit den Händen applaudirten. Hatte indeß einer von den Schauſpielern, der dem Regiſſeur vertreten mochte, mittlerweile doch den Mißgriff bemerkt und rief ihr ein Paar Worte zu, auf welche ſie ſich langſam erhob, wie betäubt um ſich blickte und wie mit ſonderbar bitterem Ausdruck über den irrthümlich angebrachten Beifall auf das andere

Digitized by Google

Kind zuſchwankte. Ich bin, da mir erſt allmählig Alles klar zu werden begann, jetzt ſchnell aufgeſprungen und habe ſelbſt die widerſtrebende Judica, die gar nicht ängſtlich und verwirrt erſchien, von der Bühne zurückgeholt, da es denn ein ſeltener Anblick geweſen ſein mag, einen wirklichen Dorfpaſtoren im ſchwarzen Rock hinter den flackernden Oellampen des Souffleurkaſtens zu gewahren. Der Schreck iſt uns jedoch ſo in die Glieder gefahren, daß wir, ohne das Ende des Stückes abzuwarten, ſogleich nach Hauſe gegangen ſind, wo Judica, die ich zuletzt auf den Arm nehmen mußte, ſehr müde, mit hochglühendem Geſicht angekommen, über Kopfſchmerz klagte — und die ganze Nacht im Fieber und laut vor ſich hin redend, gelegen hat. Es iſt in ſolchen Lagen eine ſchwere Sorge, daß der nächſte Arzt über drei Stunden von uns entfernt iſt, zumal wenn man ſich den Vorwurf machen muß, unvernünftig gehandelt und den Bitten eines Kindes nachgegeben zu haben, wo man dieſelben energiſch hätte abſchlagen ſollen. Man ſoll immer ſo lange wie möglich alles Derartige von einer jungen Phantaſie fern halten, da man nie wiſſen kann, welchen Eindruck und welche Folgen es für ein von Natur ſchon ſo leicht erregbares Gemüth, wie Judica's vorzüglich, nach ſich zu ziehen vermag. Jedes gute Schauſpiel ſoll eine Lehre in ſich bergen; an dieſe hat der Autor allerdings ſchwerlich gedacht, ich will ſie aber darum nicht weniger treu für die Zukunft beherzigen.

* * *

Wie ich aus der Frühpredigt zurückgekommen, fand ich die Schauſpielerin vom geſtrigen Abend in unſerem Hauſe, die gekommen, um ſich nach dem Befinden Judica's zu erkundigen, und ſehr um Entſchuldigung bat, daß ſie in ihrer Verblendung ja eigentlich ſelbſt der Anlaß zu der Beſtürzung und dem daraus entſprungenen Unwohlſein des Kindes geweſen. Sah man da im Tageslicht und durch die Sprache des gewöhnlichen Lebens noch mehr, als auf der Bühne, daß ein gutes und feines Herz hinter der ärmlichen Kleidung, welche ſie heut trug, verborgen ſitzt, und verſtattete ich ihr deßhalb auch gern, in das Schlafzimmer, wo Judica's Bett ſtand, zu gehen und ſelbſt nach ihr zu ſehen. Das Kind war viel ſtiller geworden, als in der Nacht, was ich für ein gutes Zeichen hielt; allein die Fremde betrachtete es lang und aufmerkſam, mit verhaltenem Athem, fühlte ſeine Stirn und Lippen und fragte haſtig, ob kein Arzt im Dorfe ſei. — Da ich ihr indeß erwiderte, daß der nächſte drei Stunden entfernt wohne, und daß ich Judica's Zuſtand nicht derartig halte, um ſo weit nach ihm zu ſchicken, ſchüttelte ſie mit einem Seufzer den Kopf und fragte, ob ich erlaube, daß ſie am Abend noch einmal wiederkomme und einen Heiltrank mitbringe, von dem ſie wiſſe, daß er ſich in vielen ähnlichen Fällen vortrefflich bewährt. Als ein abgeſagter Feind von aller Quackſalberei und allen Weibermittelchen, bejahte ich das Letztere nicht gerade, ſtellte es ihr aber gern frei, wieder nach dem Kinde, an deſſen Erkrankung ſie übrigens nicht die mindeſte Schuld trage, zu ſehen; ſie ging dankend fort, iſt indeß bis jetzt, — wo die Sonne gerade am Horizont ſteht, nicht zurückgekehrt, ſo daß ſie doch wohl die Ungläubigkeit, welche mein Geſicht in Bezug auf ihren Heiltrank durchblicken ließ, übel genommen und nicht wieder kommt. (Fortſ. folgt.)

Das Paſſions-Spiel in Ober-Ammergau.

Neunte Vorſtellung.

Das erſte uns vorgeſtellte Bild zeigt die Königin Jezabel, die, um ihren Gemahle den Weinberg des edeln Naboth zu verſchaffen, angeblich im Namen des Königs an die Aelteſten der Stadt den Auftrag ertheilte, böſe Menſchen zu dingen, die wider Naboth zeugen ſollten, daß er Gott und den König geläſtert, auf daß man ihn zum Tode verurtheilen

Digitized by Google

und steinigen könne. Naboth erscheint knieend auf dem Bilde, das falsche Zeugniß wird wider ihn geredet und als ihn die Königin zur Steinigung verdammt hat, hebt das Volk ringsum Steine auf, um das Urtheil zu vollziehen.

Das zweite Vorbild ist der fromme Dulder Job, wie er von seinem Weibe beschimpft und von seinen Freunden frevelntlich verurtheilt wird. In einem Hofe sitzt der Dulder, mit Geschwüren bedeckt, auf dem Strohhaufen, während der Chor singt:

Seht! welch' ein Mensch! Ach! ein Gerippe,
Ein Graus, ein Ekel der Natur.
Wie windet sich um Wang' und Lippe
Ein ausgedörrtes Häutchen nur!

Die Mittelbühne zeigt das Verhör Christi vor Kaiphas, die gegen ihn auftretenden falschen Zeugen, die in jüdischer Rechthaberei in heftigen Zorn gegen einander gerathen und sich widersprechen. Unbeschreiblich rührend ist die schweigende Hoheit und Würde des Menschensohnes. Später wird Christus in die Halle des hohen Gerichts abgeführt, wo Mägde Feuer anzünden und sich einander im Spotte gegen den Heiland mit den Kriegsknechten überbieten. Scheu nahen Johannes und Petrus. Jener tritt durch die Gitterthüre ein, ängstlich die Umstehenden musternd, während Petrus unschlüssig vor der Thüre bleibt, bis Johannes auch ihm Einlaß erwirkt, um zu seiner Schmach den Herrn zu verleugnen. Auf einen zweimaligen lauten Hahnenschrei folgt die zweimalige Verleugnung. Bald jedoch ergreift den Apostel die Reue, und er bittet unter Thränen, in knieender Stellung, den Meister um Vergebung. Darauf entfernt er sich mit Johannes. Am Schlusse dieser Vorstellung erscheint der von seinem Gewissen gefolterte Judas. In wilder Seelenangst ruft er aus: „Wehe mir, ich will im Hause des Kaiphas dem Ausgange nachforschen. Verflucht sei der Schritt, den ich gewagt; ich hab' unschuldiges Blut verrathen!"

Zehnte Vorstellung.

Das folgende Bild stellt in Hinweisung auf des Judas Selbstmord den meineidigen Achitophel vor, der, nachdem er Absolon zur Empörung wider seinen Vater David verführt, von diesem verfolgt wird und sich in seinem Hause voll Verzweiflung erhenkt. — Bei der Aufführung der Passion im Jahre 1860 wurde jedoch dieses Bild durch den fliehenden Kain ersetzt, was auch in diesem Jahre geschehen wird. Von der Blutschuld des Brudermordes beladen, erblickt man Kain in einer wüsten Gegend, verstörten Angesichts, umherirren, während im Hintergrunde der Rauchaltar Abel's sichtbar wird.

Christus tritt nun im frühern Aufzuge wieder auf die Mittelbühne; der hohe Rath erklärt ihn des Todes schuldig. Judas findet kein Gehör bei den Rathsherren. Nach mancherlei verzweiflungsvollen Ausrufen schleudert er den Säckel mit den 30 Silberlingen den Priestern und Schriftgelehrten vor die Füße und flieht wild hinaus. Bald darauf erscheint ein Garten mit Bäumen, in dessen Mitte ein ziemlich hoher Baum mit vielen Aesten, aber spärlichem Laube steht. Judas naht, — nachdem er wie wahnsinnig in der Gegend von Jerusalem umhergeirrt. Er spricht verzweiflungsvolle Worte, reißt sich den Gürtel vom Leibe, erklettert mit der höchsten Energie der Leidenschaft im Nu den Baum in der Mitte, wo er hastig die ihn hindernden Aeste abbricht, bis er denjenigen erreicht, an welchem er den Gürtel mit Sicherheit festknüpfen kann. Rasch schlingt er das andere Ende des Gürtels sich um den Hals, und in dem Augenblicke, wo er seine Füße vom untern Aste weggleiten läßt, verbirgt uns der herabfallende Vorhang den Anblick des Selbstmörders. „Diese ganze Scene fällt mit der Wucht entsetzlicher Naturwahrheit dem Zuschauer auf's Herz: Der grelle Schrei der Verzweiflung zerreißt das theilnehmende Ohr, — und doch erhebt über allen Jammer die beruhigende Gewißheit einer ewigen Vergeltung." (Forts. folgt.)

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 86.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 26. Juni.

Wir haben bange Tage und Nächte Judica's wegen gehabt. Sie begann mit dem Einbruch der Sonntagsnacht wieder zu fiebern, so daß wir an ihrem Bett wachten. Da ward noch um Mitternacht an unsere Hausthür geklopft, und die Fremde kam, aufgeregt und erhitzt, mit ihrer Medizin. Sie sagte, sie habe spielen müssen und nicht eher kommen können, und ihre Hand zitterte heftig, als sie sorgsam ein halbes Dutzend brauner Tropfen aus einem Fläschchen in einen Theelöffel abzählte und sie dem Kinde reichte, das dieselben mit den vertrockneten Lippen mechanisch hastig einschlürfte. Ich wollte es anfänglich nicht zugeben, allein die Schauspielerin bat mich so flehentlich und betheuerte mit einer gewissen überwältigenden Feierlichkeit, die Medicin werde der Kranken wohlthun, daß ich in meiner eigenen Rathlosigkeit endlich die Einwilligung ertheilte. Sie zeigte sich überhaupt ungleich erfahrener, als meine Frau und ich, die wir uns Beide noch nie in solcher Lage befunden, so daß wir uns bald ganz von ihr lenken und schließlich gar zu Bett schicken ließen, da sie behauptete, daß wir der Ruhe bedürften und sie bei der Kleinen wachen wolle. — Der Kopf wird Einem zuletzt ganz wirr bei derartigen Dingen, daß man froh ist, wenn nur Jemand mit Entschiedenheit eingreift, und sich willig leiten läßt. So legten wir uns im Nebenzimmer angekleidet auf's Bett, — und die seltsame Wärterin blieb an der Wiege sitzen und sang unermüdlich mit leiser, trauriger Stimme das kranke Kind und uns selbst in Schlaf.

Am andern Morgen schienen die Tropfen wirklich auf einige Besserung hingewirkt zu haben, und sie ging mit der Bemerkung, daß sie beschäftigt sei, fort. Allein als ob sie eine Pflicht zu erfüllen habe, kam sie am späten Nachmittag, wiederum ihrem Aussehen nach sehr erschöpft, zurück und brachte ein anderes Fläschchen, aus dem sie dem Kinde einflößte. Die Dauer des Unwohlseins beunruhigte mich jetzt doch allmählig dergestalt, daß ich meine Absicht, noch am Abend zum Arzt zu schicken, kund that; aber die Fremde versicherte mir so bestimmt, es sei keine Gefahr vorhanden, wenn wir ihr nur Folge leisteten, und bat, ich möge Judica ihr nur ganz überlassen, daß ich Alles that, was sie begehrte. Sie wachte die Nacht hindurch an dem Bett des Kindes, wie in der vorigen, und verschwand den Tag über, wie am Morgen zuvor, um getreulich mit der sinkenden Sonne wiederzukehren.

So ist es drei Tage, bis gestern Abend, gegangen, an dem die Fremde nicht mehr gekommen. Judica ist, Dank ihrer Sorgfalt, heut schon wieder völlig munter gewesen, und hat mit ihren Puppen Komödie gespielt, wobei sie zu unserem Erstaunen die Reden, die sie vor ihrer Krankheit auf dem Dorftheater vernommen, zum Theil Wort für Wort

Digitized by Google

wiederholte. Ihr Gedächtniß für ſolche Dinge iſt erſtaunlich; faſt mehr indeß habe ich mich noch über Hans gewundert, deſſen Kindergeſicht während des ganzen Verlaufs immer wie in ängſtliches Nachſinnen vertieft war. Ich traf ihn eines Vormittags in meiner Bibliothek, wo er ein altes mediciniſches Werk ausfindig gemacht, über das er ernſthaft herabgebückt ſaß und auf meine Frage, was er treibe, mit Thränen in den Augen antwortete, er wolle Arzt werden, um ſeinem Schweſterchen ſpäter und immer, wenn es krank ſei, helfen zu können. Nun iſt er der fröhlichſte im ganzen Hauſe, und faſt gegen ſeine Natur ausgelaſſen, da Judica ihn wieder anlächelt.

Meine Frau und ich aber befinden uns in nicht geringer Verlegenheit, auf welche Weiſe wir der Wildfremden, die für unſer Kind eine ſo große Aufopferung bewieſen, unſeren Dank ausdrücken ſollen, da es mir gleich ſehr widerſtrebt, ihr irgend welchen Lohn dafür anzubieten, als ſie in ihrer jedenfalls beſchränkten Lage und, zumal da ſie Judica's wegen erſichtlich an mehreren Abenden ihren Beruf verſäumt hat, mit einem bloßen herzlichen „Vergelt's Gott!“ weiter ziehen zu laſſen.

Den 27. Juni.

Es kommen doch merkwürdige, unbegreifliche Dinge im ſtillſten Leben vor. Die Schauſpieler-Geſellſchaft und Judica's Wohlthäterin ſind ſeit geſtern plötzlich und ohne ſich einmal bei uns blicken zu laſſen, aus dem Dorf verſchwunden. Der Befehl iſt unerwartet vom Schloß gekommen, wie Einige ſagen, weil die Frau Baronin geäußert, ſie befürchte, die Moral ihres Söhnleins könne durch den Aufenthalt der Theaterheldinnen im Dorf leiden. Es muß nicht gar viel daran zu verderben ſein, wenn man Anlaß zu haben glaubt, über einen kaum zwölfjährigen Buben derlei Bedenken zu hegen. Andere behaupten freilich, es habe ſich am letzten Spielabende, — wo die Herrſchaft ſelbſt das Theater beſucht, etwas ereignet, das mir aber doch faſt gar zu unglaublich klingt, da die Frau Baronin beim Fortgehen einer von den Schauſpielerinnen vor der Thür, wie erzählt wird, aus Eiferſucht in's Geſicht geſpieen, und der Kammerdiener, der ſie begleitet, ihr Schimpfnamen zugeworfen haben ſoll, daß ſie laut ſchluchzend in die Finſterniß hinausgelaufen ſei. Wie dem ſein mag, die Geſellſchaft iſt am Morgen darauf in aller Frühe fortgezogen und Niemand weiß, wo ſie geblieben.

Iſt's mir doch beſtimmt geweſen, heute Dinge zu vernehmen, die mich noch ſonderbarer berührt haben. Da ich um Mittag zufällig den Wagen unſeres Arztes aus dem Städtchen durch's Dorf fahren ſah, rief ich ihn an und bat ihn, einen Augenblick bei uns abzuſteigen. Ich erzählte ihm da von Judica's Krankheit und wußte nicht, weßhalb er ein immer verwunderteres Geſicht dazu machte, bis er endlich fragte, ob ich denn nichts davon erfahren, daß er es ſei, der die Kleine aus der Ferne behandelt habe. Kam da allerdings die Reihe des Verwunderns an mich, wie er mittheilte, daß jeden Tag eine angeſtrengt ausſehende Frau oder Mädchen bei ihm in der Stadt geweſen und ihm den Zuſtand ihres kranken Kindes ganz deutlich und bis in die kleinſten Details geſchildert habe, daß er vollkommen im Stande geweſen, daraufhin die Behandlung anzuordnen und Medizin zu verſchreiben, weil er, gerade außerordentlich in Anſpruch genommen, doch bei der Entfernung, die ſie auf fünf Stunden angegeben, — perſönlich nicht hätte kommen können. Iſt ein weiblich Herz doch eine wunderſame, unenträthſelbare Schöpfung, und wußte weder der Doktor, dem ich nun Alles vom Beginn berichtete, noch ich, was wir dazu ſagen ſollten. Nicht einmal den Namen der Fremden haben wir erfahren, denn als ich ſie eines Abends darum befragte, zögerte ſie ſichtlich mit der Antwort und ſagte endlich: „Heißen Sie mich Cöleſtine, wenn Sie mich rufen wollen.“ Es mag wohl ein, daß ſie, wie manche, die in den Schauſpielerſtand treten, ihren Familiennamen gern verſchweigt, weil ſie fürchtet, daß ſie denſelben Unehre machen könne. Hätte ſie aber wirklich nicht nöthig gehabt, da ſie an uns in Wahrheit wie eine Cöleſtine, d. h. wie ſeine Seraphim des Himmels, gehandelt hat, und wir ihren Namen und ihr Gedächtniß

Digitized by Google

in Ehren halten werden bis an's Ende. Ich hoffe indeß, es wird uns noch einmal im Leben vergönnt sein, sie wieder zu sehen, um ihr unseren Dank kund zu geben, und der Doktor hat mir versprochen, auf seinen Rundfahrten in der Gegend Erkundigungen einzuziehen, wohin die Gesellschaft gegangen sein mag.

Den 4. Juli.

Erhalte eben einen Brief mit dem Poststempel der Hauptstadt, — darin steht nichts, als:

„Bitte, forschen Sie nicht nach mir. Ich bin nicht wieder gekommen, da Ihr Pflegekind meiner nicht mehr bedurfte. Wenn Sie sich darüber gewundert haben sollten, daß eine Fremde sich in Ihr Haus eingedrängt und die Rechte der Mutter in Anspruch genommen, so bedenken Sie, daß die Krankheit durch mein Verschulden hervorgerufen, daß ich eine Pflicht zu erfüllen hatte, und daß Sie unendlich viel mehr gethan, als Sie aus Menschenliebe ein fremdes Kind an Tochterstatt in Ihrem Hause und Ihrem Herzen adoptirt. Man gewinnt aber ein Kind lieb, wenn man Nachts allein an seinem Bettchen sitzt und auf seinen Athem lauscht; darum, wenn Sie mich glücklich machen und mir Dank abtragen wollen, lassen Sie mich von Zeit zu Zeit hören, wie es Judica geht. Cölestine.

Der Brief ist so unleserlich und so unorthographisch mit schlechter Handschrift verfaßt, daß ich gar nicht begreife, wie die Fremde, die so gut und klangreich sprach, und von der Bühne eine so mächtige Wirkung inmitten ihrer verkommenen Umgebung ausübte, mit der Feder nur so gar erbärmlich umzugehen vermag. Ich freue mich indessen, ihr unsere Dankbarkeit doch in Etwas, wenn auch auf diese seltsame Art, beweisen zu können, und will es mir zur Regel machen, ihr unter der angegebenen fremden Adresse ab und zu eine freundliche Erinnerung von uns zukommen zu lassen. Werde jetzt doch versuchen, ob ich mich ihr nicht mit einer kleinen Geldunterstützung zu bestimmten Terminen hülfreich erzeigen kann, und morgen die erste Sendung in Judica's Namen in die Residenz abgehen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

Elfte und zwölfte Vorstellung.

Ein weniger deutliches Vorbild erblickt jetzt das Auge; es stellt die Landvögte des Königs Darius dar, wie sie in den König bringen, den Daniel in die Löwengrube einzuschließen, weil er, dem Gesetze zuwider, vor seinem Gotte gebetet und gefleht. Der Chorgesang verdeutlicht die Beziehung des Vorbildes auf Christus, der, wie Daniel zu Babylon, vom Gesetze zum Tode verdammt wird, weil er den großen Baal und den Drachen erschlagen, und den Haß der Priester erregt hat. Christus erscheint nochmals vor dem hohen Rathe, wo Kaiphas sein Gewand zerreißt; und wird als Gotteslästerer zu Pilatus abgeführt, der nach mehrfachen Verhören Christi Unschuld erkennt, während die Menge seinen Tod verlangt. Nun beginnt das Hinsenden Christi von einer Autorität zur andern.

In der zwölften Vorstellung geht der Ankunft Christi bei Herodes ein lebendes Bild voran, in welchem des Königs David Abgesandte an den König Hanon von Syrien, die denselben über seines Vaters Tod trösten sollten, von Hanon dadurch beschimpft werden, daß er ihnen den Bart halb abscheeren und die Kleider zur Hälfte abschneiden läßt, womit offenbar die Beschimpfungen Christi am Hoflager des Herodes angedeutet werden sollen. Der Chorgesang hebt diese Beziehungen hervor. In der Pracht und Ueppigkeit

Digitized by Google

eines Sardanapal erscheint der gekrönte Lüstling Herodes, von seinem Hofgefolge umgeben, in der Mitte des Hintergrundes auf erhöhtem goldenen Armstuhle sitzend. Er trägt ein gelbes Sammetkleid mit silbernem und schwarzem Besatze; — sein Haupt deckt ein reicher Turban, und um ihn her stehen vornehme Priester und Krieger. Nach mancherlei Verhöhnungen des Herrn vor dem Tetrarchen, der ihn für einen überspannten Menschen hält, statt für eine staatsgefährliche Person, wird ein Rohrscepter und ein Spottmantel für ihn herbeigebracht und er nun in diesem Anzuge an den Pilatus zurückgeschickt. — Unter dem Rufe: Er sterbe! Er sterbe! geht der Zug ab.

Dreizehnte Vorstellung.

Sie beginnt mit zwei schönen lebenden Bildern. Im ersten erscheinen Joseph's Brüder mit dessen blutbeflecktem Rocke vor dem jammernden Vater Jakob, dem sie das Märchen vom Tode des Bruders erzählen. Die Hände ringend ruft der tief gebeugte Patriarch durch das Organ des Chores aus:

Wo ist mein Joseph, meine Wonne,
An dessen Aug' mein Auge ruht?
An diesem Rocke hängt das Blut,
Das Blut von Joseph meinem Sohne.

Das zweite Bild zeigt links den Altar, auf welchem Isaak geopfert werden sollte. Der Knabe kniet bereits auf demselben, während Vater Abraham zur Seite vor dem im Dornstrauche verwickelten Widder steht und das Thier mit den Händen fest an den Hörnern hält. Das erste Bild deutet Christi Geißelung an, das zweite seine Dornenkrönung.

Inzwischen ist Christus, von Priestern und fanatisirten Pöbelhaufen begleitet, vor Pilatus erschienen, der zwar bei seiner Ehre versichert, kein Verbrechen an ihm zu finden, aber doch mehr und mehr in die feigen Seelen eigene Zweizüngigkeit verfällt. Er meint das Volk werde, wenn es den Gehaßten, aber in seinen eigenen Augen Schuldlosen eine Weile gequält und gedemüthigt sehe, von seinem weitern Verlangen abstehen. Die von Pilatus anbefohlene Geißelung erfolgt seit mehrern Jahrdekaden hinter der Scene. Man hört vor dem Aufziehen des Vorhanges das Toben und Spotten der Knechte wie die klatschenden Schläge; einige linde Geißelstreiche fallen noch, während der Vorhang der Mittelbühne in die Höhe geht. Nur mit dem Hüfttuche bekleidet, steht Christus alsdann, mit Blut übergossen, an der Marterſäule und bricht da zusammen. Die Kriegsknechte reißen ihn wieder empor und drücken ihn auf einen Schemel nieder unter den höhnenden Worten: „Setze dich, ein König soll nicht stehen.“ Die Dornenkrone wird herbeigebracht, dem Heiland auf's Haupt gesetzt und von vier Kerlen mit Stäben gewaltsam festgedrückt, daß die Blutstropfen herabrinnen. — Nach allgemeinem Urtheile eine für die Zuschauer Entsetzen erregende Scene.

(Fortsetzung folgt.)

(Aus dem Leben.) Gauner: „Du, Hannes, was kostet Dein neuer Hut?“ — Hannes: „Das kann ich Dir nicht genau sagen; es war gerade Niemand im Laden, wie ich ihn kaufte.“

Räthsel.

Vergebens rufst beim Ganzen Du
Den letzten zwei die erste zu.

(Variation von Ludwig Haustetter.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 87.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 1. Januar 1845.

Die Jahre rollen ab, ehe man es denkt, und der Zeitpunkt, von dem man gemeint, er liege noch in unberechenbarer Ferne vor uns, ist plötzlich da und blickt Einem unvorbereitet in's Gesicht. Ich fühle, daß es mit Hans' Unterricht so nicht mehr fortgehen kann, daß eine gewisse Methode darin mangelt, welche den festen Grund für den späteren eigenen Aufbau des gewählten Lebensberufes legen muß. Meine Sophie und ich sind lange zu Rathe gegangen, wie wir das Ding angreifen sollten; endlich haben wir uns, freilich nicht mit ganz leichtem Herzen, entschlossen, in Gottes Namen mit dem Einfachsten und Nächstliegenden einen Versuch zu machen, und ich bin auf's Schloß gewandert und habe mit dem Baron Hochfeß darüber konferirt, ob Hans nicht für ein von mir zu entrichtendes Extrahonorar an den Lectionen seines Stiefsohnes theilnehmen könne. Hab' ich mich aber doch schier erschreckt bei dem Anblick des Barons, den ich wohl seit fast zwei Jahren nicht gesehen und der nun plötzlich wie um eben so viel Jahrzehente gealtert, mit trüben Augen und beinahe ergrautem Haar vor mir stand. Er deutete auf seine Kehle und sprach heiser und unartikulirt, war jedoch gleich zuvorkommend bereit, auf mein Ansinnen einzugehen, und drückte den Wunsch aus, daß ich doch meine bisherige Zurückhaltung aufgeben und ihn öfter aufsuchen möge. Das versprach ich ihm, und somit wird Hans mit dem Sommer seinen neuen Unterricht beginnen. Ich werde meine Zeit dafür desto mehr Judica zuwenden können, der eine ernsthaftere Inanspruchnahme ebenfalls im höchsten Grade noth thut. Sie wird neun Jahre alt und macht sich in ihrer Freiheit an allerhand Dinge, die weder für ihr Alter noch ihre ganze Zukunft geeignet sind. Neulich betraf ich sie auf dem Trockenboden, daß sie sich heimlich einen Band meiner Shakespeare-Uebersetzung vom Büchergestell geholt und sich droben eine Ecke mit ein Paar alten Teppichen und Decken ausstaffirt hatte, — in der sie saß und mit glühendem Gesicht aus dem Buche laut deklamirte. Das sind Kindereien, die ich ihr, wenn ich sie noch einmal dabei antreffe, mit Strenge verbieten werde. Weiß der Himmel, wie das Mädchen darauf geräth, und alle Spiele und Erholungen, an denen doch Kinder in dem Alter sonst ihre Freude zu haben pflegen, darüber verabsäumt. Sie ist in dem letzten Jahre stark gewachsen, und zum Kummer meiner Sophie bei Weitem nicht so schön und lieblich mehr, wie sie als kleines Kind war. Ich denke indeß, wenn nur ein braves und tüchtiges Mädchen aus ihr wird, so ist's besser, daß sie die Schönheit entbehrt, als wenn es umgekehrt wäre. Und dafür bin ich allein verantwortlich und werde ich, soll' es nicht anders gehen, mit Härte sogar zu sorgen wissen.

Digitized by Google

Den 1. Januar 1846.

Es ist mit Hans' Unterricht besser gegangen, als ich anfänglich zu hoffen wagte. Der jetzige Lehrer auf dem Schloß ist ein feingebildeter und verständiger Mann, und sucht den Altersunterschied zwischen seinen beiden Zöglingen möglichst zu berücksichtigen; er sagte mir indeß vor einigen Wochen, daß Hans in den meisten Dingen fast eben so weit sei, als sein vier Jahre älterer Gefährte. Auch war er sonst mit meinem guten Jungen sehr zufrieden, da derselbe allzeit freundlich und bescheiden sei, sich dabei aber, was ihm besonders gefalle, von dem jungen Baron durchaus nichts bieten lasse, so daß dieser, der sich sonst gegen alle Knaben seines Alters, wie sogar gegen Erwachsene, oft übermüthig und hochfahrend betrage, vor Hans einen gewissen Respekt besitze und ihm nicht leicht zu nahe trete. Sieht Hans mit seinen breiten Schultern und kräftigen Gliedern aber auch fast eben so alt, als der hagere und schmächtige Albert aus, der von seiner Mutter verhätschelt und ängstlich vor jedem Luftzug behütet wird, während Hans sich im Sommer und Winter in gleichem Anzuge herumtummelt, und in seinem Leben bis jetzt weder Husten noch Schnupfen gekannt hat.

Von Cölestine erhalte ich auf die kleinen Geldunterstützungen, die ich fortsetzte, immer eine prompte Antwort. Meine Frau glaubte im Anfang, sie werde zu stolz sein, sie anzunehmen; allein sie dankt jedesmal in der Kürze auf's Herzlichste, und zeichnet einen Kuß für Judica daneben. Kann doch eine Schauspielerin eine gar treue Seele sein.

Den 1. Januar 1848.

Zwei stille Jahre zwischen der letzten Zeile und dieser. Es ist zweimal Sommer und zweimal Winter gewesen, und unser Kopfmaß am Thürpfosten weist nach, daß Hans um drei Zoll, Judica fast um einen Kopf größer geworden. Ich hoffe, daß sie innerlich auch so gewachsen sind; wenn man Jemanden täglich um sich hat, springen weder körperliche noch geistige Veränderungen sehr in die Augen. Hans trägt seine alte Kinderidee jetzt ernsthaft im Kopf herum und ist entschlossen, Arzt zu werden. Er hat Recht, es ist der beste Beruf, den heut zu Tage ein tüchtiger Mensch wählen kann, d. h. wenn es ihm Ernst um die Wissenschaft ist und er einen anderen edleren Zweck vor Augen hegt, als seinen Kranken gedankenlos Recepte zu verschreiben und die Sporteln dafür mit dem Apotheker zu theilen. Es mag wohl sein, daß der Doctor Fabri aus der Stadt dabei auf Hans Einfluß gehabt, da er in letzter Zeit öfter bei uns vorgesprochen — und sich freundlich und angelegentlich mit ihm über die Wahl seines Studiums unterhalten. Der Doctor kommt jetzt nämlich regelmäßig zwei Mal in der Woche auf's Schloß, weil der Baron entschieden kränkelt und sich schon seit geraumer Zeit gar nicht mehr zu erholen vermag. Da scheint der noch junge, äußerst gebildete und liebenswürdige Mann gern auf ein Stündchen bei uns einzukehren, bleibt auch wohl, wenn seine Zeit es ihm einmal verstattet, als Abendgast. Der Lehrer vom Schloß kommt ebenfalls nicht selten, und hie und da noch dieses und jenes jüngere Element aus der Umgegend, so daß es oft gar lebendig in unserem Hause jetzt zugeht, und ich kaum begreife, was die Jugend an uns findet, daß sie, anstatt den Vergnügungen ihres Alters nachzugehen, lustig oder ernsthaft mit einer Pastorenfamilie plaudert — oder diese selbst wie Kinder mit den Kindern im Garten Scherz und Spiele betreibt. Habe ich jedoch meine besondere Freude daran, da ich stets dafür gehalten, daß das Haus ein gutes und gottgefälliges sei, in welchem die Jugend sich fröhlich und glücklich fühlt. Fällt allerdings hie und da, und leider öfter als ich wünsche, ein ernsthaftes Wort dazwischen, das ich mit Judica reden muß, bei der immer stärker ein phantastischer Sinn und ein Hang zum Abenteuerlichen zum Vorschein kommt, der sich für ein Mädchen ihres Standes, wie überhaupt für eine heranreifende Jungfrau, nicht ziemt. Ich bereue es gar oft im Stillen, daß ich sie damals, vor nun schon über fünf Jahren, in die unglückselige Dorfkomödie mitgenommen, denn es ist mir immer, als ob durch sie dieses wunderliche Wesen in dem Kinde, wenn nicht geweckt, doch

Digitized by Google

recht eigentlich genährt worden sei. Blättere da in meinem Tagebuche und sehe, daß ich an dem Sonntage, an welchem Judica zu uns gekommen, geschrieben, daß man von solch' einer fremden Kinderseele nie wisse, welchem Keim sie entstamme und welche Frucht sie zeitigen werde. Daran muß ich oftmals denken, weil es gar zu ersichtlich ist, daß alle Erziehung gegen die Art, die ursprünglich in einen Menschen gelegt worden, nur wenig auszurichten im Stande ist. Judica hält sich übrigens noch immer für unsere Tochter, und ich habe von Anfang an den Entschluß gefaßt, sie, bis sie erwachsen, bei diesem Glauben zu belassen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

Vierzehnte Vorstellung.

Nach dem eben Erlebten gewährt das nun vorgeführte lebende Bild dem Zuschauer eine wahre Labung für Auge und Herz. Dasselbe stellt die fürstliche Erhöhung Josephs im Aegypterlande dar. Der schöne Günstling Pharao's steht in prächtigen Gewändern, eine goldene Kette um den Hals, frei auf einem von Schimmeln gezogenen Triumphwagen, und hält den Scepter in der Hand, während zwei zur Seite des Wagens gehende Sklaven mit Fächern den Sonnenstrahlen wehren. Voran schreitet der Herold, und Gruppen jubelnden Volkes, worunter zahlreiche Kinder, begleiten den Zug. Der Text des Chorliedes bezieht sich abwechselnd auf Joseph und Jesus.

Ein zweites Bild stellt die Erfüllung der Vorschrift Jehovah's dar, welche befohlen hatte, Aaron solle zwei Böcke nehmen und über dieselben zwei Loose in die Urne werfen — eins für Jehovah und eins für Azazel. Wir erblicken einen Altar, vor welchem Moses im Gebete kniet; seitwärts liegt der von Aaron geschlachtete blutende Bock, rings umstanden von dem Volke. Der Chorgesang deutet treffend dieses Bild auf Jesus:

Ich höre schon ein Mordgeschrei:
Volk: Barabas sei
Von Banden frei
Chor: Nein! Jesus sei
Von Banden frei!
2c. 2c.

Die nun mit dem Erlöser sich entwickelnde höchst bewegte Scene schildert der begeisterte Devrient also: „Der Aufruhr, den jetzt die Priester zur Erlangung eines Todesurtheils im Volke erregen, erhält durch die Benutzung aller Bühnenräume ungemeine Lebendigkeit. In den Seitenstraßen beginnt er, schwillt in der Mittelbühne immer tumultuarischer an und stürmt dann heraus, die ganze Vorderbühne einnehmend. Pilatus mit seinem Gefolge auf dem Balcon, in funkelnden römischen Trachten, läßt den Barabas herbeibringen, und dasselbe Volk, das wir beim Einzuge Christi Hosiannah rufen hörten, schreit jetzt daß der Mörder Barabas freigegeben, Jesus gekreuzigt werden solle. — Es ist nicht zu sagen, welch einen tiefen Eindruck das sichtbare Miterleben dieser Vorgänge macht. Der Spruch, der einen der wichtigsten Grundsätze für das Drama abgibt: „Was die Augen sehen, glaubt das Herz", bewährt sich hier in vollster Bedeutung . . . Die letzten Leidensscenen vollenden den tiefen Eindruck und bieten sogar Momente von der größten künstlerischen Schönheit dar."

Pilatus gibt sich vergebliche Mühe, Jesum zu retten; das Volk verlangt mit immer größerem Ungestüm die Freigebung des Barabas. Dieser selbst erscheint als eine scheußliche verruchte Gestalt, ein ergrauter Bösewicht mit einem von der Sünde gebrandmarkten Antlitze, dessen bloßer Anblick schon den todeswürdigen Verbrecher erkennen läßt. Sobald das Volk seine Losgebung erfährt, zieht es unter dem Rufe: „Es lebe unser

Digitized by Google

Statthalter Pontius Pilatus!“ von der Bühne ab. [Bei der letzten Darstellung der Passion 1860 erschien Christus nur ein Mal zum Verhör bei Pilatus, indem man ihm das, was nach der evangelischen Erzählung beim zweiten Verhöre gesprochen wird, bei dem einzigen Verhöre mit in den Mund legt, was auch dieses Jahr wieder geschehen wird, um das mehrmalige Auftreten der Priester zu verhüten. Devrient hatte 1850 diesen Wunsch ausgesprochen.]

Fünfzehnte Vorstellung.

Auf dem Proscenium der Bühne erscheinen nach einander drei lebende Bilder. Im ersten schreitet der zum Opfer bestimmte Knabe Isaak mit dem Holze, auf welchem er verbrannt werden soll, an der Hand seines alten Vaters den Berg hinan, während die Genien singen:

Wie das Opferholz getragen
Isaak selbst auf Moria,
Wanket mit dem Kreuz beladen,
Jesus hin nach Golgatha.

Das zweite Bild veranschaulicht die von Moses in der Wüste errichtete ehrene Schlange.

Im dritten Bilde erblickt man abermals die auf einem Querholze erhöhte Schlange während der unweit davon stehende Moses auf dieselbe hinzeigt. Neben ihm steht Aaron und viel Volk schaut stehend und knieend zu seiner Rettung nach dem ehernen Zeichen empor; viele von der Schlange Gebissene aber liegen in ihrem Schmerze am Boden.

Alsbald sieht man den Zug mit dem kreuztragenden Christus die Straße rechts sich langsam herabbewegen. Links in der Straße zeigt sich Simon von Cyrene mit dem Markt-Korbe, aufmerksam nach dem fernen Lärm hinhorchend. Zur Seite tretend, will er den Zug an sich vorbeiziehen lassen. In der Straße links erscheinen auch die heiligen Frauen, klagend und schmerzend bewegt. Der erste sichtbar werdende Führer des Zuges ist ein Römer, der das Legions- oder Cohorten-Zeichen mit der Inschrift Senatus Populusque Romanus trägt, hinter ihm Jesus, das große schwere Kreuz schleppend, dann vier Henkersknechte in scharlachrothen kurzen Beinkleidern mit weit zurückgestreiften Hemdärmeln; dann die zwei Schächer mit ihren Kreuzen, Soldaten Priester, Schacherjuden und Volkshaufen. Der Heiland will unter der harten Last zusammenbrechen, da packen die Knechte den Simon und reißen ihn unter das Kreuz. Zu den Töchtern von Jerusalem, die mit ihren Kindern weinend dem Trauerzuge zusehen, spricht der Herr im Vorbeigehen: Weinet nicht über mich, weinet ꝛc. So bewegt sich der Zug unter dem Geschrei des Volkes hinan nach Golgatha. Die heilige Jungfrau, von den beiden Marien und Johannes gestützt, und die kleine Schaar der Getreuen folgt in stummer Trauer und langsam in der Ferne.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Professor der Mathematik gab Schülern der Oberklasse auf die Bemerkung, daß sie es in der Mathematik doch nun schon ziemlich weit gebracht hätten, die Antwort: „Ja, ihr seid so weit, daß ihr mit einem guten Fernrohr den Weg zum Vorhof der Mathematik erkennen könnt.“

In der Nähe Bremens, wo in einem Wirthshause mit der Firma: „Casseehaus und Bierhalle“ sehr wenig Verkehr war, pinselte ein Witzbold die beiden h fort, so daß es hieß: „Casse aus und Bier alle.“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 88.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 1. Januar 1849.

Das ist keine stille Zeit gewesen, seitdem ich mein Büchlein zum letzten Mal zur Hand genommen. Mögen sich freilich Viele hingesetzt haben, um von Tag zu Tag all' das Schreckliche, Närrische und Großartige aufzuzeichnen, das in diesem Jahre geschehen; mir ist die Lust dazu vergangen, sowie überhaupt die Freude daran, hoffnungs- und zutrauensvoll in die große Welt draußen hinein zu blicken. Ist ein alter Fluch, der auf Deutschland liegt, daß in schweren Zeiten die Guten genug zu thun glauben, wenn sie reden und Ideale aufstellen, während die Schlimmen handeln. Ich wollte gern, daß der Lauf der Geschichte über die Anschauung eines alten Landpastoren als thöricht hinweg ginge, aber ich sehe nichts vor uns, als die lange Ernüchterung nach einem kurzen Rausch, und trübe, trübe Jahre für das ganze Vaterland.

Die Bauern in unserem Dorf hat der allgemeine Tumult auch angesteckt gehabt, daß sie mit Forderung und Abstellung vielfacher Mißbräuche auf's Schloß gezogen sind, und vor Allem die Fortjagung des allgemein verhaßten Kammerdieners verlangt haben. Der ist ihnen jedoch zuvorgekommen und hat sich rechtzeitig aus dem Staube gemacht, weil er wohl wußte, daß, wenn sie ihn in ihre Hände bekommen, sie kurzen Prozeß mit ihm angestellt hätten. Der Baron dagegen hat sich auffällig erholt, und scheint mir auch geistig energischer geworden, als in den letzten Jahren. Er befindet sich mit seinem Stiefsohn allein auf Hohenwerdach, — da die Baronin sogleich nach dem Ausbruch der Unruhen sich in die Hauptstadt begeben, und ist den meisten Beschwerden seiner Guts-Angehörigen in bereitwilliger und verständiger Weise entgegen gekommen, so daß sich in unserer Gegend schon jetzt fast alle Gemüther erfreulich beruhigt haben und die Zufriedenheit überall hergestellt ist.

Was mich Wunder genommen und mir wieder in der Natur Judica's räthselhaft gewesen, ist, daß sie, obwohl kaum vierzehnjährig — und in vielen Dingen ein völliges Kind, sich auf das Eifrigste für die großen Weltvorgänge interessirt und dabei ganz gegen Frauen- und eigentlich auch ihre eigene Weise, die sich sonst allerorten für einen gewissen aristokratischen Schimmer geneigt zeigt, auf's Leidenschaftlichste die Partei der Volksbestrebungen ergriffen hat. Ich habe manchmal im Stillen lachen müssen, wenn ich gehört, wie das Mädchen in seiner heftigen Art im Garten draußen Hans eine zornige Rede über die Willkür der Großen und das Recht der Bedrückten gehalten, die sie sich aus meinen Zeitungen zusammengelesen, daß sie mir den Jungen fast zu einem Demokraten macht. Ueberhaupt besitzt sie eine beinahe unglaubliche Gewalt über ihn, — so daß er blindlings thut und läßt, was sie will. Mit dem Doctor Fabri, der jetzt noch öfter als

Digitized by Google

früher kommt, und sich mit mir über die Zeitläufte unterhält, ist sie sehr befreundet, da er, als ein consequenter Radikaler, ihre Ansichten, oder vernünftiger ausgedrückt, sie seine Ansichten theilt. Das Letztere ist aber durchaus erforderlich, wenn sie sich mit Jemandem vertragen soll, denn mit dem jungen Baron Albert, der in letzter Zeit, vielleicht auch dem demokratischen Zuge des Jahres folgend, angefangen hat, Hans hie und da zu besuchen, vermag Judica sich durchaus nicht zu stellen. Er hat sie einmal, als sie in besonders ausgelassener Laune war und ihn neckte, „Wildkatze“ genannt, daß ich glaubte, sie würde ihm wirklich als solche an den Kopf fahren, so aufgebracht war sie darüber. Nun lacht sie ihm, wenn er eine Albernheit begeht, gerade in's Gesicht und äfft mit erstaunlicher Geschicklichkeit oft zu unserer Unterhaltung seine Sprechweise und Bewegungen nach. — Meine Sophie, die ihre alte Abneigung gegen Alles, was mit Hohenwerdach in Verbindung steht, nie hat überwinden können, ist ein Paar Mal unvorsichtig genug gewesen, das Mädchen geradezu dazu aufzumuntern; ich finde es jedoch nicht schicklich, die Manieren eines jungen Menschen, der als Hans' Studiengenosse in unser Haus kommt, selbst wenn sie, wie ich zugeben will, lächerlich und läppisch sind, hinter seinem Rücken zu verspotten, und habe es Judica kürzlich ein- für allemal untersagt. Das gab wieder eine Scene, und seitdem geht sie mir mit einer gewissen Scheu aus dem Wege, und antwortet nur einsilbig, wenn ich sie um etwas befrage. Auch Hans hat es übel genommen, daß ich sie in seiner Gegenwart ordentlich zurecht gesetzt und spielt den Beleidigten. Ich glaube, mein Herr Pflegesohn wird es nächstens nicht mehr dulden, daß man seine Schwester nur einmal schief ansieht. Man meint gar oft, wenn man mit Kindern nur über die ersten unvernünftigen Jahre hinaus sei, gehe nachher Alles leicht und freudig weiter, und Gott weiß, daß dann die Unruhe und Sorge erst recht anfängt. Ich sage mir oft, daß sich das Alles durcharbeiten muß, daß ich auch jung und thöricht gewesen, und jetzt wohl etwas zu alt und hie und da auch zu griesgrämlich dreinschaue, um das Treiben der Jugend in seiner ewigen Berechtigung zu verstehen. Doch die Zeit drückt eben uns Allen ihr Gepräge auf und füllt uns mit Mißmuth.

Zur letzten Weihnacht ist durch die Post, Gott weiß woher, ein Paquet für Judica gekommen, in welchem ein wundervolles seidenes Kleid von so kostbarem Stoff, wie ich ihn nie gesehen, enthalten war. Außerdem lagen in herrlichem Einband die dramatischen Werke Schiller's und Goethe's dabei, aber keine Zeile, woher die werthvollen Geschenke stammten, und wer der Geber sein könne. Ich wollte das Ganze eigentlich nicht annehmen, wußte indeß auch nicht, wohin ich es zurücksenden solle; Frauen sind aber immer ganz närrisch, wenn sie so schöne Stoffe sehen, und so jammerte auch meine Sophie erschrecklich über meine Absicht, Judica die Zusendung nicht zu übermachen, lächelte dabei denn auch so geheimnißvoll nach kluger Mutterweise, daß sich die Sache über kurz oder lang sicherlich aufklären werde, und meinte im Uebrigen, und traf darin auch wohl das Richtige, daß uns gar kein Recht zustände, Judica etwas, das für sie gesandt worden sei, vorzuenthalten. Genug, ich mußte schließlich meine Zustimmung geben; war indeß gar kein so besonderer Jubel am Weihnachtsabend über die prachtvollen Geschenke, sondern Judica nahm Alles mit ernsthafter Miene entgegen, als sei das gar nichts Befremdendes. Sie schneiderte sich unter Sophie's Beihülfe das Kleid schon in den nächsten Tagen zurecht, und sitzt nun den ganzen Tag wie eine Prinzessin in dem langen Prachtgewande, dem ersten, das sie bekommen, und darin sie völlig wie erwachsen aussieht, und liest und deklamirt, wenn sie sich allein glaubt, aus Goethe's „Egmont“ oder aus Schiller's „Jungfrau von Orleans.“ Das Mädchen treibt ein wunderliches Wesen — ich fürchte, ich bin nicht streng genug, und muß ihr die Flügel stärker beschneiden.

Auch von Cölestine ist nach längerem Schweigen wieder zur „Weihnacht“ ein Brief gekommen. Die Handschrift ist anders, als früher, und sie schreibt, sie sei unwohl und müsse eine Bekannte für sich schreiben lassen. Doch der ganze Brief enthält fast nichts als Grüße und Küße für Judica, die unter die Schrift gezeichnet sind, und Gedanken,

Digitized by Google

wie ſchön und ſtattlich ſie jetzt ausſehen müſſe. Daneben Ermahnungen, ihre Zeit nicht an unbedeutende Bücher zu vergeuden, ſondern unſere großen Dichter recht mit Eifer und eigenem Denken zu leſen. Ich weiß manchmal gar nicht, was ich von den Menſchenkindern mehr denken ſoll; die Cöleſtine mit ihrer merkwürdigen Anhänglichkeit an uns, iſt mir ebenſo räthſelhaft, wie meine Pflegetochter, die, während ſie die koſtbaren Geſchenke, wie ich oben ſchon ſagte, gleichgültig und faſt wie ſelbſtverſtändlich hinnahm, über den Brief in lautes Weinen ausbrach, ihn in ihrem Kleide verſteckte und hinausging. Sophie ſagte mir nachher, daß Judica ihr geklagt, es verſtehe ſie Niemand im Hauſe. Es iſt wahrhaftig Zeit, daß die mädchenhafte Ueberſpanntheit ihr aus dem Kopfe getrieben wird, ehe das Ding zu weit um ſich greift.

(Fortſetzung folgt.)

Das Paſſions-Spiel in Ober-Ammergau.

(Fortſetzung.)

Der nun wieder auftretende Chor erſcheint in ſchwarzen Trauer-Mänteln, Gürteln und Sandalen. Die Anrede des Chorführers bewegt ſich diesmal in erhabener Form und wird melodramatiſch begleitet:

Auf fromme Seelen auf! und gehet,
Von Reue, Schmerz und Dank durchglüht
Mit mir zum Golgatha und ſehet,
Was dort zu eurem Heil geſchieht.
ꝛc. ꝛc.

Bei den Worten:

Wem ſoll's das Herz nicht beben machen
Wenn er den Streich des Hammers hört?

vernimmt man dröhnendes Klopfen hinter der Scene und ebenſo wieder nach den Worten:

Der ſchmetternd, ach! durch Hand und Fuß
Grauſame Nägel treiben muß.

Am Schluſſe des melodramatiſchen Geſangs fällt der Chor ein:

O bringet dieſer Liebe
Nur fromme Herzenstriebe
Am Kreuzaltar
Zum Opfer dar!

Sechszehnte Vorſtellung.

Der Vorhang ſteigt; der Chor entfernt ſich. Man ſieht die Schädelſtätte. Soldaten, Prieſter und Volk füllen die Bühne. Die beiden Schächer hängen ſchon am Kreuze, die Arme über die Querbalken zurückgebogen und mit Stricken befeſtigt. Das große Kreuz, an welches Jeſus geheftet iſt, liegt noch in der Mitte am Boden; die von Pilatus durch einen Boten geſandte Ueberſchrift wird trotz des heftigen Widerſpruchs von Seiten des Hohenprieſters Kaiphas an's Kreuz geheftet und dieſes aufgerichtet und im Boden feſtgekeilt.

„Welch' einen Eindruck," ſagt Devrient, macht dies lebendige Crucifix! Die Geſtalt iſt wahrhaft ſchön, die ausgebreiteten Arme, das geſenkte Haupt machen den rührendſten Eindruck, der aber ſeine eigentliche Stärke durch das unmittelbare dramatiſche Leben erhält, das uns um mehr als 1800 Jahre zurück nach Jeruſalem und in's volle Mitgefühl mit Denen, die dort unter dem Kreuze ſtehen, verſetzt. . . . Mit welchem Gewichte fallen uns alle Worte, vom Kreuze herab geſprochen, in die Seele! Das Niederblicken auf ſeine Mutter und auf Johannes das letzte Sinken des Hauptes, welch' eine Weihe der aller-

Digitized by Google

tiefſten Rührung! Wir haben mit durchgelebt, was er vollbracht hat. Der Gewalt und Schönheit dieſer Momente kann auch das bunte Treiben umher, der mitunter tölpiſche Spott der Prieſter, die rohe Marterfertigkeit der Henker — die roth von Kopf bis zu Fuß gekleidet ſind — nichts anhaben."

Die Sonnenfinſterniß und das Erdbeben bei des Erlöſers Verſcheiden werden durch die Verwandlung des Proſpektes in nächtlichen Gewitterhimmel und durch allerlei unterirdiſches Getöſe, auch durch einige Böllerſchüſſe verſinnlicht. Bleich und entſetzt ſtürzt ein Tempeldiener auf die Bühne und meldet, athemlos vom Laufe, daß der Vorhang vor dem Allerheiligſten von oben bis unten zerriß. Um die Kleider Jeſu wird das Loos geworfen. Die Henkersknechte ſteigen auf Leitern an den Kreuzen der Schächer hinauf und zerſchlagen denſelben mit Keulen die Glieder — ein gräßlicher Laut. Dann nehmen ſie die abgeknüpften Leichen ohne Umſtände über die Schultern und ſchleppen dieſelben in ſchonungsloſer, roher Weiſe hinter die Scene. Nur des Erlöſers Leichnam wagen ſie nicht zu berühren; dagegen öffnet der Centurio unter dem Jammern der heiligen Frauen mit einer Lanze Chriſti Seite, aus welcher etwas Blut fließt. Hören wir, wie ſchön Devrient die nun folgenden Vorgänge beſchreibt: „Gegen die Rückſeite des Kreuzes wird eine Leiter geſtellt, auf welcher einer der Männer, Nikodemus, ein langes Leichentuch unter die Arme des Heilandes hindurch um die Bruſt ſchlingt und dann die Hände vom Kreuze löst, während Joſeph von Arimathäa auf eine von vorn angelegte Leiter ſteigt. (Nach der Darſtellung der Rubens'ſchen Kreuzabnahme.) Der erſte Arm wird vom Kreuze gelöst, man hört den Nagel zu Boden fallen. Langſam und leiſe wird der Arm über die Schulter Joſephs gelegt, der den Gekreuzigten umfaßt hält; nun ſorgſam und ſanft der andere Arm. . . . Die unbeſchreibliche Schönheit dieſes langdauernden, lautloſen Vorganges feſſelt die Theilnahme der Zuſchauer mit der innigſten Rührung; faſt kein Auge ſah ich trocken, man hörte die Frauen leiſe ſchluchzen. Es gibt uns eine wehmüthige Genugthuung, daß unter ſeinem Kreuze ſich doch die geſammelt, die ſeinem Herzen die nächſten, daß doch ein reicher Mann es gewagt, ſich die Leiche zu erbitten, daß wir den todten Leib wenigſtens aus den rohen Fäuſten der Marterknechte befreit, in der Obhut ehrfurchtsvoller Liebe ſehen. Jede Sorgfalt, die wir den heiligen Gliedern erwieſen ſehen, fällt wie ein lindernder Tropfen in unſere Bruſt, und als der Leichnam nun auf eine ausgebreitete reine Leinwand auf die Erde, das Haupt in den Schooß ſeiner Mutter, der unwandelbar treuen Liebe, gelegt wird, empfinden wir die ſüßeſte und heiligſte Beruhigung — Alle, die da meinen, die Schaubühne entweihe das Heilige, ſie mögen vor dieſe Bühne treten und — ſchauen!"

Nun tragen die Jünger und Freunde den Leichnam in die im Hintergrunde der Bühne befindliche offen ſtehende Felſengrotte und wälzen nach der Beiſetzung einen mächtigen Stein vor dieſelbe. Zögernd fällt der Vorhang, als wolle es uns möglichſt lange den Anblick des heiligen Grabes gönnen.

(Schluß folgt.)

Ein nicht eben ſehr geiſtvoller, von ſich aber ſehr eingenommener Mann ſagte, als er von ſich ſprach, in einer Geſellſchaft: „Wenn ich zufällig einmal eine Dummheit ſage, ſo breche ich gleich in Gelächter aus." — „Da ſind Sie höchſt beneidenswerth," bemerkte ihm ein Mitglied der Geſellſchaft, „denn Sie führen auf dieſe Weiſe unſtreitig das allerheiterſte Leben, das ein Menſch nur irgend führen kann."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 89.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumhelt.]

Den 12. August.

Muß doch immer der Krug so lang' zu Wasser gehen, bis er bricht. Freut's mich indessen, daß ich die Sache selber mit angesehen, da ich sonst leicht geglaubt hätte, daß Judica durch ihre häufig die duldsamste Natur aufreizende Manier, — selbst den größten Theil der Schuld daran getragen. Es war vorgestern ein wundersamer Sommerspätabend nach einem heftigen Gewitter, das wir am Nachmittag gehabt, und ich saß an meinem Arbeitstisch und mußte immer wieder über die köstliche Regenfrische des Gartens in die stillen Felder und auf den fernen Wa drand hinausblicken, auf dem die untergehende Sonne, glänzend am Goldsaum einer dunklen Wolke hervortretend, in unendlich duftigem Farbenspiel lag. Setzte mich zuletzt, überwältigt von der feiersamen Ruhe der Natur, wie sie uns manchmal plötzlich sehnsüchtig und friedevoll zugleich in's Herz steigen kann, an's offene Fenster und sah, wie in weiter Ferne die gelben Waizenkoppeln noch hie und da schnittreif aus dem Grün aufblickten, sah über den Kirchhof weg, wo mein eigener kleiner Junge nun schon so lange Jahre liegt, und wo ein Paar Mädchen aus dem Dorf, mit langgelösten Zöpfen, in abendlicher Feier zwischen den Kreuzen herumgingen — weit von den Wiesengründen am Bach her kam das Brüllen der Rinder herüber, wohl auch dazwischen das Bellen eines Dorfhundes, der in den Feldern herumjagte, und unter meinem Fenster im hohen Grasrain schwirrten die Heugrillen, und meine Gedanken gingen mit meinen Augen zurück und vorwärts, so zwischen Himmel und Erd' auf und ab, wie die Wolken am dämmernden Firmament, man weiß nicht, woher sie kommen und wohin sie gehen. Dann sah ich Judica drunten im Garten zwischen den hohen Gesträuchen. Sie stand und schattete das Auge mit der Hand und sah unbeweglich in die sinkende Sonnengluth hinein, die ihr leichtes Sommerkleid mit einem eigenen röthlichen Abendglanz übergoß. Und auf einmal kam eine von den merkwürdigen Wolken, die wie ein unerklärlicher Schatten über die Menschenseele hintreiben, denn mir kam es ganz deutlich zum Bewußtsein, daß ich diese Gestalt mit dem reichen Haar, das auf die Schultern herabfloß, schon einmal gesehen — anders und doch wieder ebenso — und im nächsten Augenblick gewahrte ich, mit Augen und Gedanken weiterschweifend, wie die beiden Mädchen auf dem einsamen Kirchhof sich ängstlich nach einem Gegenstande, der den Fußsteig durch das gelbe Kornfeld herabkam, und den ich nicht zu erkennen vermochte, umblickten und gleich darauf eilig in den Hauptweg und auf das Dorf zuliefen. Dann dauerte es eine Weile, — allerhand Träume kamen und gingen, bis ich durch die tiefe Abendstille in dem Garten Stimmen heraufklingen hörte. Es war Judica; ich kenne keinen Menschen, vielleicht außer dem Baron Hochseß in früheren Tagen, dessen Stimme einen so glockenhellen Klang hat, als ihre; allein mit wem sie sprach, konnte ich nicht

Digitized by Google

unterscheiden, und auch nicht sehen, da die Sonne gerade blendend am Horizont über ihren Kopf wegtrat. Sie lachte anfänglich, und ich gab auf ihre Worte nicht Acht; doch allmälig klang ihr Ton mir gereizt und sie redete heftiger und in abgestoßenen Sätzen. Dann hörte ich plötzlich, daß ihr Widerpart laut rief:

„Dafür sollst Du mir büßen, Wildkatze!"

Im nämlichen Augenblick sank die Sonne über den Baumkronen des Waldes hinunter, und ich sah jetzt deutlich, daß der junge Baron Albert drüben über den Rasenplatz auf das Mädchen zusprang. Sie sah ihn trotzig an und sagte herausfordernd:

„Was willst Du?"

Er faßte ihren Arm und rang mit ihr; ich glaubte noch immer, es sei halb Spiel, halb Ernst, wie ich es früher wohl schon zwischen ihnen gesehen, als Judica plötzlich laut rief:

„Hans, Hans, hilf mir!"

Ihr Angreifer aber hielt ihre weißen, ringenden Arme fest zusammengedrückt und rief, während er ihren angstvoll abgewandten Kopf mit Gewalt herumzudrehen suchte, so laut, daß ich es deutlich verstehen konnte:

„Ich hab' es lange darauf abgesehen, Dich einmal allein zu treffen, und wenn Du Dich jetzt nicht von mir küssen läßt, so lasse ich Dich von meinem Bedienten zu mir auf's Schloß holen. Meine Mutter sagt, ich habe von Alters her das Recht, alle Mädchen aus dem Dorf, die ich leiden mag, zu mir bringen zu lassen und mit ihnen zu thun, was ich will!"

Ich war aufgesprungen — allein plötzlich hörte ich die vor Grimm zitternde Stimme meines Hans dazwischen:

„Und ich habe das Recht, Jedem, der meiner Schwester etwas thun will, — den Kopf entzwei zu schlagen, ob es ein Bauernknecht oder ein Baron ist."

Zugleich sah ich, daß der starke Knabe, der athemlos aus dem Gebüsch hervorgesprungen, seinen adeligen Schulgefährten mit einem Stock über die Stirn hieb und sich gleichzeitig auf ihn warf, ihn zu Boden schleuderte und über ihm kniete.

„Nimm eine Nadel, Judica, und stich ihm die Augen aus, wie sie im „König Lear" dem Grafen von Kent ausgestochen werden; er soll Dich nie wieder ansehen können!" rief Hans in wilder Aufregung.

Judica zog mit unheimlichem Ernst einen vergoldeten Pfeil, den sie im Haar trug, heraus und prüfte seine Spitze an ihrem Finger.

„Ja, Du hast Recht, er wollte mich küssen, er muß dafür blind werden," — erwiderte sie kalt.

Der junge Baron hatte seinem Ueberwältiger bis dahin mit giftigen Worten gedroht und mit den Füßen nach ihm gestoßen, jetzt starrte er Judica, die gelassen auf ihn zutrat, einen Augenblick entsetzt in's Gesicht und hub dann wie wahnsinnig an, um Hülfe zu schreien.

Der grausame Spaß, den sie mit ihm trieben, schien mir aber doch über das Maß gerechter Strafe zu gehen, so daß ich, um andererseits den jungen Baron dadurch noch mehr zu beschämen, daß er erführe, wie ich Alles angesehen, laut Judica bei Namen rief. Sie fuhr zusammen und wandte langsam den Kopf nach mir um, doch in ihren Augen und in ihrer ganzen Haltung lag ein Ausdruck, der, eh' ich wußte, was ich that, mich über den Fensterbord in den Garten hinuntersteigen und eilig auf sie zugehen ließ.

„Judica, hörst Du nicht? Was treibst Du?" fragte ich heftig.

Ich glaube, allemal, wenn die Eltern nicht rechtzeitig Acht geben, — hat solch' ein vierzehnjähriger Mädchenkopf Anlage, sich vollständig zu einem Tollhaus auszustaffiren, denn sie antwortete mir mit feierlichem Ernst:

„Ich bin Lukrezia, Vater, — und muß den Tarquin tödten — warte, bis es vorüber ist."

Digitized by Google

Und sie nahm den vergoldeten Pfeil fest in die Rechte und hob zielend die Hand, an der ich sie faßte und gewaltsam in die Höh' riß.

„Steh' auf, Hans, und laß Albert frei!“ sagte ich zugleich zornig, daß mein Pflegesohn sich brummend von seinem um vier Jahre älteren Feinde erhob, und dieser sich leichenblaß und mit einer breiten, dick aufgeschwollenen und blutunterlaufenen Strieme auf der Stirn aufrichtete und mit giftfunkelnden Augen schweigend fortging. Als er etwa auf hundert Schritte entfernt war, drehte er sich um, ballte uns die Faust zu und rief ein Schimpfwort herüber. Hans wollte ihm nachstürzen, ich rief ihn indeß streng bei Namen, daß er unwillig anhielt und vor Aufregung stotternd sagte:

„Ich will's nicht, ich lasse meine Schwester von Keinem küssen, am allerwenigsten von dem!“ Dann trat er auf Judica zu, die wie aus einem verworrenen Traum erwacht, mich mit großen, scheuen Augen anblickte, schlang den Arm fest um ihren Nacken und sagte: „Komm, Judica, wenn ich bei Dir bin, soll Dir Niemand etwas anhaben,“ und die beiden großen Kinder gingen, wichtig dreinschauend, und in leisem, — eifrigem Gespräch, den Garten hinunter.

Ich habe oftmals Kinder sich streiten, schlagen und vertragen gesehen, und weiß nicht, warum die Anderen so viel Wesens aus der Geschichte machen wollten. Mir schien das Bedenklichste die wirklich verrückte Art, mit der Judica sich bei der Sache benommen, allein Mama war so entrüstet und besonders der Doctor Fabri, der zufällig noch an demselben Abend kam, zeigte sich, als er davon hörte, so empört und verlangte mein Wort darauf, daß ich dem Baron Albert nie wieder Zutritt in mein Haus verstatte, daß gar nicht von dem überspannten Benehmen der Kinder dabei, sondern nur von Hans' Heldenmuth die Rede war, den der Doctor seitdem noch mehr, als früher, in's Herz geschlossen zu haben scheint. Er brachte ihm schon am anderen Tage einen prächtigen Stock zum Geschenk mit, aus dem sich durch einen Federdruck eine vollständige Degenklinge hervorziehen läßt, und redete dazu allerlei Dinge, die mir beinahe ebenso konfus vorkamen, als die neulichen Gespräche der Kinder untereinander. Wie der Doctor fortgegangen, habe ich indeß zu Hans' großem Kummer den Stock einstweilen in Verwahr genommen, der mir denn doch, bis der Besitzer in vernünftigere Jahre geräth, besser in meinen Händen aufgehoben scheint. Ich verstehe weder mein eigenes Haus, — noch die Fremden, die es besuchen, mehr; selbst meine Frau, mit der ich so lange Leid und Freud' getheilt, und die früher in allen Dingen einer Meinung mit mir war, nimmt jetzt häufig Judica's Partei gegen mich. Werde mich aber von meinem Willen und dem, was ich für gut und nothwendig erachte, nicht abbringen lassen. Dazu kommt jetzt wieder die neue Sorge um Hans, da ich noch gar nicht weiß, wie es nach dem Vorfall mit dem Stiefsohn des Barons mit dem Unterricht auf dem Schloß werden soll. Welche Noth hat man mit Kindern, wenn sie erwachsen zu sein beginnen, und ich muß in letzter Zeit manchmal unwillkürlich denken, daß es nicht einmal meine eigenen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Das Passions-Spiel in Ober-Ammergau.

Siebenzehnte Vorstellung.

Der Chor ist wieder in seinem bunten Freudenkleide aufgetreten und singt:

Liebe! Liebe! in dem Blute
Kämpfest du mit Gottes Muthe
Deinen großen Kampf hinaus.
ꝛc. ꝛc. ꝛc.
Ruhe sanft nun, heil'ge Hülle,
In des Felsengrabes Stille
Von den heißen Leiden aus!
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Alsbald erscheinen wieder zwei lebende Bilder. Im ersten erblicken wir hinten das Meer, auf welchem ein Fahrzeug dem Ufer naht; aus dem Grunde taucht ein mächtiger Wallfisch auf, in dessen Rachen man tief hineinsieht und der den Phropheten Jonas ausspeit. (Math. 12, 40.) Der Chor singt:

Wie Jonas in des Fisches Bauche,
So ruhet in der Erde Schooß
Des Menschensohn. — Mit einem Hauche
Reißt Bande er und Siegel los.
ꝛc. ꝛc. ꝛc.

Das andere Bild zeigt den trockenen Fußes erfolgten Durchzug der Israeliten durch das rothe Meer und das Versinken Pharao's und seiner Wagen und Reisigen in der heranbrausenden Fluth. Moses und die Seinigen stehen bereits auf dem Ufer und schauen staunend den Untergang ihrer Verfolger an.

Nachdem der Vorhang sich erhoben, erblickt man im Hintergrunde die Wächter am Grabe. Sie besprechen sich eine Zeit lang über das, was vorgefallen ist. Endlich schlafen sie ein. Ein Engel erscheint und wälzt den Stein vom Grabe hinweg. Man hört Donner und glaubt ein Erdbeben wahrzunehmen. Der Grabes-Felsen spaltet sich und der schwarze Hintergrund desselben verändert sich in transparenten Goldgrund aus welchem der Heiland, mit einem Fähnlein in der Hand, hervorgeht und alsbald verschwindet. Die erschrockenen Wächter starren geblendet um sich her und ergreifen nach einer Weile voll Schrecken die Flucht. Später erscheinen die heiligen Frauen mit Specereien am leeren Grabe und finden den Engel im weißen Gewande. Der Auferstandene erscheint dann noch der Magdalena.

Achtzehnte Vorstellung.

Zum letzten Mal erhebt sich der Vorhang und auf erhöhtem Postamente erblickt man in verklärendem röthlichem Feuer den Auferstandenen mit leuchtenden Wundmalen, als Stifter des neuen Bundes. Zur Linken wie zur Rechten stehen im gleichem Himmelsscheine die Heiligen Christi, die Mitglieder der triumphirenden Kirche in zwei Halbkreisen, die nach vorn geöffnet sind, mit den Palmen des Sieges in den Händen. Im Vordergrunde liegen am dunkeln Boden, platt zur Erde niedergestreckt, die Priester und Tempelkrämer, die Juden und Heiden, von dem Strahle des Lichtes, das sie nicht schauen sollen, niedergeschmettert. Die Zeit des Gesetzes ist vorüber und die Zeit der Gnade angebrochen. Der Chor bricht zum Schlusse in das Danklied aus:

Preis Dir! Todesüberwinder,
Der verdammt auf Gabbatha!
Preis Dir! Heiliger der Sünder,
Der Du starbst auf Golgatha!
Laßt des Bundes Harfe klingen,
Daß die Seele freudig bebt;
Laßt dem Sieger Kronen bringen,
Der erstanden ewig lebt.
ꝛc. ꝛc.

Am 24. Juli kündigte am Schlusse der Vorstellung der Chorführer an, daß das Passionsspiel für die Dauer des Krieges unterbrochen sei. Wenn — (was Gott gebe!) ein baldiger Friede erfolgt, werden die Vorstellungen noch in diesem Jahre wieder aufgenommen, außerdem im nächsten Frühjahre.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 90.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

[Aus dem Tagebuche des Pastors Eduard Baumholz.]

Den 15. August.

Die Andern mögen doch in Manchem wohl Recht gehabt haben. Meine Natur ist mit den Jahren, und vielleicht gerade durch die Ereignisse der letzten Jahre, etwas heftig geworden, daß ich wohl dies oder das in der Aufwallung übersehen.

Der Hofmeister vom Schloß, Herr Sonnewald, war heute bei mir. Er sagte, daß er von Hohenwerdach fortgehe; seitdem die Baronin und der im vorigen Jahr geflüchtete Kammerdiener zurückgekommen, gefalle ihm das Treiben dort durchaus nicht mehr. Auch der Baron habe alle Energie, zu der er sich inzwischen aufgerafft, wieder verloren, und das sei hauptsächlich der Grund seines Weggangs in die Hauptstadt, wo ihm eine gute Stellung geboten, weil mit dem jungen Baron seit der Rückkehr der Mutter nichts mehr anzufangen sei. Er wisse bestimmt, daß derselbe im Lauf des Sommers mehrere Mädchen aus dem Dorf verführt und fast Allen nachgestellt, und daß die Baronin dazu gelacht habe. Dieselbe schäume vor Wuth über den Schlag, welchen ihr Sohn von Hans empfangen — und der jedenfalls mehr als verdient gewesen — und habe verlangt, mein Pflegesohn solle dafür gerichtlich verfolgt werden; allein fast wider Erwarten habe der Baron in diesem Falle nicht nachgegeben, und in einem heftigen Auftritt seinen Willen durchgesetzt. Seitdem sei er kränklicher, als je; Baron Albert aber gehe in einigen Tagen zur Universität in die Hauptstadt ab, wo er, — zu jedem Studium total unfähig, den Beruf der Mehrzahl seiner adeligen Genossen theilen werde, in Saus und Braus Geld und Zeit todtzuschlagen und zu warten, bis der Tod seines Stiefvaters ihn als Herrn nach Hohenwerdach zurückrufe.

Herr Sonnewald gab mir den Rath, Hans unbekümmert noch ein Jahr lang im Hause seinen Privatstudien obliegen zu lassen, da er die Bürgschaft übernähme, daß derselbe sich in dieser Frist durch seinen Fleiß und seine Talente vollständig zum Bezug der Hochschule vorbereitet haben werde. Auch hinsichtlich Judica's gab er mir mehrere gute Rathschläge, die im Grundgedanken mit der gestrigen Frage meiner Frau übereinstimmten, ob ich denn allein blind sei und nicht sähe, daß unsere Pflegetochter ein erwachsenes Mädchen von seltener und wunderbarer Schönheit, wie sie es früher als kleines Kind versprochen, geworden sei, um derentwillen allein sowohl der Doctor Fabri als der Hofmeister schon seit Jahr und Tag unser Haus so fleißig besucht hätten. „Sie und das alte Sprüchwort haben wohl Recht: „Kinder werden Leute;“ das Alter merkt es nur nicht, was unter der einförmigen Rinde in den jungen Gemüthern treibt und aufgeht. Zu Sophie habe ich jedoch gesagt: „Judica sei noch nicht konfirmirt, und bis dieß geschehe, werde ich sie nach alter, guter Sitte als Kind betrachten.“

Digitized by Google

Den 1. Januar 1850.

Nur um den alten Brauch fortzusetzen, schreibe ich heute ein Paar Worte. Hans arbeitet mit unausgesetztem Fleiß, damit er zu Ostern, das in diesem Jahr sehr spät, erst gegen das Ende des April fallen wird, die Universität beziehen kann, um Arznei-Wissenschaft zu studiren. Wie er diesen Plan nun seit zehn Jahren unverrückt festgehalten hat, liegt überhaupt in seinem Wesen etwas Zähes, Hartnäckiges, daß er das, was er einmal gefaßt hat, nicht wieder aufgibt, und am Wenigsten, sobald Jemand ihn davon abzubringen sucht. Er erinnert mich oft lebhaft an seinen Vater, der diesen eigensinnigen Zug ebenfalls, doch nicht in dem Maße besaß. Ja, es ist ein ehrwürdiges Wort, daß der Väter Sünden und Tugenden sich forterben bis in's vierte Glied. Ich wollte im Stande sein, wie Cuvier aus einem versteinerten Fußknochen ein antediluvianisches Geschöpf aufgebaut hat, aus dem Wesen Judica's mir ihre Eltern leibhaftig vorzustellen. Sie müssen schön, heißblütig, leichtsinnig und schwermüthig, bezaubernd und abstoßend, närrisch und talentvoll gewesen sein, denn das Alles sind Keime, die wir nicht in die Seele des Mädchens hineinzulegen vermocht, die von Anbeginn darin geruht und hervorbrechen wie Korn und Unkraut auf dem Acker, der Landmann mag selbst gesäet haben, was er will.

Es ist nicht die rechte Freudigkeit im Hause, wie in früherer Zeit. Sophie sagt, ich trüge selber die Schuld daran und sei auch weniger milde als früher. Gott aber hat mir zwei Seelen anvertraut — er helfe mir, ich kann nicht anders. Amen!

Ostersonntag den 20. April.

Gott helfe mir, ich kann nicht anders. Amen. Ich habe damit geschlossen und beginne damit. Er wende Alles zum Guten; — er lasse uns seine Wege wandeln im Dunkel.

Ich habe im verwichenen Zeitraum, zwischen Neujahr und Ostern, nicht zufrieden sein können mit Judica. Sie hat mit den Mädchen des Dorfes Unterricht für die bevorstehende Konfirmation bei mir gehabt, allein die Geringste von ihnen hat die zugetheilten Arbeiten besser geliefert und aufmerksamer Acht gegeben, als sie.

Hatte sie allezeit andere Dinge im Kopf, zeichnete Allotria an den Rand ihrer Aufsätze und schmierte dieselben, da sie sonst eine feine und merkwürdig feste Hand schreibt, so unleserlich und gedankenlos hin, daß ich sie mit äußerster Strenge angehalten, Nachts so lange aufzusitzen, bis sie den Vortrag, den ich am Morgen beendet, ordentlich und lesbar zu Papier gebracht. Ist viel dabei geweint worden und hat's böse Stunden, ja Tage und Wochen im Hause gegeben, da denn Hans natürlich auch allemal, sobald es einen Auftritt mit Judica gesetzt, stumm bei Tisch gesessen und höchst ungnädig gewesen, und gefruchtet hat Alles doch nicht, als Unfrieden und Mißmuth hervorgerufen, daß ich manchmal einsam auf meinem Zimmer geblieben und gedacht, daß wir arme Thoren sind, die Schickungen Gottes verbessern zu wollen, und wenn er uns keine Kinder verliehen, fremde in's Haus zu nehmen zu täglicher Noth und Trübsal an Leib und Seele.

So ist langsam der Konfirmations-Tag heut herangekommen, und ich habe Judica vor'm Altar das Wort aus den Sprüchen Salomonis mitgegeben:

„Lieblich und schön sein ist nichts; ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man loben. Sie wird gerühmet werden von den Früchten ihrer Hände. Sie schauet, wie es in ihrem Hause zugehet, und isset ihr Brod nicht mit Faulheit."

Ich habe es vor allen Hörern der Kirche mit Ernst und Nachdruck zu ihr gesprochen, daß sie sehr blaß geworden und so gezittert, daß ich geglaubt, sie werde umfallen. — Hat mich indeß nicht irre gemacht, und wie ich nach Hause gekommen, hab' ich sie zu mir rufen lassen, und wie Niemand gewußt zu sagen, wo sie sei, sie selbst aufgesucht. Da ich sie denn zuletzt auf einer Bank im abgelegensten Winkel des Küchengartens in den Goethe'schen „Faust" lesend gefunden, der vor einem Jahr mit bei dem namenlosen

Digitized by Google

Weihnachtspaquet für sie gewesen. Weil ich ihr nun schon in den letzten Wochen öfter gesagt, daß es einer christlichen Konfirmandin vor ihrer Einsegnung nicht anstehe, derlei Bücher, die überhaupt für ihr Alter noch nicht passend seien, zu lesen, ist mir dies als ein offenbarer und trotziger Ungehorsam erschienen, daß ich ihr sehr zornig das Buch aus der Hand gerissen und dabei gesehen habe, daß ein Blatt herausgefallen, auf dem als Anrede mit deutlicher Hand: „Meine süße, einzige Judica“ geschrieben stand. Wie ich aber die Hand darnach ausgestreckt, um das Uebrige zu lesen, hat sie es hastig genommen, an ihre Brust verborgen und die Hand darauf gelegt. Da habe ich noch ziemlich ruhig gefragt, was das bedeute, und sie hat gleichgültig geantwortet, nichts, das Papier sei in dem Buch gewesen, seitdem sie es bekommen. Es besitze keine Unterschrift und sie wisse nicht, von wem es sei, keinenfalls von einem Manne. Allein es sei ein Begleitbrief zu den Geschenken für sie gewesen, und sie werde ihn Niemandem zeigen, am Wenigsten mir, nachdem ich ihr in der Kirche solchen Schimpf angethan.

Da bin ich denn, ob dem Trotz und der Herzenshärtigkeit des Mädchens, aufgebracht worden, wie niemals noch in meinem Leben, daß ich kaum mehr Alles weiß, was ich darauf gesagt. Aber ich habe begonnen, daß sie in schwerem Irrthum sei, wenn sie meine Tochter zu sein glaube, daß ich sie aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen und sie kein Anrecht an mich oder etwas von mir besitze. Und ich habe hart und erbarmungslos in ihrem Innern gewühlt, daß sie ohn' allen Zweifel das Kind einer sündhaften Liebe und einer verlorenen Mutter sei, und daß sie denselben Weg einschlage, den jene gegangen, da Verstocktheit und Lüge der Anfang zu allen Lastern und Erniedrigungen wäre. Es werde nicht fürder gehen mit uns, wenn sie sich nicht zusammen nähme, und einen anderen, ehrbaren, der Pflegetochter eines Pastoren, die keine Schauspielerin oder Kunstreiterin sei, entsprechenderen Wandel beginne. Sie könne sich darauf verlassen, daß ich zu ihrem zeitlichen und ewigen Heil, das mir anvertraut worden, meinen Willen durchsetzen und ihre Widerspenstigkeit brechen, mir auch das Blatt zu verschaffen wissen werde, da ich, wenn sie auf ihrer Weigerung beharre, sie von der Mutter und den Mädchen entkleiden und es ihr mit Gewalt nehmen lasse. Ich rieth ihr aber, den Brief nicht vorher zu vernichten, da sonst —

Ich weiß nicht mehr, womit ich in meinem Zorn gedroht, der immer höher stieg, als ich das Mädchen todtenbleich, mit fest zusammengepreßten Lippen, aber unbeweglich vor mir stehen sah. Manchmal nahm ich wahr, daß es ihr wie ein Rütteln durch den Körper lief, und daß sie einen ungeheueren Kampf kämpfte, sich aufrecht zu halten — doch dann gewannen ihre Augen einen immer seltsameren Ausdruck, sie zog das Blatt aus ihrem Kleid, reichte es mir und sagte, nicht freundlich und nicht erzürnt, — ganz tonlos und ruhig:

„Hab' Dank für Alles und auch für das. Aber da es mein ist, gibst Du mir es wohl zurück, wenn Du es gelesen, und legst es wieder in dies Buch.“

Sie legte ihr Buch auf die Bank und ging durch die kleine Gehegepforte in's Feld hinaus. Ich stand wie verdutzt vor ihrer Ruhe und Selbstständigkeit; es fiel mir plötzlich wie Schuppen von den Augen, daß sie, vor der gewöhnlichen Zeit Anderer entwickelt, schon lange kein Kind mehr gewesen, und daß ich doch wohl oftmals nicht den richtigen Weg ihr gegenüber eingeschlagen. Und zugleich, als ich ihr nachsah, da sie den Fußsteig in's Feld langsam weiter hinaufschritt, war's mir wiederum, wie bereits früher einmal, als habe sie eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Jemand, den ich oft gesehen — ich sah auf das Blatt in meiner Hand nieder — da stieg mir aus ihm eine zweite Aehnlichkeit mit einer Handschrift auf, die ich einmal gelesen, ich wußte nicht, wo und wann.

Sie hatte doch die Wahrheit gesprochen, es war unverkennbar eine weibliche Hand, die den Brief geschrieben, voll unendlicher, schmerzlicher, sehnsuchtsvoller Liebe. Es faßte verwirrt meinen Kopf, mir kam's plötzlich, als liege da ein Geheimniß vor mir, in das ich kein Recht habe, mich wider den Willen der Empfängerin, wider den Willen meiner

Digitized by Google

Judica einzudrängen. Beschämt gehorchte ich dem ersten Antriebe und legte das Blatt, nur zur Hälfte gelesen, — in das Buch zurück — und floh durch den Garten in mein Zimmer hinauf.

Hab' ich Unrecht gethan, Herr, so vergib mir. Stärke mich in Deiner Milde; lasse mich das Rechte finden und halte den Eifer von mir, der im Blinden tappt. Dein Auge wird über Recht und Unrecht sein und Dein Wille geschehe in Ewigkeit!

(Ende der ersten Abtheilung. Fortsetzung folgt.)

(Eine Scene in Californien.) Ein Correspondent des „New-York-Herald" gibt eine recht schmeichelhafte Schilderung der Zustände in einem der Minenbezirke Californiens: „Kaum war ich," schreibt er," in mein Hotel eingetreten, so nahte sich mir ein Gentleman mit sehr wohlhabendem, einnehmendem Aeußeren, artigen Manieren, der so aussah, wie ein Philantrop, der auf der Jagd nach Gelegenheiten zum Wohlthun ist. „Sie sind fremd an diesem Orte, Sir? fragte er mit honigsüßem Tone. — „Ja wohl, mein Herr," antwortete ich, seinen Gruß erwidernd, „ich komme diesen Augenblick erst an." — „Sollten Sie vielleicht eine Anstellung, ein Amt suchen?" — „Gewiß, mein Herr, und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie mir dazu helfen könnten." — „O, das kann ich wohl. Die Stelle eines Sheriffs bei uns ist gerade vakant. Der Gehalt beträgt acht Dollars täglich, Licht und Wohnung frei! Paßt Ihnen das?" — „Welche Frage! Das ist ja für mich ein wahres Eldorado. Indessen fällt mir dabei doch Eins auf: Wie kommt es, daß in einem so stark bevölkerten Distrikte ein solcher Posten vakant sein kann?" — „Nun, das ist sehr einfach, unser Sheriff ist diese Nacht gestorben. Gott sei seiner armen Seele gnädig!" — „Und woran ist er gestorben?" — „An einem Revolverschuß. Eine kleine Meinungs-Verschiedenheit erhob sich zwischen ihm und einem anderen Gentleman, na, und da kam es denn so. Auf der Welt ist leider nichts von Bestand." — „Und sein Vorgänger, an welcher Krankheit starb der?" — „Auch an einem Revolverschuß" — „Nun, und wie lange bleibt denn im Durchschnitt hier ein Sheriff im Amte und am Leben?" — „Ja, so etwa vierundzwanzig Stunden, ein Bischen mehr, ein Bischen weniger. Aber dafür ist auch der Gehalt so hoch gestellt, und es knüpfen sich auch noch manche andere Vortheile an diesen Posten, und glauben Sie nur, — es fehlt uns nicht an Kandidaten für diese Stelle. Nur möchten wir eine angenehme Persönlichkeit für dieselbe haben." — „Das ist zwar sehr schmeichelhaft für mich, aber wenn ich es mir recht überlege, passe ich doch nicht ganz für solche Stellung; aber immerhin bin ich Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, — daß Ihre Wahl auf mich gefallen ist!"

Der Kaiser Alexander begegnete einst einem betrunkenen Marine-Offizier, der im Zickzack auf der Straße ging. „Was machen Sie da?" fragte der Kaiser unwillig. — „Ich lavire," antwortete der Offizier, und der Kaiser ging lächelnd weiter.

Auflösung des Räthsels in Nro. 83: Sternwarte.

Gelöst von p. t.: Andr. Abt aus Diedorf, Martin Mayer von Weilbach, U. Baumann von Rain, Albert Seefelder hier.

Auflösung des Räthsels in Nro. 86: Comité (Komm' Idee!)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 91.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

Zweiter Abschnitt.

Des Blutes Erbtheil.

Der Pastor Baumholz zu Niderwerdach legte die Feder mit einem Seufzer aus der Hand und blickte gedankenvoll über den Pastoratsgarten fort in die weiten, sonntagnachmittägig stillen Felder hinaus. Nichts hemmte seinen Blick; die Fenster standen geöffnet; ein erster Frühlingsodem ging draußen durch die Welt. Der Duft der Hyacinthen zog von den bunten Crocusbeeten des Gartens herein, auf dem Rasen standen die Veilchen dicht gedrängt, grüner Schimmer umkleidete Strauch und Baum, und ein Summen lag in der Luft. Man sah, man hörte noch nicht, was es sei, aber man empfand mit warmem Schauer, es waren die Boten der Sonne und des Sommers, — tausend Triebe des Lenzes, die der Winter zurückgehalten, die gewaltsam ihre Bande sprengten und hervorbrachen, unbekümmert darum, ob die Nacht mit Frost kehren und ihre junge Freiheitslust in Angst und Noth umwandeln möchte.

Der Pastor stand auf und trat an's Fenster. Es war eine hohe, würdige Gestalt, mit ernstblickenden Augen im scharf ausgeprägten Gesicht, um das langes, halb ergrautes Haar in schöner Fülle bis auf die Schultern herabfiel. Doch seltsam lag es wie Widerspruch in den Zügen; Milde stand auf der edel geformten Stirn und umgab die sanften, forschenden Augen, nur um den Mund hatte die Hand der Jahre ihre Falten zusammengehäuft, daß die Lippen sich streng aneinander schlossen und ihr herber Ausdruck wie ein Schatten die Herbstmilde des alten Gesichts überflog. Er bog sich jetzt seitwärts durch's Fenster, wo die sonnbeglänzte Landstraße sich in's Dorf hinabzog. Auch auf ihr lag der Frieden des Frühlings und des Ostersonntags; geschmückte Frauen und Mädchen wanderten Arm in Arm in langen Reihen hinauf und hinab. Dazwischen klangen die Glocken, fernher tönte vom Dorf bald leiser, bald hell aufjubelnd der Strich einer Geige.

„Sie feiern die Auferstehung des Herrn:
Denn sie sind selber auferstanden,
Aus niedriger Häuser dumpfen Gemächern,
Aus Handwerks- und Gewerbesbanden —"

sagte der Pastor halblaut vor sich hin. Er blickte hinaus, bis ihm eine Thräne von der Wimper fiel. Langsam strich er sich mit der Hand über die Stirn und setzte leise hinzu:

„O glücklich, wer noch hoffen kann,
Aus diesem Meer des Irrthums aufzutauchen!
Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen."

Er drehte sich um, schloß das Büchlein, in dem er geschrieben, in seinen Schreibtisch und ging über den Steinflur in's Familienzimmer hinüber. Die Fenster desselben lagen

Digitized by Google

nach der Dorfstraße hinaus, an einem derselben saß eine noch schöne, ein wenig starke Frau, die in der Mitte der Dreißiger stehen mochte, das unendlich liebliche Gesicht unter einer weißen Haube von schlichtem, blondem Haar umscheitelt, und grüßte freundlich, wenn die vorüberschreitenden Dorfbewohner ehrerbietig die Mützen vor ihr abzogen. — Sonst befand sich Niemand in dem großen, altväterisch, — aber behaglich eingerichteten Zimmer.

„Wo sind die Kinder, Sophia?“ fragte der Pastor im Eintreten.

Die Frau wandte sich um, und ein bekümmerter Zug lag unverkennbar in ihren Augen. Sie antwortete:

„Ich habe sie nach Tisch nicht mehr gesehen, sie werden in's Feld gegangen sein.“

Sie hielt einen Augenblick inne und sah ihm schweigend in's Gesicht. Dann stand sie auf und legte ihm die Hand auf die Schultern. Man hörte an ihrer Stimme, daß sie mit Thränen kämpfte, und sie sagte leise:

„Baumholz, Du bist ungerecht gegen Judica. Es gedeiht nicht diese Blume bei gleicher Behandlung wie jene, und ist nicht ein Mensch wie der andere —“

Er unterbrach sie:

„Hat Judica sich bei Dir beklagt?“

Sie schüttelte den Kopf:

„Du weißt, sie ist mir gegenüber so verschlossen wie Dir. Ich hab' es mühsam aus Hans herausgebracht, was geschehen ist. Er war so ernst und bloß und zitterte doch so vor Aufregung, — wie ich ihn nie gesehen.“ Sie schlang die Arme um seinen Hals. „Ich war auch ein thörichtes Mädchen, eh' ich Dich fand —“

„Und bist doch ein so kluges Weibchen geworden,“ ergänzte er lächelnd. „Magst auch in Diesem und Dem wohl Recht haben. Komm, es ist Ostersonntag, mir ist's wie Fausto zu Muth. Wir wollen in's Freie gehen und die Natur zu uns sprechen lassen, die große Meisterin, vor deren Hauch „das ungestüme Thun entschläft und die Menschenliebe, die Liebe Gottes sich regt.“

* * *

Wo die letzten Hügelkuppen des Gebirges in niedere sonnige Gelände ausliefen, die ein breites Thal umfaßten, das eine mit hohen Pappeln besetzte Chaussee in der Mitte hielt, schritt ein seltsames Paar. Es war ein schlank gewachsenes Mädchen in einem Aufzug, der wenig zu dem dicken Straßenstaub paßte, den ihr nachrauschendes, kostbares seidenes Kleid in dichten Wolken hinter ihr aufwirbelte. Sie ging stolz und hoch aufgerichtet wie eine Königin, die, vom Fahren ermüdet, ihre Equipage für einige Augenblicke verlassen und dem langsam nachfolgenden Wagen voranwandelt. Mindestens war der Ausdruck ihres Gesichts so seelenruhig, als ob sie sich nach Belieben, sobald sie sich ermüdet fühle, in ihre Karosse zu setzen vermöge, während ihr Begleiter, halb Knabe, halb Jüngling, sich öfter unruhig umwandte, dann bedenklich wieder in die weite Ebene vor ihnen vorausblickte und wie zögernden Fußes neben ihr hinschritt. Die Sonne warf den Schatten der Pappeln schon weit über die weiße Chaussee entlang, ringsum war es schon abendstill, kaum daß hie und da wie ein schwarzer Punkt ein Fuhrwerk am Ende des Weges auftauchte, dessen Insassen im Vorüberfahren einen neugierigen Blick auf die Fußgänger warfen und weiterrollten. Nur eine Goldammer flog mit eintönigem Pfeifen von Wipfel zu Wipfel vorauf, und wiegte sich im Abendstrahl auf den schwankenden Kronen der Pappeln.

Der junge Mensch hatte mit einem ängstlichen Seitenblick über seine Gefährtin öfter die Lippen geöffnet und wieder geschlossen.

„Judica,“ sagte er endlich schüchtern. Das Mädchen wandte den Kopf zu ihm und sah ihn mit ihren genzianenblauen Augen an. „Judica,“ fuhr er besorgt fort, „es ist weiter, als wir gedacht, Du wirst müde werden. Willst Du nicht umkehren und zurück in die Heimath?“

Digitized by Google

Sie wiederholte mit bitterem Ton:

„In die Heimath? Ich habe keine; hast Du eine Heimath, Hans?“

Er stotterte verlegen:

„Unsere Mutter — “

Sie fiel ihm schnell in's Wort:

„Sie ist weder Deine Mutter noch meine. Wir haben weder Vater noch Mutter, unsere Heimath ist die Welt. Dort!“ Und sie hob die Hand und deutete in die nebelumzogene Ferne vorauf. Hans folgte scheu der Richtung ihrer Hand; sie streifte sein Gesicht mit dem Auge. „Wenn Du umkehren willst zu denen, die uns aus Gnade und Barmherzigkeit aufgenommen,“ sagte sie hart, „noch ist es Zeit.“

„Du weißt, daß ich es nicht kann,“ erwiderte der Knabe mit zuckenden Lippen, „daß ich mit Dir gehen muß, wohin Du gehst, bis an's Ende der Welt.“

Es leuchtete auf in des Mädchens Augen.

„Ich weiß es,“ sagte sie, ihren Arm zärtlich um seinen Nacken legend, „Du gehst mit mir, denn wir sind Schwester und Bruder, und wo wir beisammen sind, da ist unsere Heimath.“

War es die Abendsonne, die noch einmal über sein Gesicht fiel? Alle Angst war wie ein flüchtiger Schatten daraus verschwunden, wie die Hoffnung des Frühlings umher, wie unbeirrbare Zuversicht des Glücks lag es plötzlich wieder in den ernsten Knaben-Augen, und er sprach freudetrunken die Worte nach:

„Ja, wir sind Schwester und Bruder, und wo wir beisammen sind, da ist unsere Heimath!“

Und er begrub auf der einsamen Chaussee den lockigen Kopf seiner Schwester in den Armen und preßte ihre Stirn an seine Wange, und über ihnen im Wimpfel der Pappel pfiff jubelnd die goldbrüstige Ammer in den höchsten Tönen ihr Frühlingslied.

Dann gingen die Beiden in ernst wichtigem Gespräch Arm in Arm weiter.

„Ich habe nichts mit mir genommen, als woran ich ein Recht habe und was mein ist,“ sagte Judica, an ihrem Kleide niederstreifend.

„Leider,“ fiel Hans ein; „wir haben sogar das Brod vergessen, wenn wir hungrig werden, und Geld, um es zu kaufen, ebenfalls, bis auf den Rest meines Taschengeldes von diesem Monat.“

Er griff in die Tasche und zog ein Paar Groschen hervor, die er lachend betrachtete. Judica runzelte die Brauen und sagte:

„Wirf es fort, ich will nicht Theil daran haben. Die Erinnerung klebt daran, und ich will frei sein.“

Doch diesmal widerstand er und antwortete:

„Nein, man muß vorbedacht sein, Judica, wir werden Geld brauchen. Nicht alle Leute sind gut und geben uns etwas umsonst. Es ist wenig genug — “

Sie nickte widerwillig mit dem Kopf.

„So sei Du verständig für uns Beide, ich will edel sein. Was hast Du?“

Hans hatte einen Freudenschrei ausgestoßen und in seine Westentasche gegriffen.

„Ganz vergessen, daß Mama mir dies heut Morgen zur Konfirmation geschenkt!“ rief er frohlockend, indem er einen neuglänzenden Doppellouisd'or hervorzog. „Siehst Du, Du bist gekleidet wie eine Prinzessin, und ich habe die Mittel, daß wir, daß Du leben kannst wie eine Fürstin.“

Judica meinte zwar, auch das sei noch nicht viel Geld, — aber er versicherte ihr, Gold habe einen so hohen Werth, daß er dafür so viel Silbermünze bekomme, wie seine Tasche gar nicht fasse. Sie sprachen nun zum zehnten Mal seit ihrem Fortgange vom Hause ihre Absichten, wenn sie die Hauptstadt erreicht hätten, durch.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein Gedicht des Cardinals von Geissel.

In dem vom Domcapitular Dumont herausgegebenen, in der M. Du-Mont-Schaubergschen Buchhandlung so eben erschienenen dritten Bande der „Schriften und Reden von Johannes Cardinal von Geissel, Erzbischof von Köln," findet sich S. 648 ein bisher nicht gedrucktes Gedicht aus dem Jahre 1828, dessen Abdruck mit Rücksicht auf die gegenwärtige Zeitlage unsere Leser sehr interessiren dürfte.

Das Lied von den „Armegecken."

Es kamen die „Armegecken" [1])
Vor Alters in's deutsche Land
Und zogen umher zum Schrecken
Mit Sackmann und Mord und Brand.
Da hob aus Burgen und Flecken
Das Volk sich zum harten Strauß
Und jagte die Armegecken
Mit Kolben zum Land hinaus.

Drauf kamen die „Wälschen Schinder" [2])
Heraus an den deutschen Rhein
Und schändeten Weib und Kinder
Und würgeten Groß und Klein.
Die rheinischen Städte erhuben
Mit Macht sich zum blut'gen Strau
Und jagten die „Bösen Buben"
Mit Spießen zum Land hinaus.

Drauf raste des Melac Bande [3])
In die schöne Pfalz herein
Und machte die rheinischen Lande
Mordbrennend zu Wüstenei'n.
Da griffen die Fürsten zum Schwerte,
Zu rächen den blutigen Hohn,
Und jagten von deutscher Erde
Die Mordbrennerbande davon.

Drauf kamen die Carmagnolen [4])
Und Grippe-Commissäre wohlbewährt,
Die haben die Glocken gestohlen,
Stall, Keller und Speicher geleert;
Sie wollten als Ohnehosen
Die deutschen Männer am Rhein,
Und so auch würdig der großen
Glorreichen Nation zu sein.

Drauf flogen im Adlerfluge
In Deutschland stolz sie umher
Und lagen nach jedem Zuge
Aussaugend im Lande schwer.
Doch ob sie's auch lang' getrieben
Mit wälschen Pratiquen behend,
Es ist von Bestand nicht geblieben,
Der Spuck nahm zuletzt ein End'.

Es hoben in allen Gauen
Sich Volk und Fürsten zu Hauf
Und schlugen mit Gottvertrauen
Des Vaterlandes Banner auf,
Und stürzten sich todesmuthig
Hinein in den heil'gen Strauß
Und jagten die Dränger blutig
Zum deutschen Lande hinaus.

Will Wälsch-Hahn wieder uns necken
Und kollert: „Zum Rhein, zum Rhein!"
Wir lassen uns nicht mehr schrecken,
Deutsch ist und bleibet der Rhein;
Und wagen sie's wieder, die kecken,
Stolzen Schreier und kommen heraus,
So jagen die wälschen Gecken
Zum fünften Mal wir nach Haus.

---

[1]) Die Armagnaten, Kriegsbanden des Herzogs von Armagnac, von den deutschen Chronik n scherzhaft „die Armegecken" genannt machten, von Karl VII. geschickt, ihren ersten Raubzug an den Rhein im Jahre 1439. Siehe J. Geissel, der Kaiserdom zu Speyer, I. 247–250.

[2]) Den zweiten Zug der „Wälschen Schinder" und „bösen Buben," welchen Namen sie durch ihre That n am Rhein in d. hem Grade verdienten, setzen die Chroniken in's Jahr 1444.

[3]) Unter Ludwig XIV. im Orleans'schen Erbfolgekriege 1686–1693.

[4]) In der französischen Revolution seit 1789.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 92.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Hans wollte Herrn Sonnewald aufsuchen, der würde ihm eine Stellung verschaffen, in welcher er ihren beiderseitigen Unterhalt erwerben könne. Ab und zu sagte seine Begleiterin: „Ich werde mehr Geld verdienen, als Du.“ Dann ward Hans fast zornig und betheuerte, er werde niemals dulden, daß sie ihre Hände oder Augen mit Arbeit anstrenge und verderbe, und Judica lächelte und schwieg.

Die Schatten verblaßten auf der weißen Chaussee, die Sonne sank hinter das grüne Geländ und der Abendwind rauschte in Schauern durch die Kronen der Pappeln auf. Hans sprang ab und zu auf den Rasenwall, — der den Rand der Straße bildete, und sah umher.

„Es wird spät und Du mußt müde sein. Wenn wir nur bald ein Haus zum Uebernachten finden,“ sagte er.

Judica trug als einziges Reisegepäck ein sorgsam und geschmackvoll eingebundenes Buch in der Hand; es war dasselbe, das der Pastor ihr am Morgen aus der Hand fortgerissen und nachher wie beschämt auf die Gartenbank zurückgelegt hatte. Auch ihm waren vor wenigen Stunden unwillkürlich einige Zeilen seines Dichters durch die Seele gegangen; ihr Hauch mußte die Luft durchwehen, daß die Gedanken des Alten denen des Mädchens, die er so selten begriffen, entgegenkamen. Judica lächelte zu der besorgten Frage ihres Begleiters und erwiderte ruhig:

„Es wird ein Dorf kommen mit einer Linde in der Mitte. Darunter geht lustig die Fiedel und die Burschen und Mädchen drehen sich im Tanz Da wollen wir Unterkommen suchen, Hans.“

Er sah sie verwundert an.

„Woher weißt Du das so genau, Judica? Du bist eben so wenig früher hieher gekommen, als ich.“

Das Mädchen schlug ernsthaft die zweite Scene des Faust auf.

„Da steht es,“ sagte sie, „es ist Ostersonntag heut.“

Hans warf einen Blick über die aufgeschlagene Seite und versetzte gewichtig:

„Das verstehst Du falsch, Judica; das ist ja nur Dichtung. Es war einmal so im Mittelalter, an anderem Ort; aber nicht jetzt, nicht hier.“

Der junge Docent kam sich sehr gelehrt vor, — doch sie schüttelte ruhig den Kopf und antwortete:

„Die Dichtung ist überall und zu allen Zeiten wahr.“

Er sah sie halb gutmüthig, halb spöttisch an.

„Hörst Du's?“ fragte sie, stillestehend. „Da ist die Geige.“

Der Luftzug wehte ihnen einen leisen Klang entgegen. Hans zuckte noch ungläubig die Achsel, doch allmählig ward es unverkennbar zu lustigem Geigenspiel und Geschrei,

Digitized by Google

und vielstimmiges Gelächter tönte vernehmlich dazwischen. Häuser stiegen rechts und links am Wege auf; von seitwärts her, aus der Mitte des Dorfes, erscholl der Jubel. Es dunkelte schon, als die Beiden den runden Platz erreichten, neben dem die Kirche mit spitzem Thurm bereits fast in der Dämmerung verschwand. Ringsum standen verlassene Wagen vor den Thüren; die ersten Lichter blitzten in den Fenstern auf.

„Schon um die Linde war es voll,
Und Alles tanzte schon wie toll.
Juchhe! Juchhe!
Juchheisa! Heisa! He!
So ging der Fiedelbogen."

Statt des Laubschmuckes, den die Jahreszeit ihr noch versagte, trug die breitästige Linde in der Mitte des Platzes bunt geölte Papierlampen, unter denen die Menge durcheinander wogte und jauchzte. Die Luft war sommerwarm, die Dorfmädchen tanzten mit bloßen Köpfen, auf denen die dicken blonden oder braunen Zöpfe sich zum Theil gelöst hatten, und schalkhaft um die fröhlich erhitzten Gesichter flogen. Judica hatte Hans am Arm gefaßt und sie schritten, neugierig um sich blickend, als ob sie nur einen Gang auf die Kirchweih ihres Heimathdorfes gemacht, durch's Gedränge und betrachteten vergnügt die Schauwunder des Dorfmarktes. Mit der einbrechenden Nacht steigerte sich die Ausgelassenheit und der Lärm, aber es fiel keine Rohheit vor, kein gemeines Wort, Alles war in seiner Belustigung in den Schranken der Anständigkeit und frisch und unverdorben wie der Trieb der Natur, der sich in den Knospen der Linde und den Gartensträuchern vor den Häusern regte.

„Junger Herr! Schöne Dame! Schöne junge Gräfin!" rief eine heisere Stimme aus der Menge den beiden Fremdlingen nach. Judica blickte sich erröthend um; eine verwitterte zahnlose Alte saß auf einem Holzstuhl an einem armselig beleuchteten Guckkasten, um den sich ein Paar Dorfmädchen neugierig zaudernd zusammendrängten, und streckte die Hand nach ihr aus.

„Soll ich Ihnen prophezeien, mein süßes Goldkind?" fragte sie aufstehend, als sie sah, daß Judica innehielt. „Ach, welch' ein vornehmes Kind," — sagte sie, mit dem dürren Finger über die Seide des Gewandes hingleitend; „ist wohl von dem reichen jungen Herrn Bräutigam? Geben Sie mir Ihre kleine Hand, mein Herzensliebchen, daß ich Ihnen all' das Schöne sagen kann, was darin steht."

Hans sah ärgerlich d'rein, wie das weiße Händchen seiner Gefährtin in den knochigen Fingern der alten Hexe verschwand, doch Judica achtete nicht auf sein Widerstreben.

„Es ist meine Schwester," sagte er hastig.

Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

„Ja, ich bin so blind, man müßt' es auf den ersten Blick sehen. Ei freilich, da steht's, ganz unten an der Handwurzel. Ach, von wie vornehmer Geburt; aber hier ist eine Querlinie, die der Hauptlinie Schaden thut. Ja, ja, Sie werden auch noch Leid und Widerwärtigkeit haben, mein gnädiges Fräulein, bis Sie zu dem gelangen, was Ihnen von Rechtswegen gebührt. Aber dann kommt der Reichthum, und hier steht ein großes Herrschaftsgut, dann denken Sie an die alte Frau, die es Ihnen vorhergesagt, mein Engel. Was steht hier noch in der Linie am Goldfinger, mein Herzkind? Ei, ei, soll ich Ihnen sagen, wen ich hier noch sehe?" Die Alte verzog die Lippen zu einem häßlichen Grinsen und drohte mit dem Finger. Dann reckte sie ihre zusammengekrümmte Gestalt an das Ohr des Mädchens auf und zischelte hastig: „Ich sehe den Schein, den er voraufwirft. Da wird der kostbare Diamantring sitzen, den der reiche Herr Baron Ihnen bald an den Finger stecken wird. Dann vergessen Sie die alte Frau nicht, die es Ihnen vorhergesagt, wenn er das schönste Bräutchen, das meine Augen je gesehen, auf sein Schloß heimführt."

Digitized by Google

Judica wandte die blutroth überſtrahlte Stirn ab und faßte erſchreckt die Hand ihres Bruders.

Gib ihr, was Du haſt, und laß uns fort; ich fürchte, die Leute werden auf uns aufmerkſam," flüſterte ſie ihm zu. Hans griff eilig in die Taſche und zog ſeine Groſchen hervor, die er der Alten, die ſich wieder geſetzt hatte, auf die ſchmutzige Schürze warf.

„Gott geſegne es Euer Gnaden! Vergeſſen Sie nicht, was ich Ihnen geſagt, mein Goldauge. Was in der Hand ſteht, muß Alles in Erfüllung gehen!" — rief ſie den Davonſchreitenden nach.

(Fortſetzung folgt.)

An Napoleon.

Du haſt's gewagt, der Frieden iſt gebrochen! —
Mit frecher Lüge, die zum Himmel ſchreit,
Haſt, Frevler, Du zu Deinem Volk geſprochen,
Und es, durch Stolz bethört, mit uns entzweit,
Weil wir einmal begonnen, zu erſtarken,
So lang ſchon webend unſ'rer Macht Geſpinnſt,
Dieweil Dir ſelbſt in Deines Reiches Marken
Des Aufruhrs grimmer Geiſt entgegengrinst —
Deßwegen warfſt Du von dem morſchen Throne
Den Feuerbrand in unſ'res Friedens Zelt!
Deßwegen, Deines Volkes Ehr' zum Hohne,
Wardſt Du zum Lügner vor der ganzen Welt!
Und, o der Schmach! — ſtatt daß es Dich verachtet,
So jauchzt Dein Volk noch Deiner Lüge zu.
Des Neides Wahn hat ſeinen Geiſt umnachtet!
Es ſank ſo tief, wie längſt zuvor ſchon Du!

Nun wiß'! Das Eine wirſt Du wohl erreichen:
Es wird ein Schlachtfeld werden rieſengroß!
Vor nie geſchauter Unzahl blut'ger Leichen
Wird heimlich ſchaudern ſelbſt der Erde Schooß.
Es wird ein Seufzen ſein und Wehklagen
Aus all' der Sterbenden und Wittwen Mund,
So tauſendfach, wie nie ſeit alten Tagen
Auf einmal noch vernahm des Himmels Rund.
Wo Fleiß und Tüchtigkeit nur Segen ſchufen,
Da wird das Elend berghoch aufgethürmt,
Kommt plötzlich mit entmenſchten Racherufen
Des Krieges Furie dahergeſtürmt.
In Jahren wird der Nachweh'n herber Becher
Für unſer Volk, wie Dein's, geleert nicht ſein.
O Du gewiſſenloſer Friedensbrecher,
Ja, die Berechnung, ſie trifft ſicher ein!

Doch auch das And're wiß', Du falſcher Spieler,
Worin Du gründlich Dich verrechnet haſt!
Du glaubteſt Wunder als welch' guter Zieler
Du unſ'rer Schwäche Punkt in's Aug' gefaßt!

Digitized by Google

Schwarzweiß nur wähntest Du der Scheibe Farbe,
Doch sieh nun, wie sie schwarzrothgolden ist!
Blitzschnell verbrannt ward jede Hasses-Garbe,
Jüngst eingeheimst in unglückselgem Zwist.
Was allen Reden, Festen nicht gelungen,
Was wir umsonst ersehnt ohn' Unterlaß,
Des Vaterlandes Nothstand hat's erzwungen,
Zu Brüdern eint uns gegen Dich der Haß.
Dahin sind alle Stammesunterschiede.
's ist Jeder nur des einen Volkes Sohn;
Und Jeder singt im gleichen Rachelied:
„Fluch und Verderben Dir, Napoleon!"

Du trautest wohl dem Unheilsruf der Eulen,
Die brüteten in des Verrathes Nacht.
Doch sieh', zu himmelhohen Feuersäulen
Ist allwärts deutscher Treue Gluth entfacht!
Ein Jeder greift mit zorn'ger Faust zur Wehre,
Und wer's nicht kann, Der hilft daheim im Land.
Selbst Oesterreich steht fest zu deutscher Ehre,
Und drückt zum Siegeswunsch uns treu die Hand.
Ja, wiß'! Der Heldengeist der Freiheitskriege,
Er braust durch's Volk mit auserstand'ner Macht.
Wenn jetzt ein Arndt und Körner niederstiege,
Sie glaubten, ihre Zeit sei neu erwacht.
Wie über Deinen Ohm und Namensvetter
Wird Fluch um Fluch auch über Dich ergeh'n;
Und wie bei Leipzig einst ein Schlachtenwetter,
Das Dich vernichtet, Das ist unser Fleh'n!

So zieht geeint das deutsche Volk in Waffen
Voll Todesernst zum heil'gen Krieg heran.
Ob wir des Sieges Lorber einst erraffen,
Ob Du einst triumphirst auf blut'gem Plan —
Wer will schon jetzt die Prophezeiung wagen?
Drum werd' kein Hohn, kein Prahlen bei uns laut!
Wir wissen's, welchen Riesenkampf wir schlagen,
Wie nie zuvor die Erde noch geschaut,
Das aber wiß' auch Du, daß wir geschworen:
Es wird ein Kampf auf Leben und auf Tod!
Und ging' uns auch die erste Schlacht verloren,
Nun wohl, zur zweiten dann! — Was hat's für Noth?
Dir soll vor unsrem zähen Leben grauen! —
Doch Du? — fällt nicht in Trümmer gleich Dein Thron,
Wenn Dich Dein Volk einmal besiegt wird schauen? —
„Fluch und Verderben Dir, Napoleon!"

München, im Juli 1870.

Oskar v. Redwitz.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 93.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

„Ich glaube, das alte Weib ist selbst von ihren Dummheiten überzeugt," schalt Hans ergrimmt. „Du hättest ihr Deine Hand nicht geben sollen, Judica; ich war nahe daran, sie mit dem Stock über den Kopf zu schlagen, als sie mit den gierigen Augen wie eine Kröte in Dich hinein zu sehen suchte. Ich leid' es nicht, daß Jemand Dich so ansieht. Im Kopf steckt das Schicksal des Menschen, nicht in der Hand; alle Linien sind gleich darin, der Doctor Fabri hat es mir oft gesagt. Was hat sie Dir noch in's Ohr geraunt, Judica?"

Allein Judica lenkte von der letzten Frage ab. Sie war still und ging, ohne auf etwas mehr Acht zu geben, durch's Gedränge.

„Wir müssen ein Unterkommen suchen; es ist voll hier und wird schwer sein," — sagte sie endlich.

Hans fuhr wie aus dem Traum auf; ihre Lage kam ihm plötzlich wieder zum Bewußtsein.

„Ja, ein Gasthaus, dies wird eines sein," erwiderte er, verwirrt umherblickend.

Sie standen vor einem Einfahrtsthor, über dem sich als Wetterfahne ein verrosteter Messingochse drehte. Auf dem Flur wurde Bier aus mächtigen Fässern verzapft, drinnen in der Schänkstube saßen die älteren Bauern beim Kartenspiel. Eine rundgesichtige, — behäbige Frau kam mit einer Schüssel in der Hand und ging auf die Hofthür zu.

„Madame," sagte Hans, höflich seinen Filzhut abziehend.

Das gutmüthige Gesicht der Frau drehte sich um.

„Junger Herr, was wünschen's?"

„Können wir wohl hier im Ochsen über Nacht bleiben, meine Schwester und ich?"

Die Wirthin reichte dem herzutretenden Frachtmann die Schüssel mit dampfendem Fleisch.

„Da, Sebald, und mußt Dich sputen. Was meinten's, junger Herr?"

Hans wiederholte seine Frage.

„Wir wollen morgen früh weiter, in die Hauptstadt," setzte er hinzu.

Die gute Frau machte ein verwundertes Gesicht.

„Ueber Nacht?" sagte sie. „In meinem Hause ist kein Fleckchen, wo Sie vor dem Heidenlärm bis zum Morgen ein Auge zumachen könnten, und weiter finden Sie im ganzen Ort keines. Ach, du lieber Gott, wie kommen Sie denn um diese Nachtzeit hierher?"

Judica war ebenfalls hinzugetreten.

„Aber wir müssen doch irgendwo bleiben?" antwortete sie ruhig.

Die Wirthin schüttelte den Kopf.

„In die Stadt wollen Sie? Ja, man sieht's Ihnen an, daß Sie dahin gehören, Sie, liebes Fräulein, — Sie. Ach, das feine Kleid! Sebald, sind Deine Säcke sehr schmutzig? Man könnt' wohl eine Decke überlegen, was meinst Du? Aber es wird so kalt werden über Nacht."

Digitized by Google

Der Fuhrmann öffnete kauend den Mund.

„Gut's Mehl ist wärmer, als'n Bett. Man immer 'ruf, wenn's sein muß."

„Fahren Sie heute Nacht in die Stadt?" fragte Judica schnell.

Sebald kratzte sich den Kopf.

„Ja, Jungferchen, wissen's, wenn die Lise beim Grünen Baum vorbeigeht. Sie hat's manchmal so mit ihrem Kopf."

„Dummes Geschwätz; die Lise ist ein braves Pferd," fiel die Wirthin ein; „Du hast den Kümmel im Kopf, den Dir die braune Lotte im Grünen Baum schänkt; Saufaus. Ich will den jungen Herrschaften ein Paar Decken für die Nacht geben, die bringst mir am Dienstag wieder mit, Sebald. Und was Warm's müssen's vorher in den Magen bekommen. Heda, Franzel, zwei Gläser Punsch, schnell!"

Der Hausknecht stürzte fort; die Wirthin folgte ihm so eilig, als ihre Korpulenz verstattete. Hans flüsterte Judica in's Ohr:

„Alle Menschen helfen uns, — sobald sie Dich sehen. Ich glaube, Du bist eine Zauberin, Judica."

Sie glättete, ohne zu antworten, ihr Haar mit der Hand. Die dicke Frau kam mit ungeheueren Decken zurück und wickelte sorgsam das Mädchen in eine derselben ein. Dann knotete sie ihr ein Tuch um den Hals und sagte:

„Werden Sie mir nicht böse d'rum, mein Herzkind, aber ich kann nicht anders."

Und sie küßte Judica auf die Stirn und strich ihr mit beiden Händen zärtlich über's Haar. Sie ließ sich's nicht nehmen, das dampfende Punschglas, das der Knecht brachte, selbst an die Lippen des Mädchens zu halten, und dann arbeitete sie sich ächzend in den Wagen hinein, und wirthschaftete zwischen den Mehlsäcken herum, bis sie einen geschützten und leidlich bequemen Platz darin hergestellt hatte. In den packte sie Judica so vorsichtig, wie eine Krystallflasche, selbst hinein, verstopfte alle Ritzen und zerrte an dem Linnenzeug des Wagens, bis es ringsum dicht war. Endlich küßte sie ihren Schützling, der Alles wohlgefällig mit sich geschehen ließ, noch einmal und kletterte mühsam wieder auf die Erde hinunter. Hans griff verlegen in seine Tasche und stotterte, wie viel sie schuldig seien. Aber die Frau machte fast ein erzürntes Gesicht und meinte, sie habe eine recht große Freude gehabt, einem so süßen Geschöpf wenigstens in etwas helfen zu können, und es werde so am Besten sein, dann kämen sie in der Morgenfrühe in der Stadt an, wo Alles für solch' schönes Wesen passend und anständig hergerichtet sei. — „Und Sebald," raunte sie heimlich dem Fuhrmann zu, „daß Du Dich nicht bei der Lotte im Grünen Baum aufhältst, und such' einmal zu erfahren, wer sie sind und wie das liebe Fräulein heißt. Mußt aber nicht grob fragen, sondern so fein herauszuhören versuchen, weißt Du?"

„Soll besorgt werden und die Decken bring' ich auch mit," grinste Sebald und schwang sich vorn auf den Wagen. Er klatschte der Lise mit der Peitsche über den breiten Rücken, daß sie kräftig anzog, und das andere Pferd setzte sich, wie ihr geduldiger Schatten, von selbst in Bewegung. Der Wagen rumpelte noch einige Minuten über holprichtes Pflaster an den Häusern des Dorfes vorüber, dann rollte er auf die Chaussee hinaus und in die dunkle Ebene hinein.

Die Geschwister saßen, aneinander gelehnt, zwischen den Säcken. Allmälig legte Judica's Wange sich fester auf die Schulter ihres Bruders. Er zog seine Decke herab und wickelte sie noch dichter ein; sein linker Arm lag hart gegen die Kante eines vorspringenden Fasses, doch er regte sich nicht aus seiner unbequemen Stellung, um Judica's Schlaf nicht zu stören. Manchmal öffnete sie die Lippen und sprach einzelne Worte im Traum, von denen er: „Cölestine — Baron —" oder abgerissene Sätze aus Schiller's Tragödien unterschied. Dann lief es plötzlich wie ein Zittern durch ihren Körper, daß er es deutlich in dem seinen nachfühlte, und sie sagte ganz leise, als spreche sie es Anderen nach: „Bravo — bravo!" Doch zuletzt fielen auch seine Augen zu und er

Digitized by Google

träumte ebenfalls hastig unruhige Träume, daß er seine Schwester verloren und im dunkler Frostnacht auf ödem Felde nach ihr suchte, bis er vor Müdigkeit und Kälte in Schlaf fiel und müd' und kalt wieder aufwachte.

„Sehen Sie, das ist der Grüne Baum, Jungferchen," sagte Sebald plötzlich, sich umdrehend. „Die braune Lotte steht vorm Fenster, aber sie kriegt mich heut nicht herein, nee, sie kriegt mich nicht herein. Hot, Lise!"

(Fortsetzung folgt.)

Was schützt unsere Küsten?

Durch die Wiener Blätter schwamm vorvorigen Sonntag eine majestätische Ente, jedenfalls die fetteste, die in den letzten Wochen ausgebrütet worden ist. Jedes Wiener Journal hatte eine telegraphische Depesche aus Emden, laut welcher die französische Flotte dort gelandet sei, und eine ganze Armee zur Insurgirung des unzufriedenen Landes Hannover ausgesetzt habe. Eine Armee hatte die Flotte ausgesetzt, darüber war man einig, nur über die Stärke dieser Armee nicht. Während einzelne Journale sich mit 15,000 Mann Franzosen auf dem deutschen Boden begnügten, ließen andere die französische Flotte 25,000 Mann und darüber aussetzen. Jeder, der die Küstenverhältnisse unserer Nordsee einigermaßen kennt, hat über diese telegraphische Nachricht gelacht. Mit vielleicht einer einzigen Ausnahme war die bayerische Presse so taktvoll, von dieser Nachricht keine Notiz zu nehmen. Doch Dieß bei Seite, — dürfte es jetzt wohl an der Zeit sein, ängstlichen Gemüthern im Binnenlande auseinanderzusetzen, weßhalb eine erfolgreiche Landung der Franzosen an den deutschen Nordseeküsten sehr unwahrscheinlich, ja sogar unmöglich sein dürfte. Jeglicher Blick auf eine einigermaßen gute Karte zeigt uns, daß vom Zuyderse an bis nach Jütland hinauf an der ganzen Küste kein einziger Hafen existirt, der nicht in der Ausmündung eines bedeutenden Flusses läge. Das muß also doch wohl irgend einen Grund haben, denn z. B. liegen die Häfen des mittelländischen Meeres wie Genua, Livorno, Neapel nicht an der Mündung von Flüssen. Dieser Grund ist allerdings vorhanden, und zwar in der ganz eigenthümlichen Gestaltung des gesammten Küstenstriches. Die norddeutsche Hochebene dacht sich bekanntlich so flach in die See ab, daß, so lange Menschen dort wohnen, der furchtbarste Kampf zwischen ihnen und dem wilden Meere um die Erdscholle stattfindet. Alle die Inseln von Borkum an bis Sylt und weiter hinauf, waren einst Festland, ein Blick auf die Karte genügt, um Dieß zu beweisen, — denn die Gränze des jetzigen Festlandes läuft fast haarscharf parallel mit der Inselreihe, die längs unserer Küsten sich erstreckt. Sagt man doch, daß sogar Helgoland einst zum Festlande gehörte, und die Sage von den versunkenen reichen Städten und den herrlichen Ländereien kehrt hier öfter wieder als in der Ostsee. Es gibt sogar eine Geschichte, — grauenvoller durch die furchtbaren Verluste an Land und Menschenleben, als die blutigsten Kriege, und Das ist die Geschichte der Siege des Meeres in den mit entsetzlicher Regelmäßigkeit wiederkehrenden furchtbaren Springfluthen, die den Dollart und den Jahdebusen in das Land hineinr ssen wie die Zuyderse. So flach nun das Land in die See hineinläuft, daß nur die mit der ängstlichsten Sorge unterhaltenen Deiche es schützen können, und wenn die Fluth einigermaßen das gewöhnliche Niveau übersteigt, faktisch ein großer Theil der Küstenstriche namentlich an der Elbe und Weser unter dem Niveau des Wassers einzig geschützt durch die Deiche liegt, ebenso flach setzt es sich die Grenze des ehemaligen Landes bezeichnend unter dem Wasser fort, bis in die eigentliche hohe See und diese seltsame Bodengestaltung, die bei Fluth vollständig unter Wasser steht, bei Ebbe theilweise mit Schlamm bedeckt, trocken daliegt, nennt man das Watt, oder auch das Wattenmeer, sie ist die sicherste Schutzwehr unserer Nordseeküstenstriche. Es ist dieses Watt eine Gegend von unsäglichem Interesse für Jeden, der es einmal besucht hat. Wer einmal in

Digitized by Google

Dahnen, auf der nordwestlichen Spitze Deutschlands, der Grenze zwischen Elbe und Wesermündung war und den Weg nach der anderthalb Meilen entfernten Insel Neuwerk zu Fuß gemacht hat, wird dieß nie vergessen. Du stehst auf dem Deich, vor dir wogt eine unendliche Fluth, die deinem ungewohnten Auge schon die hohe See zu sein scheint, darin schmucke Schiffe, die hier landesüblichen Ever gleiten lustig unter vollem Segeldruck auf den hohen Wellen, die wild sich am Deiche zerschmetternd ihren Schaum bis zu dir hinaufsenden. Tief, tief am Horizont, da, wo der Himmel mit dem Meer zusammenzufließen scheint, ragt es wie ein dickes, unförmliches Mauerwerk unmittelbar aus dem Wasser herauf; was du da siehst, ist der Feuerthurm von Neuwerk. Wie wirst du lachen, wenn man dir sagt, daß du in kurzer Zeit da hinüber trockenen Fußes gehen kannst, daß ein sicherer Weg, freilich nur den hier Geborenen bekannt, hinüberführt nach der Insel, gerade hinüber, wo jetzt ein wildes schäumendes Meer seine gewaltigen Wellen wirft. Und doch ist es so, warte nur einige Stunden, und man wird dir sagen, jetzt hat die Fluth den höchsten Stand erreicht, und die Ebbe tritt ein. Wie wirst du staunen, wenn die gewaltige Wassermasse in den Boden zu sinken scheint, wenn allmählig Inseln aus der Fluth auftauchen, größer und größer werden, — und die weite Strecke endlich trocken daliegt im spiegelnden Glanz ihres dünnen Schlammüberzuges, der die Sonne merkwürdig reflektirt, daß dein Auge es kaum erträgt, ja dir wie die Wüste eine wunderbare Fata Morgana oft zaubert, die deinem Auge Schiffe zeigt, die drüben weit, weit in hoher See schwimmen. Jetzt kannst du an der Hand eines sicheren Führers getrost die Meilen lange Wanderung über den Meeresboden antreten. Sechs Stunden hast du vor dir, wenn du aber bis dahin die Insel und ihren sichern Boden nicht erreichst, wenn du ohne Führer dich hinein gewagt hast in diese trügerische Wüste, dann bist du unrettbar verloren, denn so sicher, wie du jetzt noch athmest, so sicher wird das Meer zurückkehren zu seiner Stunde und dich ohne Erbarmen verschlingen. Nun denke man sich, daß zur Fluthzeit ein Schiff in dieses Wattenmeer geräth. Unfehlbar wird es bei ablaufender Ebbe aufsitzen und warten müssen, bis die wieder eintretende Fluth es hebt und wieder hinausführt auf die sichere See. Die Wattenfahrer in ihren kleinen Booten machen sich nichts daraus, sitzen zu bleiben, und die Fluth abzuwarten, sie wissen gewiß, daß sie ihr kleines Boot wieder heben wird. Das ist aber bei jedem größeren Schiff nicht der Fall, denn dieses wird durch seine Schwere sich fest setzen im Sand und nicht wieder flott werden. Kommt dann zur einbrechenden Fluth ein frischer Wind, der eigentlich nie in diesen Breiten fehlt, dann zerschmettern die Wellen jegliches Menschenwerk, und sei es noch so fest gefügt. Sind doch die Schiffbrüche an diesen furchtbaren Küsten so häufig, daß fast jeder Badegast von Norderney und Helgoland aus eigener Anschauung davon zu erzählen weiß. Sind nun diese Schiffbrüche also nichts Außergewöhnliches, wenn alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, wenn alle Feuer brennen, wenn alle Bojen (schwarze und weiße Tonnen, die das Fahrwasser bezeichnen) liegen, wenn alle Feuerschiffe schwimmen, und jedes aus der See kommende Schiff seinen sicheren Lootsen an Bord hat, der am Tage durch die Bojen, bei Nacht durch die Feuerschiffe und Leuchtthürme geleitet seinen Weg findet, wie will sich ein Schiff in diese gefährlichen Gegenden begeben, jetzt, wo alle Feuer gelöscht, alle Bojen fortgenommen sind.

(Schluß folgt.)

Kellner: „Nun, Bäuerlein, heuer ist das Hen sehr theuer, nicht wahr?"
Bauer: „O ja, haben 's vielleicht Appetit?"

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 94.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Die beiden Schläfer in der Wagenmitte fuhren empor und blickten traumverworren auf. Die Sterne standen noch am Himmel, allein ein falber Morgenschimmer fiel bereits auf das vereinzelte Gasthaus, das am Wegrande stand und vor dessen offenem Fenster ein derbes Bauernmädchen mit ungewöhnlich dunkler Gesichtsfarbe den vorbeitrabenden Pferden verwundert und verblüfft nachschaute. Die Milde des Abends war einer scharfen Frühmorgenkälte gewichen, hie und da lag ein dünner Reifschleier auf den Steinen und Pfosten am Chausseerand. Judica zitterte, den beiden Decken zum Trotz, vor Frost und drückte sich, verschlafen schaudernd, enger in die Arme ihres Begleiters, während Sebald, der bisher nur ab und zu ein Bischen mit dem Kopf genickt hatte, — unbekümmert fortperorirte.

„Sehen Sie, von hier, Jungferchen, habe wir noch ä halbe Stund' in die Stadt, wissen Sie natürlich nicht, wenn Sie's mit Ihren kleinen Füßen gehen sollten, Jungferchen, sondern wenn die Lise ordentlich ausgreifen thut —"

Doch weder Judica noch Hans vernahmen die Auseinandersetzungen von Lise's Vorzügen und Untugenden, die allmählig und unwillkürlich in eine Enumeration der Tugenden und Mängel der braunen Lotte übergingen. Sie sahen auch nichts von den weißen Landhäusern, die gespensterhaft aus der Dämmerung rechts und links aufzutauchen anfingen, bis sie näher aneinanderrückten und eine von Gärten unterbrochene Straße zu bilden begannen. Sie fuhren jetzt nicht mehr allein durch die Nacht; allerhand kleine und größere Wägelchen, mit Gemüsen und sonstigen Eßwaaren bepackt, rollten, bald von einem fetten Esel, bald von einem knochendürren Gaul gezogen, — vor ihnen auf, und wurden von der braunen Lise und ihrem Gefährten überholt. Vor ihnen ward die Gasse enger; hohe, altmodische Häuser traten an die Stelle der eleganten Villen der Vorstadt. Die Chaussee hörte plötzlich auf, die Räder trafen hart auf das Steinpflaster und die Geschwister fuhren erschreckt in die Höh'.

„Wir sind da, Judica!" sagte Hans.

Das Mädchen rieb sich die Augen und blickte umher. Sie fuhren aus einer Gasse in die andere, über alte Plätze, auf denen schweigsame Steinsäulen standen, über Brücken, unter denen, kaum noch erkennbar, trübes Wasser fortrauschte. Aber Alles lag noch wie todt im Morgengrauen; draußen auf den Feldern glänzte der Tag schon, doch hier, — zwischen die hohen Giebelhäuser, fiel er kaum herein.

Dem jungen Paar war Alles fremdartig, was an ihnen vorüberzog; allein in ihren Augen lag es weniger wie Neugier, — als wie eine Art heimlicher Scheu. Sie saßen Hand in Hand, doch sie sprachen nichts. Nun wandte Sebald sich wieder um und fragte:

„Wo soll ich Sie absetzen, Jungferchen?"

Digitized by Google

Judica sah Hans verlegen an, — und der Letztere erwiderte nach einigem Zögern etwas kleinmüthig:

„Sie sollen um unseretwillen keinen Umweg machen, — wir fahren mit dahin, wo Sie anhalten."

„Also in den „Borstigen Igel," — versetzte Sebald, mit der Peitsche knallend. — „Hot, Lise!"

Noch etwa eine Viertelstunde durch düstere, immer enger werdende Gassen, und Lise bog von selbst von der Straße ab, durch eine dunkle Einfahrt in einen, — von hohen Hauswänden umgebenen, unfreundlichen Binnenhof hinein. Sebald sprang von seinem Sitze herunter und bemühte sich, einen einigermaßen bequemen Wagentritt für seinen weiblichen Fahrgast herzustellen. Er krümmte zu dem Zweck seinen breiten Rücken in Form eines Winkelmaaßes zusammen und sagte:

„Treten Sie nur auf die linke Schulter, Jungferchen. Geniren Sie sich nicht, ich muß manches Butterfaß auf dem Buckel tragen, das noch 'mal so schwer ist."

Judica brach über das seltsame Compliment in ein Gelächter aus, daß sie fast auf ihrem beweglichen Wagentritt das Gleichgewicht verlor. Doch sie kam gewandt zur Erde und wickelte sich aus den Decken los, die der Fuhrmann wieder auf den Wagen legte. Judica, welche bemerkte, daß Hans in Verlegenheit abermals in die Tasche greifen wollte, kam ihm zuvor und reichte Sebald freundlich die Hand entgegen.

„Mein Bruder und ich danken Ihnen sehr und bitten Sie, die gute Frau Wirthin auf's Beste von uns zu grüßen."

Sebald sah unruhig auf die kleine Hand des Mädchens, dann auf seine große, die, um die Wahrheit zu sagen, von seinen verschiedenen Handthierungen allerdings auf Kosten ihrer Reinlichkeit einige unverkennbare Spuren zurückbehalten hatte. Endlich wickelte er, wie von einem plötzlichen Entschluß erleuchtet, — die seinige in einen Zipfel seines blauen Zwillichkittels und erfaßte, durch Vermittelung dieses ungewöhnlichen Handschuhes, die Finger des Mädchens.

„Jungferchen," sagte er schüchtern, „es ist mir über Nacht so gekommen, als ob die braune Lotte und ich doch nicht zusammen passen thäten. Es hat mir was gesagt, ich soll nicht mehr im „Grünen Baum" verkehren, Jungferchen."

Judica sah ihm ermuthigend in's Gesicht; — der ehrliche Bursch suchte an seinem Kittel nach Worten umher und fuhr stotternd fort:

„Ich meine, Jungferchen, daß es vielleicht — wenn sie einen Kutscher oder so was brauchen thäten — sehen Sie, die Lise ist ein braves Pferd und hält noch ihre zehn Jahre aus — es ist mir nur darum, weil mir der Weg von Winfeld hierher noch nie so kurz vorgekommen ist, als heute Nacht —"

Hans drehte sich hastig um.

„Von Winfeld?" wiederholte er. „War das Dorf, von dem wir hierher gefahren, Winfeld?"

„Das ist es all' mein Lebtag gewesen," betheuerte Sebald.

„Hans hatte eine Frage auf den Lippen, die er hinunterschluckte, und wandte sich gedankenvoll ab. Judica erwiderte ernsthaft:

„Wenn ich einen Kutscher brauche, so verspreche ich Ihnen, daß ich an Sie denken will, Sebald."

„Ich bin jeden Montag und Donnerstag hier im „Borstigen Igel," versetzte der Fuhrmann, „und — nehmen Sie's nicht für ungut, Jungferchen, wenn Sie mir sagen wollten, wie Sie heißen thun, so könnte ich wissen, wenn Sie sich nach mir erkundigt gehabt hätten."

Mit dieser schlagenden Logik, an der er, — der Mahnung der Winfelder Wirthin gemäß, die Nacht hindurch gearbeitet hatte, war Sebald's Beredsamkeit auf den Höhe-

Digitized by Google

punkt gelangt, und schien so außer Athem dort angekommen, daß er kein Wort mehr beizufügen im Stande war. Ueber Judica's Gesicht flog eine hastige Röthe.

„Meinen Namen?" — murmelte sie verlegen.

„Sie ist meine Schwester und heißt Judica Reinhardt," antwortete Hans für sie bestimmt. „Adieu, Sebald, — wir kommen jedenfalls einmal nach Winfeld und sehen uns wieder."

Damit nahm er den Arm Judica's und trat auf die enge Straße, die sich allmälig zu beleben anfing, in die fremde Stadt hinaus. Sebald sah ihnen nach.

„Reinhardt," wiederholte er, „hab' den Namen schon irgendwo gehört; hab' auch etwas wie den jungen Herrn schon irgendwo gesehen. Aber noch niemals etwas, wie das schöne Jungferchen. Hu, die braune Lotte! Bist ein Narr, Sebald! Was willst du, Sebald? Möchtest du auch das Jungferchen noch einmal ziehen, Lise?"

Er fuhr sich mit dem blauen Aermel über's Gesicht, — trat in die Einfahrt und starrte Hans und Judica nach, bis sie um die Ecke der Straße verschwanden.

Die Straße mündete auf einen Marktplatz aus, an welchem Judica anhielt.

„Hier wollen wir uns trennen," sagte sie; Du gehst zum Herrn Sonnewald, Hans, doch er muß Dir das Versprechen geben, nichts von unserem Hiersein nach Werdach zu schreiben. Sag', ich ließe ihn darum bitten."

„Und Du, Judica," fragte Hans verwundert, „wo willst Du so lange bleiben?"

„Ich muß allein gehen," antwortete sie kurz; „an dieser Stelle wollen wir uns um Mittag wieder finden, merke sie Dir genau." Sie schüttelte auf seine Einwendungen nur mit dem Kopf. „Du weißt, ich thue was ich will und wie ich es will. Also hier auf Wiedersehen! Leb' wohl, Hans!"

Er blickte ihr ungefähr ebenso nach, — wie der Frachtfuhrmann aus Winfeld es gethan. Fast alle Männer, die ihr auf der Straße begegneten, thaten es. Ihre Schönheit war auffallend, wie ihre Kleidung; am Befremdendsten in der ungewöhnlich jugendlichen Erscheinung aber vielleicht die sichere Würde, mit der sie auf dem Trottoir entlang schritt. Die Straßen fingen jetzt an sich zu beleben; es waren meistens Geschäftsleute, die sich in ihre Comptoirs begaben, welche ihr entgegen kamen und sie forschend ansahen.

Judica fühlte von Jedem, daß sein Auge auf ihr ruhte; eine leichte Röthe stieg ihr in's Gesicht, die ihre Schönheit erhöhte, doch sie blickte nicht befangen vor sich nieder, sondern schlug ihre Augen unbeirrt auf, sobald ein Gesicht ihr Interesse erweckte. Nur vermied sie es, Männer nach dem Wege zu fragen, den sie verfolgte. Sie zog ihre Erkundungen nach der Wallstraße bei den Obst- oder Kuchenfrauen an den Ecken ein und bewies ein unkennbares Talent, sich nach den umständlichen Erläuterungen der alten Weiber zu orientiren. Der Weg war weit und lenkte immer tiefer in ein altstädtisches enges Gassenlabyrinth ein. Die Häuser erschienen immer baufälliger, in der Mitte der feuchtkalten Gäßchen war eine schmutzige Gasse, fast überall waren Leute beschäftigt, Vorsetzläden von niedrigen Fenstern fortzunehmen, hinter denen der wunderlich bunte Inhalt von Trödelbuden zum Vorschein kam. Alter, mehr als halb zerbrochener und allem Anschein nach mehr als ganz nutzloser Hausrath ward anlockend in die Oeffnung der schmalen Thür gerückt und von trübseligen Weibergestalten nicht minder begehrlich angestarrt, als die Auslagen der großen Juwelierläden auf den Hauptstraßen von den Straßentretern der vornehmen Welt. Judica fing an, langsamer und ungewisser zu gehen; manchmal zögerte ihr Fuß, als ob er überlege und in seinem Entschluß zu wanken beginne.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Was schützt unsere Küsten?

(Schluß.)

Es wäre ein Wahnsinn, der sich furchtbar rächen würde, hier einen Landungs-Versuch zu machen, um eine Armee auszusetzen. Man wird mir nun einwenden, daß auch wahrscheinlich die französische Flotte nicht an der offenen Küste, sondern eben in einer Strommündung landen werde, habe doch die falsche telegraphische Depesche ja von Emden gesprochen, — von Emden, das einen sicheren Hafen in der Strommündung der Ems habe, in die jedes Kriegsschiff hineinlaufen könne. Das bestreite ich aber eben; gerade das Fahrwasser der Strommündungen ist das gefährlichste. Die Mündungen der Elbe und Weser sind als die schlimmsten Gewässer auf dem Erdball bei allen befahrenden Nationen verrufen und die schrecklichen Barren des Vogelsandes, des Knechtsandes, der Schaarhörn, Mellum ꝛc. haben so manches stolze Schiff, das glücklich und schwerbefrachtet allen Gefahren des indischen Oceans, des Pacific und des atlantischen Meeres entronnen, hier im Angesicht des Hafens verschlungen. Erinnert sich doch Jeder, der von Bremen oder Hamburg aus nach Helgoland gefahren ist, — mit welcher ängstlichen Sorgfalt Kapitän und Lootse auf der Brücke zwischen den Radkästen stehen, um das Schiff zu lenken und doch, trotz der kundigsten Führung, trotzdem der Weg durch die Bojen genau bezeichnet ist, wie manchmal rennen sie noch auf! Passirte es doch dem König von Preußen im vorigen Jahre selbst, daß der stolze Dampfer, der ihn trug, unfern von Glückstadt aufrannte und sitzen blieb, so daß das Oberhaupt des norddeutschen Bundes es sich gefallen lassen mußte, umzusteigen und in einem kleinen Schiff die Reise fortzusetzen. Nun sind gegenwärtig nicht nur, wie schon bereits erwähnt, alle Feuer gelöscht, alle Bojen und Backen entfernt, sondern die Barren der großen Ströme wie Elbe, Weser, Jahde, Ems sind auch durch versenkte Schiffe und Torpedos vollständig unfahrbar gemacht, und überdieß hat Preußen seit 1866 so ausgiebig für die Küstenbefestigung gesorgt, daß die französische Flotte eines nur zu warmen Empfanges sicher sein darf. Die große Krupp'sche Kanone, welche bekanntlich auf der Pariser Weltausstellung die Franzosen so gründlich geärgert hat, befindet sich in Kiel und freut sich unendlich darauf, die Herren Franzosen wieder zu begrüßen. Dieses eine Geschütz kennt Napoleon persönlich und soll es vielmals sehr bedenklich betrachtet haben. Aber es hat Schwestern bekommen, welche die Franzosen noch nicht kennen und über die sie sich sehr wundern werden. Die werden den Feind schon begrüßen und wie das unendliche Wattenmeer unsere norddeutschen Küsten vor dem Feinde schützt, so sind die Ostseehäfen durch die wackeren Töchter Krupp's vollständig gesichert, und hinter diesen steht eine Küsten-Armee, mit der die Herren auch noch fertig werden müssen, ehe sie nach Berlin gehen. Also ruhig Blut und bange machen gilt nicht!

Ein General und sein Feldprediger kamen auf einem Spaziergange zu dem von Raben umschwärmten Galgen. Neckend sagte der General: „Wie doch die Raben gleich den Schwarzrock kennen und ihn freudig begrüßen." — „Ja," erwiderte der Prediger, „sie denken, ich bringe ihnen etwas."

(Herr zu einer Dame im Eisenbahnwaggon): „Der Abschied von Ihrer Freundin wird manche Thräne gekostet haben, nicht wahr, Fräulein?" — Fräulein: „Ach ja, — mein Herz ist centnerschwer." Conducteur (der eben die Billete abnimmt): „So? dann belieben Sie 60 Pfund Uebergewicht zu bezahlen."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 95.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Judica warf scheue Blicke nach oben auf das nicht sehr reinliche Bettzeug, das sich verschwenderisch aus Dachlucken hervordrängte, und ihr auf den Kopf zu fallen drohte. Fast ängstlicher noch maß sie die Gesichter der Männer, die aus den Hausthüren hervorlauerten und jetzt Alle einen gleichartig fremden Typus mit dunkler Gesichtsfarbe und verschmitzten Zügen darboten. Es war zu merken, daß ihr Erscheinen hier noch mehr auffiel, als in den breiten Straßen, welche sie vorher durchwandert. Hinter ihr zischelte es, wenn sie vorüber war, und vor ihr drängten sich Köpfe an's Fenster und gafften sie neugierig an. Auch ihr Orientirungs-Vermögen ließ sie in dem Gassenknäuel im Stich. Ihr Muth sank immer mehr, die Thränen traten ihr in's Auge und sie ging nur noch auf's Gerathewohl mechanisch vorwärts, um der unheimlichen Welt, die sie umgab, zu entrinnen. Doch sie fand keinen Ausweg und trat endlich zaghaft mit der Frage nach der Wallstraße an zwei ältere Männer heran, die in eifrigem Discurs vor einem Laden standen, dessen Fensterpfosten mit schmierig aussehenden Kleidungsstücken behängt waren. Der, den sie angeredet hatte, rückte eilfertig mit seiner plumpen, schwarzbehaarten Hand an die Mütze und flüsterte vertraulich:

„Wollen Sie zum Samuel Eppsteiner in der Wallstraße? Sie sollten nicht zu ihm gehen, ich versichere Sie, es ist a Jüd', der Sie schneiden wird, wie er kann, — Was haben Sie? Ich werde Ihnen geben fünfundzwanzig Prozent mehr als der Eppsteiner. Ich will Ihnen geben für das Kleid, das Sie tragen auf Ihrem schmucken Leib, vierzehn Thaler baar auf den Tisch."

Judica stieß athemlos heraus, daß sie das Haus Nro. 7 in der Wallstraße suche, in welchem eine Freundin von ihr wohne. Ein nicht unschöner, — aber unverkennbar orientalischer Weiberkopf — reckte sich neben ihr aus dem Fenster und wiederholte ihre letzten Worte.

„Ach so, ane Freindin will's besuchen in der Nummer sieben, das Fräulein, hörst Du nicht, Aaron — ach so." Die Frau legte ihre fleischige Hand auf die Schulter des Trödlers, der ungeduldig erwiderte:

„Gott, ich hab's gehört, Rebecca, was geht's Dich an?" Dann trat er noch einen Schritt näher an Judica heran, blinzelte mit den Augen und fuhr leiser fort: „Aber Sie sollten doch nicht mitnehmen dies extrafeine Kleid in der Wallstraße Nro. 7."

Judica verstand nichts von dem, was gesagt worden, doch der zutrauliche Ton des Juden und die spöttisch musternden Augen der Frau — jagten ihr alles Blut in die Schläfen, das sie mit hochrothem Gesicht sich antwortlos abwandte und eilig die Straße hinunter lief. Aaron blickte ihr nach und runzelte verdrießlich die Stirn.

„Hätt'st Du nicht geschwatzt so dummes Zeug, Rebeccchen," sagte er ärgerlich, „so hätt'st Du jetzt ein seidenes Zeug auf dem Leibe, was kostet die Elle zwei Thaler vier-

Digitized by Google

undzwanzig Groschen. Ich wollt's kaufen für Dich, einfältige Rebecca; was geht's Dich an, ob das Mädchen noch etwas Anderes will verhandeln, als die kostbare Robe?"

Er trat knurrend in die Thür. Judica hob, wie sie hastig um die Ecke der Straße bog, mechanisch die Augen. An der Wand eines Hauses, das sich nur durch die Mitwirkung einer unbegreiflichen, jedenfalls unphysikalischen Kraft noch aufrecht zu halten schien, war ein Fuß langes Quadrat einmal mit einer schwarzen Tinktur überstrichen gewesen, auf der einmal vor eben so langer Zeit mit weißer Farbe ein Name gestanden. Die Angst schärfte den Blick des Mädchens, daß sie instinktmäßig die Rudimente der ehemaligen Schriftzüge in ihrem früheren Glanz wieder aufsuchte und sie als den lange gesuchten Wegweiser nach dem Ziel ihrer Irrfahrt erkannte. Die Wallstraße verdiente eigentlich weniger den Namen Gasse als Gosse, denn sie schien nur aus einer solchen zu bestehen. Alle ihre Häuser ähnelten merkwürdig dem ersten, das gleichsam als Titelblatt an der Spitze eines zerlesenen, widerwärtigen, schmutzigen Buches prangte. Schwarze Balken, die sich überall bald hoch, bald niedrig über die Gasse erstreckten, erregten das Gefühl der Nothwendigkeit, um eine noch weiter gehende Annäherung der Häuser aneinander zu verhüten. Es überlief Judica mit einem Schauder, wie sie in die finstere, unheimliche Enge vor sich hinein blickte. Sie hatte sich Alles gar anders gedacht, seit manchem Jahr schon, wovon die zufriedenen Insassen des Pfarrhauses zu Werdach keine Ahnung besessen. Hier hatte ihre Phantasie geweilt; sie wußte, daß ein Tag kommen werde, an dem sie hier stände. Wo aber war das freundliche Zimmer, vor dessen Fenstern Blumen standen, die auf altersgraue Dächer und ehrwürdige, sagenumwobene Thürme hinaussahen — in dem eine hohe, ernste und doch liebliche Frauengestalt, wie sie aus den Erzählungen der Pflegeeltern vor dem Gemüth des Kindes aufgestiegen, wie sie in ferner, märchenhafter Erinnerung von den flackernden Kerzen des Dorftheaters lichtumflossen vor ihrer eigenen Seele stand, nach der es sie einsam im Wald und Feld so oft mit unnennbarer Sehnsucht überkommen, an der ihr ganzes Herz sich festgeklammert, sie wußte nicht weßhalb, seitdem sie sich mit den großen, unbeweglichen Augen nächtlich über sie gebeugt und kühlenden Trunk an ihre heißen, kranken Kinderlippen geführt — die ihr entgegen fliegen und sie in die Arme schließen, und ihren Kopf unter dem langen, schönen, gelösten Haar an der Brust verbergen mußte, wie sie es damals gethan?

Barg die düstere, abschreckende, unheimliche Wallstraße mit den frechen Gesichtern, die aus den schmalen Fensteröffnungen hervorgrinsten, die Erfüllung aller dieser langgehegten Sehnsucht? Konnte sie die Träume bergen, die am sonnbeglänzten Waldrande, über dem der blaue, unbegrenzte Himmel lag, aufgegangen? Hier, wo die Sonne nicht hinein fiel und Dunst, Rauch und vermorschtes Gebälk den Himmel verdeckte?

Die Welt ist anders, Judica, anders als die Träume, die der Gedanke in sicherem Winkel spinnt, sie gestalten. Jeder Nacken muß sich beugen, Judica, und will er es nicht unter die weiche, sorgliche Hand der Liebe, muß er es unter den harten Arm des Lebens. Es ist noch kein dornenvolles Geschick, wie der flüchtige Unmuth es heißt, in stiller Weltabgeschiedenheit emporzuwachsen, von treuen Händen behütet zu werden, auch wenn die Hände manchmal anders wollen, als dein kindischer Trotz. Vielleicht ist nicht nur die Welt, vielleicht sind auch die Menschen gar anders, als die Traumbilder deiner Seele. Kehre um, Judica, du stehst auf der Schwelle. Tritt nicht über sie hinaus — jenseits führt der Weg nicht mehr zurück in's stille Pfarrhaus von Werdach.

Könntest du den Blick des Vaters, könntest du die Thränen der Mutter ertragen, wenn sie dich hier in diesem Augenblick gewahrten?

„Ich habe nicht Vater noch Mutter," sagte das Mädchen leise vor sich hin. Aber ein Frösteln durchrann ihre Glieder; es wehte kühl aus der engen, sonnenlosen Wallstraße herauf.

Was würde Hans, der gute, treue Bruder sagen, wenn er dich hier sähe?

Digitized by Google

Judica's Herz schlug heftig. Sie drückte die Hand athemlos darauf.

„Ich muß zu ihr, ich kann nicht anders," murmelte sie, die Augen schließend.

Mußt du — so geh'. Ist etwas in dir, das übermächtiger ist, als die ganze Vergangenheit deines jungen Lebens, als die Treue, die Sorge, — die Liebe aller jener Gestalten, die du bis gestern Vater, Mutter und Bruder genannt — so geh'!

Und Judica öffnete die Augen wieder und ging vorwärts.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler-Berichtigung. In der vorigen Nummer (94) des Postboten sind folgende Setzfehler uncorrigirt geblieben, um deren Berichtigung gebeten wird. Seite 375. letzter Absatz. Zeile 5 lies Erkundigungen — statt Erkundigung:n; Zeile 6 ein unverkennbares Talent — statt unkennbares; Zeile 9 eine schmutzige Gosse — statt Gasse.

Moltke.

Ueber den Generalstabschef v. Moltke bringt die Wiener „Montags-Revue" folgenden Artikel: Bei Ausbruch des preußisch-österreichischen Krieges von 1866 war der, wenn auch nicht nominelle (denn das war König Wilhelm selbst), so doch faktische Oberbefehlshaber der preußischen Armee, Generallieutenant v. Moltke, für die ganze Welt so ziemlich ein homo novus. Der fünfzigjährige Friede, dessen Preußen, das Jahr 1848 und die Tage des schleswig-holsteinischen Feldzugs abgerechnet, sich seit der Niederwerfung des ersten Napoleon zu erfreuen hatte, ein Friede, der zur materiellen und geistigen Hebung des Landes wacker ausgenützt worden, konnte seiner Armee keine praktische Kriegsschule sein. Um der Erstarkung des Heeres konnte nur theoretisch gearbeitet werden, und so war auch Alles, was man von den besten Offizieren der preußischen Armee wußte, nur das Eine, daß sie in der Kriegswissenschaft tüchtig Bescheid wissen. Von Moltke selbst war dieß militärischen Kreisen in erster Reihe bekannt. Waffenthaten konnte man keine von ihm wissen, weil er solche zu vollführen nicht die Gelegenheit hatte. Kriegswissenschaftliche, taktische Studien füllen seine ganze militärische Thätigkeit, seine Dienstzeit vom Jahre 1825, wo Moltke in den Generalstab rangirt wird, bis 1866 aus. Gehen wir den Spuren seiner Carrière nach. Moltke ist am 26. Oktober 1800 im Mecklenburgischen geboren. Vater Moltke, selbst gewesener Offizier der preußischen Armee, wandert bald nach Hellmuth's Geburt sammt Familie nach Holstein aus und erzieht da seine Kinder in gutpreußischem, militärischem Geiste weiter. Zwölf Jahre alt, wird Hellmuth sammt seinem älteren Bruder nach Kopenhagen in die Landkadettenschule geschickt und verbleibt daselbst in strenger Zucht den ganzen langjährigen Kursus hindurch. 1820 nach Holstein in's Vaterhaus zurückgekehrt, verweilt er daselbst, mit weiterer Selbstausbildung emsig beschäftigt, zwei Jahre lang. 1822 entscheidet sich Vater Moltke für den Eintritt Hellmuth's in die preußische Armee. Moltke tritt als Sekondelieutenant in's 8. Leib-Infanterie-Regiment. Des jungen Lieutenants Strebsamkeit wird maßgebenden Orts bald erkannt, und Moltke kömmt auf die Kriegsschule nach Berlin. Seine sich daselbst bewährenden ausgezeichneten Qualitäten bewirken seine Verwendung zu größeren Arbeiten. Unter General Müffling nimmt er die topographischen Vermessungen Posens und Schlesiens vor, avancirt rasch zum Hauptmann und wird als solcher zur Dienstleistung dem Generalstabe zugetheilt, und schon nach zwei Jahren demselben einrangirt. Sieben Jahre lang verbleibt er in dieser Rangstellung. Vom General Krauseneck als die tüchtigste wissenschaftliche Kraft des Stabes erkannt und gewürdigt, werden ihm Mittel zu weiterer praktischen Erfahrung gewährt. Er erhält die Erlaubniß, Reisen zu machen, und als es sich bei Ausbruch des türkisch-russischen Feldzugs um Absendung eines preußischen Generalstäblers in's türkische Hauptquartier handelte, fällt die Wahl auf den Hauptmann v. Moltke. Vier Jahre

Digitized by Google

lang währt der Aufenthalt des jungen Offiziers in der Türkei. Vom Sultan Mahmud Ali Pascha liebgewonnen und seiner militärischen Einsicht wegen hochgehalten, bittet man sich ihn von der preußischen Regierung zu wichtigen strategischen Arbeiten aus. Moltke muß an der Seite des Sultans Rumelien bereisen, Pläne von Varna, Schumla, Silistria aufnehmen, das türkische Heer organisiren u. A. m. Und diesem vierjährigen fruchtbaren Aufenthalt Moltke's in der Türkei verdanken die Heimath und weitere militärische Kreise einige touristische, wissenschaftliche und künstlerische Leistungen. Moltke's Berichte und Briefe über türkische Zustände und Begebenheiten in den ereignißreichen Jahren von 1835 bis 1839 erregen allgemeine Aufmerksamkeit, sein anonym erschienenes Geschichtswerk: „Der türkisch-russische Feldzug", macht durch Gründlichkeit, historische Auffassung und anziehende Darstellung Aufsehen. Zeichnungen von Moltke's Hand, die „Dardanellen", „Konstantinopel", den „Bosporus" darstellend, werden im Stich herausgegeben. Seine reiche, vielseitige Thätigkeit in der Zeit des türkischen Aufenthaltes bringt dem heimgekehrten Hauptmann das langersehnte Avancement zum Major und verschafft ihm die spezielle Gunst des soeben zum Throne gelangten, so wissenschaftsliebenden Friedrich Wilhelm IV. Für ein rascheres Avancement im Generalstabe ist nun freilich gesorgt. Moltke wird 1845 zum persönlichen Adjutanten des in Rom lebenden, zum Katholicismus übergetretenen königlichen Oheims, Prinz Heinrich von Preußen ernannt und verbleibt zwei Jahre in dieser Stellung. Aus diesem römischen Aufenthalte, der so viel der schönsten Anregungen bot, rühren auch Moltke's „Contorni di Roma" her, die 1849 im Stich erschienen. Nach dem Tode des Prinzen Heinrich in's Vaterland zurückgekehrt, wird Moltke (1848) Chef des Stabes des vierten Armeekorps mit dem Sitze in Magdeburg, und während der sieben Jahre, die er in Magdeburg verweilt, Oberstlieutenant und Oberst. Nach Berlin versetzt, wird er 1856 Generalmajor und schon nach drei Jahren Generallieutenant. Als solcher erlangt er die Ehrenstelle eines persönlichen Adjutanten des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, begleitet ihn zur Verlobungsreise nach England und wird 1860 Chef des Generalstabes der Armee. Sechzig Jahre alt hat er in mühsamer Friedensarbeit die oberste Stufe der Offiziersleiter erklommen. Seine Kriegswissenschaft aber, all' die Vorräthe seiner taktischen Studien seinem Vaterlande in einem Kriege nutzbar zu machen, hat Moltke keine Aussicht. Für den deutschen Bundestag ist er wohl thätig, bereist in dessen Auftrag die norddeutsche Küste, arbeitet ein gemeinsames Vertheidigungssystem für alle deutschen Küsten aus, dasselbe wird aber nach rascher hoher bundestäglicher Erledigung, d. h. drei Jahre nach seiner Vorlage, verworfen. Auch der schleswig-holsteinische Feldzug thut nichts für Moltke's Ruhm.

(Schluß folgt.)

Während des Krieges kam eine alte Frau in einen Dorfladen, um Lichter zu kaufen. Auf die Frage, warum die Lichter so viel theurer seien, als früher, sagte der Laden-Inhaber: „Das ist wegen des Krieges." — „Ist's möglich?" antwortete die Frau, „sechten sie jetzt bei Licht?"

Ein Irländer hatte sich ein Schwein gekauft, um es fett zu machen; aber einen Tag fütterte er es übermäßig, den anderen Tag ließ er es wieder hungern. Als man ihn fragte, warum er das thäte, entgegnete er: „Ei, ich will gut durchgewachsene Schinken, zwischen jeden Streifen Fett einen Streifen mageres Fleisch und so fort."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 96.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Judica suchte an den Hauswänden nach den Zahlen, allein manches Gebäude hatte sich der Nummer, die es unter die Wohnungs-Anstalten der Großstadt einrangirte, — vielleicht als lästig, längst entledigt. Wer in ihm hauste, kannte sein Quartier zur Genüge, und Fremde hatten nichts darin zu suchen. Manchmal führten steile, halsbrecherische, von Jahrhunderten ausgetretene Treppen ohne Außenthür direkt in's Innere hinauf. — Zerlumpte Kinder saßen auf den untersten Stufen, schnitten Judica fratzenhafte Grimassen zu, und schrieen ihr nach. Sie mußte sich endlich entschließen, doch wieder zu fragen, und that es bei einer robust, aber ehrlich aussehenden Frau, welche mit aufgekrämpelten Aermeln vor der Thür stand und ihre derben, verwaschenen Fäuste in der grauweißen Lauge eines vor ihr stehenden Zubers vertiefte. Die Wäscherin hielt eine Sekunde in ihrer Beschäftigung inne und musterte die Fragestellerin mit forschenden Augen, dann deutete sie achselzuckend über die Schulter auf ein schräg gegenüber liegendes Haus, und begab sich mit verächtlicher Miene wieder an ihre Arbeit. Judica dankte und wandte sich schnell ab. In ihrem Kopfe begann sich Alles durcheinander zu wirren, nur der eine Gedanke, ihre Absicht durchzusetzen, stand noch vor ihrem Bewußtsein. Sie trat rasch in die bezeichnete Thür und eilte die etwas breitere und sorgsamer gehaltene Treppe hinauf, die auf einen weiten, fast lichtlosen Vorplatz führte. Es mochten da Thüren sein, die sie nicht sah, denn ein lautes Lachen und Lärmen klang von einer Seite. Judica horchte eine Weile, dann tappte sie zitternd durch das Dunkel auf die andere Seite hinüber, wo sie im Dämmerlicht den Umriß einer Thür unterschied. Sie lauschte; — es war still dahinter. Sie pochte leise, und eine unsichere weibliche Stimme rief: „Herein!"

Als sie öffnete, starrte ihr ein todtenblasses Mädchen mit großen, ruhelosen Augen verwundert in's Gesicht. Judica fragte stotternd:

„Wohnt Fräulein Cölestine hier?"

Die Fremde schüttelte nachlässig den Kopf.

„Cölestine," wiederholte sie, „nein, es ist keine Cölestine bei uns."

Die schwarzen Augen, die sich in ihr Gesicht hineinbohrten, würden Judica immer unheimlicher. Sie murmelte zurücktretend eine Entschuldigung, und faßte wieder nach der Thürklinke, als das Mädchen rasch vorwärts trat und sie mit ihren mageren Fingern wie mit einer Eisenklammer am Handgelenk festhielt.

„Was wollen Sie hier, Kind? Wie kommen Sie hierher?" — fragte sie mit harter Stimme.

Judica stammelte, daß sie eine Freundin suche; die Fremde stierte sie wie leblos an.

„Haben sie auch Dich?" stieß sie dumpf, wie mit einem Geschrei, aus. Ihre Brust keuchte. „Bin nicht auf Freundschaft," fuhr sie, wild auflachend, fort, „mich hat auch meine Freundin hierher gebracht. Aber sie sollen Dich nicht haben — ich will Deine Freundin sein, ich! — Komm!"

Digitized by Google

Sie zerrte Judica ungestüm aus der Thür über den Vorplatz an die Treppe zurück. Die in eine fremde, unheimliche Welt versetzte Pflegetochter des alten Pastoren von Werdach wußte nicht mehr, was um sie vorging. Ihr Puls fieberte, sie stammelte nur wie im Traum:

„Nein, ich muß, ich muß zu ihr. Vielleicht wohnt sie im zweiten Stockwerk — ich muß —"

Ihre Begleiterin ließ ihre Hand nicht frei, aber sie sagte minder heftig:

„So komm; nur hier sollst Du nicht bleiben," — und zog sie in den dunkelsten Winkel zur Fortsetzung der Treppe, die auf einen zweiten, ebenso „lichtlosen Vorplatz" hinauf führte.

„Hier oben wohnt Niemand, als die Frau Wendlaf, die alte Komödiantin," — murmelte sie, „Du wirst bald erfahren, daß keine Cölestine dort ist." Sie klopfte an eine Thür, aus der ein zusammengeschrumpftes, grauhaariges, altes Weib hervortrat.

„Ich bin es, Mutter," sagte die Fremde in fast demüthigem Ton. „Dies ist ein Kind, das sich verirrt hat und nach einer Cölestine sucht. Aber ich habe ihr gesagt, daß Niemand bei Ihnen wohnt."

Die Alte hob den Kopf und suchte mit halb erblindeten Augen die Ankömmlinge zu unterscheiden.

„Bist Du es, armes Ding?" antwortete sie freundlich, „Du bist lange nicht bei mir gewesen. Cölestine," fuhr sie fort, „ja, Cölestine Friedberg hat bei mir gewohnt, nachdem sie krank geworden, und sich mit Nähen unterhalten mußte. Aber ich habe sie schon lange vorher gekannt, als die Leute noch auf der Straße still standen und ihr nachsahen, und der schöne Baron jeden Abend in der Loge saß und ihr ein Bouquet mit Armbändern und Diamantschmuck auf die Bühne warf. Ja, sie ist auch vor die Hunde gegangen; Alles, was schön ist, muß es. Es ist ein Fluch um die Schönheit; — nicht wahr, Walewska?"

Judica horchte athemlos; das Mädchen, das noch immer ihre Hand umklammert hielt, stieß einen bitterharten Laut aus und knirschte: „Auch!"

Die Alte, deren Augen sich allmählig an die Dunkelheit des Flurs gewöhnten, musterte Judica aufmerksamer und glitt verwundert mit den knöchernen Fingern über ihr seidenes Kleid. Sie murmelte dazu zwischen den zahnlosen Lippen:

„Grad' um solch' ein Kleid hat sie damals die Nächte durch gearbeitet und die Pfennige zusammengescharrt, die Cölestine. Wunder dacht' ich, wie sie sich noch einmal wieder in alter Weise herausstaffiren wollt', und hab' still in meiner Ecke gesessen und zugehört. Da packte sie's eines Tages ganz vorsichtig ein und trug's fort, und ich hab' es nicht mehr gesehen. Dann hat sie keine Arbeit mehr angerührt, und nur immer gesessen, als ob sie auf etwas wartete. Ich hab' auch öfter für sie schreiben müssen, ich weiß nicht warum, da sie es doch viel besser, als ich, gekonnt. Aber es ist nichts gekommen, und dann ist sie von mir fortgezogen, ich weiß nicht, wohin. Das Herz hat's mir schier brechen wollen in der ersten Zeit, wie sie fort gewesen, allein es hat nichts geholfen, sie ist darum doch nicht wieder gekommen. Nein, sie ist nicht mehr hier, die Cölestine, schon seit dem ganzen Winter nicht mehr, — und ich weiß nicht, ob sie lebt oder todt ist."

Die Alte nickte wackelnd mit dem Kopf. Judica preßte die Hände auf ihr Gesicht, über das bittere Thränen herunterstürzten. Sie hatte sich durchgekämpft bis an's Ziel, das als eine geheimnißvolle, blühende, fremdvertraute Oase vor ihrer Phantasie gestanden. Nun war mit einem Schlage die trügerische Spiegelung verschwunden, und sie stand allein, fern von allen befreundeten Gesichtern, in der öden, weglosen Wüste, von gespenstischen Bildern umringt, deren unheimliches Wesen sie mit kaltem Schauer überlief. — Ihre Glieder zitterten plötzlich vor Frost, krampfhaft schluchzend klammerte sie sich, um

Digitized by Google

nicht zu fallen, an das Geländer der Treppe. Ihre Begleiterin schlang stützend den Arm um ihren Leib und sagte weicher, als bisher:

„Komm, armes Kind, ich bringe Dich hinunter, ich verlasse Dich nicht, so lange Du in diesem Hause bist."

Willenlos ließ Judica sich von ihr mehr forttragen, als führen, ihre Füße tasteten mechanisch über die dunklen Stufen zurück. Plötzlich flog, wie ein Blitz, ein greller, — fast rother Schimmer über den düstern Vorplatz des ersten Stockes. Dröhnende Fußtritte hallten hinterdrein; eine Thür hatte sich geöffnet, aus der ein häßliches, altes Weib hervortrat, — das mit einer flackernden Unschlittkerze einem jungen, elegant gekleideten Manne leuchtete. Er hatte schon den Fuß auf die nach unten führende Treppe gesetzt, als der Lichtschimmer über das helle Kleid von Judica's Begleiterin fiel.

„Ei," rief er, sich mit lautem Gelächter umwendend, „da ist ja die schöne, traurige Walewska! Wie steht es mit den guten Werken, fromme Magdalena? Hast Du einen Bußprediger bei Dir?" Er machte neugierig einen Schritt auf sie zu.

Judica war bei der Stimme zusammengefahren, sie machte eine gewaltsame Anstrengung, wieder die Treppe hinauf zu der alten Frau zurückzustürzen. Aber die Kraft versagte ihr, sie fiel besinnungslos auf der letzten Stufe nieder, und sprachlos vor Staunen beugte sich über ihr roth von dem trübglimmenden Docht bestrahltes Gesicht der Baron Albert von Kaltburg.

(Fortsetzung folgt.)

Moltke.

(Schluß.)

Nach der Erstürmung von Düppel wird er als Chef des Generalstabes auf den Kriegsschauplatz berufen und legt ein Projekt zur Landung auf Fühnen vor, für dessen Ausführung sich wohl der Kommandant der verbündeten österr. Truppen, Feldmarschallieutenant Frhr. v. Gablenz, begeistert, das aber dem Wiener Ministerium nicht politisch genehm erschien und so unterbleiben mußte. Da sollte es dem sechsundsechzigjährigen General erst gegönnt sein, sein so gewichtiges Amt als Generalstabschef zum ersten Male im großen Maßstabe ausüben zu können — im Feldzuge des Jahres 1866. Er entwarf jenen Plan zum preußischen Kriege, der schon wegen seiner Neuheit und seiner Abweichungen von den Traditionen der Kriegszüge Friedrich des Großen auf starken und vielen Widerspruch in der militärischen Umgebung König Wilhelms gestoßen, dessen selbständiger Gedanke aber, sowie die Intelligenz seiner Details schließlich doch zum Durchbruch kamen, und der Moltke zum Rufe eines ersten Strategen der Gegenwart verholfen. Lassen wir über die Bedeutung Moltke's und seiner 66er That einen anerkannten militärischen Schriftsteller (Blankenberg) sprechen. Der sagt: „General v. Moltke, ein sonnenklarer Kopf, war als Leiter der gesammten Operationen des böhmischen Feldzuges auf dem richtigen Platze. In hohem Grade besitzt Moltke die Kunst des Vereinfachens des Gegebenen, des Trennens der Hauptdinge vom Nebensächlichen. Darum gelingt es ihm stets, aus dem Chaos der Möglichkeiten das Richtige, oder wo das im Kriege unmöglich ist, das mit Recht als wahrscheinlich Anzunehmende herauszuschälen und auf Grund dessen einfach und sicher zu disponiren. Konkretes Gestalten des Gedankens ist Moltke's bedeutendste Eigenart. Er war darum durchaus befähigt, die Resultate seines Denkens, die Wahrscheinlichkeit seiner Voraussetzungen und die Richtigkeit seiner Schlüsse jedem gesunden Verstande plausibel zu machen. Nicht im angeborenen militärischen Talent, sondern in Schärfe des Urtheils und Korrektheit der Kombination beruht vorwiegend Moltke's Stärke. Selbst als Feldherr an die Spitze zu treten, wäre Moltke weniger berufen

Digitized by Google

gewesen, da ihm schon die durch praktische Truppenführung im Frieden gewonnenen Erfahrungen, die Moltke, der nie einem Truppenkörper von einigem Belang vorgestanden, Erfahrungen, auf die man gerade in der preußischen Armee einen höchst übertriebenen Werth legt, gänzlich fehlten. Dadurch aber, daß es dem Denker Moltke, dem Theoretiker gelang, den einfachen, praktischen Sinn des Königs zu überzeugen, gewannen seine Dispositionen das Ansehen eines Evangeliums. Eine besonders treffliche Eigenschaft Moltke's ist es auch, daß er in seinen Dispositionen nur Ziele und große Direktiven bezeichnet, dem Ermessen des Ausführenden also stets hinreichend weiten Spielraum läßt. Was Moltke im böhmischen Kriege geleistet, muß ausschließlich als Produkt der Reflexion und gründlicher kriegshistorischer Studien betrachtet werden. Es mag dieß der Umstand erklären, daß wir ihn besonders glänzend da hervortreten sehen, wo es sich um Aufgaben scharfen Denkens und schwieriger Kombinationen handelt; weniger da, wo sich sogenannter kriegerischer Instinkt geltend machen muß ..... Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß Moltke's reiche geistige Bildung nicht auf Grundlage klassischer Studien ruht. Der große Stratege hat (wie wir gezeigt) eine durchaus realistische Jugendbildung genossen. Sein bedeutendes linguistisches Talent hat er im Studium vieler lebender Sprachen bethätigt. Wie Moltke im Gespräche mit dem Worte kargt (er wird auch der „große Schweiger" in der Armee genannt), so auch in seiner Schreibweise. Sein Stil vermeidet alle Unterordnungen, knapp und kurz reiht sich Satz an Satz, strenge Logik aber verschmilzt die einzelnen Glieder zu einem granitenen Ganzen. Es ist die Sprache, die der Stratege reden soll." In dem Kriege, der eben entbrannt, harren der deutschen verbündeten Armeen, an deren leitende Spitze wiederum Moltke berufen worden, größere, schwierigere Arbeiten, als sie die preußische Armee anno 1866 gehabt. Es wird sich zeigen, wie der große Stratege sie zu lösen gedenkt, und hat sich zum Theil bereits gezeigt.

(Ein schönes Gebet.) Am 6. September wird in China das Fest Chi-tschi-io, d. h. Gebet um Geschicklichkeit, gefeiert. In dieser siebenten Nacht des siebenten Monats (nach chinesischer Rechnung) breiten nämlich die Frauen und Mädchen der Familie sieben Kürbisse und sieben Früchte, sieben Obertassen und sieben Näpfe mit Weihrauch aus. Daneben hocken sie nieder, nehmen sieben seidene Fäden zur Hand und suchen eiligst, bei dem schwachen Lichtschimmer eines brennenden Papierstreifens, sieben Nadeln einzufädeln. Die Tüchtigkeit einer Jeden in Ausübung der weiblichen Obliegenheiten im Hause wird dann nach der Zahl der Nadeln, welche sie in der kurzen Zeit, während das Papier brennt, einfädeln, bemessen. Ferner fangen die Frauen, verheirathet oder unverheirathet, in derselben Nacht „Spinnen" und sperren sie bis zum nächsten Morgen in Schachteln ein. Hat während dieser Zeit eine der Spinnen ein Gewebe zu Stande gebracht, — so gilt das als sicheres Zeichen, daß die Gottheit das Gebet der glücklichen Besitzerin der Schachtel um Gewährung von Tüchtigkeit und Geschicklichkeit erhört habe. Ob ein solcher Wunsch von europäischen Damen, welche die höheren und höchsten Töchterschulen besucht haben, wohl oft gehegt wird?

In einem Briefe, welcher die Schilderung der jüngsten Schlachten enthielt, kam folgende Stelle vor: „Während des Kanonendonners hörte man das Zähneknirschen der Turcos und Zuaven, die vor Wuth brannten, die Schmach ihrer Niederlage auszuwetzen."

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 97.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Fortſetzung.)

(Aus Paſtor Baumholz Tagebuche.)

Den 1. Januar 1851.

Der Schnee liegt ſo hoch, daß ich ſeit Wochen nicht auf's Schloß hinaufgekommen bin. Iſt auch eitel, Troſt bringen zu wollen, wo keiner nützt, und wenn man ſelbſt keinen beſitzt. Da vermag kein Anderer mehr zu nützen, als der Doctor Fabri, und er hat mir geſagt, daß auch ſeine Hülfe zwecklos und bald ganz unnöthig ſein werde. — Man macht im Schloß auch kein Geheimniß daraus, daß man darauf wartet. Liebe derer, die uns von Natur die Nächſten ſind, iſt eben ſo eitel, wie Liebe derer, — von denen man geglaubt, daß ſie es ſein würden, ohne die Natur. Aber es iſt, wie der Prediger ſagt: „Es gehet dem Menſchen, wie dem Vieh, ſie haben einerlei Odem, und der Menſch iſt nicht mehr, als das Vieh. Wenn das Thier Junge geworfen und ſie groß geſäuget hat, da verlaſſen ſie die Eltern und gehen fort, und bekümmern ſich nicht mehr um ſie. Darum iſt es grauſam, wenn man einer Henne Enteneier unterlegt, daß ſie dieſelben ausbrütet und ihre Brut wärmt und hegt und vertheidigt, bis dieſe an ein Waſſer kommt, in das ſie blindlings hineinſtürzt und fortſchwimmt. Es iſt grauſam, doch noch mehr iſt es thöricht, wenn man es anders erwartet. „Naturam furca expellas, tamen usque revertet,“ ſagt Horaz.

Ich bin ein alter Mann und verſtehe die Welt nicht mehr. Sophia weint und ſieht mich an, ich ſolle mich aufmachen und in die Hauptſtadt reiſen. Ich habe geſagt, meine Hand möge verdorren, ehe daß ſie wider meinen Entſchluß handelt. Auch der Doctor Fabri iſt genug mit Bitten in mich gedrungen, und hat mir gar bleich verſichert, daß er die Abſicht gehabt, nur noch ein Jahr zu warten und ſodann bei mir um — und ſodann bei mir zu fragen, ob ich meine Einwilligung gäbe, daß er aus meinem Hauſe ſich ein Weib heimführe. Meine Sophie hatte doch Recht gehabt, und ich war blind. Aber es iſt Alles eitel, und auch das Sehen wäre eitel geweſen.

Herr Sonnewald hat mir aus der Reſidenz geſchrieben, es ſei — es ſei Jemand bei ihm geweſen — es iſt ein langer, verworrener Brief — und ſteht viel darin. Ich glaube, daß ich ihn nicht ganz geleſen; ich habe ihn vergeſſen, ich will ihn vergeſſen. Es iſt Alles eitel, das Glück iſt eitel, und Jammer und Noth iſt auch eitel.

Wohl zum letzten Mal ſchreibe ich in dies kleine Büchlein, denn auch das iſt eitel. Mein Leben geht zum Ende; — ich glaube nicht, daß ich über's Jahr den gewohnten Gedenktag mehr innehalten werde.

Ich will nicht und mir iſt, als zwänge es mich mit unſichtbarer Hand. Ich habe mir gelobt, den Namen nicht mehr auszuſprechen, und verboten, daß er in meinem

Digitized by Google

Hause von Jemandem genannt werde, und es sitzt auf meinem Nacken und raunt mir in's Ohr, daß schreiben nicht sprechen ist, daß ich es muß, daß ich es nicht schluchzen, sondern hinschreiben muß:

Judica — Judica — mein armes, verlorenes Kind — —

* * *

Heute Donnerstag, den 15. Februar:

Pretiosa.

Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Pius Alex. Wolff. Musik von K. M. v. Weber.

Erstes Auftreten des Fräulein Judica Reinhardt als „Pretiosa."

An der Ecke einer der belebtesten Straßen der Residenz stand ein breitschulteriger Bursche in blauem Zwilchkittel und unsäglich ehrlicher Physiognomie und entzifferte die großen Buchstaben, die ihm von ihrem Papierhintergrunde an der Hauswand entgegenstrahlten. Leute, die in hastigem Geschäftsgang um die Ecke bogen, versetzten ihm Püffe in die Rippen; Wagen jeder Gattung suchten mit Vorliebe diese Biegung aus, um ein Attentat auf das Trottoir und seine Stiefelhacken zu machen; mitunter wieherte ein jammervoller Gaul, der im Droschkentrabe vorüber kam, über seine Schultern, — als wittere er reichlicheren Hafer hinter dem blauen Kittel, als in der elenden „Schlafstelle" des Miethswageninhabers. Allein nichts störte den Lesenden, der mit weit aufgerissenen Augen jeden Buchstaben des Theaterzettels Rechenschaft von seiner geheimsten Bedeutung dadurch ablegen ließ, daß er sie sich, gewöhnlich in Gruppen zu Dreien oder Vieren, laut vorsagte — P.r.e—Pre—t.i.—ti—o—o—f.a.—fa — diese Gruppen dann unter sich verband — Pre—ti—o—fa — und so von Wort zu Wort immer mehr zum vollkommensten, wenigstens formellen Verständniß des ganzen Druckwerks vorschritt. Nur das „Erste Auftreten des Fräulein Judica Reinhardt als „Pretiosa" schien ihm nicht nur wissenschaftliche, sondern auch nicht unerhebliche sachliche Schwierigkeiten zu bereiten, denn er schüttelte dreimal, in tiefstes Staunen versunken, den Kopf.

Er that daeselbe noch immer etwa acht Stunden später, als er, anstatt unter dem blauen Winterhimmel des Vormittags, im dichtesten Schneegestöber vor einer von trübselig flackernder Laterne erhellten Nebenthür des Schauspielhauses stand. Ein hastiger Wagen rollte, mit der Deichselspitze ihm fast die Schulter berührend, über das Pflaster; der bärenmützige Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Schlag, aus dem eine ältere Frau hervorstieg, der ein dicht in einen Mantel gehülltes jüngeres Frauenzimmer folgte. Grad' als es unter der Thür im Schutz vor dem Winde stand, drehte es den Kopf, daß der triste Lampenschein auf ein rosig aus weißer Flaumkapuze herausblickendes Gesicht fiel, sagte mit glockenheller Stimme zu dem Kutscher: „Sie wissen also, wann Sie uns abholen," und verschwand in der kleinen Thür. Der Wagen rollte wieder fort, und über den einsamen Platz pfiff der Schnee dem einzigen Zeugen dieser merkwürdigen Begebenheit wieder um die Ohren. Er starrte noch eine Weile auf den qualmenden Docht der Laterne und sagte dann tiefsinnig:

„Sie ist es — damals hab' ich sie gefahren, nu fährt der sie. Aber man sieht's ihr an, sie ist es nich mehr so, sondern sie ist es als Pre—ti—o—sa."

Und noch immer kopfschüttelnd, gelangte er nach unsagbaren Schwierigkeiten über unzählige Treppen und Gänge dorthin, wohin sein für vier gute Groschen erworbenes Billet ihn verwies, wohin er gehörte, und was seinen staunenden Augen auch als ein solches erschien, in das Paradies oder den siebenten Himmel Melpomene's, Thalia's und Euterpe's.

* * *

Digitized by Google

Es sitzen drei Weber und weben ein Gewebe, und das Gewebe ist Dein Schicksal. Lange vor Deiner Geburt, Judica — dreihundert Jahre sind verflossen, seitdem der Erste in Alcala de Henares saß, ein großer Dichter war und eine schlechte Novelle schrieb. Sie war das Gelese am Gewebe Deines Schicksals und hieß: „Die kleine Zigeunerin von Madrid," und der Weber nannte sich Don Miguel de Cervantes Saavedra. Lange, über zwei Jahrhunderte, ruhte der Webstuhl, bis er nach Augsburg gelangte und ein Anderer sich daran setzte, der kein großer Dichter war, aber eine gute Komödie schrieb. Sie war der Einschlag am Gewebe Deines Schicksals und hieß „Pretiosa," und der Weber nannte sich Pius Alexander Wolff. Und dann kam der Dritte, hoch droben im Norden, in einem Städtchen, dessen Namen er aus geographischer Nacht mit sich in die Sonnenhelle des Ruhmes emportrug. Er war der dritte Weber und nannte sich auch so, und über das Gelese und den Einschlag ließ er das klingende Schiff hinfliegen, und das Gewebe Deines Schicksals war fertig, Judica, und harrte Deiner, harrte dieses Abends.

Sei ihnen dankbar, Judica! Sei Jedem von ihnen dankbar!

* * *

„Leb' wohl, Madrid, nie wende sich Dein Glück!"

„Weßhalb klatschen Sie?" fragte im Parterre ein Mann von untersetzter Statur, der während der Vorstellung des ersten Akts ab und zu seine Brillengläser geputzt, sonst aber die Hände über einen goldenen Stockknopf zusammengefaltet, ruhig dagesessen hatte. „Weßhalb klatschen Sie?" wiederholte er, den Kopf unvermuthet vom Stockknauf seinem Nachbar zuwendend, und Hans Reinhardt ließ verblüfft die erhobenen Hände sinken und starrte ihm in's Gesicht.

„Weil es vortrefflich ist und weil es mir gefällt," sagte er endlich, nachdem er der unerwarteten Interpellation gegenüber die Fassung wieder erlangt hatte.

„Das junge Mädchen ist vortrefflich und ich habe nichts dagegen, wenn es Ihnen gefällt — außer der Bühne," antwortete der Bebrillte ruhig; „allein ich sehe darin keinen Grund, sie auf der Bühne zu beklatschen, wohin sie nicht gehört."

Er sagte das mit einer merkwürdigen Sicherheit, daß es Hans plötzlich war, als ob über ihm der große Kronleuchter mit den flackernden Lampen im Orchester einen Contretanz aufzuführen anfange.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlachtfeld von Wörth.

I.

Wörth, 8. August.

Es war gestern ein wunderherrlicher Sommertag. Vom klaren, blauen Himmel schien die Sonne den ganzen Tag freundlich lächelnd hernieder auf die gesegneten Gefilde des Elsasses. Auch die fruchtbaren Thäler, die rebenbegränzten, waldbeschatteten Höhen von Wörth lagen da in grüner schimmernder Pracht. Wer sich von ferne her durch einen der Wälder der Gegend nähert, der konnte wenn er von den Hügeln hineinschaute in das liebliche Thal, nicht ahnen, welchen Jammer dasselbe barg. Die tausend und aber tausend bunten Gestalten, die er in reger Thätigkeit in der Ebene und an den Abhängen der Höhen gewahrte, schienen ihm ein heiteres Sonntagsfest zu feiern. Wohl beginnen sie eine Feier, aber es war die ernste gewaltige Feier eines blutigen Sieges und in die Festesfreude mischte sich manche bittere Klage, mischten sich herzzerreißende Wehe- und Schmerzensrufe. Das liebliche Thal war ein großes Leichenfeld; das Städtchen, dessen Häuser so freundlich aus dem Grün der Bäume hervorlugten, war ein großes Lazareth.

Digitized by Google

Je näher man der Stadt kam, um so mehr auch verwandelte sich das lachende Bild des Friedens in ein düsteres Nachtgemälde der Zerstörung.

Es war gegen 9 Uhr Morgens, als ich in Wörth einfuhr, früh um 4 Uhr war ich von Riedseltz, einem Dorfe etwa zwei Stunden von Weißenburg, mit einer Proviantcolonne aufgebrochen. Die Dörfer, durch welche wir fuhren, waren von den meisten ihrer Bewohner verlassen. Rechts und links von der Chaussee zeigten sich die Spuren von großen Bivuaks. Die Bäume am Wege waren ihrer Aeste beraubt; auf den zerstampften Feldern sah man die aus dem Gezweige erbauten Hütten. In der Nähe von Sulz kamen uns große Züge von heimkehrenden Flüchtlingen, Bewohner der Dörfer, die wir passirt hatten, entgegen, meistens Frauen und Kinder. Sie werden daheim vieles verwüstet gefunden haben. Wenn sich Soldaten im Feindesland in verlassenen Wohnungen einquartiren, pflegen sie das nie mit zarter Rücksicht zu thun.

In Sulz sahen wir die ersten Verwundeten aus der Schlacht vom Tage vorher. Von der Hälfte der Häuser wehten weiße Fahnen mit rothem Kreuz. Von Sulz bis Wörth begegneten uns ununterbrochen Verwundete auf Verwundete und gaben uns den ersten Begriff von der Größe der Schlacht. Es waren fast nur Preußen und Württemberger. Die meisten von ihnen, an Armen und Händen verwundet, gingen zu Fuß; Andere, an den unteren Gliedmaßen getroffen, lagen im Stroh auf Bauernwagen. Je mehr wir uns dem Schlachtfelde näherten, um so dichter wurden die Schaaren der Kranken. Nicht weit von Wörth entstand plötzlich ein großes Gedränge. Die auf den Feldern bivouakirenden Soldaten eilten an die Landstraße. Die Gefangenen! hieß es, die Gefangenen! Ein Trupp Uhlanen machte Bahn. Und bald auch sahen wir die lebenden Zeugen des glänzenden Sieges der deutschen Waffen. Länger als eine halbe Stunde dauerte es, bis der Zug vorüber. Alle Waffengattungen waren vertreten, Infanterie, Artillerie und Cavallerie; das Hauptelement aber bildeten die Turcos und Zuaven. Deutschland wird sich in den nächsten Tagen durch eigenen Augenschein überzeugen können, welche Apostel Napoleon III. ausgesandt hatte, uns mit den Segnungen des zweiten Empire bekannt zu machen. Die kräftigen, grotesken Gestalten der Braunen und Schwarzen, zum Theil ganz in Weiß gekleidet, erfüllten mich fast mit Wehmuth. Es waren unter ihnen Greise mit langen, weißen Haaren. Als sie noch Kinder waren, kämpften ihre Väter wohl für die Unabhängigkeit ihres Heimathlandes, und jetzt standen sie hier im Norden, im Dienst des corsischen Cäsaren, um ihm zu helfen, die Cultur eines reichen gesegneten Landes zu zerstören. Doch mögen unter ihnen nur wenige sein, die eine Ahnung von diesem Gegensatz haben. Wild und thierisch schauten die meisten darein. Wahre Galgenphysiognomien fanden sich unter den Zuaven. Kein Wunder, rekrutiren sich doch diese Regimenter aus dem Abschaum aller Nationen. Pariser Gamins der niedrigsten Sorte bilden den Stamm dieser Bande.

(Fortsetzung folgt.)

An das Kind von Frankreich.

Das **W** ein deutscher Buchstab ist,
Wie **W**aterloo in Flandern;
Vergiß es nicht: zu dieser Frist
Kommt **W**örth noch nach dem Andern.

Zum **W** kann ein Franzose nicht
Den zarten Mund bequemen;
D'rum wollen wir, mein kleiner Wicht,
Dir auch den **W**asgau nehmen.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 98.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es lag ein tiefer Ernst und zugleich warme Theilnahme in den Worten, die der Mann mit den scharfen, durchdringenden Augen hinter den Brillengläsern hinzufügte. Hans konnte den Blick derselben nicht ertragen; seine Brust kämpfte mit einem bitterlichen Schluchzen und seine Wimpern zuckten hastig auf und zu.

„Haben Sie denn kein Mitleid?“ stotterte er athemlos.

„Eben weil ich mehr und besseres Mitleid besitze, als Sie,“ versetzte der Unerschütterliche, „so klatsche ich nicht, wie Sie, sondern pfeife, so lange es noch Zeit ist, heut Abend mit den Lippen und morgen früh mit der Feder.“

Und diesem Ausspruch treu, ließ er durch das matte und vereinzelte Klatschen des zweiten Ranges ein vernehmliches Pfeifen ertönen, auf das man von mehreren Seiten gewartet zu haben schien, um in dies Zeichen des Mißfalls herzhaft einzustimmen.

„Herr,“ — rief Hans, verzweifelt aufspringend, „es ist meine Schwester, die Sie beschimpfen!“

„Dann leiste ich Ihrer Familie einen Dienst, indem ich durch einen kleinen Schimpf größeren für die Zukunft verhüte,“ erwiderte der Kritiker kaltblütig und setzte seine Aburtheilung vermittelst der Finger und Lippen nachdrücklich fort. Es ließ sich ohne Selbsttäuschung nicht verkennen, daß sich gegen dies Urtheil in dem ganzen Gebäude nichts auflehnte, als einige weiße Glacéhandschuhe in einer Loge des ersten Ranges und ein Paar gewaltige Fäuste auf der Galerie, die im ersten Augenblick fast den Richtspruch der verneinenden Kritik durch übermächtige Naturbegabung zu gefährden schienen. Doch auch diese verhallten nach und nach.

„Es scheint, daß Dein Genie bis jetzt nur unter dem süßen Pöbel Bewunderer findet, Kaltburg,“ sagte ein junger Mann in der beifallspendenden Loge spöttisch zu dem neben ihm Sitzenden.

„Sie sollen Viel an das junge Talent da gewendet haben, Baron —“

„Und so uneigennützig obendrein,“ sprach eine Stimme aus dem Hintergrund der Loge dazwischen, und die junge aristokratische Gesellschaft brach in ein lautes Gelächter aus.

Baron Albert biß sich auf die Lippen und schwieg.

Der zweite Sprecher, der am Wenigsten mit den Verhältnissen vertraut zu sein schien, hob darum an zu fragen, und der Erste entgegnete lachend:

„Das ist eine lange Geschichte und amüsante Historie, Marquis, die sich nicht in einem Zwischenakt auserzählen läßt. Es ist so etwas von einem Höllenpakt darin, dessen Paragraphen auch ich nicht genau kenne, aber ich weiß, daß unser Freund Kaltburg die Möglichkeit des heutigen Abends vergessen hat und augenblicklich der Geprellte ist. Sehen Sie ihn nur an, sein Gesicht bestätigt Ihnen meine Auskunft. Um es Ihnen kurz zu sagen, ist er ein vortrefflicher Mensch, der sich eines armen und in diesem großen Babel ganz verlassenen Mädchens auf das Rührendste angenommen, ihr eine reizende

Digitized by Google

Wohnung eingerichtet und ihrer unbezwinglichen Leidenschaft für das Theater so viel Vorschub geleistet hat, daß sie uns heut Abend diese ergötzliche Scene bereiten kann. — Alles aus alter Freundschaft — die liebenswürdige Zigeunerin scheint auch in Wirklichkeit ein Findelkind zu sein, und einen Flegel von Vater, ich meine Pflegevater, in dem Dorf zu besitzen, das zum Gute unseres Freundes oder vielmehr annoch seines Stiefvaters gehört, auf dessen seliges Ableben er hofft. Auf diesem Gut ist leider just, wie in der übrigen schlechten Welt, der ehrwürdige Brauch juris primae noctis mit anderen preiswerthen Institutionen seit einiger Zeit abhanden gekommen, sonst wäre die Sache durchaus nicht so mühsam. Es ist aber das Kitzlichste daran, daß Mademoiselle zu unserem geschätzten Freunde ungefähr in einem Verhältniß zu stehen scheint, wie der Doctor Faust des Herrn von Goethe zum Mephistofeles, d. h. daß ihr vor ihm graut, und daß sie doch wegen des Zaubermantels und anderer Herrlichkeiten nicht von ihm lassen kann. — Deßhalb, wie gesagt, muß Mephisto Alles aus alter Freundschaft thun, und Sie können sich denken, daß ihm dies einer so bildhübschen Seele gegenüber nicht leicht geworden. — Auf eine Wiedererstattung der Auslagen spekulirte er erst am Schluß, d. h. nach dem wissentlichen oder unwissentlichen geheimen Contrakt erst dann, wenn er sein Versprechen gelöst und ihrem in die Höhe strebenden Sinne die Bahn zum Ruhm oder sonstiger Auszeichnung frei gemacht — et voilà, mon cher, ich müßte mich sehr täuschen, wenn dieser gute Mann trotzdem, daß er einen schwarzen Frack und eine weiße Weste trägt, nicht ein verkappter Engel ist, der direkt aus den Lüften heruntersteigt, um den Contrakt zu nichte zu machen und Mephisto seine Seele zu entreißen."

Die Augen des Zuhörers, wie sämmtlicher Zuhörer im Theater-Gebäude, richteten sich auf die beschriebene ballmäßige Erscheinung, die mit dem weltmännischen Anstande eines langjährigen Regisseurs den schmalen Raum zwischen den Soffiten und dem herabgelassenen Vorhang betrat, und nach dreimaliger tadelloser Verbeugung das verehrungswürdige Publikum von dem bedauerlichen Vorfall in Kenntniß setzte, daß Fräulein Reinhardt durch ein plötzliches Unwohlsein verhindert sei, die Rolle der „Pretiosa" weiter zu führen, daß indeß bei den unerschöpflichen Kräften, über welche diese großartige Bühne verfüge, sich sofort eine andere berühmte Schauspielerin — Fräulein Schievelbein — bereit erklärt habe, und demgemäß die Vorstellung „ungehindert ihren Fortgang" nehmen werde.

Die Wirkung, welche diese vortreffliche Rede ausübte, war trotzdem, daß sie sich durch sämmtliche Rangklassen des staatlichen Bildungs-Instituts erstreckte, eine äußerst geringfügige. Fräulein Schievelbein verlor nur zwei Bewunderer, an denen ihr, wenn sie darum gewußt, vermuthlich äußerst wenig gelegen hätte, da der Eine Insasse der Galerie, und der Andere des Parterre war. Der Mann mit der Brille stützte mit der nämlichen Gleichmüthigkeit den Kopf auf den Stocknauf, wie er es gethan, als der Platz an seiner Rechten besetzt gewesen, und in der Loge gähnte Baron Albert von Kaltburg und sagte, nachlässig den Kopf umwendend, mit affektirter Ruhe:

„Sie merken wohl, daß Graf Robert sich zum Theaterdichter auszubilden gedenkt, Marquis. Er verräth ein hübsches Talent, aber noch etwas geringe Combinationsgabe, um richtige Schlußwendungen herbeizuführen. Ich glaube, ihm, trotz seiner längeren Uebung darin, doch gewachsen zu sein, und lade Sie heut über vier Wochen zu einem Souper in meine Wohnung, meine Herren, bei dem Fräulein Reinhardt Ihnen die Honneurs machen wird. Im Uebrigen lassen Sie uns jetzt sehen, ob Fräulein Schievelbein ihren Namen rechtfertigt."

Der Vorhang erhob sich wieder — zwischen seinem Fallen und Aufgehen war nichts geschehen, als daß ein Menschenleben entschieden worden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Das Schlachtfeld von Wörth.

(Fortsetzung.)

Je näher wir Wörth kamen, um so mehr zeigten sich die Spuren des Kampfes. Die Landstraße war von Kugeln aufgewühlt. Bald auch sahen wir die ersten Todten: drei Preußen, die nebeneinander im Chausseegraben gebettet waren. Wie viele dieser blutigen Opfer sollte ich heute noch sehen! Ich kam durch das Lager der Bayern, die vor der Stadt bivouakirten. Alles war in gehobener Stimmung. Sie hatten ein Recht dazu! Hatten sie doch nicht wenig zu dem glänzenden Erfolg des gestrigen Tages beigetragen, waren sie es doch, die allein zwei Drittel der Gefangenen gemacht.

Der alte Ruf der bayerischen Tapferkeit hat sich glänzend bewährt. Nach einem anstrengenden Marsch stürmten sie die Höhen, auf denen der linke Flügel des Feindes stand, und wußten als sie denselben zum Weichen gebracht noch durch eine geschickte Flankenbewegung mehreren tausenden Franzosen den Rückzug abzuschneiden. Freilich büßte dabei mancher Wackere sein Leben ein. Als ich später den Wald durchschritt, wo der Kampf zwischen den Bayern und Franzosen gewüthet, sah ich manche hellblaue Uniform unter dem Schatten der Bäume im Todesschlaf ruhen.

Ein trauriges Bild der Zerstörung zeigte Wörth. Die Häuser der Hauptstraßen, durch welche wir fuhren, waren alle verwüstet, Fenster und Thüren zerschlagen und zerschossen, die Läden geplündert. Dreimal nahmen die Deutschen die Stadt und zweimal wurden sie von den Franzosen wieder daraus vertrieben. In die Häuser hatte sich der Kampf fortgesetzt — Bürger, das steht fest, haben sich, als sich die Deutschen zurückziehen mußten, daran betheiligt. Da kann man es den Siegern wahrlich nicht verdenken, daß sie, als sie zum dritten Mal eindrangen, keine Schonung übten. In den Häusern, die als Schlupfwinkel der Feinde gedient, aus deren Fenstern den Brüdern Tod und Verderben in den Rücken gesandt war, wurde Alles um und umgewandt. Und dennoch ward gewiß Jeder von tiefem Mitleid ergriffen, der das blühende zwanzigjährige Mädchen an der Leiche des Vaters wehklagen hörte, der wenige Minuten vorher seiner Wunde, die er bei der Erstürmung davongetragen, erlegen war. Hoch und heilig, unter lautem Schluchzen, versicherte die Tochter, daß ihr Vater ein unschuldiges Opfer des Kampfes. Er hatte einem leicht verwundeten Franzosen, der in das Haus geflüchtet, Wasser gereicht als die Preußen eindrangen. Der französische Soldat wollte sich zur Wehr setzen; doch bevor er sein Gewehr abdrücken konnte, sank er an der Seite des Mannes, der ihm den letzten Labetrunk gereicht, darnieder. Durch die geöffneten Thüren und Fenster sah man fast überall auf Stroh gebettet Verwundete. Todte, die nach schweren Qualen ihren Wunden erlegen, wurden auf Bahren durch die Straßen getragen. Auf einem freien Platz war ein großer Auflauf. Wilde Drohungen drangen zu mir. Schlagt sie todt die Hunde! Sie verdienen keinen Augenblick mehr zu leben! An die Laternen mit ihnen! Unser Wagenzug mußte Halt machen. Ich stieg ab und drängte mich durch die Menge. Die Hände auf den Rücken gebunden, gewahrte ich die Kreaturen, denen die Wuth der Soldaten galt. Es waren Leichenräuber, die über der Plünderung ergriffen waren und von denen Einige beschuldigt wurden, daß sie Mißhandlungen an Verwundeten geübt und noch Lebende getödtet hätten. Verworfen und verthiert genug sahen sie dazu aus. Auf einem Karren lag auch der Bube, von dem ich schon erzählt, daß er einem Verwundeten die Augen ausgestochen habe. Seine Stirn war von einem breiten Säbelhieb gespalten. Er röchelte wie ein Sterbender, aber aus seinen Augen schossen noch giftige Blicke. Hinweg von diesem Bild des Grauens, bei dessen Anblick man sich fast schämen muß, ein Mensch zu sein. Zur Ehre der Elsässer, die doch von deutschem Blute, will ich hoffen, ja, ich glaube es als bestimmt versichern zu dürfen, daß diese Frevler nur den Mantel des französischen Patriotismus umgehängt, um von ihm

Digitized by Google

gedeckt ihre Schandthaten begehen zu können. Jedenfalls thut man Unrecht, wenn man, wie dies leider schon geschieht, nach diesen Elenden die Bewohner des Elsasses beurtheilen zu müssen glaubt.

Langsam bewegte sich unsere Colonne hinaus. Große Blutlachen bezeichneten den Weg, den der Kampf genommen. Etwa fünf Minuten vor der Stadt wurden unsere Wagen zum Bivouak aufgefahren. Ich ging weiter über das Schlachtfeld, mich den Höhen nähernd, deren Erstürmung das Blut so manches wackeren Deutschen gekostet. — Alle drei, vier Schritte lag ein Todter. Noch hatte man keine Zeit gehabt, der Gefallenen zu denken; es galt zunächst, den Verwundeten zu helfen. Bahre um Bahre ward an mir vorbeigetragen. Auf ihnen ruhten Schwerverwundete, — die man bei den Todten gefunden, mit denen sie die Nacht im Walde gelegen. Ich mußte eine Pause in meiner Wanderung machen; zu gewaltig stürmten die Eindrücke auf mich ein. Ich setzte mich in den Schatten eines Baumes, unter dem gestern wohl mehr als ein Braver sein Leben ausgehaucht. Vom Schlachtfeld hinweg trugen mich meine Gedanken zur Heimath. Ich gedachte der Millionen, die heute in banger Furcht um die Ihrigen gezittert, als ihnen die Nachricht von der blutigen Schlacht gemeldet wurde. Wie viele heiße Thränen werden heute daheim aus treuen Mutteraugen fließen. Wie manchen Tag noch werden Millionen zitternd und zagend des Briefes harren, der ihnen Kunde bringt von dem Geliebten, der in Feindes Land das Vaterland vertheidigt. Sie haben es vertheidigt, unsere Krieger, ruhmvoll und siegreich; doch wehe dem, der diese Vertheidigung nothwendig gemacht! Ist sein Maß endlich gefüllt? Sind Germaniens Söhne vielleicht bestimmt, die Opfer des zweiten Dezembers, die Märtyrer von Cayenne, die Gefallenen von Solferino zu rächen?

Hermann Boget.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Professor Dr. K. Hundeshagen in Bonn theilt in der Kölner Ztg. Folgendes mit: „Der Name des Dichters der „Wacht am Rhein," welchen die Mendel'sche Composition unter den Buchstaben M. Sch. verbirgt, ist Max Schneckenburger aus Württemberg. Die Entstehung des Liedes fällt in die Monate Januar oder Februar 1840. Aus der damaligen Begeisterung der Deutschen für den Schutz des bedrohten vaterländischen Bodens, aus welcher u. A. das berühmte Rheinlied von N. Becker: „Sie sollen ihn nicht haben" u. s. w, hervorging, entsprang auch das Lied M. Schneckenburger's: „Die Wacht am Rhein." Ich selbst habe um jene Zeit das Lied in Gegenwart des Dichters in einem Kreise von Freunden zu Burgdorf im Kanton Bern unter stürmischem Beifall verlesen und, wenn auch noch nicht künstlerisch in Musik gesetzt, zugleich singen hören." Wie Herr Professor Hundeshagen weiter mittheilt, hat Max Schneckenburger als Kaufmann in Burgdorf gelebt und ist um 1851 gestorben.

Hiebe auf Diebe.

Wir saßen so lang in gemüthlicher Ruh
Und reimten nur Liebe auf Triebe;
Dem verlogenen Feinde nun setzen wir zu
Und reimen ihm Hiebe auf Diebe.
Wie sehr ihm auch Liebe für Hiebe gebricht,
So fallen die Hiebe dem Diebe doch dicht.

Die natürlichen Grenzen begehrt der Franzos,
Und weiß nicht, es sind die Vogesen.
Er hat von Geographie nichts los
Und nie den Karl Ritter gelesen.
Nun muß er so spät sich zur Schule bequemen;
Wir wollen ihm alles Gestohlene nehmen.

K. Simrock.

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870 Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 99.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Fortſetzung.)

Draußen, um das Theatergebäude, pfiff noch immer der Schneeſturm. Es war ihm völlig gleichgültig, was drinnen vorging und in welcher Verfaſſung die Leute von Innen heraus kamen. Vielleicht, daß er im Geheimen dem Schluß der Vorſtellung eine Ermäßigung zugeſtanden hatte, doch um ein Paar vereinzelter Fußgänger willen konnte ihm kein Billigdenkender zumuthen, ſein lange vorher feſtgeſetztes, außerordentlich beluſtigendes Winterabend-Programm zu unterbrechen. Es waren nur zwei Akteurs bei dem Stück beſchäftigt, mit Namen:

Der Schnee,
Der Sturm,

aber ſie machten mehr Lärm, Aufruhr und Wirrwarr, als alle Zigeuner, Ritter, Große und Bürger Madrids drinnen in der Komödie des braven Pius Alexander Wolff.

„Der Wagen iſt nicht da und wir können bei dem Unwetter nicht zu Fuß gehen," ſagte die ältere Frau, welche Sebald vor dem Beginn der Aufführung mit der Debütantin aus der Kutſche ſteigen ſah. Die nämliche flackernde Lampe über der Nebenthür des Theaters fiel auf das nämliche jugendliche Geſicht, wie damals. Nur war es jetzt nicht roſig, ſondern wie mit Blut übergoſſen, und die weiße Flaumkapuze hing unordentlich, wie das halb gelöſte, verwilderte Haar, um die fieberhaft pochenden Schläfen.

„Kommen Sie oder bleiben Sie, mir iſt's gleich, ich gehe," ſagte Judica achtlos, und lief in den Sturm hinaus. Die Frau folgte ihr, — aber ſie rief nach wenigen Schritten:

„Es iſt unmöglich, es iſt todtenfinſter — Kind, Kind, wo biſt Du? Judica!"

„Hier! O, das kühlt, das kühlt!"

Der Sturm kam über den freien Platz mit wirbelndem Stoß. Er faßte das Mädchen, hob es auf und warf es machtlos in einen dichten Haufen zuſammengewehten Schnee's. Keuchend kam die Frau herbei und faßte jammernd Judica's Arm.

„Laß mich, ich will hier bleiben! Der Schnee iſt mein Freund, ich will bei ihm bleiben! Auch der Wind pfeift, wie ſie es drinnen gemacht. Sie pfeifen Alle, Alle. Es iſt aus, ich will ſterben!"

„Ho, Jungferchen, 's iſt noch nicht ſo weit, ſo lange als ich noch da bin," ſchrie Sebald plötzlich hinter ihnen. „Ho, Herr Reinhardt — Reinhardt! Hier ſind ſie — hier! Helfen Sie der Ollen! Das iſt ein Wetter, dagegen könnt' ſelbſt meine Liſe nicht an. Wohin geht's denn, Frau?"

Wie Hans, ſich nach der Stimme orientirend, eilig herbei kam, hatte der Fuhrmann, von Winfeld Judica ſchon auf die Arme genommen. Sie ſetzte ihm keinerlei Widerſtand mehr entgegen und ließ ſich bewegungslos forttragen; Sebald dagegen brummte unabläſſig halblaute Sätze wider den Wind, während er um dieſen unbekümmert weder rechts noch links abweichend durch den Schnee und die Dunkelheit fortſtampfte.

Digitized by Google

hat vor Freude gezittert, aber es hat sich nicht verrathen. Doch jetzt, wo Du ganz verlassen zu sein wähnst, wo Dein Muth gebrochen und alle Hoffnung Dir vernichtet scheint, jetzt ist meine Zeit und meine Pflicht gekommen — ich habe Dich auf die Wege geführt, die Du gegangen, mir bist Du gefolgt und mußtest Du folgen, ohne es zu wissen, und ich allein habe das Recht und die Pflicht, Dir Muth einzusprechen, — denn ich bin Cölestine."

Judica hatte die Augen im Traum geöffnet und hörte regungslos auf die leisen, hastigen, stockenden Worte. Nur das Blut stieg ihr langsam wieder höher, — in die Schläfen empor, dann stieß sie einen lauten Schrei aus und glitt, die Arme ungestüm um den Nacken der Schauspielerin schlingend, an ihrer Brust auf den Fußboden nieder.

„Meine süße Herzens-Judica," stammelte das seltsame Weib, das nach mehr denn einem Jahrzehent den braungelockten Kopf des schönen Mädchens wieder an ihre Brust preßte und ihn mit Küssen bedeckte. „Habe Muth — "

Aber Judica riß sich wild aus ihren Armen und sprang auf.

„Muth?" wiederholte sie mit bitterem Lachen. „Ich habe keinen, und auch Du kannst mir keinen geben. Niemand kann es, es ist aus. Ich war eine eitle Närrin, ich weiß es, und alles Treiben meiner Kindheit war Possenspiel und Wahnsinn. O, daß ich das stille, gute Haus verließ, meinen Vater, meine Mutter! Für die Alltäglichkeit war ich geboren, für das Dorf, für die Küche — aber es ist ein Fluch, der hier sitzt —"

Das Mädchen griff krampfhaft mit der Hand nach dem Herzen, und riß den bunten Tand von ihrem Mieder ab. Cölestine flog erschreckt auf sie zu, doch Judica streckte ihr abwehrend die Rechte entgegen und fuhr mit immer irrer werdenden Blicken fort:

„Es sitzt da und will nicht heraus — ich glaubte, weil ich auch ein Findelkind sei, so müsse es glücken — aber es war falsch, sie hätten mich nur zu Ende spielen lassen sollen. Am Schluß wäre es gut geworden, ich fühle es, als Tochter des reichen Edelmanns — die Alte in Winfeld sagte es auch — Baronin, ja, ja, damit muß das Stück anfangen, dann kann ich es, dann bin ich es, und sie pfeifen nicht mehr, sie machen Bravo — bravo!"

Sie schlug, selbst klatschend, ihre Hände zusammen und neigte den Kopf mit geschlossenen Augen vorwärts, als ob sie auf eine ferne Stimme horche. Cölestine war bei ihren letzten Worten todtenbleich geworden; auch ihre Augen liefen ängstlich und ungewiß, wie von der Sinnesverwirrung des Mädchens mit erfaßt, umher.

„Ja, sie hat Recht," murmelte sie, „man hätte sie zu Ende spielen lassen sollen, man sollte uns Alle zu Ende spielen lassen, dann würde es sich zeigen —"

Hans klopfte an die Thür und verlangte Einlaß. Es war gut, daß er die beiden, wie von einem Traumgespinnst umwobenen Frauen in ihrer irren Gedankenjagd unterbrach. Cölestine öffnete ihm schweigsam; Judica hatte sich wieder auf ihren Sitz zurückgekauert und starrte brütend vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlachtfeld von Wörth.

II.

Wörth, 8. August.

Eine siegreiche Armee, am Tage nach der Schlacht ausruhend auf dem Felde, auf dem sie im fünfzehnstündigen Kampfe gerungen hat, das ist ein großartiges, gewaltiges Gemälde, das nimmer der Erinnerung Dessen, der es geschaut, entschwinden wird. So werde auch ich niemals die Eindrücke des gestrigen Tages vergessen — sie werden in mir nachzittern so lange ich lebe. Freilich sind diese Eindrücke nicht harmonisch, sondern eigenthümlich widerspruchsvoll. Sie erheben nicht nur, sondern beugen auch darnieder.

Digitized by Google

Wohl schlägt mein Herz höher bei dem Gedanken an den Sieg der deutschen Waffen, wohl athmet die Brust freier, wenn ich denke, daß dieser Sieg unsere heimathlichen Fluren vor den Schrecken des Krieges bewahrt hat. Aber ein Blick auf all den blutigen Jammer um mich beugt mich auch tief darnieder. Beschämt frag ich: Ist das die Blüthe der hochgepriesenen Cultur des 19. Jahrhunderts, daß die Völker sich morden, daß sie, dem Schemen des Ruhmes nachjagend, einer des Andern Glück und Wohlstand vernichten? Und was wird die Folge des blutigen Mordens sein? Wird nicht auf's Neue Völkerhaß aus dem Blute erwachsen und eine tiefe Kluft reißen zwischen zwei Nationen, die bestimmt schienen zum edlen Wettkampf auf den friedlichen Feldern des Handels, der Industrie und der Wissenschaft?

Es genügt nicht, alle Schuld auf einen Einzelnen zu wälzen! Mitschuldig sind an diesem Unheil Millionen auf beiden Seiten des Rheines. Mitschuldig sind die Chauvinisten, die Götzendiener des Gloire. Mitschuldig sind die Papierseelen und wandelnden Courstabellen, welche den Mann des 2. Dezembers Jahrzehnte hindurch als Gesellschaftsretter gepriesen haben. Die, welche jetzt am lautesten schreien, welche den dritten Napoleon, mit seinen Zuaven und Turkos in einem Käfig durch Deutschland führen wollen, wie haben sie einst bewundernd aufgeschaut zu dem jetzt so geschmähten Mann, wie haben sie seine Rechtsverachtung als Weisheit, seine Verbrechen als Großthaten gefeiert! Werden, sie die Sclaven des Erfolges, sich in Zukunft nicht wieder Jedem zu Füßen werfen, der auf Blut und Leichen an die Stelle des Rechts die Herrschaft der Gewalt setzt? Gewiß, sie werden dazu bereit sein; aber — und das ist, was mich vor allem Andern tröstet, was mich mit Zuversicht in die Zukunft blicken läßt, sie werden in unserem Vaterland keinen Raum mehr finden für ihren Götzendienst. Groß und gewaltig zeigt sich der Geist der deutschen Nation. Vor dem Wehen seines heiligen Odems schweigt langjähriger Hader, bricht sich der Hochmuth des Einzelnen, vergessen die Ehrgeizigen ihre egoistischen Pläne, denn Jeder ob hoch ob niedrig gestellt, Jeder, dem ein lebendiges Herz im Busen pocht, erkennt, daß nichts dem Gefühl gleich komme, welches der empfindet, der seine Dienste in selbstloser, treuhingebender Liebe dem Vaterlande weiht. Hundert und mehr Beweise erhielt ich dafür in diesen Tagen, namentlich auf dem Schlachtfelde von Wörth. Personen, die sich sonst schon Helden zu sein dünkten, wenn sie mit dem Säbel rasselten, sprachen in größter Bescheidenheit von wirklichen Heldenthaten; gestanden, daß sie für sich allein Nichts, Alles nur in der Verbindung mit der Gesammtheit seien. Deutschland, das ausgelöscht schien aus der Geschichte, Deutschland ist heute wieder auf aller Lippen. Wie lange — doch nein, ich will nicht zweifeln. Im Angesicht der offenen Gräber will ich hoffnungsfroh, vertrauensvoll in die Zukunft blicken.

Wohl eine Stunde saß ich so fragend und sinnend, zagend und hoffend da. Nie habe ich eine weihevollere Sonntagsandacht gehalten als unter dem zerschossenen Nußbaum auf dem Schlachtfeld.

(Fortsetzung folgt.)

Verfolge nicht die Unglücklichen eines falschen Argwohnes willen. Ueber Alles wacht Einer, Der in deiner vermeintlichen Erhabenheit auch dich finden kann. Nur durch stilles „Dulden und Schweigen“ — den Blick nach Oben, — kann ein bewegtes Herz ruhiger werden.

In Coles „Geschichte der Pflanzen“ findet sich folgendes lakonische Lob des Hanfs: Aus dieser Pflanze werden Stricke gemacht, und mit diesem Schiffe gelenkt, Glocken geschwenkt, und Schelme gehenkt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870 Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 100.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Du bist ein wackerer Bursche, Hans Reinhardt. Du bist an Körper und an Geist gewachsen seit einem Jahre. Es ist keine Schulaufgabe, siebzehn Jahre zu zählen und in der großen fremden, gleichgültigen Welt plötzlich allein zu stehen, und, um sich selbst bei Nacht einem festen, unverrückten Ziel entgegenfördern zu können, den Tag hindurch Andere in der segensreichen Erkenntniß „Buttmann'scher Syntax" oder verstifizirter Zumpt'scher Genusregeln fördern zu müssen. Du lachst darüber und meinst, es sei ein Spaß, in Deinem Alter drei Stunden nach Mitternacht Dein Unschlittlicht über dem anatomisch-physiologischen Problem des großen und kleinen Kreislaufs auszulöschen und schon im Wintermorgengrauen wieder den Schellenknopf zu ziehen, um den Schüler, den Abgrund alles Wissensdurstes, auf der Schwelle in den Lehrer, die Fülle aller Weisheit, zu verwandeln. Und es ist auch nicht das, was Dich härmt, Hans Reinhardt, ich weiß es. Aber ich weiß auch, daß Dich etwas härmt, so sorgfältig Du es auch Allen, und fast Dir selbst verheimlichst. Es sitzt auch in Deiner Brust ein geheimer Schmerz seit dem Tage, wo Du um die Mittagsstunde Deine Schwester nicht an dem verabredeten Ort wieder fandest und sie nach langem, langem Suchen in der großen, fremden gleichgültigen Stadt, in der Gesellschaft, unter dem Schutz Deines alten Schulgenossen von Hohenwerdach antrafst. Armer Junge, ich weiß, daß es Dich manchen bitteren Kampf, manche schlaflose Nacht gekostet hat, bis Du den Trieb Deines Herzens überwunden und eingesehen hast, daß Du die neue Lebenshoffnung Deiner Schwester nicht zerstören, ihre Pläne nicht durchkreuzen, — ihr die verhaßte Stütze, die sie gefunden, nicht wegreißen durftest. Ich weiß, daß es Dich viele Thränen gekostet, daß sie nicht gekommen und gesagt hat: „Hans, ich habe Niemand, ich will Niemand auf der Welt haben, als Dich. Arbeite für mich, Hans, bei Tag und bei Nacht. Dazu bist Du da, das ist Dein Zweck auf Erden. Arbeite, bis ich mein Ziel erreicht, bis ich Ruhm und Ehre geerntet und die Welt auf mich sieht. Schone Dich nicht, und wenn Deine Jugend der Anstrengung erliegt, wenn Du Dich aufreibst, was liegt daran? Ein Strahl meines Glanzes wird auch auf Dich fallen —"

Aber Du hast weiter gekämpft, Hans Reinhardt. Sie ist nicht gekommen und hat es nicht gesagt. Sie brauchte Dich nicht und konnte Dich bemitleiden und Dir sagen: „Armer Hans, arbeitest Du auch nicht zu viel? Schone Dich, bald kann ich Dir helfen; weißt Du, ich sagte es Dir vorher, — damals, als wir das Haus drüben im Dorfe verließen."

Dein Herz zuckte, doch Du lachtest und verriethst Dich nicht. Du hast brav gekämpft, Hans! Der alte Mann drüben im Dorf, wenn er nicht verbittert wäre, wenn seine Augen noch klar und die strengen Falten um den Mund nicht hinuntergegriffen und das Herz mit zusammengeschnürt hätten, müßte seine Freude an Dir haben.

Digitized by Google

Doch jetzt, was iſt mit Dir vorgegangen? Deine Schweſter hat eine Niederlage erlitten und Dein Auge ſtrahlt, als ob Du einen Sieg erfochten?

* * *

Hans trat mit einem Geſicht, das mühſam ſein Entzücken verhehlte, in's Zimmer und ging auf Judica zu, an deren Seite er ſich niederſetzte. Sie achtete nicht auf ihn; er nahm ihre Hand in die ſeine und blickte, ſich vorbiegend, ihr treuherzig in die Augen. Dann ſagte er:

„Judica, wir haben ein Jahr lang geträumt; wäre nicht Alles gut, wenn wir dort wieder aufwachten, wo der Traum begonnen? Wir waren Kinder, Judica, — trotzige Kinder, die ſich die Welt anders vorgeſtellt, als ſie iſt. Weißt Du noch, wie ſchön es drüben war? Wie leicht, wie glücklich, wie ſorgenlos — es iſt doch unſere Heimath, Deine und meine — es ſind doch unſere Eltern, Deine und meine. Hat ein Anderer ſich unſerer angenommen, als wir klein und hülflos waren? Haben Andere uns geliebt, für uns geſorgt und gedacht?"

Das Mädchen legte ihre bis dahin regungsloſen Finger feſter um die ſtarke, brüderliche Hand. Im dunkelſten Winkel des Zimmers ſaß Cöleſtine, — den Kopf gegen die Wand abgewendet, und Hans ſprach liebreich-verſtändig fort:

„Ich tadle nicht Dich, noch mich, Judica; es war nicht Undank, es war der unüberwindliche Zug Deiner Natur. Aber wir dürfen auch keinen Vorwurf gegen die Andern erheben, die unſer Wohl nach ihrer Denkungsart gewollt. Es war vielleicht gut, daß es geſchah, wie es geſchehen iſt, denn es iſt noch nicht zu ſpät, gut zu machen, was wir und ſie gefehlt. Noch iſt Alles dasſelbe geblieben, wie wir es verlaſſen; der Wald, die Felder, der Garten, in dem wir geſpielt, und oft von der Zukunft geträumt. Auf jeder Stelle, die unſer Fuß betritt, werden die Erinnerungen aufwachen und das alte Glück aus ihnen neu herausblühen. Und glaub' mir, in tiefem Frieden jener unwandelbaren Natur ändert auch das Herz ſich nicht. Auch ſie werden uns mit offenen Armen entgegen kommen und die verlorenen, die freiwillig zurückkehrenden Kinder ohne Zorn aufnehmen. Wir werden wieder glücklich, werden wieder ruhig ſein, Judica; dies Jahr, dieſer Tag wird wie ein böſer, erfahrungsreicher Traum hinter uns verſchwinden. Und der Zufall ſelbſt will uns behülflich ſein und mahnt uns; wie er uns hierher gebracht, will er uns zurück führen. Sebald, Dein treuer Anbeter, iſt zu jeder Minute bereit und hat mich beſchworen, daß er uns noch in dieſer Nacht, trotz Sturm und Unwetter, nach Werdach heimführen dürfe, denn er behauptet, es gehe nicht mit richtigen Dingen zu in der Stadt. Komm, mein Schweſterchen; laß Alles hier ohne Abſchied zurück und komm gleich, komm!"

Er zog Judica lächelnd von ihrem Sitz empor. Sie folgte der treuen Hand; ſie ſah ihn mit weit geöffneten Augen an und ſtammelte:

„O, Hans, Du haſt Recht, Hans. Leite Du mich, Du biſt der Einzige, den ich auf der Welt habe, der mich liebt, — der mich retten kann. Schnell, ſchnell, ehe er wieder kommt —"

Es kam von ihren Lippen wie Trunkenheit über ſein Weſen. Er ſchlang den Arm um ihren Nacken, zog ſie an ſich und hinderte ſie in ihrer Haſt, ſich wieder in ihren Mantel zu hüllen, obwohl er ſtotternd ihre Worte nachſprach:

„Schnell! — ſchnell!"

Aber plötzlich ſchrie ſie auf:

„Es iſt zu ſpät, er iſt wieder da!" und griff mit der Hand nach dem Herzen.

Ein eiliger Schritt kam draußen die Treppe herauf und öffnete die Entrée-Thüre. Man hörte die Stimme Walewska's:

„Das Fräulein iſt nicht wohl und ſchläft." der eine andere kurz erwiderte:

„Das iſt gut für Fremde, nicht für mich."

Hans runzelt bei der Fortſetzung des Zwiegeſprächs, das ſich zu einem handgreif-

Digitized by Google

lichen Zwist fortzuspinnen schien, die Stirn und that zaudernd einen Schritt gegen die Thür. Doch im nämlichen Augenblick flog diese auf und Baron Albert trat rasch ein, indem er in's Vorzimmer zurückrief:

„Ich werde mich durch Niemanden abhalten lassen, — meine eigene Wohnung zu betreten."

Es zuckte ungeduldig um Hans Mund, allein er versetzte anscheinend ruhig:

„Dies ist nicht Deine Wohnung, Albert, sondern die meiner Schwester. Sie ist Dir dankbar dafür, daß Du aus alter Kinderfreundschaft ihr erlaubt hast, diese Zimmer zu benutzen. Da sie ihrer nicht mehr bedarf, sondern in ihre Heimath zurückkehrt, so gehen von morgen an dieselben wieder in Deinen Besitz. Heut Abend jedoch wirst Du erlauben, daß sie sich noch ungestört darin ausruht, da Du begreifen wirst, daß sie der Erholung bedarf."

Der Baron schwieg einen Moment vor der festen Sprache seines ehemaligen Gefährten, und ließ sein Auge forschend von diesem über die verstummte Judica hingleiten.

„Darf ich fragen, wer Dir das Mandat zu dieser befremdlichen Auseinandersetzung gegeben hat?" versetzte er mit kühler Höflichkeit.

Das Blut stieg Hans in's Gesicht.

„Weil ich dies nicht brauche, weil ich in so wichtigen Fällen das natürliche Recht, als ihr Bruder, besitze, für sie zu handeln."

„Das ist etwas Anderes, ich habe nicht an dies Recht eines Familienhauptes gedacht, da ich bis jetzt nicht wußte, daß Du Judica's Bruder seiest," antwortete Albert, mit einem leichten, spöttischen Aufwerfen der Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlachtfeld von Wörth.

(Fortsetzung.)

Gegen Mittag entwickelte sich ringsum ein eigenthümlich buntes Leben, reich an Kontrasten der verschiedensten Art. Tausende von Soldaten gingen umher und suchten unter Leichen nach ihren Freunden. Die Beerdigung begann. Gewaltige Gruben thaten sich auf, oft für hundert und mehr Leichen bestimmt. Scenen des Schmerzens und Scenen der Freude spielten sich ab an den offenen Gräbern. Da umarmten sich Freunde, von denen Jeder mit der Furcht gekommen war, den Anderen unter den Todten zu finden. Da raubte ein Blick in die schmerzverzerrten Züge eines Gefallenen einem Bruder die letzte Hoffnung. Doch nicht nur für die Todten, auch für die Lebenden mußte gesorgt werden. Neben den Gräbern loderten Feuer auf, als Material dazu dienten die Hopfenstangen der umliegenden Felder oder Thüren und Fensterrahmen aus Wörth. Rinder- und Hammelheerden wurden herbeigetrieben, alle tausend Schritt etwa ward eine Schlachtbank improvisirt. Reis und Speck ward aus den Proviantwägen geholt. Kartoffeln lieferten die Felder.

An Wein war Mangel, ebenso sehr an trinkbarem Wasser. Die Brunnen in Wörth konnten nicht genug liefern, um den Durst der gewaltigen Heeresmassen zu stillen. Viele mußten sich mit dem schmutzigen Wasser in den die Wiesen durchziehenden Gräben begnügen. — Einen interessanten Anblick gewährte die Feldpost, die ihr Bureau unter freiem Himmel aufgeschlagen hatte. Da war es keinen Augenblick leer. Gewiß an hunderttausend Briefe wurden derselben an diesem Tage übergeben. Ueberall, wohin man blickte, sah man Soldaten, die sich beeilten, ihren Lieben daheim einen Gruß zu senden. Sehnsüchtiger werden wohl selten Briefe erwartet werden als die, welche gestern auf dem Schlachtfelde geschrieben wurden.

Gegen Abend machte ich einen Gang auf die Höhen. Ich stieg die Stelle hinan,

Digitized by Google

an der die Sechsundvierziger gestürmt. Es ist ein steiler Abhang, den langsam zu ersteigen schon Mühe kostet — und viermal stürmten unsere Krieger diesen Weg ungedeckt den feindlichen Kugeln entgegen. Erst zum vierten Mal gelang es ihnen, bis zu einem terrassenartigen etwa 2 Schuh hohen Absatz vorzudringen. Hier warfen sie sich nieder und warteten zwei Salven der Feinde ab; dann sandten sie zwei Ladungen in die Höhe und so hinein in die Weinberge! Schrecklich war das Morden, das jetzt begann. Die gefallenen Franosen lagen noch meist unbeerdigt. Die Deutschen wurden eben unter Leitung eines jungen Offiziers bestattet, welcher mir in lebhaften Farben das furchtbare Ringen schilderte; 15 Offiziere und 124 Soldaten von demselben Regiment, die hier in die Erde gesenkt wurden und die alle an dieser einen Stätte gefallen waren, das sagt mehr als die beredteste Schilderung. Und das ist nur eine kleine Episode, die sich alle 1000 Schritte wiederholte. Mögen die Franzosen von der Uebermacht der Unseren reden, ihre Stellung wog dieselbe drei-, vierfach auf. „Es war ein furchtbares Morden", sagte mir ein älterer Offizier, „wie ich es nie erlebt, das rings an den Abhängen stattfand. Es war ein herzzereißender Anblick, als die Unseren von einem Feind, auf den sie nicht zielen konnten, zu Hunderten, zu Tausenden darniedergeschmettert wurden. Held war ein Jeder. Unvergleichliches ist es, was sie geleistet. Und dennoch, wenn ich auch Alles wieder erleben möchte, was mir schon begegnet, dieses Morden möchte ich nicht noch einmal mit durchmachen."

Durch die Weinberge schlug ich mich seitwärts in den Wald. Je tiefer ich hineinkam, um so dichter lagen die Leichen. Hier fand ich noch Freund und Feind vereint, und unter den Leichen auch jetzt, nach 24 Stunden, noch manchen Verwundeten. Zweien konnte ich selbst aus meiner Feldflasche eine Erquickung reichen. Einen schrecklichen Anblick bot ein Zuave, der trotz eines Schusses durch den Schädel noch lebte. Ich führte meinen Becher an seine Lippen. Er griff mit der Hand danach und starrte mich wild an. Ich trank aus dem Becher, zum Zeichen daß der Inhalt nicht vergiftet sei, und suchte ihn dem Armen von Neuem an die Lippen zu führen, doch durch einen krampfhaften Griff des Unglücklichen wurde ich abermals daran verhindert.

Nun kam ich zum Dorfe Frischweiler, wo das Hauptquartier der Franzosen gewesen und das am meisten durch unsere Kanonen gelitten. Der Kirchthurm ist zerschossen und von den meisten Häusern stehen nur noch die nackten Mauern. Auf den Trümmern lagen unter freiem Himmel lauter Sterbende, fast nur Franzosen, die Opfer unserer Artillerie. Es war ein furchtbares Bild des Jammers: durch Auge und Ohr stürmte das Elend auf mich ein. Wohin ich sah, qualverzerrte, im Todeskampf ringende Gesichter. Wohin ich mich wandte, Aechzen und Stöhnen, bald durch laute Schmerzensrufe, bald durch hervorgestoßene Gebete, bald auch durch krampfhafte Flüche unterbrochen.

Das Dorf durchschreitend, gelangte ich durch Wald und Weinberge in einen Hohlweg, durch welchem sich ein Theil der feindlichen Armee zurückgezogen hatte. Schrecklich hatte auch hier der Tod gehaust. Die Unsern mußten den Fliehenden dicht auf der Ferse gewesen sein. Ueberall zeigten sich die Spuren eines Handgemenges. Bis in die Seitenwege hinein hatte sich der Kampf fortgesetzt.

(Schluß folgt.)

Ein witziger Advokat trat in den Gerichtssaal und bemerkte, daß der versammelte Gerichtshof aus sehr jungen Räthen bestand. „Nun, heute ist mir wirklich bange um meinen Clienten," sagte er zum Präsidenten. „Weßhalb?" frug dieser. „Nun, ich sehe hier das ganze jüngste Gericht versammelt."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 101.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es stand so deutlich in Hans Reinhardt's Gesicht zu lesen, daß er unwillkürlich überlegte, welche Folgen es nach sich ziehen würde, wenn er den kraftlosen Körper seines Gegners als einen Ball behandelte und ihn durch das Fenster in den wirbelnden Schneesturm draußen hinausfliegen ließe, daß der Baron instinktmäßig einen Schritt zurücktrat. Doch Hans war an schwerere Kämpfe der Art gewöhnt. Er bezwang sich, wie er es hundertmal gethan, und erwiderte kurz:

„Ich habe in Judica's Namen gesprochen; glaubst Du mir nicht, so frage sie selbst. Wider ihren eigenen Willen wirst Du sie nicht zurückhalten wollen, noch können."

„Nicht wollen, gewiß; nicht können, wäre eine andere Frage, wenn ich mich unedelmüthig genug zeigte, die Summen, die ich ihr zur Erreichung ihres Wunsches bereitwillig zur Verfügung gestellt, zurück zu verlangen, ehe ich mich der Garantie, welche die Sicherung der Person bietet, begäbe," — entgegnete Albert mit einem Lächeln, das der Zunge einer Wage glich, die es noch unentschieden läßt, ob sie sich zur Schale des Ernstes oder des Scherzes hinüberneigen will. Das Lächeln spielte weiter um seine Lippen, wie er sich gegen Judica wendete und fortfuhr:

„Du wirst solchen Scherz einem alten Freunde verzeihen, schöne Judica, den die subtilen Auseinandersetzungen des corpus juris den ganzen Tag hindurch in derlei wunderſame Rechtsfragen verwickeln. Hier handelt es sich allerdings um ganz andere Dinge. Ich beklage mit Dir und jedenfalls nicht minder als Du den Unverstand des Publikums, der uns die Widerwärtigkeiten und Dir die Aufregung des heutigen Abends bereitet. — Aber ich glaube, daß es des Trostes von meiner Seite nicht bedarf. Ich begreife, daß ein „heftiger Widerwille" gegen die gemeine Natur der großen Menge Dir für einige Augenblicke den Gedanken einflößen konnte, den Weg, den Dein Talent Dir gedeutet, auf dem Ruhm und Reichthum Deiner harren, zu verlassen — und Dein Leben in der Dunkelheit und Namenlosigkeit eines Dorfes zu begraben. Doch der Beifall der Edleren, als dessen Ueberbringer ich vor Dir erscheinen darf, wird genügen, den Vorsatz flüchtigen Unmuths zu zerstören und Dir das Ziel Deines Strebens in seinem wichtigsten Theil bereits als erreicht darzustellen."

Baron Albert sprach es so freimüthig und doch so leicht hin, wie eine unbezweifelbare Wahrheit, die beweisen zu wollen keinem Vernünftigen in den Sinn kommen könne; in die Nacht, die das Mädchen umgab, warfen seine Augen einen glänzenden Strahl, der sich wie ein körperlicher Faden mit ihrer Seele verknüpfte und sie gewaltsam an sich riß. Wie Fieberfrost und Hitze in ihren Gliedern, so wechselte in ihren Gedanken das Zauberbild, das aus ödem Dunkel wieder farbenglühend vor ihr auftauchte, mit dem Schauder vor diesem öden Dunkel, in das sie zurück zu sinken im Begriff gestanden. — Ihr Vermögen, Gutes und Böses, Wahrheit und Lüge zu unterscheiden, war dahin. — Es kam aus den klugen Worten des Schmeichlers wie der elektrische Funken, der die

Digitized by Google

erstarrten Glieder eines Todten belebt; wie der Athem des Magnetiseurs überhauchte es sie, daß sie langsam aufstand und ihn mit harrenden, unterwürfigen Augen anblickte.

„Ich möchte allein mit Dir sprechen, Judica," sagte Albert ruhig. Du weißt, ich habe damals, vor einem Jahre, als der Himmel mich für meine gute Absicht in jenem Hause dadurch belohnte, daß ich Dich fand und Dir in Deiner Höflichkeit beizustehen vermochte — ich habe damals Dir den Weg zu ebnen verstanden. Du wirst mich keines Mißbrauchs Deines Vertrauens zeihen können, ich habe mithin ein Recht, es jetzt wieder von Dir zu verlangen."

Das Mädchen hob wie schlafbefangen den Kopf und sagte:

„Geht — geh! Hans."

Sie sah unbeweglich die Thränen, die über sein Gesicht herabrollten.

„Judica — Judica, Du wählst für immer," stammelte er, die Brust von ungeheurer Erregung zusammengepreßt; „wenn Du mich jetzt gehen heißt, komme ich nicht mehr zurück."

Alles Blut wich aus ihren Schläfen; sie griff mit der Hand hinter sich nach der Lehne des Stuhls, während ihre Augen starr auf den Baron geheftet blieben, der leise mit dem Kopf nickte.

„Geh," wiederholte sie tonlos, „laß uns allein."

Hans stürzte nach der Thür. Célestine erhob sich rasch. Auch ihre Züge waren todtenbleich; einen Augenblick schien es, als ob sie die Hand ausstrecken wollte, — ihn zurück zu halten. Dann schloß sie die halb geöffneten Lippen und folgte ihm schweigend in das anstoßende, nach Außen führende Gemach.

Judica hatte sich nach ihren letzten Worten stumm in den Sessel zurückgeworfen, und bedeckte das Gesicht mit den Händen. In den Augen des einzigen Zuschauers, der neben ihr in dem Zimmer geblieben, blitzte ein wilder Triumph.

„Der Bursche fängt an, mir lästig zu werden," murmelte er zwischen den Zähnen, „ich werde Sorge dafür tragen, daß er sein Wort hält und wenigstens nicht früher zurück kommt, als es mir wünschenswerth scheint. Ich halte mein Wort auch; ich habe Sie eingeladen, meine Herren, heute über vier Wochen bei mir zu soupiren — und das Fräulein wird Ihnen die Honneurs machen." Er lachte geräuschlos und trat respektvoll auf Judica zu. „Judica, wir haben zu überlegen," sagte er leise, ihre Hand fassend.

Sie zuckte zusammen, aber sie ließ ihm willenlos die Hand und wiederholte mit geschlossenen Augen mechanisch:

„Ja, zu überlegen."

* * *

In der ganzen, großen Stadt scheint nur ein einziges Licht zu brennen. Dies Licht brennt sehr hoch oben in einer entlegenen Vorstadts-Gasse — wenn es Tag wäre, würde man sagen können, ob es im vierten oder fünften Stockwerk ist — und ist eine dünne Talgkerze, die eine Mansardenstube mit verschwenderischer Kalkbekleidung, da dieselbe sich überall von den Wänden freiwillig ablöst, nur sehr spärlich erleuchtet. Ihre grämliche Flamme wechselt mit ihrer Gunstbezeugung, indem sie diese bald dem Bett, bald dem Stuhl und bald dem Tisch zuwendet.

Auf dem Stuhl vor dem Tisch sitzt ein junger Mann und schreibt. Manchmal hebt er den Kopf und pausirt einen Moment, aber nicht um nachzusinnen, was er schreiben soll, sondern nur, wenn eine der vielen Thurm-Uhren der Stadt ein Zeichen gibt, daß die Zeit auch bei Nacht nicht still steht, daß sie — von den Sorglosen — nur verschlafen wird. Dann fliegt die Feder wieder hastig über das Papier und die Kerze flackert neugierig hinter den Schriftzügen drein. Da schlägt es fünf Uhr und ein schwerer Schritt kommt die Treppe herauf. Noch eiliger fliegt die Feder über den letzten Raum des Blattes; es ist nur noch Platz da, um einen Kreis darauf hinzuzeichnen — das Auge wendet sich eine Sekunde scheu nach der Thür, und die Lippe preßt sich innig auf die

Digitized by Google

kleine Peripherie, nicht wie auf ein todtes, kaltes Papier, sondern wie auf zwei rothe, warme, empfindende Lippen.

Es klopft derb an die Thür, und ein ebenfalls noch junger, breitschulteriger Mann mit sehr „üppigem Haarwuchs“ auf jeder Partie des dadurch fast unkenntlich gemachten Gesichtes tritt, ohne die Antwort abzuwarten, ein.

„Bist Du fertig, Reinhardt?“

„Gleich.“

„Hast geschrieben?“ Der Bärtige wirft einen mitleidig verächtlichen Blick auf das Blatt. „Das thut man auch nur beim ersten Mal. Der verfluchte Ostwind bringt uns halb Sibirien herüber; es ist kein Spaß, um fünf Uhr aufzustehen und das Quecksilber einen Zoll tiefer unten zu finden, — als man sucht. Hast Du etwas Warmes auf der Bude oder etwas, das per se wärmt, Rum, Cognac, Schnaps?“

„Nein, nichts.“ Der Andere faltet das Papier, siegelt es sorgfältig zu und macht die Aufschrift. „Ich lasse ihn auf dem Tisch liegen,“ sagt er etwas stockend, „wenn —“

„Schon gut, sei kein Narr.“

Das Licht erlischt, und die Thür öffnet und schließt sich. Die Mansarde ist ganz einsam, nur durch das schräge Dachfenster kommt das Morgengrauen und bückt sich neugierig über den Tisch und liest die Aufschrift des Briefes, der darauf liegt.

„An Fräulein Judica“ — es ist, als ob die Hand des Schreibers einen Moment gestockt, und dann ist schnell und wie mit anderer Schrift hinzugefügt: „Reinhardt.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Schlachtfeld von Wörth.

(Schluß.)

Ich kehrte um, ich hatte genug des Elends gesehen. In der Nähe von Frischweiler traf ich mit einem französischen Artillerie-Offizier zusammen, der einem Kameraden die Augen zugedrückt hatte und jetzt in die Gefangenschaft, aus welcher er gegen Ehrenwort entlassen war, zurückkehrte. Wir kamen bald auf die Leistungen der preußischen Artillerie zu sprechen. Der feindliche Offizier war voll bewundernder Anerkennung und konnte nicht lebhaft genug die Verwirrung schildern, welche die preußischen Geschosse angerichtet. Auf französischer Seite war man allgemein der Ansicht gewesen, die deutschen hätten Mitrailleusen und zwar wirksamere und bessere als die französischen, von denen man rasch eine sehr geringe Meinung bekommen hat. Es scheint fast, als hätten sich die Feinde zu sehr auf ihre Kugelspritzen verlassen und darum manche nothwendige Vorsichtsmaßregel versäumt.

Während der Franzose thalwärts nach Wörth ging, wandte ich mich noch einmal zu den Höhen, wo die Regimenter bivouakirten, welche dieselben gestern erstürmt. Plötzlich hörte ich meinen Namen rufen. Ich blickte nach der Stelle von wo der Ruf kam und bemerkte mehrere Offiziere vom 58. Regiment, deren Bekanntschaft ich neulich in Rinnthal gemacht hatte, als ich von Bauern als Spion denunzirt worden war, ein Mißverständniß, das sich nach einem dreistündigen unfreiwilligen Marsch in der heitersten Weise gelöst hatte. Wir freuten uns des Wiedersehens und mit Freuden vernahm ich, daß das 2. Bataillon des 58. Regiments einen französischen Adler erobert habe. Der mit der franz. Tricolore gezierte vergoldete Raubvogel prangte neben dem Zelt vor dessen Eingang ich auch den wackeren Bataillonscommandant Major Böttger gewahrte. Gern folgte ich der Einladung und machte hier eine Pause in meiner Wanderung. Ich hatte von der Stätte eine wunderschöne Aussicht über die ganze Schlachtlinie. Ueberall, auf den gegenüberliegenden Hügeln, im Thale und um uns auf den eroberten Höhen, bivouakirten die Sieger von gestern. Wohl fünfzig Regimenter und mehr waren hier gelagert. Es war

Digitized by Google

ein schönes großartiges Bild, an dem man sich nicht satt sehen konnte. Wachtfeuer um Wachtfeuer ward angezündet. Hopfenstangen zu hohen Pyramiden zusammengestellt, verbreiteten weithin helle Gluth. Hinter uns ertönten lustige Klänge. Zwei bayerische Jägerbataillone zogen unter einem fröhlichen Marsch am Hang des Waldes dahin. Sie rückten auf Vorposten dem Feinde entgegen.

Kaum waren die Hörner in der Ferne verklungen, so erscholl gewaltiger, in mächtigen Tönen, gewiß von fünfhundert Instrumenten gespielt, die allen Deutschen bekannte gewaltige Weise des „Nun danket alle Gott!“ Andachtsvoll, wie in meiner frühesten Knabenzeit, lauschte ich den erhabenen Klängen. Versöhnend legten sie sich mir um's Herz. Mich verlangte nicht nach den Worten des Feldgeistlichen. Der Choral sprach deutlicher. Mir war's als hörte ich durch den mächtig über das Schlachtfeld dahinbrausenden Chor den Genius der Menschheit Trost und Erlösung den armen geplagten Kindern der Erde verheißen.

Langsam stieg ich in's Thal hinab. Unten war ausgelassener Jubel. Ein Hurrah, ein Hoch ertönte über das andere, denn soeben verbreitete sich die Nachricht durch das Lager, daß gestern auch bei Saarbrücken ein glänzender Sieg erfochten. Drei Siege in drei Tagen, das ist fürwahr ein glorreicher Anfang, eine glückverheißende Bürgschaft für den vollen und ganzen Triumph der gerechten Sache Deutschlands.

Hermann Boget.

Nachstehende rührende Episode aus dem so blutigen zwischen Deutschland und Frankreich gegenwärtig wüthenden Kampfe finden wir in deutschen Blättern verzeichnet: Ein Unteroffizier des zweiten thüring'schen Infanterie-Regiments Nro. 32 ward nach der glorreichen Schlacht bei Wörth mit zum Todtenbegraben commandirt. Indem er darauf seinen Eltern nach Groß-Rosen in Schlesien schrieb, legte er ein Briefchen bei, welches er in der Hand eines auf dem Schlachtfelde liegenden französischen Capitäns gefunden. Dieses Briefchen lautet:

Mon cher Papa!

Depuis que tu es parti, je ne cesse de penser à toi. Je suis si triste, de ne pouvoir te voir et t'embrasser tous les matins; mais j'espère bien que Dieu te conservera la santé et que tu reviendras bientôt embrasser ta fille. Je suis bien sage, afin de dédommager un peu maman de ton absence. Adieu, bien-aimé papa, je t'embrasse bien tendrement. Ta petite fille qui t'aime.

Marguerite.

(Lieber Vater! Seit du fort bist, denke ich unablässig an dich; ich bin tief bekümmert, daß ich dich nicht jeden Morgen sehen und küssen kann; aber ich hoffe, daß Gott dich gesund erhält und du bald zurückkehrst, um deine Tochter zu umarmen. Ich bin recht artig, um die Mama doch etwas über deine Abwesenheit zu trösten. Lebe wohl, vielgeliebter Vater, ich umarme dich zärtlich. Dein dich liebendes Töchterchen

Margarethe.)

Der französische Capitän hatte also noch sterbend sich an diesen rührenden Worten kindlicher Liebe seines Töchterchens erquickt, welches ihn nach Gottes Rath nicht wiedersehen sollte, und war mit denselben in der Hand auf dem Feld der Ehre entschlafen.

„Ich halte die Evangelien für durchaus ächt,“ sprach selbst Goethe, „denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, von der Person Christi ausgegangen, in so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist.“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 102.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Die beiden frühzeitigen Droschkenklepper, die im selben Augenblick nicht weit davon über das Pflaster rasseln, sind sehr verdrossen, da sie noch weiter laufen müssen, als sie vermuthet. Die Stadt ist zu Ende und das öde Feld beginnt, und noch immer gibt der Kutscher kein Zeichen zum Anhalten. Von der Chaussee geht es abwärts auf einen Nebenweg, wo der Schnee sich nicht dem Frieren, aber dem Feststreten entzogen hat, und der Wagen seine unverkennbare Neigung, anzuschlagen, unparteiisch nach beiden Seiten theilt. Drinnen fluchen abwechselnd verschiedene Stimmen über den Kutscher, der, trotz seiner Vereinzelung, die Verwünschungen mit der Kraft dreier Lungen über die Insassen seines Wagens zurück gibt. Dann kommt ein Waldrand, von dem vor dem Knallen der Peitsche Krähen in raschelnden Scharen aufflattern und vorjähriges Laub mit diesjährigem Schnee zu einem knisternden Gemenge durcheinander sieben. Weiter hinauf ein Haus, das wie ein Gletscherstück aussieht, einen Triangel über der Thür besitzt — und mehr den Eindruck einer Räuberherberge, als einer friedlichen Landschänke erregt.

Nun hält der Wagen auf einen Ruf von Innen und drei Herren steigen aus, — Baron Albert von Kaltburg und zwei Fremde. Sie treten widerwillig in den hohen Schnee; einer blickt auf die Uhr und sagt:

„Es ist fast sechs, sie sollten schon hier sein."

Der andere Fremde meint, es sei schwer, durch den hohen Schnee zu kommen, und der Erste replicirt, „für die Pferde noch mehr, als für Menschen." Doch da sind sie, der Bärtige und Hans Reinhardt. Aus Gewohnheit wünschen sie sich Alle einen „Guten Morgen," bis auf die beiden ehemaligen Gefährten von Hohen- und Niederwerdach und der Bärtige, der, wie er, trotz der grimmigen Kälte, den Rock aufknöpft, ein sehr vergrissenes dreifarbiges Band auf der Brust sehen läßt, spricht auch hier die Ansicht aus, daß es nicht zu verachten sei, „vorher" in dem Hause mit der Triangel „etwas Warmes oder etwas, das per se wärmt, Rum, Cognac, Schnaps" zu sich zu nehmen. Dennoch verachten die zuerst Eingetroffenen diesen Vorschlag so sehr, daß sie nichts darauf erwidern und sich nur mit einem vornehm verächtlichen Blick ansehen. Statt dessen streckt der Angeredete nachlässig die Hand nach dem Wagenkissen des Rücksitzes, hebt eines derselben auf, nimmt ein Kästchen von etwa anderthalb Fuß Länge hervor, und sagt nasirend:

„Wenn es den Herren gefällig ist."

Die Krähen sind wieder gekommen, wiegen sich auf den höchsten, dünnsten Wipfeln des Waldrandes wie aristophanische Vögel und blicken sehr verwundert auf den eleganten Herrn, der mit dem Kästchen unter dem Arm auf die Stämme, die Grundpfeiler ihrer lustigen Heimath, zuschreitet. Dasselbe thut auffälliger Weise der Bärtige, d. h. er sieht mehr noch verblüfft als verwundert auf das kleine Kästchen und thut dann wiederum eine sehr merkwürdige Frage, ob „Schläger zum Zusammenklappen" darin enthalten seien. —

Digitized by Google

Die Antwort ist abermals ein verächtlicher Blick und eine vornehme Handbewegung nach dem Deckel, durch welche zwei sehr hübsche Pistolen sichtbar werden, deren glänzender Silberbeschlag den Raben ausnehmende Freude machen muß, da sie laut zu krächzen anfangen. Dem Bärtigen dagegen macht der Anblick keine Freude, — denn er dreht sich erschrocken nach Hans Reinhardt um und stottert:

„Du willst Dich schießen?“

Hans nickt. Sein Begleiter fährt verwirrt fort:

„Wenn ich das gewußt — das ist ja keine Paukerei, und fällt nicht unter die Duellstätts-Gesetze. Das sind ja verfluchte Corps-Ideen, reines Franzosenthum, ein Bursch schießt sich nie, er haut sich.“

Aber wenn ein lebendiges Wesen auf seine Worte Acht gibt, so sind es die Krähen. Hans Reinhardt thut es am Wenigsten; in seinen sonst so gutmüthigen Augen liegt ein fremdartiger, tiefer, unbeirrbarer Haß. Baron Albert lorgnettirt die Krähen, als ob er hierher gekommen sei, um interessante ornithologische Wahrnehmungen zu machen; der Herr mit dem Käschen zählt pfeifend von den Stämmen fünfzehn Schritte durch den Schnee, und der Dritte zieht gleichgültig ein ähnliches, — nur kleineres Etui hervor, in welchem es ebenfalls von kleineren Stahlgeräthschaften glänzt, und breitet dieselben einladend auf einen Baumstumpf, von dem er den Schnee abgestäubt, aus.

Nachdem jener die Schritte gezählt hat, ladet er den Bärtigen durch einen Wink ein, von den Pistolen eine auszuwählen, um damit dieselbe Procedur des Pulver- und Kugeleinschiebens vorzunehmen, die er an der zurückgebliebenen mit ausnehmender Eleganz vollzieht. Der Bärtige, dessen Gesicht, seitdem die Pistolen zuerst erschienen sind, sehr viel von seiner blühenden Farbe eingebüßt hat, steht ihm gespannt zu und macht seinem Vorgang Alles mit ängstlicher Genauigkeit nach. Endlich sind alle Vorbereitungen auf's Untadelhafteste getroffen, der Bärtige empfindet, daß die „Ehre der Burschen“ erheischt, auch diesen außergewöhnlichen Umständen gegenüber, hinfort Fassung und sicheres Auftreten zu beweisen, und der Sekundant des Barons von Kaltburg sagt mit unnachahmlicher Gleichgültigkeit, als ob es sich um die Beilegung einer Streitfrage über wissenschaftliche Meinungsverschiedenheiten handle:

„Das Strafgesetz legt mir die Pflicht auf, die Herren Gegner zu fragen, ob sie die Mahnung, sich zu versöhnen, abweisen.“

Baron Albert antwortet:

„Ja!“ und Hans Reinhardt gleichfalls. Der Sekundant fährt, ohne seinen Schmerz darüber durch irgend eine Aenderung des Tones zu verrathen, fort:

„Das Strafgesetz legt mir die Pflicht auf, von den Herren Gegnern eine ausreichende Begründung dieser Abweisung zu verlangen.“

Hans Reinhardt's Augen glühen,

„Weil ich ihn hasse, ihn verabscheue, weil ich nicht leben kann, wenn er lebt —“

Der Sekundant repetirt eintönig:

„Das Strafgesetz erfordert —“

Aber Baron Albert fällt ein:

„Er hat mich geschlagen, er hat mich der Augen berauben wollen. Ich handle großmüthig, ihn hieher zu fordern, anstatt ihn vor Gericht zu stellen.“

Der Grund ist ausnehmend einleuchtend, und das Gericht wird dem Baron von Kaltburg Indemnität ertheilen, wenn er zufällig seinen Gegner erschießen sollte.

„Also —“ und der Sekundant ladet mit der Handbewegung, mit der man einem Gast einen Stuhl anzubieten pflegt, die Gegner ein, sich auf die Plätze zu begeben, an denen er zuvor sorgfältig den Schnee festgetreten. Er selbst nimmt eine Stellung ein, daß er mit mathematischer Genauigkeit ein gleichschenkliges Dreieck mit den Beiden bildet. Sein Ruf würde auf's Bedauerlichste darunter leiden, wenn sein Fuß um einen Zoll weiter nach rechts oder nach links stände. Die Ehre ist ein unschätzbares Gut für den

Digitized by Google

theln und von Vielem abhängig. Auch davon, genau dieselbe Anzahl von Sekunden zwischen jede einzelne Zahl zu legen: Eins — zwei — drei!

Die Krähen haben bisher ein ungetrübtes Wohlgefallen an den schwarzen Kreaturen genommen, die von der Natur so verwahrlost worden, — ohne Flügel in die Welt zu kommen, und die dazu so schwerfällig sind, daß sie fortwährend in die Schneedecke einbrechen und sich mühsam wieder herauswickeln müssen. Allein bei einem so plötzlichen Knall, dem eine Kugel folgt, die durch die Aeste in die Höhe fährt und krachend dürre und frische Zweige zerschmettert, hört der Spaß auf. Krächzend flattern sie in wildem Tumult empor über dem Kopf des Einen, der die erhobene Waffe zielend in der Hand hält, und über dem Kopf des Andern, der die seine als nutlos aus der Hand in den Schnee geworfen — eine Handlung, die wiederum von einem äußerst verächtlichen Lächeln des Sekundanten begleitet worden. Sie erfüllen die Luft mit einem Lärm, daß Niemand das leise, leise Wort hört, das von den Lippen des Waffenlosen kommt:

„Judica —"

Jetzt schießen sie senkrecht in die Höh', nur die Nachzügler werfen noch einen Blick auf den rothen Fleck, der sich unten über dem Schnee ausbreitet, und jagen wie windgepeitscht davon. Die zerstreute Menschengruppe steht wieder beisammen, doch es sind nur vier, einer fehlt und liegt zwischen ihnen am Boden. Das einladende Etui ist von dem Baumstumpf verschwunden und der Besitzer desselben kniet neben der ausgestreckten Gestalt an der Erde. Das Ordal hat entschieden und die Ehre sich glänzend manifestirt, aber der Bärtige ist trotzdem noch blasser, als vorher. Er erinnert sich auch seines löblichen Entschlusses nicht mehr, sondern zittert am ganzen Körper und vermag, obwohl man ihm den Wunsch darnach ansieht, nicht die Lippen zu öffnen. Statt dessen thut es der Sekundant, der diese Gelegenheit zu einem verächtlichen Lächeln nicht vorübergehen läßt, und fragt, als ob er sich nach einem Wege erkundige, lakonisch:

„Wo?" —

Der Arzt versetzt:

„Zwischen dem Schlüsselbein und erster Rippe —" eine Antwort, — die auf die Kinnmuskeln des Fragestellers einen unwiderstehlichen Gähnreiz zu üben scheint, nach dessen Bemeisterung er weiter fragt: „Kommt er davon?"

„Rouge et noir," erwidert der Heilkünstler phlegmatisch, indem er lege artis und mit möglichster Gleichgültigkeit gegen die Empfindlichkeit des schmerzlich zusammenzuckenden Verwundeten eine Stahlsonde in die blutende Oeffnung hineinführt. „Da sitzt die Kugel."

Baron Albert beweist kein Interesse mehr an derselben, seitdem sie den Lauf mit den hübsch eingelegten silbernen Emblemen verlassen hat. Es ist kalt, und außerdem fängt der Schnee wieder an zu fallen. Er sieht auf die Uhr und sagt:

„Meine Zeit ist pressant."

Der Sekundant fügt hinzu:

„Entschuldigen Sie, daß wir Sie in einer so langweiligen Sache verlassen müssen, Doctor. Sie werden wohl am besten thun, ihn drüben in die Kneipe zu schaffen. — Laufen Sie doch hinüber und holen Sie Leute zum Tragen!"

Das Letztere klingt weniger als eine höfliche Aufforderung, wie ein an einen Lakaien gerichteter Befehl; allein der Bärtige, dem es gegolten, befindet sich nicht in der Verfassung, über Ausdrucksweisen Vergleichungen anzustellen, sondern er stürzt durch den dichten Schnee fort, und im Laufen tröpfeln in denselben einige Thränen hinunter, die der Sekundant zum Glück nicht sieht und von denen wahrscheinlich nie Jemand etwas erfährt. Baron Albert geht mit seinem Begleiter zum Wagen, dessen Kutscher mit ihnen in die Stadt zurückkehrt. Der Sekundant steigt vor irgend einem Hause mit einer Verabredung für den Abend aus, und Baron Albert fährt weiter, bis an die Thür, durch

Digitized by Google

welche Sebald vor einigen Tagen Judica am Abend aus dem Schneesturm heraus getragen. Er eilt leichtfüßig die Treppe hinauf und trällert:

„Mon père est à Paris,
Ma mère est à Versailles —“

bricht dies passende Lied jedoch auf dem Vorplatz ab, schreitet, ohne den finstern Blick, den Walewska ihm auf dem Flur zuwirft, zu beachten, durch das Vorzimmer und tritt in das Wohngemach.

Judica stößt einen leichten Schrei aus, da sie beim Ankleiden begriffen ist, und wirft hastig ein Tuch über ihre entblößten Schultern. Allein er bemerkt nichts davon, faßt artig ihre Hand und führt sie an die Lippen.

„Ich komme nur in Eile vorüber, um Dich zu begrüßen, schöne Judica,“ sagt er lächelnd; „Du weißt, ich bin ein vielbeschäftigter Mensch, und das schönste Glück, Dich zu sehen, ist mir selten vergönnt.“

Sie antwortet nichts und zieht nur ängstlich das Tuch fester um sich, wie seine Finger an ihrem feinen Handgelenk empor zu streifen versuchen. Doch er bemerkt auch davon nichts und fährt, indem er in die Tasche greift, lächelnd fort:

„Ich hätte es beinahe vergessen; dies Armband fiel mir gestern in die Augen. — Es wird Deiner kleinen Hand hübsch stehen, wenn Du das nächste Mal die Bühne betrittst.“

Es wäre mehr als beleidigend, — dem Geber zu verwehren, die perlengeschmückte Goldspange selbst an dem Handgelenk zu befestigen. Er thut es selbstverständlich, und selbstverständlich streift er, um nicht behindert zu sein, das Tuch in die Höh', daß der weiße, schön gerundete Unterarm ganz daraus hervortritt.

„Ein Arm für eine Königin,“ murmelt er bewundernd. Das Blut steigt Judica in die Wangen, doch ihre Augen sagen, daß sie über die Wahrheit nicht zürnen können. Und er bückt sich schnell und drückt die Lippen auf den weichen, eroberten Arm, und ehe die Besitzerin beginnen kann, ihn ihm zu entwinden, läßt er selbst genügsam seine Beute fahren und sagt:

„Adieu, holde Judica! Verzeih' mir den kurzen Besuch, ich bin sehr in Eile. — Auf baldiges Wiedersehen!“

Er geht mit einer Handbewegung, die zwischen einem zugewinkten Gruß und einem zugeworfenen Kusse eben so die Mitte hält, wie der Ausdruck, mit dem das Mädchen ihm nachblickt. Es ist eine Mischung von Angst und Hoffnung, von Abscheu und Verlangen — er sieht sie nicht, aber er kennt sie genau, wie er die Treppe hinunter steigt und sein unterbrochenes Lied fortsetzt:

„Et moi, je suis ici,
Y couchant sur la paille —“

Er steigt in die Kutsche, und das Knarren der Räder übertönt den liebevollen Refrain der Strophe, der die Gedankenrichtung des Barons Albert von Kaltburg ausdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

(Alles mit Unterschied.) Student: Warum, Herr Professor, gibt's in der Medizin Doctoren und Chirurgen, und in dem „Jus“ nur Doctoren der Gerechtigkeit und keine Chirurgen der Gerechtigkeit? — Professor: Ja, sehen Sie, das kommt halt daher, weil die Doctoren der Gerechtigkeit Alles selbst besorgen, inclusive Aderlassen und Schröpfen.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 103.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Baron Albert kehrte an diesem Tage eben so wenig in seine Wohnung zurück, als Hans Reinhardt, so großen Verdruß dies auch einem Fremden bereitete, der schon am Nachmittage eingetroffen, seine Rückkunft abwarten zu wollen erklärte. Dieser Ankömmling besaß, bei aller Feinheit seiner Kleidung und gewissermaßen Gezierttheit seiner Ausdrucksweise, etwas unverkennbar Gemeines. Er warf sich, gelangweilt, aus dem Sessel auf den Divan, zündete sich von den feinsten Cigarren des Abwesenden eine nach der andern an, gähnte und that überhaupt völlig, als ob er sich in seinem Hause befinde. Er erregte den Eindruck, kein Freund der Dämmerung zu sein, denn lange, ehe die Dunkelheit wirklich kam, ließ er sich Licht bringen, streckte sich dann, um den Schmutz, der an seinen mit Sporen versehenen Stiefeln haftete, unbekümmert, der Länge nach auf dem Sopha aus und schlief ein. Sein Gesicht lag der Kerze zugewendet, daß man es deutlich sah. Es war nicht mehr jung, der Besitzer mußte ein Fünfziger sein. Sein Haar war schwarz, ebenso die Brauen, dadurch trat die Blässe der Hautfarbe noch mehr hervor. Und gleicherweise diente der völlig rasirte Bart, der rund um die Lippen einen bläulich dunklen Untergrund bildete, dazu, die eigenthümlichen Linien, welche den Mund umgaben, erkennen zu lassen.

Dieser Mund war im Schlaf noch unheimlicher, als im Wachen. Er bewegte sich unaufhörlich, als ob er nach Innen rede; manchmal hoben sich die Lider dabei in die Höhe und die Augen starrten gläsern und ausdruckslos in die Luft. Sie boten einen entsetzten Ausdruck, als sähen sie den Worten nach, welche die Lippen im Schlaf ausgestoßen, aber dann fielen sie langsam, geisterhaft wieder zu und um die Mundwinkel zuckte ein lautloses, zufrieden höhnisches Lachen.

Der Mann mochte sehr ermüdet sein, allmählig schlief er ruhiger und fester. Die Stunden gingen und die Kerzen brannten nieder. Es hatte Mitternacht geschlagen, als Albert's Schritt draußen hörbar wurde. Er kam weinlaunig, öffnete krachend die Thür und stolperte geräuschvoll in's Zimmer.

Der Fremde fuhr mit einem Schreckenslaut schlafverwirrt vom Sopha auf. Er trat instinktiv einen Schritt gegen die Wand und tastete mit der Hand wie nach einer Waffe um sich.

„Was wollt Ihr? Wen sucht Ihr?“ stammelte er.

Auch der Eintretende stand im ersten Augenblick verdutzt, — dann brach er in ein lautes Gelächter aus.

„Eine angenehme Ueberraschung, obgleich es nicht gegenseitig zu sein scheint. Was stierst Du mich so an, Kerl? Schläfst Du noch, Baptist, daß Du mich nicht kennst? Hoffentlich bringst Du mir Geld? Ich hab' es nöthig, die Kanaillen haben schon genug Wechsel von mir in Händen.“

Digitized by Google

„Es ist ein weiter Ritt von Werdach hierher," versetzte der Angeredete, seine Sinne sammelnd; „ich habe wohl geschlafen und erkannte Sie nicht gleich, Herr Baron. Sie haben sich seit den zwei Jahren verändert. Ich bringe Ihnen einen Gruß von der gnädigen Mama —"

„Den kannst Du für Dich behalten. Ich will Geld."

„Auch das. Es wird wohl das Letzte sein, das Seine Gnaden schickt."

Der Bediente legte einen Brief mit Banknoten auf den Tisch.

„Bist Du toll, Baptist?" schrie Albert, ihn anstarrend.

„Seine Gnaden haben erklärt, daß sie die Verschwendung des Herrn Barons nicht länger dulden würden," antwortete Baptist kaltblütig, und ich glaube dafür einstehen zu können, daß dies geschehen wird, wenn —"

Er hielt inne. Albert sah ihn fragend an.

„Wenn — was wenn —"

„Wenn der Himmel es zuläßt, daß Seine Gnaden diesen Entschluß auszuführen vermögen," fuhr der Bediente in salbaderndem Pastoralton und mit zum Himmel gewandten Augen fort.

Es war eine Pause, in der Niemand etwas sagte. Dann fragte Albert:

„Ist mein — Vater sehr krank, Baptist?"

Die Antwort war bejahend.

„Und leidet er sehr, Baptist?"

„Ebenfalls."

Es ist begreiflich, daß abermals nach solcher Erwiderung eine Pause eintrat.

„Du hast," fuhr der Baron fort, „meinem Vater lange gedient, Baptist, und weißt —"

„Dreißig Jahre."

„Und weißt und kennst seine Natur — ich meine, ob er noch lange leiden kann?"

Baptist versetzte:

„Die gnädige Frau schickt mich, weil sie befürchtet, daß Seine Gnaden jeden Tag einmal plötzlich —"

„Gottlob," stieß Albert heftig heraus, „gottlob, daß seine Qual ein schnelles Ende nehmen wird! Ist Alles sonst geordnet?"

Der Bediente sah ihn fragend an.

„Ich meine nur — ich weiß nicht, ob mein — Vater vielleicht entfernte Anverwandte besitzt, die ein Recht haben könnten, —" sagte Albert zögernd.

„Seine Gnaden besitzt nichts der Art," erwiderte Baptist; „ich stehe dafür ein, da ich früher einmal Gelegenheit hatte, mich darüber zu vergewissern. Sein Vermögen fällt von selbst gesetzlich seiner rechtmäßigen Ehegattin zu."

Baron Albert athmete tief auf. Sein Gesicht verlor die ängstliche Spannung, mit der es auf die Antworten des Dieners gewartet. Er hatte den Geldbrief geöffnet und zählte die Banknoten vor sich hin.

„Weiß man, daß mein Vater stirbt?" fragte er plötzlich, den Kopf hebend.

„Es ist allgemein bekannt. Der alte Narr unten in Niederwerdach besucht ihn fast täglich."

„Ich kann nicht warten, Baptist, ich brauche mehr Geld, als das. Kannst Du mir auf die nahe Anwartschaft das Fünffache verschaffen? Zu morgen, zu übermorgen? — Du weißt, daß ich es Dir bald vergelte; — nimm einstweilen, was Du für jetzt dazu brauchst. Da."

Albert schob ihm eine Anweisung von bedeutendem Werth zu, — allein das glatte Gesicht des Dieners verzog sich zu einer gekränkten Miene.

„Ich habe Ihrer Familie gedient, so lange Sie zurück zu denken vermögen," — erwiderte er, und ein Recht darauf, nicht mit Geld, sondern mit Vertrauen bezahlt zu werden. Ich darf wohl zuvor fragen: Wozu brauchen Sie die Summe, — Baron

Digitized by Google

Albert? Denn wenn man einer solchen plötzlich bedarf, so hat man Absichten, bei denen ein erprobter und erfahrener Rathgeber wichtiger ist, als Banknoten."

Albert stand einige Minuten nachdenklich.

„Ich brauche sie für ein Mädchen," sagte er dann rasch.

„Das pflegt der Fall zu sein, wenn man jung und vornehm ist," — entgegnete Baptist ruhig.

„Für ein Mädchen, das Du kennst, und das mich seit einem Jahr mehr kostet, als der Gewinn bis jetzt werth ist —"

Der Bediente sah jetzt wirklich verwundert auf.

„Die ich kenne?"

„Die Pflegetochter des alten Narren, von dem Du sagst, daß er meinen Vater besucht."

Baptist stieß einen ungeheuchelten Laut der Ueberraschung aus. Dann lachte er hell auf:

„Die Wildkatze — das Pfarrermädchen, die Judica, die Ihnen damals im Garten die Augen auskratzen wollte?"

„Sie ist nicht mehr wild, ich habe sie zahm gemacht," brach Albert verdrießlich ab; „sie hat es mir damals angethan, wie heut, und ich will sie besitzen, um jeden Preis. Hörst Du, um jeden Preis, Baptist! Ich will zum Ziel —"

„Durch Geld?"

„Gibt es ein anderes Mittel?"

„Sie haben genug von dem Mittel seit einem Jahre besessen; warum sind Sie nicht zum Ziel gekommen?"

Albert stampfte mit dem Fuß auf den Boden.

„Willst Du mich höhnen? Glaubst Du, daß es sich um einen Kauf handelt?"

„Alles ist käuflich, Herr Baron."

Es folgte wieder eine Pause.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Denksteine im Elsaß.

Weißenburg — Wörth — Hagenau — Straßburg.

Seitdem die Waffen deutscher Heere im Elsaß glänzen und daselbst bereits ruhmreiche Siege erfochten haben, ist die Aufmerksamkeit aller deutschen Leser auf das schöne Grenzland Elsaß gelenkt, das, zu den Füßen des Wasgau, des „Riesen Vogesus" gelagert, in tausend Lebenszeichen, vor Allem an der Sprache der großen Mehrheit seiner Bewohner, noch heute die unvertilgbaren Spuren seiner Zusammengehörigkeit mit Deutschland trägt. Welcher Partei, welcher Glaubensform das deutsche Gemüth des einen oder des andern Betrachters auch angehören mag, wer auf den Namen eines Deutschen Werth legt, dessen Herz schlägt höher bei Erwähnung der Stätte, welche im Mittelalter bis tief in die Neuzeit hinein die höchsten Triumphe deutscher Art und Kunst, deutscher Mannes- und Strebenskraft, geschaut hat! Blicken wir hinüber nach Weißenburg an der Lauter, nach der ersten Siegerwahlstatt des preußischen Kronprinzen, da erinnern die gothischen Bogen der uralten St. Peter-Paulskirche (in ihrer jetzigen Gestalt aus dem 13. Jahrhundert) an die einstige gefürstete Reichsabtei Weißenburg, in deren Klostermauern der Benediktinermönch Otfried um 870 nach Christus die althochdeutsche Evangelienharmonie (genannt: „der Christ") verfaßt hat. Weißenburg ist also durch Otfried's Verdienst die Geburtsstätte der hochdeutschen Schriftsprache! So singt der jetzt lebende elsässische Dichter Friedrich Otte (mit seinem wahren Namen Georg Zetter, ein Mühlhausener) in dem

Digitized by Google

ersten seiner „Elsässischen Denksteine", einem Sonettenkranz, von welchem man die schönsten Perlen in seiner Gedichtsammlung „Aus dem Elsaß" (St. Gallen 1862, Scheitlin und Zollikofer) vereinigt findet:

Der geistigen Befreiung unserer Ahnen
Rang feindlich noch die Sprache Roms entgegen,
Da wagest Du's die deutsche Kunst zu pflegen,
Ein deutsches Lied zu singen den Germanen!
Sprich, hattest Du wohl ein geheimes Ahnen,
Daß diese Sprache, allen überlegen
Berufen sei, einst in ihr Gold zu prägen
Der Dichtkunst Höchstes und es anzubahnen?
Noch war die Sprache nur ein kindisch' Lallen,
Die jetzt befreit von allen läst'gen Banden,
Weithin erklingt, vollklingig und metallen.
Mich aber freut's, daß in Alsatiens Landen,
Daß in den Weißenburger Klosterhallen
Die Wiege deutscher Poesie gestanden.

In solchem Tone singt der kerndeutsche Otte-Zetter von Otfried, dem ersten deutschen Sänger Alsatiens. Und in Weißenburg selbst auch ist der deutsche Sinn nicht ausgestorben was die pietätvolle Sorgfalt beweist, mit welcher der wackere Prof. Ohleyer, ein Schriftsteller in deutscher Sprache, den ehrwürdigen Denkmälern der Peter-Paulskirche seiner Vaterstadt Pflege und Herstellung angedeihen läßt. Und weiterhin in's Elsaß hinein, wenn man südöstlich von Weißenburg über Sulz-unter'm Wald (d. h. unter dem Hagenauer Walde, der sich in meilenweiter Ausdehnung zwischen dem Fischbachflusse und der Moder hinzieht) einen Bogen beschreibt, begegnet man dem Städtchen Wörth oder Werde, wo der Kronprinz seinen zweiten größeren Sieg erfochten hat, ebenfalls einer für die Geschichte des Elsasses hochwichtigen Oertlichkeit. Denn wie die Habsburger von jeher mit der Landgrafenwürde des Oberelsaß bekleidet waren, hatte im Niederelsaß das von Wörth stammende Dynastengeschlecht die Landgrafschaft inne; um 1196 war das Werdische Haus vom Kaiser Heinrich VI. mit dem niederelsässischen Oberrichteramte betraut worden. Daß aber das Haus Wörth schon 1336 abdankte, war die Ursache der immer wachsenden territorialen Zersplitterung der Provinz. Die Grafen von Oettingen, denen die von Wörth ihr Landgrafenamt übertrugen, wußten wegen der Entfernung ihrer Stammsitze mit der erkauften Würde nichts anzufangen; sie traten sie ihrerseits dem Fürstbischofe von Straßburg ab, der ungeachtet seiner hohen Stellung im Niederelsaß doch nicht die Macht besaß, dem Reichsamte des Landgrafenthums Ansehen und Geltung wieder zu gewinnen. „Landgraf vom Elsaß", eigentlich zwar nur vom niedern Elsaß, nannten sich, zumal seit dem Aussterben des Hauses Wörth, die Straßburger Bischöfe bis auf den letzten des „ancien régime": Louis Rene Edouard, Prinz von Rohan-Soubise, dessen Proteste gegen die Einziehung der Güter des Bisthums noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts: „Fürst-Bischof von Straßburg, Landgraf vom Elsaß, Fürst und Stand des heiligen Römischen Reiches" gezeichnet waren. Die wirkliche Reichsstandschaft hatte in der Franzosenzeit freilich nur auf den rechtsrheinischen Besitzungen des Straßburger Bisthums. Während das Landgrafenthum in den Händen der Straßburger Kirchenfürsten zum bloßen Titel und Wappenschmuck herabsank kam Wörth mit seinen Dependenzen nach etlichen Wechselfällen an die Grafen von Hanau-Lichtenberg, nämlich an eine Linie der fränkischen Grafen von Hanau, welche die sel. Reichsgrafschaft Lichtenberg erworben und dergestalt den Namen Hanau von Main und Linzig nach dem Elsaß verpflanzt hatten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 104.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

„Du magst Recht haben, und ich schäme mich, es zu sagen, aber ich — ich fürchte mich. Ich habe oftmals gewollt, doch, wenn sie mich ansah — — gib mir einen Rath, Baptist, der mir hilft, und Du sollst haben, was Du verlangst, heut und künftig."

Es blitzte hinter den Wimpern des glatten Gesichts triumphirend und befriedigt auf, doch seine Lippen antworteten trocken:

„Heirathen Sie das Mädchen."

Albert warf sich zornig in einen Sessel.

„Weißt Du nichts Besseres, als Deinen Spaß mit mir zu treiben, so geh'!"

„Ich spaße nicht, gnädiger Herr!"

„Du meinst wirklich, ich sollte diesem Bürgermädchen, diesem Findelkinde — meinen Namen geben, sie als Herrin nach Hohenwerdach führen? Leg' Dich schlafen, Du bist betrunken. Meine Mutter würde mich enterben —"

„Ich habe von alle dem nichts gesagt, Herr Baron."

„Was denn?"

„Sie haben mir mitgetheilt, daß Sie sich — fürchteten, dem Fräulein Geld anzubieten, und ich habe Sie gefragt, ob Sie den Muth hätten, ihr einen Heirathsantrag zu machen, und die Zuversicht, daß sie denselben annehmen werde?"

Albert lachte ironisch.

„Beides, mein lieber Herr Baptist; in der That, ich wäre so glücklich, Beides zu besitzen, wenn ich die kindliche Absicht hätte, davon Gebrauch zu machen."

„Herr Baron," versetzte der Diener ruhig, „wir verstehen uns nicht ganz. Das Fräulein bedarf, wie Sie mir kundgeben, zu ihrer Einwilligung eines Heirathsantrages und eines Pastoren, und Sie bedürfen zu demselben Zweck weiter nichts, als daß die Unterschrift, welche Jener unter den Trauungsschein setzt, keine gültige und das Kirchensiegel kein ächtes sei. Damit wären beide Ansprüche vereinigt, nicht wahr?"

Albert starrte den Sprecher antwortlos an, der im nämlichen Ton fortfuhr:

„Die Hochzeit bliebe darum nicht minder dieselbe, scheint mir. Freilich brauchen Sie dazu Geld, und nicht wenig Geld —"

„Mensch," stieß Albert athemlos aus, „Du spielst um unsere Köpfe —"

„Sie haben mir gesagt, um jeden Preis," entgegnete Baptist kaltblütig. „Im Uebrigen kann ich Ihnen die Beruhigung geben, daß dies nicht zum ersten Mal im Leben geschieht, und daß ich Leute kenne, die nicht weniger gethan, und doch ihre Köpfe noch sehr fest auf ihren Schultern tragen." Der Bediente wandte gleichgültig den Kopf und sagte: „Ich sehe, daß Sie meiner nicht mehr bedürfen, Herr Baron; ich werde noch in dieser Nacht nach Werdach zurückreiten. Adieu!"

Digitized by Google

Er nahm seinen Hut und ging auf die Thür zu. Albert hörte, wie der Drücker sich unter seiner Hand bewegte, und sprang wie ein Rasender auf und hielt ihn.

„Bleib!“ stotterte er. In seinen irren Augensternen erstarb der matte, letzte Funken des göttlichen Lichts. Ueber den leisen Hauch der Liebe tobte der wüste, heiße, zügellose Sturm der Sinnengluth und vernichtete ihn. „Bleib,“ wiederholte er, „ich will Alles — handle für mich, nimm für Dich, was Du willst — aber schnell —“

Er fiel erschöpft in den Sessel zurück; Baptist drehte mit einem Zucken der Mundwinkel den Kopf; schritt geräuschlos wieder auf ihn zu und setzte sich, geduldig wartend, auf einen Stuhl an seine Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Denksteine im Elsaß.

(Schluß.)

Zu Buchsweiler am Bastberge, dem Hauptorte des reformirten Kultus im Niederelsaß, residirten noch unter den Bourbons deutsche Fürsten mit gedeihlicher Wirksamkeit; als 1736 die Grafen von Hanau ausgestorben, waren es die Landgrafen von Hessen-Darmstadt, welche bis 1790 unter Oberlehnshoheit der Krone Frankreich hier ein nicht ganz unbedeutendes, wenn schon zersplittertes Territorium am linken Rheinufer inne hatten. Man hieß es im Elsaß „das Hanauer Ländchen“, und diesen Namen hat die Gegend noch heutigen Tages beim Volke. Der greise Freiherr Peter von Schauenburg, Vicepräsident der Gesellschaft für Erhaltung der historischen Denkmäler des Elsasses, hat 1859 neben der Genealogie der gräflichen Linien Hanau-Lichtenberg und Hanau Münzenberg auch eine Karte der Hanauischen Distrikte entworfen; dieselbe ist von dem ersten Präsidenten der Gesellschaft, dem um die Provinz hochverdienten Archivar Ludwig Spach in Straßburg, seiner Studie über Schloß und Grafschaft Wörth in der Nähe von Reichshofen beigegeben, das an die Familie Dietrich, die des letzten reichsfreien Ammeisters und des ersten Maire's von Straßburg erinnert, und gen Osten hin das romantische Jägerthal hat mit dem Badorte Niederbronn dem jetzigen Sitze der Dietrichs, sowie einer Menge von Burgruinen, welche das Malerische der Landschaft besonders für deutsche Augen erhöhen. Die Wasenburg (eigentlich Wasgauburg), die beiden Windstein, Ruine Hohenfels, der Falkenstein, Schoeneck, Wineck und Wittelschloß sind am Vogesen-Rande gethürmt worden und blicken noch in ihren Trümmern stolz auf die moderne Welt und auf die Dampfschlote der Eisenindustrie herab. Um jener territorialen Zersplitterung der Provinz, die wir oben erwähnten, einigermaßen entgegen zu wirken, bestätigte Kaiser Karl IV. (der Luxemburger) 1354 den Bund der zehn vereinigten Reichsstädte des Elsasses unter einem in Hagenau eingesetzten kaiserlichen Landvogte, der aber die Reichsunmittelbarkeit der einzelnen Glieder dieser „alsatischen Dekapolis“ in nichts beschränkte. Die pfälzischen Kurfürsten und dann das Erzhaus Oesterreich selbst waren nach einander mit der Landvogtei belehnt. Hagenau, dessen gewaltige Kämmereibesitzungen, zumal an Hochwald, der Stadt noch heute eine weit über ihren Umfang hinausragende, mit ihrer jetzigen Volkszahl von 12,000 Seelen in gar keinem Verhältniß stehende Bedeutung sichern, war lediglich der Sitz des Landvogteigerichts oder des „kaiserlichen Landgerichts auf der Lauben“. Es war wohl der Vorort des alsatischen Städtebundes, nicht aber dessen Hauptstadt, obgleich die langen Aufenthalte der Hohenstaufen in Hagenau und die Thüren des alten Staufen-Schlosses, von welchem jetzt nur einige Unterbauten im Bett des Moderflusses übrig geblieben sind, das Ansehen der waldumkränzten Reichsfeste seiner Zeit nicht wenig gefördert hatten. Auch nicht alle freien Reichsstädte des Elsasses gehörten der Landvogtei Hagenau an. Um diese schaarten sich (außer dem

Digitized by Google

Vororte) Weißenburg, Schlettstadt, Colmar, Ober-Ehnheim, Rosheim, Kaisersberg, Türkheim und Münster im Gregorienthal; dagegen hatte sich Straßburg, die mächtigste Freistadt des ganzen südlichen Deutschlands, stets ausgeschlossen, und Mülhausen im Oberelsaß, das anfangs dem Bunde angehörte, hatte schon früher zur Schweiz hinübergeneigt und war 1515 definitiv (als „zugewandter Ort") zur Eidgenossenschaft übergetreten. Landau, nebst Selz und Hagenbach bald nach der Stiftung dem Bunde beigesellt, verblieb jedoch bei dem Bunde, und zum Glück seiner Selbständigkeit, indem Selz und Hagenbach mit der Bundesmitgliedschaft auch die Reichsstandschaft verloren. Bekanntlich hat der zweite Pariser Friede (1815) die elsässischen Städte Landau und Hagenbach mit dem Landstrich zwischen Queich und Lauter Deutschland zurückgegeben. Das stolze Straßburg, das erst ein volles Menschenalter nach dem westfälischen Frieden, am 29. Sept 1681, den Franzosen die Thore öffnete, steht mit goldenen Lettern in der Geschichte Deutschlands verzeichnet. Mit der Erinnerung an die „Deutsche Art und Kunst", welche der Münsterbau Erwins v. Steinbach, das erhabenste Denkmal der Gothik, dem staunende Auge eines Göthe, eines Herder enthüllte, begann um 1770, nach Herders und Göthes Zusammentreffen in Straßburg, das Aufblühen der neudeutschen Klassizität; in Straßburgs Mauern hat Göthe die Grundidee seines Faust entworfen; in Straßburgs Mauern war zwischen 1420 und 1430 von Guttenberg die Buchdruckerkunst erfunden worden, und wenn nicht diesem das ausschließliche Verdienst der Erfindung gebührt, so gehört es doch sicher neben ihm dem Elsässer Mentelin von Schlettstadt, der diese dem Lichte geweihte „schwarze Kunst" von Deutschland aus durch seine Schüler über Frankreich und Italien verbreitet hat. In Straßburgs Mauern haben die ersten Geister der deutschen Nation gewirkt und geschaffen; hier hat Jakob Twinger von Königshofen mit seiner Straßburgischen Chronik die Grundlagen der deutschen Geschichtschreibung gelegt; von hier war Meister Gottfried der Sänger des Tristan, also die höchste Blüthe mittelalterlicher Dichtkunst ausgegangen; hier haben Johann Tauler im 14. und Geiler von Kaisersberg im 15. Jahrhundert die deutsche Kanzelberedtsamkeit begründet; hier schuf Rulman Merswin um 1349 das wunderbar gewaltige „Buch von den neun Felsen"; hier haben die Satyriker Sebastian Brant (Verfasser des Narrenschiffs), Thomas Murner, Johann Fischart, der deutsche Rabelais, gescherzt, gegeißelt und gegeifert; hier umfaßten die Breiten des Lebens, die Eigenartigkeit und die Tiefe der deutschen Natur Hans Michael Moscherosch und Kaspar Greifenson von Hirschfeld, genannt von Grimmelshausen, der Verfasser des Simplizissimus. Wo man den Blick hinwendet auf den bunten Feldern der Thätigkeit von deutscher Art und Kunst, überall wird man in der Geschichte des deutschen Geistes wie der deutschen That die Namen „Straßburg" und „Elsaß" begegnen. Die vornehmste der alten Reichsstädte Deutschlands hat auf den Römerzügen der Kaiser ihr großes Stadtbanner allen Freistädten des Reichs vorangetragen; ja die Fahne von Straßburg hat den Kaisern oftmals zur Reichsfahne gedient; diese Stadt hat das Reich in den Zeiten seiner Schwäche und Erniedrigung sich entreißen lassen, der herbe Verlust war eine Frucht der deutschen Uneinigkeit —: möge die Eintracht aller deutschen Stämme das Symbol der Wiedergeburt des deutschen Geistes, die Auferstehung des Deutschthums auch auf dem gesegneten Boden des Elsasses, auch in den Mauern von Straßburg sein."

Trauttwein von Belle.

In der „Breslauer Zeitung" finden wir nachstehende historische Parallele unter dem Schlagworte „Napoleon I. und Napoleon III.": Es war im Jahre 1794. Napoleon war damals noch Chef der Artillerie. Eines Tages führte er seine Geliebte innerhalb der französischen Positionen nahe am Col di Tenda spazieren. „Da kam mir," so erzählt er selbst im Memorial von Las Cases, „plötzlich der Gedanke, ihr das Schauspiel eines kleinen Krieges zu geben, und ich befahl einen Vorposten-Angriff. Wir blieben

Digitized by Google

zwar Sieger, aber ein Resultat war natürlich nicht möglich. Der Angriff war eine reine Laune. Es blieben jedoch einige Soldaten auf dem Platze, und ich habe mir Das zum Vorwurfe gemacht, so oft ich daran dachte." (Lanfrey's „Geſchichte Napoleon's I." — Band 1, Seite 200). Ebenſo reſultatlos, aber blutiger war die Mordbrennerei von Saarbrücken, zu welchem infamirenden Schauſpiel Napoleon III. ſeinen Sohn führte. — Wird er ſich Das auch zum Vorwurf machen?"

(Rippes.) Schon ſeit langen Zeiten hat es Leute gegeben, die ihre Schicklichkeit und Geduld zum Anfertigen von kaum ſichtbar kleinen Kunſtſachen — mißbrauchten. Zur Zeit der Königin Eliſabeth lebte ein Schmied in England, Namens Mark Scaliot, der ein Schloß aus 11 Theilen Eiſen, Stahl und Meſſing angefertigt hat, welches mit dem Schlüſſel nur ein Gran wog. Er verfertigte auch eine goldene Kette aus 43 Ringen, die er um den Leib einer großen Fliege band, ohne dieſelbe dadurch im Fliegen zu hindern. Oswald Norbigerns verfertigte aus Elfenbein fünfzig kleine, vollkommen richtig geformte Tellerchen, die alle in einem ausgehöhlten Pfefferkorn Platz hatten. Johannes von Mittelbach übertraf ihn, fertigte 70 Tellerchen, die er mit dem Pfefferkorn als Futteral dem Papſt Paul V. ſchenkte. Johannes Tetrins fertigte aus Ebenholz eine Kanone mit Laffette, drehbaren Rädern und Protzwagen, die mit Allem zuſammen in einem Kirſchkern Platz hatte. Hyppolytus von Este ließ ſich von einem Künſtler Claudius Gallus einen Zoll hohen Baum mit Vögeln machen, — welche letztere durch eine Waſſerkunſt die Flügel bewegten und zwitſcherten, bis eine Eule hervorkam, bei deren Erſcheinen ſie ſofort ſtill ſaßen.

Lied der deutſchen Soldaten im Elſaß.

(Nach der Singweiſe: „Ich hatt' einen Kameraden.")

Im Elſaß über dem Rheine,
Da wohnt ein Bruder mein,
Wie thut's das Herz mir preſſen,
Er hat es ſchier vergeſſen
:,: Was wir einander ſein! :,:

Mein armer, guter Bruder!
Haſt du dich denn verwälſcht?
Geraubt von dem Franzoſen
Trägſt du die rothen Hoſen —
:,: Iſt auch dein Herz verfälſcht? :,:

Horch auf! Sie iſt nun kommen
Die lang erſehnte Zeit,
Wir haben nun ein Deutſchland,
Ein einig ſtarkes Vaterland,
:,: Vorbei iſt Zank und Streit. :,:

Dich auch nun haben wir wieder,
Komm Bruder, komm nur her,
Du biſt mit Blut erſtritten,
Du bleibſt in unſ'rer Mitten,
:,: Wir trennen uns nimmermehr! :,:

Wer hat das Lied gemacht?
Wer hat das Lied erdacht?
Ein Pommer und ein Schwabe,
Die gute Kameradſchaft haben
:,: In der Schlacht und auf der Wacht! :,:

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 105.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Aus vollen, kräftigen Lungen pfiff der Februarwind um die Mansardenstube, in der Hans Reinhardt seinen medizinischen Studien obgelegen hatte, bis sein Hohenwerdacher Freund ihn in die angenehme Lage versetzte, diese durch Beobachtungen an seinem eigenen Körper, insbesondere der Gegend zwischen clavicula und costa prima, zu bereichern. — So wenig von vornherein ein Causalnexus dafür ausfindig zu machen gewesen wäre, war doch unbestreitbar die Kugel, welche den Weg zwischen jene beiden Knochenreifen des Brustkorbs gesucht und gefunden hatte, der Anlaß, daß die dem Himmel etwas bedenklich genäherte Wohnung Hans Reinhardt's sich in ihrem Aussehen nicht unbeträchtlich verändert hatte. Die Bücher auf dem Tisch schienen einer Gattungsart, in welcher generatio aequivoca herrschte, anzugehören, — denn sie hatten sich nicht nur bedeutend vermehrt, sondern die neuen Individuen trugen auch genau dieselbe Aufschrift auf den bereits genau eben so abgeschabten Pappdeckeln. An den Kalkwänden hingen in bewunderungswürdiger Symmetrie zahllose schmale Rahmen, die man aus der Ferne mit merkwürdig geformten Dintenklecksen ausgefüllt glaubte, und erst näher kommend, als Einfassungen teuflisch aussehender menschlicher Profile erkannte. Statt einer Bettlade aber standen in, für einen Mathematiker entzückendem Parallelismus, deren zwei an den Wänden, und auf der nun hinzugekommenen saß der Bärtige, that ab und zu einen unergründlichen Zug aus einem neben ihm am Boden stehenden Kruge und wirbelte aus einer kurzen Pfeife unübertrefflich dichte, aber nicht ebenso wohlriechende Dampfwolken vor sich hin.

Er saß in Hemdsärmeln und war im Begriff, Hans Reinhardt, der mit verbundener Schulter auf dem gegenüber befindlichen Bette halb ausgestreckt lag, einen nicht unlehrreichen chirurgischen Vortrag zu halten.

„Du bist eben noch ein Brandfuchs, der sich Grillen macht," — sagte er mit einer wissenschaftlichen Ueberlegenheit, die zum Mindesten ein Semester mehr bei ihm voraussetzen ließ; wenn die Aorta — nicht doch, die Pulmonalis, auch nicht — Du weißt, welche Arterie ich meine — wenn die angeschossen wäre, müßtest Du Dich längst verblutet haben. Hab' ich Recht? Wenn der Lungenflügel verletzt wäre, müßtest Du Athem-Beschwerden empfinden. Hab' ich Recht?"

Hans nickte seufzend mit dem Kopf.

„Ja, Müller."

„Also was bleibt übrig? Verletzung der clavicula und der ersten Rippe. Du weißt — ich vergesse, daß Du noch nicht Chirurgie gehört hast — Du wirst erfahren, daß diese beiden Knochen die am leichtesten heilbaren am ganzen Körper sind. Also kein edleres Organ beschädigt — Fleischwunde, Kugel heraus — Periostitis — Wundfieber — etwas Eiterung — secunda intentio — in acht Tagen Alles vorüber — he, hab' ich Recht?"

Digitized by Google

Hans nickte mit dem Kopf, wie vorher, und wiederholte ebenso trübsinnig:

„Ja, Müller."

„Zum Teufel auch," — sagte Müller, sein im Munde angesammeltes Quantum Dampf wie den Rauch einer vierpfündigen Kanone von sich stoßend, „Dein: Ja, Müller, macht noch, daß ich ebenso schnell wieder aus dieser Bude hinaus laufe, als ich herein gekommen. Seit den acht Tagen, in denen ich diese reizende Wohnung mit Dir theile, Dir umsonst Collegien lese, meine eigenen darüber versäume, was bei Gott noch der einzige Gewinn an der Sache ist, und Dir täglich viermal praktischen Verbandkursus ertheile — seit all' der Zeit pfeifst Du regelmäßig wie ein Gimpel als Antwort auf Alles, was ich sage: Ja, Müller."

Hans hob mit einem freundlichen Blick den Kopf.

„Du hast so großmüthig an mir gehandelt, Müller."

„Dummes Zeug!"

„Ich bin schon tief in Deiner Schuld — und weiß nicht, wie ich überhaupt mich davon freimachen soll. Du weißt, daß meine Einnahmen von meinen Unterrichtsstunden abhängen, und daß die seit mehr als acht Tagen —"

„Papperlapapp," sagte der Bärtige, der ein unglaublich schmutziges Portemonnaie aus der Tasche zog und in den verschiedenen Abtheilungen desselben herumstöberte, „wenn's nicht länger reicht, so pumpen wir."

Er sprach die letzten Worte mit dem Stoicismus des Römers, der „so sterben wir" an ihrer Stelle sagte. Allein Hans seufzte nichts desto weniger abermals so tief auf, daß sein gutmüthiger Zimmergeselle in komischer Verzweiflung vom Bettrand sprang, — mit zwei Schritten durch die Stube hin und wieder lief — und mit unverbrüchlichem Burscheneid betheuerte, daß ein nochmaliger derartiger Seufzer ihn unverzüglich aus der Thür, in „Nacht und Sturm" hinauszutreiben werde.

Fast indeß schien es, als ob Hans Reinhardt in diesem Augenblick Zweifel in die Wahrheit des alten Satzes, daß getheiltes Leid nur halbes Leid sei, setzte. Der Seufzer, der den Schwur seines bärtigen Genossen beantwortete, klang weniger natürlich, beinahe, als ob er die Absicht gehabt, das angedrohte Ereigniß freiwillig herbeizuführen, aber Hans Ehrlichkeit ließ es doch nicht zu, dies als einziges Motiv zu benutzen, sondern er fügte sogleich bei:

„Du thust mir einen Gefallen, wenn Du ein wenig ausgehst, Müller, und Kameraden aufsuchst. Du hast die ganze Woche bei mir gehockt und mich gepflegt, ich kann es Dir nie genug danken Gott weiß, was ohne Dich aus mir geworden wäre. Ich will in Deiner Abwesenheit etwas schlafen; es wird mir gut thun, und wenn Du zurück kommst, werde ich heiter sein. Ich bitte Dich, geh!"

Müller betheuerte, obwohl er höchst unmöthigerweise seinen Rock dabei anzog, daß es ihm gar nicht in den Sinn komme, auszugehen, wenn er, Reinhardt, nicht den Kopf hängen und das verdammte Seufzen lasse. Dann zeigte er sich — nur weil er doch einmal in den Rock gefahren — zu einem Sprung über die Straße, um seinen ausgehenden Tabaksvorrath zu ersetzen, bereit, und endlich ließ er sich von Hans zu einem Seidel Bier — doch unzweifelhaft nicht mehr als einem — drüben an der Ecke bereden und ging, indem er „Post multa saecula pocula nulla" zum Schrecken der Hausbewohner — wie er meinte, vor sich her sang, eilig die Treppe hinunter.

Hans zog, als er sich allein sah, einen Brief unter seinem Kopfkissen hervor. Es war der nämliche, der an jenem Morgen vor reichlich acht Tagen auf seinem Tisch liegen geblieben. Er las ihn wieder durch und seufzte dergestalt, daß er zum Wenigsten kein Recht besaß, sich darüber zu beklagen, wenn aus dem einen Seidel „drüben an der Ecke" fünf oder zehn wurden. Es war merkwürdig, allein es konnte keinem Zweifel mehr unterliegen, an Hans Reinhardt war seit dem Abend, an welchem man „Pretiosa, romanisches Schauspiel von Pius Alexander Wolff" gegeben hatte, etwas verändert. —

Digitized by Google

Sein Blick war nicht so sicher und seine Brust athmete nicht so ruhig, wie früher. Es gab Stunden, besonders um die Dämmerzeit, wo er in die Ferne, in die Abendwolken hinausſehen konnte, und selbſt nicht begriff, warum ein Stern, der langſam auftauchte, oder eine Dohle, die über den Dächern gegen den Wind ankämpfte, — ihn plötzlich zu Thränen rührten. Das Bedenklichſte in ſeinem Zuſtande war, daß er etwas that, wovon ihn ſeine kräftige Natur und ſein doppelter Arbeitseifer bisher bewahrt hatte. Er machte Verſe — ſeit ſeiner Verwundung mußte er jeden Moment, in dem der Bärtige ſich von ſeiner Seite entfernt hatte, dazu benutzt haben, denn nachdem er den Brief zu Ende geleſen, zog er faſt ein Dutzend Blätter gleichfalls unter dem Kopfkiſſen hervor, die mit längeren und kürzeren Gedichten bedeckt waren. Die Ueberſchrift war bei ſämmtlichen die nämliche — er ſetzte ſich jetzt an den Tiſch, nahm ein weißes Blatt und ſchrieb dieſelbe mit zitternder Hand zum dreizehnten Mal:

„An Judica —“

(Fortſetzung folgt.)

Nürnberg, 27. Auguſt. Unter den verſchiedenartigen, rührenden Epiſoden in dem Aufenthalte der Verwundeten, die unſere Interims-Lazarethe beherbergen, hat auch die Turnhalle manche aufzuweiſen, von welchen folgende ſicherlich den Meiſten eine liebe Erinnerung bleiben wird. Am Königstage um die ſechste Abendſtunde erhob ſich in der prächtig geſchmückten Halle, oben auf der Galerie, faſt unbemerkt und ungeahnt, — mit einem Male ein ſchön und voll klingender Männergeſang. Em von Herrn Bernhard Marx geleitetes Quartett ſang das herrliche Lied von Abt: „Gott grüße Euch —“. Da hätte man nun ſehen ſollen, wie, als geſchähe es auf Kommando, Alle ſich in den Betten erhoben, und überraſcht, ja Viele ergriffen, den Tönen lauſchten, die ihnen bald wie ein Gruß aus dem lieben Vaterhauſe, bald wie ein letzter Händedruck der gefallenen Brüder an's Herz gingen. Konnten ſich ja ſelbſt die braven Sänger bei dem darauf folgenden Hauff'ſchen „Morgenroth“ — und dem Uhland'ſchen „Ich hatt' einen Kameraden“ — kaum des feuchten Auges erwehren, wenn ſie unter der Harmonie des Geſanges hinunterblickten auf die verſtümmelten Brüder. Nebſt anderen, theilweiſe in Quartett geſetzten Volksliedern, ertönte auch „Die Wacht am Rhein.“ Am Ergreifendſten war das gegen 8 Uhr zum Schluß nach der prachtvollen Kreuzer'ſchen Compoſition geſungene „An das Vaterland“ von Uhland, deſſen Text wir ſeiner Schönheit und ſcharfen Beziehung zur Gegenwart wegen hier folgen laſſen:

Dir möcht' ich dieſe Lieder weihen,
Geliebtes deutſches Vaterland!
Denn dir, dem neuerſtand'nen, freien
Iſt all' mein Sinnen zugewandt.

Doch Heldenblut iſt dir gefloſſen,
Dir ſank der Jugend ſchönſte Zier:
Nach ſolchen Opfern, heilig großen,
Was gälten dieſe Lieder dir?

Digitized by Google

Die Straßburger Tanne.

[Von Friedrich Rückert]

Bei Straßburg eine Tanne
Im Bergforst alt und groß,
Genannt bei Jedermanne
Die große Tanne bloß,
Ein Rest aus jenen Tagen,
Als dort noch Deutschland lag,
Die ward nun abgeschlagen
An diesem Pfingstmontag.
Da kamen wir zum Feste
Zusammen fern und nah
In ganzen Schaaren Gäste
Und sah'n das Schauspiel da.
Sie jauchzeten mit Schalle,
Als niedersank ihr Kranz,
Und hielten nach dem Falle
Im Forsthaus einen Tanz.
Hat einer wohl vernommen,
Was, als die Wurzel brach,
Im Herzen tief beklommen
Die alte Tanne sprach?
Ein Wiederhall vernahm es,
Der trug von Ziel zu Ziel
Es weiter, und so kam es
Hier in mein Saitenspiel.
So sprach die alte Tanne:
Ich stehe nun derzeit,
Hier eine lange Spanne,
In dieser Einsamkeit,
Von dieses Berges Gipfel
Mich streckend in die Luft,
Es webt um meine Wipfel
Noch der Erinn'rung Duft.
Ich sah in alten Zeiten
Die Kaiser und die Herrn
Im Lande zieh'n und reiten,
Wie liegt das heut so fern!
Da mocht ich wohl mit Rauschen
Sie grüßen in der Nacht,
Und mit den Winden lauschen
Gespräch von deutscher Macht.
Dann kam die Zeit der Irrung,
Des Abfalls in das Land,
Voll schmählicher Verwirrung,
Da ich gar traurig stand;
Es klirrten fremde Waffen,
Es zuckte mir durch's Mark,
Ich sah die Zeit erschlaffen,
Und blieb kaum selber stark.
Den Himmel sah ich säumen
Ein neues Morgenroth,
Es scholl aus fernen Räumen
Der Freiheit Aufgebot;
Ich sah auf alten Bahnen
Die neuen Deutschen geh'n,
Die lang entwohnten Fahnen
Vom Rheinstrom her mir weh'n.
Da schüttelten die Winde,
Mein altes Haupt im Sturm,
Vor Schreck entsank der Rinde,
Der sie genagt, der Wurm;
Nun werden deutsch die Gauen
Vom Wasgau bis zur Pfalz,
Und wieder wird man bauen,
Hier eine Kaiserpfalz.
Doch als das große Wetter
Eilfertig, ohne Spur,
Wie Windeshauch durch Blätter
An mir vorüberfuhr: —
Mein Wipfel ist geborsten,
Es wird nicht mehr der Aar
In diesen Forsten horsten,
Der meine Hoffnung war.
Lebt Adler wohl und Falken!
Ich fall' in Schmach und Graus,
Ich gebe keinen Balken
Zu einem deutschen Haus;
Man wird hinab mich schleppen
Und drunten aus mir nur
Versch'n mit neuen Treppen
Mairie und Präfectur.
Doch, jüng're Waldgeschwister,
Ihr hauchet frisch belaubt
Theilnehmendes Geflüster
Um mein erstorb'nes Haupt;
Euch alle sterbend weih' ich
Zu schön'rer Zukunft ein,
Und also prophezeih' ich,
Wie fern die Zeit mag sein:
Einst einer von euch allen,
Wenn er so altersgrau
Wird, wie ich falle, fallen,
Gibt Stoff zu anderm Bau,
Dann wohnen wird und wachen
Ein Fürst auf deutscher Flur,
Dann wird mein Holz noch krachen
Im Bau der Präfectur.

Digitized by Google

116,127

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870 Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 106.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jenſen.

(Fortſetzung.)

Im Umkreis des dichten Dächergewirrs, über das ſeine Augen gedankenvoll wegſchweiften, ſaß noch ein Anderer und ſchrieb denſelben Namen an die Spitze eines weißen Blattes; nur folgten keine Verſe darauf, und es ward dem Schreiber leichter und ſeine Feder glitt ſchneller über das Papier, als die Hand Reinhardt's. Sie ſchrieb:

„Meine geliebte Judica!

Du haſt mir das Recht eingeräumt, Dich ſo anzureden, Deine Augen haben es mir geſagt, Deine Hand beſtätigt es mir beim Kommen und Scheiden. Mit jenem andern ſüßen Recht, welches Du mir vor einem Jahr zuerſt verſtattet, ganz für Dich zu ſorgen, alle Deine Wünſche befriedigen zu dürfen, iſt dies das köſtlichſte Vorrecht, das ich beſitze. Edelmüthig haſt Du mir den unbedachten, — heftigen Ausbruch einer Leidenſchaft vergeben, die in mir begonnen, ſeitdem ich Dich zum erſten Mal geſehen, die uns Jahre lang getrennt hat, um uns endlich deſto feſter zu vereinen. Um die Wahrheit zu geſtehen, ich glaubte ſie im Anfang, als ich Dich wieder gefunden, beſiegt, in Freundſchaft umgewandelt zu haben. Es war das ſüße, wonnige Gefühl des Wohlthuns, die ſeine Empfindung der Beſchämung, in die ich durch ſolches Vergelten Dich verſetzen mußte, — die für kurze Zeit die Stimme des Herzens übertönten. Um ſo heftiger, unbändiger, verzehrender kehrte die alte Leidenſchaft zurück. Aber ich verbarg ſie — ruhig kann ich Dich ſelbſt zum Zeugen nehmen, ob ich es gethan. Ich erſchrack vor dem Gedanken, Du könnteſt ſie wahrnehmen, und als einen Preis der Wohlthat betrachten. Es ſoll das Merkzeichen ächter Liebe ſein, daß ſie das Glück des geliebten Gegenſtandes will, nicht das eigene. Seit einem Jahre habe ich nur Dein Wohl, Dein Begehren und Deine Ziele im Auge, mein Herz ſeufzte oft, doch es mußte ſchweigen —

Ich habe Viel um Dich gelitten, Judica —

Ich hätte die Kraft, die Entſagung, es ferner zu thun. Aber wie Schuppen iſt es plötzlich mir von den Augen gefallen. Ich habe die Stimmen der Welt bis jetzt überhört, nun auf einmal ſchlagen ſie an mein Ohr. Sie reden von Dir und — mir, ſie ſagen — ich kann es Dir nicht wiederholen, was ſie flüſtern. Von den Verleumdern habe ich Einen aus der Menge hervorgegriffen, habe mein Leben gegen das ſeine eingeſetzt. Die Vorſehung hat mich beſchützt, der ich Deine Ehre, Deinen Ruf vertheidigte; ſie hat ihn geſtraft, der ſie angriff. Ich wollte es Dir nicht ſagen, weil es als Prahlerei — als mehr — erſcheinen könnte. — Aber vielleicht haſt Du davon vernommen, und wenn auch nicht, es iſt zu ſpät, ich darf es nicht mehr verſchweigen — Dein Ruf iſt gefährdet, Judica, und — o daß ich es ſchreiben muß — durch mich gefährdet.

Digitized by Google

Ich fühle es, welche Anklage, doch ich fühle auch, welche Verpflichtung für mich in den Worten enthalten liegt. Mein Herz hat nicht nachgedacht, es sagte: Geh' zu ihr, sogleich, fasse ihre Hand und sprich: Gib mir die Hand für's Leben, — Judica. Allein meine Vernunft überlegte. Wohl begriff auch sie, daß der Schritt des Herzens der einzige sei, um die Verleumdung zum Schweigen zu bringen, — doch sie fügte bei: Ist das auch der wahre Weg zum Glück der Geliebten? — Würde der Stolz, die Eifersucht in Dir es zulassen, daß Deine Frau dem Drange ihres Innern folgte, wie das Mädchen? Nach Ruhm und Bewunderung strebte, auf der Bühne verweilte?

Und mein Herz sprach wiederum: Ich will ihr Glück, nicht das meine. Die Baronin von Kaltburg wird das besitzen, was dem namenlosen Mädchen fehlte, das Vertrauen zu sich selbst, das sichere Bewußtsein ihrer Stellung, und die Achtung in der Gesellschaft. Sie wird das haben, was ihr mangelte, um eine große Künstlerin zu werden, und es wird mein Verdienst sein, den Mißgriff gut zu machen, den die Natur begangen, als sie ihr die adelige Geburt versagte, und doch die Grazie, die Empfindung, die körperliche und geistige Art vornehmen Standes in ihr Wesen legte. Und sie wird nicht die erste Baronin sein, die ihrem Talent und Beruf treu blieb.

Du verstehst mich, Judica. Meine Leidenschaft könnte entsagen, es ist meine Liebe, meine Freundschaft, meine Sorge um Dich, die Dich fragt: Willst Du die Frau Albert von Kaltburg's werden?

Ich habe Alles vorbereitet, denn — verzeih — ich las in den letzten Tagen schon in Deinen Augen die Antwort auf die Frage. Du wirst begreifen, daß wir im Geheimen handeln müssen, bis meine Eltern ihre Einwilligung ertheilt haben. Ich habe Nachricht erhalten, daß mein Stiefvater schnell dem Ende seiner langen Leiden entgegengeht; meine Mutter wird ihre Zustimmung nicht versagen, wir verbergen uns in einer glücklichen Stille, bis ich Dich ihr als Tochter in die Arme, Dich als Herrin nach Hohenwerdach führe —

Wie anders wird das Pfarrhaus unten im Dorf seine Thür Dir öffnen, wenn Du vom Schloß herab wiederkehrst, als da Du vor einem Jahr heimlich zu Fuß daraus entflohst.

Der Pfarrer, der uns auf ewig verbinden soll, ist bereit und harrt unserer am Mittwoch Abend in einem Dorfe, wenige Stunden von hier. Ich erwarte Dich dort; ein Wagen wird um acht Uhr vor Deiner Thür sein und Dich holen. — Bis dahin werde ich Dich nicht mehr sehen; ich werde verzweifeln, doch ich werde mich beherrschen. Dein Ruf steht mir zu hoch — antworte mir nur durch eine Zeile — schreibe nichts, als: Deine Judica ist bereit — Dein Glück und ihr eigenes zu begründen."

Baron Albert überlas mit Wohlgefallen den Brief, und auf seinem Gesicht stand geschrieben: Wenn der Brief seine Wirkung verfehlt, ist es nicht die Schuld des Schreibers. Wenn auf diesem Blatt ein Wort fehlt, ein Gedanke unterlassen, ein Motiv vergessen ist, das ein irres, haltlos gewachtes, ehrsüchtiges Mädchen bestimmen kann, Leib und Seele zu verkaufen, so hat die Hölle — es wäre richtiger gewesen, zu sagen, der Himmel — ihre Hand im Spiel.

Durch die Thür, ohne anzuklopfen, trat Baptist, und Albert sah gespannt auf.

„Nun?" —

„Alles in Ordnung."

„Der Pastor?"

„Verdammt theuer. Die Preise nehmen für Alles zu und das Leben wird immer kostspieliger. Vor zwanzig Jahren war so etwas um die Hälfte wohlfeiler."

Digitized by Google

„Ich frage nicht nach dem Preise. Ist der Mensch zuverlässig, — sein Gesicht brauchbar, sein Benehmen würdig?“

„Ich sagte Ihnen schon früher, Baron Albert, daß es nur auf die Summe ankommt,“ versetzte der Bediente trocken. „Wenn ich sage, daß Alles in Ordnung ist, können Sie sich darauf verlassen; ich verstand mich auf Menschen und Gesichter, ehe Sie das Ihrige zum ersten Schreien verzogen.“

Es lag in der Art, wie er es sagte, eine Vertraulichkeit, die Albert widerwärtig berührte. Er reichte Baptist den Brief und fügte bei:

„Ich habe Dir die Wohnung neulich gezeigt.“ Dann sah er dem Diener noch nach, wie er durch die Thür verschwunden war, und murmelte: „Ich würde ihm nicht trauen, wenn er nicht meinem Vater seit dreißig Jahren treu gedient hätte. Treu?“ Er starrte in das Licht, das vor ihm auf dem Tisch stand. „Mein Vater stirbt. Weßhalb stirbt mein Vater seit Jahren bei lebendigem Leibe?“

Die Flurthür zu Judica's Wohnung war verschlossen, und Baptist zog die Schelle. Eine dämmernde Lampe erhellte den Vorplatz und beleuchtete das Gesicht des Eintretenden, als Walewska geöffnet hatte. Er fragte nach ihrer Herrin, doch in demselben Augenblick ertönte ein unwillkührlicher, plötzlicher, zitternder Laut von dem dunklen Ende des Flurs her, daß Baptist fast erschreckt den Kopf in die Richtung wandte und überrascht fragte:

„Was war das — wer ist da?“

Walewska zuckte antwortlos die Achsel und führte ihn in's Zimmer, in welchem Judica mit einem Buche beschäftigt saß. Einen Moment zuvor war Cölestine durch eine Nebenthür eingetreten und stand abgewandt und scheinbar zum Fenster hinausblickend. Nur wer sie von draußen zu sehen vermocht, hätte gewahrt, daß ihr Blick sich seitwärts in den zwischen den Fenstern befindlichen Spiegel haftete, der ihr das Gesicht des Ankömmlings und des Mädchens deutlich entgegenwarf.

Baptist überreichte den Brief mit einem Gruß von Baron Albert. Judica erröthete bei dem Namen und legte das versiegelte Blatt unerbrochen auf den Tisch. Wie sie wieder aufblickte, bemerkte sie die wartende Stellung des Bedienten, der mit einer respektvollen Verbeugung ausdrückte, daß, — wie er glaube, — sein Herr Antwort auf das Schreiben erharre.

Nun erbrach sie dasselbe. Es regte sich Niemand in dem Gemach, man vernahm nur das Athemholen Judica's, nur das leise Knittern, mit dem das Papier zwischen ihren Fingern zitterte.

Sie überlas den Brief; sie wurde wechselnd blaß und roth. Cölestine sah es im Spiegel, daß ein furchtbarer, stummer Kampf die Brust des Mädchens hob und zurücksinken ließ. Dann las Judica den Brief wiederum — rückwärts — Seite um Seite — bis die Buchstaben durcheinander zu laufen anfingen.

Sie starrte darauf hin, während ihre Hand gedankenlos vor sich auf dem Tisch tastete. Es lag ein Federhalter darauf, zierlich aus Elfenbein geschnitzt. Die irre Hand kam ihm näher — jetzt hatte der feine Zeigefinger ihn erreicht — und jetzt schauderte das Mädchen zusammen und der Brief fiel aus der anderen Hand auf ihre Knie, und glitt weiter auf den Boden.

„Es bedarf also wohl keiner Antwort, gnädiges Fräulein?“ — sagte plötzlich die Stimme des Bedienten.

Sie klang scharf durch die lautlose Stille; es lag etwas Höhnisches in der Anrede; die Frage war zweischneidig, wie ein Dolch, — der an rechter Stelle in die Brust eines Menschen gestoßen, um ihm die Besinnung zu rauben und doch die Kraft noch zu lassen, dorthin zu schreiten, wohin der leitende Arm ihn gewollt.

Die weiße Hand hatte den Elfenbeinstiel umklammert. Sie führte ihn hastig über ein Blatt und schrieb: Deine Judica ist bereit —

Digitized by Google

Baptist's Augen folgten triumphirend den unsicheren Schriftzügen. Dann runzelten sich plötzlich seine Brauen, denn die Hand, welche sie geschaffen, faßte das Papier wieder und zerknitterte es krampfhaft zwischen den Fingern, — und warf es zu dem Brief an die Erde.

Der Bote machte diesmal eine ernsthafte Bewegung, sich zu entfernen. Allein Judica sah, ihm selbst unerwartet, — mit todtenblassem Gesicht auf — und sagte fest und gebieterisch:

„Bleiben Sie!"

Sie nahm die Feder wieder und ein anderes Blatt und schrieb sicherer, als zuvor: „Ich bin bereit. Judica." Dann verschloß sie die Antwort, und Baptist nahm sie mit einer tiefen Verbeugung in Empfang und ging.

Die Schreiberin war aufgestanden und starrte auf die Thür, die sich knarrend schloß. Sie trat an's Fenster und tastete mit der Hand nach dem Griff, um es zu öffnen; doch eh' sie es vermocht, begann das Zimmer um sie zu kreisen und sie fiel ohnmächtig auf das Sopha, neben dem sie gestanden, zusammen.

Es war, als ob Cölestine Ohr und Auge verloren. Sie rief nicht um Hülfe, sie regte sich nicht, um die Schwankende zu unterstützen. Unbeweglich sah sie das Mädchen im Spiegel zittern, sich an dem Fensterkreuz festklammern, ihre Knie brechen.

(Fortsetzung folgt.)

Schwarz, Roth, Gold stammt aus der Zeit von Friedrich Barbarossa. Als derselbe im Jahre 1152 in Frankfurt a. M. zum deutschen Kaiser gekrönt wurde, wurde auf Anordnung der Hohenstaufen der Weg vom Dome zum Römer, dem ehemaligen Kaiserhofe, jetzigem Rathhause, mit einem Tuchteppich belegt, der die Farben schwarz, roth, gold repräsentirte. Nach vollzogener Krönung wurde der Teppich dem Volke überlassen; man schnitt ihn in Stücke, und wer eines davon sich aneignen konnte, band hocherfreut dasselbe an eine Stange, und mit diesem improvisirten Fähnchen durchzog die Menge die Stadt, den Kaiser stürmisch hoch leben lassend. Im Jahre 1184 wurden auf dem Reichstage zu Mainz diese Farben als die ächt deutschen anerkannt und erhielten sich, bis 1806 Napoleon dem deutschen Kaiserreiche ein Ende machte. Seitdem würden sie fast in Vergessenheit gerathen sein, wenn nicht die Burschenschaften sie treu im Gedächtniß behalten und in ihren schwarz-roth-goldenen Pfeifendroddeln und Corpsbändern sie nach wie vor zur Schau getragen hätten. Dem Jahre 1848 war es vorbehalten, bei der damals angestrebten Einigung Deutschlands den Farben wieder eine augenblickliche allgemeine Geltung zu verschaffen. Wie gegenwärtig die Gelehrten sich nicht über die Zusammenstellung der Norddeutschen Farben vereinbaren können, so fanden auch im Jahre 1848 verschiedene Ansichten darüber statt, ob die Reihenfolge der deutschen Farben schwarz, roth, gold die richtige sei oder nicht. Es gab damals Fahnen in gold, schwarz, roth ꝛc. Erst durch einen Machtspruch König Friedrich Wilhelm des Vierten wurde festgestellt, daß die Folge schwarz, roth, gold sein solle, und hat man bei dem Ausspruch des Königs demselben das Motto in den Mund gelegt: „Aus Nacht, durch Blut, zum Licht!" — Wir wollen dahin gestellt sein lassen, was daran Wahres ist.

Ein tüchtiger Arzt wurde von einer besorgten Mutter gefragt, wie sie ihre kränklichen Kinder groß und gesund machen könne. Der Arzt antwortete: „Geben Sie den Kleinen genug Milch, genug Flanell, genug Luft und genug Schlaf."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 107.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Cölestine wandte sich erst um, als sie Judica besinnungslos zurücksinken sah. Doch auch jetzt eilte sie ihr nicht zu Hülfe; lautlos, wie ein Schatten, — durchkreuzte sie das Zimmer und bückte sich an der Stelle zu Boden, wo jene gesessen und geschrieben. Ihr Gesicht hatte etwas gespensterhaft Blasses, als es wieder empor tauchte und hastig den Brief des Baron Albert von Kaltburg überflog. Dann entwirrte sie das zusammengeballte Blättchen, das neben dem Brief an der Erde gelegen. Ein sonderbares, bitteres, wehmüthiges Lächeln umspielte ihren Mund und sie murmelte leise:

„Ich wußte es, es ist wieder März und die Frühlingsstürme brausen —" Ihr Blick fiel nochmals auf die unsicheren Schriftzüge Judica's. „Bereit?" wiederholte sie zwischen den Lippen. „Armes Ding, weißt Du, wozu?"

Sie hob stolz den Kopf; es war seltsam, wie ähnlich ihn dieser ungewöhnliche Ausdruck dem jugendschönen Kopfe des Mädchens, machte, das in der Noth und Rathlosigkeit des alten Zwie palts seines Wesens zusammengebrochen dalag.

„Diesmal bin ich bereit, Herr Baron auf Hohenwerdach, und weiß wozu," sagte sie dumpf. Sie zuckte, wie von einem plötzlichen Schmerz ergriffen, mit der Hand nach dem Herzen und schlug den Brief wieder auseinander. „Wo stand es? Da — er stirbt," murmelte sie düster. Ausdruckslos starrte sie in's Licht. „Er stirbt," wiederholte ihre Lippe mechanisch. Allmählig begann es in ihren Augen zu glänzen; sie drangen durch die Wand des Zimmers, weit, unendlich weit in die Ferne hinüber. Langsam löste sich eine Thräne von der Wimper, rollte über die Wangen und fiel auf die feine, magere Hand, die den Brief hielt. Das Weib fuhr erschreckt zusammen und blickte um sich, dann schlug sie die Hände über dem Gesicht aneinander, preßte haltlos den Kopf an die Wand und schluchzte: „Er stirbt."

Das Geräusch der knarrenden Thür, durch die Walewska unruhig hereinlugte, rief Cölestine zur Besinnung. Sie stand auf, legte den Brief an den Boden zurück und gebot dem Mädchen, bei ihrer Herrin zu bleiben, dieselbe nicht zu wecken, bis sie von selbst erwache, und unter keinem Vorwande irgend Jemandem die Thür zu öffnen, — bis sie zurückkehre. Damit warf sie einen Mantel um und ging auf die Straße hinunter, eilig vorwärts, bis sie an das hochstöckige Haus kam, als dessen schmucklose, winddurchpfiffene Krone das Mansardenstübchen Hans Reinhardt's fungirte. Mit der Leichtfüßigkeit eines achtzehnjährigen Mädchens erstieg sie die Treppen, pochte an und trat zum nicht geringen Erstaunen des Besitzers, und zu noch größerer Verlegenheit seines bärtigen Kameraden in's Zimmer. In den Zügen des Letzteren sprach sich ein unverkennbares Wohlgefallen aus, von der Fremden einen nicht undeutlichen und den Gefühlen seiner Brust durchaus entsprechenden Wink zu erhalten, der ihm einen wohlgeordneten Rückzug „drüben an die Ecke" ermöglichte und den er, unter Beihülfe des Muth einflößenden Kriegsgesanges

Digitized by Google

„Post multa saecula“ — und nach einigen, mehr als verunglückten Verbeugungen — auch mannhaft in's Werk setzte.

Hans Gesicht war wie mit Blut übergossen, als er Cöleſtine eintreten ſah. Ihr Auge heftete ſich verwundert auf ſeinen Arm, ſtockend und oftmals verlegen abbrechend, erzählte er ihr, ſobald ſie allein waren, die Geſchichte ſeiner Verwundung. Nur den Anlaß des Duells verſchwieg er, und wo er genöthigt war, an ihm vorüber zu ſtreifen, wandte er, wie knabenhaft ſcheu, die Augen vor dem forſchenden, ſtillen Blick ſeiner Zuhörerin zur Seite.

„Alſo Sie waren der Eine aus der Menge der Verläumder,“ murmelte ſie bitter; „er verſteht ſeine Karten zu miſchen, ſie müſſen alle ſtechen.“

Hans verſtand nicht, was ſie ſagte, aber ſie ließ ihm auch nicht Zeit, darüber zu denken. Sie ſprach ſchnell mit ihm, doch klar und verſtändlich; ſeine Augen leuchteten immer freudiger, er ſprang in fieberhafter Ungeduld auf, ehe ſie zu Ende war und griff nach ſeinem Hut.

Nun zauderte ſie plötzlich.

„Mein Gott, ich vergaß. Werden Sie es auch dürfen — Ihre Wunde —?“

Allein Hans lachte glückſelig auf.

„Mit dem Arm will ich ſie noch heut zurücktragen, wenn es ſein muß. Ja, am Liebſten — warum ſollen wir bis morgen warten? Laſſen Sie uns gleich —“

Doch Cöleſtine ſagte:

„Sie haben verſprochen, zu thun, um was ich Sie bitten würde. Es iſt ſo am beſten — am beſten für Judica.“

Damit war Hans auch am beſten zur Geduld gebracht, und ſie traten zuſammen auf den Flur hinaus. Sie gingen weit durch die Stadt; diesmal wußte Cöleſtine den Weg nicht, und Hans mußte ſie führen. Er war fröhlicher erregt, als ſeit langer Zeit; die Straßen, durch welche ſie gingen, weckten Erinnerungen in ihm auf, die er laut vor ſich hin ſprach.

„Da iſt der Igel,“ — brach er endlich aus, „und hier ſtanden wir auch, als der gute Sebald uns wie ein Paar Stückfäſſer abgeladen hatte. Wenn er nur dort iſt.“

Sie traten in das Wirthshaus und kamen nach einer Viertelſtunde, von Sebald bis an die Thür geleitet, wieder heraus. Auch das Geſicht des Letzteren glänzte vor Freude, und er ſchnalzte einmal über das andere ſein „Hot, Liſe!“ mit der Zunge. — „Sie ſollen nicht einen Augenblick zu warten haben, nä, keine Sekunde nich. Wird die Liſe eine Freud' haben — wieder ſo, und nich als Pre—ti—o—ſa — hot, Liſe!“

Sie drückten ihm Beide die Hand und gingen in eifrigem Geſpräch den Weg, den ſie gekommen, zurück.

„Der Vater iſt gut und mild, und die Mutter hat mehr Gewalt über ihn, als man denkt,“ ſagte Hans. „Weil wir, weil Judica es gewollt, hat er uns unſere Wege gehen laſſen, hat nicht geſchrieben und ſich nicht um uns bekümmert, — denn er hat es voraus gewußt, daß dieſer, daß der morgende Tag kommen, und daß Noth und Trübſal uns am Beſten lehren werde, was wir verloren und was wir wieder gewonnen.“

Cöleſtine murmelte bitter, doch leiſe, daß Hans es nicht verſtand, zwiſchen den Lippen: „Es gibt Väter, die nicht darnach fragen, ob ihre eigenen Kinder in Noth und Trübſal untergehen. Ein Wunder des Himmels wäre es, wenn ein Mann zum zweiten Mal zwei fremde Kinder in ſeinem Herzen aufnähme.“

Sie ging jetzt ſchweigend neben ihrem Begleiter, der ſich vor Judica's Wohnung von ihr trennte.

Droben hatte ſich ſeit ihrer Entfernung wenig geändert. Judica empfing ſie ohne Verwunderung und ohne Frage; nur der Brief war vom Boden verſchwunden und befand ſich muthmaßlich unter anderen Papieren, welche ſie durchblättert hatte und ſorgfältig wieder verſchloß. Einſilbig verrann der Abend; manchmal blickte Judica auf und öffnete

Digitized by Google

die Lippen, als ob es sie dränge, etwas auszusprechen. Doch es kam zu keinem Wort, und sie stand frühzeitig auf, wünschte Célestine gute Nacht und ging. In der Thür nur wendete sie sich noch einmal und sagte kurz, daß am anderen Abend um acht Uhr ein Wagen kommen werde, um sie zu holen, und daß sie wünsche, daß Célestine sie begleite. Sie schloß die Thür, ohne auf eine Antwort oder Frage zu harren; allein die Zurückgebliebene schien auch nichts der Art zu beabsichtigen. Sie wartete noch ein Paar Minuten, dann trat sie leise an die Uhr, stellte den Zeiger derselben um eine Stunde vorauf und setzte sich, den Kopf in die Hand gestützt, wieder auf ihren Platz. Die Stunden kamen und gingen, sie regte sich nicht. Ihre Augen blickten in die langsam niederbrennende Kerze, und nur manchmal flüsterten ihre Lippen unbewußt und lautlos:

„Er stirbt —"

Jede Nacht nimmt ein Ende, ob es mit Ungeduld ersehnt, ob es mit Herzklopfen gefürchtet wird. Die Nacht beschleunigt ihren Gang nicht, noch verzögert sie ihn, für ruhevolle oder schlaflose Augen; der Morgen kommt immer in gleicher Weise und beginnt den Tag, und der Tag verläuft, unbekümmert darum, was sein Scheiden bringt und wozu es das Zeichen gibt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Personen, welche gegenwärtig an der Spitze der französischen Regierung stehen,

dürften nachstehende Notizen von Interesse sein: General Louis Jules Trochu, Gouverneur von Paris, wurde am 12. Mai 1815 zu Palais im Morbihan-Departement (Bretagne) geboren. Er besuchte vom 15. November 1835 an die Militärschule, dann die Applikationsschule des Generalstabes und wurde 1840 Lieutenant. Dem sechsten leichten Infanterie-Regiment in Afrika beigegeben, lenkte der junge Offizier schon dort, natürlich nur in engeren Kreisen, die Aufmerksamkeit auf sich. Er machte den Feldzug von Tegdämot mit, nahm an der Besetzung von Mascara und als Adjutant Lamoricière's an dem Winterfeldzuge von 1841 Theil. Auch den Feldzügen gegen den großen Aufstand von 1845—1846 wohnte er, (als Adjutant des Marschalls Bugeaud) bei. — 1851 war er bereits zum Oberstlieutenant vorgerückt. Wir finden ihn nach dieser Zeit als Cabinets-Chef des Kriegsministers in Paris wieder. Im Krimkriege wurde er oft genannt. Einige Zeit nach der Schlacht an der Alma, die er mitmachte, erfolgte seine Ernennung zum General und Kommandanten einer Brigade. An der Spitze dieses Truppencorps wird er (am 8. September 1855) bei dem Angriffe auf die vorgeschobenen Werke von Sebastopol durch eine Granate schwer verwundet. Im italienischen Kriege von 1859 leistete er als Divisions-General, namentlich bei Solferino, abermals wichtige Dienste. Auch als Schriftsteller hat er durch sein Werk: „Geist der militärischen Institutionen" sich hervorgethan. — Gambetta (Leon), welcher das Ministerium des Innern übernommen, spielt, wie man weiß, erst seit einem Jahre eine Rolle. Er ist ein noch junger Mann — da er am 30. Oktober 1838 in Cahors geboren wurde, also noch nicht einmal sein 32. Lebensjahr zurückgelegt hat. Er studirte die Rechte und ließ sich schon 1859 als Advokat in Paris einschreiben. Seine Vertheidigung der Subskribenten für ein Baudin-Denkmal (Dezember 1868) hat seinen Ruf begründet. Die Beredtsamkeit und Gesinnungstüchtigkeit, die er an den Tag legte, verhalf ihm bei den allgemeinen Neuwahlen von 1869 zu einem Deputirtensitze. (Er wurde zwei Mal gewählt: in Paris und Marseille, und entschied sich für das Mandat des letzteren.) Sein Gesundheits-Zustand ist leider ein sehr zerrütteter. — Jules Favre wurde am 21. März 1809 zu Lyon geboren, und studirte zu Paris während des Ausbruchs der Juli-Revolution

Digitized by Google

die Rechte. Urſprünglich Advokat zu Lyon, ſiel elte er als ſolcher im Jahre 1836 nach Paris über. Nach der Februar-Revolution wurde er General-Secretär im Miniſterium des Innern. Zum Deputirten des Departements der Loire erwählt, gab er ſeine Demiſſion als Beamter. Er ſtimmte abwechſelnd mit der Linken und mit der Rechten. — Im Jahre 1849, im Departement der Rhone gewählt, wurde er einer der Führer der demokratiſchen Partei und nach der Flucht Ledru Rollins (13. Mai 1849) Redner der äußerſten Linken. Der Staatsſtreich vom 2. Dezember entfernte Herrn Favre für ſechs Jahre aus dem politiſchen Leben. In die Kammer gewählt, verweigerte er den Eid. — Im Jahre 1858 wurde er in Paris zum Deputirten gewählt, wo er anerkannter Führer der Oppoſition der „Fünf" wurde. Er war der Hauptvertheidiger Orſini's. Im Jahre 1863 nahm er, obgleich auch in Paris gewählt, für das Departement der Rhone die Wahl an. Im Jahre 1869 unterlag er in ſeiner Geburtsſtadt gegen den ſozialiſtiſchen Kandidaten Raspail. Er wurde in Paris gegen Rochefort mit 18,267 gegen 14,503 Stimmen gewählt. Seine weitere Haltung iſt bekannt.

(Schluß folgt.)

(Ungerechtes Urtheil.) In einer Geſellſchaft hatte ein Hageſtolz die Aufgabe, einen Spruch über die Frauen zu machen; er entledigte ſich derſelben durch folgende harte Verſe:

Es ſpann ſonſt jedes deutſche Weib
Zum Nutzen und zum Zeitvertreib.
Fragt Jemand, was ſie jetzt beginnen:
Sie hecheln blos und laſſen ſpinnen.

(Oppoſitions-Partei.) Eine Frau las in der Zeitung die Verhandlungen der Deputirten im Parlamente, wobei beſonders die Redner der Oppoſition eine Rolle ſpielten, und fragte ihren Mann: „Was iſt denn Oppoſitions-Partei?" — „Mein Kind," erklärte der Mann, „Oppoſitions-Partei iſt im Parlament ganz dasſelbe, was du in der Haushaltung biſt."

Ulm, 10. Septbr. Eine alte Ulmer Familien-Chronik enthält folgendes, auch heute wieder zeitgemäßes „Poem" auf Napoleon I. Zu bemerken iſt, daß zu leſen iſt: Zeile 1, 3, 5, 7 u. ſ. f. dann 2, 4, 6 u. ſ. f.

Es lebe weit und breit —
Napoleon deine Macht
Der Deutſchen Einigkeit —
werd' von der Welt verlacht!
Es ſteige mehr und mehr —
Napoleons hoher Glanz,
Der Deutſchen Glück und Ehr' —
umdunkle bald ſich ganz!

Es leb' in voller Pracht —
Des Franzmann's kluger Krieg,
Die deutſche Heeresmacht —
bleib ohne allen Sieg!
Gott ſende Segen, Heil —
Napoleon ganz allein,
Auf aller Deutſchen Theil —
fall Unglück nur anheim.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 108.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Judica und Cöleſtine blickten oftmals im Verlauf des Tages auf die Standuhr, die ihren Zeiger gleichmäßig weiter bewegte, obwohl die Augen der Hausbewohner unruhiger über ihn hinſtreiften, denn je. Der Unterſchied zwiſchen ihnen beſtand nur darin, daß Cöleſtine ihre Unruhe zu verbergen ſuchte, beſonders, wenn ein Schritt draußen auf der Treppe ertönte, während Judica ſich der ihren, unbekümmert um ihre Umgebung — völlig hingab. Faſt ſchien ſie jetzt eine Frage von ihrer Gefährtin zu erwarten, — zu wünſchen, doch dieſe ſchwieg beharrlich, und der Mittag kam, und nach ihm Fieberhitze auf Judica's Stirn, die mit tödtlicher Bläſſe wechſelte. Dann verſchwand ſie und ſchloß ſich in ihrem Zimmer ein, aus dem ſie erſt in der Dämmerung, ganz in weiße Seide gekleidet, wieder heraustrat. Sie hatte das koſtbarſte Gewand aus ihrer Bühnen-Garderobe ausgewählt, und Cöleſtine ſtieß einen unwillkührlichen Laut des Entzückens über die bräunliche Schönheit des Mädchens aus; aber dann wandte ſie ſich ab und es kam keine Frage über ihre Lippen. Der Zeiger der Uhr wanderte, verſtohlen beobachtet, fort; es ſchlug ſechs Uhr draußen von den Thürmen, doch Judica zählte die Schläge nicht.

„Sieben," murmelte ſie leiſe.

Es war tödtlich lang, und doch wieder ſchien es ein Augenblick. Auf der Straße war es ſtiller geworden, der Tageslärm hatte ſich gelegt. Nun ſchritt der Minuten-Zeiger über den Rand der römiſchen Zehn des Zwölfzeichens, und gleichzeitig kam unten das Rollen eines einzelnen Wagens durch die Gaſſe, das vor dem Hauſe plötzlich erſtarb. Cöleſtine hatte ſeit einigen Minuten das Zimmer verlaſſen; — Judica ſchauderte heftig zuſammen.

„Sie ſind präcis," ſtammelte ſie.

Cöleſtine trat ein und ſagte kurz:

„Der Wagen wartet, Fräulein."

Dann wurde kein Wort mehr gewechſelt. In Mäntel gehüllt, gingen ſie hinunter, eine altmodiſche Kaleſche harrte ihrer vor der Thür. Die nächſte Straßenlaterne war entfernt; der Kutſcher ſtand, ebenfalls in einen dichten Mantel mit hohem Halskragen gewickelt, etwas ſeitwärts, und ſchloß hinter den Eingeſtiegenen den Wagenſchlag. Die Pferde zogen bereits an, als ſich noch eine männliche Geſtalt aus dem Schatten der Hauswand ablöſte und eilfertig zu dem Kutſcher auf den Bock ſtieg. Dann raſſelte der Wagen die Straße hinunter, aus einer in die andere, über Märkte und Brücken, bis die Straße breiter wurde und die Häuſer an der Seite, mit Gärten untermiſcht, zurück wichen. Nun ein leiſer Stoß, das Pflaſter der Stadt verſchwand, ſanfter rollten die Räder auf der glatten Chauſſee zwiſchen dunkle, weit gedehnte Felder hinaus, und wiegten die Inſaſſen des Wagens in halbwache, erwartungsvolle, herzklopfende Träume.

Digitized by Google

„Sehen Sie, Herr Reinhardt, sie kommt nich mehr heraus, wenn ich vorbeifahren thue," sagte Sebald, wohlgefällig mit der Peitsche knallend, wie das Wirthshaus „Zum grünen Baum" zur Rechten unter den Bäumen auftauchte; „das macht, wir sind auch seit Jahr und Tag nich mehr bei ihr vorgekehrt, ich und die Lise. Nä, braune Lotte, is nich mehr — hot, Lise!"

Sebald erzählte sehr viel, das Hans anfänglich nur halb und bald gar nicht mehr hörte, denn er schlief ein und träumte, daß er auf einem Wagen von Winfeld aus, der großen fremden Stadt entgegenfahre. Er hielt Judica im Arm und hatte die ganze Nacht hindurch Obacht, daß sie ihren Kopf nicht wider die scharfe Kante der aus den Mehlsäcken vorspringenden Kiste stoße.

Plötzlich fuhr er auf; die kalte Nachtluft drang durch den Mantel empfindlich an seinen verwundeten Arm. Doch er kam nicht völlig zur Besinnung. Er hörte die Stimme des Fuhrmanns wieder, die unabläßig zurück perorirte: — „nicht wahr, Jungferchen? Ja wohl, Jungferchen" — und der Traum kam wieder, und in ihm fuhr er wieder von Winfeld in die große, fremde Stadt.

Allmählig kam die Müdigkeit auch über Sebald's Augen, sie nickten zu und sahen rasch wieder auf.

Was lag daran? Lise wußte ja den Weg, und Lise, das kluge Thier, wußte ja noch viel besser, welchen Passagier es sicher in Winfeld abzuliefern hatte. Muthmaßlich wußte es ebenfalls schon, daß heut dort nur Station gemacht würde, — und daß es in wenigen Stunden weiter ging, auf das Berggelände zu.

„Hot, Li—se —"

Was war das? Er mochte einen Augenblick, vielleicht fünf Minuten die Augen gegen den scharfen Ostwind zugemacht haben — es war noch unzweifelhafte tiefe Nacht gewesen — und jetzt ging die Sonne vor ihm am Horizont auf? Sebald rieb sich die Augen; es war eine merkwürdige Sonne, welche die ganze Welt um ihn her finster ließ und nur einen schmalen Abschnitt gerade vor der Chaussee blutroth erhellte. Dazu schnaubte Lise eigenthümlich witternd in die Luft — Sebald stieß seinem schlafenden Gefährten den Ellbogen in unceremoniöser Weise in die Seite und rief:

„Herr Reinhardt, es brennt! Es brennt wahrhaftig! Wo brennt's? In unserm Dorf brennt's, Lise! Da liegt kein lebendiges Haus anders, als Winfeld; unsere Krippen brennen ab, unser Hafer brennt, hot, hot, hot, Lise!"

Und Lise begriff im Nu die letzten, inhaltsschweren Worte, und der Wagen flog, wie vom Sturmwind gepeitscht, die glatte Chaussee hinunter.

Drinnen erwachten die Frauen erst von dem Geschrei und Getöse, das an ihr Ohr schlug, — als sie zwischen die Häuser von Winfeld auf das Gasthaus „Zum goldenen Ochsen" zufuhren. Das Dorf war tageshell; ab und zu, wenn der Wagen um eine Ecke bog, fiel der lohe Schein des Brandes blutig in die Scheiben hinein. Judica starrte entsetzt hinaus:

„Wo sind wir? Was geht hier vor?" fragte sie.

Die Kirchenglocken wimmerten durch die Nacht um Hülfe; dazwischen scholl lautes Rufen: „Nach der Kirche! Die Spritze nach der Kirche! Das Dach fängt Feuer!"

Das brennende Haus oder die brennenden Häuser, denn die Gluth erschien für eines zu gewaltig, waren mit Stroh gedeckt, das wie Zündraketen in die Luft hinauf wirbelte, und die nahe gelegene Kirche in einen Feuerregen einhüllte. Das Gasthaus befand sich ziemlich entfernt von der Brandstätte und war von allen Angehörigen, die zum Helfen fortgeeilt waren, verlassen. Nur die beleibte Wirthin stand unter der Thür und blickte besorgt nach dem anwachsenden Feuerschein hinüber.

„Sie sorgen wohl für das Jungferchen und für Madame Cölestine," sagte Sebald, vom Bock springend, zu Hans, „ich muß mit 'nüber, da hat's Arme nöthig. Bleib' stehen, Lise, bis ich wieder komm'!"

Digitized by Google

Lise wieherte ihm bejahende Antwort nach, als er hastig fortstürzte. Hans öffnete den Wagenschlag und Judica sprang heraus. Sie starrte Hans sprachlos in's Gesicht, dann um sich und auf die dicke Wirthin, über deren ängstliche Züge doch ein freudiges, erstauntes Lächeln flog, als sie das Mädchen gewahrte.

„Was ist das? Das ist Winfeld; das ist nicht Albert's Wagen," stotterte sie.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Personen, welche gegenwärtig an der Spitze der französischen Regierung stehen.

(Schluß.)

Leflô, jetzt Kriegsminister, geboren in Lesneven am 2. November 1804, Zögling der polytechnischen Schule, kämpfte in Afrika; Brigade-General seit dem 12. Juni 1848. In demselben Jahre in die Constituante gewählt, nahm er, nachdem er in Petersburg eine diplomatische Sendung beendet, auf der Rechten Platz und unterstützte die Politik Napoleons. In die Legislative gewählt, gehörte er zu der der Republik feindlichen Majorität bis zur Trennung der Rechten von der Politik des Präsidenten. Als Quästor war er einer der heftigsten Gegner der Projekte des Präsidenten, wurde am 2. Dezember verhaftet und ausgewiesen. Er lebte in Belgien und auf der Insel Jersey und kehrte 1859 nach Frankreich zurück. Seit dem 23. Januar 1848 ist er Kommandeur der Ehrenlegion. — Magnin, jetzt Finanzminister, ist zu Dijon am 1. Januar 1824 geboren, gleich seinem Vater Hüttendirektor und später Präsident des Handels-Gerichts in Dijon, wurde er 1863 in den gesetzgebenden Körper gewählt und stimmte mit der Opposition. — Simon, Julius, Minister für Unterricht, ist in Lorient am 31. Dezember 1814 geboren. Er ist Schüler Cousins und ersetzte denselben als Lehrer der Geschichte und Philosophie an der Sorbonne im Jahr 1839. Am 18. Dezember 1851 wurden seine Vorlesungen geschlossen; er verweigerte den Eid. Im Jahre 1848 in die Constituante gewählt, gehörte er zu den gemäßigten Republikanern; 1869 nahm er für die Gironde an und gehörte zu den beliebtesten Rednern der Opposition. — Crémieux (Justizminister), wurde am 3. April 1796 von jüdischen Eltern zu Nimes geboren, — Anfangs Advokat zu Aix, seit 1830 zu Paris. Im Jahre 1842 trat er in die Kammer ein und kämpfte gegen Guizot. Die Februar-Revolution machte ihn zum Mitglied der provisorischen Regierung als Justizminister. Am 7. Mai trat er aus, weil er gegen die Verfolgung Louis Blancs wegen des Attentats vom 15. Mai war. Ohne sich wesentlich von der demokratischen Linken zu trennen, bezeugte er doch wenig Sympathien für die Regierung Cavaignacs und begünstigte die Kandidatur Louis Napoleons. Trotzdem trat er nach der Wahl vom 10. Dezember zu der Bergpartei. Nach dem Staatsstreich wurde er gefangen und nach Mazas geführt. Im Jahre 1869 wurde er in Paris zum Deputirten gewählt. — Fourichon (jetzt Marineminister), geboren am 10. Januar 1809, Linienschiffs-Kapitän seit 1848, wurde in diesem Jahre zum Gouverneur von Cayenne ernannt. Im Februar 1853 zum Contre Admiral ernannt, erhielt er das Directorium der Marine zu Algier, 1859 wurde er zu einem Kommando im mittelländischen Meere berufen und zum Vice-Admiral am 17. August 1859 ernannt. Seit dem 15. Februar 1864 ist er Präsident der Commission für Marinearbeiten. Gegenwärtig kommandirt er das französische Geschwader in der Nordsee. Eine politische Rolle hat er bisher nicht gespielt. — Dorian (Minister für öffentliche Arbeiten), ist am 14. Januar 1814 geboren. Hütten-Director und Maire von Unieux wurde er als Oppositions-Candidat für den zweiten Wahlkreis der Loire in den gesetzgebenden Körper gewählt; bei seiner Wiederwahl im Jahre 1869 wurde ihm ein offizieller Candidat nicht gegenübergestellt. —

Digitized by Google

Arago, Etienne, zum Maire von Paris ernannt, zu Perpignan am 9. Februar 1802 geboren, ist letzter überlebender Bruder des berühmten Astronomen, Verfasser zahlreicher Schauspiele, und betheiligte sich an der Juli- und an der Februar-Revolution. Die letztere machte ihn zum General-Post-Director, in welcher Stellung er bis zum Ende der Cavaignac'schen Präsidentschaft verblieb. Am 13. Juni 1859 stellte er sich an die Spitze desjenigen Theils der National-Garde, welche für die Aufständischen kämpfte. Zur Deportation verurtheilt, entfloh er nach Belgien. Nach dem Staatsstreich von 1851 von dort vertrieben, siedelte er nach Turin über, von wo er 1859 nach Frankreich zurückkehrte. — Von den Adjunkten des Maires, Klissot und Floquet, ist uns nur der Letztere bekannt. Derselbe, mit Vornamen Karl Thomas, ist am 5. Oktober 1828 geboren, redigirte den „Temps," das „Siècle" und mehrere andere liberale und demokratische Journale. In dem „Prozeß der Dreizehn" verurtheilt, unterlag er in Herault als Candidat für den gesetzgebenden Körper im Jahre 1869 mit 15,000 gegen 18,000 Stimmen, welche Herr Rouleaux-Dugaye erhielt. — Steenackers, welcher die Direction der Telegraphen übernommen hat, wurde am 10. März 1830 von belgischen Eltern in Lissabon geboren. Er ist seit dem 5. Dezember 1867 in Frankreich naturalisirt, wurde am 1. Mai 1869 von Paris in die Kammer gewählt, wo er seinen Platz auf der Linken nahm.

* * *

Nachtrag. Zum Finanzminister ist nicht, wie Anfangs gemeldet, Herr Magnin, welcher das Handels-Ministerium übernommen hat, sondern Herr Ernst Picard ernannt. Derselbe ist zu Paris am 24. Dezember 1821 geboren und ließ sich daselbst 1844 als Advokat nieder. Im Jahre 1858 von dem vierten Pariser Wahlkreis erwählt, gehörte er zu der Opposition „der Fünf." Während er 1857 die Candidatur Ollivier's unterstützt hatte, trennte er sich 1864 von diesem, als derselbe anfing, sich der Regierung zu nähern. Im Jahre 1868 wurde er in Paris und im Hérault gewählt; er nahm für letzteren Wahlkreis an und gehörte zur Linken mit einer großen Annäherung an das linke Centrum.

Der „National-Zeitung" meldet ein Besucher des Schlachtfeldes von Saarbrücken: „Einer meiner Führer, dessen zwei Söhne beim 40. Regimente mit im Kampfe standen, erzählte mir Folgendes: Er fuhr bei beginnender Dunkelheit mit seinen Pferden hinaus, um Verwundete, vielleicht die Seinigen, aufzunehmen. Fünf hatte er auf den Wagen gebracht, das sechste war der Hauptmann von Winterfeld. Kaum niedergelegt, sagte dieser röchelnd: „Nun suchen Sie noch meinen Feldwebel, ein braver Mann, den lasse ich nicht hier!" Der Wagen war voll, und es war völlig dunkel geworden. Mein Begleiter machte die Unmöglichkeit, den Verwundeten zu finden, geltend. „So laden Sie mich wieder ab," war die Antwort, — „dann will ich sterben, wo der Feldwebel stirbt." Da war nichts einzuwenden; mit Hilfe von Zündhölzchen wurde der Mann noch gefunden und zur Stadt gebracht. Am anderen Tage waren beide Helden todt."

(Neueste Wortspiele.) Napoleon's Erniedrigung ist Wilhelmshöhe. — Die französischen Generale tragen Bärte und Moltke keinen, weil ihm keiner gewachsen ist.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 109.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Cölestine sprach seitwärts ein Paar Worte mit der Wirthin; dann faßte sie die Hand der verwirrten Judica und zog sie, ihrem Widerstreben zum Trotz, mit sich in's Haus, die Treppe empor, in ein für das Dorfwirthshaus behaglich ausgestattetes Zimmer. Sie winkte Hans, der ihnen gefolgt war, sie allein zu lassen, und schloß die Thür.

Es dauerte einige Minuten, bevor Judica sich den Gedanken, — von Hans und Cölestine überlistet worden zu sein, klar gemacht hatte. Allmählig aber stieg ihr die Zornesröthe in die Schläfen; sie warf ihrer Gefährtin einen funkelnden Blick zu und fragte, einen Schritt auf sie zutretend, scharf:

„Was bedeutet das Alles?"

„Daß Baron Albert von Kaltburg um eine Stunde zu spät gekommen ist," antwortete Cölestine ruhig. Sie wollte die herabhängende Hand des Mädchens fassen, aber dies entriß sie ihr heftig und sagte:

„Treibt Ihr Spiel mit mir? Bin ich nicht Herrin über mich selbst, zu thun, was ich will? Ich brauche keinen Vormund. Niemand hat ein Recht, mich zu hindern. Ich will einen Wagen in die Stadt zurück — sogleich!"

Sie hatte, — ehe Cölestine zu antworten vermochte, den Drücker der verschlossenen Thür gefaßt und rüttelte gewaltsam daran. Dann stampfte sie zornig mit dem Fuß auf den Boden und stieß athemlos und gebieterisch aus:

„Oeffnen Sie! Ich befehle es Ihnen! Mein Bräutigam hat Sie mir als Dienerin zugesellt, nicht als Hofmeisterin, und ich will zu ihm — jetzt gerade, da Sie mich hindern wollen, verstehen Sie, ich will!"

„Als Dienerin," wiederholte Cölestine schmerzlich; „ja, Du sagst es, und ich habe Dir treu gedient, Dein Lebelang, bis heut Abend — laß es mich noch eine Viertelstunde thun, Judica, dann will ich Dich lassen, will gehen, denn Du sagst es, Du bist frei und ich bin Deine Dienerin, Deine Sklavin. Hast Du von den Sklavenmüttern gehört, — drüben, jenseits des Oceans, die ihr Kind verläugnen, weil seine Haut weiß und die ihre farbig ist? Die all' ihre Liebe, ihr Verlangen in's Herz zurückpressen, um ihrem Kinde nicht den Fluch mit in's Leben zu geben, daß es die Verachtete vor den Ohren der Welt „Mutter" nennt."

Es lag ein zitternder, unnennbarer Schmerz in den Worten, daß Judica betroffen stehen blieb, daß ihre Hand nicht mehr der suchenden Hand Cölestine's widerstrebte, die sie an sich und auf einen Stuhl neben sich zog. Durch das Fenster fiel der rothe Flammenschein des immer höher aufzüngelnden Brandes, der das Kirchendach ergriffen, auf Judica's Antlitz, — doch in dem stillen Gemach achtete Niemand auf das tobende Element, und Cölestine begann mit leiser, gedämpfter Stimme:

Digitized by Google

„Höre mich noch einmal, Judica, dann magſt Du gehen und Albert von Kaltburg die Hand reichen. In dieſem Monat ſind es achtzehn Jahre, daß drüben in der Stadt, aus der wir gekommen, ein Mädchen lebte, das, von unbezwinglichem Drang getrieben, das Haus ihrer Eltern verlaſſen, und ſich dem Theater ergeben hatte. Sie war gefeiert, denn ſie beſaß Talent, und man ſagte auch, ſie ſei ſchöner, als ihre Genoſſinnen. Ein junger, vornehmer Herr, der täglich das Schauſpiel beſuchte, fand dies ebenfalls; er ſagte es ihr, zuerſt mit Blicken und Kränzen aus der Loge, dann hinter den Couliſſen, endlich auf dem Heimweg im Wagen, denn ſie hatte ihm erlaubt, ſie nach Hauſe zu geleiten. Einmal hatte ſie es erlaubt, doch er machte ein Recht für immer daraus, und ſie duldete es, weil ſie nicht anders mehr konnte, weil ſie ihn liebte. Aber weil ſie ihn liebte, war ſie ſtark zugleich und widerſtand allen Verlockungen des Herzens und des Geliebten, und ſchwur, um ſich ſelbſt vor jeder unbewachten Stunde zu ſchützen, in ſeiner Gegenwart einen unverbrüchlichen Eid, daß ſie niemals anders, als durch die Hand der Kirche, die Seine werde. Die Verblendete —“

Die Erzählerin brach einen Moment ab und warf einen flüchtigen Blick auf das Gluthmeer, das draußen wogte, dann fuhr ſie haſtig fort:

„Uns drängt die Zeit, und darum dränge ich Dir ein Menſchenleben in Minuten zuſammen. Baron Hochſeß — “

Judica zuckte bei dem Namen empor und ſtarrte die Sprecherin erſchreckt an, — allein dieſe drückte mit der Hand den Arm des Mädchens ſanft nieder und wiederholte:

„Baron Hochſeß warb um die Hand der armen Schauſpielerin. Er that es in einem Briefe, in welchem er ihr den Vorſchlag machte, da er ſich für den Augenblick, ſeiner Verwandtſchaft halber, — nicht vor der Welt mit ihr verbinden könne, ſich heimlich auf einem ſeiner Schlöſſer mit ihr trauen zu laſſen. Sie war jung, ſie war muthig und gläubig, denn ſie liebte. Sie ſchrieb: „Deine Cöleſtine iſt bereit — “

Wieder durchlief ein Schauer vom Wirbel bis zum Fuß das geſpannt aufhorchende Mädchen.

„Du — Du?“ ſtammelte ſie athemlos, mit großen, unruhvollen Augen das ernſte Geſicht ihrer Gefährtin anſtarrend. Doch wieder beruhigte ſie Cöleſtine's weiche Hand und ihre Lippe flüſterte weiter:

„Es war eine Nacht, von der die klugen Leute ſagen, daß in ihr die Aequinoctial-Stürme wüthen; ihr aber war es und iſt es mehr denn je in der Erinnerung, als ob tauſend unſichtbare Geiſter in Luft und Erde gekämpft, um ihr den Weg nach dem fremden Schloß zu verſperren. Doch Jeder trägt ſein Verhängniß, uralt vorherbeſtimmt, in ſich — ſchnell, weiter, weiter — da iſt der finſtere Saal mit den alten Ahnenbildern, die an der Wand ſchwanken und zittern, die Kerzen flackern in ſilbernen Armleuchtern und beleuchten ein glattes, unheimliches Lakaiengeſicht. Ein mild blickender, ehrwürdiger Mann in geiſtlicher Tracht ſteht vor dem Altar — der Sturm winſelt durch die Korridore und der Donner kracht — und er ſpricht: „Wenn Eure Sünde auch „blutroth“ wäre, ich will ſie weißer machen, denn Schnee,“ und ſeine Stimme bebte — o, der ehrwürdige Schurke —“

(Fortſetzung folgt.)

Der Verluſt in den Schlachten früher und jetzt.

Wenn man unter dem Eindrucke der mörderiſchen Kämpfe bei Metz vielleicht die Meinung hegt, daß die moderne Vervollkommnung der Waffen, — daß Zündnadel und Chaſſepot, daß Mitrailleuſen und Hinterladungs-Geſchütze die Schlachten blutiger machten, als ſie früher waren, ſo iſt man im Irrthum. Vielmehr zeigt ein Vergleich der Ver-

Digitized by Google

kunstlisten in dem siebenjährigen Kriege und in den Freiheitskriegen mit denen der jüngsten Schlachten das merkwürdige Resultat, daß trotz aller Vervollkommnung der Mordwerkzeuge die Zahl der getödteten und verwundeten Menschen heute relativ kleiner ist, als früher. Es liegt das daran, daß mit den tödtlichen Waffen zugleich die Taktik der Truppen, die Kunst der Gefechtsführung, der Benutzung des Terrains u. s. w. sich ausgebildet hat. Rechnet man dazu, daß in Folge der Eisenbahnen die Concentration der Truppen unendlich viel rascher vor sich geht, der Krieg also nothwendig eine kurze Zeit dauert, daß ferner ihre Verproviantirung viel leichter ist, endlich, daß das Sanitätswesen, wieder in Verbindung mit der Raschheit der Transportmittel, so wie mit den Fortschritten der Chirurgie und Medicin, sich gegen früher unendlich entwickelt hat — so kann man dreist behaupten, daß alle Schrecken der modernen Kriege nicht zu vergleichen sind mit den Schrecken der früheren. Von ähnlichen Gesichtspunkten geleitet, hat die Kölnische Zeitung (Nro. 234) bereits die Heeresstärken und die Verluste in den Schlachten von 1813 und 1814 aufgezählt. Wir werfen noch einen Blick auf den „siebenjährigen Krieg und das Jahr 1815." In dem blutigen Kampfe bei Prag (6. Mai 1757), wo ebenfalls festungsartige Positionen des Feindes erstürmt werden mußten, — verlor Friedrich der Große von 64,000 Mann Truppen 16,500 Verwundete und Todte. Das war mehr als der vierte Mann. Die unglücklichen Schlachten bei Collin und Kunnersdorf rechnen wir nicht hierher, die Verluste in denselben waren noch weit beträchtlicher. Aber auch in der mit glänzender Strategie rasch gewonnen Schlacht bei Leuthen fielen von 32,000 Preußen 5000, fast der sechste Mann todt und verwundet; in dem furchtbaren Gemetzel von Zorndorf hatte die abermals nur 32,000 Mann zählende preußische Armee einen Verlust von 11,000 Mann, mehr als den dritten Mann, und bei Torgau (1760) wurden von 44,000 Mann innerhalb einer halben Stunde 5500 Mann und an dem ganzen Kampftage 14,000 Mann, also fast der dritte Mann als Todte und Verwundete gezählt. Wir gehen zu den drei oder vier heißen Gefechtstagen des Feldzugs von 1815 über. In der Schlacht von Ligny und den Nachtrabs-Gefechten am Tage vorher verlor Feldmarschall Blücher bei einer Heermacht von 83,000 Mann 12,500 Todte und Verwundete, also mehr als den siebenten Mann. Bei Waterloo büßte Wellington den fünften Theil seines Heeres ein (13,000 Mann von 67,000) und die ihm zu Hülfe kommenden preußischen Corps ebenfalls den fünften Theil (6700 von etwa 30,000 Mann). Die Heere Blüchers und Wellingtons zusammen, etwa 200,000 Mann, verloren auf den vier Schlachtfeldern von Ligny, Quatrebas, Waterloo und Wavre in vier Tagen 39,075 Mann, — das heißt sie verloren ungefähr den fünften Mann. So furchtbar waren die Einbußen dieses kurzen und glänzenden Feldzuges von 1815. Damit vergleiche man nun die Verluste, welche wir bei Weißenburg und Wörth, oder selbst die, welche wir bei Spicheren erlitten; ja, man stelle damit die schwärzesten Vermuthungen über die Schlachten bei Courcelles, bei Mars la Tour und Gravelotte zusammen. In dem Umkreise von Metz befanden sich neun Armee-Corps, also 270,000 oder hoch gegriffen 300,000 Mann. Der Feind war durch Schützengräben, — durch die Forts der Festung gedeckt, er mußte von steilen, festungsartigen Höhen, auf welchen er sich eingegraben hatte, verdrängt werden. Gleichwohl ist so viel gewiß, daß von der Gesammt-Zahl der Combattanten doch höchstens der 10te oder 9te Mann verwundet wurde, und daß von der Gesammtzahl des Verlustes reichlich die Hälfte nur leicht verwundet sind. Wir wissen sehr wohl, daß diese Vergleichungen den Schmerz derer nicht stillen können, welche um theuere Todte klagen, wohl aber können sie uns schützen vor dem Irrthum, als würden uns schwerere Opfer zugemuthet als unseren Vätern. Nein, die Opfer sind trotz aller Furchtbarkeit geringer, aber der Gewinn für das Vaterland wird größer sein.

Digitized by Google

Aus dem Briefe eines Solda'en vom 9ten Regiment erzählt die „N. W. Ztg.“: Einen Heidenspaß muß ich Euch noch erzählen. Wir waren unser vier den ganzen Tag in der Gegend von Barleduc herumpatrouillirt und bis auf die Haut naß geworden. Eben schüttete es wieder herunter, als wir ein Bauernhaus sahen, in welchem wir unterzustehen beschlossen. Das Haus war von seinen Bewohnern verlassen, welche auch alles Eßbare fortgeschleppt hatten. Wir leerten daher unsere Brodbeutel, und ließen es uns bei einem Kruge frischen Wassers herrlich schmecken. Plötzlich hören wir Geschrei und Waffengeklirr und ungefähr 100 Schritte vom Hause entfernt, sahen wir so an die zwölf Turkos daherkommen. Was nun thun? Ergeben? Nein! — Davonlaufen? Auch nicht! Also wehren bis auf's Aeußerste. Da fällt mir eine in der Ecke stehende Baßgeige in's Auge. Ich rufe meinen Kameraden zu: „Schnellfeuer! — dann mit dem Bajonnet angegriffen!“ stürze auf die Baßgeige und rumple darauf herum, daß die schauerlichsten Töne zum Vorschein kamen. Die Turkos umkehren, Gewehre wegwerfen, meine Kameraden hinterher wie die Teufel und die ganze Blase gefangen nehmen, — war das Werk eines Augenblickes. Die „schwarzen Kerle“ fielen auf die Kniee und zeigten mit angstverzerrten Gesichtern auf das Haus, in welchem noch immer der Baß brummte. — Ich verstand nur das Wort leon, was Löwe bedeuten soll. Die Kerle haben die Baßgeige also für einen Löwen gehalten. Sind doch recht dumme Teufel, diese Turkos. — Wir banden die Kerle aneinander, führten sie nach Barleduc und freuen uns heute noch über diesen Spaß.

---

* Eine rührende Episode aus der Schlacht vor Metz schildert der bei Sedan von einer feindlichen Kugel getödtete militärische Berichterstatter der „Times“ im preußischen Hauptquartiere, Oberstlieutenant Pemberton: Während der Schlacht hielt er in der Nähe einer zur Reserve gehörenden Husaren-Abtheilung. Die Sonne sandte ihre glühenden Strahlen auf die Reiter und die umherliegenden Todten und Verwundeten. Ein armer Bursche schrie in seinem Schmerz: „Um Gotteswillen, Kameraden, gebt mir Wasser! Einen einzigen Tropfen! Ich brenne! Um Gotteswillen nur einen Tropfen, um meine Lippen zu netzen!“ Ein Anderer neben ihm konnte nur seine Hände bittend ausstrecken und auf seine Lippen deuten. Ein gutmüthiger Husar, durch die herzzerreißenden Bitten gerührt, stieg vom Pferde und lief zu ihnen mit seiner Feldflasche. — Im Augenblicke, als er den Kopf des Verwundeten heben wollte, fiel eine Granate in der Nähe nieder, explodirte, und riß alle Drei in Stücke.

Die „Kreuz-Zeitung“ bringt folgendes Wortspiel:

La chute de l'empire,
L'Empire respire (8. Mai).
L'Empire aspire (14. Juli).
L'Empire tire (2. August).
L'Empire se retire (6. August).
L'Empire empire (14. — 31. August).
L'Empire expire (2. September).
(Kellner, noch ein Glas Bier!)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870 Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 110

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Auch Cölestine's Lippe zitterte, klopfend stieg das Blut ihr in's Antlitz; weiß und unbeweglich, wie eine Bildsäule, saß Judica neben ihr.

„Fort, fort! Das Kirchendach stürzt! Heraus! Rettet Euch!“ — schrie es vielstimmig in der Ferne durcheinander.

„Er trug mich auf den Armen fort, denn ich war sein,“ flüsterte Cölestine geheimnißvoll, „und ich liebte ihn. Drüben im dämmerhellen, durchduftenden Gemach küßte er mich und ich küßte ihn wieder, denn ich liebte ihn —“

Ihre Augen leuchteten, doch sie fuhr plötzlich, wie der Gegenwart des Mädchens bewußt werdend, mit der Hand über die Stirn und murmelte dumpf:

„Er war schlecht und edel; Himmel und Hölle rangen in ihm, da kam der Teufel, der schlimmste Teufel, den die Erde trug, und er fiel —

Ich fühlte ihn in meinen Armen schaudern, im Dunkel fühlte ich eine Thräne, die auf mein Gesicht fiel. Ich fragte ihn liebevoll, was ihm sei, ich flehte, ich beschwor ihn —

O, hätt' ich es nicht gethan, hätt' er es nicht verrathen! Wär' er verstockter gewesen, — doch ihn packte die Reue. Er weinte, er schwur, daß er mich ewig lieben wolle, und dann flüsterte er, den Kopf an meine Brust gepreßt, daß nicht er den Gedanken gehabt, daß derselbe ihm eingegeben worden von dem Lakaien mit dem glatten, — unheimlichen Gesicht, jenem, der Dir den Werbebrief Baron Albert's überbrachte, daß der Priester kein Priester und die Trauung keine Trauung gewesen —

Ich habe nicht mehr gehört. Wie ein Blitz flammte es durch meine Seele und ein blauer, funkelnder Blitz brach zugleich durch das Fenster. Er zeigte mir die Thür, den Korridor, den ich hinab flog — hinaus, in's Freie, in die Nacht und den Sturm, — betrogen, verrathen, entehrt, mir selbst und der Menschheit und der Liebe aller Zeiten zur Schmach. Ich hörte ihn hinter mir rufen, ich lief in den Wald hinein, ich suchte eine Tiefe, ein Gewässer, einen Abgrund —

Ich erzähle Dir eine lehrreiche Geschichte, Judica, was soll Dir der Rest, zum Mindesten was in diesem Augenblick? Es ist leicht gesagt, hier im sichern, warmen Gemach, daß mich fror, lange Tage und lange Nächte; es ist leicht gesagt, daß ich sterben wollte, aber es ist schwer gethan. Schnell, weiter — mir graut bei der Erinnerung, wie elend Menschen zu werden vermögen und doch nicht die Kraft haben, das Elend selbst zu beenden. Und dann kam der Frühling, und dann wollt' ich nicht mehr sterben. Es war schön im Wald, wohin kein Menschenfuß trat, so lang' der Sommer währte, und man sich aus dem Schilf am Weiher ein Bett machen und im Sonnenschein träumen konnte — träumen von der Zukunft, vom nächsten Winter, — wo ich nicht mehr allein sein würde —

Digitized by Google

Und als der Winter kam, kam mit ihm ein Mädchen — arme, barmherzige Menschen, einsam im Wald, gönnten ihm ein Dach, daß die Mutter es nicht mit ihrem Körper vor Frost und Unwetter zu schützen brauchte. Außerdem war ich noch reich; ich hatte in die Stadt geschrieben, daß man meine Flitter verkaufte, und ich hatte Geld —

Als der Frühling wiederkehrte, hatte ich keines mehr. Es ist schrecklich, daß der Hungernde kein Brod hat ohne Geld; aber das Furchtbarste ist, daß eine Mutter ohne Geld keine Milch hat für ihr Kind — wieder war es März und ich dachte wieder, ein rascher Sprung in den Weiher, und die Wasser schlagen hastig über uns zusammen, und alle Noth, aller Jammer ist aus —

Da vernahm ich von einer Mutter, deren Kind gestorben — "

Ein furchtbares, betäubendes Krachen, — das die Wände des Hauses erzittern ließ, rollte durch die Luft und gab Nachricht, daß das Dach der Kirche in sich zusammengebrochen sei. Judica war aufgesprungen, doch sie hörte nichts von dem Getöse draußen, sie stammelte nur die Worte nach:

„Eine Mutter, deren Kind gestorben war —?"

Auch Cölestine hatte sich zitternd von ihrem Sitz erhoben.

„Und ich dachte," fuhr sie mit sonderbarer, leise schluchzender Stimme fort, „ich dachte — ich weiß nicht, was ich dachte — aber ich nahm mein Kind mit Sonnen-Untergang und trug es durch den Wald — die Vögel sangen fröhlich über mir — und ich trug es in's Dorf hinab — leise am Schloß vorbei, hinunter nach Niederwerdach in den Garten der Mutter, die ihr Kind verloren, der Gattin des Mannes, dessen Beruf war, die Armen und Verstoßenen aufzurichten und zu trösten —"

Judica stieß einen irren Schrei aus und hob ihr die Arme entgegen. Aber ihre Füße trugen sie nicht mehr, sie fiel — und ihre Mutter umfaßte den zusammenbrechenden Leib des schönen Mädchens und flüsterte, die Stirn an ihre Wange geschmiegt:

„Mein Kind, meine Judica, ich mußte mich verrathen, denn ich mußte Dich retten vor dem Schicksal Deiner Mutter. Niemand weiß es, als Du allein, und Niemand wird es erfahren. Kehre zurück zu ihnen, die sich meiner und Deiner erbarmt, und die farbige Mutter wird ihr Kind verläugnen, wie sie es bis heut gethan."

Ihre Stimme erstickte unter Thränen — ein lautes Klopfen an der Thür und der Ruf Sebald's:

„Madame Cölestine!" rief sie verwirrt aus Judica's Armen empor. Sie trat an die Thür und öffnete; der Fuhrmann hielt ein großes, versiegeltes Papier in der Hand und reichte es ihr. Er trug eine breite Schramme am Kopf, von der er das Blut mit der umgekehrten Hand fortwischte und sagte:

„'s is nix, 's hat nix zu bedeuten. Auch's Feuer kriegen sie schon unter. Wir hab'n Alles, was nich niet- und nagelfest war, aus der Kirch' rausgetragen und's Andre is verackurirt. Ein Paar Schränke hab'n wir aufbrechen thun müssen, und da hab' ich den Brief da gefunden und bei mir gedacht, da ich sonsten nie von einer Cölestine nich gehört habe — bloß dieweil „Fräulein" darauf steht, hat's mich konfus gemacht, und deßhalb wollt' ich nur anfragen thun —"

„Fräulein Cölestine Friedberg" — „Sie haben Recht, Sebald, das Papier ist an mich adressirt," sagte Cölestine verwundert und brach sichtbar, weniger aus Neugier, als um ihre Aufregung in Gegenwart des Zeugen zu bemeistern, mit zitternder Hand das große Kirchensiegel auf.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Belagerung von Straßburg.

Mit der Belagerung von Straßburg ist es nun fürchterlicher Ernst geworden. Es scheint in der That, als wenn der Krieg von 1870 ein Gegenstück zu Sebastopol liefern wolle, wenn auch durchaus nicht anzunehmen ist, daß hier mitten im Elsaß ein ähnlich heftiger und langandauernder Widerstand geleistet werden wird, wie vor 16—17 Jahren vor der starken Seefestung am schwarzen Meere.

Freilich was den Angriff betrifft, so ist bereits jetzt von Seiten der Belagerungsarmee eine staunenswerthe Energie entwickelt worden. Der preußische Generallieutenant v. Werder kommandirt bekanntlich das ganze combinirte deutsche Truppencorps, dessen Hauptthätigkeit seitens der Infanterie aber erst nach der Breschelegung, also mit dem Sturm beginnen kann. Unter ihm sind es nun die Commandeure der technischen Truppenkörper: Artillerie und Genie, welche die wichtigsten Vorarbeiten der Belagerung zu leiten haben. Wie das „Militärwochenblatt„ vom 31. August meldet, sind dies gegenwärtig der Generallieutenant und Inspektor der ersten Artillerie-Inspektion v. Decker, welcher zum Commandeur der auf Straßburg dirigirten Belagerungsartillerie ernannt worden und der Generalmajor z. D. v. Mertens, welcher das Commando als Ingenieur en chef für die Belagerung von Straßburg erhalten hat. Dem ersteren sind der Oberlieutenant Himpe, die Hauptleute Neumann und Reinsdorf als Adjutanten überwiesen; dem General v. Mertens wurde der Oberstlieutenant v. Wangenheim als Chef des Stabes beigegeben. Weiter sind 6 Stabsoffizier der Artillerie zu Abtheilungskommandeuren der Festungsartillerie des Belagerungscorps und nicht weniger als 20 Ingenieuroffiziere dem Ingenieur-Belagerungstrain überwiesen.

Diese Anordnungen legen Zeugniß ab von dem festen Entschluß der maßgebenden Kreise, die Belagerung Straßburgs mit aller Energie durchzuführen. Demselben entsprechen weiter die Arbeiten zur Eröffnung der ersten Parallele, die Führung einer zahlreichen Artillerie (24 Pfünder und Mörser) in Batterie, die energische Inangriffnahme und Fortsetzung des Bombardements.

Zur Aufklärung jener Leser, welche in den Zeitungen täglich von Parallelen, Approchen Sappen, Enfilirbatterien, Demontirbätterien ꝛc. lesen, ohne mit diesen Wörtern die richtigen Begriffe zu verbinden, diene nun in möglichster Kürze Folgendes: Eine Festung, die mit möglichst wenigen Opfern unschädlich gemacht werden soll, wird bloß blokirt oder cernirt, d. h. eingeschlossen resp. von allen Verbindungen abgesperrt. Handelt es sich aber darum, eine Festung aus militärischen oder politischen Gründen möglichst schnell in Besitz zu bekommen, so muß ihre förmliche Belagerung unternommen werden. Der Grundgedanke der Belagerung ist nach W. Rüstow: „eine Lücke, Bresche oder Wallbruch auf einem Punkte in den feindlichen Wällen zu Stande zu bringen oder sich auf ähnliche Weise einen Eingang zu schaffen, dann durch diesen die Festung zu stürmen.“ Um aber die Bresche oder den Eingang zu bewirken, muß man sich dem Platze nähern, was durch Annäherungswege oder Approchen geschieht; der Feind macht aber natürlich alle Anstrengungen, um nicht allein die Annäherung, sondern auch die Breschelegung zu verhindern. Es muß daher die Annäherung des Angreifers einerseits möglichst gedeckt vollbracht, andererseits Schritt für Schritt durch den Kampf und wo möglich die Vernichtung der feindlichen Vertheidigungsmittel vorbereitet werden.

Die Formen nun, in welchen Annäherung, Deckung, Breschelegung und Sturm zu erfolgen haben, waren nach den allgemeinen Ansichten über Kriegführung in den verschiedenen Perioden derselben sehr verschieden; gegenwärtig dürften jedoch die folgenden ziemlich allgemein gehandhabt werden. Die Aktivmittel des Angreifers sind heute: Geschütz-, Gewehrfeuer, Nahekampf und Minenkrieg. Die Geschütze befinden sich in einzelnen gegen das feindliche direkte Feuer gesicherten Emplacements, mit Einschluß der letzteren bilden sie die Angriffsbatterien, welche nach Zweck und Schußart der Geschütze, resp. Bauart

Digitized by Google

verschieden classificirt werden. Man unterscheidet Batterien für Rohrgeschütze und solche für Mörser, d. h. Wurfbatterien. Wirken erstere frontal gegen die feindliche Aufstellung, so heißen sie Demontirungsbatterien, wenn sie gegen feindliche Geschütze und Erd- oder Mauerscharten überhaupt gerichtet sind, Contrebatterien, Beschießbatterien, wenn sie in den Bekleidungsmauern Lücken hervorbringen sollen. Batterien von Rohrgeschützen, welche flankirend wirken, heißen Enfilirbatterien, wenn sie ganze Festungsfronten oder mehrere hintereinander liegende Werke der Länge nach bestreichen, Ricochetbatterien, wenn es sich um einzelne längere Linien als Facen des Hauptwalls und der Außenwerke handelt. Batterien, welche ausschließlich zur Deckung der Angriffsarbeiten dienen, heißen Flügelbatterien. — In den Wurfbatterien stellt man leichte und schwere Mörser auf, welche sämmtlich die Aufgabe haben, das Innere der feindlichen Werke zu beunruhigen, die Wallgänge zu bewerfen und namentlich solche Stellen zu treffen, denen andere Geschütze nicht beikommen können. Zum Demontiren und Breschelegen dienen heute gezogene Geschütze von schwerem Kaliber.

(Schluß folgt.)

(Ein Spiel der Geschichte.) War Deutschland von jeher uneinig, so kam diese Uneinigkeit doch erst seit 1618, dem Anfange des dreißigjährigen Krieges, — den Franzosen zu statten, welche am Ende dieses Krieges den Elsaß erhielten. Es war 1681, als die Franzosen sich verrätherischer Weise Straßburgs bemächtigten, also 63 Jahre nach Beginn des verderblichen Religionskrieges. 63 Jahre nach diesem Friedensbruche, 1744, sehen wir Frankreich mit Preußen vereint im Kriege gegen Oesterreich. Wiederum 63 Jahre später unterlag Preußen den Streichen Napoleons I. im Jahre 1807. Zählt man nun nochmals 63 Jahre hinzu, so kommt das Jahr 1870 heraus: die Folgen desselben können leider nicht insgesammt vorausgesehen werden. Zählt man nun aber die Ziffern der genannten Jahreszahlen zusammen, so kommt jedesmal die Zahl 16 heraus. Ebenso bei dem Regierungs-Antritte König Wilhelms 1861 und dem Staatsstreiche Louis Napoleons von 1852, den beiden kriegführenden Herrschern von 1870.

Auf Requisition ausgeschickt, verfügte sich ein badischer Unteroffizier in den betreffenden Dorfe in einen Keller und fand dort, was er suchte — Wein. Unter den Fässern lag eines mit eingeschlagenem Boden, und in diesem Fasse bei näherem Hinsehen Etwas, was der badische Kriegsmann nicht gesucht hatte, nämlich — ein französischer Kürassier mit Stiefel und Sporen. Natürlich wurde derselbe eingeladen, seine unbequeme Lagerstätte zu verlassen und ihm dagegen der ehrenvolle Auftrag zu Theil, den Schiebkarren mit dem aufgeladenen Weinfäßchen zu schieben, während der badische Soldat mit gezückter Wehr hinten drein marschirte zum großen Jubel der ganzen Mannschaft.

(Sichere Auskunft.) Unvergeßlich, schreibt man dem „Chemn. Tagbl.“, bleibt mir der Ausdruck des Stolzes in den Mienen der den ersten Zug französischer Gefangener escortirenden Bayern. Ich fragte einen solchen, der mit aufgepflanztem Bajonnet in einem Wagen voll Turkos stand. „Nun, Landsmann, was geschieht denn nun mit diesen schwarzen Kerlen?“ Mit naivem, aber völligem Ernste erwiderte der Altbayer: „Die werden holt Alle deutsch g'mocht!“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 111.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Es sind die Iden des Märzen. Sehr still ist es im Schloß zu Hohenwerdach; sehr laut ist es draußen. Der Wind kommt vom Walde her und braust um die Thürme und Erker des alten Gebäudes. Hoch über das Dach schwingt er sich in den rings umschlossenen Hofraum und peitscht die laublosen Aeste der Ulmen, die noch nichts von dem knospenden Frühling draußen im Buchengehege wissen. Auch Thüren hindern ihn nicht; er poltert die Treppen hinauf und seufzt durch die langen, finstern Korridore. Dann dringt er durch die Wand und winselt hinter den verblichenen Gobelins — und bewegt geisterhaft lebendig die alten Ahnenbilder auf und ab.

Und auf und ab wie er, ruhelos wie der Wind und geisterhaft lebendig wie die Gemälde an der Wand, bewegt sich eine hohe, gebückte Gestalt durch die Korridore, — durch die weiten, öden Gemächer. Sie ist aus dem Erdgeschoß gekommen und schleicht zur Verwunderung der stumm nachblickenden Diener die Treppe hinauf und durch die öden, dumpfluftigen, nachhallenden Säle. Nun blickt ein Gesicht durch das Fenster des runden Thurmgemachs neben dem weiten Ahnensaal — ein weißes, todtes Gesicht von der Farbe des silbernen Haares und Bartes, die es umgeben, nur matter, wie zerfallende Asche. Und wie zwei vergessene Kohlen glühen aus ihm zwei dunkle, ruhelose Augen, die in die Ferne zum wolkenlosen Himmel emporschweifen und zurück wandern in's Zimmer, über die Wände, den Boden, den runden Tisch in der Mitte — und sie schaudern und die schleichenden Füße irren wieder weiter.

Der Baron Hochseß von Hohenwerdach ist noch in den Vierzigen, — doch wer ihn sieht, glaubt, daß er das höchste Ziel des menschlichen Lebens erreicht hat. Welke, erschlaffte Haut umhüllt das knöcherne Gerüst seines Körpers, die durchgrabene Stirn, die hohlen, fleischlosen Wangen. Seine verschrumpften Finger zittern und seine Kniee brechen im Schritt — seit Monaten hat er unten im Armstuhl gesessen, wortlos und ohne Bewegung; es ist bewunderungswerth, wie treu seine Gattin für ihn sorgt, die seine Pflege keinem Diener überläßt und ihm selbst die wenige Speise, die er zu sich nimmt, bereitet und an die Lippen führt. Da plötzlich steht er auf, als ob der Wind, — der an die Scheiben klopft, ihn gerufen, und schleicht mit schwankenden Schritten davon und hinauf.

Der Tag ist so wolkenschwer und trüb, daß es in den düstern Gemächern kaum hell geworden zu sein scheint, allein jetzt, wo die Dämmerung kommt und die Schatten von draußen hereinfallen — wie mit gespenstischen Armen greifen sie durch's Fenster und wallen in schleppenden Gewändern über den Boden — da duldet es ihn nicht, hier nicht und dort nicht, die brechenden Kniee müssen weiter und er deckt angstvoll die Augen mit den welken, kraftlosen Händen.

„Das sind
Die dunklen Schatten fürchterlicher Thaten,
Die länger werden, weil der Abend kommt —"

Digitized by Google

„Licht! Licht!“ — tönt es irr von oben, und die Diener stürzen empor. Der Baron liegt wie leblos am Boden, das Gesicht auf einen verblichenen Sammetschemel gepreßt. Wie der Schein des Lichtes auf ihn fällt, sucht er sich aufzurichten, doch die Kraft versagt ihm und sie tragen ihn auf eine Ruhebank. Seine Stimme ist schwach und kaum hörbar — da stehen altmodische, verstäubte Armleuchter von Silber mit halb herabgebrannten Kerzen an den Wänden, und er winkt, daß man sie anzünden soll. — Dann sagt er:

„Der Pfarrer unten aus dem Dorf, sogleich! Bleibt, bis er kommt!“ Schwer athmend legte er die matte Stirn zurück.

Wie Pastor Baumholz, — trotz seines Alters, eilig den ziemlich steilen Weg nach Hohenwerdach herauf kommt, steht im Flur des Erdgeschosses, ungeachtet der Zugluft, die Freifrau Natalie von Hochseß-Kaltburg und zürnt mit einigen verlegen umhergaffenden Dienern, deren Muthigster stotternd sagt:

„Der Herr Baron haben befohlen —“

„Dummkopf, ich bin die Herrin des Hauses, und in wenigen Tagen hat Niemand zu befehlen, als ich. Bedenkt das; ich will hinauf,“ erwidert die Baronin und setzt, ohne daß die Diener sie mehr zu hindern wagen, den Fuß auf die nach Oben führende Treppe. Allein bei dem Geräusch, das vom Portal hervortönt, wendet sie den Kopf und beißt beim Anblick des Pastoren die weißen Zähne heftig auf die Unterlippe. Sie liebt den alten Mann aus dem Dorf eben so wenig, wie er sie, — und fragt zornig die Nebenstehenden: „Wer hat den geholt? Ich jage ihn noch zur Nacht aus dem Hause!“

Pastor Baumholz bekümmert sich nicht um die ergrimmte Miene der gnädigen Frau und fragt ruhig, wo der Baron sich befinde. Dann grüßt er im Vorüberschreiten gemessen die Baronin und steigt die Treppe hinauf; sie zaudert einen Augenblick und folgt ihm dann. Kaum hat er die Thür des Saales geschlossen, als sie dieselbe wieder öffnet und mit ihm vor der Ruhebank, auf der ihr Gatte liegt, steht.

„Ich glaube, Du bedarfst am meisten der Ruhe und solltest Dich hinunter und in's Bett begeben,“ sagt sie.

Doch die Augen des Barons heften sich mit einem wunderlichen Glanz in ihr Gesicht.

„Natalie, ich habe befohlen, Niemanden herauf zu lassen, als den Pastoren —“

„Du bist krank; dies ist der Platz für Deine Frau, nicht für Fremde.“

Aber sie verrechnet sich in der Energie des Sterbenden. Er richtet gewaltsam den Oberkörper auf und deutet auf die Thür.

„Der Pastor ist kein Fremder für mich; er ist mir der Nächste in diesem Augenblick. Noch bin ich Herr hier; warte noch eine Nacht. Jetzt befehle ich noch — geh!“

Die Diener stehen erstarrt; auch die Baronin Natalie ist verwirrt.

„Baptist,“ murmelt sie leise, „Baptist, daß er heut, daß er jetzt fehlen muß.“

Ihr Auge funkelt vor Angst und Wuth; dann bewegt sie sich hastig vorwärts, — neigt sich noch einmal zum Ohr ihres Gatten hinunter und flüsterte schnelle, — unverständliche Worte.

Es zuckt krampfhaft in den mageren Händen des Barons — und über seine Züge fliegt eine Geberde des Abscheus, als wolle er sie gewaltsam von sich stoßen. Doch ihm fehlt die Kraft oder er hat die Kraft, sich zu bezwingen und antwortet ruhig:

„Thu', was Du willst; ehe der Tag kommt, habe ich aufgehört zu fürchten — hier wenigstens. Jetzt geht Alle, nur Sie bleiben!“

Er spricht es so gebieterisch, die Hand des Pastoren dabei erfassend, daß kein Widerspruch möglich ist, und daß die Diener es deutlich erkennen müssen, — wessen Wille an diesem Abend noch im Hause Geltung erheischt. Sie gehorchen stumm und verschwinden; auch die Baronin geht scheuen Blicks mit ihnen. Nur wie sie an dem Pastoren vorüberstreift, flüstert sie, ihren Widerwillen gegen den alten Mann bezwingend:

„Achten Sie nicht auf das, was er sagt; er ist verrückt.“

Digitized by Google

Die Thür schließt sich hinter dem Letzten.

„Achten Sie auf das, was ich sage, Baumholz, mein Körper ist gebrochen, aber mein Geist ist klar — Sie hören, daß meine Sinne noch scharf sind," sagt Baron Hochsetz mit bitterem Lächeln. „Ich habe Sie zum letzten Mal gerufen, Baumholz; ich danke Ihnen für manchen Trost, den Sie mir in vergangenen Jahren zu bringen sich bemüht haben. Der Abend ist da, mein Leben war ein Wintertag, und die Nacht kommt früh. Ich habe Sie gerufen, Baumholz — — was denken Sie von dem Morgen, der auf die Nacht folgt?"

(Fortsetzung folgt.)

Die Belagerung von Straßburg.

(Schluß.)

Der Minenkampf bezweckt hauptsächlich in größerer Nähe der Festungswerke, wo deren Feuer das oberirdische Vorgehen oft sehr verhindern kann, Trichter zu sprengen, um so Anhaltspunkte für die Annäherungswege zu gewinnen. Zur Deckung des Angreifers dienen außer den Batterien die Sappen, mit welchem Namen man sowohl Annäherungswege oder Approchen als Parallelen mit Rücksicht auf ihre bauliche Anlage bezeichnet, deren Herstellung man auch das Sappiren nennt. Alle diese Bauten führt man möglichst bei Nachtzeit aus oder sucht sie wenigstens Nachts so weit zu bringen, daß sie einigermaßen Schutz gegen das feindliche Feuer gewähren. Außerhalb des wirksamen feindlichen Gewehrfeuers und zugleich unter dem Schutz der Nacht wird die Sappe in größerer Ausdehnung gleichzeitig ausgehoben. Begnügt man sich dabei mit der bloßen Erddeckung, so wird sie gemeine, nimmt man zur rascheren Erzielung einer Deckung Sappenkörbe zu Hülfe, so wird sie flüchtige Sappe genannt. Im wirksamen Gewehrfeuer der Festung bedient man sich meistens der völligen Sappe, welche bei Tag und Nacht allmälig unter Deckung der Spitze mittelst Walzkorbs, Sandsäcke oder Erdmaske vorgetrieben wird und oft 5—6 Fuß Höhe erhält.

Die Laufgräben oder Parallelen umgeben die angegriffene Festung gürtelartig; sie nehmen diejenigen Truppen auf, welche zum unmittelbaren Schutz der Angriffsarbeiten gegen Ausfälle nöthig sind, die Laufgrabenwache, außerdem vermitteln sie die seitliche Verbindung zwischen den Angriffsarbeiten und dienen zur Aufstellung von Batterien. Die am weitesten von der Festung entfernte Parallele, die erste Parallele genannt, wird in der Regel außerhalb der Schußweite der gezogenen Handfeuerwaffe, also etwa 1000 Schritt von der Festung angelegt; auf der halben Entfernung von der Festung pflegt man vor die erste Parallele eine zweite zu legen, an den Fuß des Glacis die dritte, zwischen beiden oft eine nur theilweise ausgeführte halbe Parallele. Die letzte frontale Position geht entlang der Crête (dem Kamm) des Glacis und heißt das Couronnement oder die Krönung des gedeckten Wegs; sie nimmt die letzten Angriffsbatterien auf und ist die Basis für die Sturmtruppen.

Der Sturm selbst wird durch eine heftige Beschießung namentlich des gedeckten Weges vorbereitet; gegen jeden ausspringenden Waffenplatz geht eine Sturmkolonne vor, welcher Arbeiter mit Sappenkörben folgen, um sogleich das Couronnement auszuheben. Letzteres muß Bresch- und Contrebatterien aufnehmen, wenn ihre Aufgabe nicht durch indirekte Batterien hat erfüllt wurden können. Man wird möglichst mehrere Breschen legen, um die Aufmerksamkeit des Vertheidigers, gegenüber dem Sturm zu theilen. Nachdem die letzten Batterien ihre Aufgabe erfüllt, Grabennieder- und Uebergang vollendet, (bei nassen Gräben muß behufs des letzteren erst ein Faschinendamm gebaut werden) und die Bresche möglichst gangbar gemacht ist, erfolgt der Sturm der letzteren. Nach den Erfahrungen der Neuzeit (Sebastopol, Charleston und Düppel) ist hierfür einer Zeit am Tage der

Digitized by Google

Vorzug vor dem Tagesanbruch zu geben, weil im letzteren Fall alle Vorbereitungen bei Nacht zu treffen sind, wobei leicht Mißverständnisse eintreten können. Jeder Sturmkolonne geht ein Arbeitertrupp voraus, um Hindernisse wegzuräumen, nach Wegnahme der Bresche hier Einbauungen herzustellen ꝛc, ihm folgt eine vollständige Reserve und werden zur Bedienung etwa zu erobernder Geschütze Artilleristen beigegeben. In der 3. Parallele und im Couronnement sind die Hauptreserven aufgestellt. Ist einmal an einer oder mehreren Stellen Bresche gelegt, so pflegt ein mit Energie unternommener Sturm in der Regel zu gelingen, da dem Angreifer nebst dem Uebergewicht der Artillerie auch eine Ueberzahl anstürmender Infanterie zu Gebot zu stehen pflegt, wogegen die Besatzungstruppen moralisch und physisch erschüttert sind; bisweilen entspinnt sich auch ein erbitterter Straßenkampf oder sprengt sich der Commandant mit dem Reste seiner Besatzung selbst in die Luft, um sich nicht ergeben zu dürfen.

Wie alle geschichtlichen Beispiele beweisen, gehört der Belagerungskrieg — ähnlich wie der Seekrieg — zu den blutigsten Kämpfen, die um so mehr Opfer, und zwar meistens wehrlose, verlangen, je volkreicher die belagerte Festung ist. Wichtige Belagerungen aus den letzten Jahrzehnten sind folgende: Antwerpen (1832), Silistria (1828, 1829 und 1854), Venedig (1849), Sebastopol (1854/55), Gaëta (1860), Düppel (1864), Vicksburg (1863) Charleston (1863 bis 1865) ꝛc. Der Feldzug von 1866 brachte nicht eine einzige Belagerung: der Königstein an der Elbe wurde nur beobachtet, Königsgrätz, Olmütz und Mainz wurden kaum cernirt. Dagegen scheint es, als wenn die beiden Hauptfestungen im Osten Frankreichs Straßburg und Metz, die Bollwerke von Elsaß und Lothringen, eine bedeutende Rolle im modernen Belagerungskriege spielen werden.

---

* Wir machen darauf aufmerksam, daß das Schlachtfeld der gegenwärtigen Campagne als Hauptsitz der Buchdruckerkunst frühzeitig Berühmtheit erlangt hat. Metz war eine der ersten Städte, wo diese Kunst betrieben wurde, und noch jetzt existiren viele alte Werke aus dortigen Officinen. Straßburg soll längere Zeit die Heimath Gutenberg's gewesen sein, obgleich kein Buch aus einer früheren Periode als 1471 vorhanden ist. Toul wird als der Ort bezeichnet, wo die ersten Versuche mit Stereotypie gemacht wurden. Die Sedan-Ausgaben concurriren nach Ansicht der Büchersammler mit denen von Elzevies, und sind prachtvolle typographische Kunstwerke. Kehl war der Sitz der Baskerville'schen Typen, mit denen Beaumarchais eine Ausgabe von Voltaire's Werken auf blauem Papier für den an Augenschwäche laborirenden König Friedrich II. von Preußen druckte. Auch in Rheims und Verdun wurde schon früh die Buchdruckerkunst betrieben; letzterer Platz hat außerdem noch das besondere Interesse, daß dort den von Napoleon I. internirten englischen Gefangenen erlaubt wurde, das gewöhnliche englische Gebetbuch zu drucken. Ob unsere Sedan-Stühle ihren Namen von der Stadt Sedan erhalten haben, oder ob in dieser Beziehung auf das italienische Wort „sedente“ zurückgegangen werden muß, darüber herrschen noch einige Zweifel.

In Paris erzählt man sich folgende „Anekdote“: Als man einem National-Gardisten bemerkte, er solle nicht so unzufrieden sein, die französische Armee sei besser daran, als die preußische, da sie Zelte (tentes) habe, — erwiderte er zornig lachend: „Was kümmern mich ihre Tanten (tantes), — was uns fehlt, das ist der Onkel! — (Napoleon I.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 112.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Der Kranke richtete sich auf und blickte in die ernsten Augen des alten Pastoren; dann fuhr er schnell fort:

„Nein, sagen Sie es nicht. Wir haben oft davon gesprochen, daß es keinen Werth hat, die Meinung eines Andern darüber zu wissen. Jeder richtet sich selbst — es ist nur ein Dichterwort und steht nicht in Euren heiligen Büchern, doch seit Jahren ist kein Tag vergangen, an dem nicht eine unsichtbare Stimme es an mein Ohr gesprochen: Jede Schuld rächt sich auf Erden."

Er legte eine Sekunde erschöpft den Kopf zurück, doch eben so schnell hob er ihn wieder und sagte geheimnißvoll:

„Wenn man sie selbst rächt — an sich selbst, wissentlich, Jahre lang, Baumholz — was dann? Glauben Sie, daß sie damit auf Erden gesühnt werden kann?"

Die Lippen des Angeredeten zitterten.

„Baron Hochseß, wollen Sie die Antwort des Pastoren, den der Staat und Sie selbst zu Verdach bestellt haben, oder wollen Sie die eines alten Mannes, der, nach dem Lauf der Natur, der Lösung des großen Räthsels näher steht, als Sie?"

Die Augen des Barons nahmen einen ängstlichen Ausdruck an.

„Nach dem Lauf der Natur," wiederholte er, „wenn das wäre — es geschieht viel wider den Lauf der Natur. Wie sagte er noch, der auch zu schwach war, um Widerstand zu leisten? Ich hörte es drüben in der Residenz, als ich jung war. „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde," — sagte er, — „von denen Eure Philosophie sich nicht träumen läßt."

Seine Blicke gingen starr an dem Pastoren vorbei, in ungewisse Ferne hinaus.

„Es ist viel von Gift darin die Rede," und sie flößen es dem alten Manne ein, ohne daß er es weiß. Dann wurde sie wahnsinnig und stürzte hinaus aus dem Schloß, und sie brachten sie in langen, triefenden Gewändern zurück. O, sie war schön, und Alle jubelten, und ich am lautesten, denn ich wußte, sie hörte meine Stimme heraus aus allen — und dann kämpfte er gegen die Spitze, von der er auch nicht wußte, daß sie vergiftet war. Aber das ist keine Sühne — er mußte es wissen, und dann sich nicht plötzlich hineinstürzen, sondern langsam, Stück um Stück, das giftige Erz sich hineindrücken in die Brust."

„Sie phantasiren, Hochseß; ich werde zum Arzt in die Stadt schicken lassen," — entgegnete Baumholz mild. Doch der Kranke griff krampfhaft nach seiner Hand.

„Zum Arzt? Was soll er? Glauben Sie, ich sterbe nach dem Lauf der Natur?"

Der Pastor schauderte bei der unwillkürlich hervorgestoßenen Frage zusammen.

„Um Gottes Barmherzigkeit, Hochseß —", stammelte er.

Allein dieser umklammerte seinen Arm:

Digitized by Google

„Nein, gehen Sie nicht von mir. Hülfe ist zu spät, und ich will keine. Nehmen Sie mir nicht den Tod zu sterben, wie ich gelebt. Ich bin ganz allein, und es wird Niemand um mich weinen. Ganz allein mit meiner Schuld, und die Nacht kommt. — Kommen Sie näher, daß Niemand es hört, denn ich klage Niemanden an, als mich — näher — Sie müssen, es ist Ihr Beruf — so — so —"

Der alte Pastor kniete vor dem Schloßherrn, der die blutlosen Lippen an sein Ohr preßte und ihm bald stockend, bald hastig leise Worte zuflüsterte. Der Wind pfiff in Stößen um das Schloß und die Ahnenbilder an der Wand schwankten und bebten. — Dann plötzlich sprang Baumholz entsetzt vom Boden auf und rief:

„Sie? Sie waren es? Und Sie wissen nicht, daß Sie damals —"

„Still, still," unterbrach ihn der Baron mit irrem Blick, „ich wußte darum, doch es war nicht meine Hand, die es that. Es war die des Schurken, der mich beredet. — Ich dachte, es sei ein Gottesurtheil — er konnte trinken, er konnte es nicht thun. — Drüben auf dem runden Tisch stand die Karaffe, und als ich in der Nacht zu ihm kam, sah ich, daß sie zur Hälfte leer geworden. Er hat seine Strafe leichter gehabt, sein Verbrechen schneller gesühnt, als ich, denn er wußte es nicht. Ich habe manches Glas nachher getrunken, Jahre lang, und wußte es. Wo ich Liebe gesucht, fand ich den Tod, und mehr als das, endlose, namenlose Qual, und nahm sie willig an — Baumholz, Baumholz — wenden Sie sich nicht ab, sagen Sie nur ein Wort — sühnt das mein Verbrechen, hab' ich meine Schuld auf Erden gerächt?"

Der Pastor trat mit düsterem Ernst an ihn hinan.

„Mensch," — sagte er dumpf, „was verlangen Sie jetzt nach der Meinung eines Menschen, — von der Sie noch eben gesagt, daß sie Ihnen nichts bedeutet? Was ist Sühne? Qualen? Verzweiflung? Dann sühnt jeder Verbrecher seine That. Was haben Sie gethan, gut zu machen, was Sie verdorben?"

„Erbarmen, alter Mann, habe Erbarmen," flehte der Baron, gib mir ein anderes Geleitewort mit! Ich habe nichts gethan, als gelitten — was konnt' ich thun?"

„Womit vergalten Sie den Opfern Ihrer Ruchlosigkeit," — fuhr Baumholz mit scharfem Tone fort, „den Kindern des Mannes, den Sie gemordet, — dem betrogenen Weibe, das Sie in Nacht und Elend hinaus getrieben —?"

„Der Mann war ein Betrüger, ein Schurke, wie ich," murmelte der Baron.

„Verblendeter," donnerte der Pastor, „das sind die Wege Gottes, der Ihre Schuld auf seiner Wage gewogen. Aus allen Menschen der Erde ruft er mich in Ihrer letzten Stunde, mich, der ich von Allen allein, nicht Barmherzigkeit, sondern Verzweiflung in Ihre Seele zu schleudern vermag. Sie haben noch nicht abgeschlossen mit Ihrer Vergangenheit, Baron Hohseß; Sie glaubten zu betrügen, aber es war eine Hand über Ihnen, die Sie unbewußt noch einmal an den Scheideweg stellte, und Sie wählten noch einmal, eh' der Himmel Ihre Schale sinken ließ, denn der Mann, den Sie getödtet, war mein Jugendfreund, war ein Diener der Kirche, wie ich, der Sie vermählt hatte für Zeit und Ewigkeit, und es war Ihr rechtmäßiges Weib, das Sie hinausgestoßen in Jammer und Tod!"

(Fortsetzung folgt.)

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

Die Tage von Sedan und die sich daran knüpfenden gewaltigen Ereignisse in Paris bilden, darüber sind schon jetzt Alle einig, einen Wendepunkt in der europäischen Geschichte. Sie sind von so großer, tief einschneidender Bedeutung, daß man ihrer noch

Digitized by Google

in den spätesten Zeiten gedenken wird. So lange es eine Geschichte gibt, wird man erzählen von dem großen Sieg des Königs Wilhelm von Preußen und von dem traurigen Ende Napoleons III. Glänzendes Lob wird dem eminenten Talente des Generals Moltke gezollt werden. Man wird reden von den Kronprinzen von Preußen und Sachsen, die mit ihren Armeen zur rechten Zeit auf dem Schlachtfeld erschienen und so die feindliche Armee zur Ergebung zwangen. Auch des Generals v. d. Tann, des Commandirenden der Bayern wird gedacht werden, ebenso wird man General Blumenthal nennen, den weisen Rathgeber des Kronprinzen von Preußen. Jedoch die Thaten dieser Männer, deren Namen schon jetzt in den Tafeln der Geschichte eingegraben, bilden nicht das Thema der folgenden Briefe. Die Feder des Feuilletonisten will nicht mit dem Griffel Klios wetteifern. Ich werde von Thaten sprechen, die, noch ehe ein Menschenalter vergangen ist, von den meisten vergessen sein werden, die aber in der Verbindung mit anderen ähnlichen Thaten die Siege der Feldherrn möglich machten. Ich werde von Leidenschaften reden, die verrauschen, von Thränen, die, so gewaltig auch das Elend ist, welches sie erpreßt, in wenigen Jahren trocknen werden. Der Journalist schreibt ja aus dem Tag für den Tag und ist zufrieden, wenn sich in seinen Schilderungen dann und wann ein Gedanke des Ewigen bricht. Vielleicht, daß dies auch bei meinen Skizzen der Fall sein wird. Es ist schwer in dieser Zeit wild erregter Leidenschaften den Blick unverwandt auf das eine Ziel, die Befreiung der Menschheit und die Verwirklichung des Rechts, gerichtet zu halten. Zu viel des Staubs wirbelt auf, zu leicht kann man die Richtung verlieren. Und dennoch reden gerade die Ereignisse der letzten Tage so gewaltig, Allen verständlich, daß es eine ewige Gerechtigkeit gibt, die da erhaben ist über die Schwankungen der Zeit. Das auf den Trümmern der republikanischen Freiheit errichtete Kaiserreich ist zusammengestürzt. Der Mann, welcher der mächtigste in Europa schien, welchen die europäischen Fürsten sammt den Kraut- und Börsenjunkern als Retter der Gesellschaft gefeiert, weilt machtlos in der Gefangenschaft des Königs von Preußen.

Möchten die Sieger eingedenk sein des Wechsels alles Irdischen; möchten sie nicht vergessen, wie jeder Ueberhebung die Demüthigung folgt. Die Sache Deutschlands ist gerecht wie eine. Möge sie es bleiben. Wir haben einen Krieg geführt zur Vertheidigung unserer Grenzen, siegreich und glücklich wie je ein Krieg geführt worden ist. Wenn wir als Preis des Sieges fordern, was zum Schutze unserer Grenzen nothwendig ist, so wird Niemand dagegen seine Stimme erheben können. Aber mehr zu verlangen, ist unrecht und bleibt unrecht, wenn es auch wahr, daß sich der besiegte Gegner im Falle eines Sieges eines noch größeren Unrechts schuldig gemacht haben würde. Wir leben im 19. Jahrhundert, nicht im 17. Die Zeiten Ludwigs XIV. liegen hinter uns. Möchte das deutsche Volk beweisen, daß es nicht nur an Macht die erste Nation des Continents ist, sondern auch an öffentlicher Moral hoch über einem Louis XIV. und Napoleon III. steht. Aber genug der einleitenden Worte, die fast mehr einem Epilog als einem Prolog gleichen, und manchem Leser vielleicht zu ernst dünken werden für die Einleitung der einfachen Tagebuchskizzen, die ich in Folgendem einigermaßen einheitlich zu gruppiren suche.

I.

Von Frankfurt nach Hagenau.

Es war am 16. August als ich Frankfurt binnen wenigen Wochen zum dritten Male verließ, um mich auf den Kriegsschauplatz zu begeben. Mit ganz anderen Gefühlen als die beiden vorigen Male reiste ich dies Mal ab. Hatte ich mir doch gleich Nancy, die Perle Lothringens, als nächstes Ziel meiner Reise gesteckt. Während ich früher fürchtete, auf deutschem Boden Zeuge blutiger Schlachten sein zu müssen, hoffte ich dies Mal auf den Feldern der Champagne, auf den catalaunischen Gefilden der Endscheidungsschlacht zwischen Deutschen und Franzosen beiwohnen zu können. Wenn auch lang-

Digitized by Google

kam, so doch ohne Hinderniß erreichte ich Mannheim. An den hessischen Bahnhöfen war noch dasselbe Leben wie vor Wochen. Jeder Soldat, der im Zuge war, konnte überall wo wir hielten, reichlich Speise und Trank erhalten. Hätte doch die Armee im Felde etwas von den Ueberflüssen, die hier gehäuft sind, und die zum großen Verdruß freundlicher Geberinnen, eben weil es des Guten zu viel war, oft verschmäht werden mußten.

(Fortsetzung folgt.)

---

* (Schreckliches Unglück im Staate New-York.) Während einer Circus-Vorstellung in Kingston, einem kleinen Städtchen am Hudson, brach unlängst ein heftiges Gewitter über die Stadt herein, das leider von den traurigsten Folgen begleitet war. Zuerst schlug der Blitz eine 12 Fuß große Oeffnung in das Leinwand-Dach der Arena; zog dann merkwürdiger Weise über die Köpfe der erschreckten Zuschauermenge hinweg, und schlug demnächst durch eine große Oeffnung in einen Weidenbaum, wo er ein dort angebundenes Pferd tödtete und den dabei befindlichen Mann besinnungslos niederwarf, dessen Kleider versengte und ihm die Sohlen von den Stiefeln riß. Aus der Menschenmenge in der Nähe des Baumes wurden fünf augenblicklich getödtet und nahezu 200 mehr oder weniger verwundet, während Niemand in der Nähe des Baumes mehrere Minuten nach dem Einschlagen des Blitzes sich überhaupt nur bewegen konnte; Alle waren gelähmt, bewußtlos, und lagen umher, wohin der Blitz sie geschleudert hatte. Alle Getödteten sind Neger. Der Regen goß in Strömen, und während im Circus die Vorstellung für die nächsten Minuten ihren Fortgang nahm, ergoßen sich wahre Fluthen durch die Oeffnung des Daches auf die Zuschauer. Bald jedoch erfuhr man innen die außerhalb stattgefundene schreckliche Katastrophe, und da gab es kein Halten mehr; man stürzte in's Freie und machte dem Schauspiel summarisch ein Ende. Jetzt erst zeigte sich, daß der Blitz innerhalb des Circus, wenn auch Niemanden getödtet, doch Unheil genug angerichtet hatte. Massen Leute konnten ihre Sitze nicht verlassen, sie saßen da, wie Statuen, stieren Auges, und konnten nicht ermuntert werden. Nach einer Stunde war das Gewitter vorüber, und die Scene glich einem Schlachtfelde; Todte, Sterbende und Verwundete lagen überall umher, Freunde jammerten, und die Unbeschädigten waren damit beschäftigt, den hülflosen Verwundeten Hülfeleistung zu bringen. Niemals hat Amerika eine so schreckliche Calamität in Folge Blitzes erlebt; das Ereigniß liefert einen unvergeßlichen Schluß des Sommers 1870, der sich durch auffallend heiße Witterung und heftige Gewitter ausgezeichnet hat.

---

* (Die Niagara-Fälle übertroffen.) Es wird berichtet, daß die Colonial-Gouvernements-Geologen Sawkins und Brown, in Demerara, Britisch Guiana, großartige Wasserfälle, welche die Niagarafälle weit übertreffen, entdeckt haben. Dieselben sind im oberen Theile des Flusses Potaro, drei Tagereisen von der Colonial-Straf-Niederlassung, und 100 Meilen von der Hauptstadt der Colonie, belegen. Obgleich verhältnißmäßig europäischen Niederlassungen so nahe, sind diese Fälle der civilisirten Welt bis jetzt unbekannt gewesen, und von den Wilden, die deren großartigen Charakter nicht zu würdigen verstanden, nur selten besucht worden. Die Fälle bestehen aus zwei Sprüngen, der eine perpendiculär 770 Fuß, der andere über 50 Fuß hoch. Die Wassertiefe beträgt in der trockenen Saison 28 Fuß, die Breite circa 100 Ellen. (Die Niagarafälle sind bekanntlich nur 160 Fuß hoch.) Die Colonial-Regierung beabsichtigt durch Offenlegung der Umgegend den Besuch dieser Naturmerkwürdigkeiten zu erleichtern.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 113.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Der greise Prediger hatte drohend die Hand aufgereckt, alle Milde war aus seinem Gesicht verschwunden, er sah und hörte nicht, was um ihn vorging; wie auf ferne, — andere Stimmen horchend, stand er, als ein zürnender Bote der Vergeltung, vor dem wie ohnmächtig Zurückgesunkenen, dessen Kopf mit einem Schrei auf die stöhnende Brust herabgefallen. Ein gewaltiger Windstoß schlug wie mit tausend pochenden Händen zugleich an die Scheiben, daß die Kerzen in den Armleuchtern wild zu flackern begannen, und übertönte einen zweiten Schrei, mit dem die Baronin Natalie aus dem anstoßenden Gemach verstört hereinstürzte und in zitternder Wuth ausrief:

„Es ist nicht wahr, er lügt!“

Auch den Ruf auf der Treppe draußen: „Wo ist er? Wo?“ und die eiligen Schritte im Korridor übertönte der Sturm. Er war der Vorbote des mit knatterndem Hagelschlag heraufbrausenden Unwetters, das den Frühling vom Winter schied — nun flog die Thür auf — und ein blendend blauer, weithin erhellender Blitz flog, die Kerzen verdunkelnd, aus der schwarzen Wolke und zeigte auf der Schwelle das von ergrauendem Haar umrahmte Gesicht eines bleichen Weibes, das vor dem flammenden Schein erschreckt zurückfuhr.

Es war, als ob der elektrische Funken einen Todten in's Leben gerufen, so stand der Baron Hochsetz, von seinem Lager empor gefahren, hoch aufgerichtet, und streckte die Hand nach der Thür, wie nach einem gespenstischen Bilde.

„Cöleſtine,“ stammelte er, „so sah ich Dich zuletzt — schickt die Hölle Dein Bild herauf, meine letzte Stunde zu zermartern — ?“

„Cöleſtine,“ sprach der Pastor mit bebenden Lippen bei dem Anblick der Frau, — „heiliger Gott, sind Sie — —?“

„Ich bin Dein Weib, Rudolf, und komme, mein Recht zu nehmen — auf Erden sollt' ich Dich nicht besitzen; ich will Deine Hand fassen, will sie halten, daß ich Dich nicht wieder, nicht für die Ewigkeit verliere. Sieh', die Hochzeitskerzen brennen, wie damals — was sind zwanzig Jahre, was ist ein Leben voll Qual und Elend, wenn es hinter uns liegt?“

Cöleſtine hatte die Brust ihres lautlos zusammenschwankenden Gatten mit den Armen umfaßt, und legte ihn sanft auf die Ruhebank zurück. Dann kauerte sie, seine kalte Rechte haltend, neben ihm nieder und flüsterte zärtlich, als ob sie mit ihm allein sei und Niemand sie belausche:

„Nicht wahr, Du zürnst mir nicht, daß ich so lange ausgeblieben? Ich wollte ja immer kommen, ich weiß nicht, es war wie ein Traum, daß ich nicht konnte. Es war so kalt draußen im Wald und mich hat sehr gefroren. Du bist auch kalt, mein Rudolf, und Dein Gesicht ist blaß. Ich werde mit Deiner Haushälterin schmälen, daß sie nicht gut für Dich gesorgt hat.“

Digitized by Google

Was iſt ein Leben voll Glück und Weh, voll Schuld und Reue, daß es ſich zuſammendrängen läßt in eine, in ſeine letzte Minute? Es lag Alles in den Augen des Sterbenden, die noch einmal im alten Glanz lang' vergangener Jahre aufleuchteten, in ſeiner Stimme, die in dem alten Klang erſtarkte, in der alten Kraft der Jugend, mit der ſeine Arme den Leib des Weibes umſchlangen, das ihm Alles vergab um dieſe eine Minute. Ob Tauſende um ihn geſtanden — was galt es ihm in dieſem letzten Augenblick? Er war doch allein mit ihr, er ſah nur in ihr Auge — war es ein Traum, oder lag wirklich jenes Leben dazwiſchen, ſeitdem es zuletzt mit wilder, irrſinniger Verzweiflung ſich von ihm gewandt, ſeitdem dieſe liebreichen Lippen ſich mit grellem Schrei von den ſeinen geriſſen?

Ja, und es war nur ein banger Traum, und er erwachte und ſie ſaß an ſeiner Seite und küßte ihn. Und er ſagte, ihre Wangen ſtreichelnd, zärtlich:

„Wir haben ja nur geträumt, Cöleſtine, und ein langes Leben voll Liebe liegt vor uns, wenn der Morgen kommt. Doch noch iſt es Nacht, Du ſagſt es, die Hochzeitskerzen brennen noch, und es wird immer dunkler, und ich bin müde, Cöleſtine. Komm! Hier lag Deine Stirn, als wir zur Ruh' gingen; leg' ſie wieder an die Stelle, ſie wird kühl und mein Herz klopft unruhig, daß Du ſie verlaſſen. Und wenn die böſen Träume wiederkommen, da glaube ihnen nicht — wir ſchlafen nur, — wir ſind nicht mehr getrennt —"

Die Kraft ſeiner Hand erloſch wieder, wie er ihre Stirn liebevoll an ſein Herz herabzuziehen ſuchte.

„Ich habe Dir auch etwas mitgebracht," fuhr Cöleſtine, unter Thränen lächelnd, fort. „Du hatteſt es ganz vergeſſen, da haben gute Menſchen ſich darüber erbarmt, als es auch ſo fror in dem kalten Wald, und ich habe es gehütet und immer für Dich bewahrt — weißt Du noch —", und ſie beugte ſich zutraulich an das Ohr ihres Gatten und flüſterte haſtig einige Worte, dann wendete ſie ſchnell den Kopf und rief:

„Judica! Judica!"

„Judica?" wiederholte abermals der alte Paſtor. Sein Auge richtete ſich ungewiß nach der offenen Thür, durch die das Mädchen, von Hans geſtützt, zögernd und ängſtlich herein trat, und er griff verwirrt mit den Händen nach der Schläfe.

„Siehſt Du, das iſt ſie," lächelte Cöleſtine ſtolz; „ſie iſt ſchön geworden, faſt ſo ſchön, wie Du warſt, als ich Dich zum erſten Mal ſah. Komm, Judica, Dein Vater iſt müd', reich ihm die Hand und ſag' ihm Gute Nacht."

(Schluß folgt.)

Streifereien über den Kriegsſchauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Fortſetzung.)

In Mannheim mußte ich, da aller Verkehr ſtockte, die Nacht bleiben. Andern Morgens wanderte ich über die Rheinbrücke nach Ludwigshafen. Noch waren die Pfeiler mit Pulver gefüllt, noch ſtanden badiſche Soldaten an den Eingängen zu den Pulverkammern Wache. Mit ganz anderen Gefühlen betrachtete ich mir diesmal die Poſten als vor vier Wochen. Sie erinnerten mich nur an die Angſt und die Sorge, worin die Bewohner der Rheingegend geſchwebt hatten und die jetzt ſo glücklich von ihnen gewälzt waren. Die Brücke ſelbſt begrüßte ich wie neuerbaut. Hatte ich doch geglaubt, daß ich ſie nicht wieder ſehen würde. Als ich ſie neulich überſchritten, hatte ich mich noch einmal umgewandt und Abſchied von dem Prachtbau genommen.

Digitized by Google

Am Bahnhof zu Ludwigshafen fand ich eine bunte sehr charakteristische Gesellschaft. Soldaten, die in den Schlachten bei Weißenburg und Wörth leicht verwundet waren und jetzt zu ihren Regimentern zurückkehrten; Verwandte von Soldaten, die auf die Schlachtfelder reisten, Erkundigungen nach den Ihrigen einzuziehen; Johanniter, die zu glauben schienen, der Krieg würde ihretwegen geführt; Armeelieferanten, die viel und laut von ihren Verdiensten um die Armee sprachen, dagegen über ihre Verdienste, die sie von der Armee haben, bescheiden schwiegen. Auch die „Armeegeyer" fehlten nicht. Es waren unheimliche Gestalten mit Physiognomien, die so deutlich sprachen, daß kein diesen Leuten ausgestelltes, noch so hohes Leumundszeugniß mich veranlaßt haben würde, mit ihnen allein zu reisen. Eine sonderbare Species diese Armeegeyer. Sie treiben alles Mögliche. Oeffentlich geriren sie sich gern als Käufer der Felle des von den Soldaten geschlachteten Viehes. Sie kaufen aber noch vieles Andere; an den einer Schlacht folgenden Tagen sieht man sie mit dem verdächtigsten Gesindel, das die Schlachtfelder unsicher macht, verkehren. Auch besorgen sie Geldgeschäfte mit den „Herren Offizieren," ja mit manchem derselben stehen sie schon vom Frieden her in Verbindung, und gerade solchen Verbindungen danken sie es oft, daß man sie duldet. Sie müssen doch entschädigt werden für die liebevolle Sorge, die sie den Vaterlandsvertheidigern widmen. Manche Gattin ist um die Gesundheit ihres Gemahls nicht ängstlicher besorgt als solch ein Armeegeyer um das Leben seines — Gläubigers.

Nach mehrstündigem Warten traf ich endlich ein Zug mit einer Proviantcolonne von Mainz ein. Ich nahm auf einem offenem Güterwagen, auf den man einen Trainwagen gestellt hatte, im Schatten des Letzteren Platz. Mit mir fuhr ein Unteroffizier vom 37. Regiment, der, wie ich später erfuhr, im civilen Leben Papierfabrikant ist, und ein Herr K. aus Siegen, der Nachforschungen nach seinem Sohne anstellen wollte, von dem er fürchtete, daß er bei Wörth gefallen. Durch das gesegnete Gartenland der Vorderpfalz dahinfahrend, war Neustadt bald erreicht. Glücklicherweise dauerte der Aufenthalt hier nur eine halbe Stunde. Längs des Haardtgebirges dampften wir Landau zu. Ich sandte einen Gruß empor zu den Ruinen des Hambacher Schlosses und dachte des Festes, das dort — vierzig Jahre sind es bald — einst die deutsche Democratie gefeiert. Wie ganz anders ist Alles gekommen, wie ganz anders als jene Männer schwärmend hofften.

Zehn Minuten vor dem Landauer Bahnhof hielt der Zug und bald hörte ich auch, daß für heute aller Verkehr zwischen Landau und Weißenburg unterbrochen sei. Auf der nächsten Station sollte eine große Stockung sein, Proviant- und Munitionszüge sollten so ineinandergefahren sein, daß an eine Entwirrung des Knäuels vor dem folgenden Tag nicht zu denken. Ich nahm schnell entschlossen mein Gepäck und wanderte dem Bahnhof zu und als ich mich hier überzeugt, daß für heute ein Weiterkommen unmöglich, ging ich hinein in die Festung, deren Stärke den Franzosen gegenüber glücklicherweise nicht auf die Probe gestellt zu werden brauchte. Die Straßen hatten heute eine ganz andere Physiognomie, als da ich sie — es war am Tage der Schlacht von Weißenburg — zum letzten Mal betreten. Damals überall große Aufregung, Soldaten und Bürger in dichten Gruppen die erste Siegesbotschaft discutirend. Heute alles still. Jeder ging seinen Geschäften nach, nur die in Genesung begriffenen Verwundeten, Deutsche, wie Franzosen, die mir bald an Stöcken, bald den Arm in der Binde, bald mit verbundenem Kopf begegneten, erinnerten an den Krieg. Doch nein, noch ein Opfer des Kriegs sah ich, das mich fast mehr ergriff als der Jammer des Schlachtfeldes. Als ich über den Zeughausplatz dahinging, hörte ich plötzlich ein heiseres Lachen, daß es mir eiskalt durch die Glieder fuhr. Ich wandte mich nach der Stelle, von der die unheimlichen Töne kamen, und ich sah wie ein französischer Offizier an der Erde kauerte und mit einem Hunde spielend, unartikulirte Laute ausstieß, die bald wie Weinen, bald wie Lachen klangen. Wie ich vernahm, war der unglückliche, dessen Brust mehrere Orden zierten, ein höherer Offizier von dem Cürassierregiment, das bei Wörth ein so schreckliches Ende fand. Nur

Digitized by Google

sein Körper, nicht sein Geist hatte den Unglückstag überlebt. Er war seit jener Katastrophe wieder ein Kind geworden.

Trotzdem es noch ziemlich früh am Tage, waren alle Gasthäuser überfüllt. Nur mit Mühe gelang es mir, mit meinem Reisegefährten aus Siegen in einer Dachkammer Platz zu finden. Ich bereute es nicht, das Zimmer mit ihm getheilt zu haben, denn ich lernte in ihm einen Mann kennen, der ebenso frei in seinen politischen Anschauungen, wie bieder in seiner Gesinnung. Zwei seiner Söhne standen dem Feinde gegenüber, der Eine derselben hatte sein Studien gerade vollendet, während der Andere eben zu studiren begonnen hatte. Er erzählte mir von der Angst der Mutter, sprach von den Sorgen unter denen die Kinder erwachsen, von der Mühe die auf ihre Erziehung verwandt. Von den persönlichen Angelegenheiten schweiften wir bald über auf das politische Gebiet. Es bedurfte dazu nur eines Schrittes. Möchten doch all die Tausende, welche heute um ihre Kinder bangen, denselben Schritt thun. Möchte es ihnen zum Bewußtsein kommen, daß alle die persönlichen Leiden nur eine Folge sind der politischen Ungeheuerlichkeiten, in denen wir zu leben gezwungen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Die „Berliner Wespen" geben die beste **Antwort auf Victor Hugo's Manifest** an die deutsche Nation, indem sie dasselbe in folgender Gestalt wiedergeben: „Deutsche! Germanen! Teutonen! Enkel Karls des Großen! Kinder des eisernen Krupp! Söhne Dreyse's des Hinterladers! Der zu Euch spricht, ist ein Freund! Ihr seid die Starken! Weicht zurück! Ihr seid die Wissenschaft und die Wissenschaft muß umkehren! Fort, Flieht! Bezahlt Fer'engeld! Weicht! Kratzt aus! Weg, Marsch! Allons! Was wollt Ihr in Paris? Paris ist die Stadt der Städte! Paris ist zu Schade für Euch! Paris ist eine zu schöne Gegend! Ihr werdet Paris zerstören, und Paris liebt Euch! Aber Paris wird sich vertheidigen! Jedes Loch wird eine Kanone werden, jedes Sieb eine Mitrailleuse, jede Cigarrenspitze ein Chassepot, jeder Vatermörder Charpie, jedes Pfund Schnupftabak Schießpulver! Alle Pariser werden sich in die Luft sprengen und den Letzten zuerst, damit Keiner übrig bleibt! Nichts werdet Ihr finden als meine Werke! Paris ist uneinnehmbar! Wir ließen es zwei Mal von Euch erobern, um Euch zu täuschen! Rom war, Athen war, Paris ist! Und trinkt! Jeden einzelnen Mobilgardisten müßt Ihr belagern, mit Laufgräben umgeben, bombardiren, stürmen, aushungern, jedes Kind wird ein Gaisberg, jedes Kaffeehaus ein Straßburg, jede Kellnerin ein Metz sein! Jeder Pariser wird sich in kleine einactige Stücke hauen lassen, und wird Eisen speien, Blei husten, Stahl niesen! Ich aber will Blech reden, um Euch von dem Verbrechen zurückzuhalten, das Ihr begehen wollt! Wie? Ihr wollt Paris einnehmen? Schämt Euch! Was hat Euch Paris gethan? Nichts! Und Ihr wollt es rasiren? Ja, schon steht uns das Messer an der Kehle, schon schlingt sich die Serviette der deutschen Armeen um unseren Hals, schon schäumen die Seifenkugeln Eurer Kanonen, schon fährt Moltke auf dem Streichriemen des Hauptquartiers hin und her! — Aber wenn Ihr Paris einnehmt, so werdet Ihr alle Eure Siege vernichten, und auf dem Rückmarsch wird das Lied von Eueren Lippen ertönen: Gravelotte ist todt! Und was werdet Ihr Eueren Frauen sagen, wenn Ihr heimkehrt und sie Euch fragen: Wo ist Paris? Ihr werdet ihnen die Wahrheit sagen, und sie werden Euch die Augen auskratzen! Ja Ihr seid die Wahrheit und Eure Frauen sind Heldinnen. Sie haben Euch die Söhne geboren, welche den alten Fritz erklimmen, um ihm eine schwarz-roth-goldene Fahne aufzubinden, — und schenkten den Männern das Leben, welche die Fahne wieder herunterholten! Wie? Auch die Schmeichelei hat keinen Erfolg? Ihr wollt à tout Paris herein? Nun, dann treten Sie näher! Ich habe gesprochen."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870 Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 114.

Das Erbtheil des Blutes.

Novelle von Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Es war eine seltsame Gruppe, die das weite Gemach mit den schwankenden Bildern an den Wänden erfüllte. Keiner begriff deutlich den plötzlichen Vorgang, weder der alte Pastor, noch die Baronin Natalie, noch Hans oder Judica selbst. Es war zu schnell gekommen, zu schnell auch für die Sinne des armen Weibes, dessen Augen, seitdem sie Winfeld verlassen, einen fremdartigen Ausdruck gewonnen. Cölestine sprach und lachte wie im Traum; sie küßte die kalte Hand ihres Gatten, der ihren Nacken fest mit dem Arm umschlungen hielt.

Er allein faßte Alles — es war der Blick des Todes, der in einem Moment über zwei Jahrzehente zurück flog und sie aufrollte, und schon wieder die Gegenwart umschloß. Einen Augenblick schauderte Baron Rudolf von Hochseß zusammen, als ob der Todesfrost ihn durchrüttelte, dann richtete er sich empor und ergriff Judica's Hand:

„Ja, Du bist es, ich erkenne Dich," sagte er mit lauter Stimme. „Ich grüße Dich vor allen diesen Zeugen, Judica von Hochseß, Du bist meine Tochter. Sie haben mich gefragt, Baumholz, was ich für die Opfer meiner Schuld gethan? Sie sehen, daß der Himmel verzeiht, denn er gewährt mir in letzter Stunde, auf Erden gut zu machen, was ich verbrochen."

Die Hände des Pastoren zitterten vor wundersamer Erregung. Er trat hastig an das Lager und flüsterte, nur dem Baron vernehmlich:

„Ich sehe es, Hochseß, und sehe mehr als Sie, denn ich sehe, daß er Ihnen nicht eine Schuld allein, daß er Ihnen die doppelte vergeben will. Blicken Sie auf, es kniet noch Jemand neben Ihrer Tochter, kniet vor Ihnen — und ich schwöre Ihnen bei dem Dunkel des Grabes, in das ich Ihnen bald nachfolgen werde, es ist der Sohn des Unglücklichen, den Sie getödtet."

Zu viel — zu viel auch für ihn. Mit irrem Blick überflog sein Auge Hans Reinhardt, der, um die schwankende Judica zu halten, mit ihr auf dem Boden niedergekniet war. Dann streckte er, wie in's Dunkel tastend, beide Hände aus, die krampfhafte Anspannung seiner Gesichtsmuskeln ließ nach und glättete sich zu einer heiteren Ruhe aus, aber seine Zunge lallte schwer und stockend:

„Mein Segen über Euch — ich setze Euch Beide gemeinsam zum Erben aller meiner Güter — der Himmel führt Euch zusammen, meine Schuld zu sühnen — verlaßt Euch nicht —"

Die Hände, welche das Haar der beiden Knieenden erreicht und ihre Stirnen aneinander gelegt hatten, glitten matt zurück. Mit letzter Anstrengung umklammerten sie wieder den Hals Cölestine's, die unbeweglich, nur heiter lächelnd, an ihrem Platz geblieben war, und sein Kopf fiel kraftlos an ihre Brust.

Digitized by Google

„Schlaf ſanft, mein Rudolf,“ ſagte ſie zärtlich; „ſieh, die Lichter gehen aus und es iſt Zeit. Sobald der Morgen kommt, weck' ich Dich mit einem Kuß auf.“

Der Paſtor hatte Hans und Judica an der Hand gefaßt und ſprach feierlich:

„Du biſt Staub geweſen und wirſt Staub werden, aber wir hoffen, daß der Staub ſich wieder belebe. Geh' hin in Frieden.“

„Still,“ ſagte Cöleſtine, den Finger auf die Lippen legend, „er ſchläft.“ Sie beugte ſich, weinend und lächelnd zugleich, über das Antlitz ihres Gatten und küßte ihn auf die odemloſen Lippen.

* * *

Jahre ſind ſeitdem vergangen. Fünfmal hat der Winter ſeine Decke über Hohen- und Niederwerdach gebreitet, fünfmal haben die Veilchen im Paſtorats-Garten und weiter oben auf dem Kirchhof um den Denkſtein geblüht, auf dem die Inſchrift den letzten Träger des Hochſeß'ſchen Namens verkündet. Den letzten — denn auch Judica von Hochſeß führt den Namen nicht mehr. Sie hat einen beſcheideneren angenommen, und die Prophezeiung des alten Marktweibes in Winfeld ſich nur zur Hälfte erfüllt. Ungewöhnlich klingt freilich der Doctortitel für den Beſitzer von Hohenwerdachs — Dr. med. et chir. Hans Reinhardt — doch unnütz iſt er nicht, denn es gibt gar manchen Fall, der ſchleunige Hülfe erheiſcht, ehe der Doctor Fabri aus dem Städtchen geholt werden kann, der die Frau Doctorin nie anders als „Frau Collega“ begrüßt, denn Judica hat gemeint, etwas müſſe eine tüchtige Frau ordentlich betreiben, und wenn es ſich herausſtelle, daß Jemand kein Talent für das Theater habe, ſei damit durchaus noch nicht geſagt, daß er nicht ein großes Licht in der Medicin zu werden vermöge. Zumal wenn man einen Mann beſitze, der gewiß kein Theaterheld, und doch ein ſo rühmenswerther Arzt geworden ſei. Dann lacht Hans und ſagt:

„Wider Willen, — denn ich hätte meinen bärtigen Freund nicht wieder aufgeſucht, wenn —“

„Wenn Du mir alt genug geweſen wärſt, um ſchon als Ehemann für eine ſo geſetzte Frau zu paſſen,“ fällt Judica ein.

„Oder vielmehr, wenn ein gewiſſes Fräulein nicht zu jung geweſen, um — —“ Hans bricht ab und deutet auf die Nebenthür, durch die ein eigenthümliches, halblautes Weinen herüber klingt, das, in Verbindung mit den anzüglichen Worten ihres Mannes, Judica ſchnell und erröthend von ihrem Sitz in die Höhe ruft und verſchwinden läßt.

„Jeder Mann muß einen Beruf haben,“ ſagt der alte Paſtor, ihr freundlich nachblickend; „Du wirſt es mir noch im Alter danken, mein Sohn, daß ich damals Deine Ungeduld gezügelt und Dich angehalten, erſt Deine Studien zu vollenden, wie Du es mir nicht verargſt, daß ich Euren Bitten nicht Folge leiſte und unten in meinem Dorfe bleiben und ſterben will, als was ich gelebt.“

Auch Frau Sophie kommt mit Cöleſtine Arm in Arm aus dem Park herauf und unterbricht ihn.

„Ich will's Dir verrathen, Hans,“ ſagt ſie ſchelmiſch, „mein Alter hat heut Morgen ſein Büchlein wieder herausgenommen, ich wette, es ſteht ſchon Wort für Wort darin, was wir morgen zu hören bekommen werden.“

Hans lacht, und auch Cöleſtine lächelt. Sie iſt immer mild und immer heiter — und lebt glücklich in dem Glück ihrer Kinder mit. Sie verſteht Alles und freut ſich an Allem; zwei Dinge allein begreift ſie nicht und Niemand ſpricht deßhalb mit ihr darüber. Unerſchütterlich hält ſie an der Vorſtellung feſt, die Jahrzehente, ſeit der Nacht, da ſie aus dem Schloß entflohen, bis zu der Stunde, in der ſie es zuerſt wieder betreten, ſeien nur ein langer, böſer Traum geweſen. Anfänglich hatte man verſucht, dieſe fixe Idee in ihrem Kopf zu erſchüttern, ihr auf dem Friedhof die Grabſteine gezeigt und gefragt, was Diejenigen ſeien, die unter ihnen lägen. Dann antwortete ſie ernſt: „Sie ſind todt.“

Digitized by Google

doch ſobald man mit der nämlichen Frage auf das Denkmal ihres Gatten deutete, lächelte ſie nur geheimnißvoll und erwiderte ſtets in gleichem Tone: „Er ſchläft — wenn der Morgen kommt, ſoll ich ihn wecken.“

Sie war glücklich — man ließ ſie bei dem Glauben. Man laſſe uns Alle, — Thörichte und Verſtändige, bei dem Glauben, daß ein Morgen kommt.

Baron Albert von Kaltburg und ſeine Mutter leben in der Reſidenz, von den Kreiſen, in denen ſie ſich früher bewegt, verachtet — nicht, weil ſie mit unheimlichem, verbrecheriſchem Verdacht beladen, ſondern weil ſie verarmt und in Noth zurückgekommen. Sie haben ſich klüglich gehütet, einen Rechtsſtreit um die ihnen ſo plötzlich entriſſene Erbſchaft zu beginnen, da die Behörden ſchon am Tage nach dem Tode des Baron Hochſeß, wenn auch mit Staunen, die Rechtmäßigkeit des aufgefundenen Trauungsſcheines anerkannt hatten. Es war naturgemäß, daß dies ſeltſame Aktenſtück den plötzlichen Tod des Paſtor Reinhardt zu Winſeld wieder in's Gedächtniß rief, und eine neue Unterſuchung desſelben veranlaßte, bei der ſich ſo ſchwerer Verdacht gegen den ehemaligen Kammerdiener des Baron von Hochſeß erhob, daß ein gerichtlicher Verhaftsbefehl gegen ihn erlaſſen wurde. Doch ehe dieſer vollſtreckt werden konnte, hatte Baptiſt Deutſchland verlaſſen und den Weſten von Nordamerika erreicht, wo er indeß, ſtatt in Sicherheit zu gerathen, der Lynchjuſtiz des Volkes in die Hände fiel, das ihn bald nach ſeiner Ankunft an dem nämlichen Baum an der Landſtraße, unter dem er an einem Goldgräber aus San Francisco einen Raubüberfall ausgeführt hatte, aufhängte. Sobald aber fährt nicht mehr von Winfeld in die Reſidenz; er ſteht, mit einer gewaltigen Striegel bewaffnet, vor der Stallthür von Hohenwerdach und commandirt:

„Nun, — Liſe! Das hätteſt Du auch nicht gedacht, daß Du mit Deinen alten Knochen noch den Jungen vom Jungferchen — von der Frau Doctorin, in die Kirche ziehen würdeſt. 's hilft nich, 's Fell muß glatt ſein, Liſe! Morgen gibt's Taufhaber — hot, Liſe!“

Streifereien über den Kriegsſchauplatz.

Von Hermann Voget.

(Fortſetzung.)

Am anderen Morgen wanderte ich zeitig zum Bahnhofe, wo ich bereits eine große Anzahl Perſonen traf, die alle weiter nach Frankreich wollten. Unter denſelben befanden ſich auch einige zwanzig franzöſiſche Militärärzte, die ſeit Wörth in den Landauer Lazarethen Hülfe geleiſtet und jetzt zu ihrer Armee zurückkehrten. Sie durften jedoch nicht über Weißenburg reiſen, ſondern fuhren durch Baden über Baſel. Nach vierſtündigem Warten fand ich endlich in einem Zuge, der Belagerungsgeſchütz nach Straßburg brachte, neben einer Kanone Platz. Aber ich kam nur bis Weißenburg, wo wiederum eine Stockung war. Ich benutzte die Pauſe zu einem Gang in die Stadt. In der Nähe des Bahnhofes hat der Kampf am heftigſten gewüthet. Etwas abſeits vom Wege ſind mehrere Gräber, in denen die Gefallenen vom 4. Auguſt ruhen. Halb verwaſchne Inſchriften verkünden, daß hier Preußen und Bayern neben einander gebettet ſind. Heilig ſind dieſe Hügel; die Braven, die hier ſchlummern haben nicht bloß das Vaterland vertheidigt, ſondern ſie haben auch mit ihren Leibern die Kluft geſchloſſen, die ſich zum Schmerz von Millionen Deutſchen zwiſchen Norden und Süden aufgethan hatte. Unwillkürlich mußte ich der trauerigen Hügel gedenken, die ſich ſeit vier Jahren am Main und Neckar erheben. Darunter ſchlummern vereint Bayern, Preußen und Württemberger. Sie fanden den Tod in blutigem Kampf, doch fochten ſie nicht Seite an Seite gegen einen Feind des Vaterlandes, nein ſie ſtanden gegeneinander in brudermörderiſchem Ringen und ſanken

Digitized by Google

danieder, getroffen von der Waffe des Bruders. Blutige Gespenster umschwebten diese Hügel: Rache riefen sie hinaus in die Gaue des Vaterlandes und fast schien es, als sollten diese Rachegeister nicht eher niedertauchen in Finsterniß, als bis aufs Neue Blut, von Deutschen gegen Deutsche vergossen, das Wasser des Mains gefärbt. — Aber es ist anders gekommen. Eine schönere edlere Sühne fand das Jahr 1866. Seite an Seite kämpfen Schwaben, Bayern und Preußen, Seite an Seite vertheidigen sie das Vaterland. Als hier an der Lauter preußisches und bayerisches Blut für Deutschland vergossen, die französische Erde tränkte, erlosch die Erinnerung an das Weh einer traurigen Zeit, verstummte der Racheruf, der so lange von den Gräbern am Main und Neckar erscholl. Von den Hügeln, die sich seit wenigen Wochen hier an der Grenze Deutschlands und Frankreichs erheben, unter welchen die preußischen und bayerischen Krieger ruhen, welche als die ersten Opfer in diesem heiligen Kriege gefallen, tönt ein Friedensruf in alle deutschen Gaue.

(Fortsetzung folgt.)

---

* In Paris wurden nach Berichten „englischer Correspondenten" allerlei Pläne geschmiedet, um den Marsch der Preußen aufzuhalten. Der sonderbarste unter allen rührt von einer „Französin" her, die 20,000 ihrer Schwestern in Deutschland auffordert, sofort nach Paris zu kommen, um im Verein mit 20,000 Französinnen sich zwischen die streitenden Armeen zu werfen. „Dies," sagt die Französin, „verhinderte die Griechen und die Römer sich gegenseitig zu tödten." (sic!) Ein Herr ersuchte irgend einen reichen Patrioten um 100,000 Francs zu dem Behufe, eine Maschine anzufertigen, — die im Stande sei, die ganze preußische Armee zu vernichten.

Würzburg, im Sept. Im Ehehaltenhause befindet sich noch ein Turcos, ein ganz gemüthlicher Bursche, mit dem sich reconvalescirende Soldaten den Spaß machen, indem sie ihm Unterricht in der deutschen Sprache geben. „Schön Madel" hat er bereits gelernt, auch das Wort „Schlemihl" ist ihm beigebracht und dessen Verwendung deutlich gemacht worden. Als nun neulich ein Arzt der Anstalt in das Zimmer kam, trat der Turcos höchst ehrerbietig auf ihn zu, machte das schönste afrikanische Kompliment, sagte dann dreimal mit Stolz „Schlemihl" und ging dann hinter dem Arzte her, immer Schlemihl rufend. Die Soldaten lachten unbändig, der Arzt lachte mit und der Afrikaner strahlte vor Stolz, daß er so schnell deutsch gelernt.

Mit dem Extrazuge Verwundeter von Mars-la-Tour, welche unter ärztlicher Begleitung auf der Fahrt nach Berlin am 13. September durch Frankfurt a. M. kamen, wurden auch die Leichen zweier am 16. August gefallener preußischer Offiziere befördert. Die Särge waren mit Laub geschmückt und auf dem einen lag eine Reisetasche, von der Gattin des den Heldentod Gestorbenen gestickt mit der Inschrift: „Glückliche Reise!" — Die einfachen Worte machten ersichtlich einen tiefen Eindruck auf Alle, die sie da lasen.

(Das Barometer.) Eine Dame befahl ihrem Kammermädchen, in das Vorzimmer zu gehen und zu sehen, ob das Barometer nicht gefallen sei. Das Mädchen ging und kam schnell mit der Antwort zurück: „Nein, Ihro Gnaden, es hängt noch fest am Nagel."

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro 115.

Zur Einäſcherung von Bazeilles.

In der „Times“ vom 15. September findet ſich eine aus Paris, 12. Septbr., datirte Zuſchrift des Duc de Fitz-James, die ſich mit dem traurigen Schickſal beſchäftigt, welches Bazeilles am 31. Auguſt und 1. September erlitten hat. (Anknüpfend an den Brief des franzöſiſchen Herzogs von Fitz-James über die „Einäſcherung von Bazeilles“ fordert der Standard den „Preußiſchen Staats-Anzeiger“ zu einer Aeußerung auf, „damit die Welt Gelegenheit habe, die Gründe kennen zu lernen, mit welchen der Mord von unſchuldigen Weibern und Kindern zu rechtfertigen ſei.“ „In der Zwiſchenzeit“ bemerkt das preußenfeindliche Blatt — „wird die preußiſche Regierung wohl thun, uns mit ferneren Predigten über die wachſende Barbarei der Franzoſen gegenüber der deutſchen Civiliſation zu verſchonen.“ Die Red.)

Der Herzog erhebt im Namen der Menſchlichkeit einen Schrei der Entrüſtung über die Gräuelthaten, welche dort geſchehen ſein ſollen, und klagt die Bayern und Preußen an, die Geſetze der Ehre und Humanität verletzt und ihren „Namen auf ewige Zeiten“ beſchimpft zu haben. Er behauptet: die Bayern und Preußen hätten Bazeilles aus keinem anderen Grund in Brand geſteckt, als weil ſeine Einwohner in der Uniform der National-Garden an der Vertheidigung ihres Dorfes theilgenommen hätten. Das iſt einfach eine Fälſchung der Wahrheit, gegen welche nicht entſchieden genug proteſtirt werden kann. — Bazeilles iſt niedergebrannt, das iſt wahr; Männer und Frauen ſind dabei getödtet worden, das iſt nicht minder wahr. Aber die Einäſcherung des Dorfes war kein Akt niedriger Rache, ſondern eine Handlung der Nothwehr, in einzelnen wenigen Fällen eine gerechte Strafe. Wenn bei dem Brand auch Unſchuldige ihren Tod gefunden, ſo iſt das ein Unglück, kein Verbrechen, welches die deutſchen Krieger belaſten könnte. Der Herzog ſagt, daß er mit ſeinen eigenen Augen die Ruinen des unglücklichen Dorfes geſehen, daß er das verbrannte Menſchenfleiſch gerochen, daß er die „verkohlten Leichname“ der Einwohner auf ihren Thürſchwellen geſehen; aber er geſteht ſelbſt, daß er nicht Zeuge der Gräuel geweſen, welche der Einäſcherung des Dorfes vorhergingen; er gibt ſelbſt als Quelle ſeiner Erzählung die mehr als zweifelhaften Berichte der geflüchteten Einwohner an. Ich aber war Zeuge dieſer Gräuel, war Zeuge der Unthaten, welche Veranlaſſung waren, daß der Feuerbrand in die Häuſer geworfen wurde. Ich bin, wie der Herr Herzog, durch die rauchenden Trümmer des Dorfes gegangen, auch ich ſah verkohlte Leichname auf den Ruinen der Häuſer liegen. In den wenigſten Fällen konnte ich noch unterſcheiden, ob hier ein Deutſcher oder ein Franzoſe ſein Leben ausgehaucht; doch mehr als einmal erkannte ich die letzten Fetzen der bayeriſchen Uniform. Ich habe aber auch mit meinen eigenen Augen geſehen, wie ein Einwohner des Orts mit Hilfe eines Weibes einen verwundeten Bayern von der Straße in ein brennendes Haus zu ſchleifen ſuchte; ich habe geſehen, wie dieſe beiden Frevler von den herzueilenden Kameraden des Verwundeten niedergehauen und ihre noch zuckenden Leichname in dieſelben Flammen geworfen wurden, in welchen ſie dem zum Tode verwundeten Bayern ein Grab bereiten wollten. —

Digitized by Google

Schon am 31. August, noch ehe man von der Theilnahme der Nationalgarde am Kampf eine Ahnung hatte, wurden die der Maas zunächst gelegenen Häuser des Dorfes vom anderen Ufer aus durch bayerische Artillerie in Brand geschossen, und zwar deßhalb, weil diese Häuser den Franzosen, welche die Uebergänge der Maas vertheidigten, zur Schutzwehr dienten. Ihre Zerstörung war einfach eine strategische Nothwendigkeit. Am anderen Tag eröffneten bayerische Jäger und Infanterie den Kampf um das Dorf. Die sehr festen Häuser des Ortes dienten den Franzosen abermals als Schutzwehr. Besonders war dieß mit einem Gebäude der Fall, welches zwei Straßen beherrschte. Schon waren vor demselben Hunderte von Bayern todt und verwundet niedergestürzt, als befohlen wurde, es in Brand zu stecken. Pioniere führten diesen Befehl aus, indem sie das Haus umgingen, die Hinterwand einschlugen, und durch die Bresche Feuerbrände hineinwarfen, in Folge dessen das Gebäude in Flammen aufging. Ob dabei die Frauen und Kinder, die in die Keller geflüchtet waren, verbrannten, darüber etwas Bestimmtes zu sagen, bin weder ich im Stande, noch ist es der Herzog von Fitz-James.

Nach mehrstündigem blutigen Kampf hatten endlich die Bayern die französische Marine-Infanterie, welche das Dorf mit großem Heldenmuth vertheidigte, zurückgetrieben. In den Straßen, den Häusern und den Gärten hinter den Häusern aber lagen noch zahlreiche Verwundete, welche zu suchen und zum Verbandplatz zu bringen, Sache der durch das „Genfer Kreuz" kenntlichen Blessirtenträger war. Doch die in den Häusern zurückgebliebenen Bewohner respektirten nicht das rothe Kreuz, sie schossen aus dem Hinterhalt auf die Krankenträger. In Zeit einer halben Stunde erschienen sechs verwundete Blessirtenträger auf dem Verbandplatz. Eine militärische Durchsuchung der Häuser wurde jetzt befohlen. Männer und Frauen mit den Waffen in der Hand wurden hervorgeholt. — Wer sich vertheidigte, wurde sofort erschossen. Die Uebrigen wurden gefangen fortgeführt. Doch die Razzia half wenig. Die Häuser schienen sich aus unsichtbaren Schlupfwinkeln neu zu bevölkern. Immer auf's Neue wurde aus den Häusern geschossen, — und zwar ganz besonders auf die Krankenträger, so daß dieselben sich schließlich theilweise weigerten, fürder vorzugehen, wenn nicht die Häuser von den Bewohnern geräumt würden. Nachdem gewiß an fünfzig unserer Leute den aus dem Hinterhalt gesandten Kugeln zum Opfer gefallen waren, wurde endlich der Befehl ertheilt, die Schlupfwinkel der Meuchelmörder durch Feuer zu zerstören. Wer dabei in den Flammen seinen Tod gefunden, weiß ich nicht. Die Zahl 1700, welche der Herzog von Fitz-James angibt, scheint mir mindestens um das Zwanzigfache übertrieben. Daß die Bayern ganze Familien in die Flammen gestoßen und Frauen, die sich flüchten wollten, getödtet haben, ist einfach eine Unwahrheit, im günstigsten Fall eine Ausgeburt der erregten Phantasie der Geflüchteten. Ich selbst habe gesehen, wie ein bayerischer Soldat eine alte Frau, die in der brennenden Straße vor Mattigkeit zusammenbrach, durch einen Trunk aus seiner Feldflasche erquickte und ihr dann half, den Bündel mit ihren Habseligkeiten auf den Rücken zu heben.

Wahrlich, nicht die Bayern — Preußen waren bei dem Brande von Bazeilles, — soweit ich gesehen, gar nicht betheiligt — haben sich gegen die Gesetze der Humanität vergangen. Wer die Gesetze des Völkerrechts verletzte, waren jene Individuen, welche, das rothe Kreuz im weißen Felde mißachtend, auf die Krankenträger schossen, waren jene Kreaturen, welche Gräuel an Verwundeten übten. Wenn das Weib die Waffen ergreift, und aus dem Hinterhalt die tödtliche Kugel auf den Soldaten sendet, hat es keinen Anspruch mehr auf die schonende Rücksicht, die sonst seinem Geschlecht gezollt wird.

Schreckliches ist zu Bazeilles geschehen. Die Gräuel, welche mein Auge dort geschaut, sind ein Hohn auf die Kultur des neunzehnten Jahrhunderts. Aber es waren die Bewohner von Bazeilles, welche durch ihre allem Völkerrecht Hohn sprechende Theilnahme an dem Kampfe die Leidenschaften entfesselten, welche selbst die Schuld tragen, wenn ihr Heimathdorf heute nur noch ein Schutthaufen ist. Nicht weil sie als National-Gardisten theilnahmen an der Vertheidigung ihres Vaterlandes, nein, weil sie als Meuchelmörder

Digitized by Google

aus sicherem Versteck auf Diejenigen schossen, deren Aufgabe es ist, — den Verwundeten Linderung ihrer Schmerzen zu bringen, wurden ihre Häuser, welche „Schlupfwinkel“ von Mördern geworden, den Flammen übergeben.

Frankfurt a./M., 18. September 1870. Herm. Voget.

Folgende erschütternde Scene vom Schlachtfelde zu Sedan gibt ein Correspondent der „Allgem. Zeitung“: „Gräßlich waren die Wirkungen der deutschen Granaten. In der ersten Zeltreihe fanden wir fünf, in der zweiten sechs Franzosen durch einen Schuß dahingestreckt. Die letztere Gruppe war gerade mit der Suppe beschäftigt gewesen; das Hohlgeschoß war in dem Leibe selbst des Mittelsten geplatzt, vom Gürtel bis an die Kniee war er verkohlt, Fleisch und Uniform zu Zunder verbrannt. Einem Zweiten war der vordere Theil von Gesicht und Schädel weggerissen, den hinteren Theil füllte, wie eine Schale, Blut und Gehirn; einem Dritten war Hals und Kopf vom Rumpfe glatt hinwegrasirt, und ein Vierter wollte noch die Blechtasse zum Munde führen — er hielt sie in der Rechten, — von welchem nur noch der Unterkiefer übrig war. Wenige Schritte von dieser französischen Gruppe trafen wir einen todten preußischen Jäger; er hatte einen Schuß in die linke Seite und mußte, so sagten unsere Aerzte, noch etwa zehn Minuten bei vollem Bewußtsein gelebt haben; er hatte den Tornister unter das Haupt geschoben und sich auf den rechten Arm gelehnt; der Blick der noch offenen Augen aber war gerichtet auf — die Photographie eines Mädchens in seiner starren linken Hand; er hatte das Bild aus der Brieftasche gezogen, die neben ihm lag, und hatte den Tod erwartet, den letzten Blick auf die geliebten Züge geheftet. Tief gerührt standen wir eine Weile still, dann lösten wir das Bild aus seiner Hand, constatirten aus den bei ihm gefundenen Briefen seinen und des Mädchens Namen und Adresse — ein Städtchen bei Halle, und einer von uns übernahm es, Bild und Briefe, und einen Bericht, — wie wir den Todten gefunden, getreulich an das Fräulein zu senden.“

Aus einem bayerischen Lazareth wird in der „Allgem. Zeitung“ folgende Geschichte erzählt. „Unter den Verwundeten im Offiziers-Zimmer lag ein Lieutenant v. L., den wir sehr lieb gewonnen. Er hatte einen Schuß in die rechte Brust, die Lunge war oben verletzt. Man konnte die Kugel nicht entfernen; doch nahm die Heilung günstigsten Verlauf: es hatte sich eine Verwachsung gebildet, welche das Sinken des Geschosses in die Lunge verhinderte. So schärfte man dem Patienten ein, möglichst ruhige Haltung des rechten Armes zu beobachten, da jede Bewegung die Verwachsung zerreißen und die Kugel sinken könne. Mit musterhafter Geduld hält der lebhafte Offizier acht Tage die schwere Geduldprobe aus: er rührt den Arm nicht. Am Abend des neunten Tages tritt eine Ordonnanz in den Saal, fragt nach dem Lieutenant v. L., und überreicht ihm — das „Eiserne Kreuz!“ Begeistert streckt der junge Held die Rechte nach dem köstlichen Ehrenschmuck und drückt ihn an das Herz, ja er verlangt darnach, es auf den Waffenrock zu heften. Nachts werden schleunig alle Aerzte herbeigerufen; die rasche Bewegung hat die Verwachsung zerrissen, die Kugel hat sich tief in die Lunge gesenkt, und unser tapferer junger Freund wird sterben. Tödtliche Ehre, tödtliche Freude!“

Ein Oesterreicher sagte ganz ärgerlich, als er von den fortwährenden Niederlagen der Franzosen hörte: „Die verfluchten diebischen Franzosen! Jetzt haben sie unseren Feldzugsplan von anno 66 auch g'stohl'n!“

Digitized by Google

Aus Chateau-Thierry wird dem „Wanderer“ unter'm 18. September geschrieben: Im Bette des Grafen Bismarck wurde am 16ten dies Abends in Meaux ein etwa vier Wochen altes, lebendes Kind gefunden. Der Hergang der Sache war folgender: Im Hauptquartier Meaux bewohnte der König die vorderen Zimmer des erzbischöflichen Palais, Graf Bismarck die rückwärtigen im Erdgeschosse. Die Fenster von Bismarcks Zimmer führten in den weitläuftigen Garten, und durch diesen muß es der Frau gelungen sein, in das Zimmer des Grafen zu dringen, und das Kind dort auszusetzen. Am Abend um 10 Uhr kam der Graf von einer Conferenz aus den königlichen Gemächern zurück und wollte, da er den Tag über geritten war, sich zur Ruhe begeben. Da hörte er ein Geräusch beim Bette; dasselbe wurde immer deutlicher vernehmbar. Der Graf suchte nach der Ursache des Geräusches. Als er die Bettdecke zurückschlug, lag ein in grobe Linnen gewickeltes Kind im Bette. Als man das Kind näher untersuchte, fand man einen Zettel, worauf geschrieben stand: „Mein Mann fiel bei Sedan, ich habe kein Brod und die Verzweiflung treibt mich zu dem Schritte, mein einziges Kind von mir zu geben. Das Kind ist auf den Namen „Vincent“ getauft.“ Die Mutter selbst wurde erhenkt gefunden. Als man dem Grafen dies mittheilte, sagte er: „Nun komme ich gar in Meaux zu einem Kinde und der König zu einem Soldaten; im Kriege muß man Manches hinnehmen.“ Das Kind wurde auf Befehl des Königs nach Berlin gebracht.

In dem Briefe eines Fähnrichs vom zweiten ostpreußischen Grenadier-Regiment Nro. 3 wird aus dem Gefecht bei Courcelles (vor Metz, am 14. August) nachstehende Episode geschildert: Beim Gefecht am 14. August, als die Kugeln mir um den Kopf pfiffen, als wenn Jemand mit Erbsen würfe, lagen zum Schluß auf der einen Seite der Chaussee Preußen und auf der anderen Seite Franzosen, und beschossen einander. — Plötzlich rief ein Mann von unserer Compagnie: „Na, eenen mot ek mi doch griepen,“ ging über die Chaussee, packte einen Franzosen beim Genick und schleppte denselben unter dem feindlichen Gewehrfeuer über den Weg.

(Ein bayerisches Stücklein.) Während vom fünften bayerischen Infanterie-Regiment die Compagnie des Hauptmanns Seekirchner, jetzigen Majors, bei Weißenburg in großer Nähe sich mit Turkos beschoß, sprang mitten im Kugelregen ein Reservist, Namens Köhler, ein urkräftiger Brauer aus der Nähe Münchens, aus dem Gliede gegen den Feind, packte sich einen Turkos am Genick, schleifte ihn herüber und in riesiger Kraft mit einer Hand ihn schwebend hinhaltend, sagte er lachend: „So, Herr Hauptmann, do hoben's an Turkos!“ Es war der Erste im Kampfe gefangene dieser Sorte.

Der „Wächter“ theilt folgende ergötzliche Geschichte mit: Ein verwundeter Soldat wurde, wie so viele Andere, gefragt, bei welcher Affaire er denn verwundet worden. — „Am söstehnten von Metz,“ war seine Antwort. „Wie gingen forsch vor, un up eenmool stanneu wie vor de Festungswarken. Un as et dan Boben krachte, moßten wie traurügge. Ick sell bei düsser Gelegenheit beim Oebberspringen in eenen Graben un verlor miene Cumpanie. Nu blev ick liegen, bis de dritte Cumpanie auck tanrügge gung, un as de vorbieh kamen, schlot ick mi an. Da kreeg ick den Schuß. Dat ärgert mi nn am meisten, dat he nich for mi bestimmt was, denn ick höre jo tur ersten Cumpanie.“

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 116.

Streifereien über den Kriegsſchauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Fortſetzung.)

In Weißenburg hatte ſich in vierzehn Tagen Vieles verändert. Ueberall war Handel und Verkehr. Die Läden waren ſämmtlich geöffnet. Auf dem Markt bivouakirte preußiſche und bayeriſche Landwehr. Marketender ſchenkten ein gutes bayeriſches Bier. Im Gaſthaus zum Engel, dem erſten der Stadt, traf ich die Wirthstafel faſt nur von Aerzten beſetzt. Mit Mühe erhielt ich noch einen Platz. Mir gegenüber ſaß ein älterer Militär in eigenthümlicher Uniform, welche halb die eines Arztes, halb die eines Artilleriſten ſchien. Der Herr führte das Wort an der Tafel und bald erfuhr ich, daß ich einen Collegen vor mir hatte. Er war der Erſte, dem ich während des Krieges begegnete, und es war Niemand anders als Julius v. Wickede, der große Kriegsſchriftſteller der „Köln. Ztg.“, der erſt vor einigen Wochen ſämmtliche bayeriſche Jägerbataillone (leider nur auf dem Papier der „Köln. Ztg.“) mit Werdergewehren bewaffnet hatte und der heute die Eroberung von Pfalzburg verkündete. Nebenbei ſprach der gewaltige Herr von ſeinen Canarienvögeln und geſtand, daß er ſich ſeit vier Jahren eigentlich faſt nur mit der Zucht dieſer ſeiner Lieblinge beſchäftigt habe. Ich konnte mich nicht enthalten, die elegiſche Stimmung, in welche der militäriſche Herr College ſich durch die Erinnerung an ſeine Zöglinge verſetzt fühlte, einigermaßen zu ſtören. Ich fragte nämlich nach Corvin, von dem ich gehört, daß er ſich als Berichterſtatter für die „N. fr. Pr.“ hier aufhalte und von dem ich wußte, daß Wickede ſein ganz „beſonderer Freund“. Der Name Corvin wirkte denn auch wie ein rothes Tuch. Der Canarienvögel-Züchter war plötzlich ein rauher Kriegsmann geworden. Er warf mir von unten auf einen halb zornigen, halb forſchenden Blick zu und gab dann hoch und heilig die Verſicherung ab, daß er ſich 1849 alle Mühe gegeben, die Hinrichtung des Verräthers zu bewirken, aber leider nicht durchgedrungen ſei. Er knüpfte daran noch einige ſchmeichelhafte von Seitenblicken begleitete Aeußerungen über verdächtige Perſönlichkeiten, die ſich hier herumtrieben und gegen welche man eine viel zu große Milde beweiſe. Ich freute mich dieſer intereſſanten Begegnung und bedauerte nur, daß ich nicht eher ſo glücklich geweſen, ich würde dann manchen Artikel in der „Köln. Ztg.“ mit mehr Verſtändniß geleſen haben.

Da mir daran lag, meine Reiſe ſo raſch wie möglich weiter fortzuſetzen, bemühte ich mich, einen Wagen zu erhalten, aber es war mir durchaus unmöglich. Umſonſt bot ich die höchſten Preiſe, und ſo mußte ich denn nach zweiſtündigem vergeblichen Suchen unverrichteter Sache nach dem Bahnhof zurückkehren. Hier traf ich wieder eine Menge Unglücksgefährten, die alle gleich mir auf Weiterbeförderung hofften, u. A. auch einen bekannten Frankfurter Kaufmann, den ein innerer Drang zu helfen nach dem Kriegsſchauplatz getrieben hatte. Wir beſchloſſen, da in der Stadt doch nirgendwo ein Unterkommen zu finden, hier am Bahnhof geduldig ſei es auch bis zum anderen Morgen zu warten. Ein gemüthlicher Bierſtat, an dem noch zwei Siebenunddreißger, mein Reiſegefährte von Ludwigshafen und ein Vicefeldwebel, Theil nahmen, ſollte uns die Zeit verkürzen; aber

Digitized by Google

wir hatten noch keinen einzigen Schoppen herausgespielt, als die Meldung eintraf, daß soeben ein Zug signalisirt sei, der in einer Viertelstunde weiterfahren werde. Aus der Viertelstunde wurden freilich zwei Stunden, aber wir kamen doch weiter.

Es war schon dunkel, als wir Sulz erreichten. Neben dem Bahnhof lagen große Haufen Waffen, die auf dem Schlachtfeld von Wörth gesammelt waren. Die meisten Civilisten verließen hier den Zug, um in den Lazarethen in Sulz und Wörth die traurigen Nachforschungen nach ihren Angehörigen zu beginnen. Meine besondere Theilnahme erregte eine junge, schöne Frau, die in tiefer Trauer gekleidet war. Sie war die Gattin eines preußischen Offiziers und hatte vor drei Tagen die Nachricht erhalten, daß ihr Gemahl in der Schlacht bei Wörth lebensgefährlich verwundet sei. Acht Tage hatte der Brief gebraucht, um in ihren Besitz zu gelangen und jetzt waren schon wieder drei Tage vergangen. Sie wagte nicht mehr daran zu denken, ihn wieder zu sehen. Alles, was sie noch hoffte, war das Grab ihres Gemahls zu finden. Ob es ihr vergönnt, an dem Grabe zu beten, ich weiß es nicht. Ich habe Nichts wieder von ihr gehört.

Weiter ging's nach Hagenau. Wir fuhren nur langsam, da sowohl der Lokomotivführer als der Zugführer die Route zum erstenmal machten. Mehrere Male mußte der Zug anhalten, aber es lief doch Alles glücklich ab. Gegen Mitternacht war Hagenau erreicht. An ein Bett war selbstverständlich nicht zu denken. Ich war zufrieden in der Rumpelkammer eines Wirthshauses ein Lager von Stroh zu finden. Wie mancher Soldat würde sich freuen, wenn er allnächtlich solch eine Ruhestatt hätte!

II.

Durch die Vogesen.

Hagenau, das französische Blätter gleich nach der Schlacht bei Wörth in Rauch und Flammen aufgehen ließen, ist heute noch dieselbe freundliche Stadt, die es vor dem Krieg war. Es macht mit seinen vielen stattlichen Gebäuden, großen freien Plätzen und den selbst im Kriege reinlichen Straßen den angenehmen Eindruck tüchtiger Solidität. Am Tage meiner Anwesenheit schien Markt zu sein. Viele Landleute waren in die Stadt gekommen und boten ihre Waaren feil. Die Männer mit ihren breiten Hüten und den langen dunkeln Röcken erinnerten mich lebhaft an die Schwarzwaldbewohner. An der Tracht der Frauen fallen namentlich die weithin schimmernden rothen Röcke auf. Ich ging einige Male durch das Gewühl über den Markt dahin. Wohin ich auch lauschte, nirgend vernahm ich ein Wort Französisch; Alles sprach sein Elsässisch-Deutsch.

An ein Fortkommen mit der Bahn war nicht zu denken. Alle Züge, die disponibel, wurden mit Belagerungsgeschütz auf Straßburg dirigirt. Ich war deßhalb sehr froh, einen Wagen aus Baden-Baden zu finden, der die vergangene Nacht von Rastatt gekommen war und dessen Eigenthümer sich, wenn auch gegen hohe Bezahlung, zur Weiterfahrt nach Lüneville entschloß. Der Frankfurter Menschenfreund und die beiden Siebenunddreißiger — die vor Verlangen brannten wieder zu ihrem Regiment zu stoßen — nahmen Theil an der Fahrt. Auf einer schönen breiten Chaussee schlugen wir über Hochfelden und Saverne den Weg nach den Vogesen ein. Nach einer Stunde etwa tauchte links von uns Straßburg aus der Ebene empor; der altehrwürdige Prachtbau des Münsters überragte weithin die Stadt und die ganze Gegend. Unser Wagen konnte nur langsam fahren und mußte oft für mehrere Minuten gänzlich Halt machen. Große Proviantcolonnen, deren sich oft mehrere neben einander bewegten, versperrten den Weg. Von den Transporten erregten riesige Heerden Rindvieh, die von Bayern escortirt wurden, unsere besondere Aufmerksamkeit. Gut verpflegt das gestehen selbst die Preußen ein, sind sämmtliche süddeutsche Truppen; freilich ist das nach der Meinung eines preußischen Intendanturrathes kein Verdienst. „Es ist" meinte der weise Mann, „ja viel leichter, eine kleine als große Armee mit dem Nöthigen zu versehen." Ich unterlasse es, aus diesen Worten weitere Consequenzen zu ziehen; aber ich hielt es für angebracht, hier noch

Digitized by Google

einmal der trefflichen Verpflegung der Süddeutschen zu gedenken, weil preußische Federn das gute Aussehen der bayerischen Truppen bereits als eine Folge der Rücksichtslosigkeit bezeichnen, welche von denselben bei Annexion französischen Eigenthums geübt werden soll.

Gegen 3 Uhr Nachmittags näherten wir uns Saverne. Schon von Weitem sahen wir das mächtige Schloß, wo am Ende des vorigen Jahrhunderts längere Zeit der aus der Halsbandgeschichte traurigen Andenkens bekannte Cardinal Rohan residirte und das jetzt ein eleganter Pensionssitz für Wittwen höherer Staatsbeamten ist. Gleichzeitig mit uns traf ein zur Belagerung von Pfalzburg bestimmtes preußisches Landwehrbataillon in der Stadt ein. Einige fünfzig Mann ohne Uniform, die in Reih und Glied mitmarschirten und Tornister, Patrontasche und Waffen über ihre Civilkleider trugen, erregten meine besondere Aufmerksamkeit. Ein Gewitter zwang uns einige Minuten in Saverne Rast zu machen. Wir nahmen mit den Landwehrleuten ein gemüthliches Diner in der „Sonne“ ein. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten saßen an derselben Tafel, doch hörte man mehr bürgerliche Titel als militärische Chargen nennen: „Ihr Wohl, Herr Director!“ „Das Ihrige, Herr Studienrath!“ „Herr Rector, haben sie die Güte,“ „Hier, Herr Doctor!“ „Erlauben Sie, Herr Assessor!“ „Keine Umstände, mein bester Herr Referendar!“ So gings fort; dazwischen vernahm man auch freilich ein „Herr Major, Herr Hauptmann oder Herr Lieutenant,“ aber weit seltener und wie mir mitgetheilt wurde, nahmen die Offiziere mit wenigen Ausnahmen im civilen Leben eine vielen Unteroffizieren und Soldaten mehr oder weniger subordinirte Stellung ein. So war, um nur Eins anzuführen, ein Gutsbesitzer Gefreiter, sein Verwalter dagegen Lieutenant. Ein gemüthlicher Herr war der Bataillonscommandant, der mir u. A. erzählte, daß bei seinem Bataillon allein 2300 Kinder seien, womit er selbstverständlich sagen wollte, daß die Väter dieses hoffnungsvollen Nachwuchses unter seinem Commando ständen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein gräßlicher Fall von Hundswuth.

† In der Pfarrei Waidhofen, königl. B.-A. Schrobenhausen, hat sich vor kurzer Zeit ein gräßliches Unglück zugetragen. Am 9. Juli d. J. wurden vier Personen, drei mit 37 und ein Knabe mit 12 Jahren, von einem wüthenden Hunde gebissen, darunter die Eigenthümer des Hundes selbst. Ich bekam gleich Kenntniß von dem Vorfalle und fragte den Eigenthümer, ob sein Hund, den er inzwischen erschlagen und in eine Wassertiefe geworfen, nicht wuthverdächtig sei, was er bestimmt in Abrede stellte mit der Bemerkung, daß der Hund Mittags noch heiter und munter Speisen und Wasser genossen habe, und daß er ihn im Zorne erschlagen, weil er ihn und seine Frau gebissen. Auf diese Aussage hin war ich beruhigt. Sämmtliche vier Verwundete ließen sich gleichwohl von einem in Sympathie curirenden Individuum, welches in den ersten vierundzwanzig Stunden nach Angabe jedesmal zu helfen vermag, vorsorglicher Weise beschwindeln. — Am 25. August, gerade nach sieben Wochen, brach bei dem zuerst gebissenen Taglöhner die Hundswuth aus, die im Vergleich zu den zwei nachfolgenden Fällen glimpflich verlief und am anderen Tage 6 Uhr Abends mit Tod endete. Er konnte nichts mehr schlucken, und jede fremde Erscheinung, vornehmlich Wasser, verursachte ihm schreckliche Convulsionen. Er kannte seine Krankheit, blieb vollkommen bis zum Tode bei Verstand und konnte die heiligen Sterbsacramente bis auf die letzte Wegzehrung empfangen.

Schon am 27. August Morgens fühlte der zweite Gebissene Schwerzen am Arme, ging Tags darauf zum Arzte, konnte aber beim Heimwege die frische Luft schon nicht mehr ertragen und begab sich sogleich zu Bette. Hier stellten sich schon die ominösen Convulsionen ein; um 11 Uhr Nachts empfing er mit aller Andacht und Ergebung die heiligen Sterbsakramente, disponirte mit der Frau über seinen Nachlaß und blieb ruhig auf dem Bette, bis anderen Tages Mittags 12 Uhr. Da brach bei ihm die Tobsucht in entsetzlichster Weise aus, die Wächter ergriffen die Flucht und es mußten Thüren und

Digitized by Google

Fenster verrammelt werden. Im Zimmer zerschlug er Alles, eiserne Fensterstangen bog er wie Wachs und versuchte einen Kreuzstock hinauszuschieben, was ihm auch gelang, doch entweichen konnte er nicht, dafür hatte die Wache gesorgt. Von Zeit zu Zeit wurde er von tetanischen Krämpfen befallen, die ihn gleichsam an den Boden hinelektrisirten; Schaum und Geifer flossen ihm in Strömen vom Munde. Diese kräftige Natur, er maß 6½', brach um 8 Uhr Abends zusammen. Er konnte Wasser sehen, — trinken, (mußte es aber sofort wieder erbrechen) und essen. Eine Stunde vor seinem Tode wurde er ruhig, verlangte zu essen, nahm Licht, Messer und Gabel, bereitete sich den Tisch zurecht, lud seine Wächter ein, zu ihm in's Zimmer zu kommen, äußernd, er thue ihnen jetzt nichts mehr, schnitt das Fleisch, aß mit großem Appetit Alles bis auf ein Bröckchen, worauf er als Leiche umfiel.

Seine Ehefrau, welche schon fröstelte, ließ ich aus dem Hause in ein anderes bringen, damit sie nicht Zuschauerin dieses furchtbaren Kampfes sein müsse. Sie war gefaßt und ergeben, voll Hoffnung und Vertrauen, weil sie an der rechten Hand nur eine Ritze in der Größe eines Stecknadel-Knopfes hatte, allein ihre Pupille war wie bei den zwei Ersten stark erweitert, der Blick stier, die Vernarbung der Wunde kupferschwarz, hatte viel Neigung zum Schweiße und Schlafe, testirte am 7. September und unterschrieb die Urkunde mit kräftigen Zügen, — und hatte bis zum Ausbruche der Krankheit großen Appetit. Mit aller Fassung und Rührung empfing auch sie die heiligen Sterbsacramente. So blieb sie im Bette bis zum 7. Sept., wo der Appetit nachließ und trotz brennenden Durstes der Ekel an Wasser eintrat. Sie erhielt Morphium, war äußerst ruhig, aber so nervenschwach, daß sie das Auftreten mit bloßen Strümpfen im Zimmer nicht ertragen konnte. Am 8. September um 12 Uhr Mitternacht brach auch bei ihr die Tobsucht aus; sie zertrümmerte Alles im Zimmer, wollte durch den Kreuzstock entfliehen, schlug furchtbar um sich, der Fußboden war mit Schaum bedeckt. Um 7 Uhr früh hatte sie ausgerungen.

Noch ist der gebissene Knabe am Leben. Dessen Pflegevater ist Chirurg, der die Wunde recht reinigte und schön auseitern ließ. Die Vernarbung hat nicht den erwähnten kupferschwarzen Teint. Möge er nicht die Opfer dieser entsetzlichen Krankheit vermehren!

Mittlerweile ist uns von einer sehr verehrlichen vornehmen Dame aus Regensburg ein Recept gegen die Hundswuth, welches leider nur der Knabe noch gebrauchen konnte, und zwar mit den unten genannten Erscheinungen — zugesandt worden, (der freundlichen Zusendung spreche ich auf diesem Wege den tiefgefühltesten Dank aus) das ich hiemit der Oeffentlichkeit übergebe mit dem Wunsche, daß ein allenfalls nöthiger Gebrauch recht erfolgreich sein möge, obwohl ich Brennen als ein sicherstes Mittel halte. Das Recept lautet:

„Zwei Loth präparirte Austernschalen, zwei Loth Enzianwurzel-Pulver, ein halbes Loth Myrthen-Gummi, ein Loth rother Bolus — Alles zum feinsten Pulver gemischt und drei Tage hintereinander nüchtern, drei Messerspitzen voll in Warmbier genommen und dann den Schweiß im Bette abgewartet. — Aetzen, Brennen der Wunde ist nicht nothwendig. Es hilft auch in jedem Stadium, wenn es nur noch geschluckt werden kann."

Zu gleicher Zeit wie hier ist auch in der benachbarten Pfarrei Berg im Gau ein sehr braver, rüstiger Mann gebissen worden und auch nach 7 Wochen der Wasserscheue erlegen. Dieser — ein sanftes, ruhiges Temperament — starb, wie man sagt, an der stillen Wuth. Die Tobsucht kam nicht in so drastischer Weise zum Ausbruche.

Tiefen Eindruck machten diese Vorfälle bei den Stadt- und Landleuten. Möge doch alle Vorsicht gegen kranke Hunde für alle Zukunft angewandt werden! Es handelt sich um ein Menschenleben, das dem furchtbarsten Tode geopfert werden kann. Wer solche Auftritte gesehen, der verliert gewiß die allzugroße Neigung zu Hunden

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 117.

Straßburg.

I.

Straßburg, 30. Sept. Elf Wochen sind es heute, daß der gesetzgebende Körper in Paris jubelnd die Millionen für den Krieg gegen Deutschland bewilligte. Am Tage darauf war ich in Straßburg. Welch' anderes Bild damals und jetzt. Die Bevölkerung wogte aufgeregt in den Straßen. Wohl gab es unter den Einwohnern viele, die den Ausbruch des Krieges bedauerten, welche für ihre Geschäfte fürchteten, welche eine Befestigung des napoleonischen Despotismus als nothwendige Folge der Siege Frankreichs erwarteten. Auch fehlte es nicht an solchen, die ihr Mitleid mit den Deutschen aussprachen, welche — daran zweifelten kaum einige Wenige — jetzt die ganze Wucht der französischen Waffen fühlen würden. Wie so ganz anders ist es gekommen. In Baden und in der Pfalz geht Alles ruhig seinen Geschäften nach, fröhlich und leichten Sinnes wird das Feld bestellt. Außer dem armen Kehl sind die Städte jenseits des Rheins von keinen feindlichen Kugeln verwüstet worden. Im Elsaß dagegen sind die Felder verheert, Städte und Dörfer liegen in Trümmern, ja, die Perle des Elsasses, Straßburg selbst ist in vielen seiner schönsten Theile nur noch Ruine. Das Glück vieler Tausende ist zerstört, der Fleiß von Jahrzehnten ist vernichtet. Deutschland ist seinen verlorenen Brüdern, die es wiedergewinnen wollte, in Feuer und Eisen genaht und Jammer und Elend bezeichnen seinen Weg Große Pflichten treten an das deutsche Volk heran, es gilt die Wunden zu heilen, welche der Krieg geschlagen, es gilt den Elsässern zu beweisen, daß wir sie, die 200 Jahre von der deutschen Nation getrennt waren, die selbst nicht mehr Deutsche sein wollen, dennoch als Brüder betrachten. Straßburg bietet dazu die erste Gelegenheit. Hier gilt es zu helfen, zu lindern und zu trösten. Noch am Morgen des 27. Sept., an dem Tage, wo die Capitulation der Festung erfolgte, schrieb der „Impartial du Rhin“: „Straßburg setzt den Widerstand fort, so lange ihm noch ein Hoffnungsstrahl bleibt. Welches Loos stände uns auch bevor, wenn wir unsere Häupter unter das Joch unserer unerbittlichen Belagerer beugen müßten. Straßburg sänke sofort in den Rang einer Stadt dritter oder vierter Classe zurück. Die zerstörten Viertel würden lange in Ruinen liegen bleiben. Niemand würde die zahlreichen Eigenthümer entschädigen, deren Häuser von den Kugeln verbrannt oder durchlöchert sind. Man könnte demnach nicht daran denken, sie sobald wieder aufzubauen. Die braven Arbeiter, welche durch vieljährige Anstrengungen, durch weises Ersparen dahin gelangt waren, sich bescheidene Möbel zu kaufen, die seitdem eine Beute der Flammen geworden sind, besäßen alsdann keine Aussicht mehr, sich einen neuen häuslichen Heerd schaffen zu können. Sie würden dem größten Elend verfallen. Die noch aufrecht stehenden Häuser würden stark entwerthet werden, denn die Bevölkerung nähme in großem Maße ab. Alle Personen, die hierzu die Mittel besäßen, verließen uns. Die Mehrzahl der öffentlichen Anstalten würde sofort geschlossen werden. Um das Maß unserer Demüthigung voll zu machen, würden wir noch dem Hohne unserer unverschämten Sieger ausgesetzt sein.“

So der „Impartial“! Wie dieses Blatt, denken Viele, denkt die Mehrzahl der Straßburger. Beweise die deutsche Nation sofort durch die That, daß die Befürchtungen

Digitized by Google

falsch sind. Zeige das deutsche Volk durch werkthätige Liebe, daß es die Wunden, welche Straßburg geschlagen wurden, als seine eigenen fühlt. Aber man helfe schnell, ehe der Groll, genährt von dem Elend, zu unversöhnlichem Haß erwachsen. Ob es nothwendig war, die Stadt in dieser Weise zu beschießen, wie es geschehen ist, das will ich, das kann ich nicht untersuchen. Ich beneide jedoch Niemanden um den Ruhm dieses Bombardements.

Als ich vorgestern Morgens Frankfurt verließ, war die Nachricht von der Einnahme Straßburgs noch keineswegs officiell bestätigt, dennoch waren im Zuge schon zahlreiche Personen, deren Reiseziel wie das meine die unglückliche Stadt war. In Heidelberg hörten wir die offizielle Bestätigung der wichtigen Nachricht.

In Appenweier hörten wir zu unserer Freude, daß die Züge wieder bis Kehl gingen, beschlossen jedoch die Bahn nur bis Kork zu benutzen, da uns mitgetheilt wurde, daß von dort aus leichter Fahrgelegenheit nach dem anderen Ufer zu finden sein würde. Ein Zahlmeister vom 34. Regiment, dessen Bekanntschaft wir in Appenweier machten, war uns in liebenswürdiger Weise behülflich einen Wagen zu erhalten, freilich wurde es halb 10 Uhr, bis wir zur Weiterreise kamen. In drei Wagen fuhren wir dem Rhein zu. Ohne Aufenthalt kamen wir an die Fähre, die bei Auenheim zum Militärtransport errichtet ist. Langsam setzte sich der Coloß auf das Rufen der bei uns befindlichen Offiziere vom anderen Ufer aus in Bewegung. Glücklich kamen wir hinüber. Drei Wagen hätten, als er endlich erschienen, noch bequem neben uns Platz gefunden. Durch die Anlagen von Ruprechtsau fuhren wir nach Bischheim, das wir nach Ueberschreitung der Ill auch gegen 11 Uhr erreichten. In den Wirthshäusern war es noch lebendig.

Am anderen Morgen war mein Erstes, einige Frankfurter Kinder aufzusuchen, ich freute mich dieselben im Ganzen sehr wohl zu finden. Noth hatte man nicht gelitten. An Zufuhr von Lebensmitteln und Liebesgaben aller Art hatte es nicht gefehlt. Sehr unerquicklich war die Schilderung, welche man mir von dem Zustand der Franzosen, die gestern Abend durchgeführt worden, machte. Die Equipirung war allerdings ausgezeichnet gewesen, es schien als hätte sich die ganze Besatzung, bevor sie sich ergeben, aus den Magazinen neu gekleidet; doch war die Demoralisation der Truppen an vielen Zeichen wahrzunehmen. Die Meisten waren lustig und guter Dinge gewesen, ja, Viele hatten sogar französische Gassenhauer gesungen.

Sehr interessant war, was man mir über den Moment der Capitulation erzählte. Bis gegen 5 Uhr Nachmittags war aus 250 Geschützen eine furchtbare Kanonade unterhalten worden, als plötzlich auf dem Münster die weiße Fahne sichtbar wurde. In zehn Minuten waren sämmtliche Geschütze verstummt. Die deutschen Soldaten krochen aus den Trancheen heraus, stiegen auf die Wälle und riefen Hurrah. Die Franzosen, anfangs noch ängstlich, streckten zuerst die Köpfe über die Wälle hervor, dann, als sich überzeugt, daß Nichts mehr zu befürchten, stiegen auch sie auf die Wälle und fingen an zu tanzen und zu singen. Man tauschte Cigarren und Getränke aus, und während zwischen den Feldherrn über die Bedingungen der Capitulation verhandelt wurde, fraternisirten die Soldaten miteinander.

Um 7 Uhr etwa machte ich mich von Bischheim aus nach Straßburg auf den Weg. Es war eine förmliche Caravane, mit der ich den Marsch antrat. Außer meiner Reisegesellschaft vom Tage zuvor, gingen mit uns zurückkehrende Flüchtlinge aus Straßburg, Bauern, welche zum ersten Mal nach langer Zeit wieder Gemüse in die Stadt trugen — Soldaten, die sich Urlaub erbeten, Andere, die sich denselben ohne zu fragen genommen hatten. Unser Weg führte zunächst durch das unmittelbar an Bischheim grenzende Schiltigheim. Das Dorf war namentlich in den der Festung zugekehrten Theilen schrecklich zerschossen. Die Kugeln der Franzosen hatten arge Verwüstungen angerichtet. Gleich hinter Schiltigheim beginnt die erste Parallele. Dieselbe führte uns nach einem der Straßburger Kirchhöfe, welcher von der zweiten Parallele gekreuzt wird. Die Ver-

Digitized by Google

wüstung der Gräber durch die Belagerungsarbeiten sowohl wie durch die Kugeln der Franzosen machte einen traurigen Eindruck. Doch was ist der Furie des Krieges heilig? Bei den Bahnhofsrotunden wo sich die Pariser und Weißenburger Bahn kreuzen, verließen wir auch die zweite Parallele. Auf den Bahnhöfen lag Alles drunter und drüber. Von zahlreichen Wagons waren nur noch die eisernen Gerippe und die Räder übrig, das Holzwerk war verbrannt. Aufgerissene Schienen, abgeschnittene Telegraphendrähte versperrten den Weg. Die Dritte Parallele durchschreitend, warfen wir einen Blick auf die großen Mörserbatterien, von deren Wirkung wir uns später überzeugen sollten und gelangten, indem wir die erstürmten Lünetten 52 und 53 links ließen, zur Porte de Saverne. Ich durchschritt das Thor und war in Straßburg.

„O Straßburg, o Straßburg, Du wunderschöne Stadt", summte es mir wie höhnend durch die Ohren, als ich durch die Ruinen der schönen Vorstadt dahinschritt. Kein Haus, das nicht durch eine oder mehrere Kugeln versehrt war. Von vielen standen nur noch die Mauern, andere waren durch gewaltige Balken vor dem Zusammensturz geschützt. Auch in der Rue du marché aux vins hatten die Kugeln arg gewüthet. Die Fenster der Häuser waren mit großen, schräg an die Häuser gelehnten Dielen bedeckt. Vor den Kellerfenstern lagen hohe Haufen Mist. Alle fünf, sechs Schritt war in dem Pflaster eine durch die Kugeln entstandene Lücke. Im „Maison rouge" auf dem Kleberplatz fand ich glücklich ein Unterkommen im dritten Stock. Mein Zimmer ist in dieser Etage fast das einzige, in welches keine Kugel gefahren ist. Das Museum ist gänzlich ausgebrannt. Das mit einem frischen Lorbeer geschmückte Kleberstandbild ist unversehrt, eine daneben stehende Laterne ist zertrümmert.

Als ich vor 11 Wochen von Straßburg Abschied nahm, zog gerade ein französisches Regiment über den Platz; jetzt stand dort ein preußisches Garde-Landwehrbataillon, um die Quartierbillets in Empfang zu nehmen. Vom Kleberplatz bis zum Broglie-Platz sind nur wenige Minuten. Die schönen Häuser an der Rue de la Mesange, welche drüben den Platz verbindet, sind an der freieren Seite ganz ausgebrannt. Auch das Hotel de Paris ist durch Kugeln arg mitgenommen, blieb jedoch vom Feuer verschont. Schrecklich ist die Verwüstung auf dem Broglie-Platz. In den eleganten Cafe's ist Alles zertrümmert. Die schönen Veranden sind zusammengebrochen, Glas und Eisenstangen versperren den Eingang in die Häuser. Die Präfectur scheint durch Vollkugeln, die schrecklich gewüthet haben, beschossen zu sein.

Das Theater ist ausgebrannt. Die Statuen der Musen stehen noch, freilich arg verstümmelt auf dem Portal. Coulissen, Garderobestücke, Partituren liegen auf der Straße. Bei der von vielen Kugeln zerlöcherten Statue des Präfecten Lezai-Marnesia vorübergehend nähern wir uns über den nach ihm benannten Quai dem Fischerthor. Kein Gebäude ist hier von den Kugeln verschont geblieben. Wir treten in ein Haus ein, das dem Pont imperial gerade gegegenüber liegt, und welches von außen betrachtet, am Besten erhalten scheint. Die Eigenthümerin führt uns herum. Wir steigen bis ins obere Stockwerk. Ueberall dieselbe Verwüstung; die Kugeln, welche hier nicht gezündet, haben dafür Alles zerschlagen. Kalk, Steinschutt, Holzsplitter, Glasscherben, die Trümmer der Möbel und des Hausgeräthes bilden ein trauriges Conglomerat. Im dritten Stock hat ein Naturforscher gewohnt. „Carl Kröner, Conservateur du Musée d'histoire naturelle" steht noch unversehrt an seiner Thür. Die Reste einer Sammlung ausgestopfter Vögel — 30 Jahre hat der Arme daran gearbeitet — liegen unter dem Kalk.

An der Ill steht eine dichte Menschenmenge; lebhafte Zeichen des Mitleids ertönen. Aus einem versunkenen Schiff werden die Leichen einer Frau und eines Kindes hervorgezogen. Der Gatte und Vater steht am Ufer. Er hatte sich, nachdem sein Haus zusammengeschossen, mit Frau und Kind in den Kahn geflüchtet; zwei Tage hatte er dort zugebracht; als er am dritten fortging, für die Seinen etwas Nahrung zu holen, fuhr eine Bombe in das Schiff, die dasselbe sofort sinken machte. Frau und Kind ertranken.

Digitized by Google

Vom Steinthor schreiten wir über die Wälle zum Judenthor. Trümmer überall wohin wir blicken. Die Ersparnisse Tausender fleißiger Arbeiter wurden hier ein Raub der Flammen. Wir sehen die Ruinen der Artillerieschule und nähern uns dem Steinthor, gegen welches der Hauptangriff der Deutschen gerichtet war. Zwei Offiziere der Garde-Artillerie erbieten sich uns freundlich als Führer und belehren uns über das was wir sehen. Drüben liegen Lünette 53 und 52, dort stehen die deutschen Mörserbatterien und hier sind die Bastionen 11 und 12, auf welche jene Riesengeschosse ihre gewaltigen Kugeln schleuderten. Selbst unsere Laien-Augen erkennen die große Wirkung. Das Mauerwerk ist nur noch Schutt. Noch fünf, sechs Schüsse und die Bresche wäre vollständig gewesen. Die Schüsse aber sollten nicht eher gegen die Trümmer gerichtet werden, als bis der Sturm unmittelbar bevorstand. Der Graben vor uns wäre freilich nicht so leicht zu überschreiten gewesen. Mancher deutsche Krieger hätte noch sein Leben lassen müssen, aber an dem Erfolg des Sturmes war kaum zu zweifeln. Zudem war das Wasser in dem Graben bedeutend gefallen, da es der deutschen Artillerie gelungen, die Schleuße zu beschädigen.

Von den Wällen warf ich wieder einen Blick in die Stadt. Die Ruinen der Finkmatt-Kaserne starrten mir entgegen. Bei ihrem Anblick empfand ich eine gewisse Genugthuung. Ich dachte des Mannes, der hier vor 34 Jahren seine fluchbeladene Laufbahn mit dem Mord eines wackern Offiziers begann und jetzt, während Hunderttausende auf beiden Seiten des Rheins die Opfer beweinen, die seinetwegen gefallen, zu Wilhelmshöhe die Kaiserkomödie zu Ende spielt.

Am Saverner Thor, wo ich die Stadt betreten, vorüber, komme ich zum Faubourg National. Seit Jahrhunderten wohnte hier die Gärtnerzunft, wegen ihres Reichthums schon lange berühmt. Die Gärtner bildeten eine Art Aristokratie, sie hatten nur wenige Kinder, die fast nur in der Zunft heiratheten. In ihren Häusern fanden sich interessante Alterthümer, schöngeschnitzte Möbeln aus dem 15. und 16 Jahrhunderte, Gemälde die mindestens einen historischen Werth hatten, Hausgeräth aus Urvaters Zeit in Silber und Stein. Alles das ist zerstört. Als Bettler gehen die noch vor wenigen Wochen ihres Reichthums wegen Beneideten in den Trümmern ihrer Wohnungen umher.

Durch das Austerlitzer Thor kehrte ich in die Stadt zurück. Die Festungswerke sind an dieser dem Rhein zugekehrten Seite weit fester als an der französischen. Alle Mahnungen und Warnungen nach Frankreich hin die Festung durch detachirte Forts zu schützen, wurden nicht beachtet. Das Geld ward freilich dazu bewilligt, aber die Ausgabe desselben erfolgte für andere Zwecke. Wie hätte man auch erwarten können, daß die Deutschen je im Stande sein würden, Straßburg von dieser Seite anzugreifen! Immer und überall dieselbe Suffisance, die sich so schwer rächt.

Ich hatte für's Erste genug Ruinen gesehen. Ich verzichtete deshalb auf einen Gang nach der Citadelle. Preußische Artillerie-Offiziere priesen sehr die Wirkung, welche die badischen Kanonen dort ausgeübt und machten eine so lebhafte Schilderung von der Verwüstung, daß ich mir im Vertrauen auf die Aussagen so competenter Autoritäten einen Besuch des Trümmerhaufens ersparen zu können glaubte. Ich kehrte zum Maison rouge zurück, wo es bereits von „Schlachtenbummlern“ aller Art wimmelte. Neben Corvin, Faucher und Anderen fand ich hier auch Freund Demmler, den einzigen Demokraten Mecklenburgs, von dem ich zu meiner Genugthuung hörte, daß er, der berühmte Erbauer des Mecklenburger Schlosses, unter die Special-Correspondenten gegangen sei.

Hermann Boget. (Fr. Z.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 118.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Fortsetzung.)

Gegen 6 Uhr setzten wir unsere Reise fort. Wir durften nicht länger zögern, da wir heute noch Saarburg erreichen wollten und eine nächtliche Fahrt durch die Vogesen, zumal wir die über Pfalzburg führende Landstraße nicht benützen konnten, in den gegenwärtigen Zeiten bei den vielen Marodeurs, die sich noch im Gebirge umhertrieben, nicht ohne Gefahr war. Von den zwei nördlich und südlich an Pfalzburg vorbeiführenden Landwegen wählten wir den letzteren, welcher längs der Eisenbahn durch das schöne wildromantische Zornthal geht. Zwischen waldbewachsenen, oft sehr schroff abfallenden Bergen von denen verwitterte Ruinen ins Thal herniederschauten, näherten wir uns langsam der Grenze Lothringens. In dem vom Regen aufgeweichten, bergauf und bergab führenden Wege konnten die Pferde nur mit Mühe weiter kommen. Es dämmerte bereits stark, als wir Lützelburg, den ersten lothringenschen Ort (nicht zu verwechseln mit Lützelstein, dem französischen La Petite Pierre) erreichten. Unser Kutscher, der sich heim nach Baden-Baden sehnte, erhob wegen Fortsetzung der Reise Schwierigkeiten. Er mußte aber gute Miene zum bösen Spiel machen, zumal in dem kleinen Ort, der in die Belagerungslinie von Pfalzburg fiel, kein Plätzchen für ein Unterkommen zu finden war. Wir fuhren also weiter in das Gebirge. Es ward uns doch etwas unheimlich, als es immer dunkler wurde und der Weg kein Ende nehmen wollte. Die Berge schienen immer dichter zusammen zu rücken. Kein Dorf wollte sich zeigen und keine menschliche Seele begegnete uns, bei der wir Erkundigungen nach dem Weg hätten einziehen können. Da plötzlich hörten wir einen Hund anschlagen.

Schon hofften wir uns einem Dorfe zu nähern — als rasch nach einander keine fünfzig Schritte von uns — fünf sechs Schüsse fielen. „Bataillon halt!" kommandirte der Vicefeldwebel mit einer Stimme, als habe er über ein ganzes Regiment zu kommandiren. „Jesus Maria!" jammerte unser Kutscher. Wir sprangen rasch aus den Wagen heraus und näherten uns langsam, aber so fest wie möglich den Boden stampfend, Revolver und Zündnadel in Schußbereitschaft haltend, dem Orte von wo her die Schüsse gekommen. Als wir etwa dreißig Schritte weiter gegangen, war es uns, als hörten wir in den Büschen über uns etwas rascheln. „Wer da?" rief unser Vicefeldwebel. Keine Antwort. „Werda?" zum zweiten Mal. Da blitzte es kaum zwanzig Schritt vor uns auf und piff paff sausten zwei Kugeln an uns vorüber. „Feuer!" kommandirte unser Führer und Revolver und Zündnadel sandten ihre Ladung nach der Stelle, von woher auf uns geschossen war. Den Schüssen folgte eine tiefe Stille. Behutsam schritten wir vor; es schien, als führe der Weg gerade auf einen Felsen zu. Bald aber überzeugten wir uns, daß die Straße hier eine Biegung machte und dann stark abwärts ging. Das mußte benutzt werden. Hinein in den Wagen und so rasch wie möglich hinunter in die Ebene. Das ließ sich der Kutscher nicht zweimal sagen; er hieb auf die Pferde, als sei der Teufel in Person hinter uns. Um die Wahrheit zu sagen, muß ich gestehen,

Digitized by Google

daß auch ich herzlich froh war, als wir etwa fünf Minuten später die weißen Häuser eines Dorfes aus der Dunkelheit hervorschimmern sahen. Wer die Schüsse abgefeuert? Wahrscheinlich Versprengte aus der Schlacht bei Wörth, die sich noch einige Wochen später in kleinen Trupps im Gebirge herumtrieben u. a. mehrere Male den Versuch machten, sich nach Pfalzburg durchzuschlagen.

Im ersten Hause des Dorfes klopften wir die Leute aus dem Schlaf heraus, und zu unserer Genugthuung hörten wir, daß wir nur noch etwa drei Viertelstunden von der nach Saarburg führenden Chaussee entfernt seien. Ohne Unfall erreichten wir denn auch Landstraße und Stadt, wo wir uns im Hotel „De l'Abondance", das seinem Namen alle Ehre machte, bei einer Flasche guten Burgunders von den Strapazen und Gefahren des Tages erholten.

Saarburg ist die letzte Stadt, in welcher Deutsch die Volkssprache ist. Die Saar bildet hier die Sprachgrenzscheide. Jenseits derselben wird fast nur Französisch geredet. Auch die Bauart der Dörfer, welche wir am folgenden Tage passirten, ist eine andere. Besonders characteristisch sind die flachen die Mauern weit überragenden Dächer. Die Bevölkerung von Saarburg bis Lüneville war, soweit wir mit derselben verkehrten, sehr zuvorkommend. Ein viertelstündiger Verkehr öffnete ihnen vollends die Lippen. In Klagen über das Elend des Kriegs mischten sich Anklagen gegen Napoleon. Ueber die Zukunft ihres Landes scheinen sie sich weniger Sorge zu machen als über das augenblickliche Unheil und die für den Winter drohende schreckliche Noth. Bleibt unsere Armee bis zum Frühjahr in Frankreich so werden nicht blos unsere Soldaten, sondern auch die Bewohner der meisten von ihnen besetzten Landestheile von Deutschland aus ernährt werden müssen. Ja, wie ich höre, ist dies in einzelnen Districten schon jetzt der Fall.

Ohne daß uns etwas Besonderes begegnete, gelangten wir, uns meistens durch Trainwagen hindurchwindend, nach Lüneville. Hier war mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer. Ich benutze eine mir sich gleich nach meiner Ankunft darbietende Fahrgelegenheit nach Nancy. Hoch auf dem Bock neben dem Kutscher sitzend fuhr ich der Hauptstadt Lothringens zu. Die Fahrt war etwas ungemüthlich. Ueberall hörte man von Excessen welche gegen Soldaten verübt waren. Hier hatte man mit Steinen auf sie geworfen; dort war auf sie geschossen; hier waren einsam dahin gehende Soldaten von hinten mit Aexten und ähnlichen Mordgewehren überfallen worden. Kurz vor Dombasle, einem Dorf nicht weit von St. Nicolas, sprengte uns ein bayerischer Artillerist entgegen, der die Mittheilung machte, daß in diesem Dorf soeben wieder auf zwei preußische Soldaten mit Steinen geworfen worden sei. Wir nahmen davon Notiz, richteten unsere Revolver und hielten sie so, daß sie Jedem, der Lust hatte, uns steinerne Liebesgrüße zu senden, in die Augen fallen mußten. Ohne daß wir nöthig hatten, der Drohung Nachdruck zu geben, gelangten wir nach St. Nicolas, dessen schöne zweithürmige Kirche, ich schon lange von Weitem gesehen. In der Nähe der Stadt begegnete uns eine Abtheilung bayerischer Infanterie, die zur Besetzung von Dombasle marschirte.

Es dämmerte bereits, als wir Nancy erreichten. Durch die hübsche Vorstadt St. Pierre fuhren wir in die eigentliche Stadt ein. Breite, gut gepflasterte Straßen, hohe stattliche Häuser, schön von palastartigen Gebäuden umgebene Plätze, geben Nancy, obgleich es keine 50,000 Einwohner zählt, einen großstädtischen Habitus. Wohin man blickt, findet man die Spuren eines gediegenen Wohlstandes; Eleganz und Luxus treten überall hervor. Einem imposanten Eindruck macht vor allem die Place Stanislas, so genannt nach dem letzten Herzog von Lothringen, dem ehemaligen Polenkönig Stanislaus Leszynski, dessen Standbild sich auf der Mitte des Platzes erhebt.

Von der Veranda des Cafés, welches denselben Namen trägt, hat man eine herrliche Rundschau. Gegenüber liegt der stolze Prachtbau der Mairie, links der Bischofspalast, rechts das Theater. Zwei oder drei stattliche Privatgebäude vervollständigen die Umrahmung des Platzes. Mehrere vergoldete Thore führen zu demselben. Am Abend

Digitized by Google

meiner Ankunft herrschte hier ein bunt bewegtes Leben. Die unterliegenden zahlreichen Restaurationen waren überfüllt. Deutsche Soldaten, Turner mit dem Genfer Kreuz und Rancher Bürger saßen nebeneinander. Auf dem Platz standen dichte Gruppen von Civilisten. Kokette Französinnen, deren Ruf nicht der beste sein möchte, promenirten auf dem Trottoir und tauschten zum großen Verdruß der Rancher bedeutungsvolle Blicke mit den deutschen Kriegern. Durch den Lärm der verworrenen Stimmen drang grell das Instrument eines Savoyarden, der unbekümmert um die Kriegszeit sein „La Petite Marguerite“ ableierte. Da plötzlich was für Klänge! Alles war still. „Lieb Vaterland magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ scholl es ernst und feierlich über den Platz dahin. Wie viel tausend und abertausend Mal ertönte dieses Lied während der letzten Wochen daheim im Vaterland. Jedes Thal wohl hallte wieder von seinen Klängen. Und was in dem Lied verheißen ward, ist erfüllt. Das Vaterland blieb verschont von dem Greuel des Krieges. Die Wacht am Rhein that ihre Pflicht. Wer hätte noch vor vier Wochen geahnt, daß heute hier in der Hauptstadt Lothringens, im Angesicht des für Ludwig XV. errichteten Triumphbogens, der die stolze Inschrift „Hostium terror“ trägt, dies deutsche Lied ertönen würde. Doch was die Deutschen erhob, die Franzosen drückte es nieder. Sie sahen in dem deutschen Gesang eine Verhöhnung ihrer Gefühle und daß es nicht Soldaten, sondern die mit dem Genfer Kreuz geschmückten zum internationalen Krankendienst verpflichteten Turner sangen, empörte sie. Ein Murren lief durch die Menge, immer lauter und lauter und plötzlich brach es los: „Allons enfans de la patrie.“ Von allen Seiten fielen die Umstehenden ein, aus den Seitengassen eilten neue Schaaren herbei. „Mourir, mourir pour la patrie“ dröhnte die Marseillaise durch den Abend dahin. Doch nur wenige Strophen wurden gesungen. Ein furchtbarer Tumult brach aus und übertönte die deutschen und französischen Klänge. „A bas les Prussiens, chien allemands“ schallte es aus dem Skandal heraus. Schlagt sie nieder, antworteten die Deutschen. Schon griffen die herzueilenden Soldaten an die Waffen; die Bürger schwangen ihre Stöcke. Das Schlimmste war zu befürchten und nur der Energie und Entschlossenheit, mit der ein paar französische Beamte in Civil sich in den Knäuel stürzten und den am ärgsten Tobenden mit Worten und Püffen zum Schweigen verwiesen und der Ruhe und Besonnenheit der bayerischen Offiziere war es zu danken, daß Unglück verhütet wurde.

Verstimmt und betrübt ging ich heim. So glücklich auch alles abgelaufen war und so kurz die ganze Scene gedauert hatte, so war sie doch genügend gewesen, mir einen Blick in die tiefe Kluft zu gestatten, die sich schon jetzt zwischen Deutschen und Franzosen aufgethan. Nicht Soldaten, nein Bürger ohne Waffen standen einander drohend gegenüber. — Rouget de Lisle's europäischer Freiheitsgesang ist wiederum französisches Kriegslied geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leoninische Stadt.

Rom. Das ruhmvollste Unternehmen Leo's IV. war die Befestigung des Vatikanischen Gebiets — ein Ereigniß in der Geschichte der Stadt, wodurch die Civitas Leonina entstand, ein neuer Theil Rom's und eine neue Festung, die in den folgenden Jahrhunderten von so großer Wichtigkeit war. Als der Kaiser Aurelian Rom ummauerte, war das Bedürfniß, den Vatikan einzuschließen, nicht vorhanden. Dieses Gebiet blieb völlig offen und außerhalb der Stadt. Auch nachdem dort der Dom St. Peters entstanden war, um ihn her Klöster, Hospitäler, Wohnungen mancher Art, und an der linken Seite die Fremden-Colonien sich niedergelassen hatten, dachte noch kein Papst daran, diesen Bezirk durch Mauern zu schützen. Denn die bisherigen Feinde Rom's waren

Digitized by Google

Christen gewesen. Erst Leo III. faßte diesen Plan: hätte er ihn vollendet, so würde die „Basilika“ von den Saracenen nicht geplündert worden sein. Die von ihm begonnenen Werke waren durch Schuld der inneren Unruhen in's Stocken gerathen, und von den Römern, die sich des Materials bemächtigten, abgetragen worden. Nun nahm Leo IV. nach der Plünderung den Plan wieder auf, und schritt mit Energie an die Ausführung. Er legte ihn dem Kaiser Lothar vor, ohne dessen als des Oberherrn Zustimmung, er ein so großes Werk zu unternehmen nicht wagte, und er fand bei ihm nicht nur Billigung, sondern Unterstützung durch Geldmittel. Hierauf wurde der kostspielige Bau so vertheilt, daß die einzelnen Städte des Kirchenstaates, alle öffentlichen Güter der Kirche oder der Stadt und die Klöster mit ihren Mitteln und durch ihre Leute einen bestimmten Theil zu erbauen überkamen. Der Bau wurde im Jahre 8 8 begonnen, im Jahr 852 vollendet. Das Vatikanische Gebiet, oder der Portieus des St. Peter, ward demnach so umschlossen, daß die Mauer vom Hadrianeum, an welches sie sich lehnte, die Höhe des Vatikanischen Berges seitwärts anstieg, dann im Bogen den St. Peter umkreiste, und die Höhe gerade herabgehend wiederum bis zum Fluß reichte, unterhalb des heutigen Thores Santo Spirito, welches in der Leoninischen Mauer später angebracht wurde. Diese Mauern, aus Lagen von Tuff und Ziegelsteinen, hatten die Höhe von beinahe 40 Fuß und eine entsprechende Dicke. Vierundvierzig starke Thürme bewehrten sie. Ihre Bauart kann man noch heute an dem dicken runden Eckthurm erkennen, der auf der höchsten Höhe des Vatikans steht. Drei Thore führten in die neue Stadt: zwei in der Mauerlinie, die vom Grabmal Hadrians auslief, nämlich ein kleineres an diesem Castell, Posterula S. Angeli genannt, — ein großes, nahe bei der Kirche St. Peregrino, daher Porta S. Peregrini, später Viridaria, Porta Palati und St. Petri genannt. Es war das Hauptthor der Leostadt, durch welches auch die Kaiser ihren Einzug hielten. Das dritte Thor verband die neue Stadt mit Trastevere. Es hieß Posterula Saxonium, vom Sachsenviertel, woran es lag, und stand auf der Stelle der heutigen Porta di S. Spirito. Dieser fast hufeisenförmige Mauerring Leo's IV. ist noch heute an einigen Stellen erhalten oder kenntlich, im Borgo, am Gange Alexanders VI., neben der Münze und dem päpstlichen Garten bis zu dem dicken Eckthurm, in der Linie der Porta Pertusa, und wo diese von einem andern Eckthurm zur Porta Fabrica hinbiegt. Aber die späteren Anlagen des neuen Borgo, die Bastionen der Engelsburg, das Anwachsen des Vatican, die Bastionen von S. Spirito haben die Mauern Leo's durchbrochen und hie und da vertilgt; und indem der neuere große Mauerumkreis des Vatikan seit Pius IV. die alte Leostadt umschloß, erfuhr diese im Kleinen das Schicksal der alten servischen Mauern in ihrem Verhältniß zu denen Aurelians. Als Leo sein Werk vollendet hatte, nannte er die neue Stadt mit Stolz Civitas Leonina. Rom, dem jetzt die Päpste den Stempel ihrer Herrschaft aufdrückten, hatte in Jahrhunderten kein größeres Fest gefeiert, als die Einweihung jener Mauern am 27. Juni 852. Alle Bischöfe, Priester und Mönche-Orden der Stadt umzogen, vom Papst geführt, barfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Wälle mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Cardinal-Bischöfe Weihwasser auf die Mauern; an jedem Thor ward angehalten, und jedesmal flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab. Als der Umzug beendigt war, vertheilte Leo freigebig Geschenke von Gold, Silber und seidenen Pallien an Adel, Volk und Fremden-Colonien. Die neue Gründung wurde durch Inschriften verherrlicht. Die Päpste hatten solchen Gebrauch von den römischen Vorfahren, den inschriftlustigsten unter den Völkern, überkommen, und noch las man die Aufschriften über den Thoren des Honorius. (Gregorovius' Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. III. Band.)

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 119.

Straßburg.

II.

Straßburg, 30. Sept. Als ich zum ersten Mal das Straßburger Münster sah — „ich war Brandfuchs noch an Jahren, drei Semester zählt ich kaum“ — weilte ich lange in schweigender Andacht vor dem Wunderbau. Die gewaltige durch die Kunst zum Leben erweckte Steinmasse wirkte überwältigend. Doch der reine künstlerische Eindruck wurde bald durch schmerzliche nationale Erinnerungen getrübt. Ich fühlte die ganze Schmach des Raubes, den Ludwig XIV. — es sind heute auf den Tag 189 Jahre — an Deutschland verübt. Diese Schmach ist jetzt gesühnt. Deutschland hat dem staunenden Europa seine Stärke bewiesen. Frankreich ist gedemüthigt mehr als je. Es bedarf nur noch des Entschlusses der Deutschen, um Straßburg und das ganze Elsaß wieder von Frankreich zu lösen. Warum blick denn ich trotz der so glänzend bewiesenen Macht des Vaterlandes trüb in die Zukunft? Es ist keine Furcht, kein Zweifel an der Kraft meines Volkes, was mich mit Sorge erfüllt. Was mich schmerzt, ist die Entfremdung der Elsäßer. Sie sind keine Deutschen mehr, und es wird schwer, gewaltig schwer sein, sie wieder zu Deutschen zu bilden. Die Männer, welchen die Leitung der deutschen Angelegenheiten anvertraut ist, scheinen mir sehr wenig geeignet, diese Mission zu erfüllen. „Die Sicherheit Deutschlands verlangt Straßburg und Metz und fordert als Glacis dieser Festungen Elsaß und Deutsch-Lothringen.“ So lautet die Parole. Es ist die Logik von Blut und Eisen, die so spricht, und was das Schlimmste, dieser Logik ist im Hinblick auf Alles, was wir in den letzten drei Monaten erlebt, eine gewisse Berechtigung nicht abzusprechen. Wir sind zurückgeworfen um ein Jahrhundert! Wer heute von Völkerverbrüderung spricht, gilt als ein Narr bei den Franzosen nicht minder wie bei den Deutschen. Man verquickt das Eroberungsrecht mit dem Nationalitätsprinzip und schleudert eine Anathema gegen Jeden, welcher von einem höheren Prinzip als dem der Nationalität zu sprechen wagt. Und dennoch bleibt es wahr, der auf dem Prinzip der freien Selbstbestimmung gegründete Volksstaat steht so hoch über dem bloßen Nationalitäts-Staat, wie der schweizerische Republikanismus über dem russischen Cäsarismus. Ein Blick von der Plattform des Münsters genügt freilich, selbst den kühnsten Idealisten zu ernüchtern. Diese Trümmerhaufen rundum sprechen nicht nur den Hoffnungen Derer Hohn, die von einem allgemeinen Völkerfrieden träumten, sondern sie reißen auch der ganzen hochgepriesenen Bildung des 19. Jahrhunderts die Larve ab. Eine Cultur, die solch eine Kehrseite zeigt, darf sich wahrlich nicht allzu hoch überheben. Wir stecken noch tief, tief im Barbarismus.

Ich war gewiß nicht der Einzige, der so dachte. Viele der Soldaten, die mit mir von der Höhe des Münsters hinabschauten, empfanden Aehnliches. War ich doch selbst Zeuge, wie ein paar Artilleristen, die ihre Genugthuung über die „famose Wirkung“ ihrer Kugeln aussprachen, von ihren Kameraden zurechtgewiesen wurden. „Ne Jungens,“ meinte der Landwehrmann, „alle Achtung vor dem, was ihr draußen an den Wällen geschafft habt, aber auf eure Arbeit hier in der Stadt habt ihr keine Ursache stolz zu sein. Ist es zufällig, daß das Münster so arg demolirt wurde, daß Bibliothek, Theater,

Digitized by Google

Museum und tausend Häuser zerstört sind, so ist es mit eurer Kunst doch nicht so weit her; war es aber Absicht — nun, dann ist es noch schlimmer."

Eigenthümlicher Widerspruch! Mit Recht sind wir stolz auf die Vollkommenheit der deutschen Artillerie. Sie hat sich überall bewährt. Bei Wörth und bei Metz, bei Sedan und Straßburg erkannten die Franzosen ihre Ueberlegenheit. Die Vorzüglichkeit unserer Artillerie ist ein Triumph der deutschen Wissenschaft. Und dennoch mußte es gerade die Artillerie sein, welche so reiche, unersetzliche Schätze der Wissenschaft und Kunst vernichtete.

Die Zerstörungen an dem Münster werden von Hunderten ausführlich genug beschrieben werden. Gibt es doch viele „Kunstfanatiker", welche um des Münsters willen gern die ganze Stadt mit dem Glück und dem Leben vieler Tausende preisgegeben hätten; gibt es doch Viele, denen eine Kugel gegen das Münster schrecklicher schien, als tausend Bomben in die Wohnstätten friedlicher Bürger. Ich möchte nicht gern mit diesen Leuten, die ich übrigens viel zu milde „Kunstfanatiker" genannt habe, verwechselt werden. Ich verzichte deßhalb auf eine in's Einzelne gehende Schilderung der Verwüstungen, welche der Münster erlitten. Nur soviel sei gesagt, daß auch hier die Kugeln schlimmer gehaust als ich nach den Schilderungen der Schweizer gedacht hatte. Die Flammen haben im Chor und auf dem Dach arg gewüthet. Mehrere Fenster sind zertrümmert; die steinerne Gallerie, welche um die Kirche führt, ist stark demolirt und an einigen Stellen kaum zu passiren. Auch von dem Thurm haben sich große Steinsplitter losgelöst — aber der Schaden, so bedeutend er auch sein mag, läßt sich ersetzen. Unersetzbar dagegen ist das, was in der neuen Kirche zerstört wurde, die Stadtbibliothek mit ihren Urkunden und Alterthümern. Unheimlich starren die rauchgeschwärzten Wände dieses Gebäudes auf den Schutt, der in hohen Haufen den Boden bedeckt, herab. Wir kletterten über denselben hinweg und suchten nach einigen Resten der verbrannten Schätze. Verkohltes Papier lag in Menge umher; man konnte auf den schwarzen Fetzen, die freilich bei etwas unsanfter Behandlung zerbröckelten, noch deutlich die Schrift lesen. Aber wir fanden nichts was des Aufhebens werth gewesen wäre.

Ich athmete leichter auf, als ich die Ruinen hinter mir hatte. An einer Straßenecke machte ich eine Pause in meiner Wanderung. Die vielen dort befestigten Plakate geben förmlich eine Geschichte Straßburgs in den letzten Wochen. Am 11. August nach der Schlacht bei Wörth, scheint man zuerst ernstlich die Eventualität einer Belagerung in's Auge gefaßt zu haben. Die Bewohner, welche vor den Thoren Holz- und Steinkohlenvorräthe haben, werden in einem Plakat aufgefordert, dieselben in die Stadt zu schaffen. Am Tage darauf wird die Schließung des Gaswerkes in Aussicht gestellt. Am 20. Aug. heißt es, daß der „feierliche Moment" gekommen, wo die Belagerung beginnen werde. Eine oppositionelle Hand hat jedoch den „Moment solemnel" mit Bleistift in einen „Moment sinistre" verwandelt. Unterm 21 August werden die Bewohner der südlich von der Stadt gelegenen Häuser aufgefordert, dieselben zu räumen. Zehn Tage später muß sich die Opposition bereits stark geregt haben. In einer Proclamation Uhrich's vom 31. Aug. wird nämlich von einer Versammlung geredet, die auf dem Guttenberplatz stattgefunden und welche ungesetzliche Beschlüsse gefaßt habe.

Es werden in Folge dessen alle Zusammenkünfte verboten. Zehn Tage scheint dann auch Ruhe geherrscht zu haben. Am 11. Sept. benachrichteten die Schweizer die Capitulation von Sedan und die Proclamirung der Republik. Mehrere Plakate beschäftigen sich mit der Auswanderung nach der Schweiz. Unterm 12. Sept. wird das Rundschreiben Gambetta's an die Präfecten bekannt gemacht. Pron, der kaiserliche Präfect, wird für abgesetzt erklärt, desgleichen der Maire Human. Die Vertheidigung scheint jetzt einen energischen Charakter angenommen zu haben, 750 Civilpersonen werden zu Schanzarbeiten gesucht. Die neue Municipalcomission erklärt jeden kräftigen Mann, welcher die Stadt verläßt oder verlassen hat für ehrlos und unfähig, ein öffentliches Amt zu verwalten. Eine weitere Bekanntmachung bittet um Milch, da in Folge des Mangels an diesem wichtigen

Digitized by Google

Nahrungszweige unter den kleinen Kindern tödtliche Krankheiten ausgebrochen seien. Andere Proclamationen beschäftigen sich mit den Obdachlosen, mit ihrer Speisung, mit dem Löschen der Feuersbrünste. Auch erfahren wir, daß das Elend der Stadt vom Gesindel zum Stehlen benutzt worden ist. Am 21. Sept. meldet der von der Republik ernannte neue Präfect Edmund Valentin seine Ankunft. Ueber die letzten Tage der Belagerung schweigen die Proclame. Der Aufenthalt in den Straßen war so gefährlich, daß Niemand sich getraute, längere Zeit an einer Stelle zu verweilen. Am 27. Sept. endlich zeigt General Uhrich an, daß es ihm der Demolirung der Werke wegen unmöglich sei die Festung noch weiter zu halten. Er nimmt Abschied und dankt den Soldaten wie der Bürgerschaft in schönen warmen Worten für die Unterstützung, die sie ihm gewährt. In zwei Proclamationen gibt der Maire Küß der Bevölkerung von den Bestimmungen Kunde, unter denen die Capitulation vollzogen ist. „Die Stunde des Widerstandes, ruft er aus, ist vorüber, fügen wir uns in das Unvermeidliche!“ Er warnt vor Gewaltthätigkeiten. „Jeder, der einen Soldaten insultirt, wird niedergemacht. Jedes Haus, aus dem ein Schuß fällt, wird abgebrannt. Der Belagerungszustand dauert fort. Alle Waffen müssen abgeliefert werden. Um 9 Uhr muß Jeder zu Hause sein. Keiner darf, sobald es dunkel ist, ohne Laterne über die Straße gehen. Alle Zeitungen, überhaupt alle Drucksachen sind verboten.“

Es war die Rückseite der Präfectur, wo ich so im schnellen Fluge die Geschichte Straßburgs während der Belagerung studirte. Die unteren, noch erhaltenen Theile des Prachtbaues dienen augenblicklich als Wachtlocal. Es ist dasselbe Gebäude, in welchem Ludwig I. von Bayern das Licht der Welt erblickte. Der Name der Straße, Rue brulée, erinnert an schreckliche Greuel, die einst hier verübt wurden. Brandgasse heißt sie nämlich zum Gedächtniß an den großen Scheiterhaufen, der sich am 18. Febr. 1349 dort erhob, wo jetzt die Präfectur steht. Zweitausend Juden erlitten an diesem Tage den Flammentod, weil sie sich treu ihrem Glauben nicht taufen lassen wollten.

Ein Leichenzug seltener Art erregte meine Aufmerksamkeit. Fünf Särge, einfach und schmucklos, standen neben- und übereinander auf einem Leiterwagen. Hinter denselben schritten in ihren gewöhnlichen Kleidern die Leidtragenden. Es waren fünf Opfer des Bombardements, die begraben wurden. Ich folgte dem traurigen Zuge. Am botanischen Garten wurde Halt gemacht — hier war während der Belagerung der allgemeine Begräbnißplatz — die Trauernden halfen selbst mit, die Särge von dem Wagen heben und in den Garten tragen. Unter dem Beistand der Todtengräber wurden sie in eine große Gruft gesenkt, in der noch für mindestens hundert Särge Platz war. Die Bestattung war bald beendet: das Gefolge warf ein Paar Hände voll Erde in die Gruft, verrichtete ein stilles Gebet, dann entfernte es sich. Ich blieb noch in dem Garten zurück und las die Inschriften auf den Kreuzen. Vierzehnhundert haben hier während der Belagerung ihre letzte Ruhestatt gefunden, Soldaten und unmündige Kinder, Greise und Frauen, Israeliten und Christen schlummern friedlich nebeneinander. „Tué, tué, tué,“ fast auf jedem Kreuz fand ich dieses traurige Wort.

Es dämmerte bereits als ich den Friedhof verließ. Mein Weg führte mich durch Stadttheile, die weniger von den Kugeln gelitten. Soldaten und Bürger saßen gemüthlich nebeneinander auf der Schwelle der Häuser. Auch begegnete ich mehr als einem Landwehrmann, der ein hübsches Straßburger Kind am Arme führte. Ich kam zur Brasserie Piton, wo ich schon als Student manches gute Glas Bier getrunken. „Restaurant populaire“ stand in großen Lettern über der Thür. Die geräumige Halle, in der sich sonst gemüthliche Zecher das treffliche Bier des Herrn Piton schmecken ließen, beherbergte heute eine ganz andere Gesellschaft. An den Tischen speisten mehr als tausend Obdachlose; seit 14 Tagen schon fanden sie hier zwei Mal des Tags Speise und Trank. Junge Damen, Töchter wohlhabender Bürger, gingen zwischen den Tischen umher und sorgten daß Jeder gesättigt werde. Tiefes Mitleid ergriff mich beim Anblick der vielen Unglück-

Digitized by Google

lichen und doch war hier nur der zehnte Theil derer vereint, die das Bombardement zu Bettlern gemacht. Die Geschichte jedes Einzelnen war traurig und rührend. Da saßen zwei alte sechszigjährige Jungfrauen, die ihr ganzes Leben gearbeitet und gespart und jetzt Alles, was sie in langjähriger Arbeit erübrigt, verloren hatten. Die junge Frau neben ihnen mit dem hübschen Mädchen war Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns gewesen, dem eine Granate, als er sein brennendes Haus löschen wollte, beide Beine fortgerissen. Am Morgen noch glückliche Gattin, am Abend Wittwe und Bettlerin. Angehörige aller Stände waren hier vertreten. Das Unglück hatte alle Schranken weggeraumt, die Armuth Alle gleich gemacht.

Wie contrastirte mit dieser traurigen Tafel das lustige Kriegerleben im Saale des Maison rouge! Der Granatsplitter, welcher durch den großen Spiegel hindurch in die Wand gefahren, erinnerte freilich an die Gefahren, die auch diesen Platz umschwebten. Aber wer von Allen, die hier zechten und tafelten, war nicht in Gefahr gewesen? Die Gunst des Augenblicks zu genießen, ist des Soldaten Recht und Pflicht. Heute hatten sie dazu doppelte Ursache. Warum sollten sie sich durch den Jammer, der drüben herrschte, in ihrer Siegesfreude stören lassen. „Feiern wir den Sieg, den wir errungen, wissen wir doch nicht, ob wir den nächsten Sieg nicht mit unserem Leben zahlen müssen.“ An Wein hatte Straßburg noch keinen Mangel gelitten. Landwein und Bordeaux, Burgunder und Rheinwein, Alles war da in Hülle und Fülle, Jeder konnte erhalten was sein Herz begehrte. Artilleristen, Gardeoffiziere und Vierunddreißiger saßen mit den Schlachtenbummlern in gemüthlichem Durcheinander. Man erzählte sich von den Strapazen und Gefahren der letzten Wochen und trank ein Glas um das andere auf den Ruhm und die Siege der deutschen Waffen. Der Knall der Champagnerkorke erhöhte die Gemüthlichkeit. Vergessen waren alle Entbehrungen. Selbst Faucher schien getröstet. Der Arme bedurfte des Trostes vor allen Andern. Hat er doch trotz all' seiner Verdienste um den preußischen Staat und trotz seiner eminenten Kenntnisse noch immer nicht die Stelle erhalten, wo er für die Germanisirung des Elsasses im königlich preußischen Sinn thätig sein kann. Möchte er sich stets so zu trösten wissen, wie gestern Abend. Lieber freilich wäre es mir, wenn er den gewünschten und verdienten Posten erhielte, er würde dann auch nicht wieder in Versuchung kommen, sich auf's Neue der Opposition anzuschließen.

Hermann Boget.

Der Feldwebel Bohne bei der Feldartillerie gerieth, wie die „Ostpr. Ztg.“ meldet, am 14. August in der Schlacht bei Metz in die Lage, daß, nachdem von zwei Geschützen die Offiziere und sämmtliche Bedienungs-Mannschaften kampfunfähig geworden waren, er sich allein nur noch auf dem Platz erblickte. Trotzdem nach Kurzem auch die Pferde fielen und die feindlichen Kugeln wie Hagel um ihn einschlugen, behielt er dennoch Kaltblütigkeit genug, sein Geschütz allein zu bedienen, und eine Position zu halten, die nach seinem Ueberblick von der höchsten Wichtigkeit war. So feuerte er über eine Viertelstunde mit Kartätschen, und verhinderte zweimal das Anstürmen einer feindlichen Colonne, bis ihm endlich ein Bataillon Infanterie zu Hilfe eilte, und den Feind mit dem Bajonnet angriff. Tags darauf empfing Bohne die öffentliche Anerkennung seiner Vorgesetzten, und am 7. September das „eiserne Kreuz.“

Ein Enkel Carl Maria von Webers, der königl. sächsische Lieutenant Freiherr Carl Maria von Weber, Sohn des k. k. Hofrathes im Handelsministerium Freiherrn von Weber, ist auf dem Schlachtfelde bei Metz, wo er sich mitten im verheerenden Kugelregen rühmlichst ausgezeichnet hat, zum Adjutanten Sr. königl. Hoheit des Kronprinzen ernannt worden.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 120.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Boget.

III.

In die Champagne.

In Friedenszeiten muß Nancy, oder, wie die Elsässer es nennen, Nanzig, ein äußerst angenehmer Aufenthalt sein. Ich stelle mir das Leben ähnlich vor wie in Frankfurt. Wenigstens fehlt es nicht an den Bedingungen dazu: ein wohlhabender, ja reicher Bürgerstand und damit in Verbindung stehend ein lebhaftes Kunstinteresse, Mangel eines eigentlichen Proletariats; schöne Promenaden, eine freundliche Umgegend — Alles wie bei uns. Nichtdestoweniger sehnte ich mich bald wieder fort. Schon nach vierundzwanzig Stunden war mir der Aufenthalt verleidet. Nicht daß ich irgend welchen Mangel gelitten oder mich über Unannehmlichkeiten zu beklagen gehabt hätte. Im Gegentheil erhielt ich, was ich wünschte und überall, wohin ich kam, fand ich ein oft sogar liebenswürdiges Entgegenkommen. Einige Empfehlungen an Nancyer Familien verschafften mir eine freundliche Aufnahme, in Folge deren ich in den Stand gesetzt wurde, einen etwas tieferen Blick in die Hoffnungen, Wünsche und Sorgen der Bevölkerung zu thun. Die Grundstimmung war überall dieselbe: Zorn und Aerger — ich sage absichtlich nicht Trauer, weil dieses Gefühl nur vereinzelt hervortrat — über die Niederlagen der französischen Waffen. In dem niederdrückenden Gefühl der erlittenen Demüthigung vergaß man alles Andere; vor Allem schwand ihnen gänzlich die Erinnerung an die frevelhaft leichtfertige Provocation des Krieges durch Napoleon. Die Deutschen waren ihnen nur noch räuberische Eindringlinge. Prussiens und Brigants galt ihnen als synonym. Während ihnen so durch ihren Nationaldünkel jegliche klare Einsicht in die politischen Verhältnisse verloren ging, klagten sie über die Süddeutschen, Sachsen und Frankfurter, welche ihr deutscher Nationalstolz hindere, zu erkennen, wie Frankreich doch eigentlich vor Allem in ihrem Interesse den Prätensionen Preußens entgegenträte. An einem schließlichen Sieg der Franzosen zweifelte übrigens während meiner Anwesenheit in Nancy noch kaum irgend Jemand. Die Deutschen werden ecrasirt werden. Sind sie nur erst weiter ins Innere von Frankreich eingedrungen, hebt sich die Masse des Volks, und kein Deutscher kehrt zurück in seine Heimath. Was die Besonnenen fürchteten, war nur, daß in Nancy der Sturm losbrechen werde, bevor die weiter vorwärts stehende deutsche Armee vernichtet sein werde.

Trotz des schrecklichen Schicksals, das man den deutschen Truppen prophezeite, versuchte ich, denselben so schnell wie möglich nachzukommen. Aber wohin mich wenden, das war die große Frage. Wo bietet sich mir am ersten Gelegenheit, Zeuge neuer Thaten zu sein. In den Gefilden der Champagne — darüber waren Alle so ziemlich einig — wird die 3. Armee, der zu folgen ich speziell beauftragt war, den ersten energischen Widerstand finden. Also hin nach der Champagne!

Digitized by Google

Es waren anstrengende Kreuz- und Querfahrten, die ich während der nächsten acht Tage machte. Heute ging es fünf Meilen westwärts, um morgen dieselbe Strecke nordostwärts zurückzulegen. Heute fuhr ich in dem Wagen eines Armeelieferanten, und andern Tags saß ich auf einen Proviantwagen, Tags darauf marschirte ich zu Fuß und war froh dann und wann auf dem Karren eines Marketender Platz zu finden. Was mein Nachtlager anbelangte so war ich zufrieden, wenn ich nicht, was freilich oft genug vorkam, im Freien zu schlafen brauchte. Das eine Mal lag ich unter, das andere Mal auf dem Wagen; heute schlief ich in einer Scheune, morgen in einer Küche und übermorgen war ich glücklich ein schlechtgepolstertes Kanapee zu erhalten.

Doch was sind die kleinen persönlichen Entbehrungen gegen das Elend, dem ich überall begegnete, und dessen Schatten noch auf meinem Gemüth lagern werden, wenn die kleinen Strapazen, die ich durchgemacht, mir lang zur angenehmen Erinnerung geworden sind. Wohl waren die Ortschaften, durch welche ich die nächsten Tagen kam, von den Franzosen ohne Kampf geräumt worden. Und doch welch ein Jammer überall. Schon acht Tage dauerten die Durchmärsche der deutschen Truppen, ebenso lang vielleicht hatte der Rückzug der Franzosen gewährt. Die Soldaten, Freund wie Feind, traten natürlich stets als Herren auf. Ob auch Küche und Keller geleert wurden, es reichte nicht hin, die Ansprüche der Tausend und aber Tausend zu befriedigen. Die Kuh ward aus dem Stall zur Schlachtbank geführt; die Scheunen, kaum mit dem dürftigen Ertrag der heurigen Ernte gefüllt, wurden geleert. Wagen und Pferde mußten gleich mit gestellt werden, um die Beute oder, wie es in der Kriegs-Kunstsprache heißt, das Requirirte fortschaffen zu können. Das ist der Krieg. Die Soldaten trifft kein Vorwurf, ihr erstes Gesetz ist die Erhaltung ihres Lebens. Wenn beim raschen Vormarsch die Proviantcolonnen zurückbleiben, so ist es natürlich, daß Truppen nehmen was sie finden; und wenn sie gleich für den folgenden Tag sorgen, thun sie nur ihre Pflicht. Wissen sie doch nicht, wo sie nach 24 Stunden sein werden, ob sie nicht in eine Gegend kommen, wo Alles aufgezehrt ist. Begreiflich ist aber auch, daß der Bauer die Soldaten, die in sein Haus eindringen, ihm seine Ersparnisse verzehren, seine Felder verwüsten, die Werkzeuge seiner Arbeit, Wagen und Pferde, mit fortnehmen und ihn so dem Mangel und der Armuth preisgeben, als seine ärgsten Feinde haßt. Den politischen Zusammenhang der Ereignisse zu erkennen, sind die Wenigsten im Stande. Der Soldat, das ausführende Werkzeug des Krieges, ist des Bauern eigentlicher Feind, gegen ihn kehrt sich sein ganzer Haß. Wenn der Bauer gegen den Soldaten das Mordwerkzeug schwingt, so richtet sich seine Wuth in den meisten Fällen weniger gegen den Feind seiner Nation als gegen den Zerstörer seines Wohlstandes, den Räuber seines persönlichen Glücks. Häufig mögen auch persönlicher und Nationalhaß sich mit einander vermischen, das eine Gefühl anstachelnd auf das andere wirken. Täglich, wohin wir auch kamen, hörten wir von hinterlistigen Anfällen, deren sich Civilisten gegen Soldaten schuldig gemacht. In vielen Fällen wurde von den Angegriffenen sofort Selbstjustiz geübt. Ob dabei stets alle Schuld auf Seiten der Civilisten war, das zu untersuchen, wird wohl für alle Zeiten unmöglich sein. Unschuldige und halbschuldige Opfer mag es auf beiden Seiten gegeben haben.

In den Städten und Dörfern, durch welche die beiden ersten Tage mein Weg ging, Pont St. Vincent, Vitrey, Colombey, Gondrecourt, die alle an der südlich von Toul führenden Straße liegen, fand ich fast nur noch Traincolonnen. Das Gros der Armee war bereits weiter vor. Das Hauptquartier des Kronprinzen war Ligny, das des 11. Armeecorps St. Dizier an der Grenze der Champagne. Ich wandte mich zunächst nach Ligny. Es war am Nachmittag des 24. August, als ich hier eintraf. In den Straßen der kleinen Stadt wimmelte es von Uniformen aller Art. Fast bei jedem sechsten Schritte begegnete mir ein höherer Offizier. Es mußte etwas Besonderes vorgehen. Ueberall bemerkte man Gruppen, die sich lebhaft unterhielten. Vor einem stattlichen Hause, von dem die preußische Kriegsfahne wehte, das Zeichen, daß hier der Kronprinz

Digitized by Google

abgestiegen, hielten mehrere mit prächtigen Rossen bespannte Wagen, die ich denn auch bald als die des Königs von Preußen erkannte. Wie ich jetzt hörte, war das große Hauptquartier auf dem Weg von Pont à Mousson nach Bar le duc begriffen und König Wilhelm weilte gegenwärtig nebst seinen ersten Räthen bei dem Kronprinzen. Wichtige Nachrichten sollten eingetroffen sein, das wollte Jeder wissen, aber Niemand konnte sagen, was denn geschehen. Erst eine Stunde später, nachdem der König abgereist, erfuhren wir die große Neuigkeit des Tages. Die Räumung des Lagers von Châlons, das war die überraschende Mähr, der anfangs Niemand Glauben schenken wollte, der aber im Laufe der nächsten acht Tage noch weit größere, weit unglaublichere Nachrichten folgen sollten. „Der Weg ist frei, jetzt geht's nach Paris!" das war der erste Eindruck, den wohl jeder Soldat beim Empfang der Botschaft empfing. Auch Mac Mahon hoffte ja, die deutschen Heere würden, jetzt alles Andere vernachlässigend, nur Paris zu erreichen suchen. Wie es so ganz anders gekommen, wissen wir. In Ligny hatte indessen wohl noch Niemand eine Ahnung von der Richtung, welche die Armee des Feindes genommen hatte, und von den Plänen, die sie verfolgte. Auf Châlons war jetzt mein nächstes Augenmerk gerichtet. Da ich hörte, daß das XI. Armeecorps die Avantgarde bilden werde, beschloß ich, wo möglich mit diesem Corps vorzugehen. Noch an demselben Abend fuhr ich in Begleitung eines preußischen Landwehr-Hauptmannes nach St. Dizier. Längs des ganzen Weges bivouakirten Truppen des XI. und VI. Armeecorps. Alle Augenblicke mußte unser Wagen Halt machen, um den Posten Rede und Antwort zu stehen. Die Nacht neigte sich bereits zu Ende, als wir St. Dizier erreichten. An ein Unterkommen irgendwelcher Art war nicht zu denken, wir blieben also ruhig im Wagen, hier unsere Nachtruhe zu vollenden. Nicht lange dauerte es indessen, so ward es lebendig in dem Ort, wider Erwarten fanden wir in einem Wirthshause eine Tasse guten Kaffees. Die Stabsfouriere, waren die ersten, welche aufbrachen. Ich hörte von ihnen, daß das Generalcommando heute nach Thiblemont verlegt werden würde. Mehrere Escadronen hellblaue Husaren folgten ihnen. Bald auch rückte mit klingendem Spiel Regiment um Regiment durch das Städtchen. Wohl drei Stunden dauerte der Durchmarsch. Bang und zagend schauten die Bürger von ihren Thüren dem militärischen Schauspiel zu. Manches Auge sah ich sich feuchten. Dachten die Armen an ihre Söhne und Brüder, deren unsere Krieger entgegenzogen, oder war es das Schicksal ihres Vaterlandes, das Männern Thränen in die Augen trieb?

Gegen Mittag brach auch ich in Begleitung meines Reisegefährten von gestern, des Landwehr-Hauptmanns der beim Intendanturwesen beschäftigt ist, nach dem nur zwei Stunden entfernten Thiblemont auf, das für meinen Begleiter dadurch ein besonderes Interesse hatte, daß sein Vater 1814 hier längere Zeit gelegen. Da sich außer dem Stab nur ein Bataillon in dem Dorfe befand, gelang es uns ein einigermaßen gutes Quartier zu erhalten. Unsere Wirthsleute boten Alles auf, uns gefällig zu sein. Sie holten schon ehe sie wußten, daß wir zahlen würden, Alles herbei, was sie auftreiben konnten. Der Hausherr, ein schöner alter Mann von reichlich fünfzig Jahren, erzählte uns, daß sein Sohn bei der Linie stehe, während sein Schwiegersohn bei der Mobilgarde eingezogen sei. Die Frau des Letzteren, Mutter von zwei hübschen Kindern, bediente uns. Die Gattin des Hausherrn und die alte Großmutter lagen krank im Bette. Das junge Weib hatte viel zu thun. Die beiden Ernährer fort von Haus und Hof, täglich fremde Soldaten im Quartier, darunter vielleicht derjenige, dessen Kugel bestimmt, ihren Gatten oder Bruder zu tödten. Und gegen jeden mußte sie freundlich sein. Sie that was in ihrer Macht, schon der Kinder und der kranken Mutter wegen, oft freilich wenn ihr zuviel aufgebürdet wurde, versagte ihre Kraft. So auch heute wieder. Noch saßen wir bei Tisch und lobten den Eierkuchen, den sie uns bereitet, als ein junger Mann, wie wir bald hörten, der Schreiber des Maires, hereintrat und stumm einen Zettel abgab. Zitternd nahm ihn der Alte, die Frau begann zu weinen, sie wußte, was darin stand,

Digitized by Google

noch ehe sie ihn gelesen. Es konnte sich nur um ihre Kuh handeln, die letzte von dreien. Sie hatte recht, der Zettel des Maires war eine Requisitionsanzeige. „Mr. Dorset wird angewiesen eine Kuh zu liefern", so lautet der kurze Befehl. Schon stand auch der Soldat draußen, das Thier in Empfang zu nehmen. Gegen den Befehl gabs keinen Widerstand. Der Hausherr ging in den Stall und band die Kuh los. Laut schluchzend brach die junge Frau zusammen, als die braune Freundin, die ihrem jüngsten Kinde Nahrung gegeben zur Schlachtbank geführt wurde. Die Kinder, welche die Mutter in Thränen sahen, fingen mit an zu weinen. Aus der Stube ertönte das Gejammer der andern Frauen. „Mon dieu, mon dieu!" seufzte der Vater. Die Kuh, welche ihr Schicksal ahnen mochte, begann laut zu brüllen und weigerte sich dem Soldaten, dem bei dem Elend die nöthige Energie verloren zu gehen schien, zu folgen; doch die Pflicht siegte über das Herz. Zwei Minuten und die Scene war zu Ende. Die letzte Kuh! Wie oft hatte ich diese Worte gehört und gelesen, ohne sie zu verstehen. Heute lernte ich sie in ihrer ganzen ergreifenden Bedeutung kennen. (Forts. f.)

Eine Reminiscenz.

Wie die Franzosen weiland in Deutschland gehaust, zeigt vor Allem die Stadt Speyer unter dem „großen" Könige Ludwig XIV. unseligen Andenkens. Der französische Intendant Monclar eröffnete dem Magistrate von Speyer: „Binnen 6 Tagen muß die Stadt von allen Einwohnern mit Weib und Kind geräumt sein; 400 Wagen werden kommen, eure Habe fortzuschaffen. Der König befiehlt, daß jeder Speyerer sich im Ober-Elsaß, Burgund oder Lothringen häuslich niederlasse; wer sich oder das Seinige über den Rhein zu retten sucht, stirbt am Galgen oder unter'm Gewehrfeuer." Ein Großprofoß mit 400 Strickleitern zog ein, wahre Boten des Todes; sie waren blau gekleidet, trugen statt der französischen Lilien Galgen und Rad auf ihren Wehrgehängen gestickt, und auf den Achseln ein Bündel Stricke. Brandwürste wurden an den Häusern angeschlagen, und von Dach zu Dach gezogen. Am Morgen des dritten Pfingsttages rasselte die Trommel durch die öde Stadt, die Garnison zog aus, Monclar gab hastig noch einige Ordres; nur die Mordbrenner bleiben zurück, ihr Werk zu leiten. — Drei Tage und drei Nächte dauerte der Brand, und die uralte Stadt Speyer verging unter den Brandfackeln des XIV. Ludwigs, den seine Hofleute den Großen nannten. — Auf der Brandstätte erschien nun französisches Raub-Gesindel, um die Kaisergräber zu erbrechen; ihnen folgten Mineurs mit Piken und Brecheisen, um sogar die Keller unter den Hausplätzen zu sprengen und 42 öffentliche Brunnen zu verschütten. So lag zehn Jahre lang Speyer mit seinem Dome darnieder, still und grauenvoll wie ein Ort, auf dem der Fluch ruht" Zur Ergänzung sei noch erwähnt, wie ein Jahrhundert später, als eine Republikaner-Armee unter Custine für die Zukunft „Freiheit und Gleichheit" versprach, für den Augenblick aber brandschatzte, die noch völlige Zerstörung des Doms beschlossen ward. Ein französischer Architekt erschien und entwarf den Plan, wie aus den Ruinen ein Triumphsbogen zu Ehren der großen Nation aufzuführen sei. Die Tugenden der großen Nation sind von je her gewesen: Schmutz, mit dem kein anderes Volk des Erdenrundes sich messen kann, Eitelkeits-Tollheit ohne Grenzen, Räuberei und frechster Frevelmuth jeder Art.

(Die französische Flotte in Koblenz.) Eine deutsche Zeitung, die am Ufer des Michigan-See's erscheint, brachte folgendes Telegramm: „Koblenz, 20. August. Drei französische Fregatten und ein Aviso-Dampfer liegen vor unserem Hafen."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 121.

Straßburg.

III.

Straßburg, 2. Oktober. Die Stadt ist heute überfüllt: halb Baden scheint aber den Rhein gewandert zu sein; aber auch aus Schwaben, der Pfalz und noch weiter her sind zahlreiche Fremde gekommen. Die Leute bringen wenigstens Geld in die Stadt und so hat die Neugierde auch ihre gute Seite. Es scheint, daß von Oben her Befehl ergangen ist, Alles aufzubieten, die materiellen Wunden Straßburgs zu heilen. Zunächst bemüht man sich, die Verkehrsschranken fortzuräumen. Man bahnt die Wege, die zur Stadt führen, entfernt den Schutt und die Verrammlungen. Morgen wird mit dem Aufführen der Pontonbrücke bei Kehl begonnen werden, und in 14 Tgen denkt man den Verkehr auf der Eisenbahnbrücke wieder hergestellt zu haben. Die Civilpost ist bereits gestern eröffnet worden. Heute Abend wird auch der „Courrier du Bas Rhin" neu erscheinen. Das sind für heute die Tagesneuigkeiten. Interessanter als diese wird für Ihre Leser vielleicht ein Blick in die jüngste Vergangenheit Straßburgs sein. Sie wissen, daß die hiesige Bevölkerung erst am 11. September durch die Schweizer Deputirten Bestimmtes über die Ereignisse vom 1. und 4. September, die Gefangennahme Napoleons und die Proclamirung der Republik erfahren hat; doch schon am 8. September hatte man unbestimmte Kunde von diesen großen Umwälzungen. Der Municipal-Rath verlangte von dem Präfekten Pron, — von dem man glaubte, daß er Depeschen erhalten, Auskunft; dieser läugnete jedoch, irgend Etwas von dem zu wissen, was draußen vorgehe. In einem anderen Punkte zeigte er sich jedoch dem Municipal-Rath willfährig. Er gestand zu, daß der gegenwärtige Municipal-Rath, als unter ganz anderen Verhältnissen gewählt, nicht mehr als der eigentliche Repräsentant des Volkes gelten könne, und versprach, da an regelmäßige Wahlen nicht zu denken, selbst eine Liste von Männern aufzustellen, die sich in letzter Zeit als Vertrauensmänner des Volkes bewährt hätten. — Zum großen Erstaunen des Municipal-Rathes stellte der kaiserliche Präfekt auf diese Liste lauter Namen, deren Träger als entschiedene Republikaner bekannt waren und die sämmtlich die Erklärung gegen das Plebiscit unterzeichnet hatten, und deßalb seiner Zeit zur Abführung auf die Citadelle bestimmt gewesen waren. Nachdem diese Liste verlesen, war Niemand mehr zweifelhaft, daß in Paris die Republik proklamirt sei. Man sagte es dem Präfekten geradezu, und dieser gestand denn auch, daß er heute Morgen, aber erst heute Morgen eine Depesche aus Schlettstadt erhalten habe, aus der er von der Ausrufung der Republik und dem Gambetta'schen Schreiben an die Präfekten Kunde erhalten habe. Großer Jubel folgte dieser Erklärung. Alles erhob sich und rief: „Vive la republique!" Human der Maire und Pron der Präfekt verließen unter Hohngelächter den Saal. Tags darauf, am 11. September, brachten die Schweizer die ersten ausführlichen Nachrichten über die weltbewegenden Ereignisse der letzten 14 Tage. Eine Deputation ging zum General Uhrich und erklärte ihm, daß das beste Mittel die Energie der Vertheidigung zu erhöhen die Anerkennung der Republik sei. Der General war sofort dazu bereit. Am 12. September constituirte sich die durch einige junge Kräfte ver-

Digitized by Google

stärkte republikanische Municipal-Commission. Nachdem die Demission von Human und Pron verlesen war, wurde der Professor der Pathologie, Dr. Küß, einstimmig zum Maire erwählt und als solcher von Uhrich bestätigt, der gleichzeitig unter Zustimmung der Municipal-Commission Börsch, den Redacteur des „Courrier du Bas Rhin“, mit der Führung der Präfektur-Geschäfte betraute. Eine freilich durch Granaten und Bomben gestörte Volksversammlung erklärte sich mit den Beschlüssen der Municipal-Commission einverstanden. Soldaten und Bürger proklamirten unter freiem Himmel die Republik.

Ein neuer Schwung kam jetzt in die Vertheidigung, aber es schien auch, als ob die Belagerer jetzt um so rücksichtsloser vorgingen. Tag und Nacht dröhnten die Kanonen. Die Geschosse flogen in alle Straßen. Nirgends war man sicher, — selbst nicht in den Kellern. So fuhr, um ein Beispiel anzuführen, eine Bombe durch das Dach eines dreistöckigen Hauses, drang von dem Boden durch alle drei Stockwerke in den Keller und tödtete hier, das Gewölbe zertrümmernd, fünf Personen. Jeder Tag forderte seine Opfer. Aerzte fielen in Ausübung ihres Dienstes. Pompiers traf das verderbliche Blei beim Löschen der Feuersbrunst. Kinder und Frauen wurden dahingerafft. Immer größer auch wurde die Zahl der Obdachlosen, die theils in hölzernen Hütten, theils in den Kirchen ein Unterkommen fanden. Selbstverständlich waren sie auch da nicht sicher. Auf öffentliche Kosten wurden Volksküchen organisirt. Mitte September wurden in denselben täglich 8000 Personen gespeist. Die Preise der Lebensmittel stiegen täglich. Ein Pfund Pferdefleisch kostete in den letzten Tagen der Belagerung 2 Francs, ein Pfund Kuhfleisch das Doppelte, ein Kartoffel 2 Sous, (ein Sack 60 Francs), ein Zwiebel 2 Sous, eine gelbe Rübe desgleichen, ein Schoppen Milch 15 Sous u. s. w. Sehr traurig machte sich namentlich der Mangel an Milch fühlbar. An dreihundert kleine Kinder starben in kurzer Zeit, weil ihnen die nöthige Nahrung fehlte.

Am 20. September erschien plötzlich, Allen unerwartet, der von der Republik ernannte Präfekt des Niederrheins, Edmond Valentin, in der belagerten Stadt. 1848 Repräsentant Straßburgs, hatte derselbe sich mit Ledru Rollin nach England gewandt, wo er 18 Jahre lang an der Artillerieschule zu Woolwich wirkte. Als er seine Ernennung von der provisorischen Regierung erhalten, begab er sich alsbald in das deutsche Lager vor Straßburg. Er lebte mehrere Tage als Bauer verkleidet zu Schiltigheim. Stets in Gefahr, als Spion ergriffen und erschossen zu werden, wußte er sich doch Kenntniß von der Stellung der preußischen Posten zu verschaffen, und so schwang er sich am 20sten zur Mittagszeit mit einem kühnen Sprung in einen der Festungsgräben, von dem sich der Posten etwas entfernt hatte. Alsbald richteten sich auf ihn die Gewehre der Franzosen wie der Preußen, doch ebenso guter Taucher wie Schwimmer, gelang es ihm, allen Kugeln zu entgehen. Meist unter dem Wasser schwimmend, kam er glücklich bis zum Judenthor, wo er, aus der Tiefe auftauchend, der erstaunten Wache ein „Arretirt mich!“ zurief. Dieser Gefallen ward ihm gethan. Zum Commandanten geführt, stellte er sich demselben als Präfekt vor und löste die aufsteigenden Zweifel des Generals sofort durch sein Ernennungs-Dekret, das er aus dem Futter seines Aermels schnitt. Uhrich erkannte den heldenmüthigen Mann denn auch ohne weiteres Bedenken an und verkündete, indem er die Funktionen des Herrn Börsch für erloschen erklärte, durch Anschlag an den Straßenecken die Ankunft des neuen Präfekten. Valentin folgte alsbald mit einer Ansprache an seine tapferen Landsleute, die Bewohner Straßburgs. Er erzählte darin kurz die Ereignisse in Paris, die Entsetzung der Dynastie Bonaparte, die, nachdem sie zwei Mal durch verbrecherisch gegen die Nationalvertretung begangene Attentate zur Staatsgewalt gelangt war, drei Mal, Frankreich in 50 Jahren Schimpf und den Ueberfall des Feindes zuzog!

Nachdem er dann der von der provisorischen Regierung getroffenen Vertheidigungs-Maßregeln gedacht hat, fährt er fort: „Eine der ersten Sorgen der neuen Regierung galt dem patriotischen Elsaß, seiner tüchtigen Hauptstadt und es handelte sich darum, ihr

Digitized by Google

wie auch seiner heldenmüthigen Besatzung den innigen Dank Frankreichs, der Bevölkerung von Paris und der Regierung der Republik zu bezeigen. Sie wählte für diese Mission auch einen Sohn Euerer edlen Stadt, dem Ihr in einer früheren Zeit durch ein fast einstimmiges Votum den Auftrag gabt, Euch in der Nationalversammlung zu vertreten, und welcher der Fahne treu blieb, unter welcher Ihr ihn gewählt hattet. Er kommt in Eure Mitte, an Euren Gefahren Theil zu nehmen, Eure Entbehrungen mitzutragen und vereint werden wir Alle auf's Aeußerste kämpfen, um dem ruhmvollen französischen Vaterlande eines seiner edelsten und stärksten Bollwerke zu erhalten."

Das Erscheinen Valentins und seine Ansprache wirkten belebend auf die Bevölkerung. Noch einmal flackerte die Hoffnung empor, freilich nur auf kurze Zeit. Zu fürchterlich wütheten die Geschütze und immer enger schloß sich der Tod und Verderben speiende Gürtel. Typhus und Blattern forderten gleichfalls ihre Opfer. Man dachte kaum mehr daran, die Todten zu beerdigen, es bedurfte dazu eines besonderen Befehls. Und sonderbar, mitten in dieser schrecklichen Lage wagte es Leon Roger unter dem Banner „Liberté, Egalité, Fraternité" ein neues Blatt zu gründen, den „Republicain de l'Est, Organe de la democratie radicales." Sie liegt vor mir die erste Nummer dieses Blattes, sie trägt das Datum des 22. September. Ihre Lektüre macht einen eigenthümlichen, halb erhebenden, halb schmerzlichen Eindruck. Sind wir treu den Ideen der Republik, die Frankreich 1792 retteten, dann kann Preußen wohl einen Moment durch seine Kanonen über uns triumphiren, aber Frankreich wird beherrschen „à tout jamais le monde entier par sa grandeur, sa civilisation, par sa suprematie morale et intellectuelle." Lächerliche Selbstüberschätzung, wird man sagen, jetzt, wo sich die moralische und intellectuelle Versumpftheit Frankreichs so traurig gezeigt hat, von einer moralischen und intellectuellen Suprematie dieses selben Frankreichs zu reden. Aber vergesse man nicht, daß es die Hoffnung auf die Zukunft ist, die so spricht. Nicht auf das alte Frankreich, das durch zwanzig Jahre Despotismus demoralisirt ist, nein auf ein neues richtet sich die Hoffnung, auf ein neues Frankreich, das treu den Ideen, der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit lebt. Der Republikaner des Ostens appellirt nicht an die Leidenschaft des Chauvinismus, er gibt sogar zu, daß bald der Moment kommen könne, wo auch Straßburg fallen müsse. Aber er bittet auszuharren „Hand in Hand," bis das Schicksal von Paris und Frankreich entschieden. Wie aber auch die Würfel rollen, das französische Volk, aufgeklärt durch ein zwanzigjähriges Martyrthum, kann nur unter der Republik zu neuer Größe gelangen. Die Nation regiert sich selbst in der Form der Republik, ist denn auch der erste Punkt des Programms, welches der Republikaner des Ostens aufstellt; aber als zweiter Punkt folgt sofort: „Der erste weltliche Unterricht ist obligatorisch und unentgeldlich für alle Stände." Weiter verlangt er die Trennung des Staates von der Kirche, die Freiheit des Unterrichts, der Presse, der Versammlungen, der Associationen, der Literatur und der Kunst, der Industrie und des Handels; die Ernennung aller öffentlichen Beamten durch das allgemeine Wahlrecht; vollständige Abschaffung der Todesstrafe und die Unterdrückung der großen stehenden Heere! Möchten wir dieses Programm bald verwirklichen können! — ruft der Republikaner des Ostens. Die Logik des Eisens verweist ihn auf eine ferne Zukunft. Jetzt von Abschaffung der großen stehenden Heere reden, gilt Vielen geradezu als Wahnsinn. Und dennoch — hätte Frankreich augenblicklich ein organisirtes Volksheer, das von Jugend auf in den Waffen geübt, der Sieg unserer Heere würde weniger vollständig sein, der Fall von Paris wäre weniger gewiß, und Frankreich trotz seiner Niederlagen noch lange nicht besiegt. Doch wie man über diese Frage denken möge, Eins ist gewiß, zur Aufstellung eines solchen Programms in dieser Zeit der schweren Noth gehörte ein großer moralischer Muth. An moralischem wie physischem Muth fehlte es den Straßburgern überhaupt nicht. Niemand wird daran zweifeln, der sich nur oberflächlich, wie ich es hier gethan, über die Ereignisse der letzten Wochen zu orientiren sucht.

Digitized by Google

Was aber half alle Tapferkeit, alle Entsagung und Selbstverläugnung. Immer mehr kam es dem Commandanten wie dem Municipal-Rath zum Bewußtsein, daß alle schweren Opfer an Leben, Gesundheit und Glücksgütern umsonst gebracht wurden. Von Außen war keine Hülfe zu erwarten, und die Bresche ward mit jedem Tage größer und größer. Ein Sturm stand bevor, er würde neues, schreckliches Elend über die Stadt gebracht und doch keinen anderen Zweck gehabt haben, als dem militärischen Lorbeer des Commandanten ein Blatt hinzuzufügen. Da siegte der Bürger in dem Soldaten. Genug Opfer waren gebracht. Jetzt galt es, sich mit Würde in das Unvermeidliche zu fügen. Die „weiße Fahne" auf dem Münster gebot dem Morden und Brennen Einhalt. Die deutschen Truppen zogen in die schwer geprüfte Stadt. Gelingt es uns, ihre Bürger zu versöhnen, so brauchen wir uns ihrer wahrlich nicht als Brüder zu schämen. S.

Die Männer, welche Straßburg für Frankreich vertheidigten, stehen jedenfalls hoch über Denen, die es vor 189 Jahren an Frankreich verriethen.

Hermann Boget.

(Ein barmherziger Bruder.) Der „Köln. Ztg." schreibt man aus Bonn vom 28. August: „Während des blutigen Gefechtes bei Saarbrücken am 6. August flogen die feindlichen Kugeln auch nach einem Verbandplatze. Als sie dichter und dichter wurden, beugte sich ein daselbst befindlicher Heilgehülfe über zwei seiner Pflege anvertraute Schwerverwundete und deckte sie mit seinem Leibe, indem er sagte: „Nein, ihr habt schon genug bekommen, jetzt mögen sie auch mich einmal treffen."

Der todte Soldat.

Auf ferner fremder Aue
Da liegt ein todter Soldat,
Ein ungezählter, vergess'ner
Wie brav er gekämpft auch hat.

Es reiten viele Generale
Mit Kreuzen an ihm vorbei;
Denkt keiner, daß, der da lieget,
Auch werth eines Kreuzleins sei.

Es ist um manchen Gefall'nen
Viel Frag' und Jammer dort,
Doch für den armen Soldaten
Gibt's weder Thräne noch Wort.

Doch ferne, wo er zu Hause,
Da sitzt, beim Abendroth,
Ein Vater voll banger Ahnung
Und sagt: „Gewiß, er ist todt!"

Da sitzt eine weinende Mutter,
Und schluchzet laut: „Gott helf'!
Er hat sich angemeldet:
Die Uhr blieb' steh'n um Elf!"

Da starrt ein blasses Mädchen
Hinaus in's Dämmerlicht!
„Und ist er dahin und gestorben,
Meinem Herzen stirbt er nicht!" —

Drei Augenpaare schicken,
So heiß es ein Herz nur kann,
Für den armen todten Soldaten
Ihre Thränen zum Himmel hinan.

Und der Himmel nimmt die Thränen
In einem Wölkchen auf,
Und trägt es zur fernen Aue
Hinüber im raschen Lauf.

Und gießt aus der Wolke die Thränen,
Auf's Haupt des Todten als Thau,
Daß er unbeweint nicht liege,
Auf ferner, fremder Au.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 122.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogt.

(Fortsetzung.)

Ich folgte dem Soldaten, welcher sich durch die Art, wie er sich bei dem traurigen Geschäft benommen, meine volle Theilnahme gewonnen. Er war ein biederer Hesse von der Schwalm. Wie ich zu ihm kam, wischte er sich die Augen, hielt jedoch, als er meiner ansichtig wurde, damit inne. Er schien sich seiner Weichheit zu schämen. „Ach Gott," meinte er, „ich weine eigentlich nicht über die Franzosen, sondern ich dachte nach Haus und da ward es mir so'n bischen naß in den Augen, doch eigentlich nicht aus Trauer, sondern mehr aus Freude. Es ist doch ein großes Glück, daß wir bei den Franzosen und die Franzosen nicht bei uns sind. Wenn ich mir denke, daß jetzt so ein Zuave oder Turcos bei mir zu Haus das Vieh aus dem Stall holte, dann könnt' ich ganz toll werden. Gut, daß es so gekommen! Wir haben viel ausgehalten, haben Gefahren bestanden und Noth gelitten, aber wenn ich so überall das Unglück sehe, dann klage ich nicht mehr. Ich denke, wir haben doch nicht bloß für den König von Preußen, sondern auch für unsere Familien gestritten und gelitten."

So der wackere Schwälmer! Hunderttausend denken wie er. Möchten sie den Lohn finden, den sie verdienen, möchten sie als glückliche, freie Bürger die Früchte des Sieges ernten, den zu erringen sie als tapfere Krieger Gesundheit und Leben einsetzten.

Ich ging durch das Dorf dahin. Von der Mairie, dem Sitz des Generalcommandos, tönte der alte Dessauer Marsch. Die Generalität dinirte und die Regimentscapelle machte Tafelmusik. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!" Eigenthümlich ironischer Contrast! Diese Klänge und der Jammer rings um in den Häusern. Und doch, warum doch nicht durch die Musik die Klagen übertäuben? Der Soldat darf nicht nachdenken über das Elend des Krieges. Die Waffen würden seiner Hand entgleiten, käm' ihm der Jammer, der sich an seine Ferse heftet, voll zum Bewußtsein. Nicht in dem Krieger vor dem Feind, nein in den Völkern muß dieses Bewußtsein erwachen. Wer es wecken könnte, stark und gewaltig mit Donnerkraft!

IV.

In den Argonnen.

Am 26. und 27. August herrschte in den Reihen des sechsten und elften Armeecorps einige Verstimmung. Nach langen mehrwöchentlichen Entbehrungen, nach feuchten Bivouaks und anstrengenden Märschen waren die Regimenter endlich in der Champagne angelangt; schon stand die Avantgarde im Gesicht von Chalons und die Eclaireurs streiften bereits bis Epernay und Rheims — da plötzlich erfolgte ein allgemeines Halt und Tags darauf hieß es gar: „Rechtsum schwenkt!" und statt sich in guten Quartieren von den Strapazen zu erholen und für den Kampf vor Paris zu stärken, ging es in anstrengenden Eilmarschen durch Schmutz und Regen nordostwärts.

Digitized by Google

Ich befand mich am 26. in Vitry-le-François, welches Tags zuvor von den Unsern, kurz nachdem es die französischen Mobilgarden in größter Eile verlassen hatten, besetzt worden war. Da man Anfangs an eine längere Vertheidigung des freilich nicht besonders stark befestigten Platzes gedacht, hatten sich die Einwohner reichlich mit Lebensmitteln versehen müssen, in Folge dessen wir hier einen Ueberfluß fanden, wie ich bis jetzt nirgendwo anders angetroffen hatte. Es that Einem wohl, endlich einmal wieder für sein gutes Geld Speise und Trank bekommen zu können. Die Einwohner schienen auch nicht sonderlich betrübt zu sein, daß die Stadt ohne Schwertstreich geräumt worden. Sie klagten freilich über einzelne Unordnungen, die gleich nach dem Einmarsche vorgekommen; so hatten die Tabaksläden das gewöhnliche Schicksal zu erleiden; sie wurden im Handumdrehen geleert; ohne daß es mit der Bezahlung besonders gewissenhaft genommen wurde; auch begnügten sich die Soldaten nicht immer mit dem Tabak, sondern hießen auch die Pfeifen zum Requisitionspreise mitgehen; doch was waren solche kleine Ausschreitungen gegen die Leiden einer Belagerung oder die Schrecken eines Sturmes. Die Vitryaner hatten alle Ursache froh zu sein. Sie gestanden das auch unumwunden ein, protestirten jedoch sofort, wenn man aus diesem Geständniß Consequenzen auf ihren Patriotismus zu ziehen versuchte. Von Napoleon wollte freilich Niemand Etwas hören, man nannte ihn nur den Bauernkaiser, dagegen kam es mir vor, als herrschten hier nicht unbedeutende orleanistische Sympathien, namentlich schien das mir aus einem Streit mehrerer Bürger hervorzugehen, von denen die Einen Republikaner, die Anderen Orleanisten waren und die Beide von ihren Parteien sprachen. Das Denkmal, welches dem Urvater der politischen Doctrinaire, Royer Collard, dem Lehrer von Victor Cousin und Guizot, in Vitry errichtet ist, scheint nicht ganz ohne Einfluß auf die Anschauungen der Bewohner dieser Stadt geblieben zu sein.

Ich verlebte in Vitry einen angenehmen Tag. Im Hotel des Voyageurs war fortwährend große Gesellschaft. Offiziere von verschiedenen Regimentern (die in der Nähe bivouakirten), welche in die Stadt kamen, um sich wenn auch nur auf einige Stunden für die Entbehrungen des Bivouaklebens zu entschädigen. Man erzählte von kleinen Abenteuern und großen Strapazen. Die Französinnen hatten auf Niemand einen besonderen Eindruck gemacht. Jeder war erstaunt so wenig schöne Gesichter angetroffen zu haben. Die Zahl der Schönen war in der That so gering, daß man versucht war, anzunehmen, alle hübschen Mädchen seien aus Furcht vor den Preußen ins Innere des Landes gebracht; indessen wollte die Kellnerin, die darüber befragt wurde, das keineswegs zugeben. Auch politische Themata wurden erörtert. Dabei erregte der Streit zwischen einem Oberlieutenant aus Breslau und einem Hauptmann aus Berlin mein besonderes Interesse. Der erstere sprach nämlich sein Bedauern darüber aus, daß man jetzt fast gar nicht mehr von Preußen sondern immer nur von Deutschland rede. In seinen Augen war das eine unverzeihliche Schwäche, die sich früher oder später rächen werde; sonderbare Weise war aber nicht nur der Hauptmann aus Berlin, mit dem die Discussion begonnen, sondern die ganze aus etwa 10 Offizieren bestehende Tischgesellschaft über diese „Schwäche" erfreut. Später zur mitternächtlichen Stunde, als sich der Schwarm verlaufen hatte, fand unter den Eldern noch eine gemüthliche Tafelrunde statt. Der Krieg, wie er die niedern Leidenschaften entflammt, weckt auch manchen Funken edlen Feuers, das still im Verborgenen unter der Asche glimmt. Manche Schranke des Vorurtheils fällt, der Mensch tritt dem Menschen gegenüber. Man lernt wirklichen Werth von Schein und Flitter scheiden. Sonderbar, gerade der Krieg hat bewiesen, daß in der preußischen Armee die Zahl derer nicht gering ist, die trotz der preußischen Offiziers-Epauletten, einen Stolz darin setzen, deutsche Bürger zu sein, ein Factum, das wir im Interesse der Zukunft unseres Vaterlandes nicht freudig genug begrüßen können.

Nach 1 Uhr, als unsere Bowle bereits zur Neige ging und wir eben berietben, ob noch eine zweite bereitet werden sollte, brachte ein direkt aus dem Hauptquartier des Kron-

Digitized by Google

prinzen, aus Rezigny aux Baches kommender Adjutant beim Generalstab die überraschende Nachricht, Mac Mahon habe sich von Rheims nicht nach Paris, sondern ostwärts nach den Argonnnen gewandt, augenscheinlich mit der Absicht, Metz zu entsetzen. Man hielt die Nachricht anfangs für einen schlechten Witz, und der Adjutant mußte seine ganze Beredsamkeit aufbieten, um Glauben zu finden. Als wir uns aber endlich überzeugt, daß uns keine Fabel, sondern die nackte Wahrheit berichtet worden, war der Jubel groß. Jetzt, das kam Allen zum Bewußtsein, war die Entscheidung nahe bevorstehend. Wie sie ausfallen würde, darüber war Niemand in Zweifel, nichtsdestoweniger wurde es allgemein für nöthwendig erachtet, noch einmal eine aus den besten französischen Weinen bereitete Bowle auf den Sieg der deutschen Waffen zu leeren.

Anderen Tags ging es in Eilmärschen nach den Argonnen. Das am Eingang der berühmten Argonnen-Pässe gelegene Givry, für den Tag das Hauptquartier des XI. Armeecorps, war mein nächstes Reiseziel. Längs der weißen Kreidefelsen der Champagne fuhr ich zwischen Weinbergen dahin. Ueberall auf Haupt- und Nebenstraßen zogen die Colonnen einher. Oft marschirten die Regimenter von zwei Armeecorps neben einander. In Givry war natürlich Alles, bis auf das kleinste besetzt, und ich war mehr als zufrieden, nach längerem Suchen ein Plätzchen in der Küche eines Lehrers zu finden. Den ganzen Tag dauerten die Truppendurchmärsche fort. Mehrere Stunden lang klirrten die Fenster von dem Gerassel der durchfahrenden Geschütze. Den Brigaden der beiden genannten preußischen Armeecorps folgte die württembergische Brigade. Riesige Pontoncolonnen rasselten vorüber. Abends brannten ringsum auf den Höhen zahllose Wachtfeuer.

Unter stark darniederströmendem Regen brach das Generalcommando am 28. nach Grandpré auf. Ich beschloß, zunächst nur bis St. Menehould, wohin an diesem Tage das Hauptquartier des Kronprinzen verlegt werden sollte, vorzugehen. Auf dem Weg dahin war ein Gewühl und Gedränge, wie ich es nie zuvor gesehen. Munitions- und Proviantcolonnen, die von Nebenwegen hereinbogen, versperrten dem Stabstrain mehr als einmal den Weg, und wenn man den Knäuel eben glücklich entwirrt glaubte, marschirte ein Regiment heran, welches dadurch, daß die Wagen ihm auszuweichen suchten, abermals Alles in Verwirrung brachte. Etwa eine Stunde vor der Stadt wurde das Gewühl so ungemüthlich, daß ich mich trotz des mehrere Zoll tiefen Schlammes und trotz des anhaltenden Regens entschloß, die Strecke zu Fuß zurückzulegen.

(Fortsetzung folgt.)

Die glänzenden Erfahrungen, welche die Franzosen neuerdings mit der Anwendung der Luftballons im Kriege gemacht haben, könnten leicht die Freunde der Belagerten auf den Gedanken bringen, die Pariser durch Luftballons zu verproviantiren, wenn die vorhandenen „Nahrungsmittel" auf die Neige gegangen sein werden. Große Quantitäten von Liebig's Fleisch-Extrakt, mit Fallschirmen in die Stadt hinabgelassen, dürften den Belagerten höchst willkommen sein. Wir sind glaubhaft unterrichtet, erzählt die Pall-Mall-Gazette, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts der Luftschiffer Blanchard, als er von Straßburg aufstieg, einen Hund herabließ, den er in einer Höhe von 6000 Fuß an einen Fallschirm gebunden. Unglücklicher Weise verhinderte ein Wirbelwind die Niederfahrt und das treue Thier ward hoch hinaus über die Wolken entführt. Nachher begegnete Herr Blanchard noch einmal in den Himmelsräumen seinem Hunde, der zu bellen begann, als er seines Herrn ansichtig wurde. Aber gerade als Blanchard ihn fassen wollte, führte ein neuer Windsturm den Fallschirm aus seinem Bereich, und der Hund verschwand für immer. Hoffen wir, daß er schließlich ein Unterkommen auf dem Sirius gefunden habe. Die Engländer müssen sich indeß ernstlich der Hoffnung hingeben, daß die Luftschifffahrts-Kunde keine allzu großen Fortschritte machen werde, —

Digitized by Google

ſonſt ſtände es ſchlecht um ihre inſulariſche Lage. Hunderttauſend Luftballons, die ſich plötzlich auf ihren Geſtaden niederließen, die Gondeln mit Ulanen gefüllt, würden ſie rauh aus ihren Träumen von würdevoller Neutralität aufrütteln.

Capitain Papaffi — erzählt das „Eaſtern Budget" — der Erfinder eines neuen militäriſchen Nacht-Telegraphen, ein ungariſcher Offizier, jetzt im Dienſte der Vereinigten Staaten, hat jüngſt ſeine Erfindung an das preußiſche Kriegminiſterium verkauft. Mit Hülfe dieſer Erfindung, die auf dem Gebrauche verſchiedenfarbiger Raketen baſirt, kann eine Verbindung zwiſchen zwei Armeen, die 20 Meilen von einander entfernt ſind, hergeſtellt werden. Sie würde z. B. Bazaine in den Stand ſetzen, mit dem Befehlshaber von Thionville zu verkehren Jede Rakete ſtellt ſechs Worte dar (?) und eine Mittheilung von 300 Worten kann alſo durch 50 Raketen übertragen werden. — Der Schlüſſel zu dieſer Telegraphenſchrift, die ſo geändert werden kann, daß ſie dem Feinde unverſtändlich bleibt, enthält alle in der Strategie und Taktik gebräuchlichen Wörter; der Preis einer Rakete beträgt etwa 2 Shilling (20 Sgr.).

Ein eigenthümlicher Schickſalsſchlag hat die Frau eines Berliner Tiſchlermeiſters getroffen. Dieſelbe iſt in dem Zeitraume von acht Jahren zum dritten Male durch die Kriegsperioden zur Wittwe geworden. Im Jahre 1861 verheirathete ſie ſich zum erſten Mal und 1864 blieb ihr Mann bei Düppel; 1865 heirathete ſie abermals (einen Tiſchler, der 1866 bei Königgrätz blieb); zum dritten Mal an einen Tiſchler verheirathet, ſtarb derſelbe bei Rezonville.

(Soldatenpoeſie.) Zu Courcelles iſt auch über den Corporal Lorch, als er in dunkler Nacht auf dem Boden eines Bauernhauſes lag, die Muſe gekommen, und Folgendes iſt die Frucht ſeiner Schäferſtunde:

Hier is et kalt und zucht och ſehr,
Gewürme wimmelt um mir her,
Hier riecht et faul und moderig.
Mit eenem Wort
Hier is et koderig.

Keene Cigarren hab ich nich,
Sojar een Streechholz mangelt mich,
Und hungern thut mir unermeßlich,
Und unter mir finnt man uf Mord.
Mit eenem Wort:
Hier is et gräßlich.

Ach wäre ick doch ſtill zu Haus
Und tränk 'ne kühle Weiße aus!
Doch einſam hier verſchmachten ſoll ich —
Ach wäre ich bei Muttern dort.
Mit eenem Wort:
Da wär et mollig.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 123.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Boget.

(Fortsetzung.)

Ueber und über mit Koth bespritzt, durchnäßt, hungrig und durstig kam ich gegen fünf Uhr in St. Menehould an. Mein erster Weg war ins Hotel, nicht um ein Zimmer zu finden — daran ist in solch einem kleinen Städtchen, wenn es das Hauptquartier beherbergt, nie zu denken — sondern um die Wünsche meines Magens zu befriedigen. Ich traf es glücklich, es war gerade Zeit des Diners und an der Tafel waren noch ein paar freie Plätze, deren einen ich, nachdem ich mich vergewissert, daß er nicht belegt, sofort einnahm. Ich war außer dem bekannten Armeelieferanten Lachmann der einzige Civilist, aber erst nachdem ich Hunger und Durst einigermaßen gestillt, merkte ich, in welche „hohe Gesellschaft" ich gerathen. In dem mir schräg gegenüber sitzenden Husarenoffizier erkannte ich den Erbprinzen von Weimar! Wer kann den Namen Weimar hören, ohne an Göthe und Karl August erinnert zu werden, zumal heute, wo gerade Göthe's Geburtstag. Unwillkürlich mußte ich des Feldzugs in der Champagne gedenken, den der Dichter mit dem Urgroßvater des jungen Prinzen, der vor mir saß, mitgemacht. Welch gewaltige Ereignisse liegen zwischen dem Damals und dem Heute. Was gilt von alledem, das damals groß war, noch heute für groß, und wie viele Größen, die seitdem aus dem Nichts entstanden sind wieder zurückgeschleudert in die Dunkelheit.

Ich ließ meinen Blick weiter über die Tafel schweifen; ein bayerischer General am oberen Ende derselben erregte meine Aufmerksamkeit. Das Gesicht schien mir bekannt, ich mußte es schon häufiger gesehen haben, aber ich wußte es nicht gleich hinzubringen. Da an einer charakteristischen Bewegung des Kopfes erkannte ich ihn: es war der einst so vielgenannte, anfangs ebenso hoch gefeierte wie später tief geschmähte Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein, der jetzt als bayerischer Generalmajor dem Stab des Kronprinzen von Preußen accreditirt ist. Die Bewegung berührte mich eigenthümlich. Ich hatte den Herzog in den Jahren seiner Prätendentschaft häufig genug gesehen; meine Stellung als Redacteur des alten schleswig-holsteinischen Landesorgans, der „Itzehoer Nachrichten", führte mich mehr als einmal in seine Nähe. Seit General v. Manteuffel ihm nicht minder wie mir den Aufenthalt in Holstein verleidet, war ich ihm nicht wieder begegnet. Ich fand ihn bedeutend gealtert, das Haar ergraut, die Brust eingesunken. Zum letzten Mal sah ich ihn in Altona, an dem Abend, an welchen die Brigade Kalik Holstein räumte und über die Elbe nach Harburg zog. Kaum 4 Jahre sind seitdem verflossen und welch ein Umschwung in den europäischen Verhältnissen. Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein als bayerischer General in dem Hauptquartier des Kronprinzen von Preußen, unter dessen Commando die süddeutschen Truppen im Verein mit den Preußen die Franzosen siegreich bekämpfen! Der eine Satz genügt, den ganzen Umschwung zu charakterisiren.

Dem Augustenburger gegenüber saß in preußischen Infanterieuniform ein stattlicher Offizier mit blondem Bart- und Haupthaar. Der Ausdruck des Gesichts war wenig

Digitized by Google

militärisch, das Auge blickte fast schwärmerisch darein. Es war Prinz Leopold von Hohenzollern, der dazu berufen war, dem Kaiser Napoleon den Vorwand zu dem unglücklichsten Krieg zu geben, den Frankreich je geführt hat. Die Spitze der Tafel nahm ein Prinz von Mecklenburg-Strelitz ein, ein junger Offizier von kaum zwanzig Jahren. Von den übrigen Anwesenden erregte nur noch der Fürst von Puttbus, der Chef der freiwilligen Krankenpflege im Hauptquartier des Kronprinzen, meine Aufmerksamkeit.

Während des Diners liefen Nachrichten ein von kleinen mit Mobilgarden stattgehabten Gefechten. Gleichzeitig wurde gemeldet, die Armee des Kronprinzen von Sachsen sei bereits soweit nordwestlich vorgerückt, daß der Plan Mac Mahons sich mit Bazaine zu vereinigen schon jetzt als vereitelt gelten könne. Zwei weniger hochgeborene Offiziere als die vorher genannten überbrachten die Nachrichten. Trotzdem es immer noch stark regnete, machte ich einen Gang durch die Stadt. Vor der Mairie lag ein großer Haufen zerbrochener Waffen, die am Tage zuvor den Pompiers abgenommen waren. Vor der Sousprâfectur, dem Absteigequartier des Kronprinzen, war es sehr lebendig. Generäle und Adjutanten gingen ab und zu; Ordonnanzen sprengten hin und her. Dabei rückten fortwährend neue Truppen durch die Stadt, alle triefend von Regen, aber doch lustig und von guter Dinge, obgleich wohl Manchen die Aussicht nach solch einem Marsch und bei solch einem Wetter im Freien schlafen zu müssen, mit einem gelinden Schauer erfüllen mochte.

Der Regen hielt die ganze Nacht an und dauerte noch fort als sich am anderen Morgen 9 Uhr das Hauptquartier zum Aufbruch rüstete. Das Gedränge in den Straßen war wieder entsetzlich, die Wagen des Hauptquartiers geriethen mit den Trainwagen des XI. Armeecorps und einem Artilleriepark so ineinander, daß es fast eine Stunde dauerte bis sich der Knäuel entwirrte. Durch einen günstigen Zufall fand ich in einem kleinen zum Intendanturwesen gehörenden Cabriolet in angenehmer Gesellschaft einen bequemen Platz. Glücklicherweise verzogen nach unserer Abfahrt die Wolken.

Ein kalter von den Argonnen herüberwehender Wind trieb sie westwärts. Das Gebirge zur Rechten lassend erreichten wir ein ödes rauhes Hochland, über das wir mehrere Stunden dahin fuhren. Neben uns marschirten die Truppen, die des Tags zuvor St. Menehould passirt. Sie sangen lustige Lieder und ließen sich vom Bergwind die nassen Kleider trocknen. Gegen drei Uhr kamen wir in eine freundlichere Gegend. Bewaldete Hügelketten hielten den Ostwind ab; zwischen frischen und grünen Holzungen von saftigen Wiesen umrahmt lagen blühende Dörfer. Zwei derselben, Senuc und Termes, die durch ein hübsches Thal getrennt, etwa zehn Minuten von einander liegen, waren zur Aufnahme des Hauptquartiers bestimmt. Ich folgte der ersten Staffel nach der Senuc, wo mir die Intendanturbeamten auf der für sie bereiteten Streu für die Nacht freundlich ein Plätzchen angeboten hatten.

Eine einigermaßen schwüle Stimmung lag über dem Hauptquartier. Die Franzosen standen nur zwei Stunden entfernt und noch am Morgen hatte in unmittelbarer Nähe von Senuc ein bedeutendes Vorpostengefecht stattgefunden. Ein Ueberfall des Feindes gehörte nicht zu den Unmöglichkeiten. Es ward deßhalb Befehl ertheilt, die Wagen während der Nacht gepackt zu lassen. Daß es in aller Kürze zu bedeutenden Ereignissen kommen würde, darüber war kein Zweifel. Gustav Freitag der, — um mit Pietsch zu reden — an der Seite des Kronprinzen sitzt, verrieth dies schon durch die Art wie er in seinen Mantel gehüllt, sinnend das Dorf durchschritt. Auch Dr. Heller, der Correspondent des „Staatsanz." und Adolf Strodtmann, der verdienstvolle Biograph von Heinrich Heine, Mitarbeiter mehrerer deutschen und außerdeutschen Weltblätter, zeigten dies durch ihre Haltung, der Erste dadurch, daß er sein jugendliches Gesicht in besonders ernste diplomatische Falten zog, der Andere dadurch, daß er mit großem Geschäftseifer bei Jedem, von dem er eine Neuigkeit erfahren zu können glaubte, Anfrage hielt.

Bis spät in die Nacht hinein saß ich am offenen Herdfeuer in gemüthlichem Geplauder

Digitized by Google

mit einen Lagergenossen, unter denen sich auch ein badischer Hauptmann befand. Wir sprachen von diesem und Jenem und kamen dabei, wie sich denken läßt, auch auf die zukünftige Gestaltung der Deutschen Verhältnisse. Nicht das alte römische Kaiserthum nein, das deutsche Königthum sah der Badenser aus den Ereignissen der letzten Wochen erwachsen. Der König von Preußen Herzog der Deutschen, das schien sein Ideal. Ein deutscher Herzog an der Spitze der Nation wäre auch mir jedenfalls lieber als eine neue Auflage des römischen Kaiserthums. Und dennoch — warum sucht man das Todte zu beleben? Verlangt die neue Zeit nicht ein lebendiges Neue? Nicht an die Traditionen des Mittelalters haben wir anzuknüpfen. Neben dem Herzog, dem Führer im Kriege, verlangt die Nation als Bürgschaft ihrer Freiheit, als endliche Erfüllung hundert Mal gegebener Versprechungen ein wirkliches Vollparlament, keine Scheinvertretung nach der Schablone des Norddeutschen Reichstags. Das kommt jetzt von selbst, hoffen vertrauensvoll Millionen und Millionen. Als ob je einem Volk die Freiheit in den Schooß gefallen wäre! Wacht halten heißt es heute mehr denn je! Auf dem blutgedüngten Boden des Schlachtfeldes pflegt die Saat der Freiheit am wenigsten zu gedeihen.

V.

Beaumont und Raucourt.

Am 30. August weckten mich früh Morgens die Klänge der württembergischen Regimentsmusikt. Das Bataillon, welches die Ehrenwache bei dem Kronprinzen gehabt, brachte seinem Oberfeldherrn eine Serenade und verließ sodann unter klingendem Spiel das Dorf. Schon um 7 Uhr brach auch der Kronprinz zu Wagen von Oenuc auf, um sich in's königliche Hauptquartier nach Grandpré zu begeben. Der Stab sollte eine Stunde später zu Pferde folgen, die Wagen, so wurde befohlen, hatten vollständig gepackt, weiterer Befehle zu warten. Da mir kein Pferd zu Gebote stand und ich keine Lust hatte, bei den Wagen zurückzubleiben, schnürte ich meinen Mantel, warf meinen Ranzen über den Rücken und marschirte getrosten Muthes auf Grandpré zu, das ich denn auch nach einstündigem Marsch glücklich erreichte. König und Kronprinz weilten noch in dem Städtchen und gingen, wie es hieß, noch einmal mit Moltke und Blumenthal den Schlachtplan durch. Da ich von demselben so viel wußte, daß in der Nähe von Sommauthe der Angriff erfolgen werde, setzte ich ohne langes Zögern — nach dort meine Wanderung fort.

Die Straße war bunt belebt von Waffengattungen aller Art. Die Gesichter Aller strahlten, als ob es zum Feste ging. Auch die Natur schien Theil zu nehmen an der allgemeinen Freude, denn der Himmel prangte im herrlichsten Tiefblau, — Wälder und Wiesen lagen da so frisch und saftig grün, wie im Lenz. Ein Piquet Uhlanen sprengte in leichtem Trab vorüber, blaue Husaren und bayerische Chevauxlegers folgten. Die Feldherrn rüsteten sich zum Vorgehen, das kündeten die Cavallerie-Abtheilungen. Nicht lange währte es, so sah ich die Handpferde des Kronprinzen und seiner nächsten Umgebung, und gleich darauf die des Königs und seiner Räthe daher führen. Generäle mit ihren Adjutanten, fürstliche und prinzliche Herren aus dem Hauptquartier ritten an mir vorüber. Der Kronprinz nahte im offenen Wagen, neben ihm General Blumenthal. — Hellblaue Uniformen schimmerten im Sonnenschein; Prinz Luitpold von Bayern in Mitten des bayerischen Generalstabs folgte dem Kronprinzen. Eine Viertelstunde später und so weit mein Auge reichte, sah ich nichts als bayerische Soldaten. Von einer Seitenstraße rückte Bataillon um Bataillon heran. Es war die erste Division des von der Tann'schen Corps, welche die Nacht bei St. Juvin bivouakirt und für heute den Befehl hatte, im Eilmarsch auf und über Beaumont vorzugehen. „Wir marschiren so lange, bis wir den Feind gefunden. Heute müssen wir ihn endlich zum Stehen bringen." Der so zu mir sprach, war ein hochgewachsener schlanker Lieutenant, dessen schwärmerisch blaues Auge einigermaßen mit den kriegerischen Worten contrastirte. Der Contrast zog mich an; —

Digitized by Google

überhaupt hatte die ganze Erscheinung und das bei aller Bestimmtheit doch bescheidene Auftreten des Offiziers etwas sehr Sympathisches. Ich war bald mit ihm im lebhaften Gespräch, im Verlauf dessen ich erfuhr, daß er ein Sohn des bekannten Germanisten Professor Hofmann in München sei, der mir einst vor Jahren Wolfram von Eschenbach erklärte. Noch mehrere Offiziere gesellten sich zu, und Alle waren freudig erregt, Alle voll Hoffnung, daß sie heute in die Schlacht kommen würden. Rechts, rechts, hieß es plötzlich. Die Soldaten gehorchten dem Befehl. Mehrere Wagen rollten vorüber, in einem derselben saß der Mann, der der Welt so eben wieder den Beweis lieferte, daß sein Name würdig sei, neben denen der größten Feldherrn aller Zeiten genannt zu werden: General Moltke. Sinnend blickte er vor sich nieder, nur dann und wann das Haupt halb wie im Traum zum Gruß erhebend. Rechts, rechts, hieß es wieder. — Größere Cavallerie-Abtheilungen: Husaren, Uhlanen, Kürassiere, Dragoner, die einen die anderen ablösend, nahmen fast die ganze Chaussee ein. „Hoch, hoch und Hurrah“ ertönte es immer näher kommend durch das Pferdegetrappel hindurch. „Front! Front!“ — commandirten die Offiziere. Der Höchstcommandirende der deutschen Truppen, König Wilhelm von Preußen, fuhr vorüber. Es dauerte eine Zeit lang, bis die Straße wieder frei wurde. Eine große Anzahl höherer Offiziere zu Wagen und zu Pferde folgte dem König. Bedeutende Cavallerie-Abtheilungen bildeten den Schluß des Gefolges.

Ich schritt mit den Bayern rüstig vorwärts. Es war das dritte Bataillon des zweiten Regiments, zu dem mich der Zufall geführt hatte; dasselbe, welches bestimmt war, zwei Tage später die Entscheidungsschlacht bei Sedan zu eröffnen. Ehe eine Stunde verging, war ich mit den meisten Offizieren bekannt. Ein Wort gab das andere, eine Menge Berührungspunkte traten hervor; zum Ueberfluß erkannte ich in dem einen der Aerzte einen Universitäts-Freund. Der Geist, der unter dem Offizier-Corps herrschte, war ein so liebenswürdiger, hatte etwas so Anheimelndes, daß ich es mir nicht zweimal sagen ließ, als man mich aufforderte, mich für die folgenden Tage dem dritten Bataillon anzuschließen.

(Fortsetzung folgt.)

(Vorahnung?) Ein Offizier vom 34. Infanterie-Regiment schrieb aus dem Lager vor Straßburg an seinen in Berlin lebenden Vater: Eines Abends hatte er — ermüdet von den Anstrengungen des Tages, da er die folgende Nacht keinen Dienst hatte, sein Lager aufgesucht. Dasselbe befand sich in einem kleinen einstöckigen Häuschen in einer Kammer, die er mit seinem Burschen theilte. So müde er war, konnte er jedoch nicht einschlafen, ein beängstigendes Gefühl, wie er es noch nie empfunden, ergriff ihn und peinigte ihn derart, daß er schließlich wieder aufstand, um durch einen Gang in's Freie sein Blut zu beruhigen. Kaum hatte er die Thürschwelle überschritten, da schlug eine feindliche Bombe durch das Dach in die eben von ihm verlassene Kammer ein und explodirte hier. Das Geschoß richtete eine so furchtbare Verheerung an, daß auch nicht ein Stück in der Kammer ganz blieb, und der Offizier unfehlbar seinen Tod darin gefunden hätte, — wenn er dieselbe nicht zur rechten Zeit verlassen gehabt. Stücke von dem zerschmetterten Revolver des Offiziers, welchen er kurz vorher in der Hand gehalten, waren bis an die Decke geschleudert und in derselben stecken geblieben; auch das Gewehr des Burschen war entzwei geschlagen. Zwei Pakete Patronen, die auf einem Tische gelegen hatten und mit entzündet worden waren, hatten zu der Zerstörung noch das ihrige beitragen helfen. Der Offizier hat zwar seine gesammten Effekten eingebüßt, unter den obwaltenden Umständen hat er den Verlust jedoch sehr bald verschmerzt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 124.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Fortsetzung.)

Zwischen zwölf und ein Uhr etwa hörten wir die ersten Kanonenschüsse. Das dumpfe unheimliche Rollen war nur ein Sporn zu schnellerem Vorgehen. Ohne Aufenthalt ging es durch Bufancy hindurch. In den von ihren Bewohnern verlassenen Häusern war Alles um und um gekehrt. Betten, Möbel und Küchengeräthe lagen auf der Straße und versperrten uns fast den Weg. Vor dem Ort sahen wir noch die Spuren des gestrigen Gefechtes: todte Pferde und weggeworfene Waffen. Sommauthe war bald erreicht. — Eine kurze Rast war hier schon deßhalb nothwendig, um der bayerischen Artillerie Platz zu machen. Im Sturm brausten sechs Batterien, von jubelnden Zurufen der Infanterie begrüßt, vorüber. Ich stieg einen Hügel hinan, von dem sich eine herrliche Aussicht über die ganze Gegend eröffnete. Was ich sah, war die glänzende Außenseite des Krieges. Die Gräuel und das Elend des Schlachtfeldes waren meinen Blicken entrückt. Kein Wimmern und Seufzen drang an mein Ohr. Der dumpfe Donner der Kanonen und das Knattern des Kleingewehrfeuers ward nur dann und wann durch ein weithin dröhnendes Hurrah unterbrochen. Und doch, welch' herzzerreißende Schmerzenstöne wurden durch die Geschütze übertäubt. Aber in dem Momente dacht auch ich nicht an den Jammer. Ich war nur bemüht, mich über den Gang der Schlacht in's Klare zu setzen. Da drüben der nächste Ort vor mir zur Rechten war Beaumont. In dem Walde daneben hatten die Sachsen heute früh das Corps Failly's beim Ablochen überrascht und es fast ohne Widerstand bis an die Maas zurückgeworfen. Hier erst kam es zum eigentlichen Kampf. Unter dem Schutz der an den Höhen der Maas aufgepflanzten Kanonen sammelten sich die Franzosen. Die Batterien der Sachsen, die schnell auf den Höhen von Beaumont aufgepflanzt wurden, antworteten den französischen Geschützen. Dieser Artilleriekampf war's, der sich vor meinen Augen abspielte. Aber während die Geschosse über friedliche Thäler hinweg Tod und Verderben sandten, rückte unsere Infanterie unverdrossen vor. Auf allen Wegen, am Wiesenrand und am Waldsaum, wanden sich die Regimenter schlangenartig dahin.

Ein Halbstündchen etwa sah ich dem glänzenden Schauspiel zu, dann eilte ich zurück zu dem unten an der Chaussee rastenden zweiten Regiment. So eben wurde Befehl zum Aufbruch gegeben, indessen wandten wir uns nicht, wie man Anfangs geglaubt hatte, rechts auf Beaumont, wo die zweite bayerische Division bereits engagirt war, sondern marschirten links gegen einen herrlichen Forst. Am Saume desselben holten wir unsere Artillerie wieder ein. Sie wartete auf die Nachricht, welche die zum Durchforschen des Waldes ausgesandten Jäger und Chevauxlegers zurückbringen würden. Nur eine kurze Pause, um die Gewehre zu richten, dann ging's muthig hinein in den Forst. Es war eine Lust, die freudige Erregung zu sehen, in der Aller Gesichter strahlten. Wenn hie und da ein Marodeur, so war das nach einem achtstündigen, fast ununterbrochenen Marsch nichts Auffälliges; indessen blieben nur Wenige zurück: eine Arrière-Garde sorgte dafür,

Digitized by Google

daß Jeder, der kein ärztliches Zeugniß vorweisen konnte, wieder mit dem Regimente vereinigt wurde.

Etwa eine Stunde gebrauchten wir zum Marsch durch den Wald. Noch hatten wir nicht wieder das Freie erreicht, als hinter uns Pferdegetrappel erklang. Mit geschwungenem Säbel und lautem Hurrah, von donnerndem Jubel der Infanterie begrüßt, sauste ein Chevauxlegers-Regiment an uns vorüber. Mitten in dem Jauchzen hieß es plötzlich: In dem Dickicht stecken Franzosen! Zwei Züge vor und links und rechts in's Gebüsch! Es war kein blinder Lärm gewesen. Nach zehn Minuten kamen die Patrouillen mit fünf oder sechs Gefangenen, Versprengten vom Failly'schen Corps, zurück.

Am Ausgang des Waldes ward Halt gemacht. Vor uns lag ein kleiner Ort (irre ich nicht, La Besace). Eine Abtheilung Jäger erhielt Befehl, die Häuser zu durchsuchen. Sie fanden jedoch Alles leer. Jetzt ging es in Plänklerketten rechts und links von dem Dorf die Höhen hinan. Das zweite Regiment bildete das erste Treffen. Die unmittelbar vor uns liegende Höhe war nur schwach besetzt und wurde von dem Feind, nachdem er uns einige Salven, die indeß keinen Schaden thaten, entgegengesandt hatte, geräumt. Jubelnd stürmten die Bayern vor. Die Offiziere mit geschwungenen Säbeln voran. — Die Höhe war bald erklommen. Vor uns im Thale lag ein großes Dorf, Raucourt, wie wir später hörten. Es lehnte sich an einen bewaldeten Bergrücken, zu dem von unserem Standpunkte aus zwei Höhenzüge führten. Während die Bayern in Schwärmen aufgelöst vordrangen, blieb ich auf der Höhe. Nicht lange dauerte es, so rasselte die Artillerie heran, gerade hin auf den Platz, wo ich stand. Noch wenige Minuten und die bayerischen Kugeln flogen über das Thal nach den gegenüberliegenden Höhen. Die feindliche Artillerie antwortete, — ihre Kugeln bohrten sich rechts und links von uns in den Sand. Eine kleine Stunde dauerte das Kugelwerfen. Während die Kanonen sich in der Höhe bekämpften, erdröhnte das Thal vom Getratter der Infanteriesalven. Schon dämmerte es, als die feindliche Artillerie plötzlich verstummte und eine blauweiße Fahne, auf der gegenüberliegenden Höhe aufgepflanzt, uns verkündete, daß die Arbeit des Tages gethan.

So rasch wie möglich eilte ich jetzt bergab Raucourt zu. Schrecklich war der Wirrwarr, der dort herrschte. Die meisten Häuser waren verlassen. Die Soldaten, welche zehn Stunden marschirt, dann zwei Stunden im Gefecht gewesen waren, und während der ganzen Zeit außer einem Bissen Brod und einem Schluck aus der Feldflasche Nichts genossen hatten, verspürten selbstverständlich Hunger und Durst. Sie erbrachen die Thüren, die sich auf ihr Klopfen nicht öffneten und nahmen, was sie fanden; doch waren nicht Alle so glücklich wie einige Jäger, die ein vollständiges für die französischen Offiziere bestimmtes Diner requiriren konnten. Immer größer ward der Lärm. Zu den Bayern kamen preußische Uhlanen, die nicht minder hungrig und durstig waren. Auch Prinz Albrecht von Preußen und sein Stab verlangten Quartier. Allmählig fanden sich auch die Bewohner wieder ein, jammernd und wehklagend sahen sie die Zerstörung in ihren Häusern. Der Wirrwarr in den Straßen steigerte sich von Minute zu Minute. Eine Menge von Wagen, der Himmel weiß, wo sie so plötzlich Alle hergekommen waren, — sperrten die Straßen. In dem Gewühl entdeckte ich glücklicher Weise einen der Aerzte des dritten Bataillons, der mit seinem Arzneiwagen auf der Suche nach seinem Bataillon war. Obgleich wir bald hörten, daß das Bivouak desselben kaum fünf Minuten entfernt, unmittelbar hinter dem Dorf sei, brauchten wir noch fast eine Stunde, bis wir mit unserem Wagen dorthin gelangten. Das Gedränge war so groß, daß selbst General Stephan, der Commandeur der ersten bayerischen Division, eine Viertelstunde mit seinem Pferde weder vor- noch rückwärts konnte.

Als wir erst aus dem Ort heraus waren, hatten wir den Lagerplatz des Bataillons bald gefunden. Freudig und freundlich ward ich von den Offizieren begrüßt und ich freute mich nicht wenig, Alle gesund und wohl wiederzufinden. So ein Wiedersehen nach glücklich überstandener Schlacht hat etwas eigenthümlich Erhebendes.

Digitized by Google

Gegen das wüste Treiben in Rancourt war unser Bivouak ein gemüthliches Stillleben. Die vielen Feuer hatten etwas Anheimelndes und ich fühlte mich auf der strohbedeckten Erde so wohl wie ich mich in einem Wirthshaus nie befunden. An Wein, den Sieg zu feiern, fehlte es auch nicht. Rancourt hatte uns zu diesem Zweck einen trefflichen Burgunder geliefert. Bald auch dampfte in Mitten unseres Kreises eine kräftige Bouillon, die mir aus dem Blechgeschirr so gut mundete, wie sonst die beste Soupe à la reine aus dem feinsten Porzellan.

Mitternacht war's, als ich mich, in meinen Mantel gehüllt, zurück auf's Stroh warf. Noch brannten ringsum hunderte von Feuern. In dem Walde über mir bewegten sich einzelne Lichter auf und ab: es waren die Laternen der Krankenträger, welche nach Verwundeten suchten. Aus dem Dorf heranf drang wüster Lärm. Um mich war Alles still und friedlich. Die Wachtfeuer beleuchteten mit mattem Glanz die Züge meiner Lagergenossen. Neben mir ruhte Lieutenant Hofmann. Er schlummerte sanft und ruhig, Glück und Friede strahlte von seinem Antlitz. Armer Junge, drei Tage später lagst Du kalt und bleich auf blutbefleckter Bahre! An meiner anderen Seite schlief Adjutant von Spruner, neben ihm sein Major, der wackere Steurer. Zufrieden lächelten Beide, noch im Schlaf schien sich der Adjutant zu freuen, solch einen Major sein nennen zu dürfen. Und sechsunddreißig Stunden später, da hauchte Steurer, ein sterbender Held, in den Armen des treuen Adjutanten sein Leben aus.

VI.

Vor der Maas.

Dichter Nebel lag auf Thal und Höhen, als ich am Morgen nach dem Gefecht bei Rancourt erwachte. Ein Fröstеln durchlief mir die Glieder, ich erhob mich rasch, mich durch Bewegung zu erwärmen. Die Wachtfeuer waren niedergebrannt, hie und da noch glühten ein paar Kohlen. Die Soldaten lagen in tiefem Schlummer, einige Schläfer fuhren empor als ich vorüberging. Sie schienen erstaunt einen Civilisten zu sehen; doch sie erkannten mich bald und grüßten mich freundlich. In einer Vertiefung entdeckte ich ein größeres Kohlenfeuer, ich ließ mich nieder und hielt die erstarrten Füße über die wohlthätige Gluth. Ein Halbstündchen saß ich allein mit meinen Gedanken, die mich weit hinweg trugen über Berg und Thal, in andere Zeiten und andere Länder. — Allmälig ward es um mich lebendig, mehrere Soldaten gesellten sich zu mir. Einer derselben hatte die Hand verbunden, ein Granatensplitter hatte ihm gestern zwei Finger verletzt. Er blickte sehr traurig darein; ich suchte ihm Trost zuzusprechen, indem ich die alte Phrase gebrauchte, daß er von Glück sagen könne, so davon gekommen zu sein. Er antwortete mir daß ich recht habe, „und doch", setzte er hinzu, wenn ich nicht mehr Zither spielen kann, so ist's nur das halbe Leben." Er war aus dem bayerischen Hochland und galt in seiner Heimath meilenweit als erster Meister auf der Zither. Die einfachen Worte des kräftigen schöngewachsenen Burschen berührten mich eigenthümlich. Wohl war sein Leid gering gegen das Elend vieler tausend Anderer und doch lag in der ungeschminkten Art, wie er seiner Trauer Ausdruck gab, so etwas Rührendes, daß sein Schmerz mein lebhaftestes Mitgefühl erregte. Mir war's als brächten mir Alpenglöcklein und Heerdengeläuten einen Friedensgruß aus der deutschen Heimath — Heimath! Welch ein Zauberwort in Feindesland! Wer von den Hunderten um mich, die ihre erstarrten Glieder von der feuchten Erde erhoben, sehnte sich nicht zurück in die Täler seiner Heimathberge.

Ein lieblicher Duft, der sich um mich breitete, weckte in mir eine Sehnsucht anderer Art. Zu einem großen Blechgeschirr bereitete Sergeant Pfeiffer, der Oberkoch des Offizierscorps, den Morgenkaffee. Ein Schluck heißen Kaffees nach einer im Bivouak verbrachten Nacht ist die köstliche Labung, ist einer der höchsten Genüsse die einem Sterblichen auf dieser Erde werden können. Während wir um den Kaffeetopf gelagert saßen, traf die Ordre ein so schnell wie möglich abkochen zu lassen. Doch kaum war mit der Aus-

Digitized by Google

führung des Befehls der Anfang gemacht, kaum hatte der arme Hornist — so nennen die Bayern scherzweise die Rinder — sein Leben gelassen, als Gegenordre kam und das Signal zur Marschbereitschaft ertönte. Mit einem Schlage ändert sich die Scene, das gemüthliche Lagerbild schwand und nach wenigen Minuten war Alles zum Vorrücken fertig. Noch ein paar Minuten und im Eilmarsch vor! Zwei Stunden nördlich, am Ufer der Maas, so hieß es, habe der Kampf bereits wieder begonnen. Noch waren wir keine Viertelstunde marschirt, als unsere Artillerie auch schon im Sturme an uns vorüberbrauste. Die Soldaten saßen auf den Kanonen, als seien sie mit ihnen verwachsen. Ohne Aufenthalt ging's durch zwei kleine Dorfschaften, Harancourt und Angecourt nordwärts. Bald auch hörten wir wieder das dumpfe Rollen der Geschütze. Der Kampfesmuth der Soldaten schien heute noch größer als gestern. Vor einem auf einer Anhöhe gelegenen Dorfe (wie ich später hörte Remilly s. M.) machten wir Halt. Auf den Höhen rechts und links, arbeiteten bereits unsere Geschütze. Der Ort selbst war schon vor mehreren Stunden vom Feind geräumt und jetzt von einem Jägerbataillon besetzt. Während sich unten im Thale allmälig die ganze erste bayerische Division zusammenzog, stieg ich auf eine der von den Kanonen besetzten Höhen. Ich fand dort eine herrliche Aussicht über das ganze Maasthal. Unmittelbar vor mir lag Bazeilles, dem seine stattlichen Gebäude eine fast imposantes Ansehen gaben. Schon brannte der Ort an zwei Stellen. Weiter links gewahrte ich, von einer großen Wassermasse umflossen, Sedan, dessen Name Tags darauf für ewige Zeiten in die Kriegsgeschichte der Deutschen geschrieben wurde. Rechts von Bazeilles dehnte sich eine vom Wald begrenzte hoch gelegene kahle Fläche aus. Wir sahen deutlich wie große Schaaren Franzosen, deren rothe Beinkleider weithin leuchteten, am Waldsaume dahin zogen. Die Kanonen auf der Höhe neben uns warfen einige Granaten hinüber, doch schien keine derselben Schaden zu thun — die Entfernung war zu groß. Da plötzlich wirbelten etwa 1000 Schritte vor dem Walde sechs Rauchwölkchen auf und zwanzig Secunden später hörten wir das unseren Soldaten von Wörth her nur zu bekannte unheimliche Knattern der Mitrailleusen. Rasch folgte Salve auf Salve. Wohin die Ladungen entsendet wurden, war uns nicht recht ersichtlich. Es schien, als feuerte man auf mit Gebüsch bewachsene Stellen des Maasufers, vielleicht weil man von dort einen Angriff erwartete. Auch unsere Batterien, deren allmälig nicht weniger als zwanzig längs der Maas aufgefahren wurden, schossen den ganzen Tag. Sie richteten nicht nur in Bazeilles bedeutenden Schaden an, sondern hinderten auch, daß sich die französische Artillerie an der Maas festsetzte. Wo auch der Feind den Versuch machte, ein Geschütz in der Nähe des Flusses aufzufahren, überall platzten die bayerischen Kugeln dazwischen und zwangen die feindlichen Kanonen, ehe sie nur einen Schuß gethan, zum Rückzug. Die Präcision, mit der von unserer Seite geschossen wurde, wirkte, wie mir Tags darauf ein französischer Offizier gestand, so demoralisirend, daß die Bedienungsmannschaft der feindlichen Geschütze sich schließlich weigerte vorzugehen.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Feldbriefe eines Kölners, der beim Belagerungs-Corps vor Straßburg lag, entnehmen wir folgende Stelle: „Datum 10. September. Vorgestern fiel eine kleinere Bombe brennend in unsere Nachbar-Batterie. Schnell sprang ein entschlossener Kanonier darauf zu und mit den Worten: „Do Oos, wennste cripeere wells, — dann kanns do et evve su got vör der Battrie dhunn, wie he!" warf er sie über die Brustwehr, worauf sie augenblicklich crepirte. Er hat hiefür im Corpsbefehl ein öffentliches Lob und von einem Offizier 10 Thaler bekommen."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 125.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Fortsetzung.)

Zwei Stunden wohl stand ich neben der Batterie — dann kehrte ich zurück zu meinem Bataillon, das mittlerweile eine Viertelstunde weiter vorgeschoben war. Sämmtliche Truppen der ersten Division waren in fortwährender Bewegung. Es war klar, man wollte in dem Feinde den Glauben erwecken, daß er sich einer bedeutenden Truppenmacht gegenüber befände; darum auch bombardirte man den ganzen Tag aus allen Geschützen. Hätten die Franzosen gewußt, daß kaum zwanzigtausend Bayern in und um Remilly concentrirt seien, würden sie uns trotz unserer günstig postirten Artillerie kaum ihren Besuch auf dem diesseitigen Ufer erspart haben.

Um drei Uhr etwa schien das Mitrailleusen-Geknatter noch an Intensität zu gewinnen. Gleichzeitig vernahm man ein immer lebhafter werdendes Kleingewehrfeuer, aus dem geübte Ohren die Werdergewehre heraus erkennen wollten. Ich stieg wieder auf die Höhe, zu sehen, was drüben vorgehe, und kam noch gerade recht, um Zeuge eines traurigen Schauspiels zu sein. Etwa fünfzig bayerische Jäger, der Rest der dritten Compagnie des 4. Bataillons, zogen sich unter heftigem Kugelregen, unter Mitrailleusen- und Chassepotfeuer über die Eisenbahnbrücke zurück. Gewiß zehn sanken noch auf der Brücke zusammen. Mindestens die dreifache Zahl war drüben gefallen. Doch das Blut war nicht umsonst geflossen. Die Jäger hatten die Aufgabe gehabt, die Sprengung der Brücke durch die Franzosen zu verhindern. Das war glänzend gelungen. In Tirailleurketten unter Schnellfeuer der Werdergewehre wurde die Brücke gestürmt und die Feinde, welche schon mit den Vorbereitungen zum Sprengen beschäftigt waren, vertrieben. Während nachrückende Abtheilungen vom 9. Jägerbataillon die Pulverfässer, welche als Sprengladung dienen sollten, in die Maas warfen, verfolgte Hauptmann v. Slevogt, der Commandant der Compagnie, welche den Angriff eröffnet hatte, den Feind mit den Seinen bis vor Bazeilles; hier aber zwang ein aus allen Häusern eröffnetes mörderisches Feuer die Kühnen zur Umkehr. Hauptmann von Slevogt sank schwer verwundet darnieder, neben ihm fielen noch drei Offiziere. Nur mit großer Gefahr gelang es aufopfernder Treue, die Verwundeten nach dem andern Ufer zu retten. Ob die Verfolgung über die Brücke hinaus nöthig, darüber wurde noch an demselben Tag viel discutirt. Gewiß scheint mir, daß durch diese Verfolgung Denjenigen, welche die Brücke von der Sprengladung zu säubern hatten, ihre gefährliche Arbeit bedeutend erleichtert wurde.

Nachdem sich die letzten Jäger zurückgezogen, eröffneten die Batterien gegen Bazeilles, wo jedes Haus eine Kaserne schien, ein um so nachdrücklicheres Bombardement. Haus um Haus ging in Flammen auf. Gegen fünf Uhr verstummten die Mitrailleusen, die nicht zu verhindern vermocht, daß unsere Pionnire oberhalb Bazeilles zwei Pontonbrücken über die Maas geschlagen hatten. Eine Stunde später etwa hörte auch das Bombardement auf. Ich sah von meinem Standpunkte deutlich wie sich die Franzosen in den Wald zogen. Der Rauch, der bald aus dem Grün aufstieg, ließ mich annehmen, daß sie für heute ihre Arbeit als beendet betrachteten.

Digitized by Google

Als ich wieder zu meinem Regiment kam, fand ich die Offiziere ernster als sonst. Das 1. und 3. Bataillon hatten Befehl erhalten gleich nach dem Ablochen auf Vorposten zu rücken und zu diesem Zwecke bis zu der Eisenbahnbrücke, derselben, über die sich vorher die Jäger zurückgezogen hatten, vorzugehen. Das war ein gefährlicher Auftrag, der die ernstere Stimmung nur zu begreiflich machte.

Es ging auf zehn, als die beiden Bataillone dicht hintereinander in geschlossenen Reihen aufbrachen. Still marschirten wir nach Remilly. Alle Häuser lagen voll Soldaten. Langsam, aber ohne Aufenthalt ging es durch das Dorf. Unser Weg führte längs der Maas, Leuchte war uns das brennende Bazeilles. Es war ein unheimlicher Marsch. Keine fünfhundert Schritte von uns am anderen Ufer lagen die Franzosen, ein paar Salven nur blind zu uns herüber gefeuert, hätten unzweifelhaft viele blutige Opfer gefordert. Glücklicherweise störte kein Schuß unser Vorrücken und nach einer kleinen Stunde waren wir, ohne auf ein Hinderniß gestoßen zu sein, am Ziel. Posten wurden nicht ausgestellt, Jeder hielt Wache. In eine lange Kette aufgelöst, faßten die beiden Bataillone längs der Chaussee hinter einer Hecke Posto. Eine am Wege liegende von den Granaten am Nachmittag arg mitgenommene Fuhrmannskneipe nahm den Major Steurer, den Stabshauptmann v. Effner, den Adjutanten v. Spruner, die beiden Bataillonsärzte und mich auf. Der Wirth ein unheimlicher Alter, bereitete uns Kaffee, von dem wir selbstverständlich nicht eher etwas genossen als bis der Koch uns vorgetrunken hatte. An eine eigentliche Nachtruhe war nicht zu denken. Wohl fielen mir dann und wann auf kurze Zeit die Augen zu, aber alle paar Minuten kam ein Neues, das meine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Verwundete Jäger, die Nachmittags ihre Wunden erhalten hatten und jetzt unter dem Schutze der Nacht fortgeschafft werden mußten, da die Franzosen bei Tage auf die Krankenträger geschossen hatten, verlangten die Hülfe der Aerzte. Offiziere des Bataillons erschienen und brachten Meldung von dem, was sie beobachtet. Der Feind war in fortwährender Bewegung. Seine Signale ertönten die ganze Nacht; dann und wann fielen auch einzelne Schüsse. Krachend stürzten die Häuser von Bazeilles zusammen. Schauerlich drang das Gebrüll des in den Flammen sterbenden Viehes zu uns herüber.

Gegen Morgen verlangte die Natur gebieterisch ihr Recht; ich sank, den Kopf auf meine Reisetasche gestützt, in einen leisen Schlaf; aber ich konnte kaum ein Halbstündchen geschlummert haben als ich schon wieder erwachte. Vor der Thür hielt ein berittener Stabsoffizier in eifrigem Gespräch mit dem Major und dem Stabshauptmann. Ich hörte nur noch ein „Auf Wiedersehen nach dem Kampf", dann sprengte der Reiter von dannen. Major Steurer rief nach seinem Pferde, die anderen Offiziere desgleichen. „Wohin?" fragte ich. „Es geht vor", war die Antwort, „über die Eisenbahnbrücke in's Dorf. Die Franzosen scheinen abziehn zu wollen. Wir haben die Aufgabe sie zum Stehen zu bringen".

Ich trat hinaus ins Freie. Der Morgennebel hüllte die ganze Gegend ein. Man sah nichts mehr von den französischen Wachtfeuern, selbst das brennende Dorf war meinen Blicken entrückt; nur eine rothe Färbung im Nebel zeigte die Stelle wo die Flammen wütheten. Die Pferde standen bereit, die Offiziere schwangen sich hinauf. Major Steurer schien ernster als je. Er zwang sich zum Lächeln und den Aerzten die Hand reichend sagte er: „Hoffentlich brauch' ich Euch nicht. Ich hab' euch zwar recht gern, aber in euere Hände möchte ich doch nicht fallen." Sein Wunsch ging in Erfüllung, freilich in anderer Weise als er dachte. Noch ein Händedruck — Auf Wiedersehen! und fort gings in den Nebel.

Langsam folgte ich bis zur Brücke. Leise zogen die Tapferen über das Wasser dahin. Kein Schlaf war die Nacht in ihre Augen gekommen und ohne einen Frühtrunk mußten sie jetzt hinein in den Kampf, und dennoch wie rüstig, wie todesmuthig schritten sie einher. Auch zwei Jägerbataillone irre ich nicht das 4. und 9. rückten mit

Digitized by Google

vor — vor Verlangen brennend den Tod ihrer Kameraden, die gestern an derselben Stelle gefallen, zu rächen.

Eine peinliche Stille folgte durch nichts unterbrochen als durch das Knistern des Feuers in Bazeilles. Ich kehrte zu den Aerzten zurück, die ihren Verbandplatz hinter dem Haus, das uns während der Nacht als Herberge gedient hatte, herrichteten. Schon wehte von dem Dache die weiße Fahne mit dem rothen Kreuz. Fast eine Stunde blieb alles still! Wo sie wohl sind? Ob die Franzosen abgezogen sind? fragten wir uns. Da auf einmal, es war ein Viertel auf Fünf gab uns ein furchtbares Geknatter und Geknall die Antwort. Die Schlacht hatte begonnen, die Schlacht, welche mit einem der glänzendsten Siege, der je erfochten, die deutschen Waffen krönen sollte. Wieder eine Stunde harrten wir in banger Erwartung Der Nebel schien von dem Schießen in Bewegung zu kommen; während er auf's Wasser niedersenkte, stieg blutig roth die Sonne empor. Das rauchende Bazeilles lag wieder vor unseren Blicken. Die Batterien auf den Höhen über uns benützten die freie Aussicht, die sich ihnen eröffnet hatte; ihre Kugeln sausten über uns hinweg in die Reihen der Feinde. Immer lebhafter wurde das Schießen, neue Truppen mußten in das Gefecht eingetreten sein. In der That war, wie ich später hörte gegen sechs Uhr fast die ganze erste Division im Treffen.

Die Aerzte standen unschlüssig. Sie wußten nicht, wohin sie sich wenden sollten. Sie hatten Befehl, zunächst hier zu bleiben; aber da kein Verwundeter herbeigetragen wurde, sehnten sie sich weiter vor, wo sie zu helfen im Stande waren. Hülfe, das unterlag keinem Zweifel, war nöthig. Aber wohin, das war die Frage! Da zur rechten Zeit sprengte in gestrecktem Galopp Adjutant von Spruner herbei und brachte die gewünschte Ordre. „An der Eisenbahnbrücke hinter einem Güterschoppen liegen Verwundete, ihnen gilt's zunächst zu helfen, dann wo möglich über die Brücke ins Dorf, wo schon Hunderte unter Schmerzen des Arztes warten!“ Blutiger erbitterter Kampf so erfuhr ich wüthete in den Straßen. Marine-Infanterie hielt die Häuser besetzt und vertheidigte dieselben mit der größten Hartnäckigkeit. Schon hatten die Bayern zwei Mal bis zur Brücke zurückweichen müssen, waren aber beide Mal wieder, freilich unter großen Verlusten vorgedrungen. Die Doctoren fuhren auf ihrem Medizinkarren in Galopp zu dem ihnen angewiesenen Platz. Ich folgte zu Fuß so schnell wie möglich. Als ich ankam, hatten die Aerzte bereits ihre traurige Arbeit begonnen. Ein Jägerlieutenant, von einem Schuß im Oberschenkel getroffen, wurde soeben herbeigetragen. Die Wunde wurde untersucht und für nicht gefährlich erklärt. Der Offizier — Neuffert war sein Name — verbiß seine Schmerzen und erzählte, während ihm der Verband angelegt wurde, wie sich der Kampf entwickelte. Zwei hundert Schritt waren die Bayern, ohne eine Spur von den Franzosen zu bemerken, bei Nebel und Dämmerung ins Dorf gedrungen. Schon glaubten sie, der Feind sei in der That abgezogen, als sie plötzlich, beim Einbiegen in eine Nebenstraße durch einen furchtbaren Kugelregen vom Gegentheil überzeugt wurden. Die Bayern antworteten natürlich sofort aufs Energischste. Doch die Kugeln, welche von allen Seiten, aus jedem Fenster auf sie niederregneten, zwangen sie, sich momentan zurückzuziehen. Bald aber drangen sie wieder vor, und schon begann der Häuserkampf, der im Laufe des Tages noch so viele Opfer fordern sollte, als der Erzähler durch einen Schuß zu Boden geworfen und gezwungen wurde, den Kampfplatz zu verlassen.

Während ich mit Spannung den Worten lauschte, wurden neue Verwundete herbeigetragen. Alle schilderten den Kampf als einen furchtbar blutigen. Die Lage unseres Verbandplatzes war eine sehr exponirte: zwanzig Schritte von uns die Eisenbahnbrücke, auf die fortwährend die Geschosse des Feindes gerichtet waren; gerade über uns eine bayerische Batterie, die nach Kräften arbeitete und gegen welche die Franzosen gleichfalls ihre Kugeln sandten. Zum Ueberfluß entdeckten wir noch, daß das Gebäude, hinter dem wir uns befanden, ganz mit Granaten gefüllt war. Das war des Guten doch etwas zu viel. Eine Brandgranate in den Schoppen geworfen, hätte entsetzliches Unglück an-

Digitized by Google

richten können. Schon im Interesse der Verwundeten war eine Verlegung des Verbandplatzes dringend geboten. Zudem blieben auch die Krankenträger mit neuen Verwundeten aus. Sie wurden durch die Kugeln, welche ununterbrochen auf die Brücke fielen, am anderen Ufer zurückgehalten. Es ward deßhalb beschlossen, womöglich über die weiter oberhalb befindliche Pontonbrücke nach Bazeilles in die Nähe des Kampfplatzes vorzudringen. Der Weg dahin war gefährlich, er lief unmittelbar unter den bayerischen Batterien dahin. Ich schwankte einen Augenblick, ob ich mit den Aerzten vorgehen sollte. Indessen Bleiben war so gefährlich wie Gehen. Ich befand mich in der Schlacht; nun galts auch, ohne Furcht den Gefahren zu trotzen. Ich folgte also wieder dem Arzeneikarren der mir freilich bald genug aus dem Gesicht entschwand. Als ich so allein auf der ungedeckten Straße dahinschritt, wurde mir doch etwas schwül zu Muth. Ueber mich hinwegsausten die Geschosse der bayerischen und französischen Kanonen. Alle Augenblick schlug am Berg eine Kugel ein, einmal platzte am Abhang keine zehn Fuß über mir eine französische Granate. Ich athmete leicht auf, als ich endlich auf eine von Bäumen gedeckte Wiese kam. Hier in der Nähe mußte der Uebergang sein. Der Weg war nicht zu verfehlen. Zahlreiche bayerische Truppen, zur zweiten und dritten Division gehörig zogen von Remilly vorrückend, denselben Weg. Zwei Pontonbrücken führten dicht nebeneinander über den Fluß, die eine war für Cavallerie und Wagen, die andere für Infanterie bestimmt. Ungehindert kam ich hinüber. Je mehr ich mich Bazeilles näherte, um so furchtbar war das Gedröhn und Geknatter. Die Mitrailleusen arbeiteten energischer als je. Im Sturmschritt rückte ein bayerisches Regiment an mir vorüber. „Es steht schlecht für uns", rief eine Ordonnanz dem commandirenden Offizier zu. „Die Uebermacht der Franzosen uns gegenüber ist zu groß. Wenn die Preußen nur nicht zu spät kommen. Lange können wir es nicht mehr aushalten. Unsere Verluste sind enorm, rief ein anderer. Das zweite und das Leibregiment haben furchtbar gelitten."

Ja, die Verluste waren enorm, davon überzeugte ich mich zitternd und schaudernd, als ich nur wenige Minuten auf dem Verbandplatz am Eingang des Dorfes geweilt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Offizier des vierten Posen'schen Infanterie-Regiments Nro. 59, schreibt der „Schl. Ztg.": „Der heiße Gefechtstag bei Wörth hatte fast sein Ende erreicht, und wir Söhne des kalten Nordens bezogen dasselbe Lager, das noch vor einer halben Stunde die Söhne Afrikas mit Todesverachtung vertheidigt hatten. Hier und da waren unsere Leute mit dem Zusammentragen von Turkosleichen beschäftigt, andere gruben zwischen den Leichen Kochlöcher, und endlich trieben sich welche umher, Kleidungsstücke ꝛc. in den zurückgelassenen Zelten, Tornistern und Equipagenkasten suchend. Da plötzlich braust eine wahre wilde Jagd heran, aus deren Mitte ich nur die Worte: „Zajac, zajac, ein Hase!" verstehen konnte. Potz Blitz! Nach so vielen Leiden ein Hasenbraten, das wollte mir erwünscht scheinen und im „Nu" war ich mit gezogener Klinge an der Spitze der hasenverfolgenden Kolonne. Der Hase nahm seinen Lauf auf ein bayerisches Bataillon zu, welches das geängstigte Thier unter Hurrah mit Säbel- und Steinwürfen empfing. Da stand das Pferd eines bayerischen Capitäns und mit Blitzesschnelle war das gejagte Wild im Sattel. Mit lang gedehntem Gesicht und noch länger gedehnterem „matpa" („ein Affe") zog der biedere Füsilier ab, um den süddeutschen Bundesbrüdern, die staunend schrieen: „'s ist holtersch an Off," das gejagte Thier zu überlassen. Aus dem Munde eines gefangenen Turkos erfuhr ich später, daß das Thierchen seinem gefallenen Oberst gehöre."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 126.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Boget.

VII.

Bazeilles.

Sieg oder Niederlage? Die Frage, welche mich noch vor wenigen Secunden fieberhaft bewegt hatte, trat beim ersten Blick auf den Verbandplatz in den Hintergrund. Das Elend, das mein Auge sah, war zu ergreifend, es füllte meine ganze Seele. Wohin ich schaute, bleiche, schmerzverzerrte Gesichter. Da lagen sie auf Stroh unter freiem Himmel die wackeren Streiter, die ihr Blut gelassen für die Vertheidigung des Vaterlandes. Zwanzig, dreißig Aerzte waren beschäftigt, die Wunden zu untersuchen, den ersten Verband anzulegen, der für Manchen auch der letzte sein sollte. In einer Scheuer waren die Schwerverwundeten gebettet, viele von ihnen schon ohne Bewußtsein. Mehr als einer hauchte unter den Händen der Aerzte sein Leben aus. In einem kleinen Blumengarten lagen einige zwanzig Todte, von denen die meisten auf dem Wege zum Verbandplatz gestorben waren. Keine lebende Seele weilte dort. Ich trat hinein, zu sehen, ob ein Bekannter unter den Braven, die hier in Blumen in Todesschlaf ruhten. Ich kannte keinen und doch welche traurige Schau! Wie manche Hoffnung lag hier gebrochen. Eine ungeheure Last wälzte sich auf mich, wie ich der Thränen gedachte, die der heutige Tag noch aus tausend und aber tausend Augen erpressen würde.

Ich ging längs des Verbandplatzes dahin und forschte nach einem Verwundeten vom 3. Bataillon des 2. Regiments. Ein Unteroffizier, der einen Schuß durch den Unterschenkel hatte, rief mich an. „Wissen Sie Näheres?“ fragte er, „Siegen wir?“ „Hoffentlich,“ war meine Antwort, das „Schießen scheint sich zu entfernen.“ „Doch wie steht's mit dem Bataillon?“ „Schlimm! Wir sind zersprengt, die eine Compagnie hier-, die andere dahin. Viele Offiziere sind gefallen, unter ihnen auch unser Major, ferner Lieutenant Laumer und Lieutenant Hofmann.“ Steurer, Laumer, Hofmann, drei so wackere Offiziere todt, die ich alle drei schätzen und lieben gelernt, denen ich, so kurz auch unser Zusammensein gewesen, gemüthlich nahe gerückt war. „Unmöglich!“ rief ich aus. „Und doch ist's wahr.“ entgegnete der Unteroffizier. Lieutenant Laumer wurde an meiner Seite durch eine Kugel vor den Kopf getroffen, daß er sofort zusammerbrach und in einen längs des Weges fließenden Bach stürzte. Lieutenant Hofmann fiel keine 20 Schritte vor mir und den Major sah ich, als ich hieher getragen wurde, todt am Wege liegen.“ Das Schicksal Laumers ging mir in dem Moment am meisten zu Herzen. Ich dachte seiner Mutter. Noch am Abend zuvor hatte er mir erzählt, wie sie bereits zwei ihrer Söhne im Kriege verloren. Der eine war in dem Unglücksjahr 1866 gefallen, während der andere erst vor wenigen Tagen seinen bei Wörth erhaltenen Wunden erlegen war. Arme Mutter! Doch nein, war das nicht Laumer, der Offizier, der dort mit verbundenem Kopf herankam. Ja, wahrhaftig er wars. Ich eilte auf ihn zu und schüttelte ihm die Hand. „Soeben hört' ich, Sie seien gefallen! Hier der Unteroffizier erzählte es mir.“

Digitized by Google

„Herr Lieutenant, Sie leben“ rief der arme Teufel und war überglücklich auf einer Unwahrheit betroffen zu werden. Indessen hatte er keineswegs die Unwahrheit gesagt. Laumer wurde in der That von einem Schuß vor den Kopf getroffen, durch die Kugel schwächte sich ab an dem Ring des Helmes, sie durchdrang denselben zwar, hatte dann jedoch nur noch die Kraft, das Fleisch zu verletzen, vom Knochen prallte sie zurück. Indessen war die Kugel mit solcher Gewalt dahergefahren, daß Laumer bewußtlos zu Boden geworfen wurde und gerade so wie mir der Unteroffizier erzählt hatte, in einen am Wege fließenden Bach stürzte, wo er liegen blieb bis ihn die Kühle des Wassers wieder ins Leben zurückrief.

Während ich mich mit den so glücklich Geretteten unterhielt, schien es als zöge sich der Kampf wieder zu uns heran. Das Schießen kam näher und näher. „Wenn die Unsern nur nicht über die Maas zurückgeworfen werden, bangten die Verwundeten. Es wäre entsetzlich, wenn wir in die Hände der Feinde fielen.“ Der Platz war schon überfüllt, und immer wurden noch neue Kranke herbeigetragen. Alle schilderten die Lage der Deutschen als sehr gefährdet. Während dem begann der Transport nach dem andern Ufer; die bayerischen Ambulancen setzten sich in Thätigkeit.

Groß war die Zahl der Offiziere, die gefallen, aber ihre Tapferkeit war auch über jedes Lob erhaben gewesen; Alle wetteiferten im Preis derselben. „Sie hätten unseren Major“, sagte mir ein Soldat vom 2. Bataillon des zweiten Regiments, „den Major Mehn sehen sollen wie er immer voran war; wie er; wenn wir nicht weiter konnten, uns antrieb, bald mit Güte, bald durch Schelten. Es treffen die wenigsten Kugeln, Kinder, rief er, und gerade als ob er es uns beweisen wollte, ging er dahin, wo sie am dichtesten flogen.“

„Aber unseren Hauptmann hätten sie sehen sollen, den Hauptmann von Zu-Rhein“, rief ein Jäger aus, „zwei unserer Leute, die am Boden lagen und denen die Franzosen keinen Pardon geben wollten, hat er mit dem Säbel herausgehauen. Es gab keinen besseren Offizier in der ganzen Armee.“ „Gab“, fragte ich, ist er „gefallen?“ „Ja, drüben liegt er an der Mauer, eine Kugel hat ihm die Brust durchbohrt“, entgegnete der Jäger, während ihm die Thränen in die Augen traten. Ich ging zu der Mauer; im Gras, das Antlitz mit einem Tuch überdeckt, so lag die Leiche des Offiziers, dem sein Soldat ein so warmes Lob gezollt. Ich zog das Tuch hinweg und sah in ein schönes männliches, von einem dunklen Vollbart umrahmtes Gesicht. Das eine Auge war geschlossen, das andere aber starrte unheimlich aus der Höhle, in die es weit zurückgetreten war, hervor. Mehrere Leichtverwundete traten hinzu, Alle beklagten aufs schmerzlichste den Tod des Hauptmanns; Jeder hatte ihn gekannt, — Einer lobte ihn noch mehr als der Andere.

Da plötzlich — welch ein Getöse, welch wüstes Geschrei! Was ist das für ein eigenthümliches Geräusch? Es war das Aufschlagen der Kugeln auf den Stein. In der That, keine vierzig Schritt vor uns am Ausgang der Straße tobte der Kampf. Die Bayern wurden von den Franzosen zurückgedrängt Ein wildes Jubelgeschrei füllte die kurzen Pausen, die das Knattern der Gewehre unterbrachen. Es ward von den Bewohnern des Dorfes ausgestoßen, die an den Kampfe Theil nahmen und welche jauchzend den Sieg der Ihrigen feierten. Doch die Freude war verfrüht. Nur wenige Minuten dauerte es und die Unsrigen drangen wieder vor. Es war das letzte Mal, daß der Feind an dieser Stelle einen Erfolg hatte.

Ich eilte die Straße hinab, zu sehen wie sich der Kampf entwickelte. Hinter einer Gartenmauer faßte ich Posto. Einige Löcher in derselben, die offenbar als Schießscharten gedient hatten, gestatteten mir einen Blick auf ein großes festes Haus, um das bereits seit mehreren Stunden gekämpft wurde. Das Gebäude kehrte seine Front nach zwei Straßen, und auf beide fand von den Fenstern aus ein fortwährendes Feuern statt. Zahlreiche Bayern waren schon als Opfer dieses Feuers gefallen. Das Haus schien

Digitized by Google

eine Schanze geworden, von der sich die Tapferkeit unserer Krieger brechen sollte. Die Anwendung von Artillerie gegen das Gebäude allein war bei seiner Lage unmöglich, und ein allgemeines Bombardement gegen das Dorf zu eröffnen verboten die vielen Verwundeten, die in seinen Straßen und Häusern lagen. Den „Schutzwall" der Feinde zu zerstören blieb nichts übrig als die Bundesgenossenschaft der Flamme. Einige Pioniere führten unter großer Lebensgefahr eine Umgehung aus, schlugen die Hinterwand des Hauses ein und steckten Feuerbrände durch die Bresche. Die ausbrechenden Flammen zwangen die Franzosen zum Aufgeben ihrer Position; sie zogen sich durch den Garten zurück. Die Bayern stürmten ihnen durch das brennende Haus nach; aber sie waren, wie mir später erzählt wurde, bei der Verfolgung zu heftig, und so stießen sie, als sie durch die Gärten vordrangen, plötzlich auf feindliche Reserven, die bisher noch keinen Theil am Kampfe genommen hatten. Jetzt war für die Unseren wieder der Moment zum Rückzug gekommen. Fast aber wäre ihnen derselbe unmöglich gemacht worden, denn der Brand hatte mittlerweile um sich gegriffen, so daß das Haus, durch welches sie gekommen, nicht mehr passirbar war. Zwei Fahnen waren eine Zeitlang in Gefahr dem Feind in die Hände zu fallen. Ein kurzes, kühnes, vom heftigem Feuer unterstütztes Vor, das die Verfolger verwirrte, und die während der Verwirrung ausgeführte schleunige Uebersteigung einer nicht allzu hohen Mauer rettete die Fahnen, doch wurden mehrere Offiziere, die sich bei dem Vorstoß zu weit vorgewagt, abgeschnitten und zu Gefangenen gemacht.

Während hinter den Häusern gekämpft wurde, ging ich die Straße hinauf. Schrecklich war der Jammer, den ich dort sah. Ich war der Erste, der hier nachdem sich der Kampf weitergezogen hatte, erschien. Todte lagen auf Verwundeten, Verwundete auf Todten gebettet. Hier stieß Einer unter schrecklichen Schmerzen den letzten Seufzer aus, dort war ein Anderer durch Brennen seiner Wunde aus wohlthätiger Betäubung erweckt. Flehend sahen mich hundert brechende Augen an Ein Zittern ergriff mich. Ich wollte fort. Zu entsetzlich war der Anblick, und doch was war das Elend gegen die Greuel, die gleich darauf mein Auge schauen sollte? Ein wildes, mehr thierisches als menschliches Geschrei drang an mein Ohr. Ich blickte nach der Stelle hin, woher die Töne kamen, und ich sah wie ein Bauer einen am Boden liegenden verwundeten Bayern gegen ein brennendes Haus schleifte, ein Weib war ihm dabei in der Weise behilflich, daß sie dem Armen fortwährend mit ihren großen Schuhen in die Seite stieß. Schon zog das herzzerreißende Geschrei des Unglücklichen drei seiner Kameraden herbei. „Schießt sie nieder! Nein, hängt sie," Zwei Schüsse fielen, der Bauer brach zusammen. Die Megäre lachte; wie die Soldaten noch kaum drei Schritte von ihr entfernt waren, trat sie ihrem Opfer noch einmal ins Gesicht. Das Weib mußte wahnsinnig sein. Ein Hieb spaltet ihr den Schädel. „Hängt sie auf! Ins Feuer mit den Bestien." — —

Während die Soldaten ihren nur zu erklärlichen Rachegefühlen freien Lauf ließen, beugte ich mich zu dem Mißhandelten nieder. Er war todt. Mit dem Hülferufe hatte er seinen letzten Odem ausgehaucht. Es war ein schöner, kräftiger Bursche! Wohl seinen Lieben, daß sie den letzten Angstschrei ihres Sohnes, ihres Bruders nicht gehört! Nie werde ich diese Töne vergessen. Sie werden in mir nachklingen, so lange ich lebe.

Jetzt fort von der Stätte des Greuels — doch ein neues Schreckliches fesselt mich. Aus einem Hause dicht hinter mir fallen rasch nach einander zwei Schüsse. Ich wende mich um, und sehe, wie ein Krankenträger, der in Ausübung seines Dienstes thätig ist, krampfhaft zusammenzuckt; die Bahre entgleitet seinen Händen, er taumelt und singt zu Boden. Der Verwundete, den er getragen, wälzt sich mit ihm im Staube. Aus jenem Hause kamen die Schüsse. Fünf, sechs Bayern dringen in dasselbe ein; die Thür bricht vor den Schlägen ihrer Kolben zusammen. Aber die Soldaten stehen wie gebannt: auf der Schwelle erscheint, eine Doppelflinte in der Hand, ein stattliches Weib — fünfzig Jahr alt mag sie sein — die aufgelösten grauen Haare umwallen ein schönes, ja edles

Digitized by Google

Gesicht. Als sie die bewaffneten Männer sieht, verzerren sich ihre Züge. Sie lacht wild — das Lachen dieser Weiber ist schrecklich. „Vous êtes une bête“ ruft ihr ein heraneilender Arzt entgegen. Ihr Lachen verstummt, ein Thränenstrom bricht aus ihren Augen und sie sagt ruhig aber im Tone herzzerreißenden Wehes: „Non, je suis épouse, je suis mère! Vous avez assassiné mon mari; vous avez assassiné mes deux fils. Tuez-moi aussi! Je vous en remercierai. Si vous ne me tuez pas, c'est moi qui vous tuerai.*)

Bei den letzten Worten kommt der alte Zorn zurück, sie erhebt die Flinte von Neuem. Die Soldaten haben sie nicht verstanden, sie wollen ihren Kameraden rächen und sich selbst schützen. Der Arzt steht erschüttert wie ich; ehe wir ein Wort zu sagen im Stande, bricht die Unglückliche, von zwei Kugeln durch die Brust getroffen, zusammen. „Laßt sie ruhig sterben!“ ruft der Doctor den Leuten zu, die ihrer Rache noch nicht genug gethan glaubten. „Sie hat heute ihren Mann und zwei Söhne verloren.“ Das ergreift auch die Soldaten, stumm wenden sie sich weg. Ich bleibe mit dem Arzte zurück, wir beugen uns zu der Armen nieder. Die Wunden sind tödtlich. Wild starrt die Frau uns an. Ich fasse ihre Hand und unwillkürlich entschlüpft meinen Lippen ein „Pauvre femme!“ Die Laute scheinen ihr wohl zu thun, sie fühlt wohl, daß sie von Herzen kommen. Ihr brechendes Auge verklärt sich, und indem sie meine Hand fest umklammert, entwindet sich ihrer Brust der letzte Seufzer.

(Fortsetzung folgt.)

Vom General Moltke erzählt die „Tr.“: Ein Engländer ließ sich ihm im Hauptquartier vorstellen, der bereits den böhmischen Feldzug im Gefolge des Generalstabes als Amateur mitgemacht. Der Engländer machte die Bemerkung, die Strapazen dieser Feldzüge seien doch außerordentlich und müßten auch den General start angreifen. Moltke, mit seinem kaum merklichen Lächeln, erwiderte darauf: „Ja nun, so lange man jung ist, hält man es schon noch aus.“

(Wohin die Leute gehören.) Die Armen nach Geldern. — Die Hungrigen nach Island oder Essen. — Die Schmächtigen nach Friesland. — Die Aussätzigen nach Finnland. — Die Kranken nach Heilbronn. — Die Patienten nach Curland — Die Perückenmacher nach Harburg. — Die Dürftigen nach Brod. — Die Traurigen nach Klagenfurt. — Die Weinenden nach Zähringen. — Die Juristen auf den Jura. — Die Eierhändler in's Hennegau. — Die Frommen nach Fünfkirchen. — Die Ueberfrommen nach Neunkirchen. — Die Jäger nach Jägerndorf, Hirschberg oder auf die Fuchseinsel. — Die Schneider nach Ziegenhain oder nach Gaisslingen. — Die Kahlköpfigen nach Glatz oder Kahlenberg. — Die Kammermädchen nach Zofingen. — Verliebte Mädchen nach Mannheim. — Die Eingebildeten nach Dünkelsbühl. — Die Einsamen nach Oedenburg oder Einöd. — Die Eckigen nach Speier. — Die Wurstmacher nach Darmstadt. — Die Bartputzer nach Bartfurt. — Die Briefträger nach Oporto. — Die Recensenten nach Rügen. — Die Lehrer nach Schulpforta. — Die Heißblütigen nach Eisleben. — Die Jungfrauen auf die Jungfraueninseln oder auf den Jungfrauensprung.

---

*) Nein, ich bin Weib und Mutter. Ihr habt mir meinen Mann und meine zwei Söhne gemordet. Tödtet mich auch. Ich werde Euch dafür danken. Wenn Ihr mich nicht tödtet, so tödte ich Euch!

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 127.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Bazeilles. Fortsetzung.)

Ich war erschüttert bis ins tiefste Mark. Stumm schritt ich durch das brennende Dorf dahin, ich merkte kaum, daß die Flammen immer weiter um sich griffen. Ich dachte des unglücklichen Weibes. Franzosen werden sie eine Heldin, Deutsche eine Meuchelmörderin heißen. Wäre sie eine Deutsche gewesen, würden Deutsche sie als eine Heldin feiern und Franzosen sie als Mörderin verdammen. Sie war weder das Eine noch das Andre, sie war nichts weiter als ein elendes Weib, ein trauriges, beklagenswerthes Opfer des Krieges. Als sie den Krankenträger erschoß, glaubte sie nur einen der Mörder ihrer Kinder zu tödten. Was wußte sie von dem Genfer Kreuze. Aber ich will auch die Soldaten nicht anklagen, das sie in ihr nur die Mörderin sahen. Sie kannten ja nicht das entsetzliche Elend, daß sie daniedergeschmettert. Sie konnten in ihr nur die Feindin erblicken, an der sie den gefallenen Kameraden rächen, der sie es unmöglich machen wollten, noch mehre ihrer Brüder zu tödten. Das eben ist ja der schreckliche Fluch des Krieges, daß er wieder die Bestie im Menschen erweckt, daß er das, was im Frieden Verbrechen ist — wenigstens in den Augen der Freunde — zur Heldenthat stempelt.

Ich kam wieder zum Verbandplatz am Ausgang des Dorfes. Der erste Bekannte, der mir begegnete, war Adjutant v. Spruner. In seiner Linken trug er ein kleines Bündel, seine Augen waren feucht. Stumm gab er mir die Rechte. Ich brauchte nicht zu fragen, was geschehen. Ich wußte, die Thräne galt Major Steurer. Eine Kugel hatte ihm die Schläfe durchbohrt, vor einer halben Stunde war er in den Armen Spruner's gestorben. In dem Bündel dort waren seine Sachen.

Eine neue Schreckensbotschaft kam. Die Flammen bedrohten ein französisches Lazareth, das in einem Schloß errichtet war. Ein Löschen des Feuers war unmöglich. Mannschaft mit Bahren vor, die Kranken vor dem Flammentod zu retten! Aber vergeßt auch die verwundeten Bayern nicht, die noch in den Straßen des Dorfes, in den Häusern und Gärten liegen!

Verwundete Blessirtenträger erschienen und klagten, daß aus den Häusern auf sie geschossen worden. Die Klagen erneuerten sich in kurz aufeinander folgenden Fristen, so daß Befehl ertheilt wurde, die Häuser zu durchsuchen und von den Schützen zu säubern. Es war ein gefährlicher Auftrag, bei dem mancher Soldat sein Leben einbüßte. Und doch ob auch mehr als Fünfzig — Männer und Frauen — zu Gefangenen gemacht wurden, ob auch mehr als Zwanzig, die sich vertheidigten, auf der Stelle niedergemacht wurden, das Schießen aus den Häusern hörte nicht auf. Immer und immer wieder wurden die Krankenträger*) das Ziel der meuchelmörderischen Schüsse. Die Häuser schienen sich aus

*) Obgleich bei dem Schießen auf die Krankenträger System zu sein schien, glaube ich doch annehmen zu dürfen, daß man auf sie nicht deßhalb schoß, weil sie Krankenträger waren, sondern darum, weil sie meist nur zu Zweien gingen; ein Schießen auf sie also weniger gefährlich schien

Digitized by Google

unterirdischen Schlupfwinkeln neu zu bevölkern. Von allen Seiten wurde energisch die Zerstörung des ganzen Dorfes verlangt. Schon waren gewiß an Fünfzig der Unseren den aus dem Hinterhalt kommenden Kugeln erlegen, als endlich der Befehl ertheilt wurde, jedes Haus, aus welchem noch geschossen würde niederzubrennen. Der Befehl ward pünktlich ausgeführt. Viel Rücksicht wurde dabei schwerlich geübt. Die Soldaten, erhitzt von dem Kampf und aufgebracht über das meuchelmörderische Schießen aus dem Hinterhalt, machten, wenn sie den geringsten Widerstand fanden, nicht viel Federlesens. Die Bewohner dagegen, die zu Bettlern geworden, und von denen wohl Jeder einen oder mehrere seiner Angehörigen verloren hatte, kannten nur noch ein Gefühl, das der Rache. Sie fürchteten, wie jene unglückliche Mutter, deren Tod ich erzählt habe, nicht mehr die Kugel der Feinde; sie hießen das verderbliche Blei sogar freudig willkommen, wenn es ihnen nur vorher gelungen war, einen der verhaßten „Chiens allemands“ zu tödten. Daß die Soldaten in ihnen elende gemeine Mörder sahen, ist nicht minder erklärlich. Sie hatten ja, keine Zeit darüber nachzudenken, was sie gethan hätten, wenn der Krieg ins bayerische Hochland getragen worden wäre und die Franzosen ihr Heimathdorf verbrannt hätten.

Und doch, wie Schreckliches auch in Bazeilles geschehen, wie furchtbar auch die Leidenschaften gewüthet haben, so ist es dennoch, zur Ehre des deutschen Namens kann das nicht entschieden genug hervorgehoben werden, eine Unwahrheit, daß, wie der französische Herzog von Fitz-James in der „Times“ behauptet, die Bayern unschuldige Frauen, die fliehen wollten, getödtet, ja, ganze Familien zurück in die Flamen gestoßen hätten. Der Herzog von Fitz-James, indem er diese furchtbare Anklage erhebt, gesteht gleichzeitig zu, daß er selbst solche Gräuel nicht gesehen, sondern, daß sie ihm aus dem Munde der geflüchteten Einwohner von Bazeilles mitgetheilt seien. Ich war selbstverständlich nicht immer und überall in dem brennenden Dorf; aber ich habe nicht nur Nichts gehört und gesehen, was jener Anklage einen Boden geben könnte, sondern ich war auch Zeuge einzelner Scenen, welche dem Herzen der Bayern alle Ehre machen. So sah ich, um nur Eines anzuführen, wie ein Soldat vom ersten Regiment einem alten Mütterchen, das in dem brennden Dorfe vor Müdigkeit zusammenbrach, einen Trunk aus seiner Flasche hinreichte und ihr sodann half, ihre aus dem Feuer geretteten Habseligkeiten auf den Rücken zu laden. Und für diese That wurde der wackere Altbayer nicht nur nicht verhöhnt, sondern von allen Seiten aufs Wärmste gelobt.

Das, was in Wahrheit zu Bazeilles geschehen, ist schrecklich genug und bedarf keiner ausschmückenden Uebertreibung um jedes menschliche Herz mit Entsetzen zu erfüllen. *) Ein Verbrechen ist es, die Kluft zwischen Deutschen und Franzosen durch lügenhafte Entstellung der Wahrheit noch zu vergrößern. Was nützen alle gegenseitigen Anklagen, wo die Grenze zwischen Recht und Unrecht so gewaltig hin und her schwankt. Wer im Kriege unterliegt, wird in der Verzweiflung der Niederlage stets den ersten Schritt in jene dunkle Sphäre thun, wo allein die Leidenschaft als souveräne Herrin gebietet. Möchten wir Alle, Deutsche wie Franzosen, erkennen, daß die wahre Quelle der Greuel das Scheusal des Krieges selbst ist.

VIII.

Sieg!

Um 9 Uhr etwa mochte Bazeilles von den Franzosen geräumt sein; aber das Dorf konnte noch nicht als erobert betrachtet werden, so lange nicht auch der große schattige Park hinter demselben in der Hand der Deutschen war. Hier jedoch begann ein neuer

*) Die Behauptung des Herzogs v. Fitz-James, Bazeilles sei angezündet, weil seine Bewohner Nationalgarden am Kampfe Theil genommen, bedarf nach dem, was ich in diesem vorigen Briefe erzählt, keiner besonderen Widerlegung. Es ergibt sich aus meiner Erzählung von selbst, daß die Einäscherung des unglücklichen Dorfes keine Handlung der Rache, sondern ein Act der Nothwehr war.

Digitized by Google

mörderischer Kampf, an dem sich beide Divisionen des v. d. Tann'schen Armeecorps betheiligten. Die Entscheidung schwankte lange. Die hier stehenden französischen Truppen, die bei ihrer Vertheidigung durch Mitrailleusen und Feldbatterien wirksam unterstützt wurden, waren größtentheils noch gar nicht im Feuer gewesen und fochten ausgezeichnet. Auch wurden sich die Franzosen, den Bayern an Zahl weit überlegen, ihrer Uebermacht glücklicherweise erst bewußt, als die Unterstützung der Sachsen und Preußen nahe war. Obgleich die Bayern gerade bei Bazeilles Unglaubliches leisteten, wurden schon einige Tage nach der Schlacht Stimmen laut, die ihre Leistungen bemäkelten. Nicht als ob man die bayerische Tapferkeit bezweifelte — das wäre unmöglich gewesen — aber man hielt es für gut, diese Tapferkeit zu bekritteln. Man nannte sie „roh„ und sprach ihnen die „Intelligenz" ab. Ja, man ging soweit, den ganzen Kampf um Bazeilles als überflüssig, den Angriff auf das Dorf als verfrüht darzustellen. Es ist nicht der Zweck dieser Skizzen sich in militärische Excurse einzulassen, und so möge man denn auch die folgenden Bemerkungen nicht als solche betrachten. Sie sind nichts weiter als die Ansicht eines Laien, doch verhüten sie vielleicht in Verbindung mit den Zeugnissen Anderer, daß sich eine irrige Meinung über diese blutige Episode der Schlacht von Sedan im Volke festsetzt. Es wäre wirklich entsetzlich, wenn all das edle Blut, das in und um Bazeilles die Erde tränkte, nur vergossen wurde, weil es der Laune eines ehrgeizigen Generals genehm schien zu zeigen, daß auch seine Truppen sich zu schlagen verstünden. Doch die Bayern mögen sich trösten, das Blut der Ihrigen bei Bazeilles ist wahrlich nicht umsonst geflossen. Durch den in aller Frühe vom General v. d. Tann befohlenen Angriff auf das Dorf und durch die heldenmüthige Eroberung desselben Seitens des 1. Armeecorps, wurden die Franzosen verhindert einen Offensivstoß gegen die auf La Moncelle vordringenden Sachsen auszuführen, wurden sie der Möglichkeit beraubt, auch nur den Versuch zu machen, sich über Douzy auf Carignan durchzuschlagen. Beides würde zwar schwerlich Etwas an dem Endausgang der Schlacht geändert haben; aber aller Wahrscheinlichkeit nach wäre die Entscheidung dadurch verzögert worden und jedenfalls wären durch einen französischen Angriff die ohnehin schon großen Verluste der Armee des Kronprinzen von Sachsen noch bedeutend vermehrt worden.

Und jetzt zurück zum Schlachtfeld. Um halb sieben Uhr schon hatten die Sachsen bei La Moncelle und Lamécourt die Franzosen angegriffen, und zwei Stunden später war es ihnen gelungen, Fühlung mit dem v. d. Tann'schen Corps zu gewinnen. Trotzdem war gegen Zehn die Lage der Bayern bei Bazeilles wieder sehr gefährdet. Alle paar Minuten kam zu uns auf den Verbandplatz die Meldung, daß die unseren weiter und weiter zurückgedrängt würden, eine Nachricht, welche durch das immer näher dringende Kleingewehrfeuer nur zu sehr bestätigt wurde. Jeden Augenblick fürchteten wir, die Franzosen würden erscheinen. Die Angst und Aufregung der Verwundeten wirkte wahrhaft beklemmend. Der Gedanke wehrlos in die Hände des Feindes zu fallen, ließ sie jedes andere Gefühl, ließ sie selbst die Schmerzen ihrer Wunden vergessen. Ordonnanzen sprengten in vollem Galopp, Straß auf und Straß ab. Ihre Hast vermehrte unsere Unruhe. Da endlich eine Freudenbotschaft! Ein Chevauxlegers-Offizier Baron Heußlein war sein Name — der auf staubbedecktem, blutendem Pferde so eben von Douzy gekommen, brachte sie uns. Freudig erregt meldete er das Nahen der achten preußischen Division. „In einer halben Stunde," rief er, „sind sie da." Doch so lange dauerte es nicht. Noch waren keine zwanzig Minuten vergangen, so hörten wir schon die preußischen Trommeln und Pfeifen.

Ich eilte den Klängen entgegen. Etwa hundert Schritt weiter beim Bahnhof führt die Straße von Douzy vorbei. Dichte Staubwolken künden den Anmarsch der Bundesgenossen. Bald auch erglänzen die preußischen Helme im Sonnenschein. Wer von den verwundeten Bayern zu gehen im Stande ist, achtet nicht der Warnung der Aerzte, er kommt herbei, die Preußen zu begrüßen. Schon rücken sie vorüber, ein magdeburgisches

Digitized by Google

Regiment und das 4. Jägerbataillon marschiren nebeneinander. „Hurrah die Preußen! Hurrah die Bayern!“ und jetzt unter voller Regimentsmusik vor auf jene Wiese! Wohl stehen auf der Höhe, welche sie begrenzt, die Mitrailleusen-Batterien. Doch der Sturmmarsch braust so gewaltig daher, daß er das unheimliche Knattern der Kugelspritzen fast übertäubt. Sicher, als handle es sich um die Ausführung eines Parademanövers, werden die Angriffskolonnen formirt. Dem Regiment folgt eine preußische Feldbatterie. Keine zehn Minuten später und schon fliegen ihre Kugeln auf die Mitrailleusen. Neue Regimenter rücken heran; aus Erfurt ist das eine, aus Schleswig-Holstein das andere. Neuer Jubel, neues Hurrah! Hoch Schleswig-Holstein! Hoch Bayern! Die französischen Batterien eröffnen ein mörderisches Feuer. Die Mitrailleusen knattern lauter als je. Zahlreiche Shrapnels platzen über den Häuptern der Preußen. Doch mit Hurrah geht's vor zum Tod und zum Sieg. Das deutsche Hurrah ist den Franzosen unheimlicher als den Teutschen das lauteste Mitrailleusen-Geknatter. Die Chassepots tragen zwar weiter als die Zündnadeln, doch deutsche Tapferkeit macht gut, was die Franzosen an ihrer Waffe voraus haben. Hinein in den Kugelregen und erst geschossen, wenn die Chassepotkugeln um zweihundert Schritt an uns vorbeisausen!

Die Reihen der Feinde wanken; die Höhen, welche die eine Seite des Parkes decken werden geräumt. Doch was eilt drüben von Norden die Straße herab? Naht dem Feinde von dort her Verstärkung? Wohl sind es Franzosen, doch sie denken nicht daran, in den Kampf zu treten. Sie wenden sich seitwärts in den Tannenwald. Sie fliehen vor den Sachsen, welche die Höhen von La Moncelle siegreich erstiegen haben und jetzt auf Bazeilles vordringen.

Um Mittag war der Sieg der Deutschen auf dem ganzen linken Flügel entschieden. Während das erste bayerische Corps aus dem Kampf zurückgezogen wurde und die Preußen und Sachsen mit den fliehenden Franzosen hinter den hohen Bäumen des Parks verschwanden, erstieg ich eine rechts von Bazeilles liegende Anhöhe, von der aus mehrere höhere Offiziere den Gang der Schlacht beobachteten, und von wo sich mir ein herrliches Panorama fast des ganzen Schlachtfeldes erschloß. Besonders interessant war es mir den Rückzug der Franzosen zu verfolgen. Sie zogen fast alle an einem großen Schloß vorüber, von dessen weißen Mauern sich die Uniformen deutlich abhoben. Man sah die Verwirrung, die in ihren Reihen herrschte. Neben dem Schloß theilte sich die Chaussee in zwei Straßen, von denen die eine nordwärts nach Belgien, die andere westwärts nach Sedan führt. Beide Wege waren überfüllt, aber auf keinem konnten die Flüchtlinge ihrem Schicksal entgehen. Der eiserne Gürtel der deutschen Heere hatte sich seit einer Stunde geschlossen. Der vor uns von den bewaldeten Höhen im Norden aufsteigende Rauch der Geschütze gab uns Zeugniß, daß die Armee des Kronprinzen rechtzeitig erschienen, um den Feinden die Straße nach Belgien zu verlegen. Es waren, wie ich später hörte, das 5 und 11. Armeecorps, die hier den Franzosen in den Rücken fielen und sie nach mehrstündiger hartnäckiger Gegenwehr und nachdem noch die von Osten kommenden preußischen Garden in das Gefecht eingetreten waren, zum Rückzug auf Sedan zwangen, wo aller das gleiche Schicksal wartete.

(Fortsetzung folgt.)

(Was ist „schwarz?“) Wenn ein schwarzer Turko in einer Neumondnacht in einer engen unerleuchteten Straße in einem dunklen Keller aus einer schwarzen Tasse schwarzen Kaffee trinkt, dazu aus einer schwarzen Pfeife schwarzen Tabak raucht und dabei schwarze Gedanken hegt.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 128.

Allerseelen 1870.

Fahnen flattern hoch von Thürmen,
Alles prangt im Festgewand,
Und von lautem Jubelsange
Wiederhallt das ganze Land.

Und mit Recht; ein mächt'ger König
Führt sein Volk von Sieg zu Sieg;
Wann zog Einer so gewaffnet,
So gewaltig in den Krieg?

Darum jauchzt ihm zu begeistert
Jede ächte, deutsche Brust;
Selbst im lebensmüden Greise
Regt sich hohe, stolze Lust.

Doch auf einmal wird's so stille,
Und dem Herzen wird's so bang;
Sag', warum so plötzlich heute
Er verstummt, der frohe Klang?

Darum, weil ein größ'rer Herrscher
Heut begeht sein Siegesfest,
Dem gehorcht die ganze Erde,
Nord und Süden, Ost und West.

Er, der schnell und unaufhaltsam
Durch der Erde Länder geht,
Hinter sich die Millionen,
Die er herzlos hingemäht.

Schon seit vielen Jahren hat er
Solche Beute nicht gemacht;
Darum feiert der Gewalt'ge
Heut sein Fest mit solcher Pracht.

Flora hat mit vollen Händen
Ausgestreut den letzten Rest
Ihrer Gaben, Theil zu nehmen
An des Siegers stolzem Fest.

Und mit klagenden Accorden
Huldigt ihm die weite Flur,
Raben krächzen, Nebel ziehen,
Fort ist jeder Freude Spur.

Und vom Knaben bis zum Greise
Alles schweigsam Kränze flicht,
Ach, indeß aus manchem Auge
Leis' ein Strom von Thränen bricht.

Und so zieh'n sie zu dem Orte,
Wo er herrscht der Fürst der Nacht;
Tausend Lämplein, wie die Sterne,
Funkeln dort in stiller Pracht.

Da und dort an einem Hügel
Steht, das Auge himmelwärts,
Hände ringend ein Verlass'ner,
Fast vor Kummer bricht das Herz.

Doch auch in der stillen Kammer,
Kniet, die Wangen bleich vor Leid,
Starren Blickes, stumm und sinnend
Manche Gattin, manche Maid.

Ach, in nebelgrauer Ferne
Liegt der Hügel, der ihn birgt,
Den Geliebten, den der Finst're
In der Feldschlacht hingewürgt!

Ihre Seufzer, ihre Küsse,
Ach, sie reichen nicht so weit;
Statt der Bänder, statt der Kränze
Hat sie nichts, als Thränen heut.

Doch von unsichtbaren Höhen
Tönt's herab so leis', so mild:
„Der, um den Du liebend trauerst,
„Wohnt in himmlischem Gefild!

„Darum klage nicht vergebens,
„Da nicht lang die Trennung währt;
„Bald wirst Du ihn wieder schauen
„Rosenwangig und verklärt!

„Und dann kommt kein Trauerbote,
„Bricht kein Kummer mehr das Herz,
„Und in namenlose Freude
„Löst sich auf der Erde Schmerz."

Valentin Riedel.

Digitized by Google

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

(Fortsetzung.)

Augenblicklich tobte der Kampf am befestigten eine Viertelmeile rechts von Bazeilles bei Balan, das die dritte bayerische Division (welche an diesem Tage gleich mehreren Regimentern der achten preußischen unter dem Befehl des General v. d. Tann stand) schon um elf Uhr angegriffen hatte. Es war, soweit ich von der Höhe beobachten konnte, ein blutiger Kampf. Die Franzosen vertheidigten sich auch hier auf's tapferste, und wieder war es wie in Bazeilles die Marine-Infanterie, die allen anderen voranleuchtete. Auch die Mitrailleusen thaten wieder ihre Schuldigkeit, unsere Artillerie freilich nicht minder. Erst um 4 Uhr, nachdem noch mehrere Bataillone Preußen und Theile des 1. bayerischen Armeecorps in den Kampf eingegriffen hatten, konnte Balan behauptet werden.

Ich blieb nicht so lange auf der Höhe. Gegen zwei Uhr stieg ich nach Bazeilles hinab. Der gewaltigen Aufregung der letzten Stunden war eine große Abspannung gefolgt. Doch sie sollte nur von kurzer Dauer sein. Bald genug stürmten neue schreckliche Eindrücke auf mich ein.

Der Hauptverbandplatz war, während ich der Schlacht zugesehen, nach dem schönen schattigen Garten eines Schlosses verlegt, des einzigen größeren Gebäudes, das in Bazeilles von den Flammen verschont blieb. Das Schloß selbst war zum Lazareth eingerichtet. Von seiner Zinne wehte neben dem Genfer Kreuz das blauweiße Banner. Bayern, Preußen, Sachsen und Franzosen ruhten unter den beiden Fahnen friedlich nebeneinander. Nur wenige Minuten weilte ich auf dem Verbandplatze. Trotz des vielen Elends, das ich gesehen, war ich noch nicht abgehärtet gegen den blutigen Jammer.

Kaum hatte ich das Schloß verlassen, als ich von einen Soldaten angerufen wurde. Es war der Bediente von Lieutenant Hofmann, ein treuer ehrlicher Bursche, der nach dem 3 Bataillon fragte, und mir die freudige Nachricht brachte, daß sein Herr noch lebe. Er lag, freilich schwer verwundet, in einem zum französischen Spital eingerichteten Pavillon im Parke, etwa eine Viertelstunde hinter Bazeilles. Er verlangte dringend nach einem deutschen Arzt und einem seiner Kameraden. Die deutschen Aerzte aber waren Alle über und über beschäftigt und das 3. Bataillon in dem Augenblick nicht zu finden. In der Hoffnung, daß ich dem wackeren Freund, den ich kaum gewonnen schon verloren geglaubt, vielleicht einen Dienst erweisen könne, bat ich, mich zu ihm zu führen. Der Bediente war sofort dazu bereit. Wir ersuchten noch ein paar Aerzte dringend, sobald es ihnen möglich uns zu folgen,; dann eilten wir ohne Säumen durch die brennenden Straßen in den Park, wo noch vor wenigen Stunden der Verzweiflungskampf gewüthet hatte. Leichen und Sterbende bedeckten den Boden. Die Weh- und Schmerzensrufe contrastirten schrecklich zu dem Frieden des Ortes. Es waren wunderschöne Anlagen, die sich vor mir ausbreiteten. Wohlgepflegte von klaren Bächen durchströmte Wiesen wechselten mit reizenden Bosquets. Niedliche Brücken führten über die Bäche dahin. Hohe Bäume verbreiteten wohlthätigen Schatten. Wie oft mochten hier glückliche Paare in fröhlichem Geplauder lustwandelt sein. Und jetzt — doch ich hatte nicht lange Zeit über die Gegensätze nachzudenken, mein Begleiter erzählte mir, wie Hofmann seine Kugel empfangen. Kühn wie immer war er an der Spitze seines Zuges dem Feinde entgegengestürmt, als ein furchtbares Chassepot- und Mitrailleusenfeuer die Bayern zum Weichen brachte. Als er das Schwanken der Seinen bemerkte, wendete er sich um und rief den Säbel schwingend: „Vor Kinder, es ist ja für's Vaterland!“ Da in diesem Momente traf ihn die Kugel. Es schien anfangs, als ob er sie nicht bemerkte; er eilte noch zwanzig Schritte vor, dann aber brach er zusammen. Der treue Diener und ein Soldat seiner Compagnie trugen ihn aus dem Gefecht.

Digitized by Google

Wir waren am Ziel. In einem großen Pavillon, dessen Wände wohl oft widerhallt von dem fröhlichen Lärm lustiger Zecher, standen fünfzig, sechzig Betten und auf jedem litt ein Schwerverwundeter. Barmherzige Schwestern gingen umher und thaten, was in ihrer Kraft stand, die Schmerzen zu lindern. Jeder war ihnen dankbar. Und doch was half die kurze Labung bei den furchtbaren Qualen. Es waren fast nur Franzosen, die hier mit dem Tode rangen. Die Armen, neben ihren schrecklichen Schmerzen beugte sie das traurige Schicksal ihres Vaterlandes darnieder.

Im Hintergrund des Saales auf einem der letzten Betten ruhte Hofmann. Er erkannte mich sofort und streckte mir schon von Weitem die Hand entgegen, mir dankend, daß ich gekommen. Sein Auge war noch klar, seine Gesichtsfarbe noch frisch; doch seine Züge waren vom Schmerz verzerrt. „Ich leide sehr, sagte er mit matter Stimme, die Worte nur aushauchend, doch will ich gern Alles ertragen, Tod und Schmerzen, wenn wir nur gesiegt, wirklich gesiegt haben." „Wir haben gesiegt, voll und ganz. Deutschland kann ruhig sein. Es war dies die Entscheidungsschlacht, die heute geschlagen." Einen Augenblick ließ das schmerzliche Zucken seiner Züge nach, die Siegesbotschaft erfüllte seine Seele mit hoher Freude. „Sieg, Sieg", wiederholte er. Nur zu bald aber stellten sich die Schmerzen von Neuem ein. Er verlangte nach einem deutschen Arzt, der ihm die Kugel aus der Brust ziehen sollte; dann bat er mich, an die Seinen nach München zu schreiben, und ihnen mitzutheilen, daß er leicht verwundet sei. Eine halbe Stunde später kam ihm jedoch die Gefahr seines Zustandes zum Bewußtsein. „Schreiben Sie, sagte er, daß ich schwer verwundet bin. Wenn ich nur von hier fort könnte zu Deutschen, nur bei Deutschen sterben dürfte. Dies französische Jammern und Fluchen ist mir entsetzlich, es schmerzt mich fast mehr als meine Wunde." Es war in der That ein schrecklicher Aufenthalt. Dieses ewige halb bittend, halb fluchend ausgestoßene: „Mon Dieu, mon Dieu", das, ein zwanzigfaches Echo, von allen Wänden widerhallte, erschütterte auch mich fast mehr als alle die Gräuel, die ich heute schon geschaut. „Terrible, trop terrible!" rief selbst eine barmherzige Schwester aus, als sie in Thränen ausbrechend hinaus ins Freie eilte.

Endlich, nachdem ich zwei Stunden gethan, was in meinen Kräften stand, dem Freunde seine Schmerzen zu erleichtern, kam ein bayerischer Arzt, der die Ueberführung des Verwundeten nach dem großen Lazareth im Schloß von Bazeilles erlaubte. Es war ein trauriger Weg. Langsam legten wir ihn zurück. In Bazeilles mußte ich Zeuge neuer Greuel sein. Ein Adjutant vom Stab, ein schöner stattlicher Offizier, wurde fünf Schritte vor mir durch eine aus einem brennenden Hause abgefeuerte Kugel vom Pferde geschossen. Die Wunde war glücklicher Weise nicht gefährlich; aber derjenige, der sie abgesandt, ein alter Mann mit weißen Haaren, ward nicht destoweniger sofort niedergemacht.

Mit Mühe fanden wir in dem großen Lazareth noch einen Platz für Hofmann. Er wurde auf die Matratze gebettet, auf welcher kurz vorher ein sächsischer Unteroffizier seiner Wunde erlegen war. Unter den Aerzten rief die Ankunft des wackeren Offiziers eine mehr als gewöhnliche Aufregung hervor. Die Meisten kannten ihn von München her. Alle bedauerten ihn aufs Schmerzlichste. Prof. Nußbaum ward herbeigerufen. Er untersuchte die Wunde und erklärte sie auf unser Befragen für tödtlich. Die Kugel hatte von hinten die Lunge durchbohrt, eine innere Verblutung war unausbleiblich. Der Verwundete glaubte nicht den tröstenden Worten der Aerzte, doch verschaffte ihm eine von Nußbaum selbst vorgenommene Morphium-Einspritzung momentane Linderung seiner Schmerzen. Er sank in einen leisen Schlummer.

Mich trieb's hinaus in's Freie. Ich mußte einige Augenblicke allein sein, mußte mich sammeln nach all dem Schrecklichen und Traurigen, das ich heute erlebt. Ich stieg eine der Höhen hinan, die sich längs des Ufers der Maas hinziehen. Die Sonne stand schon tief. Dicht vor Sedan aufsteigende Rauchwolken verhüllten sie bald gänzlich meinen

Digitized by Google

Blicken. Noch dröhnte die Luft wieder von Donner der Geſchütze. Doch immer ſchwächer immer ſeltner wurden die Schüſſe. Sechs Uhr mochte es ſein, als die letzte Kanone gelöſt wurde. Friedliche Dämmerung umfloß Thal und Höhen. Die Truppen bezogen die Bivouaks. Unter mir lagerte ſich ein Chevauxlegers-Regiment. Ich ſtieg hinab. „Glänzender Sieg“, rief man mir zu. Die ganze franzöſiſche Armee iſt eingeſchloſſen in Sedan. Fünfhundert deutſche Kanonen ſtehen rings auf den Höhen und hindern jede Bewegung der Feinde. Man unterhandelt über eine Capitulation.“

Ja wir hatten geſiegt, glänzend und ruhmvoll. Es war ein Sieg, ſo groß und gewaltig, wie ihn je eine Nation errungen. Deutſche Wiſſenſchaft und deutſche Tapferkeit, geweiht von der heiligen Liebe zum Vaterland, reichten ſich die Hand, ihn zu erkämpfen. Einig ſtritten Nord und Süd, die Söhne der bayeriſchen Berge fochten Seite an Seite mit den Kindern der meerumſpülten Marſchen Schleswig-Holſteins. Berlin und München, Dresden und Frankfurt ſandten ihre Kinder die blutigen Lorbeeren zu pflücken. Wohl unſerm Vaterlande, wenn es ſeinen Bürgern vergönnt wird ſich der Lorbeeren zu freuen im Schatten freier deutſcher Eichen.

(Fortſetzung folgt.)

Auf dem Gottesacker.

Glocken läuten dumpf und klagend, ſchwarzgekleidet ziehen dort
Männer, Frauen, Kinder, Greiſe nach des Friedhofs ſtillem Ort;
Eine Trauerfahne wehet, flatternd ernſt dem Zug voran;
Miserere, de profundis hebt der Chor zu ſingen an.
Und ſo ziehn geſenkten Blickes ſie durch's Gitterthor hinein,
Wo ſanft ſchlummern, die vor Kurzem wandelten in ihren Reih'n.
Blumenkränze in den Händen tragen ſie und Rosmarin,
Nicht zum Feſt, nein! um zu legen ſie auf Leichenhügel hin.
Stille ſchweigt der Chor; es hemmet jetzt der Zug den ernſten Lauf,
Trennt ſich, Jedes geht und ſuchet ein geliebtes Grabmal auf.
Dunkle Gruppen ſieht man ſtehen an den Hügeln, bd', entlaubt,
Jede, ach! beklagt, beweinet ein entriſſnes theures Haupt.
Eine Wittwe mit zwei Kindern, wie die Roſen friſch und roth,
Weinet an dem Grab dort drüben, d'rinnen ruht der Vater todt;
Eine Mutter klagt am Hügel ihres Sohn's hier, früh verblüht;
Ernſt geſtützt auf ſeinem Stabe ſteht ein Greis dort lebensmüd.
Wunden öffnen heut' ſich wieder, längſt vernarbt ſchon, zugethan,
Thränen, längſt verſiegt, vertrocknet, fangen neu zu fließen an,
Kinder ſchau'n im Geiſte wieder, ſchmerzzerriſſen, gramerfüllt,
Ihrer hingeſchied'nen Eltern längſt verblichnes, theures Bild.
Worten, die im Sterbebette einſt der Vater mahnend ſprach,
Denken ſie am heut'gen Tage wieder ernſt und ſinnend nach,
Schauen nieder auf den Hügel naſſen Blickes, unverwandt,
Bringen Thränen und Gebete dar als letztes Liebespfand.
Seufzend weh'n die Abendlüfte, raſcheln in dem welken Laub,
Wirbeln ſpielend hin und wieder auf der Grüfte heil'gen Staub. —
Kirchhofsmauern, kalt und fühllos, ohne Herz, aus todtem Stein,
Welche Liebe, welche Schmerzen ſchließt ihr heute in euch ein!

Albert Werfer.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 129.

Streifereien über den Kriegsschauplatz.

Von Hermann Vogel.

IX.

Nach dem Siege.

Ernst und feierlich war die Stimmung, die am Abend der Schlacht von Sedan im Lager der Bayern herrschte. Das Bewußtsein, die Entscheidungsschlacht gewonnen zu haben, ließ aller Herzen höher und freier schlagen, indeß die Erkenntniß der schweren Verluste, mit denen der Sieg errungen, die Seele Jedes mit Schmerz und Trauer füllte. War doch kein Einziger, der nicht einen Freund, einen theuren Kameraden verloren hatte. Auch unser Kreis war kleiner geworden, ach, und entsetzlich waren die Lücken. Hundert Schritt von uns auf der Höhe, wo noch am Morgen die Mitrailleusen gespielt hatten, lag die Leiche Steurers und durch das Laub der Bäume schimmerten die Lichter des Lazareths, in dem Hofmann mit dem Tode rang. Wir sprachen wenig, und was gesagt wurde, galt fast nur dem Andenken der verlornen Freunde. Schwer war die Arbeit des Tages gewesen, doch von Niemanden vernahm ich ein stolzes Rühmen.

Bis Mitternacht saßen wir beisammen. Auch der Hunger machte seine Ansprüche; wir durften uns nicht zur Ruhe legen, ohne vorher etwas Warmes genossen zu haben und es dauerte lang, bis endlich der Kaffee bereitet war und Bouillon und Grog in unserer Mitte dampften. Ich schlief in einem erbeuteten französischen Zelt, das grade Platz für drei Personen hatte, neben dem jetzigen Commandanten des Bataillons, v. Effner und dem Adjutanten Spruner. Mich gegen Kälte zu schützen, hatte ich über meine Kleider noch eine französische, auf einem Monturwagen gefundene Soldatenhose gezogen. Mehr als einmal wachte ich auf. Durch die offene Zeltthür grüßten die Sterne freundlich und friedlich. Frieden war auch um mich. Auf demselben Felde, wo am Morgen durch die französischen Kugeln so mancher deutsche Krieger blutend niedergesunken war, ruhten jetzt die Sieger im erquickenden Schlummer, träumend von neuen Schlachten, vom Frieden der Heimath und vom Wiedersehen im Vaterland.

Ein trauriges Geschäft leitete den andern Tag ein, das Begräbniß der gefallenen Offiziere des zweiten Regiments. Auf der Höhe, wo die Leiche Steurer's die Nacht geruht, ward die Gruft gegraben. Eine Compagnie vom dritten Bataillon wurde zum Ehrengeleit commandirt. Langsam setzte sie sich unter dem Vorantritt der Regimentsmusik in Bewegung. Gewaltig schallten die Töne des Bethoven'schen Trauermarsches durch den Morgen dahin. Um die offene Gruft standen die Offiziere. Major Steurer war der Erste, den die Erde aufnahm. Ein fröhlicher Fahnenmarsch erklang, als die Leiche hinabgesenkt wurde. Die Soldaten präsentirten das Gewehr, doch mehr Ehre noch zollten den Gefallenen die Thränen, die in allen Augen perlten und welche den armen Burschen, die ihre Hand am Gewehr hielten, über die gebräunten Wangen rannen. Wieder ertönte der Fahnenmarsch. Stabshauptmann Glockner ward in die Gruft gelegt. Und noch drei Mal erscholl dieselbe kriegerische Weise, als Hauptmann Klein, Lieutenant Enzensberger und Lieutenant Krempelhuber neben ihren Kameraden gebettet wurden.

Digitized by Google

Noch einen Blick in die Gruft, noch eine Hand voll Erde und die traurige Pflicht war beendet. —

Bald auch ertönten von andern Seiten des Lagers die Trauerklänge. Hügel um Hügel erhob sich. Möchten die gefallenen Helden sanft ruhen in der fremden Erde. Mich zog es in's Lazareth zu dem verwundeten Freund. Ich fand in sehr verändert. Seine Wangen waren blaß, seine Züge schlaff — ihnen fehlte selbst die Energie des Schmerzes; sein treues Auge schien gebrochen, es blickte so müde und leidensatt. Dennoch erkannte er mich, er zog einen Ring vom Finger und bat mich denselben zu tragen ihm zum Angedenken. Mehrere seiner Kameraden kamen, er freute sich ihrer Liebe und ein leises Lächeln verklärte seine Züge. Es war zum letzten Mal. Ihm schwand das Bewußtsein und wenige Stunden später hatte er ausgelitten. Er starb als Held. Freudig gab er sein Leben dahin, es war ein reiches hoffnungsvolles Leben; aber in voller Erkenntniß der hohen Bedeutung dieses heiligen Krieges hatte er die Waffen ergriffen. Vor keiner Gefahr scheute er zurück. Kein Linienoffizier that es ihm, dem Landwehrlieutenant, dem 23jahrigen Rechtspraktikanten, an Kühnheit zuvor. Bei Wörth war er es, der unter feindlichen Kanonendonner Allen voran eine Schanze stürmte. So auch traf ihn an der Spitze der Seinen die Todeskugel. Karl Hofmann, mit Stolz dürfen wir deutschen es sagen, war ein Typus der gebildeten deutschen Jugend, die unseren Heeren die gewaltige moralische Kraft geliehen, eine Kraft, der wahrlich nicht der geringste Antheil an unseren Siegen gebührt.

Ich machte mit mehreren Offizieren einen Gang auf das Schlachtfeld. Wir suchten namentlich die Stellen auf, wo die Bayern gekämpft hatten. Zuerst schritten wir durch Bazeilles. Furchtbar war der Anblick und fast noch schrecklicher der Geruch, welcher die Luft erfüllte Der Gedanke, daß es verbranntes Menschenfleisch war, was uns die Kehle zusammenzog, machte uns schaudern. Noch einen Blick auf den Schloßhof, wo Steurer gefallen, dann hinweg von der Stätte des Grauens. Wir gingen auf den Höhen dahin, wo die Franzosen gestanden. Längs der Hecken, hinter denen heraus sie die verderblichen Kugeln in die Reihen der Bayern sandten, lag Leiche an Leiche. „So haben unsere Kugeln doch auch getroffen," sagten mit Genugthuung die Offiziere. Wir stiegen hinab. „Hier hab' ich angegriffen," rief Lieutenant Bocke, „lauter Leute von meiner Compagnie sind's, die da liegen. Das war mein bester Unteroffizier. Das ist ein Einjähriger, ein rechtes Muttersöhnchen, aber ein prächtiger Kerl!" Fünf, sechs seiner Soldaten erkannte er so unter den Todten. Weiter abwärts lagen neben den Bayern auch Preußen und Sachsen. Erst den vereinten Kräften aller drei war es gelungen, die Franzosen aus ihrer Position zu vertreiben.

Wir wandten uns zum Park. Das schöne Schloß am Ausgang desselben war von Verwundeten überfüllt. Die meißten derselben waren Franzosen. Auf den Stufen des Schlosses lagerten, ein Bild des Jammers, die geflüchteten Einwohner von Bazeilles, Frauen, Kinder und Greise. In vierundzwanzig Stunden waren sie Wittwen, Waisen, Bettler geworden. So traurig der Anblick war, immer mußte ich wieder hinschauen. — Aengstlich blickten Alle die Soldaten an, die vorübergingen, und doch — wie flammten zwischen Furcht und Bangen Blitze glühenden Hasses hindurch. Ein hübscher zwölfjähriger Knabe erregte meine besondere Aufmerksamkeit. Er saß da so trotzig-wild; auf seinem Schooß ruhte der Kopf eines jüngeren Mädchens, wahrscheinlich seiner Schwester. Vielleicht war er jetzt ihr einziger Schutz. Nie wird der Knabe die Schrecken der letzten Tage vergessen. Sie haben seine Seele auf ewig mit Haß erfüllt.

Noch stand ich und betrachtete die traurige Gruppe, als plötzlich lauter und lauter donnernder Jubel die Luft erfüllte. Immer weiter pflanzte sich das Freudengeschrei. — Siegesmärsche ertönten von den Höhen. Alle Regiments-Musiken begannen zu spielen. Wir eilten, so schnell wir nur konnten, zum Lager zurück, die Ursache des Jubels zu erfahren. Schon von weitem tönte es uns entgegen: „Napoleon gefangen, die ganze

Digitized by Google

Armee, 80,000 Mann mit ihm.“ Reiner, schöner hab' ich nie eine Freude gesehen. Ein heiliger Schauer durchbebte die Herzen. Die deutschen Krieger alle fühlten das Walten der ewigen Gerechtigkeit. Es gibt eine Vergeltung, welche die Frevel straft, auch wenn sie vom glänzendsten Erfolge gekrönt und von Millionen Schmeichlern als Heldenthaten gefeiert werden.

Drei Wochen sind seit jenem Freudentage vergangen. Manche Hoffnung, die auf dem Siegesfelde keimte, ward schon von den Herbstwinden, die rauh zu stürmen beginnen, geknickt. Selbst der deutsche Philister, der, wenn er auf den Untergang aller Franzosen trank, ein großer Held zu sein glaubte, aber auch die deutschen Krieger, von denen doch Jeder nur einige Feinde getödtet, ja, selbst diese Tapfern beginnt es zu fröstеln. Es dämmert allmählig in ihm die Erkenntniß, daß das Eisen, auch von Lorbeer umwunden, doch immer Eisen bleibt. Aber, welche Wolken auch am Horizont aufsteigen, wie sich die Sonne der Freiheit auch verfinstern mag — Nichts ist im Stande, die große moralische Bedeutung des Sieges von Sedan zu schwächen, selbst nicht jener Versuch, der Dynastie des Decembermannes auf's Neue einen Thron zusammenzuleimen. Gleichgültig auch ist es, wer das Strafgericht an Napoleon vollzogen hat. Sonderbar sind die Wege der Vorsehung.

Napoleon III. schuf die Einheit Italiens und beseitigte die Schranken zwischen Nord- und Süddeutschland. König Wilhelm und Graf Bismarck aber sind die Schöpfer der dritten französischen Republik. Wie eitel sind die Pläne auch der Mächtigsten dieser Erde. Selbst der, den Alle bewundernd als größten Meister priesen, ist nichts als ein Werkzeug in der Hand des Ewigen. Wirklich Herr seiner selbst ist allein der, welcher klar die Wege schaut, welche die Menschheit in ihrer Entwicklung wandelt, und der im vollen Bewußtsein dessen, was er schafft, sich in seinem persönlichen Ringen Eins fühlt mit der Entwicklung der Menschheit.

Und wer da fällt im Kampf als Held
Für unsre heil'ge Sache,
An dessen Wahlplatz steht und hält
Die deutsche Ehre Wache.

---

* Einer Correspondenz des Special-Berichterstatters des „Daily-Telegraph“ aus dem Lager vor Metz vom 24. Oktober entnehmen wir Folgendes: „Ich war heute Zeuge einer höchst rührenden Scene. Ein zum Corps des General Frossard gehöriger französischer Soldat vom 33. Infanterie-Regiment war von den Vorposten gefangen genommen worden. Da seine Heimath Jouy-aux-Arches ist und er dort Frau und Kinder hat, bat er auf seinem Transport zum Hauptquartier des Prinzen nach Corny um die Erlaubniß, unterweges seine Familie besuchen zu dürfen, was ihm augenblicklich gestattet wurde. Dort angekommen, wünschte das arme Weib, außer sich vor Freude, wenigstens bis Corny ihrem Manne das Geleit zu geben. Auch dies wurde erlaubt; doch, nun zeigte sich die Schwierigkeit wegen der Kinder. Die Frau war schwach und konnte ihren Säugling nicht tragen, und im Hause blieb Niemand zu seiner Wartung; der andere kleine 5jährige Bube konnte schon an seines Vaters Seite dahintraben. Das Hinderniß wurde jedoch überwunden, indem ein großer starker Pommer sich erbot, das Kleinste zu tragen. Dieser Mann hatte nämlich kurz vorher dicht neben dem Hause der Frau im Quartier gelegen und die Kinder kannten ihn gut genug, denn er hatte sich mit ihnen bald befreundet. Als er daher, der Frau guten Muth zusprechend, dem Säugling seine starken Arme entgegenstreckte, kam dieser augenblicklich zu ihm und legte ganz zufrieden sein Köpfchen an des Pommers Schulter. So kam es, daß der preußische Soldat des

Digitized by Google

Franzosen Kind trug. Als ich der Gruppe zuerst ansichtig wurde, lag die Frau in ihres Mannes Armen, der ältere Knabe schmiegte sich an den Vater, und der preußische Soldat mit dem jüngsten Kinde auf dem Arm, stiefelte nebenher. Dann erzählte die Französin ihrem Manne, wie die preußischen Soldaten, als sie krank gelegen und ohne Nahrungsmittel gewesen, ihre Portionen mit ihr getheilt, Holz und Wasser herbeigeschleppt, Feuer angezündet, und ihr in schlichter gutherziger Weise sonstige Hülfe geleistet hatten, bis zuletzt diese beiden Männer, — welche Zwei im bittersten Haß gegenüberstehenden Nationen angehören und vor wenigen Tagen vielleicht Mann gegen Mann gefochten, — sich wie Brüder umarmten; während ich dabei stand und wie ein Kind schluchzte, doch nicht ich allein vergoß Thränen, mehrere preußische Offiziere und Soldaten folgten meinem Beispiel, — denn wir Alle haben Weib und Kind in der fernen Heimath.

(Eine rührende Scene.) Einer vom zehnten preußischen Regiment erzählt: „Wir haben sattsam Gelegenheit, das unermeßliche Unglück, welches der Krieg über dieses arme Land gebracht hat, aus nächster Nähe zu sehen. Ich erzähle Ihnen eine Scene, die mich tief ergriffen hat. Wir kommen in's Quartier in Villier sur Marne. Beim Betreten der Stube erblicken wir auf einem Bett mitten in der Stube sitzend einen blinden und schwer kranken alten Mann. Uns empfängt eine alte Dame im Hausrock von feiner Erscheinung, die uns mit größter Bereitwilligkeit anbietet, was sie hat. Oben im Zimmer liegt auf einer weißen Decke die neue Uniform eines französischen Cadetten — Sie gehört dem achtzehnjährigen Sohne der Frau, der im Garten in frisch gemauerter Gruft liegt. Die Frau erzählt unter Thränen, daß ihr zweiter Sohn bei der Armee gegen uns, der dritte bei derjenigen in den australischen Colonieen sich befindet. Sie selber sei mit ihrem greisen Manne allein. Als ich mich am anderen Morgen bei ihr verabschiedete und ihr die besten Wünsche für das Wohlergehen ihrer Söhne aussprach, ward sie dadurch so bewegt, daß sie mir die Hand küßte. Ich konnte in meiner Ueberraschung nichts thun, als diesen Handkuß erwidern. Als aber mein Kamerad, ein noch blutjunger Offizier, nach mir ihr Adieu sagte, wurde sie von schmerzlichem Sehnen so überwältigt, daß sie ihn stürmisch umarmte und auf beide Wangen küßte. „Vorbei! — Vorbei!“ heißt es hier. Durch den ewigen Wechsel der Situation wird man befähigt, trotz alles Jammers, den man sieht, heiter und fidel durch die Welt zu marschiren.

Herbstabend.

Schwarz wie Trauerflöre wallen
Wolken um's Gebirge her,
Dunkle lange Schatten fallen
Auf die Felder kahl und leer.

An den blätterlosen Zweigen
An den Sprossen junger Saat
Hängen Tropfen — tiefes Schweigen
Herrscht auf jedem Weg und Pfad.

Nur aus halb verwelktem Haine
Tönet bang ein langsam Lied,
Als ob eine Seele weine,
Daß die letzte Freude schied.

Aber sieh! die Wolkenschichte
Glänzt wie Gold im letzten Strahl
Und verklärt vom rosigen Lichte
Schimmert Ebne, Berg und Thal.

Ch. Böhmer.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 130.

Henriette von Chevenon.

Ein Bild aus der Zeit der Regentschaft in Frankreich.

Von F. C.

(Nachdruck ist ohne Erlaubniß des Verfassers nicht gestattet.)

I.

Es war am 24. Dezember 1719; die Uhr an der Kirche von St. Roche verkündete bereits Mitternacht; der Schnee fiel in dichten Flocken, es herrschte ringsum vollkommene Ruhe; in langen Pausen kam bisweilen ein verspäteter Bürger oder die Carosse irgend eines großen Herrn des Weges, sonst unterbrachen nur die durch den Wind ächzenden Wetterfahnen auf den Dächern die Stille der Nacht.

In einem Winkel der Rue Anjou Saint Honoré standen zwei Männer, unempfindlich gegen die strenge Kälte. Eingehüllt in ihre dicken Mäntel, mit Schnee völlig bedeckt, verwandten sie kein Auge von einem finsteren und massiven Hotel, das in kurzer Entfernung vor ihnen lag und dessen Zimmer noch theilweise beleuchtet waren. Sorgfältig durch die Mauer verborgen, die breiten Filzhüte herabgekrämpt, blieben sie unbeweglich auf ihren Posten.

Sie mochten eine Stunde so gestanden haben, als sich gleich einem Schatten etwas von dem beobachteten Hause wegbewegte, und die Richtung gegen die Lanschenden nehmen zu wollen schien. Bei seiner Annäherung legten sie instinktmäßig die Hand an ihre Degen, bis sie erkannten, daß diese Vorsichtsmaßregel unnöthig war und wieder ihre ruhige, beobachtende Stellung annahmen.

„Hola! das ist Lambert," flüsterte Einer von ihnen, als der Schatten unentschlossen, in einiger Entfernung von ihnen stehen blieb: „Fürchtet Ihr etwa, daß Belzebub, Euer Patron, sich heute in eine Musketier-Uniform gesteckt hat, um Euch an seinen Hof zu führen?"

„Verzeihen Sie mein Herr," antwortete in unterwürfigem Tone eine Stimme, aus der die Angst des Redenden nicht zu verkennen war, — „aber die Klugheit ist die Mutter der Sicherheit!"

Bei diesen Worten sah man ihn in's Halbdunkel der Laterne treten und unterschied einen Bedienten in der Livree eines großen Hauses.

„Kommt näher, mein Lieber," — nahm der Musketier wieder das Wort; „Ihr findet zwei wackere Gefährten, die eben im Begriffe sind, im Dienste des Königs hier anzufrieren."

Nachdem der Angeredete einen scheuen Blick auf den Musketier geworfen hatte, schien er doch entschlossen, sich zu nähern.

„Nun, mein Bester, laßt uns ein wenig plaudern, die Zeit drängt Euch doch noch nicht zum Schlafe, also redet, was gibt es Neues?"

Digitized by Google

„Ja, wichtige Neuigkeiten! Der Graf traf bereits alle Anstalten zur Abreise und wird sich morgen Nachts auf den Weg begeben. Er nimmt eine grüne Chaise ohne Wappen und wird in Bedientenkleidern selbst kutschiren."

„Sehr gut, und wie steht es mit der Schatulle?"

„Ja, Herr Musketier," sagte Lambert traurig, „ohngeachtet ich es lebhaft wünschte, so wird es mir doch unmöglich sein, sie zu beschaffen."

„Trotz Euerem Versprechen, Spitzbube! Da werden wir Ernst machen, gebt Acht!"

„Ich schwöre es Euch, bei meinem Seelenheile . . ."

„Still! schwatzt nicht so dummes Zeug von Euerem Seelenheile," unterbrach ihn der Musketier, „Ihr habt Euer Wort gegeben, und damit genug! sonst werdet Ihr einem Anderen als mir, über Euer Thun Rechenschaft zu geben haben!"

„Nachdem übrigens der erste Theil unserer Mission vollbracht ist," — fuhr der Musketier in scherzhaftem Tone fort, „so können wir unseren Posten verlassen, und ich bin überzeugt, daß Ihr ein zu wohlerzogener Mensch seid, um uns dabei nicht Gesellschaft leisten zu wollen."

„Wie das?" rief Lambert erschreckt, als er sich am Arm gefaßt fühlte, um ihn zum Mitgehen zu zwingen. „Sie werden doch nicht die Absicht haben, mich zu arretiren?"

„Ah bah!" sagte der Musketier, indem er mit Hilfe seines Kameraden, Lambert fortschob, wie könnt' Ihr einer höflichen Einladung einen so garstigen Namen geben?"

„Aber," rief Lambert mit einer Energie, die die Furcht einflößt, „wo führen Sie mich denn um's Himmelswillen hin?"

„Das ist eine vorwitzige Frage, lieber Freund?"

„Dann gehe ich keinen Schritt mehr weiter."

„Nun denn, mein lieber Mann," versetzte der Musketier, mit erschreckender Ruhe, „dann mögt Ihr Euere arme Seele Gott empfehlen."

„Wie?" — murmelte Lambert mit unsicherer Stimme.

„Ich sage, lieber Freund, daß ich ohngeachtet meiner Achtung und Zuneigung zu Euch, meine erhaltenen Befehle pünktlichst ausführen — und sobald Ihr Miene machen solltet, Widerstand zu leisten, Euch unbarmherzig niederstechen werde."

„Gut denn," erwiderte Lambert entschlossen, als fühle er schon die Degenspitze auf seiner Brust, „dann laßt uns gehen, möge der Himmel mich schützen!"

* * *

Die beleuchteten Fenster, — welche die Aufmerksamkeit der beiden Musketiere in so hohem Grade in Anspruch nahmen, waren jene eines Salons, der mit kostbaren Tapeten von Abbeville ausgestattet war. Alles, was die Kunst jener Zeit in ihrem Erfindungs-Reichthume an Geschmack und Auszeichnung erzeugen konnte, fand sich hier vereinigt. Alle Felder der Wände waren mit den symbolischen Wappen-Attributen eines alten Adelsgeschlechtes, überragt von einer Grafen-Krone, geschmückt, die in erhabener Arbeit, umgeben von fein ciselirten Fruchtschnüren und Laubwerk-Verzierungen, auf der Tapezierung meisterhaft angebracht waren.

Der Besitzer dieses Hotels, Graf von Chevenon, gehörte auch in der That einer der ältesten und berühmtesten Familien des französischen Adels an. Frühzeitig Wittwer geworden, zog er sich auf seine Güter an der Loire zurück, widmete sich dort ausschließlich der Erziehung seiner einzigen Tochter Henriette, und begab sich erst wieder nach Paris, wie die Zeit kam, seine Tochter am Hofe vorzustellen.

Als die Scene vor sich ging, der wir im Eingange erwähnt haben, las der Graf, in einem breiten Armstuhle von Utrechter-Sammet sitzend, folgenden Brief:

Digitized by Google

„Herr Graf!

Ihre Anordnungen sind alle gebilligt worden. — Die Polizei des Cardinals wird sich diesmal täuschen, demohngeachtet seien Sie ja auf Ihrer Hut! Die Fee Ludowica räth Ihnen, sobald als möglich abzureisen, denn sie fürchtet Ihre Verhaftung nicht sowohl ihretwegen, sondern weil es ihr leid thun würde, einen Mann, den sie so hoch achtet, in Unannehmlichkeiten ernstester Art verwickelt zu sehen. — Insbesondere vergessen Sie nicht, die in der bewußten Schatulle aufbewahrten Papiere sammt und sonders zu verbrennen; sie sind von höchster Wichtigkeit, denn sie enthalten Geheimnisse, die hohe Namen bloßstellen würden."

Nachdem er diesen Brief, der keine Unterschrift zeigte, noch einmal gelesen hatte, stand der Graf auf, holte eine kleine Schatulle herbei und schickte sich an, der ihm zugegangenen Weisung Folge zu leisten.

In diesem Augenblicke trat aber ein junges Mädchen in den Salon.

(Fortsetzung folgt.)

Wilhelmshöhe.

Norddeutschland besitzt, Sanssouci mit seinen es rings im stolzen Kranz umgebenden Schlössern ausgenommen, kein reizenderes Fürstenlustschloß, als Schloß Wilhelmshöhe an der Abdachung des Habichtswald-Gebirges bei Kassel ist. Zu der stattlich schönen Stadt, die Kassel selbst ist, paßt dieser Parkanner. Der Park, der große, herrliche Hochwald, in den dieser einmündet und übergeht, gibt Schloß Wilhelmshöhe seinen zauberischen Reiz. Wenn an einem sonnenklaren Sommernachmittag rings die Hitze sich geltend macht, dann wandelt sich's doch kühl und wohlig unter diesen mächtigen Baumschatten, die hochansteigenden Wasserstrahlen der Fontainen, die über Hügel und Moosblöcke fallenden Kaskaden geben labende Erquickung, und auf den grünen Wiesenflächen, den üppigen Blumenbeeten spielen glänzende Lichter. Im Park von Wilhelmshöhe ist's nicht stille geworden, die bewundernden Fremden durchwandelten ihn, auch als es in dem Schlosse nebenan öd und still geworden war. Anno 1866 war sein Hausherr ausgezogen, er mußte etwas rasch und wider Willen den Blick auf die wogenden Laubkronen seines Parkes mit dem auf die Flaggen und Wimpel der Schiffe im Hafen von Stettin vertauschen. Das Schloß stand leer, da haben sich auf einmal in diesen Septembertagen seine Fenster gelüftet, seine Thüren aufgethan, um einen neuen Bewohner zu empfangen. Den letzten Blick, den der aus seinem Schloß gethan, war auch ein anderer: über den schönsten Platz der Welt hin, wo der Obelisk von Luxor steht, auf der Stelle, auf der einst das Haupt des unglückseligen Ludwig's XVI. fiel; die weiten elysäischen Felder hinauf, auf denen er sonst seine glänzenden Paraden über seine Hundertgarden, — seine Turko's und Spahi's und sonstige Civilisations-Völker hielt; zum großen Triumphbogen hinaus, durch den bald der greise Heldenkönig einziehen wird, der ihn nun nach Wilhelmshöhe gesandt. „Gottes Wege sind wunderbar!" möchten wir bei jedem Abschnitt dieses weltrichtenden Krieges ausrufen; König Wilhelm hat dieß Wort gewiß auch an der Eingangspforte jenes Schlößchens am Glacis von Sedan gelesen, als er, der Sieger, den so rasch und jäh Besiegten vor sich treten sah. Vor dem Sohn der deutschen Märtyrerkönigin Louise, die der Ohm so schwer gekränkt, stand der Neffe und Erbe dieses Ohms, mit der von Preußen gebrochenen Krone Frankreichs in der Hand, wie jene damals die von Frankreich zertrümmerte Preußens zu ihren Füßen liegen sah: — jene Zusammenkunft in Tilsit, die der Königin das Herz gebrochen, war gesühnt. Wie er auszog, der hochfahrende Napoleonide, aus seinem Kaiserschloß, mit welchen Plänen, — welchen Träumen: Einzug in Berlin, Friede in Königsberg! — und nun, allerdings eine Fahrt durch Deutschland, aber durch das siegesjubelnde, glorreiche Deutschland die

Digitized by Google

traurige Fahrt eines Gefangenen! Des Königs Huld hat ihm ein wohnbares Gefängniß geboten. Jene beiden Inseln, die von den Wellen des Mittelmeeres, wie die von den Wogen des Oceans umspülte, hätten dem entthronten Kaiser mehr napoleonische Erinnerungen geboten. Allein diese fehlen ihm ja auch in Wilhelmshöhe nicht. Da kann er sich die heiteren Nächte in's Gedächtniß zurückrufen, die einst „Onkel Jérome" zu Zeiten des westphälischen Königreiches hier gefeiert, wann er eine nach der andern mit dem trostreichen Gruße schloß: „gute Nakt, morken wieder lustigk," und auch an anderen für den Mann des zweiten Dezember erfreulichen Erinnerungen fehlt's im Schloß des letzten Kurfürsten von Hessen nicht: an Landesdruck und Verfassungsbruch; und wenn der Kaiser durch den Park lustwandeln geht, und hinauf zum Riesenschloß des „Octogon" kommt, so mag er sich auch die Riesensäule des „Herkules" mit der hochgeschwungenen Keule recht genau ansehen; vielleicht daß ihm der Mann wie das deutsche Volk vorkommt, das die napoleonische Hyder erschlagen und den Augiasstall der zweiten Kaiserwirthschaft ausgeräumt hat.

Wie wählerisch der Krieg seine Opfer sucht, davon liefert das Jäger-Bataillon Nro. 8 ein trauriges Beispiel. Der Kapellmeister Morstadt, welcher 32 Jahre im Bataillon dient, — Vater von zehn Kindern, — hat in einer schönen Composition des St. Huberts-Marsches den Rheinischen Jägern seinen Schwanengesang gespielt. Ein fast krankhaftes Heimweh, ein Sehnen nach Frau und Kindern und seinem lieben Wetzlar hatte ihm einen Urlaub erwirkt, den er benutzte, seinen neuen Schlachtenmarsch nach Deutschland mitzunehmen, und den Verlag desselben von Wetzlar aus zu besorgen. In unbeschreiblicher Freude nahm er das Anerbieten der Feldpostbehörde, ihn von vor Metz bis Courcelles zur Bahn zu bringen, an. Seine Abschieds-Serenade sollte die letzte sein. Hinter Saarbrücken wurde er durch den Zusammenstoß zweier Eisenbahnzüge getödtet.

Berliner Blätter erzählen einen rührenden Zug von einem verwundeten Franzosen in einer der Baracken auf dem Templerhofe: Derselbe war vor dem Kriege Privatsecretär gewesen, und es mußte ihm nun auf ärztliche Bestimmung die rechte Hand abgenommen werden. Sich vor der Operation betäuben zu lassen, verweigerte er, er hielt dieselbe standhaft aus, nahm dann das todte Glied in die linke Hand und sagte, indem er es küßte: „Mit dieser Hand habe ich meine alte Mutter ernährt." Dann legte er sie neben sich zur Seite und drehte sich in stummer Resignation gegen die Wand.

Wenn deine Lieben von dir gehn.

Wenn deine Lieben von dir gehn,
Blick auf in deinen Thränen!
Gott will, du sollst gen Himmel sehn
Und dich nach oben sehnen.

Und schied er durch des Todes Hand
Dich von den Lieben allen,
So wirst du nach dem Vaterland
Nur um so leichter wallen.

Ein Pilger gehst du durch die Welt,
Die Heimath aufzufinden;
Bricht ab der Tod dein Wanderzelt,
Wird all' dein Kummer schwinden.

Die letzten Thränen sind geweint,
Nichts kann dich mehr betrüben,
Du bist auf Ewigkeit vereint
Mit allen deinen Lieben.

Julius Sturm.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 131.

Henriette von Chevenon.

Ein Bild aus der Zeit der Regentschaft in Frankreich.

(Fortsetzung.)

„Du kömmst zu dieser Stunde?!“ rief der Graf beim Erblicken seiner Tochter.

„Ja, Väterchen,“ sagte Henriette, indem sie an seinen Hals flog, „sollte jedoch meine Gegenwart eine Indiscretion sein, so bitte ich um Vergebung, aber es war mir rein unmöglich, diese Unruhe länger zu ertragen, die mir eine unerwartete Nachricht verursachte.“

„Von welcher Nachricht sprichst Du?“ fragte der Graf verlegen.

„Ich hörte, Du willst abreisen, und ich, Deine Tochter, soll nichts davon wissen? Du verbirgst mir diese geheimnißvolle Reise, und ich weiß nicht warum, aber schon bei dem Gedanken daran zittere ich für Dich, lieber Vater!“

„Deine Befürchtungen sind voreilig, mein liebes Kind, fasse Dich, es droht mir ja keinerlei Gefahr.“

„Aber welche Nothwendigkeit zwingt Dich, just bei Nacht zu reisen, und jetzt, wo der Schnee die Straßen fast unfahrbar macht?“

„Ich kann meine Abreise nicht länger verzögern,“ antwortete der Graf im ernsten Tone, „wichtige Interessen sind davon abhängig.“

„Ach, Vater, ich fürchte, Dich zu verstehen! — o, ich bitte Dich — ich flehe Dich an, entreiße mich dieser grausamen Ungewißheit, und beruhige mich, daß diese Reise nicht mit der Verschwörung zusammenhängt, welche entdeckt worden sein soll!“

„Du hast unglücklicherweise richtig gerathen,“ versetzte nach einiger Zögerung der Graf Chevenon — „aber es sind alle Vorsichtsmaßregeln getroffen — meine Flucht ist gesichert; — Lambert, den die Polizei dieserhalben gewinnen wollte, hat auf mein Geheiß hin sich verpflichtet, mich zu überwachen, und den Agenten des Cardinals genaue Kunde von meiner Handlung zu geben.“

„Nun . . .“

„Nun, mein liebes Kind, Lambert hat ihnen heute anvertraut, daß ich morgen in der Nacht abreise. — Meine Verhaftung ist nämlich in dem Moment der Abreise angeordnet, um sich desto sicherer und leichter dieses Kästchens bemächtigen zu können, da sie voraussetzen, daß ich es bei dieser Gelegenheit retten will.“

„Wenn sie aber diese List durchschauten?“

„Ich vertraue auf eine Vorsehung.“

„Ja,“ sagte das Mädchen tief gebeugt, „sie allein nur kann uns retten!“ — und die Hände faltend und zum Himmel blickend, schickte sich das gute Kind an, inbrünstig zu beten, während der Graf den Kopf in seine Hände gestützt, düsteren Gedanken nachzuhängen schien.

Plötzlich erhob sich Henriette . . .

„Horch, Vater . . . ich glaub' ich höre . . .“

Digitized by Google

Im selben Augenblicke wurde rasch die Thüre geöffnet und ein Offizier der Garden von einigen Musketieren begleitet, erschien im Salon.

Henriette stieß einen Schreckensschrei aus und tödtliche Blässe verbreitete sich über ihr Gesicht.

Kaltblütig bemächtigte sich der Graf des Kästchens und wartete des Weiteren.

Der Offizier, nachdem er mit einem Blick das Innere des Zimmers gemustert hatte, trat auf den Grafen zu.

„Herr Graf," sagte er, „ich bedauere, mich eines unangenehmen Auftrages entledigen zu müssen; aber ein Soldat, Sie wissen dies selbst am Besten, muß seinen Vorgesetzten gehorchen."

„Sie haben mich unzweifelhaft zu verhaften, mein Herr?"

Der Offizier verneigte bejahend den Kopf.

„Ich war darauf gefaßt."

„In diesem Falle wollen Sie die Güte haben, Herr Graf, — mir Ihren Degen zu übergeben."

„Da ich mir keinen Vorwurf zu machen habe, den König, den ich hochachte und liebe, wie es einem echten Edelmanne geziemt, in irgend einer Weise beleidigt zu haben," versetzte der Graf in gemessenem Tone, „während ich aber anderseits der Gerechtigkeit der Menschen Trotz biete, werden Sie es natürlich finden, mein Herr, daß ich jedes, mir zu Gebot stehende Mittel benütze, mich derselben zu entziehen."

Mit diesen Worten ließ der Graf rasch eine Feder im Getäfel spielen, und eine geschickt angebrachte verborgene Thüre ließ ihn, zum Staunen der Musketiere, entschlüpfen.

Der Offizier, zum schlechten Spiele gute Miene machend, gab lächelnd seinen Soldaten das Zeichen, den Salon mit ihm zu verlassen. (Forts. folgt.)

Im Lager der Verwundeten.

Berlin hat in diesem Momente zumeist Interesse für den — Arzt, denn der Politiker findet statt Begeisterung und Erhebung nur noch — Apathie; man ist des Kampfes müde, der Siege schon satt. Der Humanist sieht und hört überall Dinge, die ihn mit Trauer und Wehmuth erfüllen, und der Tourist gelangt zu keiner freudigen Erregung, denn die Natur in Berlin ist trist, und noch zu allen Zeiten machte Waffengerassel den Kunstgenuß unleidlich. Der Arzt dagegen wird jetzt in Berlin gefesselt durch die ungeheure Fülle des hier aufgespeicherten menschlichen Elends, — des selbstbereiteten, selbstverschuldeten Elends, des Unglücks im Großen, das man mit der kaltblütigsten Berechnung herbeiführt und über das man dann heiße Thränen vergießt! Hunderttausende von Menschen sind mit den scharfsinnigsten Mitteln der Kriegswissenschaft und Kriegskunst, mit dem schrecklichsten Zerstörungs-Materiale bemüht, dieses menschliche Elend zu erzeugen, und dann sollen ein Paar Hunderte von Menschen — Aerzte, denen die Natur unübersteigliche Schranken gesetzt hat — wieder gut machen, was die Bestie im Menschen vernichtet hat, sollen heilen, was absichtlich krank gemacht wurde, sollen herstellen, was in raffinirter Weise zerstört worden. Diese staatliche Humanität in den Lazarethen und Ambulanzen, das sociale Samaritanerthum auf dem Kriegsschauplatze hat mir, seit ich denke, immer nur den Eindruck der größten Heuchelei und Lüge gemacht. „Lasse die Linke nicht wissen, was die Rechte thut!" Dieses biblische Gebot, hier muß man seiner gedenken. Mit der rechten bewaffneten Hand tödtet, verwundet, verkrüppelt ihr eure Mitmenschen — und dann wollt ihr ihnen mit der nichtswissenden linken Hand Hilfe, Labung und Trost bringen!

Digitized by Google

Betretet nur einmal diese Stätten des menschlichen Jammers und Elends, und sehet dort, wie unzulänglich, wie armselig, wie ohnmächtig diese sogenannte „Hilfe“ und „Humanität“ ist. Ich sah in einem Berliner Barakenlager einen jungen, schwächlichen Franzosen, dem der rechte Unter- und Oberarm gräulich zerschmettert worden war. Die umsichtsvollste conservative Chirurgie that das Möglichste, um dem jungen Manne seinen Arm zu erhalten. Vergebens. Die Knochensplitter lösten und bröckelten sich immer mehr und mehr ab, die intensive Entzündung drohte den ganzen Körper in Mitleidenschaft zu ziehen. Ich war anwesend, als ihm der Chef-Arzt mit der möglichsten Schonung die Mittheilung machte, daß man, um ihn zu retten, den Arm amputiren müsse. Der junge Soldat brach laut in Thränen aus. Eine hochgestellte „Dame patronesse“ rauschte an dem Schmerzenslager des Unglücklichen vorüber und ließ ihm — ein Dutzend Cigarren und einige Lebensmittel verabreichen! Cigarren und ein Trunk Wein für einen verlorenen Arm, das ist die „Hilfe,“ welche geleistet wird.

Die Holzbaraken auf dem Tempelhofer Felde bieten dem Arzte und Humanisten das höchste Interesse. Nicht nur, daß sie mit einem Aufwande von 100,000 Thalern hergestellt wurden, daß dort Männer wie Virchow, Esmarch, Roser die chefärztliche Leitung haben, daß einzelne Einrichtungen bezüglich der Pflege und des Comforts der Verwundeten und Kranken musterhaft sind, sondern auch in socialer Beziehung. Hier begegnet man den Damen aus der hohen und höchsten Aristokratie, aus den angesehensten Gelehrten-, Kunst-, Beamten- und Kaufmannskreisen; auch die Königin Augusta und die Prinzessin Karl kommen fast täglich zum Besuche dahin. Frau Gräfin Moltke, Frau v. Roon, Frau v. Unruh, Frau Virchow, die Künstlerin Jachmann-Wagner, ehedem Johanna Wagner u. s. w., sind hier Patronessinnen. Die Damen mit der bezeichnenden Armbinde — rothes Kreuz im weißen Felde — weilen dort vom frühen Morgen bis zum Spätabend; Samariterinnen, erfüllt vom besten Willen, geleitet von den edelsten Absichten.

Der Gesammt-Eindruck, den ich heimgebracht, ist ein gar trauriger, sehr betrübender. Da liegt auf dem Schmerzens- und Krankenlager der Preuße neben dem Franzosen, der Turco neben dem Sachsen, der Bayer neben dem Zuaven, und zwar in den freundschaftlichsten Beziehungen zu einander, während „draußen im Freien der Kampf, — der blutige,“ sie zu erbitterten Gegnern, zu „Erbfeinden“ engagirt und commandirt hat. — Einer leistet dem Anderen kleine Freundschafts- und Liebesdienste, er legt ihm seinen Verband zurecht, er stützt ihn bei den ersten, schüchternen Gehversuchen, er theilt Dies und Jenes mit ihm. Daß Einer auf den Andern geschossen, geschlagen, daß er ihn tödten, verwunden wollte, daß er ihm auch nur unfreundlich gesinnt wäre, davon wird selbst der scharfsinnigste Physiognomiker oder Psychologe keine Spur finden. Und dennoch sollen sie sich noch vor wenigen Tagen, Stunden blutige Feindschaft geschworen haben! Unglaublich, unmöglich! Sollen diese widernatürlichen, barbarischen Zustände wirklich ewig währen? Ich glaube an den Fortschritt der Bildung und Civilisation, ich glaube an einen Genius der Menschheit — und bin auch Idealist genug, zu glauben, daß die Völker einmal erkennen werden, wie wahnsinnig es ist, politische Fragen durch den organisirten Massenmord zu entscheiden. Aber noch ist der Weg bis zur Verwirklichung dieses Ideals ein weiter. Die Propaganda gegen den Krieg kann durch nichts mehr gefördert werden, als durch den Anblick dieser kolossalen Krankenlager, und wie man der Truppe im Felde die Musikbande beigibt, um ihre Stimmung zu erhöhen, — so sollte man die Politiker erziehen, indem man in ihren Studienplan den Besuch der Kriegslazarethe aufnimmt. Dort werden sie Menschlichkeit lernen.

Wien, im Oktober 1870. Dr. W. Schlesinger.

Digitized by Google

(Strumpfstrick-Rennen.) Am 26sten vorigen Monats war die weibliche Bevölkerung von Kassel in großer Aufregung. Das Damen-Comité macht durch Maueranschlag bekannt, daß alle gewirkte wollene Strümpfe in allen Läden aufgekauft seien, aber trotzdem zu einer dringenden Sendung nach dem Kriegsschauplatz nicht hinreichten. Alle Bewohnerinnen wurden demnach aufgefordert, sofort durch 48 Stunden ohne Unterlaß Socken zu stricken, da Montag den 16. September erst das Garn ausgetheilt werden könne, und längstens Mittwoch den 28sten ein bestimmtes Quantum von Socken und Strümpfen zur Absendung bereit sein müsse. Nun gab es eine förmliche Strick-Revolution in der weiblichen Welt Kassels. Mütter und Töchter, Köchinnen und Stubenzofen strickten um die Wette, wo sie gingen und standen, im Theater, im Concert, bei Besuchen, auf der Straße und den Promenaden u. s. w. Ein Backfischchen sagte übrigens: „Die Frau Gräfin an der Spitze des Comité's hat gewiß in ihrem ganzen Leben noch keinen einzigen Strumpf gestrickt, sonst hätte sie uns keine so unglaubliche Zumuthung gemacht." (O das ist noch gar nischt von die Kasseler Mädels! In Augsburg strickt ein niedliches Soubrettchen seit Wochen ohne Unterlaß für die Verwundeten, sogar bei der Opernprobe mit Gesang und nach dem Takte der Musik. Ein Vivat und Hurrah der schönen Strickerin!)

Aus Königsberg schreibt die K. H. Ztg.: Als früh die 200 Ersatz-Reservisten des 43sten Infanterie-Regiments, größtentheils einjährige Freiwillige, auf dem Ostbahnhofe sich zur Abfahrt nach dem Kriegsschauplatz bereit fanden, hielt einer derselben, — wahrscheinlich ein fideler Studio, noch eine Anrede an das auf dem Perron versammelte Publikum. „Vor unserer Abreise," sagte er, „fordern wir noch Alle auf, die an uns Ansprüche zu machen haben, seien es Schneider, Schuster, Wäscherinnen, Gastwirthe ꝛc., sich zu melden, denn jetzt ist der geeignete Zeitpunkt zur Abrechnung mit ihnen da!" — Der Anrede folgte natürlich nur schallendes Gelächter, und als sich Niemand meldete, rief der abziehende jugendliche Krieger: „Gut, dann mögen alle unsere „Schuldbücher" von nun an vernichtet sein!" Alsbald brauste der Zug, der die fidelen Krieger fortführte, unter Hurrahrufen davon.

Ein Correspondent der „Times" schreibt: „Man muß eine Schlacht angesehen haben, um zu wissen, mit welcher Ausdauer die Pferde ihrem Regimente folgen, so lange sie noch ein Bein haben, um sich nachzuschleppen. Ich sah Pferde, die offenbar von Sergeanten geritten worden waren, ihre Stelle hinter der Schwadron einnehmen, die Schwenkungen mitmachen, halten und avanciren, nicht anders, als ob sie den Reiter noch auf dem Rücken hätten, und während das Blut an ihnen herunterströmte. Es sind in der That wenige von den treuen Thieren vorhanden, die nicht einige ehrenvolle Narben aufzuweisen haben."

Ein Musketier des 79sten Regiments, welcher in der Schlacht vom 16. August einen die Zehe streifenden Schuß erhalten hatte und darauf zur Heilung nach Hildesheim zurückgekehrt ist, erzählt folgendes Erlebniß: Er habe verwundet auf dem Verbandplatz gelegen, als der Bundeskanzler Graf Bismarck hinzugekommen sei, und unter Anderem auch ihn nach seiner Verletzung gefragt habe. Da habe er, auf seine verwundeten Zehen weisend, geantwortet: „Sie haben mir die Hühneraugen operirt," worauf Graf Bismarck mit der Bemerkung, dann sei ja wohl auch ein Pflaster nöthig, ihm einen Fünfthalerschein geschenkt habe, — und dabei zeigte der Verwundete mit großem Stolz das lindernde Pflaster.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 132.

Henriette von Chevreuse.

Ein Bild aus der Zeit der Regentschaft in Frankreich.

II.

Die Frau Herzogin von Maine, eine Enkelin des großen Condé konnte es dem Herzog von Orleans nicht gönnen, daß er zum Regenten gewählt worden war, da sie dadurch ihren Mann in den Hintergrund gestellt glaubte, der dem Testamente Ludwig's XIV. gemäß, während der Minderjährigkeit des jungen Königs als Mitglied des höheren Staatsrathes zur Leitung der Staatsgeschäfte bestimmt war.

In ihr Schloß von Sceaux zurückgezogen, schuf sie sich einen Hof en miniature und hatte ihre Dichter, ihre Höflinge und den übrigen Anhang nach Sitte jener Zeit. Sie spielte im vollen Ernste die Königin und führte das bebänderte Scepter, das ihr von ihrer Familie gegeben war, mit despotischen Ernste, aber auch mit bevorzugtem glänzendem Geiste, von dem Frau von Lampert in einem an sie gerichteten Briefe sagt: „Der Geist kündet sich erst an, wenn Sie sprechen, oder wenn von Ihnen gesprochen wird!“

Alle Zeit, die die Herzogin nicht der Politik widmete, opferte sie dem Vergnügen. Wenn man die Berichte ihrer Festlichkeiten las, glaubte man aus „Tausend und einer Nacht“ zu lesen. Einen Tag nahm sie den Schäferstab und huldigte dem idyllischen Leben, andern Tags stellte sie die Frau Ludovica vor; sie stiftete auch den Bienen-Orden, dessen Ritter beim Hymettus schwuren. — Inmitten dieses arkadischen Lebens, dieser endlosen Vergnügungen, hätte man glauben sollen, daß die Herzogin ihre ehrgeizigen Pläne vergessen hätte; dem war aber nicht so, sie träumte im Gegentheil nur von Macht und Größe und seitdem dem Herzog ihrem Gemahl durch Parlaments-Beschluß die Charge als Leiter des Königs und die mit seiner hohen Stellung verbundenen Vorrechte entzogen wurden, waren der Herzogin Gedanken nur darauf gerichtet, die oberste Gewalt im Königreich zu erringen, den Regenten zu stürzen, und ihren Mann an dessen Stelle zu setzen. Gewohnt alles sich ihrem Willen beugen zu sehen, hielt sie dies für kein schwieriges Unternehmen und ging entschlossen an's Werk. Sie glaubte, daß der Erfolg zunächst vom Philipp von Bourbon, König von Spanien, abhängig gemacht werden könne, daher es ihre erste Sorge war, mit ihm durch Vermittlung seines Gesandten Cellamare in Unterhandlung zu treten; außerdem war sie bemüht, unter dem ältesten Adel Anhang zu suchen und durch ihren Geist gewann sie die einen, durch Ungerechtigkeiten seitens des Regenten die anderen.

Unglücklicher Weise für die Herzogin überwachte der Cardinal-Minister Dubois, ein ebenso gewandter Politiker, als getreuer Anhänger an das Haus Orleans, die geheimen Schliche des kleinen Hofes zu Sceaux. Vom Zufall begünstigt, erfuhr er die Absendung von Depeschen an König Philipp von Spanien; er ließ daher den Courir unterwegs aufgreifen und kam dadurch in den Besitz aller Papiere. Als dieses Begebniß bekannt wurde, herrschte große Bestürzung unter den Verschworenen und die gravirtesten wollten ihr Heil in der Flucht versuchen, allein die Polizei des Cardinals war zu wachsam und so wurden sie sämmtlich in die Bastille gebracht.

Digitized by Google

Der Proceß fand rasche Einleitung. Als der Cardinal Dubois aus dem Inhalt der aufgefangenen Depeschen sah, daß weder der Herzogin noch ihres Gemahls darin erwähnt war, so suchte er durch allerlei Querfragen an die Verhafteten, sich über deren Theilnahme Gewißheit zu verschaffen und seiner Schlauheit gelang es zuletzt auch zu erfahren, daß der Graf von Chevenon im Besitze einer Cassette sei, die Papiere enthielte, die mehr als genug den Antheil erweisen würden, den die Herzogin und der Herzog von Maine an der Verschwörung hatten.

Von diesen Augenblicke an war das Hotel-Chevenon der Gegenstand der thätigsten Ueberwachung. Der Cardinal muthmaßte nicht mit Unrecht, daß der Graf versuchen würde, über die Pyrenäen zu entkommen und daß er dabei wohl die Hauptdocumente mit sich führen werde; er wartete denn schmerzlich des Augenblicks, wo er sich dieser Handschriften bemächtigen könnte. Nach Verlauf einiger Tage, da ihm der Graf zu lange zögerte, nahm der Cardinal zur Bestechung seine Zuflucht, um schneller zum Ziele zu kommen. Er suchte durch glänzende Versprechungen Lambert, den Kammerdiener des Grafen zu gewinnen, und die gewünschten Aufklärungen zu bekommen. Wir haben bereits erfahren, auf welche Weise der treue Diener nach der Weisung seines Herrn, die Anerbietungen des Ministers angenommen hat. Aber der Cardinal durchschaute bald die List und am selben Abende, wo unsere Geschichte beginnt, ließ er den unglücklichen Kammerdiener vor sich bringen, der schließlich unter dem Drucke der herbsten Drohungen, die Wahrheit eingestand. Eine Stunde später war das Hotel umzingelt und Herr Chevenon entzog sich momentan, wie wir erfahren haben, der Verhaftung nur durch jene geheime Thür.

III.

Als sich die geheime Thüre wieder sicher geschlossen hatte, stand der Graf in einem Corridor, von dem ein schmaler Gang nach außen in ein entlegenes Gäßchen führte, diesen Weg schlug er ein; aber er war noch nicht am Ende desselben, als er einen verworrenen Lärm von Stimmen vernahm, erschreckt kehrte er eilends zurück, kalter Schweiß stand ihm auf der Stirne, sein Herz schlug heftig und krampfhaft drückte er das Kästchen an die Brust, dessen Inhalt er um jeden Preis seines Lebens vernichten wollte.

Nach einem kurzen Zeitraum der quälendsten Ungewißheit kehrte er wieder in den Salon zurück; Henriette stieß bei dem Anblicke ihres Vaters einen Schrei des Schreckens aus.

Graf Chevenon, den Finger an den Mund legend, um ihr dadurch Ruhe zu gebieten, stürzte auf den Kamin los und überlieferte den Inhalt seines Kästchens den Flammen. Aber in demselben Augenblicke trat auch wieder der Offizier mit seinen Leuten ein. Mit einem Blick gewahrte er das Geschehene und während sich die Soldaten auf sein Geheiß des Grafen bemächtigten, suchte er die Papiere zu retten, die vom Feuer noch nicht verzehrt waren.

Eine Stunde später war der Graf im engsten Gewahrsam der Bastille. Erzogen in der Schule des Glaubens und der Tugend war Henriette eine Christin in des Wortes wahrer Bedeutung und als der Eindruck des ersten Schreckens vorüber war, suchte sie Trost im Gebete und mit der Kraft, die nur kindliche Liebe und Gottvertrauen verleihen konnte, ging sie an's Werk, mit allen ihr möglichen Mitteln zu versuchen, das Leben des theueren Vaters zu retten.

Sie zog sich in das Haus ihrer Cousine der Baronin von Vergennes zurück und berathschlagte gemeinschaftlich mit ihr die Schritte, welche geeignet sein möchten, die Rache des Ministers von dem Grafen abzuwenden.

Der erste Versuch sollte bei dem Regenten selbst gemacht werden, der als ein menschenfreundlicher Charakter galt, obgleich er mehr für die Uebungen des Geistes und der Wissenschaften, als für Staatsgeschäfte geschaffen war, welche er denn auch der Sorge seiner Minister und in'sbesondere dem Cardinal Dubois überließ, der sein Lehrer war und den er zu dieser hohen Stellung gebracht hatte. Der Regent hätte eher ganz

Digitized by Google

Frankreich gegen sich conspiriren lassen, als daß er selbst versucht hätte, ein Complot im Keime zu ersticken.

An ihn wendete sich also zunächst Frau v. Bergennes sie traf dabei aber unglücklicherweise gerade eine Zeit, in der er sich mit einem chemischen Experiment beschäftigte (eine Lieblingsneigung des Regenten) und in solchen Fällen lag ihm mehr an den Resultaten seiner wissenschaftlichen Forschungen, als an den Interessen des Königreiches. Er ließ daher der Baronin einfach wissen, daß sie sich in dieser Angelegenheit an den Cardinal wenden möge. Das war es aber nicht, was die Baronin gewollt hatte, denn sie wußte nur zu gut, daß der Cardinal vor allem Minister war, d. h. daß er zuvörderst die Pflichten erfüllte, die ihm sein hohes Amt auferlegten und zwar mit einer Strenge, die nur in höchst seltenen Fällen eine Ausnahme gestattete; für ihn verschwanden alle menschlichen Rücksichten, so wichtig sie auch sein mochten vor dem einzigen Begriffe des Staatswohles! Die Bittgesuche der Baronin und ihrer schönen frommen Cousine blieben daher ohne allen Erfolg.

Henriette unschlüssig, welchen Weg sie einschlagen sollte, entschloß sich nun kurzweg sich an die Herzogin von Maine selbst zu wenden; da erfuhr sie aber, daß sie gleichfalls sammt ihrem Manne auf Befehl des Cardinals gefänglich eingezogen worden sei. Dieser Akt verbreitete Schrecken am Hofe, man fragte sich nicht ohne Besorgniß, wie weit ein Mann zu gehen wagen wird, der sich nicht scheute, die Hand an Prinzen von Geblüt zu legen und man betrachtete die Verschworenen bereits als verloren.

(Fortsetzung folgt.)

Lothringen.

Allgemein regt sich der berechtigte Wunsch, daß diese ehemaligen Theile des deutschen Reiches wieder mit Deutschland vereinigt werden sollen. Es dürfte darum den Lesern, welchen die betreffenden Geschichtswerke nicht zur Verfügung stehen, angenehm sein, zu erfahren, wie Frankreich in den Besitz dieser deutschen Gebiete gekommen ist.

Der erste Schritt Frankreichs in dieser Richtung war die Wegnahme der lothringischen Städte und Bisthümer Metz, Toul und Verdun Mitte des sechszehnten Jahrhunderts. Damit verhielt es sich aber folgendermaßen: Der protestantische Herzog Moritz von Sachsen, der im schmalkaldischen Kriege die Partei seiner Religionsgenossen verlassen und sich gegen die Häupter des schmalkaldischen Bundes, darunter sein Vetter, den Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen, an den Kaiser angeschlossen hatte, ging, nachdem er durch den glücklichen Ausgang des Krieges seine ehrgeizigen Absichten erreicht, — die sächsische Kurwürde sammt den meisten sächsischen Kurländern gewonnen hatte, wieder zur Partei seiner Religionsgenossen über und schloß insgeheim nebst drei anderen Fürsten mit König Heinrich II. von Frankreich ein Bündniß, in welchem diesem gestattet wurde, sich der Städte Metz, Toul und Verdun zu bemächtigen, dagegen dieser sich verpflichtete, den Kurfürsten Moritz und Genossen in ihrem Vorhaben gegen den Kaiser Karl V. mit bedeutenden Geldsummen, wenn Noth mit einem Heere zu unterstützen.

Zufolge dieses am 15. Oktober 1551 abgeschlossenen vaterlands-verrätherischen Vertrages brach der König von Frankreich im März 1 52 mit einem Heere gegen Lothringen auf, indem er zuvor eine Proklamation erließ, in welcher er die Deutschen von seiner Uneigennützigkeit versicherte und betheuerte, daß er nur für die „deutsche National-Freiheit“ einschreite (ganz wie Napoleon im Juli 1870 für „Freiheit und Civilisation“). Die Städte Toul und Verdun wurden besetzt.

Metz, damals schon die festeste Stadt Lothringens, das Bollwerk Deutschlands — gewann er durch List: Er erließ ein freundliches Schreiben an sie, in welchem er ledig-

Digitized by Google

lich um friedlichen Durchzug der Truppen ersuchte, der auch gewährt wurde. Der Connetable Montmorency zog mit dem Heere in die Stadt ein; ging aber nicht mehr hinaus; der Bischof Robert Lenamaurt und einige Magistrats-Personen waren im Einverständniß mit den Franzosen, aber der größte Theil des Magistrats wollte nichts von demselben wissen. Was that der Connetable? Er legte sich plötzlich auf das Krankenbett und ließ unter dem Vorwande, sein Testament machen zu wollen, die widerstrebenden Magistrats-Personen als Zeugen zu sich laden. Kaum waren sie versammelt, als er von seinem Bette aufsprang, den Schöppenältesten durchbohrte und die Uebrigen durch seine Garde ermorden ließ.

Darauf hielt der König am 18. April seinen Einzug in Metz, ließ die Bürgerschaft entwaffnen und der Krone Frankreichs huldigen.

Ein späterer Versuch des Kaisers, Metz wieder zu gewinnen, war ohne Erfolg. Er mußte abziehen und die deutschen Städte in den Händen des „allerchristlichsten König“ zurücklassen. Im westphälischen Frieden wurde der Raub anerkannt. „Dies war die schlimme Folge, sagt Dittmar in seiner durchaus vom protestantischen Gesichtspunkt aus geschriebenen deutschen Geschichte, einer Verbindung deutscher Fürsten mit einem Nachbar, der stets seine raubsüchtigen Arme gegen Deutschlands Grenzländer ausstreckte.“

Zur Frage über die Farben des ehemaligen deutschen Reiches

bringt die National-Zeitung einen Beitrag, dem wir Folgendes entnehmen: Die reinste, unanfechtbare Quelle für die Lösung dieser Frage fließt in dem sogenannten Balduinischen Codex, jetzt im Staatsarchiv zu Koblenz. Der Kurfürst-Erzbischof Baldewin von Trier regierte von 1307—1354, und war ein geborener Graf von Luxemburg. Er benutzte seine Stellung, um seines Bruders Sohn, den Grafen Heinrich von Luxemburg, auf den deutschen Königsthron als Heinrich VII. zu erheben, und verewigte diese Glanzperiode seines Geschlechts durch eine Reihe von Bildern, welche das Leben des Königs in allen seinen Wandlungen darstellen. Auf ihnen sind die Wappen und Fahnen der in diesen Geschichten auftretenden deutschen und luxemburgischen Herren mit der gewissenhaftesten Treue in Farben ausgeführt, und daher gilt dieser Bilder-Cyklus zugleich als ältestes, authentisches Wappenbuch. In den zahlreich abgeschilderten Schlachten erscheint der König stets im einfachen Harnisch, kennbar durch die Krone und den Schild mit dem Wappen des deutschen Reichs: dem einköpfigen schwarzen Adler im goldenen Felde. Aber die Reichsfahne, welche ein Marschall ihm vorantragt, wimpelartig über das ganze diesseitige Heer flatternd, sie zeigt die Farben Roth und Gold senkrecht, nicht quer getheilt, gleichgiltig, welche Farbe voransteht. Die Trikolore ist eine moderne Erfindung, die französische Revolution ihre Mutter. Wenn man daher nach dem Auseinanderfallen des alten römischen Reichs deutscher Nation das Andenken an vergangene Herrlichkeit zu erhalten suchte, und dieß nur durch Nachahmung einer neuen Mode zu thun wußte, — war die Zusammenstellung des **Schwarz** im deutschen Reichsadler mit dem **Roth** und **Gold** der alten Reichsfahnen die **einzig mögliche** und **allein berechtigte** Trikolore.

Die Fliegen, schreibt eine „Wisconsiner Zeitung,“ haben in diesem Sommer so erschreckend überhand genommen, daß einige unserer vorzüglichsten Kirchen-Besucher am vergangenen Sonntag während der Dauer der ganzen Predigt wach bleiben mußten.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 133.

Henriette von Chevenon.

Ein Bild aus der Zeit der Regentschaft in Frankreich.

(Fortsetzung.)

Doch je mehr die Gefahr wuchs, desto zuversichtlicher und muthvoller zeigte sich Henriette. Da sie keine Erlaubniß erwirken konnte ihren Vater sehen zu dürfen, so verfiel sie auf eine List, zu ihm zu gelangen. Sie erfuhr nemlich, daß der Zuwachs an Gefangenen die Aufnahme von neuen Dienern nothwendig mache und faßte den Entschluß, dies zur Ausführung ihres Planes zu benützen und trotz aller Einwendungen von der Baronin blieb sie standhaft auf ihrem Willen. Es fand sich zufällig, daß eine Freundin der Baronin den Lieutenant des Staatsgefängnisses kannte; durch seine Vermittlung wurde dann Fräulein von Chevenon als geschickte Arbeiterin vorgestellt, und schon anderen Tags in die Leinwandkammer der Bastille aufgenommen. Der erste Theil ihrer Absicht war somit erreicht, der zweite schwierigere aber sollte nun beginnen, und an Luxus und an die angenehmen Genüsse des Reichthums gewöhnt, der ermüdenden Arbeit, die ihr auferlegt wurden nicht gewachsen, regte sich bald ihr aristokratischer Stolz und große Entmuthigung bemächtigte sich des armen Mädchens. Glücklicherweise bewohnte noch ein Mädchen mit Henrietten, gemeinschaftlich das Zimmer, für das sich in ihrem Herzen große Sympathien regten; Lenchen, so war des Mädchens Name, zögerte ihrerseits auch nicht ihre schöne Zimmergenossin gleich einer Schwester zu lieben. Aus dieser gegenseitigen Neigung entspann sich bald eine innige Vertraulichkeit und Henriette, welche einsah, daß es ihr allein unmöglich wurde, ihre Pläne auszuführen, entschloß sich nach reiflicher Ueberlegung sich ihrer jungen Freundin zu entdecken. Lenchen war gerührt von dem Schicksal des armen Fräuleins, schwur ihr nach ihren schwachen Kräften bestmöglichst zu dienen und hielt auch getreulich Wort.

Sie hatte einen Bruder, der als Sergeant in der Garde stund und gegenwärtig im Gefängniß auf Kommando war; von diesem wußte sie auf eine geschickte Art zu erfahren, in welchen Theile der Bastille sich die Zelle des Grafen befand.

Der Prozeß gegen den Grafen wurde indeß rasch verfolgt; ehrenhaft und von großer Charakterstärke wie er war, hielt er es unter seiner Würde durch einstudirtes Läugnen sein Thun schwächen zu wollen. Er antwortete einfach, daß er nach seinem Gewissen den Eingebungen seines Herzens gefolgt sei."

Der Graf wurde zum Tode verurtheilt.

„Es war stets mein heißester Wunsch", sagte er mit Stolz mein Blut im Dienste meines Königs und für den Ruhm Frankreichs vergießen zu dürfen; Gott hat es anders gewollt gesegnet sei sein Wille!

Als er sich aber in seinem Gefängniß allein befand, weinte dieser Mann, den der Tod nicht zittern machen konnte, wie ein Kind bei dem Gedanken an seine einzige Tochter, die er nun mehr ohne Stütze in der Welt zurücklassen mußte und die er vielleicht nicht einmal mehr segnen durfte.

Digitized by Google

Die Nacht überraschte ihn in diesen traurigen Gedanken, als er plötzlich ein leises Pochen an die Thüre seiner Zelle vernahm. Er lauschte und eine schmeichelnde zitternde Stimme, — die Stimme Henriettens drang an sein Ohr.

„Vater," lispelte seine Tochter, „ich bin es, Henriette, Dein armes Kind!"

„Mein Gott! ist es ein Traum, so möge ich nicht mehr erwachen davon!"

„Es ist kein Traum, geliebter Vater!"

„Wie aber," frug der Graf bebend, „kommst Du meine Henriette in dies Gefängniß? sollte auch Dich die Rache erreicht haben?"

„Sei ohne Furcht, mein Vater, ich laufe keine Gefahr, es würde zu lange währen, Dir meine Gegenwart zu erklären; doch magst Du wissen, daß ich mich mit Deiner Befreiung beschäftige."

„Du, mein Kind, Dank für Deine heilige Liebe, Henriette! und Dank meinem Gotte, der mir noch diese Minute des Glückes genießen ließ; aber im Namen Deiner seligen Mutter, armes Kind, verzichte auf diesen thörichten Plan, man wird ihn sicherlich entdecken und Du bist dann mit mir verloren; doch horch, man kommt fügte er bei, entferne Dich!"

„Beruhige Dich lieber Vater eine Freundin wacht über uns."

Der Graf hörte dann einige Worte, welcher mit leiser Stimme gewechselt wurden.

„Vater!" fuhr Henriette fort„ ich muß Dich nun verlassen; aber von heute ab in zwei Tagen hoffe ich in Deinen Armen sein zu können!"

„Lebewohl Henriette, lebwohl . . ."

„Haben Sie den Schlüssel abgedrückt" frug Lenchen, als sie mit Henrietten in ihr gemeinschaftliches Zimmer trat.

„Hier ist der Abdruck" antwortete das Fräulein, indem sie ihr eine kleine Wachsrolle zeigte, die sie in ihrer Hand hielt.

„Nun sehen Sie, mein theueres Fräulein, daß unser erster Versuch geglückt ist."

„Wohl, doch ist von diesem ersten Versuche, bis zur Entweichung noch weit!"

„Lassen Sie uns hoffen, mein Fräulein, die Vorsehung steht den Unglücklichen bei; durch diesen Abdruck wird uns die Frau Baronin den nöthigen Schlüssel verschaffen. Meinerseits werde ich Mittel finden, für morgen Abends eine Uniform meines Bruders zu bekommen und dann überlassen wir Gottes Willen das Uebrige!"

(Schluß folgt.)

Etwas aus dem Leben eines bayerischen Chevauxlegers-Trompeters.

„Mang H., lern' etwas, du weißt nicht, wie du es brauchen kannst." So sprach vor Jahren der Berichterstatter zu einem braven, jungen Burschen. Mang besann sich einige Zeit und an obige Worte erinnert, erklärte er: „Ich trau' mir's bereits nicht z'sagen, was ich lernen möchte." — „Nur r'aus damit!" — „'s Trompeten möcht' ich lernen!" Der Berichterstatter lächelte, er hatte etwas Anderes erwartet; — allein des Menschen Wille ist sein Himmelreich, Mang erhielt eine Trompete. Manches Jahr blies er schlecht und recht zu Gottes Ehre und der Menschen Lust bei Scheibenschießen, Hochzeiten, Veteranenfesten und anderen feierlichen Gelegenheiten, und wurde nach und nach wie andere Menschenkinder 21 Jahre alt.

Als Conscribirter hatte Mang Glück, — er zog eine der höchsten Loosnummern. 1860 mußte er nach München. Freudig ging er dorthin, er hatte ja die Residenz noch nie gesehen, und gehört, daß man dort gar schön Trompete blase. Jedermann tröstete ihn, daß er seines hohen Loofes wegen frei werde, aber trotzdem kam es anders; ein schöner, kräftiger Bursche — wie er war, wurde er Cuirassier. In der Orangerie zu Nymphenburg verlebte er die Rekrutentage. Eines Abends nahm er von einem Signal-

Digitized by Google

Trompeter das Instrument und blies ernste, traurige Weisen, denn sein Herz war ja drüben in der Heimath, droben in den schönen Bergen und bei all' den Lieben, die dort wohnten, drüben bei den Träumen seiner Jugend. Ein Offizier hörte den fremden Bläser, erkundigte sich nach ihm und so wurde Mang Trompeter.

Aus jener Zeit schrieb er mir: „O wie oft denke ich an die Worte: Mang —, lern' was, du weißt nicht, wie du es brauchen kannst!"

1866 war er dabei, und 1870 nach Auflösung seines Regimentes Chevaulegers-Trompeter geworden, marschirte er mit nach Frankreich. Wie es ihm dort erging, mag ein Auszug aus seinem letzten Briefe selbst erzählen:

— — — Ich habe, wie Sie wissen, nicht blos trompeten, ich habe auch reiten gelernt, und wurde beim Ausmarsche dem Stabe des General-Lieutenants und Divisionärs v. St. als Trompeter zugetheilt. Mein Herr General hält was auf mich, und so ritt ich — ein einfacher Trompeter — unlängst auf einem Generalspferde in Ferrieres spazieren. Herr Gott, ist's da schön! Bereits so schön wie daheim in Schwangau. — Ferrieres gehört aber auch dem Rothschild, und unwillkürlich griff ich bei diesem Namen an meine magere Börse; aber stolz war ich doch, denn es reitet nicht Jeder in Ferrieres spazieren. Ich hörte wohl Pferdegetrappel, allein heute kümmerte ich mich nicht darum, und ritt weiter. Plötzlich sah ich mich, an einer Ecke angekommen, einer Suite hoher Offiziere gegenüber. Ich ritt zur Seite, hielt an, und in meinem Innern commandirte es: „Achtung!" denn an der Spitze der Reiter ritt der greise König. Er sah mich an, stutzte, und etwas nach rechts gewendet, hielt er sein Pferd, und mit ihm hielten Alle stille. Der Reiter rechts eilt vor, und stellte mich dem Könige schnurgerade gegenüber. „Majestät," sprach er, „dieß ist der bayerische Chevaulegers-Trompeter Magnus Höß vom dritten Regiment (er nannte, ohne mich vorher gefragt zu haben, meinen Vor- und Zunamen), das Verdienstkreuz gab ihm sein König, das eiserne Kreuz, das er trägt, holte er sich bei Wörth-Frösch weiler, es ist dies der tapfere Trompeter, der unter einem mörderischen Feuer zum Sturme, immer vorwärts, trotzdem bereits sein Pferd verwundet war, auf Mac-Mahons Lager geblasen."

Der König reichte mir — einem armen Trompeter — die Hand und Alle von der ganzen Suite eilten her zu mir, Alle — bis auf Zwei — trugen das „eiserne Kreuz," und Alle drückten mir meine Rechte. Mir rollten die Thränen über meine gebräunten Wangen und meinen Schnurrbart, ich war keines Wortes mächtig, als ich mich dem edlen Reiter, der mich dem Könige vorgestellt, allein gegenüber befand — ich kannte ihn ja, es war Niemand Geringerer, als der Kronprinz von Preußen.

„Höß," — sprach er, „Sie haben vorher, als wir Ihnen nahten, eine brennende Cigarre in den Garten geworfen, sind Sie froh, daß es Krieg ist, denn sonst dürfte man nicht ungestraft brennende Stumpen in Rothschild's Gärten werfen," und lächelnd reichte er mir sein Etui mit den Worten: „Lassen Sie sich den Inhalt wohl schmecken," und auf Paris deutend, „dort drinnen sehen wir uns hoffentlich bald wieder!"

Ich ritt langsam weiter, wusch mir die Thränen aus dem Auge und gut war's, daß ich meine Trompete nicht bei mir hatte, ich glaube, — ich hätte zum Sturme auf Paris geblasen.

— — — Den einen Inhalt des Etuis, der zu verrauchen war, habe ich mir wohl schmecken lassen, es waren die ersten und höchst wahrscheinlich die letzten königlichen Cigarren, die ich rauchte. Die Thalerscheine, die es weiter enthielt, mag ich nicht verbrauchen, ich übersende Ihnen dieselben zur beliebigen Verwendung für meine armen, verwundeten Kameraden.

Das Etui selbst will ich mein Leben lang führen zur Erinnerung an einen meiner schönsten Tage, und sterbe ich vor Ihnen — und ich glaube, trotz der jungen Jahre so was zu fühlen, ich habe des Elendes zu Viel gesehen — dann nehmen Sie es hin als

Digitized by Google

ein Angebinde für ihre mir stets bewiesene Theilnahme. Trösten Sie gegebenen Falles meinen lieben, alten Vater und meine Geschwister. Droben sehen wir uns Alle wieder!"

Diese Todesahnung ging leider zu frühe in Erfüllung. Verschont in fünf Schlachten, tödtete ihn wenig Tage später der Typhus in Corbeil.

Dort liegt Magnus Höß, Inhaber des eisernen Kreuzes, des bayerischen Militär-Verdienstkreuzes und des Feldzeichens für 1866, begraben, wieder ein Opfer mehr für's deutsche Vaterland. — Wie Viele mögen ihm noch folgen? Oct. 1870 Knappich.

Daß es auch im Kriege nicht an Humor fehlt, beweist folgendes Stücklein: In Artajon, einem Dorfe in der Nähe von Orleans, wurde von einigen fanatischen Individuen der Feldtelegraph an mehreren Stellen zerstört. Dafür legte Fürst Wrede, Rittmeister im dritten Chevanlegers-Regiment (Garnison Freising), der Stadt Orleans 20,000 Francs Strafe auf, und fügte die Drohung bei, daß es im Weigerungsfalle die versammelten Väter der Stadt wegführen und einsperren werde. Diese erklärten, daß sie eine so hohe Summe nicht auftreiben könnten, die Hälfte — 10,000 Frcs. wollen sie zahlen. „Schau'ns, meine Herren," sagte der bayerische Rittmeister, „so werde ich nur die Hälfte von Ihnen einsperren, und zwar werde ich mir die Leichtesten von Ihnen aussuchen, damit meine Pferde beim Transport nicht so schwer zu ziehen haben." — Richtig, er wählte sich die mageren Gemeinderäthe aus, die waren gerade die reichsten, ließ sie von den Soldaten bewachen, und befahl in einer Stunde den Weitertransport derselben. Ehe eine Stunde verging, war auch die zweite Hälfte der auferlegten Strafe gezahlt.

---

* (Weibliche Ruderer.) Die „New-York-Times" enthält nachstehenden Bericht über eine Regatta, an der zur Damen Theil nahmen. — Die neunte jährliche Regatta des „Empire-City-Rowing-Club" wurde am 6ten vor. auf dem East River — gegenüber Harlem — abgehalten, und erregte diesmal durch das Erscheinen von fünf Rudermädchen, die sich um den Preis des Tages bewarben, besonderes Interesse. Unter großer Aufregung einer ungeheueren Zuschauermenge fand die Abfahrt um 5 Uhr statt. Die Bewerberinnen waren: Miß Amalia Shenham, bekleidet mit einem losen, weißen Flanell-Hemde, kurzem rothem Unterrock und Pantalons, als Kopfbedeckung eine keck aufgesetzte Ruder-Kappe von weißem Muslin, garnirt mit blauen Bändern, das Haar in zwei langen Zöpfen auf dem Rücken herunterhängend. Das Costüm war malerisch und zeigte die physische Kraft der Trägerin höchst vortheilhaft. Sie war die schwerste und kräftigste unter den Mitbewerberinnen, erst 19 Jahre alt, wog sie 140 Pfund. Ihr anmuthiges Gesicht, sowie ihre herrliche Stellung im Boote gewannen ihr viele Bewunderer. Miß Olivie Roberts, eine 17jährige Blondine und Tochter eines Boot-Bauers, war eine ihrer Rivaliunen. Sie trug helle Kleidung und keine Kopfbedeckung, — ihr Gewicht 110 Pfund. Miß Mary Kigle, 19 Jahre, ebenfalls Tochter eines Boot-Bauers, die dritte Mitbewerberin trug gleichfalls helle Kleidung und darüber ein rothes Zuaven-Jäckchen; ein schmaler blauer Turban vervollständigte ihren Anzug. Sie wog 115 Pfd. Die anderen beiden Bewerberinnen waren Miß M. Walton und Miß Annie Williams, sie trugen gewöhnliche Straßen-Toilette. Man gebrauchte 17 Fuß lange Boote und die zurückzulegende Entfernung betrug drei englische Meilen. Miß Shenham trug den Sieg davon, und zwar in 23 Minuten; Miß Walton war die zweite am Ziel.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 134.

Henriette von Chevenon.

Ein Bild aus der Zeit der Regentschaft in Frankreich.

(Schluß.)

Am besagten Tage, waren alle Vorbereitungen zur Flucht getroffen. Eine fieberhafte Unruhe bemächtigte sich der armen Henriette, als Frau von Bergennes sie morgens besuchte und ihr unverholen wenig Hoffnung für das Gelingen ihres Planes gab; selbst Lenchen schien im letzten Momente zu zweifeln, wobei natürlich auch sie ihre Freiheit und ihr Leben auf's Spiel setzte.

Die Uhr der Bastille schlug 1 Uhr früh; die letzte Stunde war gerade vorübergegangen, als sich in der Zelle des Herrn von Chevenon ein Schlüssel im Schlosse drehte. Anfänglich glaubte er, daß der Augenblick seiner Hinrichtung gekommen wäre. Wie war er dagegen überrascht, als er Henriette eintreten sah, welche bleich und zitternd ihm ein Zeichen zum Stillschweigen gab und ihn durch Geberden einlud, ihm zu folgen.

Der Graf, der kaum seinen Augen zu trauen wagte, war eben im Begriffe seine Zelle zu verlassen, als Lenchen erschreckt mit dem leisen Rufe hereinstürzte: „Wir sind entdeckt!"

Henriette, die zuerst wieder ihre Fassung erlangte, lehnte die offengebliebene Thüre leise bei und lauschte. Schritte näherten sich und Henriette glaubte schon Alles verloren; fest drückte der Graf seine geliebtes Kind in seine Arme, als müsse sie mit ihm sterben und Lenchen stund starr vor Schrecken ihnen zur Seite. Indeß verlor sich das Geräusch nach und nach in den Gewölben, die Unglücklichen athmeten wieder neubelebt auf und dem Grafen ward das Glück, ohne Hinderniß das Zimmer seiner Tochter zu erreichen.

Hier erzählte nun Henriette ihrem Vater, wie sie in die Bastille gekommen, entwickelte ihm den gefaßten Plan zur Flucht, wie sie ihn mit Lenchen sich ihn ausgedacht hatte.

Die Zugbrücke der Bastille wurde erst früh 7 Uhr herabgelassen und um 8 Uhr begann die erste Runde seitens der Wache; diese Zwischenzeit mußte man dann benützen und trachten, daß der Graf in der Uniform eines Garde-Sergeanten, die ihm zur Verfügung stund, ohne aufzufallen, die Veste verlassen konnte. Ein einfacher Wagen, war an einen bestimmten Ort unweit der Bastille bestellt worden. Herr von Chevenon erkannte wohl, daß dieser Plan sehr gewagt war, aber in seiner Lage mußte er selbst nach dem Halme greifen, der ihm vielleicht Heil und Hilfe bieten konnte.

Er verbrachte noch den Rest der Nacht unter mancherlei Gesprächen mit seinem geliebten Kinde und bereitete sich dann zu der verhängnißvolle Rolle vor, die er nun um jeden Preis zu spielen beabsichtigte.

Um 7 Uhr nachdem sich der Graf noch dem guten Gotte empholen und sein geliebtes Kind umarmt hatte, verließ er vorsichtig mit Lenchen das Zimmer. Jeder, dem das schöne junge Mädchen an seinem Arme begegnete, zweifelte nicht, daß es ihr Bruder sei und alle Thüren öffneten sich ohne Anstand vor ihnen. Im Vorhofe verließ sie den Grafen nächst der Poterne und glaubte ihn schon gerettet, als sie auf einmal gewahrte, daß der Bastille-Lieutenant ihn stellte und ihm die Hand auf die Schulter legte.

Digitized by Google

Das arme Mädchen war kaum mehr eines Athem's mächtig und auch der Graf hielt sich schon für verloren.

„Nun, mein Freund", sagte der Offizier mit einem unfreundlichen Lächeln, „Sie gehen schon sehr zeitig aus, wie ich sehe?"

Doch Herr von Chevenon sagte kaltblütig:

„Verzeihung Herr Lieutenant, ich bin nicht im Dienste in der Bastille, ich verspätete mich nur gestern und konnte nicht mehr hinaus, war sonach gezwungen bei meinem Kameraden zu übernachten. Er setzte hierauf seinen Weg ungenirt fort, bis er die Zugbrücke hinter sich hatte, dann eilte er durch abgelegene Gassen und fand auch am Seine-Ufer den ihn erwartenden Wagen.

Eine halbe Stunde später, wurde die Flucht des Grafen bemerkt. Der Bastille-Lieutenant zweifelte nun nicht, daß der Sergeant, den er angesprochen, der Graf von Chevenon war und Lenchen, die er mit ihm gesehen hatte, wurde allsogleich verhaftet. Als Henriette diese Botschaft vernahm, ließ sie sich bei dem Gouverneur melden, entdeckte ihm das Geheimniß ihrer Verkleidung und nahm alle Verantwortlichkeit für die Entweichung auf sich. Der Gouverneur, der nicht mit sich einig war, wie er mit ihr verfahren sollte, berichtete sogleich hierwegen an den Cardinal. Glücklicherweise erhielt die Baronin von Vergennes gleich Kenntniß von dem Vorgefallenen und fürchtend, daß ihre Cousine der Rache des Cardinals anheimfallen möchte, eilte sie unmittelbar in's Palais-royal und bat inständig um Audienz beim Regenten.

Diesmal besser aufgelegt, ließ sie der Herzog vor sich kommen und fragte nach ihrem Begehr. Nachdem er von ihr erfuhr, daß der Graf von Chevenon die Flucht ergriffen habe, sprach er:, o, ich bin hoch erfreut! — obgleich der Graf mein Feind war, halte ich ihn nichts desto weniger für einen Ehrenmann". . .

Als aber die Baronin berichtete, welchen Antheil Henriette an dieser Befreiung genommen hatte, konnte der Regent nicht umhin, ihr die Bewunderung zu zollen, die solche Hingebung ihm einflößte und beruhigte die Baronin über die Folgen dieses Begebnisses. Die Baronin wollte sich eben unter Dankesthränen zurückziehen, als der Cardinal in gewohnter Weise rasch und unangemeldet eintrat.

„Gottlob," rief der Minister„ der Graf Chevenon, der diesen Morgen aus der Bastille entwichen ist, ist auf dem Wege nach Lille ergriffen worden."

„Er ist eingefangen?" fragte der Herzog," desto besser, denn ich hätte ohnedem seine Strafe gemildert". . . .

„Wie Monseigneur bedenken Sie". . .

„Hören Sie, mein Freund, um eine gute Handlung zu begehen, braucht man nicht viel zu bedenken". . . .

„Aber nochmals Monseigneur, es ist kaum möglich". . .

„Warum? ich will das Gegentheil beweisen und noch weiter gehen, diese Verschwörung ist zunächst nur gegen meine Person gerichtet und so begnadige ich ihn denn vollständig" und an seinen Schreibtisch tretend nur einige Zeilen niederschreibend, händigte er alsdann der Baronin ein Papier mit den Worten ein: „Hier Madame, eilen Sie, zwei gute Menschen glücklich zu machen, legen Sie dem Fräulein von Chevenon meine Huldigung zu Füßen; der Vater einer solchen Tochter kann nur ein wakerer und loyaler Edelmann sein und eines solchen Mannes will ich den König nicht berauben".

Der Cardinal biß sich auf die Lippen; — die Baronin dankte dem wohlmeinenden Fürsten mit Thränen in den Augen und eilte in die Bastille, um Henriette die Großmuth des Regenten mitzutheilen, eine Großmuth, die sich auch alsbald auf die übrigen Verschworenen ausdehnte und womit der Sache unzweifelhaft mehr genützt wurde, als durch blutige Strenge.

Henriette konnte in ihrem edelmüthigen Herzen sich nicht mehr von Lenchen trennen,

Digitized by Google

sie führte sie in ihr elterliches Haus, wo sie wie ein Glied der Familie betrachtet und mit aller Auszeichnung und Dankbarkeit behandelt wurde.

Dies Beispiel kindlicher Liebe erregte anderseits allgemeine Bewunderung; aber Henriette in ihrer edlen Bescheidenheit begnügte sich, zunächst Gott zu danken, der unzweifelhaft ihre Schritte lenkte, die sie zur Befreiung ihres theueren Vaters, unternommen hatte. Glücklich die Eltern, denen solche Kinder geschenkt werden.

Stadt und Festung Metz.

Metz, die Hauptstadt des Departements der Mosel der französischen Provinz Lothringen, an dem Einfluß der Seille in die hier schiffbare Mosel gelegen, gehört mit seinen fast 55,000 Einwohnern zu den bedeutenderen Städten des Landes, die Festung zu den stärksten, die es überhaupt gibt, da sie eben so durch die Ausdehnung und die Stärke ihrer Werke, wie durch den Besitz aller militärisch-technischen Institute innerhalb derselben bis zu den letzten Wochen den noch nie eingenommenen befestigten Plätzen zugezählt werden mußte. Die Stadt liegt zu beiden Seiten der Mosel, welche hier durch mehrfache Theilung die Inseln St. Simphorien, Saulcy und Chambière (von Süden nach Norden) bildet; östlich derselben dehnt sich der größere Theil von Metz bis an das linke Ufer der von Süden hier der Mosel zufließenden Seille aus, während ein nur unbedeutender Theil der Stadt auf dem linken Ufer jenes Hauptflusses gelegen ist, welcher in Metz selbst vierzehn Male überbrückt wird. Als Hauptstadt ist Metz der Sitz der Departements-Behörden, eines Bischofs, welcher dem Erzbisthum Besançon unterstellt ist, sowie einer großen Anzahl Civilverwaltungs-, Militär-, Gerichts-, Handels-, geistlicher und anderer Behörden. Die wesentliche Bedeutung von Metz in den letzten Monaten lag in seiner fortifikatorischen Stärke wie in seiner strategischen Lage überhaupt; diese letztere als Schutz- und Trutzpunkt an der Mosellinie gestattete keinenfalls, es unbeachtet im Rücken der auf Paris zu operirenden Heere liegen zu lassen, sondern erforderte vielmehr, daß man ein dem dort eingeschlossenen Heere mindestens gleiches zurückließ. In engerer Linie seiner Werke ist Metz eine bedeutende Festung, in der weiteren seiner Außenforts ein äußerst starkes befestigtes Lager. Von diesen zwei Gesichtspunkten aus ist die Anlage der Fortifikationen um Metz zu betrachten. Die um die Stadt selbst sich ziehenden Werke zerfallen in eine dieselbe rings umgebende Enceinte und in die an diese unmittelbar sich schließenden größeren und kleineren Forts. Erstere ist sehr unregelmäßig; sie hat seit der Belagerung von 1552 elf Bastionen, denen einzelne kleinere Werke vorgeschoben sind, welchen wiederum größere vorliegen. Zu jenen gehören die Redoute du Paté im Süden zur Deckung des Terrains zu beiden Seiten der Seille, sowie der Eisenbahn nach Saarbrücken, die hiervon westlich liegende Lunette d'Arcon, um die Mosel und die hier um die Stadt sich nordwärts wendende Eisenbahn zu bestreichen, das kleine Fort Gisors an der Straße nach Straßburg. Zu diesen, den größeren, sind die beiden Forts Bellecroix und Moselle zu zählen: Fort Bellecroix liegt östlich der Stadtumwallung vor und besteht aus einer zusammenhängenden Reihe starker Werke, die von der Straße nach Saarbrücken und Saarlouis bis nördlich an die Insel Chambière reichen; Fort Moselle, wie das vorige von Cormontaigne errichtet, ist auf dem linken Mosel-Ufer gelegen, und deckt demnach den nordwestlichen Theil der Stadt. Die äußeren Verschanzungen umschließen die bis hier erwähnten inneren in einem weiten Umkreise, — innerhalb dessen eine große Anzahl von Ortschaften liegt. Diese Werke, welche allein den Aufenthalt eines so großen Heeres, wie das des Marschalls Bazaine so lange um Metz ermöglicht haben, sind meist noch im Jahre 1868 verstärkt und erneuert worden; die hauptsächlichsten derselben sind: das Fort des Carrières, in der Nähe des Dorfes Plappeville zwischen dem Bois de

Digitized by Google

Vignenulles und dem Mont St. Quentin, 1060 Fuß hoch, im Nordwesten der Stadt; das Fort du Mont St. Quentin, 1078 Fuß hoch, im Westen derselben; das Fort St. Julien auf den 770 Fuß sich erhebenden Höhen von Grimont im Nordosten der Festung, und das Fort Quelen, fast 700 Fuß hoch im Südosten an der Straße nach Straßburg gelegen. Von geringerer Bedeutung sind die theils nur provisorisch errichteten Werke von St. Cloy, St. Privat und les Bottes, welche zwischen den vorgenannten Forts liegen. Die Stadt selbst hat ziemlich krumme Straßen, 16 Kirchen, 27 Plätze, 14 Brücken, 7 Thore u. s. w. Zu den besonderen Sehenswürdigkeiten derselben gehört zunächst die Kathedrale, welche in den ersten Jahren nach 1100 von Bischof Thierry III. begonnen, dann umgebaut und 1546 vollendet worden ist; ferner sind bemerkenswerth die Kirchen St. Maximin, St. Eucaire, St. Ségolene, St. Martin und Notre-Dame. Sehr schön sind das 1766 — 71 erbaute Rathhaus, die Präfectur, der Gerichtspalast, die Markthallen, besonders interessant die alte Abtei von St. Arnould, welche jetzt für Zwecke der Artillerie- und Ingenieur-Schule eingerichtet ist. Die Bibliothek umfaßt 30,000 Bände und 964 Handschriften, von denen sich 268 auf die Geschichte der Stadt und Lothringens beziehen. (Pr. St.-Anz.)

Von manchem kecken und lustigen **Soldatenstreich** ist folgender einer der hübschesten. Der Sergeant vom sechsten Pionier-Bataillon schlich sich Nachts aus dem Bivouak vor Straßburg durch sämmtliche französische Vorposten bis an's Thor. Da angekommen, sieht er vor dem Thore einen Doppelposten stehen, kriecht langsam auf dem Bauche, ohne das mindeste Geräusch zu machen, an den Häusern entlang — bis zur Wachtstube, macht dieselbe leise auf und steht mit einem Fuße in der Stube, mit dem anderen draußen. Nachdem er sich überzeugt, daß Alles fest schläft, nimmt er von der Wand die dem wachthabenden Offizier gehörende Hose, Rock, Mütze und Säbel, schreibt in das auf dem Tische liegende Wachtbuch seinen Namen, die Compagnie und Bataillon, bei dem er steht, und macht, daß er fortkommt. Wie er bei dem Doppelposten wieder durchschleichen will, muß er mit dem Säbel irgendwo angestoßen sein. Die Posten werden aufmerksam, rufen an, schießen, treffen ihn aber nicht, und so ist er wohl behalten, den französischen Offizieranzug auf dem Arme, bei seinem Bataillon wieder angekommen. Die Geschichte wurde sofort dem Könige berichtet, welcher den Sergeanten zu sich kommen ließ. Bei der Besetzung von Straßburg wurde das Wachtbuch sofort in Empfang genommen, und soll zum Andenken an diesen Streich aufbewahrt werden.

(**Das Geschlecht Moltke.**) Die Mecklenburger sind stolz darauf, daß Moltke's Wiege wie die Blücher's in ihrem Lande stand. Nicht allgemein bekannt ist es aber, daß man schon vor 500 Jahren von den Moltke's in Mecklenburg sang: „Das Beste haben sie gethan" In Ernst von Kirchbach's Mecklenburgischer Reim-Chronik aus dem Jahre 1384 heißt es gelegentlich des Krieges der Rostocker mit den Markgrafen von Brandenburg:

In unsen Nöden sünder Wan
Haben sy daz Beste getan
Als dyse Rede rechte,
Die Moldeken das Geslechte.

Digitized by Google

136 147

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 135.

Die geheimnißvolle Skizze.

Aus den hinterlassenen Papieren eines in London verstorbenen Malers.

Von Dr. J. Jäger.

Wer Nürnberg besucht hat, erzählt der Verstorbene, hat gewiß der St. Sebaldus-Kirche gegenüber ein schmales, hohes, alterthümliches Haus mit Giebeln und dem kolossalen Abbild der Jungfrau Maria bemerkt. Es war dieß früher ein Wirthshaus, und hier nahm ich Quartier, als ich dereinst meine Laufbahn als Maler betrat. Ich war nach Nürnberg gekommen, um die Meister der Vergangenheit zu studiren. Ein solches Studium hat gewiß künstlerischen Nutzen, aber der Kasse bringt es keinen Vortheil. Meine Mittel waren gering, es blieb mir demnach nichts übrig, als Portraits anzufertigen. — Ich bekam Bestellungen, und malte, was sich darbot, korpulente, bejahrte Damen mit einer Katze oder einem Hündchen auf dem Schooße, aufgedunsene Rathsmänner und Kaufleute, auch manches gesunde bayerische Mädchen.

Allen versuchte ich die gewünschte Verjüngung oder Verschönerung mitzutheilen. — Nichts desto weniger nahm die Arbeit ihr Ende, und neue Auftraggeber stellten sich nicht ein — ich war bald auf ein Paar Gulden angewiesen, und gerieth, als ich diese aufgezehrt hatte, bei meinem Wirth bedeutend in die Kreide. Der Mann war Anfangs höflich gegen mich, aber der Sonnenschein in seinem Angesichte wich mit der Fluth in meiner Börse. Schon einige Male hatte er mich mit dürren Worten an Bezahlung meiner Rechnung erinnert. Eines Abends, als ich die Treppe zu meinem Zimmer hinaufstieg, kam er hinter mir her und rief: „Hollah, junger Herr, nicht so eilig! Ich bekomme nun bereits Fl. 100. 14 — zahlen müssen Sie — da hilft kein Davonlaufen!“

Ich stotterte eine Antwort, eilte in mein Zimmer, schloß mich ein und warf mich unmuthig, angekleidet wie ich war, auf das Bett.

Alle die schönen Träume von heiterem Kunstleben, von zu erlangender Meisterschaft und dem sie begleitenden Ruhme schienen mich plötzlich verlassen zu wollen und an ihrer Stelle grinste mich die Wirklichkeit mit Hunger und Schulden an. Endlich wurden die Vorstellungen unklarer und ich sank für einige Stunden in tiefen Schlaf. Etwa um zwei Uhr Morgens erwachte ich — und zwar in einer seltsamen fieberhaften Aufregung. Ich zündete meine Lampe an, nahm Papier und Bleistift und begann eine Skizze zu entwerfen. Bei der Zeichnung war mir, als ob ich nur ausführte, was eine dunkle Macht erheischte; meine Hand schien ein Werkzeug übernatürlicher Eingebung, doch war dies keine Begeisterung durch die Muse, sondern der Antrieb von Seiten eines anderen unheimlichen Wesens, das meinen Griffel beherrschte und mich zum Sklaven machte.

Die Skizze, die auf diese Weise entstand, stellte einen düsteren Hof dar, umgeben von hohen aber baufälligen Mauern mit starken eisernen Hacken, 7 bis 8 Fuß von der Erde. An der linken Seite befand sich ein Gitter von Latten, durch das man in einen Schuppen blickte, wo ein geschlachteter Ochs an Stricken vom Dache herabhing. Das

Digitized by Google

Blut floß wie ein Bach den Boden entlang in eine Grube, gefüllt mit verschiedenem Abgang. An dem einen Ende des Hofes stand eine Remise, durch deren offenes Thor man einen Pfahl und einige Bündel Stroh wahrnahm. Zerrissene Stricke und ein alter Hühnerkorb bildeten den Vordergrund. Die rechte Seite der Zeichnung war noch leer geblieben, und ich wußte nicht, was ich dahin setzen sollte. Ich starrte auf das weiße Papier. Da schien ein Fuß sichtbar zu werden, ich hielt die Umrisse fest — jetzt fügte sich ihm ein Bein an, dann ein in Unordnung gebrachter Rock und endlich die Gestalt eines alten Weibes mit zerrauftem Haar, im Gesichte Todesangst, niedergeworfen auf den Rand eines Brunnens, sich verzweiflungsvoll wehrend gegen eine starke Männerhand, die sie an der Gurgel gepackt hatte.

Ich war also unbewußt der Darsteller einer Mordscene gewesen. Der Bleistift entfiel meiner Hand. Ich schauderte, wenn ich die verzerrten Züge der Alten ansah. — Aber den Mörder sah ich nicht, nur seinen Arm, den die Hände seines Opfers konvulsivisch umklammerten — er selbst schien von undurchdringlichem Schatten umgeben — ich konnte die Skizze nicht vollenden. Müdigkeit übermannte mich, ich sprach zu mir selbst: „Es fehlt ja nichts als die eine Gestalt — die will ich morgen hinzufügen, meine Augen versagen mir heute den Dienst."

Ich entkleidete mich rasch und legte mich nieder. Ehe fünf Minuten vergingen, — war ich entschlummert und als ich erwachte, stand die Sonne schon hoch. Ich warf mich in den Anzug und wollte sofort wieder an die Zeichnung gehen. — Da klopfte es an die Thüre. Ich schloß auf und rief „herein!"

Ein alter Herr, schwarz gekleidet, ward sichtbar, der die Frage an mich richtete: „Sind Sie Herr Heinrich Wertt?"

„Zu dienen, mein Herr!"

Er verneigte sich und stellte sich mir als Baron Friedrich v. Dahlheim vor.

Daß dieser reiche Gemälde-Liebhaber und Kenner, ein Rath des Kriminalgerichts, es nicht verschmähte, mich in meiner armseligen Wohnung aufzusuchen, erschien mir ganz außerordentlich. Ich blickte mit einiger Verlegenheit auf mein dürftiges Mobiliar, die niedere Zimmerdecke und den wurmstichigen Fußboden; aber der Gast zollte all' diesen Dingen nicht die mindeste Beachtung. Er nahm Platz am Tische und sagte: „Herr Wertt, ich komme wegen des Portraits einer Verwandten, die —"

Jetzt fiel sein Auge zufällig auf die Skizze, die vor ihm lag. Er betrachtete sie mit seltsamer Spannung einige Augenblicke, dann sprach er:

„Rührt diese Zeichnung von Ihnen her?" Dabei blickte er mich mit derselben Spannung an, wie mein Werk.

„Von mir, mein Herr," entgegnete ich.

Er stand rasch auf und fragte, welchen Preis ich für die Skizze fordere.

„Ich verkaufe sie nicht — sie ist ein Entwurf für ein größeres Gemälde."

„So, so!" sagte er und nahm säuberlich das Papier auf, um es durch die Lorgnette einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Ein Sonnenstrahl, der so eben durch das kleine Fenster meines Zimmers fiel, kam ihm zu statten. Seine Augen funkelten, er zog seine buschigen Brauen dicht zusammen — er sah unbeschreiblich finster aus. — Während seiner Prüfung herrschte Todesstille, ich hörte das Summen einer großen Fliege, die sich aus dem Netze einer Spinne befreit hatte. — Endlich fragte er nach der Größe des projektirten Gemäldes, ohne aufzusehen.

„Vier bis fünf Fuß."

„Was verlangen Sie dafür?"

Ich mußte einen Preis nennen, um den Glauben zu erregen, daß ich schon mehr Genrebilder verkauft hätte, und sagte auf's Gerathewohl: „Fünfzig Dukaten."

Digitized by Google

Der alte Herr legte die Zeichnung wieder auf den Tisch und zog eine grünseidene, wohlgespickte Börse aus der Tasche. „Fünfzig Dukaten," — wiederholte er und fügte, indem er eine Hand voll Gold hervorholte, hinzu: „Hier sind sie!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine Schlachtfeldhyäne.

Episode aus dem gegenwärtigen Kriege von einem Offizier.

Von N. ab folgte unserem Regiment eine Marketenderin, eine junge, dralle Dirne mit blauen Augen, rothen Backen und prächtigen braunen Zöpfen. Sie mochte etwa 18 Jahre alt sein, nicht mehr und nicht weniger, aber sie kredenzte ihr brennendes Naß mit einer Anmuth und Grazie, die „die Tochter des Regiments" zu Schanden machen konnte. Wir mochten sie gern; sie besaß einen unverwüstlichen Humor, selbst in den unbequemsten Lagen plauderte sie natürlich und offen wie eine junge Landschöne, ohne deren gewöhnliche Dummheit durchschimmern zu lassen. Dabei „haute sie uns nicht über die Ohren" — ein kleiner Profit schien Alles, was sie beanspruchte. Kurz und gut, wir schätzten uns glücklich, ein solches Exemplar erwischt zu haben, da die Marketender und Marketenderinnen, obgleich unentbehrlich, dennoch die größten Vampyre der Armee sind. Nur einer meiner Kameraden schien einen förmlichen Haß auf das Mädchen geworfen zu haben, er sagte sogar, lieber verhungern und verdürsten zu wollen, als einen Trunk von ihr anzunehmen, ohne weitern Grund dafür anzugeben als instinktive Abneigung. Anfangs spottete ich oft darüber, indem ich ihm sagte, die schöne Marie habe seinen Zärtlichkeiten kein geneigtes Ohr schenken wollen, aber, als ich sah, wie ihn solche Worte unangenehm berührten, da schwieg ich still. Seit dem Tage, wo wir auf dem Kriegsschauplatze anlangten, bemerkte auch ich eine sonderbare Unruhe an unserer Marketenderin. Sie sprach wiederholt den Wunsch aus, daß es endlich zur Schlacht käme, und obgleich wir dieselbe Hoffnung hegten, so dünkte es uns bei einer Frau doch etwas Unbegreifliches, das sich allenfalls nur durch Unkenntniß aller Gräuel des Krieges entschuldigen ließ. Die Ereignisse drängten sich bald in erschreckender Schnelligkeit, eine Schlacht folgte der andern — Marie zog frisch und wohlgemuth mit uns weiter, ohne daß man je bei ihr eine Anwandlung von Schwäche über den entsetzlichen Anblick der endlosen Leichenfelder bemerkt hätte. Auch mir wurde der Mangel an Weiblichkeit unheimlich und ich theilte meinem Freunde, — der sich von unserer Regimentsschönen stets in möglichst weiter Entfernung hielt, meine Beobachtungen mit. Er lächelte bitter. „Es hat langer Zeit bedurft, um einen Zweifel über den Charakter dieses Frauenzimmers in Deiner Brust zu erwecken," sagte er mit leichtem Spott. „Ich bitte, ihn Deinet- und unserer Kameraden wegen nicht so leicht wieder aufzugeben — meine Meinung ist — unsere Marketenderin dürfte den Namen Schlachtfeldhyäne führen." Ich lachte laut auf. Traute ich auch dem Mädchen nicht mehr, so lag mir ein solcher Gedanke doch in zu weiter Ferne, um ihm auch nur den leisesten Glauben zu schenken. Man mußte nur in dieses ewig lächelnde, sogar etwas sanfte Gesicht blicken, um jeden derartigen Gedanken sofort zu unterdrücken, dennoch fühlte ich mich von jener Stunde an beunruhigt, — sobald ich das Mädchen sah. Der Ernst des Augenblicks brachte mir das Mädchen vollständig aus dem Gedächtnisse. Eine Schlacht folgte der andern, für uns natürlich mit großen Verlusten, aber doch siegreich. Auch mein Freund, der Feind unserer Marketenderin, war gefallen. Ich hatte ihn todt gesehen mit — zwei abgeschnittenen Fingern, an welchen er seinen Verlobungsring und einen Ring seiner verstorbenen Schwester zu tragen pflegte, denn Räuberhorden des Schlachtfeldes hatten ihm der Ringe wegen die Finger abgeschnitten. Diese Thatsache hatte mich recht verstimmt, das Andenken an meinen Freund, der eines schönen Todes gestorben war, mir getrübt — ich konnte nicht an ihn denken, ohne daß

Digitized by Google

mir die Verstümmelung vor das innere Auge trat und ich schwur, erbarmungslos zu verfahren, wenn mir ein solcher habgieriger Bluthund in Menschengestalt begegnen sollte.

Kaum dämmerte der Morgen des 1. September herein, als bereits Kanonendonner die müden Schläfer weckte und wir im Sturmschritt dem Feinde entgegen eilten. Bereits nach wenigen Stunden befanden wir uns inmitten eines außerordentlich heißen Kampfes. Der Feind wollte nicht nachgeben, wir erst recht nicht. Doch konnte er auf die Dauer dem heftigen Anprall unserer Soldaten nicht Stand halten — er begann zu weichen. Die Schlacht hatte bereits bis 2 Uhr Mittags gedauert, als eine einstündige Pause eintrat. Um 3 Uhr wurde sie von Neuem angenommen — die Feinde wehrten sich wie Verzweifelte, wir kämpften wie solche. Es war mir nicht vergönnt, bis zum Schlusse der Schlacht in den Reihen meiner Kameraden zu kämpfen. Eine Kugel traf meinen linken Oberarm und betäubt von dem momentanen Schmerz sank ich zusammen. Wie lange ich in diesem Zustande von Bewußtlosigkeit gelegen, ob und wie ich aus den Reihen der Kämpfenden entfernt wurde, davon weiß ich Nichts zu sagen. Genug, ich erwachte zum Bewußtsein, als bereits dämmernde Schatten über die blutgetränkten Felder glitten. Es mochte, nach meiner Berechnung, etwa sieben Uhr sein. Von ferne her hörte ich Siegeslieder herüber schallen und ich gewann dadurch die Ueberzeugung, daß unsere Armee wirklich gesiegt. Ich wollte mich emporrichten, es gelang aber nicht, meine Kräfte hatten durch starken Blutverlust zu sehr abgenommen. So blieb ich liegen, ohne Aussicht auf Hilfe, ja selbst ohne einen Hilferuf von mir geben zu können. Die Nacht, die ich jetzt, auf der kalten, nassen Erde liegend, verlebte, — rings um mich Todte und Verwundete, deren zeitweiliges Aechzen und Stöhnen schauerlich durch die Nacht klang, wird nie aus meiner Erinnerung kommen. Am Horizonte sah ich helle, züngelnde Flammen nach drei, vier verschiedenen Seiten, ich schloß daraus, daß Dörfer und Ortschaften ein Raub der Flammen geworden. Fast mit Jubel begrüßte ich den ersten hellen Schimmer im Osten, denn obgleich ich nicht mit Bestimmtheit sagen konnte, daß sich mir Hilfe nahe, so kam mit dem Tage doch wieder Aussicht auf Rettung aus meiner schrecklichen, bejammernswerthen Lage. Plötzlich hörte ich etwas in meiner Nähe — ein Vorüberhuschen — weiter nichts. Dann war Alles still. Aber gleich darauf hörte ich dicht neben mir ein schmerzliches Stöhnen, — ich fühlte instinktiv, daß sich Jemand mit den Verwundeten zu thun machte und eben so schnell dachte ich an die Marodeure des Schlachtfeldes. Abermals machte ich den Versuch, mich zu erheben, unmöglich, ich konnte kein Glied bewegen, vielleicht zwang mich eine Art Starrkrampf zu dieser entsetzlichen Unbeweglichkeit. Und jetzt? Ein Grausen überlief mich. — Jetzt fühlte ich Hände in meiner Tasche, ich sah, wie meine Uhr weggenommen wurde — dann ergriff man meine Hand, an welcher ein Ring steckte, ich sah ein Messer funkeln und — ein heller Angstschrei brach sich von meinen Lippen. Die Erstarrung wich, ich fühlte neue Kräfte durch meine Adern rieseln, und fast in demselben Momente erhielt mein Angreifer einen solchen Schlag mit meiner gesunden Hand, daß er taumelte und dann niedersank. Ich aber stand kerzengerade aufgerichtet, die entsetzliche Angst hatte mir meine verlorenen Kräfte zurückgegeben. Ich beugte mich zu dem Marodeur, der leise wimmerte, nieder und — ich konnte kaum einen Schrei der Ueberraschung unterdrücken, — erkannte in dem jungen Menschen unsere Regiments-Marketenderin in Männerkleidung. Zu gleicher Zeit sah ich an ihrer Hand einen Ring funkeln, den ich sofort als meinem gefallenen Kameraden gehörig erkannte. Ich befahl ihr aufzustehen, indem ich sie mit eisernem Griff erfaßte, während sie so zerschmettert war, daß sie nicht den leisesten Versuch machte, zu entkommen. Kaum eine halbe Stunde später befand sich diese Schlachtfeldhyäne in sicherem Gewahrsam — gewiß wird man ihr nicht gestatten, jemals wieder Todte und Verwundete zu berauben, — sondern nach dem Kriegsrechte mit ihr verfahren.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 136

Die geheimnißvolle Skizze.

(Fortsetzung.)

Während ich vor Erstaunen sprachlos dastand und nicht einmal eine dankende Bewegung hervorzubringen vermochte, zählte er zehnmal fünf blinkende Goldstücke auf. — Meine Ueberraschung war so überwältigend, der Anblick des unerhofften Reichthums hatte mich dermaßen verblendet, daß ich das Grüßen und Weggehen des großmüthigen Kunstfreundes gar nicht bemerkte. Als ich zu mir selbst kam, war mein erster Gedanke: ob es mir auch erlaubt sei, das Geld zu behalten. Das Bild war noch nicht angefangen, und unternahm ich auch die Ausführung, wer sagte, daß diese gelingen werde. Ich beschloß, dem Baron nachzueilen und ihn mit meinem Gewissenskrupel bekannt zu machen. In hastigen Sätzen war ich die Treppe hinab und blickte auf die Straße — aber der Gesuchte war in keiner Richtung mehr zu sehen. Mir blieb nichts übrig, als zu meinem goldenen Schatz zurückzukehren.

„Das ist freilich sehr fatal!" sprach ich zu mir selbst, die Treppe langsam wieder heraufsteigend, „wenigstens will ich als ein ehrlicher Mann das Gemälde nach besten Kräften vollenden." — Vor Allem mußte die Lücke in der Skizze ausgefüllt sein. Ich ergriff den Bleistift und dachte, daß mich das neben dem Papier liegende Geld begeistern werde — es fehlten ja nur noch ein Paar Striche. Aber eben diese war ich nicht im Stande, zu vollbringen, ich mochte versuchen so viel ich wollte. Die Einwirkung auf mich hatte abgelassen, die Gestalt des Mörders kam nicht unter meiner Hand hervor. — Vergebens zeichnete ich und löschte wieder aus — was ich hervorbrachte, paßte so wenig zum Uebrigen, wie eine Raphael'sche Figur in ein niederländisches Volksfest des Ostade. Vollständig entmuthigt warf ich den Bleistift hin; ich befand mich in krankhafter Aufregung, der Angstschweiß stand in dicken Tropfen auf meiner Stirn. Plötzlich riß der Wirth die unverschlossene Thür auf und trat in grober Weise ohne alle Entschuldigung ein. Sein geldsüchtiges Auge haftete sogleich auf die Dukaten.

„Haha!" rief er, „habe ich den Herrn Patron erwischt? Nun lügen Sie wieder und behaupten, Sie haben kein Geld!"

Erzürnt über dieß Benehmen des rohen Menschen vermochte ich meinem Zorn nicht zu gebieten, ich ließ mich mit ihm in kein Wortgezänk ein, sondern brauchte mein Hausrecht und warf ihn so unsanft zur Thür hinaus, daß er stolperte und einige Stufen die Treppe hinunterfiel, was mit schallendem Gelächter von Seiten anderer Hausbewohner, bei denen er ebenfalls übel angeschrieben war, begrüßt wurde.

Sein fortgesetztes Geschrei: „Ich will mein Geld! — Der Schwindler will nicht zahlen — mein Geld, mein Geld!" vermehrte nur das Komische seiner Herabkunft.

Ich zog mich in mein Zimmer zurück und schloß mich ein, um noch einmal zu versuchen, die Skizze fertig zu bringen, aber das neugierige aus dem Fenster-Schauen der Leute mir gegenüber zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es mußte in der Straße etwas

Digitized by Google

Ungewöhnliches stattfinden. Ich öffnete das Fenster und blickte hinab. Da sah ich bewaffnete Polizeidiener so vor dem Wirthshaus, in dem ich wohnte, aufgestellt, als ob sie das Entrinnen eines Verbrechers unmöglich machen wollten.

„Gilt das mir?“ — sagte ich zu mir befremdet und erschrocken; „sollte der grobe Kerl zu Schaden gekommen sein?“

Ich hatte nicht lange auf die Lösung des Räthsels zu warten, schwere Fußtritte ließen sich auf der Treppe hören, es klopfte an meiner Thür und eine Baßstimme rief außerhalb: „Im Namen des Gesetzes aufgemacht.“

Höchlich erschrocken gehorchte ich und öffnete. Ein kleiner dicker Mann, in grüner Uniform trat herein, gefolgt von zwei handfesten Dienern und herrschte mich, indem er mich unsanft beim Kragen packte, mit den Worten an: „Heinrich Wertt, — Sie sind mein Arrestant!“

Ich hatte meine Fassung wieder gewonnen und fragte mit ruhigem Ernste: „Arrestant? Weßhalb? Welches Verbrechens bezüchtigt man mich?“

„Das wird sich finden!“ erwiderte höhnisch der Polizei-Commissär, und gab seinen Begleitern ein sehr verständliches Zeichen. Letztere traten auf mich zu und legten mir Handschellen an. — Widerstand wäre gänzlich nutzlos gewesen, ich fügte mich in mein Schicksal, wie ein einsamer Wanderer, der in die Hände von drei Räubern geräth. — „Aber,“ dachte ich bei mir selbst, „solche Prozedur, weil ich einen unverschämten Menschen zur Thüre hinausgeworfen habe!“

Der Commissär und einer seiner Leute geleiteten mich die Treppe hinab, während der andere Diener sich anschickte, jeden Winkel meines Zimmers durchzustöbern, wobei er meine Kleider und Schriften durcheinander auf den Boden warf. Ich wurde unter Zulauf einer Menge Neugieriger in einen Wagen geschoben und zwei Bewaffnete nahmen mich in ihre Mitte. — Vergeblich fragte ich die neben mir Sitzenden, was ich denn verbrochen haben sollte? Sie antworteten mir nur mit einem dumpfen — spöttischen Grinsen.

An dem Dunkel, das uns nach einiger Zeit eines stummen Fahrens plötzlich umgab, merkte ich, daß wir in einen gewölbten Gang einbogen; es war dieß der Eingang zu dem sogenannten Raspelhause, — dem Stadtgefängnisse. Ich wurde einem stämmigen Manne mit einer grauwollenen Nachtmütze auf dem Kopfe und einer kurzen Thonpfeife im Munde übergeben. Dieser, der Schließer, wies mir eine Zelle an, schloß mich ein, ohne ein Wort zu sprechen, und überließ mich meinem Grübeln.

Mein neuer Aufenthaltsort war eng, aber nicht schmutzig. Die Wände hatte man erst kürzlich geweißt, und sie erschienen in Farbe zu frisch, um durch plumpe und gemeine Inschriften befudelt sein zu können. Nur mit einem Galgen hatte ein Inwohner die Stelle dem Strohlager gegenüber ausgeschmückt, wahrscheinlich mein Vorgänger. Licht empfing meine Zelle durch ein kleines Fenster, neun bis zehn Fuß hoch vom Boden. — Die Einrichtung bestand aus einem alten Tische, einem Schemel, dem erwähnten Strohlager und einem Wasserkruge. Um zu den Fenstern gelangen zu können, hatte ein Gefangener einige tiefe Löcher in die Wand gegraben. Es war nicht schwer, dieß in Ausführung zu bringen, man mußte bei dem ersten Aufschwung die unterste Querstange des Eisengitters erfassen und sich an demselben höher hinaufarbeiten. Ich versuchte es — und es gelang.

Trostlos warf ich mich auf das Lager und überließ mich einer düsteren Träumerei. Warum war ich hier? Hatte der Wirth beim Herabstürzen über die Treppe Schaden genommen, wohl gar sein Leben eingebüßt? Der Kerl ist ein plumper Gesell, er hatte aber nur das Seinige gefordert und verdiente daher die Behandlung keineswegs, die ich ihm zu Theil werden ließ. Lag es denn in meiner Absicht, ihn zu beschädigen? Ich wollte ihn aus dem Zimmer entfernen — wenn er stolperte und hinabstürzte, so ist dieß ein unglücklicher Zufall, für den ich doch nicht verantwortlich gemacht werden kann!

Digitized by Google

In meinen Grübeleien und Betrachtungen unterbrach mich der Schließer, der die Thür mit einer gewissen Behemenz öffnete. Ich sprang auf. Er gebot mir, — ihm zu folgen. Ich war bereits an Gehorsam gewöhnt, und schritt der Thür zu. Während er vortrat, drängte sich an jeder Seite ein Wächter an mich heran — ein unverkennbares Zeichen, daß man mich für einen äußerst gefährlichen Menschen hielt. Wir passirten dumpfige Corridors, ebenfalls nur durch kleine Fenster der oberen Wand beleuchtet. — Im Vorbeigehen sah ich durch das Eisengitter in der Zellenthür einen bekannten Straßenräuber, — der zum Strang verurtheilt worden war. Der Unglückliche schien sich durch Singen von Gassenhauern Muth machen zu wollen.

Als er mich sah, rief er mit heiserer Stimme: „Heda, Kamerad! Morgen hebe ich Dir einen Platz auf an meiner rechten Seite!“ Ich schauderte.

Man führte mich in eine Verhörshalle, an deren oberem Ende hinter mit grünem Tuch bedeckten Tischen zwei Richter saßen. Der Eine war, dieß sah ich auf den ersten Blick, der Baron von Dahlheim. Seitwärts von ihnen befand sich ein Schreiber, der fortwährend mit seiner Feder in das rechte Ohr bohrte.

Der Baron v. Dahlheim erhob seine Stimme fragend: „Heinrich Wertt, wie sind Sie zu dieser Zeichnung gekommen?“ Er hielt mir die während der Nacht entworfene Skizze vor.

„Ich selbst habe sie angefertigt,“ antwortete ich in festem Tone.

Es erfolgte eine Pause; der Schreiber protokollirte Frage und Entgegnung. Während dessen dachte ich bei mir selbst: „Was in aller Welt hat die Skizze mit dem Hinabwerfen des Wirthes zu thun?“ Der Kriminalrichter nahm wieder das Wort: „Sie haben die Zeichnung selbst angefertigt? Woher haben Sie den Gegenstand genommen?“

„Es ist ein Phantasiestück.“

„Sie haben kein vorhandenes Bild, keinen Kupferstich benützt?“

„Nein, meine Herren, es ist reine Erfindung?“

„Gefangener?“ rief der Verhörende streng. „Ueberlegen Sie Ihre Worte — Lügen haben schlimme Folgen!“

Meine Stirne wurde heiß vor Aerger und ich erwiderte heftig: „Ich habe die Wahrheit gesprochen.“

Das Protokolliren verursachte neuerdings eine Pause; bis endlich der Kriminal-Rath, zum Schreiber gekehrt, fragte: „Haben Sie?“ und dieser die Frage bejahte.

Sich darauf gegen mich wendend, fragte er: „Und dieses Weib, — das auf dem Brunnenrande erdrosselt wurde, ebenfalls aus Ihrer Phantasie hervorgegangen?“

„Allerdings!“

„Sie sahen die Person niemals?“

„Niemals!“

Unwillig erhob sich der Kriminalrath von seinem Sessel; doch schien er sich sogleich Ruhe zu gebieten, denn er nahm schnell seinen Platz wieder ein und berieth sich mit seinem Collegen. Dann sprach er zu meinen Wächtern: „Führet den Angeschuldigten zum Wagen!“ und zu mir: „Heinrich Wertt, wir begeben uns zur Metzger- (Schlachter-) Straße,“ bei diesen Worten fixirte er mich und setzte mit Nachdruck hinzu: „Dieß muß für Sie schrecklich sein! Erwägen Sie, daß wenn auch die menschliche Gerechtigkeit sich unbeugsam erweist, die göttliche barmherziger sein wird, sobald man sein Verbrechen reumüthig bekennt!“

Ich vermochte nicht ein Wort zu äußern. Mir war, als ob mir ein gräßlicher Traum vor die Seele trete, und ich folgte mechanisch den Wächtern nach. Sie stiegen wieder mit mir in den Wagen, der sofort dahin rollte.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

(Verborgene Schätze.) Unteroffizier B. (aus E. im Naſſauiſchen), von dem Regimente Königin Auguſta bezog vor einigen Tagen ein neues Quartier. Das Haus war ſchön, die Leute ſchienen wohlhabend und B. und ſeine Kameraden freuten ſich ſchon darüber; aber bald fiel ihnen das ſcheue, ſpähende Benehmen des Hausherrn auf. Sie ahnten nichts Gutes, und B., der geläufig franzöſiſch ſpricht, verlangte kategoriſch von dem Hausherrn, daß er ihnen alle Thüren öffne und ſie das ganze Haus unterſuchen laſſe. Da half kein Sträuben, die Deutſchen mußten auf ihre Sicherheit bedacht ſein. Man ging von Stube zu Stube, aber nichts Verdächtiges kam zum Vorſchein; mit jedem Schritte wurde der Hausherr zuverſichtlicher: da, horch! hinter jener Thüre ein tiefes Athmen! „Dieſe Thüre aufgemacht!“ ruft B. — „Aber, mein Gott, das iſt ein Kleiderſchrank, da iſt“ — — „Machen Sie auf oder ich ſchieße hinein!“ Da ſtürzt die Mutter herbei, — öffnet — und heraus ſpringen zwei wunderſchöne Mädchen von 14 und 16 Jahren. Der überraſchte B. erſchöpfte ſich in Entſchuldigungen über die Angſt, die er den Damen eingejagt, und ſagte: „Wir Deutſche ſind keine Briganten, kommen Sie ohne Scheu herab in's Wohnzimmer, und wenn Sie mich ſehr verpflichten wollen, ſo nehmen Sie mit Vater und Mutter an unſerem Abendeſſen Theil.“ — Daß der ſchmucke junge Mann ein ganz vortreffliches Quartier fand, läßt ſich denken.

Aus Böhmen. In der Taborer Gegend lebt ein Bauer von einem bewunderungswürdigen Phlegma. Während der fürchterliche Sturm in der Nacht vom 26. Oktober wüthete, ſchlief er ganz ruhig inmitten ſeiner geängſtigſten Hausgenoſſen. Als nun der Sturm das halbe Dach weggeriſſen hatte, konnte es ſein Weib nicht mehr aushalten, ihn ſchlafen zu ſehen, und weckte ihn mit den Worten: „Aber um Gotteswillen, Mann, wie kannſt Du ſchlafen, Venku jest soudny den! (Draußen iſt der jüngſte Tag.)“ Er aber fragte ganz gelaſſen: „Uz troubili? (Haben ſie ſchon geblaſen?)“

Grüß dich Gott! mein Mütterlein.

(Gedicht von einem Jäger.)

Grüß dich Gott! mein Mütterlein,
Grüß dich Gott! aus weiter Ferne,
Abendlich auf ſtiller Wach'
Trag' ich's auf dem hellen Sterne,
Der ſo friedlich niederſchaut,
Wie dein Auge lieb und traut,
Wie dein liebes Mutterauge.

Grüß dich Gott! mein Mütterlein,
Hier im welſchen Feindeslande
Fühl' ich oft ein ſanftes Weh'n,
Wie ein Gruß vom Heimathlande,
Und wer ſchickt dort mehr als du
Deinem Sohne Grüße zu,
Als dein treues Mutterherz?

Grüß dich Gott! mein Mütterlein,
Denk' ich dein, ſo ziehet Frieden
In das Herz des Kriegers ein;
Welch' ein Loos auch mir beſchieden,
Ob des Lebens Engel wacht,
Ob die Todes-Salve kracht,
Du warſt um mich, liebe Seele.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 137.

Die geheimnißvolle Skizze.

(Fortsetzung.)

Es ging kreuz und quer durch mehrere Straßen, endlich stand das Fuhrwerk still. Einer von meinen Wächtern sprang zuerst hinaus, der Andere schob mich ihm unsanft zu. Sie geleiteten mich durch einen schmutzigen Gang, in dessen Mitte sich eine Rinne mit einer übelriechenden Flüssigkeit ergoß. Bei dem Vorwärtsbewegen kam ich mir vor wie ein Nachtwandler, der, durch eine Zauberei getrieben, weiter muß, ohne Sinn und Zweck — alle Gegenstände schienen mir körperlos, gespenstisch. Aber bald gelangte ich zur Erkenntniß, daß wirklich da war, was ich sah. Wir standen still und ich traute Anfangs meinen Augen nicht: wir befanden uns in demselben kleinen Hofe, den ich unter räthselhaftem Impulse gezeichnet hatte — die Mauern mit eisernen Haken, der zerbrochene Hühnerkorb, die Stricke — Alles war vorhanden, nicht die unbedeutendste Kleinigkeit fehlte! —

Dieß war Wirklichkeit und eine unbegreifliche starr machende Wirklichkeit!

Dicht am Brunnen standen die beiden Richter, Baron von Dahlheim und sein College. Vor ihnen lag die Leiche des ermordeten Weibes, mit aus dem Kopfe hervortretenden Augen und ausgestreckter Zunge. Es war ein entsetzlicher Anblick.

„Angeschuldigter!“ — nahm der Baron v. Dahlheim mit Feierlichkeit das Wort, „haben Sie hier nicht andere Aeußerungen zu thun, als in der Verhörhalle? Blicken Sie dorthin!“ er zeigte auf den todten Körper, „und entlasten Sie Ihre Seele durch ein Geständniß, durch ein reumüthiges Geständniß!“

Ich schwieg.

„Gestehen Sie,“ fuhr er fort, „daß Sie die Wittwe Katharina Becker erdrosselt, ihr Geld und Geldeswerth abgenommen und sie dann in den Brunnen gestürzt haben.“

„Nein,“ rief ich erzürnt, „ich kenne dieses Weib nicht! Ich habe sie niemals gesehen. Nie! Bei dem allmächtigen Gott im Himmel!“

„Genug!“ sprach der Kriminalrath im trockenen Tone und mit finster zusammengezogenen Brauen, wie in meinem Zimmer beim Betrachten der Skizze; dann verließ er mit seinem Begleiter den Hof.

Die Wächter geleiteten mich zurück bis zum Raspelhause — und schlossen mich in meine Zelle ein. Ich verfiel in komplete Stumpfsinnigkeit. Als ich nach einer geraumen Weile mich emporrichtete, war mein Gehirn umdüstert, die Gedanken verwirrten sich wie bei einem Fieberkranken, ich war dem Irsinn nahe und fragte mich: „Ob ich vielleicht nicht dennoch der Mörder sei?“ Meine ganze Vergangenheit war verschwommen, ich wußte nicht mehr, was ich gethan und nicht gethan hatte, — ich hatte nur eine einzige klare Vorstellung: den Hof und das grauenvolle alte Weib. Welche Nacht verlebte ich in meinem Gefängnisse! Auf dem Strohlager sitzend, lauschte ich dem aufgehenden Monde, bis dieser seine Strahlen in meine Fenster warf. Als es geschaft, erhellte er gerade die Stelle der Wand, die das ominöse Bildniß trug: den Galgen. Ich hörte den Nachtwächter in der Straße rufen: „Die Glocke hat Eins geschlagen! Lobet Gott

Digitized by Google

den Herrn!“ Dasselbe schlug an mein Ohr um zwei, um drei und so fort bis zum hellen Tage. Man sagt: „es sei besser, den Tod zu erleiden als Unschuldiger, denn mit belastetem Gewissen.“ In Betreff des Geistigen mag dieß wahr sein — aber der arme gemarterte Körper lehnt sich auf, wenn er die Qual unschuldig erleidet und nimmt der Seele die Freiheit, sich durch das Bewußtsein aufzurichten: „Dir geschieht Unrecht!“

Es war Markttag. Ich hörte das Rollen der Landfuhrwerke, beladen mit Früchten und Gemüsen. Sogar die Stimmen der Butterweiber und das Gackern des Federviehes konnte ich unterscheiden. Es lag etwas Grausames in diesen Tönen eines friedlichen Getriebes, die sich zu den Ohren des zum Tode geweihten Justizopfers Bahn brachen. Dennoch verscheuchten die wahrnehmbaren Spuren des Straßenlebens den Nebel vor meinem Denkvermögen — ich fühlte mich nahe den Menschen, dieß gab mir eine Art von verzweiflungsvollem Muth. Mich ergriff ein unwiderstehliches Verlangen, was ich gehört hatte, auch zu sehen, es war mir schon trostend, andere Gesichter zu erblicken, als die furchtbaren meiner Richter und die höhnisch lächelnden meiner Wächter. Ich setzte den Fuß in die Höhlung, schwang mich auf und ergriff die Eisenstange; eine Minute, und ich war oben! Aber lange mit den Fußspitzen in den Mauerlöchern zu stehen, war unmöglich, ich hing mehr als ich stand. Da faßte ich nacheinander mit beiden Händen die oberste Querstange des Gitters und zog mich hinauf, bis ich auf dem Fensterrande zu sitzen kam. Nun konnte ich gemüthlich herunterblicken.

Mit welcher Sehnsucht starrte ich auf die freie Menge unter mir: da war Alles Heiterkeit, Bewegung, Frieden. — Und ich! Thränen traten in mein Auge. Ich fühlte eine heiße Lust am Leben. Nur leben, — Luft athmen, den blauen Himmel sehen! — Mögen sie mich zu immerwährender Gefangenschaft verurtheilen, mir eine Eisenkugel an die Beine legen — nur leben! leben!

Der Platz unter mir bot auch ein so buntes und munteres Schauspiel dar! Die Bauernweiber im kleidsamen Nationalkostüm — saßen hinter ihren mit Eiern, Obst und Gemüse gefüllten Körben; Schlachter mit aufgestreiften Hemdärmeln verkauften appetitliches Fleisch; auf den Stufen der Hausthürtreppen lagerten Bauern mit breitkrämpigen Hüten, die kurze Pfeife im Munde, dazwischen das Gedränge von Käufern, meist hübschen Frauen und Dienstmädchen — es war ein Bild, das keinen Augenblick dasselbe blieb, sondern durch Veränderung stets neuen Reiz erhielt. Beim Anstarren desselben vergaß ich mein Elend und versenkte mich gänzlich in die immer neu entstehenden Gruppen. — Kein Vorübergehender entging meinem geübten Auge.

Plötzlich fiel in meinen Blick ein Fleischerknecht, der auf seiner Schulter einen an den Füßen gebundenen lebendigen Hammel trug. Der nackte Arm, der das Thier hielt, schien von herkulischer Stärke; die Muskel über dem Gelenk, durch die Biegung hervorgetrieben, hatte die Größe eines Straußeneies. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, denn der erhobene Arm deckte es zu. Mit seiner Hand hatte er den Hammel so fest gepackt, als wenn er ihn erwürgen wollte.

(Schluß folgt.)

Das Nachtlager von Granada.

Wer kennt sie nicht, die liebliche Tondichtung Konradin Kreutzer's, die bei ihrer ersten Aufführung im Jahre 1833 die ganze musikalische Welt in freudige Aufregung versetzte, lange Jahre eine Lieblings-Oper des Publikums blieb, Pischek's Ruhm begründete und nun — man wäre versucht zu sagen, in ihren alten Tagen das traurige Schicksal hat, an heißen Spätsommer-Abenden als Ausfüll- oder Einschieb-Oper vor wenigen und gemeinlich übel gelaunten Zuhörern, allenfalls mit einem obskuren Gast vom herzoglichen Hof-

Digitized by Google

heater in Dingsda oder von der großen Oper in Ballenstädt lau und lässig abgesungen zu werden.

Der Text zu diesem Aschenbrödel unter den Opern ist einem Drama Kind's nachgebildet, das zu Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Schauspielhäuser füllte, und was an der Fabel Wahres, läßt sich den Briefen des Bischofs von Kreta, Johannes Giustiniani, entnehmen, die 1554 zu Basel in Druck gelegt worden sind.

Der Erzherzog Maximilian von Oesterreich, als Kaiser der Zweite dieses Namens, Sohn Ferdinand's I., brachte einen großen Theil seiner Jugend in Spanien am Hofe seines Oheims, Kaiser Karl's V., zu, der ihn mit seinem Sohne Philipp erziehen ließ und ihn zu seinem Eidam erwählte. Während der Jahre 1548 bis 1551, die Karl in Deutschland verweilte, ernannte er ihn zum Vicekönig von Spanien. Als feuriger Jüngling liebte Maximilian leidenschaftlich die Jagd, und sie war fast seine tägliche Beschäftigung.

Als die sterblichen Ueberreste der schon 1545, vier Tage vor der Geburt des Don Carlos, verewigten Infantin Maria von Portugal, ersten Gemahlin Philipp II., im März 1549 aus der provisorischen Gruft zu Valladolid, der damaligen Residenz des königlichen Hauses, in Begleitung des ganzen Hofes feierlich nach Granada in die neue Königsgruft übertragen wurden, muß sich jenes Jagd-Abenteuer ereignet haben, das Kind's Schauspiel und Kreutzer's Oper zum Vorwurf dient. Es war höchst wahrscheinlich zu Anfang April des genannten Jahres, daß der Vicekönig in der Nähe von Granada eines Tages einen Hirsch bis tief in einen großen und fast undurchdringlichen Wald verfolgte, welche Kühnheit er aber theuer büßen mußte. Er entfernte sich immer weiter von seinem Gefolge und befand sich endlich ganz allein in einer einsamen Wildniß. Bald suchte er auf dieser, bald auf jener Seite einen Ausweg, aber immer vergebens. Er kam stets tiefer in den Wald, stieg auf Anhöhen, setzte durch Thäler und über Schluchten, aber nirgends konnte sein ängstlich spähendes Auge die geringste Spur von Menschen entdecken. Er rief aus allen Kräften und feuerte sein Gewehr ab, erhielt in dieser furchtbaren Einöde jedoch nur von dem Echo Antwort.

Ein unwillkürlicher Schauder überfiel den Prinzen, als er mit jedem Schritte immer tiefere Wildniß um sich sah, und seine Angst steigerte sich von Minute zu Minute, weil er befürchtete, hier von der Nacht überfallen zu werden, welche Besorgniß auch bald zur Gewißheit ward. Kein Stern, kein Schimmer des Mondes drang durch das dichte Gewölbe der Zweige, und auf das Zwielicht des Tages folgte die dichteste Finsterniß. Schon hatte er sich in sein Schicksal ergeben und wollte sich auf die Erde betten, um den folgenden Tag abzuwarten, als sein umherschweifendes Auge auf einmal in der Entfernung einen schwachen Lichtstrahl erblickte. Vielleicht, dachte er, hält sich daselbst ein frommer Einsiedler auf, der mir in seiner Zelle ein Nachtlager gewährt und mich den andern Tag auf den rechten Weg bringen wird. Schnell sprang er wieder von der Erde auf und drang, sein Pferd, das er nur mit Mühe durch das Gebüsch hindurchzog, am Zügel führend, dem Lichte entgegen.

Es war kein täuschendes Irrlicht gewesen, das so oft den verirrten Wanderer in Sümpfe führt; auch fand der Erzherzog keine Einsiedelei, wie er erwartet hatte, sondern der Schein kam aus dem niedrigen Fenster einer in dieser Wildniß stehenden elenden Hütte. Jetzt trat er in ein Stübchen, das nur sparsam von einer einzigen Lampe erleuchtet war. Sein Herz schlug hoch auf vor Freude als er sich wieder unter Menschen sah, von denen er ein Lager für die Nacht und einen Wegweiser für den anderen Morgen zu erhalten hoffte.

Der Eigenthümer der Hütte war ein Schäfer und bewillkommte seinen Gast mit ländlicher Treuherzigkeit; er versprach ihm für die Nacht ein Obdach und für seinen hungrigen Magen Speise und Trank. In der Hütte selbst fand der Erzherzog die Frau des Schäfers, seinen etwa zwanzigjährigen Sohn und dessen Geliebte, ein junges

Digitized by Google

Mädchen, seine Tochter und einen Schafknecht, welcher sogleich die Besorgung des Pferdes übernahm. Ein spärliches Mahl von Lammfleisch erquickte den Prinzen, der nie mit größerem Appetite gegessen hatte. Voll Heiterkeit setzte er sich an den Heerd, wähnte sich im Schoße der herzlichsten Gastfreundschaft und dachte schon darüber nach, wie er seine Wirthsleute auf eine fürstliche Art belohnen wollte. Kein argwöhnischer Gedanke trübte seinen Geist. Während er sein Abendbrod verzehrte, ließen ihn die Hausgenossen beinahe allein, weßhalb er glaubte, die guten Leute hätten vielleicht häusliche Geschäfte zu verrichten, indem er aber, ohne Arges zu denken, sich erquickte, berathschlagten der Wirth und dessen Familie über die Art und Weise, wie sie den Fremden am besten aus dem Wege schaffen könnten, sobald der Schlaf ihm die müden Augen geschlossen hätte. Sein reicher Anzug und sein Schmuck hatten wahrscheinlich ihre Habgier gereizt. Der Gelddurst herrschte damals unter den Spaniern auf eine fürchterliche Art, weil immer größere Massen edler Metalle aus Amerika nach dem Mutterlande herüberkamen.

Als sich der Erzherzog gesättigt hatte, bat er, man möchte ihm seine Schlafstätte anweisen. Die Leute im Hause machten ihm eilig ein Lager in einer kleinen Stube zurecht, die mit einer alten zerbrochenen Thüre ohne Schloß versehen war. Während sie sich auf diese Art beschäftigten, ließ man den Prinzen wieder allein, der gesenkten Hauptes dasaß. Auf einmal trat die Braut des jungen Schäfers herein, voller Unruhe und todtenbleich. Sie lispelte ihm heimlich zu, sie habe ihm etwas Wichtiges zu entdecken, wenn er ihr sein Wort gäbe, daß er sie nicht verrathen wolle. Das gute Geschöpf fühlte theils das herzlichste Mitleid mit dem schönen Fremden, theils hoffte sie, durch die Entdeckung die abscheuliche That zu verhindern, so daß sie nicht genöthigt sei, ihre Hand vor dem Altare einem Mörder zu geben.

Anfänglich blickte Maximilian sie mit stillem Erstaunen an; dann gab er ihr sein Wort, daß sie sich auf seine Verschwiegenheit verlassen könne, worauf das Mädchen ihm den mörderischen Anschlag mittheilte und dann sich eiligst entfernte. Man urtheile über das Erstaunen und die Unruhe des Prinzen. Obwohl er, wenn er sich zu erkennen gab (meint Ginstiniani), die Gefahr leicht abgewendet hätte, so wollte er doch lieber auf seine Tapferkeit als auf die Treue Derjenigen sich verlassen, die er eben als treulos kennen gelernt hatte. Mit festem und erhabenem Muthe beschloß er, sich lieber dem Spiele des Glückes als ihrer Treulosigkeit anzuvertrauen; er gab sich nicht zu erkennen und dachte im Nothfalle sein Leben so theuer als möglich zu verkaufen.

(Schluß folgt.)

Aus Paris wird nachstehende komische Geschichte mitgetheilt: Alles Heil hofft die Regierung jetzt von einem neuen Projekt, um die Luftballons zu lenken. Es werden vier Adler an einem Luftballon befestigt, der Führer in der Gondel führt eine lange Stange, woran ein rohes Stück Fleisch befestigt ist. Will er nach rechts, so hält er die Stange mit dem Fleische nach der rechten Seite, und sofort werden die hungrigen Vögel auf das Fleisch zufliegen und den Ballon nach sich ziehen. Ebenso macht es der Führer, wenn er den Ballon steigen oder fallen lassen will. Diesen genialen Gedanken hatte, wie es weiter heißt, ein junger Mann, K. M..., ein Schüler des Polytechnikums; er hat sein Projekt kürzlich vor der versammelten Regierung vorgetragen, und durch einige Experimente an einem schwerbeladenen Wagen die Möglichkeit der Durchführung in glänzender Weise dargethan.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 138.

Die geheimnißvolle Skizze.

(Schluß.)

Diese erwürgende Hand — ich sah sie nicht zum Erstenmale! Mein Herz pochte. Ich gedachte der Hand auf der Skizze. So, ganz so hatte ich sie gezeichnet! Aber der Mann, dem sie angehörte, verbarg sie vor mir, wie dieser jetzt! Wenn er nur einen Moment zu mir heraufsähe!

Als ob dieser heiße Wunsch in meiner Seele, begleitet von einem bohrenden Blick, eine magnetische Wirkung auf den Mann ausgeübt hätte — er drehte sich nach mir um — ich hatte den vollständigen Anblick seiner dämonischen Züge — mein Puls tobte, ein kalter Fieberschauer rieselte über meinen Leib, mit bebender Stimme rief ich: „Der ist's! Der und kein Anderer fehlte in der Zeichnung! Das ist der Mörder!"

Ich sprang vom Fenster herunter mit klappernden Zähnen, das Blut trat mir in den Kopf; Wangen und Stirn glühten. „Er war's," rief ich entsetzt, „und ich muß hier dulden und ein Verbrechen büßen, das er beging! Mein Gott! Mein Gott! Hilf mir, was ich thun soll!"

Wie ein Blitz fuhr ein Entschluß durch mein Hirn. Ich suchte in allen Winkeln der Zelle nach etwas, womit ich zeichnen konnte. Das Finden eines Edelsteines hätte mir keine solche Freude gemacht, wie das Stückchen spitze Holzkohle, mit dem wahrscheinlich der Galgen gezeichnet worden war — es lag unter einigen Strohhalmen der Lagerstätte.

Ich ergriff es mit Begierde und begann in größerem Maßstabe auf der weißen Wand hervorzubringen, was auf der Skizze gefehlt hatte. Das Opfer deutete ich nur an; aber Gesicht und Gestalt des Verbrechers führte ich mit der größten Genauigkeit aus. Und dieß ganz so leicht und schnell, ohne die mindeste Unsicherheit, es war, als ob der Mensch mir säße, so deutlich hatte ich jeden Zug im Antlitz dieses Teufels vor mir!

Um 10 Uhr trat der Schließer in meine Zelle und rief, — verwundert auf meine Wandzeichnung blickend: „Was soll denn das?"

„Gehen Sie," rief ich erhitzt, „und bitten Sie die beiden Herren Kriminalräthe, sich ohne Verzug zu mir zu bemühen!"

„Sie sind beschäftigt in der Halle," entgegnete kopfschüttelnd der Schließer.

„Ich habe ihnen eine wichtige Eröffnung zu machen," fuhr ich fort, „im Namen der Gerechtigkeit — erfüllen Sie meinen Wunsch!"

Der Ton, mit dem ich diese Worte sprach, war so dringend, daß der Mann nicht zu widerstehen vermochte, er entfernte sich. Ich setzte die letzten Drücker in's Gesicht des schrecklichen Frevlers. Es war sprechend ähnlich und trat von der weißen Mauer mit einer Wahrheit hervor, die mich selbst erstaunen machte. — Das Bild war fertig, als die beiden Räthe eintraten. Ich deutete, an allen Gliedern bebend, auf dasselbe hin und stammelte: „Sehen Sie hier — das ist der Mörder!"

Herr v. Dahlheim prüfte mit Ruhe die Wandzeichnung, dann richtete er an mich die Frage, wie der Mensch heißt?

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht," antwortete ich fast athemlos, „aber vor ein Paar Minuten schritt er über den Markt. Er trug einen Hammel in den dritten Scharren, links von der Trabantenstraße aus."

„Was meinen Sie zu dieser seltsamen Denunciation?" fragte Herr v. Dahlheim den anderen Rath, während ich in unbeschreiblicher Spannung an seinen Lippen hing.

„Ich halte dafür," entgegnete dieser, „daß der bezeichnete Mensch sogleich aufgesucht werde."

Mir fiel eine Zentnerlast von der Brust.

„Sollte er auch fremd in dem Scharren sein," fügte der Rath hinzu, „so hat es ja keine Schwierigkeit, dort zu erfragen, wer er ist und wo er arbeitet."

Es wurden dem Polizeidiener auf dem Gange die nöthigen Befehle ertheilt. Dann kehrten die beiden Räthe zurück und betrachteten die Wandzeichnung, wo sie leise mit einander redeten. Meiner beispiellosen Aufregung folgte eine ebenso große Schwäche, ich konnte mich nicht mehr aufrecht halten, und sank erschöpft auf das Strohlager. Die beiden Beamten, an dergleichen Anblick gewöhnt, nahmen von mir nicht die geringste Notiz, sondern fuhren in ihrer heimlichen Besprechung fort. Diese erwartungsvolle Pause währte unerträglich lange. Nur wer im Dunkel des Gefängnisses, durch irgend einen geringfügigen Umstand ermuthigt, der Befreiungsstunde entgegen harrte, wem in solchem Falle die Minuten zu Stunden, die Stunden zu Tagen, die Tage zu Ewigkeiten wurden, nur der kann ermessen, in welcher Stimmung ich mich befand. Zweifel, Furcht, Hoffnung wogten in meiner Seele auf und ab, und die Pein der Ungewißheit legte eiserne Klammern um mein Herz. Endlich ließen sich Fußtritte auf der Treppe hören. Ich lauschte, in der thörichten Ueberzeugung, daß ich den Schritt des Mörders unter Hunderten von Personen heraus erkennen würde. Die Kommenden näherten sich. Mit erschrecklichem Gleichmuth richteten die beiden Räthe ihre Blicke auf die Thüre. Als diese sich jedoch öffnete, und der von mir Gezeichnete eintrat, waren Beide sichtlich frappirt über seine schlagende Aehnlichkeit mit meinem Porträt.

Der Gefangene blickte scheu zur Erde. Sein Gesicht war in der Mundgegend krampfhaft zusammengezogen, so daß die Muskeln bis zu den Ohren hin sichtbar wurden; seine heftige innere Unruhe verrieth sich durch das unstäte Auge, das von einer Stelle des Bodens zur andern flog, als ob er emsig nach Etwas suche, und durch die sich unter schweren und raschen Athemzügen hebende Brust.

Der Kriminalrath v. Dahlheim rief ihn an — und befahl ihm, das Bild an der Wand zu betrachten. Der Gefangene hob seine kleinen, stechenden Augen empor — und taumelte entsetzt, sich selbst und die gemordete Frau erkennend, zurück. Der starke Mann zitterte an allen Gliedern wie Espenlaub und war blaß wie eine Leiche. Plötzlich aber schien ihm seine Verwegenheit wiederzukehren. Schnell wie ein Tiger warf er sich auf seine Wächter, stieß diese mit seinen Riesenfäusten so heftig an die Mauer, daß sie stürzten, und gewann die Thüre. Mit gellendem Tone rief Herr von Dahlheim hinaus: „Haltet den Mörder!" — und vier Polizeidiener warfen sich dem Flüchtigen entgegen. Aber auch diese vier hatten Mühe, den kraftvollen, von Verzweiflung bis zum Wahnsinn aufgestachelten Wüthenden zu überwältigen. Als sie endlich seiner Herr geworden, und ihn an Händen und Füßen mit starken Ketten gefesselt hatten, brachten sie ihn zurück in die Zelle.

Zur vollständigen Ohnmacht gezwungen, war der Gefangene nun gänzlich verändert. Jede Spannkraft schien von ihm gewichen, sein Kopf sank auf die Brust hinab und Kinn und Hände flogen, als ob sie von unerträglicher Kälte geschüttelt würden. — In stillem Grimme biß er in seine Unterlippe, dann richtete er sein Auge noch einmal auf die Wandzeichnung. Der Anblick schien seine Gedanken zu verwirren, er vergaß, wo er sich befand, welche Zeugen auf jede seiner Aeußerungen mit gespannter Aufmerksamkeit

Digitized by Google

lauschten, und murmelte: „Was für ein Satan hat mich und die Alte denn sehen können — es geschah ja um Mitternacht!“ Er hatte gestanden. — Mir wurden die Fesseln abgenommen, ich war gerettet, frei.

Das Nachtlager von Granada.

(Schluß.)

Das Mädchen hatte den Erzherzog noch nicht lange verlassen, als der Schäfer hineintrat, um ihn zu Bette zu geleiten. Maximilian fühlte nichts mehr von Müdigkeit, sondern sann blos darüber nach, wie er sich vertheidigen wollte. Die elende Thüre suchte er so gut wie möglich zu verrammeln; er schob vor dieselbe eine große Truhe, die sich in der Stube befand, behielt seine geladene Radschloßflinte bei der Hand, legte seinen bloßen Degen auf die Truhe neben sich und wartete den Ausgang ruhig, wenn auch nicht ohne Herzklopfen ab.

Ungefähr um Mitternacht schlich sich der Schäfer, der die große Müdigkeit des Fremden bemerkt hatte und glaubte, er werde ihn nun im festem Schlafe finden, möglichst leise an die Thüre, in der Hoffnung ihn ohne Mühe im Schlafe in die Ewigkeit befördern zu können. Wie groß war aber das Erstaunen des Bösewichts, als er die Thüre fest zugemacht fand, obschon sie sonst immer leicht aufging. Mehrmals versuchte er sie zu öffnen, aber vergebens; die Thüre blieb gleichsam hermetisch verschlossen. Bald verlor der Nichtswürdige die Geduld. Anfänglich klopfte er nur leise, dann immer stärker; endlich forderte er seinen Gast auf, die Thüre zu öffnen, indem er vorgab, er habe eine Bettdecke in der Truhe vergessen, welche sich in der Stube befinde.

Maximilian, der nunmehr deutlich sah, daß die Warnung des gutherzigen Mädchens nicht unbegründet gewesen, schlug das Verlangen seines Wirthes rundweg ab und erklärte in einem entschiedenen Tone, daß er, so lange es Nacht sei, Niemanden einlasse. Diese feste Weigerung machte den Alten, welcher nach Geld und Blut dürstete, wüthend; er schimpfte, drohte und schrie, er werde seine Leute rufen, die ihm schon bei Ausübung seines Hausrechtes beistehen sollten.

Während der aufgebrachte Schäfer auf diese Art an der versperrten Thüre tobte, klopfte und drohte, saß Maximilian, ohne ein Wort zu verlieren, fortwährend auf dem Hauptwalle seiner Festung, der Truhe, und fing an, sich mit der Hoffnung zu schmeicheln daß sein entschlossener Widerstand die Mörder von ihrem Vorhaben abschrecken werde, als der Lärm an der Thüre zunahm. Der Sohn vom Hause und der Schafknecht hatten die Drohungen und Schimpfworte des alten Mannes gehört, sie eilten daher herbei, und nun widerstand die zerbrechliche Thüre den vereinten Anstrengungen aller Drei nicht länger. Sie gab dem Drucke nach und zersprang in Stücke. Die Mörder drangen, der Schäfer an der Spitze, in die Stube ein. Der Erzherzog, den selbst in den hitzigsten Gefechten Muth und Geistesgegenwart nie verlassen hatten, stand mit seiner Flinte bereit; er schoß und der alte Schäfer stürzte beim ersten Schritte todt zur Erde. Maximilian warf schnell die Flinte weg, ergriff den Degen und drang mit der Kühnheit eines Löwen auf die beiden Anderen ein. Mit einem einzigen Hiebe legte er dem Sohn des Schäfers den Kopf vor die Füße — ein augenfälliger Beweis seiner Stärke — und jagte den Schafknecht in die Flucht.

Nunmehr glaubte Maximilian alle Gefahren besiegt zu haben, allein dies war nicht der Fall. Ein neuer, nicht weniger gefährlicher Sturm zog gegen ihn heran. Die Frau und die Tochter des Schäfers erhoben vor der Hütte ein fürchterliches Geschrei. Der Schuß und der Lärm zur Zeit der Nacht, in einer sonst so stillen Gegend, hatten die benachbarten Schäfer aufgeweckt; denn in der Nähe befanden sich noch mehrere Hütten die der Erzherzog in der Dunkelheit nicht bemerkt hatte.

Digitized by Google

Die Schäfer ergriffen in der Eile Alles, was sie von Waffen jeder Art habhaft werden konnten, und eilte nach der Hütte, die augenblicklich umringt ward. Die Frau, welche so plötzlich ihren Mann und ihren Sohn verloren hatte, schrie in der Verzweiflung um Hilfe und Rache gegen den Räuber und Mörder, wie sie den Fremden nannte, der ihr noch immer unbekannt war. Die Belagerer machten einen fürchterlichen Tumult und forderten den Erzherzog, der in der Finsterniß immer wüthender um sich hieb, auf, sich zu ergeben.

Während dieses Kampfes und dieser Verwirrung begann der Morgen zu grauen und Maximilian wurde nun inne, in welcher Gefahr sein Leben abermals schwebe. Die Zahl der Landleute war sehr bedeutend und er sah nur zu deutlich ein, daß ein längerer Widerstand Thorheit sei und unvermeidlich mit seinem Untergang endigen würde. Er steckte also seinen mit Blut besprützten Degen in die Scheide und erklärte seinen Gegnern mit hoher Würde, er sei der Vicekönig (Regent) von Spanien, habe sich auf der Jagd verirrt und sei auf solche Weise in diese Mörderhöhle gekommen, wo man einen Anschlag auf sein Leben gemacht, den er nicht anders als mit Gewalt habe zurückschlagen können. Er stellte ihnen ferner vor, welchen Gefahren sie sich aussetzen würden, falls ihm hier ein Leid widerführe, und daß sie ihn, wenn ihnen seine Versicherung nicht glaublich schiene, vor die nächste Obrigkeit führen sollten, wo die Wahrheit bald an den Tag kommen würde. Bei dieser Erzählung schüttelten die Schäfer ungläubig die Köpfe; allein das edle, zuversichtliche Benehmen Maximilian's und mehr noch sein Anzug überzeugten sie endlich, daß er nicht hierher gekommen sei, um eine elende Schäferhütte zu bestehlen und deren friedliche Bewohner zu ermorden. Sie ließen ihm daher das Leben, banden ihm aber die Hände auf den Rücken, um ihn vor die Obrigkeit der nächsten Stadt zu führen.

Hier war schon ein Theil des Gefolges des Erzherzogs angelangt, das sich getheilt und verschiedene Wege eingeschlagen hatte, um ihn aufzusuchen. Die Edelleute und übrigen Begleiter des Vicekönigs waren nicht wenig erstaunt, als sie ihren Gebieter mit auf den Rücken gebundenen Händen erblickten, umgeben von einem Truppe bewaffneter Bauern, die ihn wie einen gemeinen Missethäter führten.

Schon wollten sie über diese Begleitung herfallen und den Erzherzog mit Gewalt befreien, als er ihnen befahl, davon abzustehen und den Ausgang mit Geduld zu erwarten, Sie gehorchten. Der Vicekönig wurde vor den Ortsrichter gebracht, der, wie man denken mag, die Sache schnell entschied. Die armen Schäfer waren vor Erstaunen ganz außer sich und fingen nunmehr an ernstliche Besorgnisse zu hegen; Maximilian aber zeigte auch hier die edle Denkungsart, welche er während seiner ganzen Regierungszeit bewies, und rächte sich durchaus an Niemand. Die Bauern, welche ihn vor den Richter geschleppt hatten, entließ er augenblicklich ohne alle Bestrafung. Nur der Knecht seines Wirthes, welcher entflohen war, wurde ergriffen und hingerichtet, weil er an dem mörderischen Ueberfalle thätigen Antheil genommen hatte. Die Hütte, worin das Verbrechen hätte begangen werden sollen, ward der Erde gleich gemacht und das Materiale verbrannt. Das Mädchen, welches den Erzherzog vor der drohenden Gefahr gewarnt und ihm dadurch das Leben gerettet hatte, wurde mit fürstlicher Freigebigkeit beschenkt; Maximilian machte ihr nicht nur ansehnliche Geschenke, sondern er und der ganze Hof behandelten sie auch, so lange sie lebte, mit der größten Auszeichnung.

Ein Zeitgenosse Maximilian's, Johannes Kolb von Steinbach, hat das nächtliche Abenteuer, über welches seltsamerweise kein einziger spanischer Geschichtschreiber eine Nachricht bringt, in einem ergötzlichen Gedichte besungen: Wahrhaftige Historia großer Fährlichkeit, mannlicher tugend und frölicher erlösung, des Allerdurchlauchtigsten ꝛc. Herrn Maximilian ꝛc. Gantz luſtig zu leſen. Gedruckt zu Frankfurt am Mayn durch Marten Lechaer anno 1564. 19 nicht paginirte Quartblätter."

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 139.

Schattenbilder aus Amerika's Metropole.

Von L. v. Berlepsch.

(Nachdruck ist ohne Erlaubniß der Redaction nicht gestattet.)

I.

Bettler der Nacht.

Aus der Straße tiefem Schatten tritt dem späten Wanderer, der von mühsamer Arbeit oder rauschendem Vergnügen heimkehrt, plötzlich in bleichem Mondlicht oder flackernder Gasflamme, zerlumpt und gespenstig, die nächtliche Bettlerin entgegen.

Ihre Erscheinung mahnt nicht an Andere ihres Geschlechtes. Der auffallende Flitter leichtsinniger Dirnen ist von der Bettlerin armseligem zerrissenen Gewande sehr verschieden; ihre Lippe lacht nicht, ihr Wesen verräth keine grasse, unnatürliche Lustbarkeit: aus den großen, hohlen Augen spricht nur Hunger und Elend, — und die dünne, abgezehrte Hand, die zitternd sich dir entgegenstreckt — bettelt nur.

Auch mir bot sich oft aus dunkelm Schatten diese flehende Hand. Selbst arm und bedrängt, konnte ich die stumme Bitte nicht immer befriedigen, stets aber fühlte ich eigenthümliches Interesse für die geheimnißvollen Gestalten, und in schlaflosen Nächten beschäftigte mich die Frage, welche Ursachen diese Erscheinungen bedingten, welche gesellschaftliche Verhältnisse das Elend verschulden, das manch weibliches Wesen hinaustreibt, in dunkler Nacht ein karges Stückchen Brod zu betteln.

Den Bewohnern New-Yorks tritt verschämte und zudringliche Bettelei täglich in allen Formen und Gestalten entgegen, aber von diesen Kindern der Nacht wissen sie verhältnißmäßig wenig.

Und doch bilden diese eine eigene Classe. Sie erscheinen selten vor 9 Uhr Abends, und durchziehen dann die Straßen bis am Horizonte die Sterne erbleichen.

In einer Stadt wie New-York hat auch die Nacht Leben, und an die Herzen der späten Wanderer wendet sich die Bettlerin der Dunkelheit. Erst bieten die Portale der Theater und Concertsäle ergiebiges Feld, dann folgen die „düsteren Ecken" volkreicher Verkehrsstraßen.

Während meiner literarischen Thätigkeit begegneten mir verschiedene Mädchen dieser Classe; eine Scene aus dem Leben einer dieser Unglücklichen aber prägte sich mir unauslöschbar in's Gedächtniß.

Beinahe jede Nacht traf ich das arme Geschöpf an der Ecke der Lispenard-Straße und des Broadway. In Folge meines Berufes bei der Presse war ich oft um Mitternacht oder noch später auf dem Heimwege begriffen; nie vergesse ich das Gefühl, das mich überschlich, als diese Bettlerin mir zum ersten Male aus dem Schatten einer Mauer, lautlos wie ein Gespenstig, mit ausgestreckter Hand entgegentrat.

Das Antlitz war todtenbleich; die hohlen Augen tiefschwarz und glänzend. Das Mädchen zählte kaum 18 Jahre.

Digitized by Google

Mein Weg vom Geſchäfts-Lokal nach meiner Wohnung führte mich regelmäßig durch die gleichen Straßen, und da die Arme ihren Standplatz nicht veränderte, kannten wir uns nach und nach vom Sehen.

„Wie heißt Du?“ fragte ich eines Abends.

„Geneviève Marſton.“

Der Name klang hübſch, ich hielt ihn ſofort für ein Pſeudonym, und glaubte ſie bereits von dem Gefühl ergriffen, das die Dirnen lügen lehrt. Sie bemerkte meinen Zweifel.

„Es iſt ganz gewiß mein Name,“ ſagte ſie traurig, „denken Sie ja nicht, daß ich einem Manne gegenüber, der ſich mir gütig und freigebig bewies, lügen würde.“

Von dieſer Zeit an ſuchte ich ſtets einige Kreuzer für Geneviève zu erübrigen.

Eines Abends lag tiefer Schnee; der Nordwind heulte durch die Straßen und das Mädchen ſah elender und armſeliger aus denn je, als ſie mir aus dem Schatten des Gemäuers entgegentrat.

„Hab' ſelbſt heute nichts, Geneviève,“ flüſterte ich, „bin ſelbſt hungerig.“

Sie eilte mir nach.

„Auch Sie hungern? O, nehmen Sie mein Brod; ich habe genug gegeſſen.“

Und ſie bot mir eine Brodrinde, an der gierige Zähne genagt hatten; die hohlen Augen, die Falten des eingefallenen jungen Geſichtes aber ſprachen nur zu deutlich von qualvollem Hunger.

Das Anerbieten demüthigte mich erſt, bald jedoch fühlte ich nur deſſen Edelmuth.

Es war ein hübſches Weſen. Durch die Maske des Elendes glänzte hie und da noch der Jugend reizende Schönheit. Mir aber hatte nur die Seele Intereſſe, und ich faßte des Mädchens Hand, blickte tief in die unnatürlich funkelnden Augen, in denen noch reine Weiblichkeit thronte, und fragte:

„Warum bettelſt Du, Geneviève, und warum bettelſt Du Nachts?“

„Ich bettle für meinen ſterbenden Gatten,“ entgegnete ſie trübe, „und meine Lumpen ſind nicht dazu geeignet, mich im Sonnenlichte zu zeigen.“

Sie drückte leiſe meine Hand und verſchwand im Dunkel der Gebäude.

Tage und Wochen vergingen, ohne daß ich die junge Frau wieder ſah.

In einer ſtürmiſchen Winternacht tauchte ſie endlich wieder vor mir auf. Der ſchlechte Shawl, der bisher Kopf und Schultern bedeckt hatte, war nun auch verſchwunden, das lange Haar flatterte im Winde. Die ganze Erſcheinung bot ein Bild der Verzweiflung.

Bevor ſie mir begegnete, hatte ſie „drei nächtliche Wanderer“ erfolglos um Hülfe gebeten.

„Ein wenig — ach, nur ein wenig!“ ſchluchzte ſie, als ſie mich aber erkannte, rief ſie in furchtbarſtem Weh: „O mein Herr, er iſt todt — todt — todt!“

Es war Samſtag Nachts; am folgenden Tage war ich beziehungsweiſe frei. — Wäre ich's auch nicht geweſen, ich hätte der ſtummen, ängſtlichen Bitte nicht widerſtanden. Geneviève lag vor mir im Schnee auf den Knien und wiederholte mit herzzerreißender Stimme: „Er iſt todt — todt — todt!“

Wortlos hob ich ſie auf und deutete an, daß ich ihr folgen wolle.

Wir begaben uns in ein altes, ſchmutziges Gebäude der Nachbarſchaft, krochen in völliger Dunkelheit Treppe um Treppe hinauf, bis wir in eine von einem Talgſtümpchen ſpärlich erhellte Dachkammer gelangten.

Welch' eigenthümliche Wohnung. Im Ofen glimmten noch Kohlen; ſie, an der Wand hingen noch einige Töpfe und Pfannen, von Lebensmitteln aber war keine Spur vorhanden. Neben dem Fenſter ſtand ein mit Manuſcripten, Dictionairen und Büchern beladener Tiſch und in den Ecken fertigten Spinnen ihre phantaſtiſchen Gewebe. Ganz hinten ſtand eine eiſerne Bettlade und auf dem erbärmlichen Lager ruhte die Leiche eines jungen Mannes.

Digitized by Google

Das bleiche, abgezehrte Gesicht war regelmäßig schön, um die breite Stirne lockten sich dunkle Haare — und die edlen Züge erinnerten an die „classischen Gemälde“ der Vergangenheit.

„Er ist todt — todt — todt!“ schrie die Bettlerin im wilden Schmerz, warf sich auf die Leiche und küßte leidenschaftlich die kalten, bleichen Lippen.

„Wissen Sie,“ fuhr sie nach einer Weile schluchzend fort, „daß mein lieber Mann ein Dichter war, ein Genius in jeder Weise. Im Anfang ging Alles gut, er verdiente genügend, in der ersten Zeit unserer Ehe. Aber Alfred krank und ein Schlaganfall warf ihn auf's Krankenlager. So lang es möglich war, kroch er noch heraus, schrieb Skizzen oder Gedichte und der Ertrag fristete sein armes Leben. Die Freunde zogen sich zurück, ich verkaufte Alles, was ich hatte, und bettelte schließlich für ihn. Nun aber kann ich nichts mehr für ihn thun, nun ist er todt — todt — todt!“

Ihr Schmerz verbot jede Frage. Sie eilte an den Tisch — und reichte mir ein thränenbenetztes Manuscript. „Das war sein letztes Werk, dann konnte er das Haupt nicht tragen.“

Wieder warf sich Genevieve jammernd über die Leiche.

„O Alfred, Alfred, man ließ Dich hülflos zu Grunde gehen. Nun schmerzt Dich freilich Unrecht, Hohn und Verrath nicht mehr, nun hast Du wenigstens Ruhe gefunden, aber das ändert die Thatsache nicht, daß man Dich verhungern ließ. Man mag eine Todtenschau halten und Dieß oder Jenes angeben,“ wandte sie sich plötzlich zu mir — „ich aber sage, er ist langsam verhungert. Seine Gedichte werden die Sammlungen der Reichen zieren, — er aber verhungerte, und ich stehe vor Gott im Himmel und rufe es laut in alle Welt: Er verhungerte!“

Blutiger Schaum trat vor die Lippen der Armen und sie sank beinahe bewußtlos zusammen.

Ich richtete sie auf, gab ihr den mageren Inhalt meiner Börse und versprach am folgenden Tag wieder zu kommen.

Zu Hause aber fand ich einen Brief des Haupt-Redacteurs unseres Blattes, der meine sofortige Abreise verlangte.

Als ich nach acht Tagen zurückkehrte, war das Dachstübchen des Poeten leer und Genevieve verschwunden. Ich habe nie wieder von ihr gehört, — oft aber in meinen Träumen sehe ich die weiße, gespenstige Hand sich mir aus dem Schatten der Nacht entgegenstrecken, und höre den wilden Schrei des zerbrochenen Herzens: „Er ist todt — todt — todt!“

---

* (Ein Soldatenkind vor Metz.) Einer Correspondenz des Bericht-Erstatters des „Daily Telegraph“ aus dem Lager vor Metz entnehmen wir Folgendes: „Um Ihnen eine Idee von dem in Deutschland selbst unter Frauen und Kindern herrschenden Patriotismus zu geben, muß ich Ihnen ein kleines Abenteuer erzählen. Mir begegnete nämlich, als ich unlängst Abends nach Hause will, einer der kleinsten Soldaten, die mir je zu Gesicht gekommen. Er war vollständig equipirt mit Uniform, Tornister, Helm und Säbel, nur kein Zündnadel-Gewehr; der kleine Kerl hätte es auch nicht einmal aufheben können. Er war nur 9 Jahre alt und nicht groß für sein Alter. Er hielt mich an und frug mich in dem geschäftsmäßigsten Tone von der Welt, ob ich ihn nach dem Büreau des Stadt-Commandanten verweisen könne? Auf meine Frage, wer in aller Welt er eigentlich sei, und was er bei dem Stadt-Commandanten wolle, stellte sich der Liliputaner kerzengerade vor mich hin, salutirte in der steifsten Manier und erwiderte, daß er zum 61sten Pommer'schen Regiment gehöre, welches so eben einmarschirt sei, und daß er Quartier wünsche. So lächerlich, und gleichzeitig so durch und durch

Digitized by Google

militärisch kam mir die ganze Geschichte vor, daß ich herzlich lachen mußte, das kleine Männchen auf meinen Sattel nahm und ihn im Triumph in's Hauptquartier brachte, wo er selbstverständlich sehr gut aufgenommen wurde. Des armen Knaben Geschichte ist eine sehr traurige. Seine Eltern kannte er nie; seine frühesten Erinnerungen knüpften sich an die Kaserne, wo das Mitleid, die Gastfreundschaft und Güte, die von einem echten Soldaten unzertrennlich sind, sich des armen Verlassenen annahmen. Seine männlichen, spaßigen und gewinnenden Manieren machten ihn zum Liebling der Soldaten, die ihm von ihrem Gelde die Uniform eines pommer'schen Füsiliers kauften. Des Knaben Heimath war mit den 61ern, — die ersten Worte der Güte und Ermuthigung, die er gehört, kamen von den Lippen der Soldaten, in deren Mitte er lebte. Muthig und männlich in seinem Benehmen ward er bald der Liebling der Soldaten, — und als ihr Vaterland sie zum Kampfe rief, schnürte der kleine Verstoßene zuerst sein Bündelchen, welches Alles enthielt, was er auf der Welt besaß, um mit seinen Freunden zu ziehen und eines Soldaten Schicksale zu theilen."

Ein aus Paris geflüchteter Deutscher theilt dem Correspondenten des „P. L." folgende interessante Scene mit, von welcher er Augenzeuge gewesen. Es war zwischen 5 und 6 Uhr Abends am 4. September; die Republik ward, nachdem die Gefangennahme Napoleons bekannt geworden, — erklärt, und das Volk strömte mit flatternden Fahnen nach den Tuilerien. Vergebens suchten Mobilgardisten und einige Civilpersonen den Eintritt zu wehren, der Strom drang unaufhaltsam vorwärts; ich und ein Freund wurden mitgerissen. Viele Säle und Zimmer wurden durchflogen, endlich kam man in die Zimmer der Kaiserin; einige umherliegende Frauen-Kleidungsstücke reizten das halbbetrunkene Gesindel; unter Gejohle und Geschrei wurden die Frauen-Kleider angezogen, und vorwärts drängte wieder das Volk in's nächste Zimmer. Da rief plötzlich eine Stimme: „Ein Piano, das Piano der Kaiserin!" und Einige wollten darauf stürzen, offenbar, um es zu demoliren. Da drängte sich ein elegant gekleideter Mann hinzu, der gleich mir mit der Menge, ohne es zu wollen, hereingedrängt worden war, stieß die zwei robusten Gesellen, die zuerst Hand an's Piano legen wollten, fort. Die Menge schrie: „Was will der? Es ist ein Bonapartist! Ein Spion! Nieder mit ihm!" Majestätisch steht der junge Mann vor dem Piano, gleichsam als Schutz, und als die Menge auf ihn stürzen wollte, da riß er rasch den Deckel des Piano's auf, und mit einem kraftigen Akkord begann er zu spielen. Allgemeine Stille! Alles war überrascht, nach einem kurzen Vorspiel ging die Variation in die „Marseillaise" über, die er so beaeistert spielte, daß die Menge aufjauchzte und mitsang; Alles drängte sich, um zu sehen, wer der Spieler sei, da kam ein zwanzigjähriger Mann näher und rief: „Das ist ja Gounod!" Der Rufende sagte: „Ich muß ihn kennen, ich bin der Chef der Claque in der großen Oper." Augenblicklich riefen Alle: „Es lebe Gounod!" „Ja, ich bin es," antwortete der Componist, dem Alles zujauchzte, „aber ich bitte Euch, Bürger, verschont dieses herrliche Instrument, man soll nicht von Euch sagen, Ihr habt wie Vandalen gehaust!" Mit einem „Es lebe Gounod! Es lebe die Republik!" — entfernte sich die Menge.

Ein amerikanischer Redacteur sandte kürzlich seinem Schneider die eingeschickte Rechnung mit dem Bemerken zurück: „Manuscript folgt dankend zurück, da wir wenigstens auf ein Jahr mit Stoff hinreichend versorgt sind."

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 140.

Schattenbilder aus Amerikas Metropole.

II.

Unheimliche Augen.

Unheimlich und verderbendrohend funkeln Dir oft im Dunkel der Nacht böſe, verdächtige Augen entgegen.

Vielleicht erblickſt Du ſie an einſamer Straßenecke, in der ungewiſſen Dämmerung eines abgelegenen Gäßchens, das Du ſchnell durcheilſt, um auf belebte Wege zu gelangen, oder in der offenen Thüre eines verrufenen Gaſthauſes: kurz, irgendwo wirſt Du in nächtlicher Weile die boshaften, verſchmitzten, tückiſchen Augen des ſelbſtbewußten Schurken entdecken. Verbrecher aller Grade theilen dieſen Blick. Der geſchickte Taſchendieb, der ſchleichende Spitzbube, der in düſterem Hinterhalt die erſehnte Gelegenheit abpaßt, der abgehärtete Galgenſtrick, der mit Brechwerkzeugen verſehen, haſtig an Dir vorübereilt, und deſſen teufliſche Züge den Alp deiner Träume bilden, der kräftige Garroter mit ſeinem Gefolge: ſie Alle haben den charakteriſtiſchen Blick, das böſe, verdächtige Auge, das mit mehr oder weniger ſchlimmem Ausdruck durch das nächtliche Dunkel leuchtet.

Vor einiger Zeit begab ich mich, nachdem meine redacteurlichen Geſchäfte beendet waren, mit meinem Freunde zu einem Reſtaurant, deſſen Lokal die Nacht über offen blieb, und wo wir uns ſogleich erquicken konnten, ohne von den Dienern der heiligen Hermandad geſtört zu werden.

Gäſte aller Klaſſen befanden ſich in dieſem Lokale, die meiſten aber zählten wohl zu den niedern, rohen Schichten, und wir ſahen eine ziemliche Anzahl verdächtiger Blicke.

Unter ihnen befand ſich ein junger, kräftiger Mann, den man uns als bekannten Raufer bezeichnete; er trank mehr als ſeine Gefährten und in Folge dieſer Aufregung zeigte ſich die wohlgebildete, muskulöſe Geſtalt voll nervöſer Lebendigkeit. Jede Bewegung war ſchnell und gelenk, und erinnerte bald an das geſchmeidige Schleichen des jungen Panthers, bald an die ungläubige Sprungkraft des wilden Pferdes.

Seine drei Kameraden waren älter; ſie winkten ſich gelegentlich auf eine Weiſe zu, die mit der ſcheinbaren Gaſtlichkeit in ſonderbarem Widerſpruch ſtand.

Scheu und ſchnell flüſterte der Wirth dem jungen Raufbold einige Worte zu.

„Mach, daß Du fortkommſt, Chaddy“

Die ſtieren Augen des Angeredeten blitzten plötzlich fragend auf und verſteckten ſich dann beinahe unter den dichten Brauen, während die kräftigen Fäuſte ſich inſtinktiv ballten.

Wieder lehnte ſich der Wirth ſcheinbar nachläſſig über den Schenktiſch und flüſterte haſtig:

„Die Anderen kommen gleich; ſie wollen Dich trampeln.“

Der junge Mann ſtand einen Moment unentſchloſſen, er zögerte und war verloren.

„Kling! kling!“ ertönte die kleine Glocke.

„Jetzt iſt's um ihn geſchehen“, las ich nur zu deutlich auf des Wirthes gefurchter Stirne.

Drei Zecher traten ein.

Digitized by Google

Wer konnte den Blick dieser Leute verkennen?

Ich beobachtete Sie.

Chaddy befand sich bald in anscheinend freundlichen Beziehungen zwischen den Männern und trank nach Herzenslust. Die Gesellschaft aber beabsichtigte ihn zu „trampeln“ und der Angriff erfolgte bald.

Erst laute Reden, dann verabredeter Streit, Lüge und Schimpfworte: die Schlägerei begann.

Chaddy war ein geborener Gladiator; schnell und sicher fiel die kräftige Faust auf einen der Gegner und fällte ihn zu Boden. Die feige, gemeine Verabredung aber verlangte vereinten Angriff. Kaum war der erste Schlag erfolgt, so zielten fünf schwere Fäuste nach Chaddy's Kopf, man riß ihn nieder und unter teuflischem Geheul und Gebrüll stampften die Verräther mit den genagelten Absätzen auf dem Unglücklichen herum und zerschlugen Flaschen und Krüge an dem hülflosen Opfer.

Draußen ertönte der regelmäßige Schritt nahender Wachen. Im Nu verschwanden die Raufbolde nach verschiedenen Seiten, zwei Kellner trugen die bewußtlose Gestalt fort, die Blutspuren wurden schnell aufgewaschen und mit frischem Sande bestreut.

„Ich wußte, daß sie 's auf Chaddy abgesehen hatten,“ wandte sich der Wirth zu uns, „denn er hat viele Feinde. Uebrigens hat er selbst schon manchen Jungen getrampelt und sollte die Dosis zu würdigen wissen.“

In den Worten lag ein gewißer roher Humor; ich entfernte mich entsetzt und empört.

In New-York lebte ein alter Dieb; ein Charakter in seiner Art. Er mochte 60 Jahre zählen, trug sich wie ein Geistlicher und hatte seines Lebens größere Hälfte in Zuchthäusern und andern Strafanstalten zugebracht. Eine besondere Eigenthümlichkeit dieses Diebsgenie aber war, daß er sich von Zeit zu Zeit in Gesellschaft eines auffallend schönen Mädchens von ungefähr 14 Jahren zeigte. Besuchte er mit ihr an Sonnabenden die Promenade des Broadway, so verfehlte er nicht die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen.

Ein Polizeibeamter sagte mir, das Mädchen sei des alten Schurken Tochter, die er in einem vorzüglichen Institut erziehen lasse.

Die Liebe zu seinem Kinde war der einzige Lichtpunkt in des Mannes schwarzer Seele. Vielleicht war er noch nicht so schlecht, als die Tochter ihm geboren wurde, vielleicht war die Mutter eine edle Frau: genug das Mädchen war engelhaft rein und schuldlos, liebte den Vater innig und hielt ihn für den Ausbund aller Tugend.

„Wie ist das aber möglich,“ fragte ich, „wenn er so oft im Gefängniß ist?“

„Das Mädchen ist ja im Institut und der Alte findet leicht eine Ausrede für eine Abwesenheit von Monaten oder Jahren.“

Die Mittheilung des Policisten hatte mich lebhaft interessirt, und von nun an beobachtete ich Vater und Kind.

Das junge Wesen war lieblich und reizend wie ein Maiglöckchen; der Alte machte trotz aller angenommenen Ehrbarkeit den Eindruck eines gemeinen Heuchlers.

Ihre Augen schauten licht und rein in's Leben, die seinen blickten hinter einer goldenen Brille falsch und unheimlich hervor. Und doch leuchteten selbst aus ihnen Vaterliebe und Vaterstolz, und verklärten momentan den bösen Blick.

Verbrechen und Diebstahl hatten den alten Mann reich gemacht, aber sein Beruf und Charakter war dem Kinde ein tiefes Geheimniß geblieben.

Jedes Dasein hat seine tragischen Momente und sie fehlten auch dem armen Wesen nicht, das unter Schmach und Sünde wie eine Frühlingsblume erblüht war.

Der gewandte Dieb wurde überrascht und festgenommen, und um einem Urtheil zu entgehen, das den natürlichen Lauf seines Lebens überdauern mußte, suchte er durch die Bekanntschaft seiner Tochter ein Alibi nachzuweisen.

Zitternd erschien das junge Mädchen vor den Schranken des Gerichtes.

Digitized by Google

Ich befand mich auf der Journalistentribüne und werde nie im Leben den Ausdruck des bleichen Gesichtes vergessen, als sich durch Anklage und Vertheidigung langsam und sicher der Charakter des Vaters vor dem Kinde entrollte.

Getäuschtes Vertrauen, zertretene Achtung, vergeudete Liebe und vollendete Verzweiflung malten sich in den entsetzten Zügen.

Vor dem Gefunkel dieses Auges, das in einem Moment alles begriff, senkte sich selbst der verhärtete Blick des alten Bösewichtes.

Das junge Mädchen sprang auf, stieß einen wilden, klagenden Schrei aus, und erhob die weißen Hände flehend gegen den Vater.

„O sag mir, ob das wahr ist? Bist Du ein Verbrecher? warst Du es immer?"

Das gesenkte Haupt, die bebende Hand, die sich fest an die Anklagebank klammerte, der stumme Schmerz sagte genug.

Noch ein lauter, herzzerreißender Wehruf, und die Arme stürzte verzweifelnd aus dem Saal.

Der Vater wurde verurtheilt und starb nach wenigen Monaten im Gefängniß. Von der Tochter hat man, so viel ich weiß, nie wieder gehört.

Ob sie in Angst und Verzweiflung ihr Leben im nahen Strome endete, ob die kalten Wellen über dem jungen, schönen Wesen zusammenschlugen, oder ob sie untergegangen ist im Strudel der Sünde und der reine Blick schließlich auch den unheimlichen, schlimmen Ausdruck annahm? Wer weiß es?

Erbarmungslos winden sich die Fäden des Geschickes um jedes Leben: möchten wir betend solch armer Verlornen, die vielleicht durch die Macht der Verhältnisse hinabgerissen wurden in die tobende See, gedenken, wenn böse Augen uns lauernd im Schatten der Nacht begegnen.

Die Erbswurst-Fabrikation.

Ueber die Erbswurst und deren Fabrikation schreibt die „Wes. Ztg.": Die Erbswurst vereinigt alle Vorzüge, welche ein Verpflegungsmittel für Truppen im Felde besitzen muß, sie ist leicht transportabel, — weil sie im Verhältniß zu dem in ihr enthaltenen Nahrungsstoff einen geringen Raum einnimmt; sie ist außerordentlich haltbar, indem sie den Unbilden der Witterung widersteht und nach mehreren Jahren, wie eine aus dem Jahre 1866 vorhanden gewesene Probe bewies, noch ebenso genießbar ist, wie heute, und endlich bedarf es zur Fertigstellung der in ihr enthaltenen kräftigen Mahlzeit wenig Zeit und Vorbereitung. Diese nützliche Erfindung wird jedenfalls den Krieg weit überdauern. Bekanntlich verdankt sie die Armee einem Berliner Koch, Namens Grüneberg. Es bestehen gegenwärtig drei Fabriken für Erbswürste oder Armeepräserven: in Berlin, Frankfurt a. M. und Mainz. Vor wenigen Tagen hatten wir Gelegenheit, die Berliner Fabrik, welche den Titel: „Königl. preußische Fabrik für Armeepräserven in Berlin" trägt, zu sehen. Es ist ein weiter Weg nach dem ganz draußen an den äußersten Grenzen von Berlin gelegenen Kilian'schen Billenplatz, der Stätte, der in wenig Wochen erbauten und in Betrieb gesetzten Fabrik. Ein betäubender Lärm: Klopfen, Hämmern, Schlagen, Rollen, umgibt uns. Man denke sich einen ausgedehnten, von einer Menge eiserner Säulchen getragenen Holzbau, in welchem über 1700 Personen, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen, von früh bis spät beschäftigt sind, um nicht weniger als 150,000 Pfund Erbswurst und 240,000 Portionen Fleisch- und Gemüsepräserves mit Verpackung fertig zur Lieferung an die Bahn herzustellen. Der größere Raum ist der Bereitung der Erbswurst gewidmet. In zwölf großen Kesseln wird zunächst Schweinefleisch, besonders Speck und Schinken, gekocht. Sie nehmen bei einem bestimmten Stadium des Garwerdens die übrige Füllmasse der Wurst: Erbsmehl, das in großen Fässern bereit, Salz und den sogenannten lupus, ein von dem Erfinder scherzhafter Weise erdachter Ausdruck für das geheime

Digitized by Google

Ingredienz, welches der Wurst die Haltbarkeit und den angenehmen Geschmack verleiht, auf. Ist die Masse gar gekocht, so wandert sie in Eimern nach dem dicht daneben stehenden Spritztisch. Unter der gewandten Handhabung des Spritzenmeisters, zu diesem Geschäft sind 250 Schlächter berufen, erscheint die Erbswurst bald fix und fertig, und zwar in einer Hülle nicht von Darm, — sondern von Pergamentpapier. Knaben und Mädchen fahren auf kleinen Wagen das Fabrikat nach dem in einer Ecke des Saales gelegenen Verpackungsraum. Dort sind 400 Frauen und Kinder emsig thätig, jede Wurst, nachdem sie von Fett gereinigt, mit einer Etikette und Gebrauchsanweisung zu versehen, die folgendermaßen lautet: „Zehn Loth oder den dritten Theil einer Erbswurst vom Darm befreien, in ¾ Quart kalten Wassers legen, unter Umrühren auf- und dann noch 5 Minuten weiter kochen lassen.“ Zu zwei und zwei werden die Würste sorgfältig verpackt und wandern nun nach den Böttcherwerkstätten, wo sie in Kisten zu 150 Pfund verstaut, vernagelt und überhaupt zum sofortigen Transport fertig gemacht werden. Mit der Zeit wird die Erbswurst steinhart. In den Handel gehen die echten Erbswürste nicht über, und es sind darnach alle Verkaufs-Annoncen von Erbswurst zu beurtheilen. Unser Führer geleitete uns nun an langen Tafeln vorbei, wo Fleisch und Schwarte klein gehackt wurde, zu der Abtheilung für Gemüsezubereitung: Wurzeln, Rüben und Sellerie für die Konserven werden von etwa 120 Frauen geputzt und geschnitten. Die Blechdosen der Konserven werden in einer eigenen Klempnerwerkstatt von 100 Arbeitern angefertigt. Wie massenhaft der Konsum der Fabrik ist, geht aus der Thatsache hervor, daß für die Fabrik von einem Fleischermeister täglich 100 Stück Ochsen in Strousberg's Schlachthof geschlachtet und 275 Zentner Speck zum Kochen geliefert werden. Das zur Speisung der Kessel, zum Reinigen ꝛc. erforderliche Wasser liefert eine Anzahl im Fabriksaal aufgestellter Abyssinier-Brunnen. Die Konserven werden in einem besonderen Flügel des Fabriksaals angefertigt, und zwar werden die bereits zugelötheten Büchsen mit ihrem Inhalt noch einmal in den sogenannten bains marins durchgekocht. Auch die Büchsen erhalten jede ihre genaue Etiquette und Gebrauchs-Anweisung. Die Arbeit geht mit solcher Behendigkeit, Uebung und Gewandtheit von statten, als ob sie schon seit Jahren von den Leuten erlernt worden wäre, überall Ordnung, Organisation, Aufsicht. Mit der größten Sparsamkeit wird Alles benutzt; so werden die losgelösten Knochen noch besonders gekocht und liefern wohlschmeckende Bouillon. Zur Bereitung der bekannten und bei der Armee sehr beliebten Gullasch, Ochsenfleisch mit Mais, sind allein 18 Kessel in Betrieb.

Bei Pfalzburg haben einige Soldaten (Nordhäuser) von dem Belagerungs-Corps einen guten Spaß aufgeführt. Sie fanden auf dem Felde eine große eiserne Ackerwalze. Schnell wurde aus dem Vordergestell eines Bauernwagens eine Lafette construirt, die Walze darauf gesetzt und das „Geschütz“ in die Brüstung geschoben. Auf der Festung ward es sogleich lebendig, die Feldstecher am Auge recognoscirten Commandant und Offiziere das „mächtige“ Rohr. Ein Dutzend Schüsse fielen darauf, wovon indeß nicht einer traf. Aber kaum tritt einer unserer Leute, die brennende Lunte in der Hand, in die Stellung hinter der Ackerwalzkanone, als sämmtliche Herren Franzosen von dem Beobachtungsposten verschwanden. Auf die Kugel aus dem „Riesengeschoß“ haben sie aber bis zur Stunde noch zu warten.

(Kurzes Examen.) Wenn ein Mann in Boston Abends später denn gewöhnlich nach Hause kommt, läßt ihn seine Frau das Wort „Panithecogtionconcion“ aussprechen. Macht er einen Fehler oder stottert, dann weiß sie gleich, was die Glocke geschlagen hat.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 141.

Schattenbilder aus Amerika's Metropole.

III.

Die Morgue.

Die Morgue liegt am Ufer des East River in der 26. Straße. Es ist ein schmaler Saal mit vielen Fenstern, durch welche helles, frohes Licht in die unheimlichen Räume fällt.

Befänden sich nicht meist zwei oder drei Leichen hinter den hohen Glasfenstern und entspräche die Atmosphäre nicht dem grausen Anblick, so wäre der Aufenthalt hübsch und kühl.

Diese unheimliche Nähe des Todes hat jedoch für Viele einen eigenthümlichen Reiz, und sie besuchen die Morgue mit einer Mischung von Neugierde und Entsetzen, die ihnen jedenfalls nicht unangenehm sein kann.

Gewißermaßen mag diese Neugierde jener einer Pariser Grisette gleichen, die nach wildverlebter Nacht sich von ihren Tänzern verabschiedete, um ihren gewöhnlichen Morgenbesuch zu machen.

„Wo denn?"

„In der Morgue; ich begebe mich jeden Morgen hin."

„Mon Dieu! was kann Sie nach einer Ballnacht dahin führen?"

„Einfach das Verlangen zu wissen, ob meine Leiche nicht dort ist. Eines Tages werde ich dort sein und manchmal bin ich nicht sicher, ob es nicht schon der Fall ist."

Paßt der Vergleich auch nicht im Allgemeinen, so dürfte ich mich in einzelnen Fällen doch nicht geirrt haben.

Als Berichterstatter einer großen Zeitung habe ich selbstverständlich die Morgue oft besucht und dort Scenen erlebt, deren Mittheilung wahrscheinlich in's Reich der Fabel verwiesen werden dürfte.

Eines Abends ruderte ich bei einbrechender Dämmerung, müde und verdrießlich, von Long Island herüber. Meine Jagd nach interessanten Berichten hatte sich erfolglos erwiesen, und auf der Rückkehr in's Geschäftslokal durchschritt ich die 26. Straße und trat, wie gewöhnlich, in die Morgue.

Eine einzige Leiche war ausgestellt.

Ein junger, kräftiger Mann mit hübschen, regelmäßigen Zügen und dunkeln Haaren. Das Wasser tröpfelte langsam und traurig auf die bleiche Stirne und floß über die erstarrte Gestalt.

Die kleine Wunde am linken Schlaf bewies allein den gewaltsamen Tod.

Während ich lautlos die stille Leiche betrachtete und die Schatten der Dämmerung sich immer mehr senkten, flutheten zahllose Bilder durch meine Seele, und schienen gleich den Scenen einer Camera obscura an der gegenüberliegenden weißen Wand dahinzugleiten.

Eine abgelegene Straße durch die ein einsamer Wanderer schreitet; der schleichende Garroter folgt ihm behend, die Gefährten lauern an den Ecken. Nun folgt der leichte Schlag auf die Stirn, der tödtliche Griff von rückwärts, das Zusammenschnüren des Halses — und drei Schurken eilen davon und lassen die bewußtlose, geplünderte Gestalt liegen.

Digitized by Google

Eine düstere Vision des Hafendammes, von dem ein Selbstmörder verzweifelnd in die Arme der Ewigkeit stürzt.

Ein Concertsalon des Volkes; ein Keulenschlag fällt unversehends auf einen betrunkenen mit reichen Mitteln versehenen Matrosen und überläßt ihn seigen Dieben.

Ein Straßencrawall, dessen Theilnehmer beim Herannahen der Polizei zerstieben, und eine zerschlagene, blutende Leiche zurücklassen.

Derlei Bilder schwebten vor meinem Geiste und ich fragte mich, welches wohl auf diesen Todten passe, als mich ein leises Stönen entsetzte. Ich glaubte mich allein — allein mit der Leiche.

Nachdem ich mich von meiner kindischen Furcht erholt hatte, sah ich, daß ein Fremder unbemerkt eingetreten war.

Es war ein großer Mann, dessen Gestalt ein schwerer schwarzer Mantel verhüllte, dessen Züge ein breiter Hut beschattete. Er betrachtet zitternd und mit auffallenden Interesse die Leiche.

Meine Gegenwart blieb ihm in der düsteren Dämmerung zweifellos so unbewußt, wie mir die seine gewesen, denn er begann in wilder unzusammenhängender Weise mit sich zu sprechen.

„Großer Gott! hier ist er. Er sieht noch aus wie zuvor. Warum kann ich nicht fliehen? warum muß ich immer wieder kommen und schauen, schauen, schauen? Mir ist's, als würde ich wahnsinnig. Das ist der Hieb, der Hieb, den ich — o barmherziger Himmel erbarme dich mein!"

Die halblauten Worte hallten schaurig durch das düstere Gemach.

Fast unwillkürlich legte ich die Hand auf des Fremden Schulter. Er fuhr zurück, wie von einer Viper gestochen.

„Wer sind Sie? was wollen Sie? Ich habe es nicht gethan. Kann man etwa nicht in die Morgue gehen und sich einmal die Leichen betrachten? Ich schwöre Ihnen, daß ich nichts davon weiß." Nach kurzer Pause fand er seine Selbstbeherrschung wieder und fuhr in freundlichem Tone fort:

„Entschuldigen Sie, meine Nerven sind sehr angegriffen und der Kopf eingenommen." Ich verbeugte mich kalt, betrachtete den Fremden aber mit ganz entschiedenem Abscheu.

Er bot mir die Hand. Ich trat zurück.

„Was," rief er, „Sie denken? Sie denken wirklich?" —

Er sprach nicht weiter, eilte hinaus und verschwand in der düsteren Straße wie ein Gespenst der Schuld.

Was ich eigentlich dachte, ich weiß es kaum; aber nicht um ein Indien hätte ich dieses Mannes „angegriffene Nerven" haben mögen.

Die preußischen Feld-Gendarmen.

Dieses Muster-Institut von Kriegspolizei, schreibt ein Spezial-Correspondent der „Köln. Ztg." vom Kriegsschauplatze, muß von Jedem bewundert werden, der auch nur einen Tag lang eine Kriegstruppe, und sei es auch nur eine Proviant Kolonne, begleitet. Er wird von Zeit zu Zeit je zwei oder je vier vereint, schöne, ernste und kräftige Reiter in der Uniform unserer Gendarmen, plötzlich auf einer Heerstraße oder aus einem Waldsdickicht, oder in einem fernen Thalgrund auftauchen, manchmal auch ebenso rasch wieder spurlos verschwinden sehen. Diese Reiter gehören zur Feldgendarmerie. Das Corps der Feldgendarmerie ist ausschließlich zur Wahrnehmung der Heerespolizei im Kriege, so wie auch erforderlichen Falls zur Handhabung der Landespolizei in occupirten feindlichen Gebieten bestimmt. Bei jeder Mobilmachung wird in jedem Armeecorps in dessen Stabsquartier eine berittene Feldgendarmie in der Stärke von 1 Rittmeister, 2 Wachtmeistern,

Digitized by Google

60 Feldgendarmen (15 Obergendarmen, 15 Unteroffizieren, 30 Gefreiten) formirt, welche zum Theil aus der Landgendarmerie, zum Theil aus Unteroffizieren und Gefreiten der Kavallerie-Regimenter des Armeecorps ausgesucht werden. Bei der Wahl auf Feldgendarmen wird nur auf solche Leute Rücksicht genommen, die sich durch kräftigen Körperbau, große Umsicht und Zuverlässigkeit und Fähigkeit auszeichnen, sich schriftlich verständlich ausdrücken zu können. Selbst auf die Berittenmachung der Feldgendarmerie wird alle Sorgfalt verwandt, indem denselben die für den schwierigen Einzeldienst brauchbarsten Pferde ausgesucht werden. Die Bekleidung der Feldgendarmen ist, wie schon angedeutet, die der königlichen preußischen Landgendarmen, jedoch ohne Nummer in den Epauletts, resp. Achselstücken und Achselklappen, und anstatt der Säbel haben sie Kürassierdegen. — Die Offiziere tragen ein Bandelier von Goldtresse und eine Kartousche mit dem königlichen Namenszuge. Ein Ringkragen von weißem Metall, an einer dicken, metallenen Halskette hängend, ist das allgemeine Dienstabzeichen sämmtlicher Mitglieder der Feldgendarmerie. Dieser Ringkragen trägt bei den Offizieren einen größeren, — bei den Mannschaften zwei kleinere heraldische Adler in Gelb. Die Feldgendarmen führen auf dem Ringkragen zwischen den beiden Adlern noch eine fortlaufende Nummer. Die metallenen Ringkragen werden sowohl auf dem Waffenrock wie über dem Mantel getragen, so daß sie Jedem sichtbar sind. Die Feldgendarmerie bildet in der That ein Elite-Corps im Kriege, welches zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung und Kriegszucht berufen ist. Sie hat diese Heerespolizei auszuüben bei der im Felde stehenden Armee und auf den Etappenstraßen. Rücken wir in eine Ortschaft oder in der Nähe einer solchen in ein Bivouak ein, so begegnen wir alsbald einer Patrouille Feldgendarmen, welche jedes unberechtigte Requiriren, Plündern und Rauben nachdrücklich, wenn nöthig, mit dem Säbel in der Faust, verhindert. Jeder Militär und jeder Civilist, den der Feldgendarm zur Hilfeleistung bei diesen polizeilichen Exekutionen auffordert, hat sofort zu folgen, z. B. ein in ein Haus eindringendes Individuum aufzusuchen, und dem Gendarmen auf die Straße zur Stelle zu bringen. Durch Hecken und Zäune sehen wir die Feldgendarmen hindurch reiten, um den Landesbewohnern selbst Obst und Hühner zu schützen. Schonungslos wird jeder Ergriffene herausgeschleudert und zur strengen Bestrafung angezeigt. Der Feldgendarm ist der Schutzengel der civilen Bevölkerung des feindlichen Landes, der Schrecken des plünderungssüchtigen Soldaten. Einer anderen Patrouille begegnen wir auf der Heerstraße, wo sie, so weit dies beim Marsche von Kolonnen möglich ist, die Straßen abreiten, um für das Offenbleiben der Kommunikation Sorge zu tragen. Rücksichtslos und unerbittlich lassen sie Transportwagen, die sich in die Marschseite der Straße vordrängen, in die Chausseegräben werfen, — damit den marschirenden Truppen nirgend ein Hinderniß entgegenstehe. Die Feldgendarmen nehmen alle ohne Legitimation betroffenen einzelnen Soldaten, Nachzügler, Marodeurs fest, ohne den geringsten Widerspruch zu dulden; sie sammeln etwaige Versprengte und liefern sie an ihre Truppentheile oder die nächste Etappenbehörde ab. Alle im Gefolge der Armee sich befindenden Civilpersonen, so auch besonders die Marketender in Bezug auf ihr Gewerbe werden von den Feldgendarmen streng überwacht. Eine der Hauptaufgaben der Feldgendarmerie besteht in der nachsichtslosesten Kontrole jeden Verkehrs im Bereiche der Armee und die dadurch bewirkte Verhütung der Spionage. Alle mit der Armee gehenden, nicht uniformirten Personen sind mit schriftlichen Legitimationen derjenigen Truppen-Commando's versehen, bei welchen sie sich aufhalten. Anderenfalls würden sie unfehlbar der Confiskation durch die Feldgendarmen verfallen. Jeder Feldgendarm hat sich in der Gegend, in welcher die Armee sich bewegt, schleunigst mit Weg und Steg genau bekannt zu machen. Er ist angewiesen, sich nach allen Persönlichkeiten von Einfluß, Beamten, Pfarrern, Lehrern, Aerzten zu erkundigen, mit den der Gegend kundigen Personen, Schulzen, Jägern, Forstleuten, Wirthen, Fuhrleuten vielseitig Verbindungen anzuknüpfen und aus diesen Personen unseren Truppentheilen zuverlässige Wegeweiser zu besorgen. An Gefechts- und Schlacht-

Digitized by Google

tagen wird die Feldgendarmerie hinter der Schlachtlinie zur Aufrechthaltung und Ordnung auf den Verbandplätzen verwendet. Auch weiter zurück im Rücken der Armee sorgen sie dafür, daß die rückwärts gelegenen Straßen für die Trains und Bagage frei gehalten werden. Nach einer siegreichen Aktion concentriren die Feldgendarmen ihre Thätigkeit auf das Gefechtsfeld, welches nach allen Richtungen von ihnen abpatrouillirt wird. Sie verhindern hier mit äußerster Strenge das Ausplündern der Verwundeten und Gebliebenen, und sind dem Sanitäts-Personale zur Auffindung der Verwundeten Tag und Nacht behilflich.

(Schluß folgt.)

Ein Pariser Correspondent der „Daily-News“ schreibt über die Lebensmittel der belagerten Stadt und sagt unter Anderem: Ich werde nie einen Esel sehen, ohne dankbar der Preußen zu gedenken. Eselsfleisch ist jetzt in der Mode. Wenn Jemand zu Tische geladen wird, gibt man ihm als Lockmittel den Wink, daß er „Eselsbraten“ finden werde. Das Fleisch dieses eigensinnigen schwachmüthigen Biersäuflers ist köstlich, an Farbe gleich dem Hammelfleisch, fest und saftig. Ich versichere feierlich, daß ich mir nie etwas Besseres zum Mittagessen wünsche, als eine Eselskeule und ein Katzenragout: experto crede!

Weihnachtsbitte.

Von gold'nen Nüssen und von Kerzen
Glänzt bald auf's Neu' der Weihnachtsbaum
Und trägt in Häuser und in Herzen
Den duftig grünen Waldestraum.
Hoch über Bethlehem steht wieder
Für alle Welt der Wunderstern,
Und Gottes Boten steigen nieder,
Und Erd' und Himmel preist den Herrn.

Wie freu'n sich schon die lieben Kleinen
Auf das, was Elternlieb' bescheert;
Doch ach! auch viele Kinder weinen
Am freudelosen, kalten Heerd.
Der andern harren bunte Spenden
Und goldgeschmückte Märchenpracht;
Nur ihnen naht mit leeren Händen
Die schätzereiche heil'ge Nacht.

Gar manche uns'rer tapfern Krieger
Verließen ein Daheim voll Noth —
Den Frau'n und Kindern stolzer Sieger
Blieb oft zum Leben kaum das Brod.
Viel' Wittwen und viel' Waisen klagen:
Im fernen Lande ruht das Herz,
Das sorgend treu für sie geschlagen —
Ihr einz'ges Erbtheil ist der Schmerz.

Und sie, die nimmer wiederkehren,
Und sie, die vor dem Feinde steh'n,
Wir sollten sie nicht besser ehren
Und ihre Kleinen darben seh'n?
Wird ihren Kindern ohne Gaben
Das Christfest nah'n? — O nein! o nein!
Ein Bäumchen soll ein jedes haben
Und durch die Lieb' beseligt sein!

Noch nie war Samariterpflege
So nöthig wie zu dieser Frist
O daß doch jede Hand sich rege,
Der viel von Gott verliehen ist!
Und selbst wer minder reich an Habe,
Ein Scherflein halt' er fromm bereit,
Das er als Weihnachts-Opfergabe
Den Kindern uns'rer Helden weiht.

Eduard Kauffer.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 142.

Schattenbilder aus Amerikas Metropole.

IV.

Gefallene Engel.

Vor ungefähr drei Jahren sah ich mich geschäftlich veranlaßt die Institute zur Besserung jener unglücklichen Geschöpfe, die in der Gesellschaft das Element des „socialen Uebels" bilden, zu besuchen.

Der Director einer solchen Anstalt sagte mir bei der Gelegenheit: „Es ist ganz merkwürdig, welch widersprechende Eigenschaften sich in diesen Personen finden. Während Geist und Moral im Allgemeinen völlig versumpft und verdorben ist, zeigen sich solch' edle Beispiele von Großmuth und Großherzigkeit, daß man kaum begreift; wie sie auf einem solchen Boden blühen können."

Meine Erfahrung bestätigte die Worte des frommen gemüthvollen Mannes.

An einem rauhen Herbstabend schritt ich um die Zeit, da die Flut der heimkehrenden Arbeiter sich durch die Chathamstraße wälzt, meiner Wohnung zu. An der Ecke der Katharinenstraße, näherte sich mir ein junges Mädchen. Derlei Ereignisse sind in New-York so gewöhnlich, daß ich vorüberschritt, ohne sie auch nur zu beachten.

Sie aber trat mir wieder und wieder in den Weg, bis ich mich ärgerlich nach ihr wandte.

Das heftige Wort starb mir vor Erstaunen auf der Lippe über das schöne, zarte Wesen. „Ich bettle nicht," sprach sie heftig, „aber ich stehe seit einer Stunde an der Ecke und betrachte die Vorübergehenden. Nur Sie flößten mir bis jetzt Vertrauen ein. Ich bin arm und heimathlos; wissen Sie keine wohlthätige Anstalt, wo ich einige Zeit bleiben könnte?"

Ich nannte mehrere anständige Kosthäuser, wo sie nach meinem Dafürhalten ohne Vorausbezahlung Aufnahme finden würde.

Tiefes Roth überzog ihre Züge und das Haupt senkte sich.

„Ach, Sie verstehen mich nicht. Ich — ich bin kein achtbares Mädchen, und möchte es gern werden."

Mein Erstaunen war nur momentan. Bei näherer Betrachtung zeigte sich auch in dem lieblichen Gesichtchen der unverkennbare Zug des gesunkenen Weibes, der einmal der Stirne aufgedrückt, sich so schwer, so selten wieder verwischt.

Ich bot mitleidig dem verlassenen Geschöpfe an, sie in eines der oben erwähnten Institute zu geleiten und hatte nach einer Stunde die Freude, meinen Schützling versorgt zu wissen.

Sie blieb mehrere Monate in der Anstalt und als man ihre Besserung nicht mehr bezweifelte, sandte man sie, den Statuten gemäß, nach einem westlichen Staat, wo ihr anständige Beschäftigung zugewiesen wurde.

Drei Jahre später erhielt ich von dem Director jenes Institutes einige Zeilen mit der Bitte, ihn in thunlicher Bälde zu besuchen. Bei meinem Eintritt erfaßte er ernst

Digitized by Google

meine Hand und sprach: Begleiten sie mich gefälligst in das — — Spital, wo eine Ihnen bekannte Person am Delirium tremens sterben wird."

„Delirium tremens? Das muß ein Irrthum sein, keiner meiner Bekannten ist dem Trunk ergeben."

„Wollen sehen," lautete die lakonische Antwort, und wir machten uns sofort auf den Weg. Ein Wärter des Spitales geleitete uns in eine besondere Abtheilung. Schon von weitem tönte uns Toben, Schreien und Fluchen entgegen und bei unserem Eintritt in das betreffende Gemach sehen wir eine weibliche Gestalt mit Stricken an das Lager gefesselt und von Aerzten umgeben. Umsonst bemühte sie sich zu entkommen; gräßliches Angstgeschrei wechselte mit herzzerreißenden Bitten, als ob ein unsichtbarer Feind sie bedrohe.

Ein Blick auf das aufgedunsene Gesicht, die blutunterlaufenen Augen genügte: ich stand sprachlos vor Schmerz und Erstaunen. Es war mein lieblicher Schützling aus der Chathamstraße, den ich einst dem Director der Besserungsanstalt übergeben.

Sie war es und doch wie furchtbar verändert! Der feuchte, milde Glanz des blauen Auges, das sanfte Lächeln der rosigen Lippen, die zierlich feine Gestalt war verschwunden — verschwunden jeder Zug, jede Spur der Vergangenheit!

Gott allein wußte, welche Abgründe der Sünde, Schmach und Schande diese Veränderung bewirkt hatten.

Die Kranke mußte in den kurzen Jahren weit gewandert sein, denn in ihrem Delirium vermischten sich spanische, französische, und deutsche Wörter mit der Muttersprache. Bald plauderte sie weich und freundlich mit einem eingebildeten Freund, bald raste das Fieber durch ihre Adern und sie schrie, heulte und fluchte, daß Einem das Blut erstarrte.

Die Aerzte gaben keine Hoffnung; nach ihrem Prognostikon konnte sich das Leben des unglücklichen Geschöpfes nur mehr nach Stunden berechnen. Traurig und niedergeschlagen entfernten wir uns. Auf dem Rückwege theilte mir der Director die Geschicke der Sterbenden mit; ich gebe die flüchtige Skizze wieder und nenne das Mädchen einfach Margaretha, weil ihre armen unglücklichen Eltern noch im Staate New-York leben.

* * *

Mit sechszehn Jahren war Margaretha der Stern der Gegend, in welcher ihr Vater, als wohlhabender Farmer, lebte. Sie erblühte in reizender Lieblichkeit. Die blauen, großen Augen, das reiche goldene Haar, die feinen Züge und die elfenhafte Gestalt hätten jeden Künstler bezaubert. Kein Lachen klang so silbern und froh, kein Mädchen tanzte zierlicher oder wußte witziger und treffender zu antworten.

Weit und breit gab es keinen jungen Mann, der ihr nicht freudig gehuldigt, sie nicht gerne zum Weibe genommen hätte. Das junge Wesen aber war nicht leicht zu gewinnen, und die ländlichen Anbeter seufzten umsonst.

In jedem Leben gibt es entscheidende Momente, die das künftige Geschick bedingen. Ein entfernter Verwandter kam auf die Farm auf Besuch. Es war ein hübscher Mann, dessen ganzes Wesen geeignet schien, das Herz eines unerfahrenen Mädchens zu erobern. Margaretha fühlte sich sofort angezogen und liebte den Vetter, ehe eine Woche vergangen, mit aller Leidenschaft des erwachenden Herzens.

Der Farmer zog Erkundigungen ein, deren Resultate ungünstig lauteten. Der junge Mann war ein Spieler, ein Säufer und in jeder Hinsicht ein leichtsinniger Mensch.

Nachdem der Vater sich von der Richtigkeit dieser Angaben überzeugt hatte, ersuchte er Marston Grant in ernster, entschiedener Weise sich zu entfernen und verbot seiner Tochter jedweden Verkehr.

Margaretha vergaß um den unwürdigen Geliebten die Kindespflicht. Sie gewährte ihm heimliche Zusammenkünfte und verließ in einer stillen Sommernacht das Vaterhaus, um dem Verführer zu folgen.

Das silberne Mondlicht flutete über die weite Gegend; die schlummernde Welt schien friedlich im Schooße eines Engels zu ruhen. Margaretha trat zögernd unter die Thüre.

Digitized by Google

Es war der entscheidende Moment, von dem eines ganzen Lebens Wohl oder Wehe abhing. Sie zögerte nur einen Augenblick, huschte dann in den mondhellen Garten und war für immer verloren!

Das kleine Bahnhofgebäude war bald erreicht, dort wartete er, und als der Zug näher brauste, als sie endlich mit dem Geliebten einstieg und ihr Haupt an seine Brust schmiegte, waren Eltern, Heimath, Ehre — Alles vergessen.

Der leichtsinnige Verführer veranlaßte die Komödie einer Scheintrauung, deren Gültigkeit das liebende Weib natürlich nicht bezweifelte. Dann brachte er sie in eine elegante Wohnung, machte sie mit hübschen, angenehmen Damen bekannt, und der junge Liebestraum gestaltete sich unsagbar süß und beglückend.

Langsam und sicher aber folgte das Erwachen. Des Mannes Leidenschaft kühlte ab, er wurde erst gleichgültig, dann roh, blieb Tage und Nächte aus und beantwortete die schüchterne Frage Margarethens mit Flüchen. Einmal schlug er sie sogar, und von dieser Stunde an schien das Elend ihrer Zukunft ihr bewußt zu werden. Endlich kam der furchtbare Moment der völligen Erkenntniß ihrer Schande, ihres Jammers.

Die Post brachte einige kalte Zeilen, durch welche Marston seiner angeblichen Frau anzeigte, daß er sich einer Fälschung schuldig gemacht, und deshalb flüchten müsse. Zugleich bekannte er, wie er sie betrogen, und schloß mit dem herzlosen Rathe, sich zu einem seiner Freunde zu begeben, „der ein vollendeter Gentleman sei, und sie gut behandeln würde."

Margaretha sank vernichtet zusammen, und im Jammer dieser Stunde wurde ihr Kind geboren.

Nachdem sie sich genügend erholt hatte, kam die Hausfrau, deren wahrer Charakter sich nun entpuppte, und theilte dem hülflosen Mädchen mit, daß die Einrichtung der Wohnung ihr gehöre, daß aller Glanz mit dem Marston sein Waldvögelchen umgeben, nur gemiethet war und Margaretha nun, wenn sie sich nicht mit ihr verständige, das Haus räumen müsse.

Das arme Geschöpf wies stolz die entehrende Zumuthung zurück, miethete ein bescheidenes Stübchen, verkaufte ihre Kleider und vermochte so eine Zeit lang sich und ihr Kind zu ernähren. Aber sie war der Arbeit nicht gewohnt, bald war der kleine Vorrath verschwunden, und sie sah sich mit ihrem Kinde obdachlos in den Straßen.

Welch entsetzliche Wüste sind diese belebten Straßen für den armen heimathlosen Bettler!

In des Herzens tiefem Grunde regte sich das Verlangen noch einmal das geliebte Elternhaus zu schauen. Margaretha folgte dem innern Drange und stand nach endlosen Mühen wieder in lichter Sommernacht vor dem Garten der Heimath.

Leise, leise schlich sie durch die mondhellen Gänge, trank von dem altem Brunnen und befand sich endlich wieder im Schatten der Thüre, aus der sie vor kaum einem Jahre getreten.

Die zögernde Hand faßte den altmodischen Messingklopfer. Wieder war es ein folgenschwerer Moment: Alles mochte vergeben werden, das Leben sich noch freundlich gestalten, wenn sie den Muth fand, den Löwenkopf auf die Metallplatte fallen zu lassen.

Stolz, Scham und Reue kämpften in ihrer Seele, stöhnend ließ sie den Klopfer los, hüllte das Kind fester in den schlechten Shawl und trat schluchzend in den Garten zurück — zum zweiten Mal verloren!

Bald nach ihrer Rückkehr in die Stadt starb das Kind, und ihre Schönheit zog die Aufmerksamkeit eines reichen Mannes auf sich. Und so kam es, daß sie muthlos, verzweifelnd und mit gebrochenen Herzen der Versuchung erlag.

Mit dem ersten bewußten Schritt auf der steilen, schlüpfrigen Bahn der Sünde besiegelte sich ihr Geschick. Abwärts geht es immer schnell, um so schneller, je tiefer man sinkt. Von einer Phase der Schmach sank Margaretha zur anderen, immer tiefer —, tiefer — tiefer.

t

Digitized by Google

Während eines momentanen Anfalles der Reue war sie mir zuerst entgegengetreten. Ihre Bekehrung dauerte nicht; bald nach ihrer Ankunft im Westen verfiel sie dem alten Leben, streifte als Abenteurerin durch Cuba, England, Frankreich und Deutschland und kehrte endlich, rettungslos dem Delirium tremens verfallen, nach New-York zurück.

Wohl könnte ich ihre Schicksale ausführlicher mittheilen, aber es ist wohl besser, den Schleier über sie fallen zu lassen, da ihr trostloses Ende im Spital bereits erwähnt wurde.

Seitdem begegne ich nie mehr einem verlorenen Weib, ohne mit bitterem Leid des Engels zu denken, der in ihm geopfert ward, ohne mich an Anastasius Grün's tiefgefühlte Worte zu erinnern:

Ach, sie ist nur eine welke Blume
Von der Paradieses Rose: Weib,
Trümmer nur vom schönsten Heiligthume,
Ach, ein tiefgefallen sündig Weib!
Und doch könnt ich knien und beten;
Beten, weinen um Erbarmen hier:
Eine Rose liegt am Weg zertreten. —
Und ein ganzer Himmel wohl mit ihr.

Ein Musikantenstückchen wurde der „Schles. Zeitung" berichtet: „Das vierte Posen'sche Infanterie-Regiment Nro. 59 hatte in der Schlacht bei Sedan zum Vorgehen das Gepäck abgelegt, und nur wenige bewaffnete Leute, sowie das Musikcorps, zur Bewachung der Tornister zurückgelassen. Die ersteren waren, nachdem sie ihre Gewehre abgelegt, mit einem Theile der Hautboisten, um Wasser zu holen, in das Dorf St. Monge hinabgestiegen, als plötzlich einer der zurückgebliebenen Hautboisten dem Musikmeister Müller meldete, daß er an der nahegelegenen Waldlisière feindliche Infanterie und Cavallerie gesehen habe. Der brave Musikmeister rief sofort einige seiner zuverlässigsten Leute zu sich, bewaffnete dieselben mit den Gewehren der Musketiere, zog seinen Degen und rückte an der Spitze seiner todesmuthigen Schaar gegen die ihm bezeichnete Lisière vor. Wirklich sah auch er hier mehrere Infanteristen und Cavalleristen, — welche den Saum des Waldes besetzt hielten. Ohne Besinnen ließ er das Gewehr fällen, und eilte, unter lautem Hurrah seinen Degen schwingend, stürmend gegen den Wald vor. Einige Schüsse aus demselben hielten den Sturmlauf eben so wenig auf, als sie Schaden thaten, und als die Lisière glücklich erreicht war, streckten 10 Infanteristen und 3 Cuirassiere vor den braven Hautboisten ihre Waffen. Das freudige Erstaunen der aus dem Gefechte spät zurückkehrenden Bataillone über diese Waffenthat ihres friedlichen Musikcorps, das seitdem die todbringenden Zündnadel-Gewehre längst wieder mit Piccolo und Clarinette vertauscht hatte, kann man sich denken. Dem braven Musikmeister W. Müller aber wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde das eiserne Kreuz verliehen — eine Auszeichnung, an welcher das ganze Regiment um so freudigeren Antheil nimmt, als der Brave sich wesentliche Verdienste dadurch erworben hat, daß er bei allen Gefechten, die das Regiment bis jetzt bestanden hat, mit seinen Leuten stets die Verwundeten aus dem Gefechte getragen hat."

(Herr im Hause.) „Sind Sie der Herr dieses Hauses?" fragte ein Reisender, als er an ein Gasthaus kam, unter dessen Thür der Wirth stand. — „Zu dienen, mein Herr," antwortete der Wirth. „Meine Frau ist vor drei Wochen gestorben."

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 143.

Das Wiederſehen.

Eine Epiſode aus dem gegenwärtigen Kriege.

Von S. C.

(Nachdruck verboten.)

I.

Befiehl Du Deine Wege
Und was Dein Herze kränkt
Der allertreuſten Pflege
Deß, der den Himmel lenkt!

Es war Mitternacht längſt vorüber, Stille herrſchte über der ſchlummernden Stadt, nur in dem ſchönen Hotel der Charlottenſtraße zu B. erhellten noch zwei Lichter die großen Fenſterſtöcke und zeigten an, daß man hier noch wache. Eines leuchtete aus einem Vorzimmer, wo ein Laquai, über einem Brettſpiele halb eingeſchlafen, ſeinen Herrn erwartete; das andere kam aus dem Schlafzimmer des Fräuleins von S. Ohngeachtet der vorgerückten Zeit, war das junge Mädchen noch völlig angekleidet; ſie hätte ihre Kammerzofe fortgeſchickt und ſchien ruhig, aber innerlich bewegt, auf etwas zu warten. Vergebens ſuchte ſie zur Verſcheuchung ihrer wachſenden Unruhe zu arbeiten oder zu leſen, ihre zitternden Hände verſagten ihr den Dienſt, den Faden durch die Nadel zu ziehen, und die zerſtreuenden Gedanken geſtatteten ihr nicht, das herrliche Buch Maſſillon's „über die Werke der Barmherzigkeit," welches aufgeſchlagen vor ihr auf dem Tiſche lag, mit Aufmerkſamkeit zu leſen. Von Zeit zu Zeit trat ſie an das Fenſter gegen den Hof und hob die ſchweren Damaſtvorhänge weg, um in den dunklen und leeren Hof hinabzuſehen, in dem man nur eine ſchwache Helle gewahrte, welche aus dem Portierzimmer kam und Zeugniß gab, daß man dort noch wach war.

„Mein Gott!" — jammerte das arme Mädchen, deſſen Stirne durch die fieberhafte Unruhe mit Schweiß bedeckt war, „ſo kömmt er denn doch noch nicht zurück! Wieder eine Nacht, gleich ſo vielen anderen! — o armer Bruder! Er wird ſicher ſeinem Verderben entgegen gehen!"

Ein Uhr ſchlug es, dann zwei, dann drei ... Henriette war auf den Betſchemel niedergeſunken, um ihren Roſenkranz abzubeten, aber der Schlaf beſiegte ſie, ſie murmelte nur das Gebet und ließ maſchinenmäßig die Perlen des Roſenkranzes durch die Finger laufen ... ein kräftiger Schlag an das Hauptthor erweckte ſie plötzlich ... ſie eilte an das Fenſter; die Thorflügel wurden aufgeriſſen, um den Wagen einzulaſſen; ... ein junger Mann ſtieg, auf den Laquai geſtützt, aus dem Wagen ... und bei dem Scheine der Fackel konnte Henriette die Unordnung ſeines Anzuges, ſein bleiches Ausſehen und ſeinen unſicheren Gang wahrnehmen; es war ihr Bruder; ſie ſeufzte tief und gedankenvoll blieb ſie noch geraume Zeit am Fenſter ſtehen, nachdem im Hotel ſchon längſt wieder

Digitized by Google

die Ruhe hergestellt war. Sie betete noch, als der Tag schon graute und Leben und Treiben in B. erwachte.

Gegen eilf Uhr des anderen Tages verließ sie ihre Etage, um sich gegen die Zimmer ihres Bruders zu begeben. Die Laquaien spielten im Vorzimmer und standen ehrerbietig auf, als Henriette eintrat.

„Hat mein Bruder schon geläutet?" frug sie.

„Noch nicht, Fräulein, Herr Graf sind noch nicht aufgestanden."

Sie zögerte einen Augenblick; da sie aber überlegte, daß sie später ihren Bruder, ohne seine Freunde, nicht mehr ungehindert würde sprechen können, so entschied sie sich, einzutreten. Sie gab dem Bedienten ein Zeichen, der allsogleich die Thüre öffnete; — sie ging durch einen Salon, dann durch ein Cabinet und erreichte endlich das Schlafgemach des Grafen Viktor von S., ihres so sehr geliebten Bruders, den sein Geschick ganz von ihr entfernen zu wollen schien. Ein schwaches Halbdunkel drang in dies Zimmer und ließ die Unordnung gewahren, die darin herrschte: die Kleider lagen auf den Stühlen umher und Uhr, Stecknadel und Ringe waren zerstreut auf den Nebentischchen. Das Bett war leer — und in einen großen Lehnstuhl hingestreckt, ruhte halb angekleidet der Bruder Henrietten's, übermannt von Schlaf und Müdigkeit, die einer Nacht voll Ausschweifung folgten; ihm zur Seite auf einem runden Tischchen lagen Haufen von Goldstücken umher, wahrscheinlich im Laufe dieser Nacht, die er eine Nacht des Vergnügens nannte, im Spiele gewonnen. Für seine arme Schwester war es, wie wir wissen, eine Nacht unsäglicher Pein. Sie kniete vor ihm nieder; Viktor schlief noch immer fest; sie konnte die Verheerungen studiren, welche die Nachtwachen und die Leidenschaften diesen Zügen aufgedrückt hatten, die sonst so lieb, so gut und unschuldsvoll sie angelächelt hatten; harte, frühzeitige Furchen durchzogen die Stirne des jungen Mannes. Die angeschwollenen, müden Augenlider änderten den Ausdruck seiner vor der Zeit abgelebten Züge und drückten ihm, im Frühling seines Lebens, bereits den Stempel der Verwüstung auf. Henriette seufzte und eine Thräne fiel aus ihren Augen, auf Viktor's Hand. — Er erwachte plötzlich und warf einen langsamen, überraschten Blick um sich und rief dann beim Anblick seiner Schwester:

„Was soll dies heißen? — Warum schlief ich nicht in meinem Bette und was thust Du hier?"

„Mein lieber Viktor," antwortete sie gelassen, „Du wirst es wohl besser wissen, warum Du hier statt in Deinem Bette bist und kannst auch leicht errathen, was mich zu Dir führt . . ."

„Du kommst natürlich, um mir wieder einmal eine Predigt zu halten," — sagte er lachend.

„Dir eine Predigt halten? — o! nein, aber bitten will ich Dich, nur einen Augenblick das Leben zu überschauen, das Du jetzt führst und zu überdenken, wohin es Dich bringen wird . . . zum Verfall des Körpers, zum Verlurst der Seele, zum Ruin Deines Vermögens! — O mein armer Viktor, sammle Dich, und denke nur einen Augenblick daran."

„Du bist zu strenge, mein liebes Jettchen, die Jugend muß austoben!"

„Ja, sie wird austoben, guter Bruder, aber was wird bleiben? — — Auch das Leben wird vergehen, und was dann? . . ."

„Bah, was kümmert mich das Leben! Wenn auch kurz gelebt, so nur gut gelebt! Das ist meine Devise."

„O mein Bruder! Mahnt Dich denn nie ein Gedanke an die Ewigkeit? Sei doch eingedenk der Sterbestunde unseres Vaters, der letzten Seufzer, der letzten Blicke unserer guten Mutter; sie starben den Tod der Gerechten, aber was wird Dein Ende sein?"

Der junge Mann zuckte auf diese Frage leicht die Achseln und das gute Mädchen fuhr fort:

Digitized by Google

„Verzeihe mir, lieber Bruder, daß ich so zu Dir spreche; aber siehe, — wir sind elternlos und besitzen nur einen, bei aller Güte doch gegen unser Schicksal gleichgültigen Vormund; Waisen, wie wir also sind, müssen wir auch eins für's andere leben, und obgleich ich jünger bin, als Du, so däucht mir — (lächle nicht!), daß ich für Dich die Liebe und die Zärtlichkeit unserer guten Mutter geerbt habe und ich will zu Dir reden, Viktor, wie sie zu Dir wohl gesprochen haben würde: „Lieber, guter Sohn, meide diese eitlen Vergnügungen, diese falschen Freunde, dieses regellose, wüste Leben, werde ein guter Gatte, ein guter Vater und vor Allem ein guter Christ!"

„Schöne barmherzige Schwester," unterbrach er sie, „Du rührst mich, ohne mich aber zu bessern. Aber warte, bald wird Dein Amt dankbarer werden. Ich bin gewiß, daß Dein Verlobter, der überreiche Graf von M., bereits im Salon ist, und unserer ehrenwerthen Tante angelegentlichst den Hof macht. — Gehe also, liebes Kind, mein Freund, der Chevalier G., wird gleich kommen, mich zu einer höchst angenehmen Parthie abzuholen und da muß ich mich ankleiden."

(Fortsetzung folgt.)

Die preußischen Feld-Gendarmen.

(Schluß.)

Die Abtheilungs-Commando's der Feld-Gendarmerie erhalten ihre Instruktionen, sowie die Mittheilungen über die Operationen der Armee direkt vom Chef des Generalstabes, resp. von dem Ober-Quartiermeister desjenigen Commandos, dem sie beigegeben sind. Jedes Mitglied der Feld-Gendarmerie, sobald es mit dem metallenen Ringkragen bekleidet erscheint, steht bezüglich seiner Autorität und Befugnisse, seiner Unverletzlichkeit und in Beziehung auf Bestrafung der gegen sie verübten Beleidigungen und Widersetzlichkeiten in dem Verhältnisse der Wachen. Ihre dienstlichen Anzeigen und Berichte haben öffentlichen Glauben in gleicher Weise, wie die amtlichen Anzeigen der öffentlichen Beamten. Jedermann ohne Ausnahme ist gehalten, den Aufforderungen der im Dienst stehenden Mitglieder der Feld-Gendarmerie unbedingt und unverzüglich Folge zu leisten und besonders auch die Fragen nach Namen, Chargen, Truppentheil ꝛc. genau zu beantworten. Die Feld-Gendarmen haben stets die Befugniß, Personen vorläufig zu ergreifen und festzunehmen. Gleich den Wachen sind sie berechtigt, von ihren Waffen Gebrauch zu machen in folgenden Fällen:

1) Wenn sie angegriffen oder mit einem Angriff bedroht werden, oder durch Thätlichkeiten oder gefährliche Drohungen Widerstand finden.

2) Wenn sie zur Ablieferung der Waffen auffordern und dieser Aufforderung nicht sofort Folge geleistet wird.

3) Zum Schutze der ihrer Bewachung anvertrauten Personen oder Sachen.

4) Bei Fluchtversuchen von Personen, die ihnen als Gefangene anvertraut oder von ihnen ergriffen oder festgenommen sind.

Die Patrouillenführer der Feld-Gendarmerie haben sogar das Recht, aus eigener Machtvollkommenheit Offiziere in Uniform vom Hauptmanne (inclusive) abwärts eventuell vorläufig zu ergreifen und festzunehmen in folgenden Fällen:

1) Wenn ein Offizier den Aufforderungen des Feld-Gendarmen beharrlich nicht Folge leistet oder sich widersetzt.

2) Wenn ein Offizier sich augenscheinlich eines Verbrechens im Allgemeinen oder gegen den Feld-Gendarmen schuldig macht.

Digitized by Google

Dieſe Feſtnahme eines Offiziers wird nur in der Form ausgeführt, daß der betreffende Feld-Gendarm den Offizier unter Belaſſung ſeiner Waffen erſucht, ihn zu dem nächſten höheren Offizier zu begleiten. Den Feld-Gendarmen müſſen auf ihr Anſuchen in außerordentlichen Fällen die erforderlichen Mannſchaften von jedem beliebigen Truppentheile zugewieſen werden. In der Regel iſt kein Truppen-Offizier berechtigt, den Feld-Gendarmen in Ausübung des Polizeidienſtes Anordnungen oder Verweiſe zu ertheilen. Nur Offiziere, vom Stabsoffizier (incluſive) aufwärts ſind befugt, Feld-Gendarmen, — welche ſie bei Vernachläſſigung ihres Polizeidienſtes oder bei Ueberſchreitung ihrer Amts-Befugniſſe zu betreffen glauben, angemeſſen zu rektificiren. Feldgendarmen im Dienſte können verhaftet werden nur durch ihre direkten Vorgeſetzten; ausnahmsweiſe ſind auch die Generale berechtigt, die Feld-Gendarmen im Dienſte zu verhaften.

Aus dem, was ich hier über die dienſtliche Autorität der Feld-Gendarmen geſagt, können Sie ſich die Bedeutung der Inſtruktion erklären, daß kein Soldat ohne ſchriftliche Legitimation ſeines Compagnie-Chefs das Bivouak verlaſſen, geſchweige einen Schritt in ein franzöſiſches Dorf ſetzen darf. Er iſt gleichſam in ſeinem Bivouak internirt. Läßt ein Kompagnie-Chef Mannſchaften mit einer Legitimation in's Dorf, ſo muß dieſe Legitimation ausdrücklich den Zweck des Commandos bezeichnen, etwa „zum Waſſer-, Stroh- oder Holzholen, zum Einkauf von Lebensmitteln, zum Transport eines Kranken.“ Iſt dieſer Formalität nicht genügt, ſo verfällt jeder von einem Feld-Gendarmen außerhalb ſeines Bivouaks betroffene Soldat den unerbittlichen Pflichten desſelben, jeden legitimationsloſen, ſpazierenden Soldaten zu verhaften. So ſtreng und ernſt wird bei uns Deutſchen die Heiligkeit des häuslichen Herdes auch in Feindesland geſchützt, das Privat-Eigenthum gegen jeden Uebergriff der eigenen Truppen vertheidigt.

---

* Die neue Verluſtliſte.

O wie viel Leid erweckt dies neue Blatt;
Ein Unglücksrabe fliegt's durch Dorf und Stadt;
Es bebt das Herz; ein Blick — ein lauter Schrei!
In heißen Thränen macht der Schmerz ſich frei.

Hier trauert um den Sohn ein Elternpaar,
Dort bleicht ein tiefer Gram der Wittwe Haar,
Und wo der Myrthenſtrauch am Fenſter blüht,
Hält Leid umſtort der bleichen Braut Gemüth.

Und Blatt um Blatt! — und neue Thränenflut!
Herr! mach' ein Ende dieſem Strom von Blut!
Der Opfer ſind genug für's Vaterland,
Zerbrich' der Feinde Trotz mit Deiner Hand!

Und, ſend' aus Deiner ew'gen Welt,
Aus Deines Himmels friedenreichem Zelt
Die weiße Taube, die durch Dorf und Stadt
Vom Baum des Friedens trägt ein grünes Blatt!

Digitized by Google

Der ſchwäbiſche Poſtbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 144.

Das Wiederſehen.

(Fortſetzung.)

Er läutete, Henriette entmuthigt, verließ das Zimmer, indem ſie ihm noch einen freundlichen Gruß gab und ſuchte dann ihre Tante auf, bei der ſie noch einige intime Freunde traf; ſie nahm ihre Strickerei zur Hand und lieh dem Geſpräche nur ein halbes Ohr, obgleich es von ihrem Bruder handelte; man erzählte in dem leichten Tone der Leute von Welt, von den Thorheiten und Verſchwendungen, denen er ſich überließ, was nicht verfehlte, auf die Zuhörer ſo beluſtigend zu wirken, daß ſie kaum genug darüber zu lachen vermochten. Aber während man ſich auf dieſe Weiſe ergötzte, dachte Henriette mit innigem Schmerze an ihren einzig geliebten Bruder, an dieſe liebe Seele, deren Heil ſie ja ſo gerne, mit ihrem Blute, mit ihrem Leben erkauft haben würde, — und dieſe Laſter, dieſe Gefahren konnten der Gegenſtand frivoler Scherze, einer verblendeten Welt ſein!

In ſolche Gedanken verſunken, — gewahrte ſie kaum die Anweſenheit des Grafen von M., ihres Verlobten; bisher hatten dieſe Heirathspläne und ihr bevorſtehendes Glück ſie angenehm berührt; plötzlich ſchien aber ein höherer Entſchluß in ihrer Seele zu keimen, welcher, ungeachtet der fremdartigen Einflüſſe, gleich einer Pflanze, die in einem fruchtbaren Boden liegt, mehr und mehr wuchs.

II.

Nur wer reines Herzens iſt,
Blickt zum Himmel mit Vertrauen!

Geraume Zeit war verfloſſen; im Leben des jungen Grafen hatte ſich nichts geändert, er hat ſeine Ausſchweifungen beharrlich fortgeſetzt und ſteigerte ſie eher noch, als daß er den Willen gehabt hätte, in ſich zu gehen; anders war es mit Henrietten, immer nur mit ihrem Bruder beſchäftigt, wurde ſie immer nachdenklicher, immer mehr in ſich gekehrt; je näher der Zeitpunkt kam, an dem ſie vor dem Altare einem Manne ihre Hand bieten ſollte, den ſie hochverehrte. Alles war bereits geordnet, in vierzehn Tagen ſollte die Vermählung ſein, als ſich Henriette eines Tages bei ihrem Vormunde eine Unterredung erbat.

Er empfing ſie in ſeinem Cabinete, ließ ſie Platz nehmen und lüftete ihr verbindlich die Hand. Sie ſchien bewegt und faßte ſich nur ſchwer, ihre Hand zitterte in der ihres Vormundes.

„Was haben Sie?“ ſprach er, „iſt Ihnen etwas Unangenehmes begegnet, meine liebe Henriette?“

„Nein, guter Oheim,“ erwiderte ſie, unter ſichtlicher Anſtrengung ihre Unruhe zu bemeiſtern und ein ruhiges Lächeln um ihren Mund zu zaubern, „aber die Unterredung, um die ich Sie bat, macht mir das Herz bange, denn ich fürchte, Sie, guter Oheim, der ſich ſtets ſo theilnahmsvoll gegen uns Waiſen zeigte, durch das, was ich Ihnen mittheilen werde, zu betrüben.“

„Sie, Henriette! — es fällt mir ſchwer, es zu glauben!“

Digitized by Google

„Lieber Oheim," — sagte sie dann, indem sie seine Hand ergriff, „ich will Ihnen Alles mit wenig Worten sagen: Ich fühle mich nicht zur Ehe berufen; Gott verlangt mich, ihm zu dienen; erlauben Sie, daß ich ihm gehorche."

Verstehe ich recht, Henriette, Sie wollten in ein Kloster? Ach, das kann nur eine Idee sein! — Ihre Heirath mit einem hochachtbaren Manne ist abgeschlossen, einem Manne, der Sie verehrt, der sein ganzes Glück in Ihrem Besitz sieht! — Es ist nicht wohl mehr möglich, sie rückgängig zu machen, denn Ihr Bräutigam hat mein Wort, da Sie mit dieser Verbindung einverstanden waren."

„Das ist wahr, lieber Onkel, ich war völlig einverstanden, denn Herr von M. besitzt meine vollste Hochachtung; doch in meinem Inneren ließ sich plötzlich eine Stimme von Oben vernehmen; lange, lange kämpfte ich dagegen, aber endlich hat höhere Gnade in mir den Sieg erringen lassen, und nun ist mein Entschluß unerschütterlich."

Henriette sprach dies mit einem Ausdrucke und einer Festigkeit, woraus ein höherer Beruf nicht zu verkennen war.

Ihr Vormund und Oheim war lange bemüht, sie in ihrem Entschlusse wankend zu machen, er suchte Alles hervor, ihre Ueberzeugung zu ändern, aber vergebens, und die unschuldige Denkungsart und ihr Bekenntniß wirkten selbst auf ihn so ein, daß er sich zuletzt überredete, daß sie zwar ihre Familie, — die sie zu verlassen beabsichtigte, innigst liebe, daß aber doch ein unwiderstehlicher Einfluß sie zum Klosterleben geneigt mache.

„Sie werden wohl eines unserer schönen Klöster am Rheine zu Ihrem Aufenthalte wählen?"

„Ich hege große Achtung für diese Klöster, aber mein alleiniger Wunsch ist, mich dem Dienste der Armen und Kranken zu widmen."

„Das haben auch Königinnen schon gethan," versetzte der gutherzige Edelmann. „So könnten Sie also in den Orden der Damen vom heiligen Johann von Jerusalem eintreten, da Sie von gutem, alten Adel sind. Diese Damen widmen sich besonders der Krankenpflege."

„Auch in diese Gemeinschaft, lieber Oheim, bin ich nicht Willens einzutreten."

„Nun denn, was werden Sie wählen?"

„Den Orden vom heiligen Augustin."

„Ach, der ist mir unbekannt; — welche Regeln verfolgt er?"

„Den Dienst in den Krankenhäusern."

„Wie, Henriette, eine Dame Ihres Namens und Adels wollte . . ."

„Lieber Oheim, wie viele hohe Namen soll ich Ihnen anführen, die denselben Entschluß gefaßt haben?"

Auch hiegegen vermochte der Oheim gegenüber seiner schönen Mündel nichts Genügendes vorzubringen, und sie verließ ihn mit dem Rechte, über ihr Schicksal zu verfügen, wie sie es für gut fände. Sie traf mit einer ungeheueren Emsigkeit ihre Vorbereitungen zur Abreise und schon nach zehn Tagen verließ Henriette das elterliche Schloß, um mit Frau von Soubin, Oberin in Lille, deren Obsorge sie anvertraut wurde, nach Flandern zu reisen. Der junge Graf war eben auf den Jagden auf dem Lande, und gedachte erst bis zur Hochzeit seiner Schwester wieder zurückzukehren.

(Fortsetzung folgt.)

(Ansicht des Demokritos.) Die gemüthlichste Lebensweisheit ist: Sich niemals um Dinge zu quälen, die man ändern kann, noch viel weniger aber sich um solche Dinge zu grämen, die man nicht ändern kann.

Digitized by Google

Die bayerische Feldeisenbahn.

Es wird die Leser interessiren, über die bayerische Feldeisenbahn-Abtheilung, deren verdienstvolle Wirksamkeit beim Rückzug aus Orleans am 9. November kürzlich in anziehender Weise geschildert wurde, einiges Nähere zu erfahren, besonders was die Organisation und die bisherigen Leistungen betrifft; wir sind in die Lage gesetzt, hierüber folgende zuverlässige Mittheilung zu bringen. Die Feldeisenbahn-Abtheilungen, eine militärische Ergänzungstruppe, deren unblutige Leistungen, obwohl meist gar nicht oder nur flüchtig erwähnt, dennoch nicht wenig zu den eminenten Erfolgen unserer Heere beigetragen haben, sind eine Schöpfung des Jahres 1866, welche, von Preußen zuerst in das Wehrsystem aufgenommen, sich für die heutige Kriegführung als unentbehrlich und höchst wichtig bewährt hat. Die Feldeisenbahn-Abtheilungen, zum Theil aus Eisenbahn-Technikern, zum Theil aus Genietruppen bestehend, haben die Aufgabe, beim Vormarsch einer Armee die zwischenliegenden Eisenbahnen zu recognosciren, Hemmnisse zu beseitigen, zerstörte Objekte wieder herzustellen, in den Stationen die zu militärischen Zwecken aller Art erforderlichen Veränderungen vorzunehmen, neue Geleise und Stationen anzulegen, und endlich den Betrieb dieser Strecken wieder einzurichten; beim etwaigen Rückzug aber fällt dieser Truppe die Aufgabe zu: vorräthiges Fahrmaterial zu entfernen oder unbrauchbar zu machen, Geleise, Brücken, Wasserleitungen ꝛc. zu zerstören, und so dem Feinde die Vortheile einer beschleunigten Communikation zu entziehen. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges trat auch an Bayern die Aufgabe heran, eine Feldeisenbahn-Abtheilung schleunigst zu formiren, und es wurde zu dem Ende der Oberingenieur der königl. bayerischen Staatsbahnen, F. Gyßling, mit dem Titel eines Feldeisenbahn-Direktors und dem Rang eines Obersten, beauftragt, eine solche Abtheilung sofort zu organisiren und für die Dauer des Feldzuges zu leiten. (Preußen hat vier Feldeisenbahn-Abtheilungen in Wirksamkeit.) Die bayerische Abtheilung umfaßt außer dem vorgenannten Chef drei Ingenieure, 2 Ingenieur-Assistenten, 2 Maschinenmeister, 8 Bahnmeister, je einen Material-Verwalter und Rechnungsbeamten, 24 Vorarbeiter vom technischen Eisenbahnpersonal, dann eine Genie-Compagnie (unter Hauptmann Ulrich mit 4 Offizieren) von mehr als 200 Mann und 60 Pferden, die am 4. August mit zwei stattlichen, mit den verschiedensten Geräthen und Materialien für Eisenbahnzwecke beladenen Zügen München verließen und am 6. August Bruchsal erreichten. Zehn Tage genügten, in Verbindung mit badischen Ingenieuren die Feldeisenbahnstrecke Bruchsal-Graben herzustellen, wonach die Abtheilung nach Weißenburg-Hagenau und Niederbronn beordert wurde, einerseits zur Einrichtung dieser Strecken, andererseits um den Bau eines zweiten Geleises zwischen Winden und Wendenheim zu übernehmen, nebenbei auch um die Spuren eines am 17. August zwischen Hagenau und Niederbronn vorgekommenen bedeutenden Eisenbahn-Unfalls zu beseitigen. Der weitere Weg führte die Abtheilung nach Nanzig, und am 26. September nach dem Falle von Toul nach Nanteuil sur Marne, welcher Ort mit einem Bahnzug von 36 Wagen nach manchen störenden Zwischenfällen am 28. Abends erreicht wurde. Geleise-Veränderungen und Vermehrungen, Herstellung von Geschütz- und Proviantrampen und Fahrwagen in den Stationen Chateau-Thierry, Nogent und Nanteuil, Mithülfe an dem hier gesprengten Tunnel, das war die Aufgabe, nach deren Lösung der Abmarsch am 8. Oktober nach Condé St. Libairie bei Meaux erfolgte, um hier die Wiederherstellung einer Marne-Brücke zu übernehmen, von deren fünf Oeffnungen zwei Bogen von zusammen 80 Fuß Weite und 30 Fuß Höhe gesprengt waren. Natürlich konnte die Herstellung einer solchen Brücke binnen so kurzer Frist nur mittelst hölzerner mit Eisenwerk verbundener Bockgerüste erfolgen, vielfach in rauher Form, aber sicherlich für beschränkte Zeit haltbar genug. Kaum war jedoch diese am 10. November unter Leitung der beiden Abtheilungs-Ingenieure gänzlich beendigte Arbeit begonnen, als ein Theil der Truppe unter Führung des Direktors in Begleitung eines Ingenieurs und eines Maschi-

Digitized by Google

nenmeisters auf die Strecke Paris-Orleans zu eilen hatte, um im Rücken des vorgerückten ersten bayerischen Armeecorps den „Bahnbetrieb“ wieder in Gang zu bringen. Vom 11. bis 15. Oktober ward der über 100 Kilometer lange Weg durchwandert, ausgehobene Schienen und Wechsel, abgesperrte Wasserleitungen ꝛc. wurden wieder eingerichtet, so daß schon am 17. Oktober ein mit Pferden bespannter und mit Verwundeten beladener Zug nach Ablon abgehen konnte. Ueber die Thätigkeit der Abtheilung in Orleans wurde bereits ausführlich berichtet. Ein anderer Zug der bayerischen Feldeisenbahn-Abtheilung hat die Bahnstrecke Versailles-Chartres im Betrieb, während der größere Theil der Abtheilung, etwa 140 Mann unter Führung des Directors, gegenwärtig (23. November) in Montereau bei Melun unter sehr schwierigen Verhältnissen mit Wiederherstellung einer gesprengten Seine-Brücke beschäftigt ist, um einen zweiten Schienenweg von Osten her nach Paris, nämlich Vitry Chaumont-Troyes-Melun, wieder fahrbar zu machen, wozu wohl noch eine zweite Seine-Brücke bei Nogent-sur-Seine hergestellt werden muß. Die Leistungen der bayerischen Feldeisenbahn-Abtheilung sind auch durch die Oberleitung der deutschen Heere unter Anderem dadurch anerkannt worden, daß ihr Chef schon vor einiger Zeit durch Verleihung des Rothen Adler-Ordens dritter Classe ausgezeichnet wurde.

In einer wahrhaft herzergreifenden Situation befand sich während der Belagerung von Straßburg der Baumeister am Münster. Auf einer Reise begriffen, traf er bei der Rückkehr die Stadt bereits eingeschlossen. Die Liebe zu seinen zurückgelassenen Angehörigen und nicht minder zu dem ihm anvertrauten Bau bannte ihn in ein Dorf der Umgebung, von dem aus er verzweifelnd die Verwüstung der Stadt, die Gefahr der Kathedrale, den Brand ihres Daches mit ansehen mußte. Wer aus eigener Erfahrung weiß, wie schreckenerregend ein Feuer des Heimathorts auf Den wirkt, der nur vorübergehend auswärts ist und nach Haus eilen kann, — wird die Lage des Armen, der so grausam ausgeschlossen war, ermessen. Nach der Einnahme der Stadt heimgekehrt, fand er sein Privatbesitzthum zerstört, aber er vergaß den eigenen Verlust über die Freude, das Münster erhalten zu sehen.

Die Promenade nach Berlin.

So haben wir denn die grande nation
Wirklich beim Wort genommen:
Sie ist, dreimalhunderttausend stark
Zu uns über'n Rhein gekommen.

Sie hat eine lustige Fahrt gemacht
In diesen heiteren Tagen,
Wir haben, aus purer Höflichkeit,
Sogar ihre Waffen getragen.

Weitauf sprang jedes Festungsthor,
Sobald nur die Tapferen nahten
Sie zogen ein en promenade
Ohn' daß einen Schuß sie thaten.

Ihr habt, als Gäste der deutschen Nation
Speck und Kommißbrod gegessen,
Und euer petit Napoleon
Hat warm bei uns gesessen.

Da nun eine Liebe der andern werth;
So laß't ihr's vielleicht geschehen
Daß wir uns Euer schönes Paris
Jetzt etwas näher besehen.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 145.

Das Wiedersehen.

(Fortsetzung.)

Tags vorher hatte Henriette noch an ihren Verlobten geschrieben und einige Stunden vor ihrer Abreise empfing sie folgendes Billet:

„Nur an Gott vermag ich Sie abzutreten; ich bewundere Ihren hochherzigen Entschluß, dessen Motive ich zu errathen glaube. Ich werde Sie nie in meinem Leben vergessen, Sie werden mir stets das Bild einer Heiligen vergegenwärtigen, und ich habe nur die einzige Bitte: mir ein freundliches Andenken zu bewahren.

Graf von M."

Henriette verbrannte diese Zeilen; Thränen traten ihr in die Augen, womit sie den Hoffnungen der Welt den letzten Tribut leistete.

„Möge er glücklich sein!" sagte sie leise; „o Herr! versage mir nicht das Wohl und Glück dessen, was ich auf Erden geliebt habe!"

Andern Tags reiste sie ab und kurz darauf empfing ihr Bruder nachstehenden Brief:

Mein Bruder! Mein Viktor!

Wir werden uns auf dieser Welt wohl nie mehr sehen. Als ich Dich vor Deiner Abreise noch umarmte, nahm ich von Dir bereits auf ewig Abschied, aber es war mir unmöglich, Dir meinen Entschluß mitzutheilen. Jetzt ist Alles geordnet, Alles fertig! Ich gehe nach Flandern — und hoffe noch vor Ablauf eines Jahres Profeß-Schwester im Orden des heiligen Augustin zu sein ... Ja, mein Viktor, ich entsage der Welt, entsage einer Verbindung, die mein Glück hätte werden können; Henriette von S. wird nunmehr eine einfache barmherzige Schwester sein, eine Dienerin des Herrn und der Armen. Aber warum, wirst Du fragen, diese plötzliche Wendung der Dinge? Warum Allem entsagen, warum Den meiden, den Du liebst und von dem Du geliebt wirst? — O, mein theurer Bruder, ja, Du sollst es wissen, daß ich nur Deinetwegen und um Deinetwegen allein meiner Zukunft entsagte; daß ich um Deiner willen dieses Leben voll Mühen und Opfer erwählte. Gott, den Du so sehr beleidigst, dieser Gott fordert ein Opfer, es bedarf der Thränen von Buße und der Gebete, während der Tage und Nächte, die Du in eitlen Vergnügungen verschwelgst. Dieses Opfer werde ich sein und Gott, der barmherzige Vater, wird Mitleid mit meinen Thränen haben und Dir meiner wegen vielleicht vergeben. Aber wirst Du selbst nichts für Dich thun? O, geliebter Bruder, wenn Du Deinen guten Willen mit meinem Opfer vereinen wolltest, wenn wir im Einklange zum Heile Deiner Seele arbeiten würden! — Mein Herr, Gott Augustin's, Du wirst meine Bitte nicht zurückstoßen! Und Du, Viktor, Du wirst auf die Stimme Deiner einzigen Freundin hören, die Dich ja nur im Interesse Deines eigenen Glückes ansieht; Du wirst nicht wollen, daß ein Opfer, ich gestehe es, ein großes Opfer, unnütz für Dich gebracht worden wäre.

Digitized by Google

Doch ich muß schließen, ich muß von Dir scheiden, vielgeliebter Bruder, Freund meines Lebens, mein einziger Viktor, ja, ich muß von Dir Abschied nehmen. — Versuche nicht, mich in meinem Entschlusse wankend zu machen, es würde fruchtlos sein, denn mein Gelöbniß, ein heiliges Gelöbniß, habe ich bereits in meinem Inneren abgelegt. Nur eine einzige Bitte gewähre mir noch und verspreche mir, bei dem Andenken an unsere gute, fromme Mutter, jeden Abend aus voller Seele die Worte zu sprechen: „Herr, habe Mitleid mit mir!“ Die Barmherzigkeit Gottes möge dann das Uebrige thun. Und so wünsche ich Dir denn alles Gute, was man nur Dem wünschen kann, den man auf Erden am meisten liebt; — ich wünsche Dir das höchste Gut. — Glaube! Beim Andenken unseres Vaters, bei der Liebe Deiner Mutter! werde wieder ein Christ und denke daran, wie wir einst als Kinder in ihrer Mitte so fromm und glücklich waren. Leb' wohl, so Gott will, sehen wir uns einst im Himmel wieder!

Deine Henriette.

(Schluß folgt.)

Aus dem Kriegerleben.

Ein anschauliches Bild von den Strapazen des Feldzuges, wie sie sich mit mehr oder weniger Abwechslung für alle Truppentheile wiederholen, bietet ein Auszug „aus den Briefen eines Mannheimer Dragoners.“ Letzterer, offenbar den gebildeten Ständen angehörig, schildert mit glücklichem Soldatenhumor die tausend kleinen Mühseligkeiten des Marsches und des Bivouaks und läßt, gleichzeitig die Räumung der okkupirten Landestheile trefflich charakterisirend, scharfe Streiflichter mit auf die dasigen Zustände fallen. — Wir geben nachstehend einen Theil des aus Gray, 6. Nov., datirten Berichtes wieder:

„... Jetzt möchtest Du wohl etwas von meinen kriegerischen Erlebnissen zu hören bekommen, Du bist aber ohne Zweifel schon durch ... von denselben so gründlich unterrichtet, daß ich fürchte, ich werde Dir dasselbe Gericht zum zweiten Male auftischen. — Ich will lieber Einiges vom Kriegsleben, abgesehen vom eigentlichen Kriege, erzählen — und komme gleich auf etwas Hochwichtiges, auf das Nachtlager. Da sind fünf Arten ungefähr zu unterscheiden. Ich fange mit dem Angenehmsten an, nämlich mit dem Bivouak, das wieder in solches mit und ohne Stroh zerfällt. Besonders lieblich ist natürlich das letztere, welches ich am 6. Oktober nach dem Treffen bei Rompatetize kennen lernte. Da wurden die Pferde in zwei Reihen hinter einander aufgestellt, mit den Zügeln aneinander gebunden und für jede Reihe zwei Mann immer auf zwei Stunden als Stallwache kommandirt, damit die Thiere keine Mondschein-Promenaden unternehmen können. Jeder Mann legte sich vor sein Pferd, wickelte sich in seinen Mantel und versuchte zu schlafen. Gegen 1 Uhr wurde es so bitter kalt, daß ich — vorher hatte ich nach 14stündigem Ritt ganz gut geschlafen — aufstand und froh war, auf Stallwache zu kommen. Als diese fertig war, lief ich hinüber zu der neben uns bivouakirenden Infanterie und wärmte mich ein wenig an ihren Lagerfeuern. Du wirst Dich gewiß wundern, daß man dabei kein Nervenfieber erwischt; aber ich bin so abgehärtet, daß mir in diesem ganzen Kriege noch nicht das Geringste gefehlt hat.

Vom Bivouak bis zu den zwei nächst höheren und regelmäßigen Arten des Nachtlagers — Scheuer und Stall ist ein großer Fortschritt Denn erstens ist man unter Fach und Dach; zweitens liegt man famos auf Stroh und Heu; drittens hat man in der Regel eine Decke zum Zudecken; viertens, und das ist die Hauptsache, kann man meistens die Stiefel ausziehen. Ich ziehe niemals die Stiefel allein aus, weil mir das Zuknöpfen der Stege zu viel Mühe macht, sondern immer — mit Erlaubniß — auch die Hosen. Die werden dann kunstvoll bis über die Stiefelschäfte herunter geschlagen,

Digitized by Google

so daß Hose und Stiefel sogleich und im Nu angezogen sind. Daß man sich trotz dieser bedeutenden Vorzüge unter Umständen noch etwas Liebliceres denken kann, als ein solches Lager, wirst Du kaum in Zweifel ziehen. Darum freut man sich ungeheuer, wenn es Einem gelingt, ein Nachtlager der vierten, d. h. Bett mit, oder gar der fünften Klasse, d. h. Bett ohne Schlafkamerad aufzutreiben. Doch ist man, wenn nicht der Schlafkamerad entsetzlich schnarcht oder die Gewohnheit hat, quer über's Bett hinüberzuliegen, wie mir diese Nacht passirte, auch im vierten Fall schon recht beneidenswerth.

Vielleicht interessirt es Dich, auch zu hören, wie wir jetzt gewöhnlich unsere Tage verbringen. Unsere Tage sind meist Marschtage. Da wird um 6 Uhr aufgestanden, die Pferde geputzt, gefüttert, getränkt, gesattelt und gegen 8 Uhr abmarschirt. Gewöhnlich sitzen wir kaum auf den Gäulen, so fängt es gemüthlich zu tröpfeln an und tröpfelt mit mehr oder weniger Intensität, bald von Sturmwind begleitet, bald nicht, so 6—7 Stunden fort, daß bei der Ankunft am Bestimmungsort der Mantel ein sehr respektables Gewicht repräsentirt. Es gibt kein vergnüglicheres Gefühl, als recht sachte das Wasser hinten zum Mantelkragen hereinlaufen zu spüren, was noch außerdem den Vortheil hat, daß ich, trotz seltener Halswaschung, einen reinen Hals besitze. A propos Waschung: ein Schwamm gehört für mich längst zu den Luxusartikeln; ich stecke entweder den ganzen Kopf in die Waschschüssel, oder lasse mir Wasser über den Kopf pumpen; desgleichen kommt Pommade niemals auf mein jungfräuliches Haupt. Ist man eine Stunde geritten, so bekommt man einen Riesenappetit und frißt Alles, — was man etwa mitzunehmen Gelegenheit gefunden: Brod, Speck, Fleisch.

Nach einiger Zeit wird Halt gemacht und abgesessen, theils um der Infanterie und den Pferden etwas Ruhe zu gönnen, theils um, wenn nöthig, nachzusatteln. Ein solcher Halt ist nun, wenn der Regen in Strömen herabgießt, das Ergötzlichste, was der Mensch sich denken kann. Der gottergebene Dragoner hält seinen Gaul am Zügel und läßt sich den Buckel voll regnen und wärmt sich in Gedanken am heimathlichen Ofen oder singt: O du tiefblauer Himmel, oder: O wie köstlich ist's am Abend und dergl. Nur mit Leidwesen wird endlich wieder aufgesessen. Nach sechsstündigem Marsche kommt man in der Regel in's Quartier, wenn man nicht etwa, wie uns unlängst passirte, noch eine Stunde warten muß, bis die vorher Einquartierten geräumt haben. Jetzt wäre nun nichts erwünschter, als zu sagen: Tischlein deck' dich! und zu trinken. Ja wohl, prosit die Mahlzeit! Jetzt dauert es noch eine Stunde, bis die Proviant-Colonne da ist und wir das rohe Fleisch von unserem Quartiermeister bekommen, und dann noch zwei bis es gekocht ist. Ich weiß mir da meist noch ziemlich zu helfen. Zuerst werden die Eier aufgetrieben und Omelette gemacht; das reicht dann bis etwa vorhandene Kartoffeln gesotten oder geröstet sind, und so füttert man sich bis zum Fleisch durch.

Von den Kunstgriffen, die da angewendet werden, um alles Eßbare ausfindig zu machen, — hat sich Aristoteles nichts träumen lassen. Indessen kömmt man überall mit Höflichkeit am besten durch. Will ich Eier haben, so gehe ich nicht an die Hühnerställe, um sie zu nehmen, sondern gerade zur Hausthüre herein auf die Hausfrau zu: „Avez vous des oeufs? je les payerai volontiers.“ Gibt es deren, so bin ich vollkommen sicher, sie zu erhalten, und zwar ohne sie zu zahlen, denn aus Dankbarkeit für den guten Willen nehmen die Leute niemals Geld an. Mit s'il vous plait und ayez la bonté kommt man dreimal so weit, als mit Grobheit, und das wird man wohl den gräulichen Schilderungen zu verdanken haben, welche die französischen Zeitungsschreiber von uns machten. Einen Menschen, von dem man etwa „Kinderauffressen und Hausanzünden“ erwartete, höflich auftreten zu sehen, imponirt ungemein; da wird aus dem nous n'avons point de pommes de terre ein nous n'en avons guère, dann ein nous en avons un peu endlich assez.

Große Ansprüche an Reinlichkeit werden nicht gestellt: der Appetit hilft über jeden Mangel an Appetitlichkeit hinweg. Ich bin übrigens gesuchter Quartiermann, sowohl

Digitized by Google

bei meinen Kameraden, als bei den Bauern, wegen meines unübertrefflichen Französisch. Im Allgemeinen muß man mit den französischen Quartierherren sehr zufrieden sein; sie geben einem Alles, was sie haben, und seufzen nach Frieden à tout prix wie der Hirsch nach frischem Wasser oder der nasse Dragoner nach der Schnapsflasche, nota bene, ohne daß auch nur Einer den Muth hätte, seinem Friedenswunsche öffentlichen Ausdruck zu geben. Nichts natürlicher als diese Friedenssehnsucht; die Gegenden, durch die eine Armee marschirt, sind schlechterdings ruinirt; schlechte Ernte, das bischen Heu und Kartoffeln den Pferden und Soldaten aufgezehrt; große Requisitionen an Hafer, Stroh, Fleisch, Brod, Kaffee, Wein; im Laufe des Winters jedenfalls Nothwendigkeit, das Vieh aus Mangel an Futter zu schlachten; keine Möglichkeit der Hülfe von auswärts. Wenn man diesen Sommer aus täglicher Erfahrung kennt, lernt man die phrasenhaften Kriegstiraden der Herren Gambetta und Favre hinter dem Ofen gründlich verachten. Ich habe Bauern vor Zorn über die republikanische Regierung weinen sehen.

Ich könnte noch Manches schreiben, habe aber heute keine Zeit mehr. Nur zum Schluß noch die Versicherung, daß meine gute Laune so wenig als meine Gesundheit unter den Strapazen gelitten hat: der Geist gewöhnt sich eben, wie der Körper allmählich an Alles, — und ich bin weit entfernt, mit den französischen Bauern im Wunsch nach Frieden um jeden Preis übereinzustimmen, obwohl mir ein „ehrenvoller Friede“ recht erwünscht wäre.

(Humor im Kriege.) Nach der Schlacht bei Sedan galt es, dem General Bazaine in Metz die Nachricht von der Gefangennehmung des Kaisers und der Uebergabe des Mac-Mahon'schen Heeres in möglichst glaubwürdiger Form beizubringen. Da nun die Franzosen auf Parlamentäre zu schießen pflegen, ergriff Prinz Friedrich Karl ein anderes Mittel, seinen Zweck zu erreichen. Um Mundvorrath zu sparen, der in Metz bereits knapp zu werden begann, hatte bekanntlich Bazaine 600 deutsche Gefangene entlassen. Die Deutschen lassen sich aber nichts schenken, am wenigsten von den Franzosen. Prinz Friedrich Karl beschloß daher, sofort 600 französische Gefangene als Gegengabe dem Feinde zu schicken — ein Danaergeschenk, da es in Metz nicht an Truppen, wohl aber an Brod mangelt und gerade um letzteres zu sparen, die Entlassung der gefangenen Deutschen erfolgt war. Die 600 Franzosen, die man dem General Bazaine zuführen ließ, wurden derartig ausgewählt, daß aus jedem Regiment, das bei Sedan sich ergeben, 5 bis 10 Mann sich im Zuge befanden. Glaubwürdiger konnte man wahrlich dem Feinde die Kunde von der fürchterlichen Niederlage bei Sedan nicht beibringen.

Charakteristisch für den Heldenmuth und die Todesverachtung unserer braven Soldaten ist die nachstehende, dem Briefe eines Artillerie-Unteroffiziers entnommene Episode: Kanonier Sanft aus Pyritz, welcher vor Metz an der Hand verwundet worden, erhielt von seinem Geschütz-Unteroffizier die Weisung, zum Verbandplatz zurückzugehen. Sanft, entrüstet, erwiedert: „Na, wenn ick weg goh, wäh soll denn dat Geschütz richten? Dat mut ick doch alleen besorge.“ Auf die Entgegnung des Unteroffiziers: „Sanft, gehen Sie zurück, Sie können den Brand an die Hand bekommen,“ erwidert Sanft: „Ach watt, ick hebb en god Hut tum helen, ick wa leber dem Franzose dosör noch wat utwischen.“

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 146.

Das Wiedersehen.

III.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben;
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinem Richter stehen!

Jahre waren seit diesem Begebnisse verflossen, als plötzlich und unerwartet, wie ein Wetterschlag aus heiterem Himmel, die Nachricht durch Europa brauste: „Frankreich hat an Preußen den Krieg erklärt.“ Mit nie erlebter Begeisterung erscholl aus allen Gauen Deutschland's der Ruf: „An den Rhein! An den Rhein!“ Es gab kein Nord- und kein Süddeutschland, als es galt, diesem corsischen Tyrannen gegenüber die heilige deutsche Erde zu vertheidigen. Bei Weißenburg, bei Wörth und Marsal haben die Bayern unter dem heldenmüthigen Königssohn, tapfer und unerschrocken neben den Preußen gekämpft und mit ihnen glänzende Siege über die französischen Heere erfochten, nichts hielt die heldenmüthigen Schaaren auf, ihre Siegesbahn weiter zu verfolgen, — bis zu den furchtbaren Blutbädern vor Metz, bei Mars la Tour, Rezonville und Gravelotte, die in der Kriegsgeschichte kaum ihres Gleichen finden, und die mit der Katastrophe bei Sedan schloßen, nach welcher der Kaiser Napoleon sich in einem Schreiben an den König wendete, mit den Worten: „Da es mir nicht gelang, von einer Kugel getroffen zu werden, bleibt mir nichts übrig, als Euerer Majestät meinen Degen zu Füßen zu legen.“

An dem Schreckenstage bei Gravelotte war es, wo unsere Geschichte enden soll; nach der fürchterlichen Schlacht, die mehr ein Morden als ein Kämpfen gewesen ist, war in dem Orte Rezonville ein Lazareth errichtet worden, d. h. der ganze Ort war ein Lazareth, denn jedes Haus war voll von Verwundeten und Tausende lagen in den Straßen, nach Hilfe und ärztlichen Beistand rufend; wahrlich, keiner Feder ist es möglich, die grausigen Anblicke zu schildern, die einem hier geboten wurden! Und in diesem Chaos von Verwundeten und Sterbenden wandelten die barmherzigen Schwestern, die aus allen Ländern herbeigeeilt waren, wie Engel einher, und suchten mit allen Kräften und aller Selbstaufopferung Schmerzen zu lindern, Elend zu erleichtern; mit sicherer Hand halfen sie den Aerzten bei dem Verbande der grauenhaftesten Wunden, und wahrlich, man kann mit ihrem Apostel sagen: „Die Barmherzigkeit kann Alles; sie weiß nichts von sich!“ Unter den thätigsten und muthvollsten Schwestern bemerkte man die Priorin, Schwester Augustina genannt. Ihre Sanftmuth und Klugheit, der opferwillige Geist, der sie belebte, wirkte wie ein Zauber auf die übrigen Schwestern; die alten erinnerten sich noch des Eifers, den sie als Novize an den Tag legte und die Entschlossenheit, mit der sie dem Ansinnen ihrer Familie und insbesondere ihres Bruders widerstand, der sie um jeden Preis wieder in die Welt zurückzuführen suchte. Die Armen besaßen in ihr eine Mutter und eine Dienerin zugleich, nie hat ein Unglücklicher sie ohne Trost verlassen. Sie war

Digitized by Google

eben bei dem Oberarzte beſchäftigt, als man eine Bahre herbeibrachte, die von einem reitenden Adjutanten begleitet war; „General Prinz Carl,“ ſagte der Adjutant dem Ober-Arzte, „empfiehlt Ihnen dieſen tapferen Offizier, — wenden Sie ihm alle Sorgfalt zu, ihn zu retten.“

Indem er dies ſprach, hob er den Mantel auf; — der Offizier hatte eine ſchwere Bruſtwunde, die er mit einer blutbefleckten Hand an der rechten Seite zuhielt; er hatte auch den Kopf verbunden in Folge einer Säbelwunde, und als die Priorin ſein blaſſes Geſicht und ſeine geſchloſſenen Augen gewahrte, rief ſie:

„Mein Gott! Er iſt todt!“

„Nein, er lebt,“ antwortete der unterſuchende Arzt, indem er den Puls fühlte.

Der Verwundete erhob ein wenig das Haupt und murmelte mit erſtickter Stimme zweimal die Worte: „Herr, habe Mitleid mit mir!“

„Viktor!“ rief die Priorin, und ſank an der Tragbahre nieder. „Viktor, biſt Du es wirklich?“

„Wer ruft mich?“ frug leiſe die Stimme des Sterbenden; „ich kann nichts ſehen ... einen Prieſter! ... Schicken Sie mir einen Prieſter, ich will als Chriſt ſterben!“

Raſch erhob ſich Schweſter Auguſta, einen Prieſter zu holen.

„Nehmen Sie das geweihte Oel mit, er wird ſterben,“ ſagte ſie dem Geiſtlichen, den ſie getroffen hatte; aber eilen Sie, mein Vater, denn es iſt ein Verirrter, der noch vor ſeinem Ende zurückkehren will zu ſeinem Gotte.“

Sie eilte dem Prieſter voran, zu dem ſterbenden Bruder, der immer die Worte wiederholte: „Herr, habe Mitleid mit mir!“

„Hier iſt der Prieſter, den Sie verlangt haben,“ ſagte ihm der Arzt.

„Eilen Sie ſich, ich ſterbe ... Ach, warum habe ich ſo lange gewartet ... ſo lange widerſtanden?“

„Der Herr läßt Ihnen Zeit, mein Sohn,“ mahnte der Prieſter, „beichten Sie Ihre Sünden und ſuchen Sie die ewige Seligkeit zu gewinnen.“

Während des Geſpräches betete die Priorin inbrünſtig am Fuße der Bahre knieend.

Als ſie wieder empor ſah, hatte der Prieſter die Abſolution beendet und ſeinem heiligen Rechte nach, ihm ſeine Sünden vergeben. Der Sterbende behielt ſein Bewußtſein und ſchenkte dieſer religiöſen Ceremonie, die ihn vor Gott zu erſcheinen vorbereitete, allen Ernſt. Als der Prieſter zur Seite trat, kniete die Priorin neben dem Unglücklichen hin, noch einmal den Namen Viktor rufend.

„Wer ruft mich? Biſt Du im Himmel, — meine Schweſter, — und rufſt mich von dort?“

„O Viktor! o mein Bruder! ſo finde ich Dich endlich wieder!“

Nun erkannte er ſie, — öffnete die faſt erloſchenen Augen und berührte mit ſeinen Händen das Haupt ſeiner Schweſter.

„Henriette!“ ſprach er leiſe, „o wie gut iſt unſer Gott! Ich ſterbe als Chriſt, und er läßt mich noch meine theure Schweſter finden und mich in ihren Armen enden, umarme mich!“

Sie neigte ſich über ihn, berührte mit ihren Lippen ſeine Stirn und bot ihm das Crucifix dar. Er küßte die Füße des Heilandes, drückte mit ſchwacher Kraft die Hände ſeiner Schweſter und flüſterte:

„Ich ſterbe zufrieden und werde Dich erwarten, ſo Gott ſich meiner erbarmt ...“

Er war nicht mehr; die Schweſter Auguſtina ſchloß ihm die Augen, küßte frömmig ſeine Stirne und ſeine Augenlider, dann deckte ſie ihn mit ſeinem Mantel zu und legte ihr Kreuz darauf. — Nachdem ſie dieſe letzte Pflicht erfüllt hatte, eilte ſie ſchwankend, in die mit Verwundeten angefüllte Kirche, und kniete vor den Altar nieder und betete lange. Faſt ohnmächtig mußten die Schweſtern ſie vom Altare entfernen, — gebadet in

Digitized by Google

Thränen, die die Schwester und die Christin vergossen hat, — Thränen für das Opfer, welches sie nicht unnütz gebracht sah.

Der Graf von S., Garde-Capitän, wurde vorläufig in der Kapelle beigesetzt neben seinen Waffengefährten, bis er in die Familien-Gruft nach B. verbracht werden wird.

Ruhe seiner Asche!

Das erste Seegefecht.

Ueber den bei der Havana stattgehabten Kampf zwischen einem französischen und einem deutschen Kriegsschiffe schreibt die New-Yorker Handels-Ztg. vom 18. d. M.:

Das erste und vielleicht das einzige ernstliche Seetreffen dieses Krieges hat in amerikanischen Gewässern stattgefunden. Es war klein, aber in seiner Art niedlich. Das deutsche Kanonenboot „Meteor" von drei, und das französische Kanonenboot „Bouvet" von fünf Geschützen, ersteres mit 60, letzteres mit 80 Mann Besatzung, fanden sich im Hafen von Havana, und die Capitäne trafen die Verabredung, einen Jux zu haben, d. h. sich gegenseitig nach besten Kräften zu verhauen. Damit, wie bei jedem Duell oder jedem Preiskampf, Alles mit rechten Dingen zugehe, sollte kein Geringerer, als der General-Capitän von Cuba als Zeuge zugegen sein und die Entscheidung fällen. Am 8. d. M. verließ der „Bouvet", der getroffenen freundschaftlichen Verabredung gemäß, den Hafen. Vierundzwanzig Stunden darauf that der „Meteor" ein Gleiches, begleitet von einem spanischen Kriegsschiffe, welches den General-Capitän in seinem Bauche trug. Beide fuhren auf das neutrale Gebiet des freien Meeres, und jetzt ging es los. Der „Bouvet" feuerte alle seine Kanonen ab. Der „Meteor" that dasselbe. Der „Bouvet" wollte entern. Der „Meteor" wollte sich nicht entern lassen. Bei der Gelegenheit stürzten zwei Masten des enterlustigen „Bouvet" über Bord und gingen dadurch auf den Geist der Sache ein, daß sie mit ihrer Takelage sich in die Schraube des „Meteor" verwickelten, dem dies gar nicht paßte. Der „Bouvet" erhielt eine Bombe, welche die Dampfröhre zerschmetterte. Da er sah, daß aus dem Spaß Ernst werde, benützte er die Zeit, bevor der „Meteor" seine Schraube wieder frei machen konnte, setzte alle Segel auf, die noch aufsetzbar waren und fuhr davon, verfolgt von den Kugeln des „Meteor", dem es ein großes Aergerniß war, daß ihm seine Prise entging. Nachdem letzterer sich losgemacht, fuhr auch er nach Havana zurück. An Bord hatte der „Meteor" zwei Todte und einen Verwundeten, der „Bouvet" drei Verwundete. Der General-Capitän de Rodas erklärte, daß der „Meteor" Sieger sei. Wie viele Wetten dadurch gewonnen oder verloren wurden, wird nicht angegeben. In Havana erregte die Affaire ungeheures Aufsehen, unter den dortigen Deutschen ungeheuren Enthusiasmus. Das Leichenbegängniß der Todten war großartig und sehenswerth. Dem Capitän des „Meteor" wurde ein Dankesvotum ertheilt; ihm und seinen Offizieren wurde ein Bankett gegeben. Beide Kanonenboote lassen sich jetzt repariren, und wenn sie hinreichend geflickt sind, soll es von Neuem losgehen.

Wir hoffen, daß die deutsche Regierung gegen diese Erneuerung ihr Veto einlegen wird. Wir hoffen, daß sie den Capitän des „Meteor" über seine Pflicht aufklärt. — Wir hoffen, daß ihm nicht nur ein Verweis, sondern die gebührende Strafe zu Theil wird für ein frevelndes Spiel mit Menschenleben. Wir begreifen das Entzücken der Spanier, welche darin eine neue Art von Stiergefecht erblicken mochten; aber wir begreifen nicht den Enthusiasmus der Deutschen. Schämen sollten sich die, welche daran betheiligt waren, schämen die, welche es billigten. Blut ist geflossen, welches nicht hätte fließen dürfen, und Blut, ihr Herren, ist selbst im Kriege ein gar besonderer Saft. —

Digitized by Google

Schande über Alle, welche einen Theil der Schuld an diesem blutigen Fratzenspiel tragen! Die Opfer eines ruchlosen Verbrechens sind die Verwundeten, ermordet die Gefallenen. Ein Verbrecher ist der, welcher nur einen Tropfen Blut nutzlos vergießt.

Der Briefbehälter, in welchem die friedlichen Brieftauben die kriegerischen Botschaften der französischen Regierung befördern, ist, wie der „Gaulois“ erzählt, ein Federkiel, der der Länge nach an eine der Schwanzfedern der Taube gebunden wird In diesem leichten Röhrchen befindet sich ein kleines Blatt, 40 Millimeter lang und 30 breit, welches die mikroskopische Photographie eines gewöhnlichen typographischen Satzes enthält. Dieses Blättchen, das nur mit Hülfe eines sehr starken Vergrößerungsglases lesbar ist, hat die Physiognomie eines Zeitungsblattes von vier Spalten. Die erste (links) enthält unter der Ueberschrift „Brieftauben-Depeschendienst“ die Adresse des absendenden und empfangenden Bureaus; die drei anderen enthalten die Transscription der Depeschen, eine nach der anderen ohne Zwischenzeichen. Auf der Rückseite ist die mit der ersten Spalte links correspondirende Spalte leer, die übrigen drei enthalten ebenfalls Depeschen. Im Ganzen enthielt das Blatt, das der „Gaulois“ beschreibt, 226 Privat-Depeschen. Sie wurden sofort ausgeschrieben und an ihre Adressen befördert.

(Auch eine Erklärung.) In einer Instruktionsstunde wurde den Soldaten folgende Definition gegeben: „Was ist der Soldat? Der Soldat ist nicht nur das dazu gehörige Gepäck, sondern auch die angestammte Liebe zum Herrscherhaus nebst den nöthigen Handgriffen.“ In diesem Satz lag bisher unsere ganze Weltweisheit. Jetzt ist der Nachsatz etwas verändert, statt der Liebe zum Herrscherhaus setze man Liberalismus, der unter der Maske des Kaiserthums auf die Republik loszusteuern meint. „Ja prosit,“ sagt Bismarck.

Beim ersten Schnee.

Schön ist's wenn in frühen Stunden
Sich das Aug' entringt dem Schlaf,
Das noch halb von Nacht umwunden
Ungewohnter Schimmer traf.
Wenn vom Himmel Flocken schweben
Und geschäftig er beginnt
Für ein neues Kleid zu weben,
Eh' der eis'ge Frost beginnt.

Schön ist's, wenn der ernste greise
König naht mit lichtem Glanz,
Das Gelock, das silberweiße,
Schmückt der reiche Perlenkranz;
Wenn nach sieggekröntem Streite
Glänzt sein Auge friedlich klar
Und in seiner Säle Weite
Warm sich läuft manch' frohe Schaar.

Schön ist's, wenn in reine Linnen
Die Natur sich ahnend hüllt,
Und dann harrt mit süßem Sinnen
Dessen, der ihr Sehnen stillt.
Wenn der Geist der Welt entschwebet
Weit zurück und hoch empor,
Und Erinn'rung neu belebet,
Was das Herz schon längst verlor.

Schön ist's, wenn auf hellem Grunde
Sie verblich'ne Bilder malt;
Wenn in Träumen stiller Stunde
Wieder reich der Christbaum strahlt!
Wenn die Qualen sanft sich lindern
Sich in's Aug' die Thräne schleicht
Und umjauchzt von frohen Kindern
Wehmuth still das Herz erweicht.

Ch. Böhmer.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 147.

Verlobt.

Eine wahre Geschichte aus dem Kriege von 1870 von Jean Bernard.

Jener Theil der deutschen Armee, welcher bei Sedan nicht engagirt war oder unvermuthet zu spät kam, marschirte sofort auf die Kapitale des schönen Frankreich — auf Paris los.

Ein bayerisches Regiment hatte auf dieser Route am 13. September im Flecken Courta-Con Quartier zu nehmen und sandte, wie gewöhnlich, seine Quartiermacher auf requirirten Wagen voraus. — Courta-Con, an der Straße Chalons-Paris gelegen, ist ein ziemlich großer Flecken, dessen nördliche Hälfte größtentheils aus Gartenland besteht. Diese Gärten, die meistens eine große Ausdehnung haben, geben dem Orte das Ansehen des Großartigen; daß natürlich bei solcher Beschaffenheit die Häuser gerade dieses Dorftheiles ziemlich entfernt von einander stehen, das haben die Quartiermacher, die von Haus zu Haus gehen müssen, am lebhaftesten in Erfahrung bringen können.

Weit draußen, fast am Ende von Courta-Con, befindet sich ein großer Bauernhof, lieblich von Gärten eingeschlossen; als die zwei Quartier machenden Unteroffiziere auf das Gebäude zuschritten, kam ihnen schon der allein zurückgebliebene Bauer entgegen, zog sein Käppchen und bot sein halb freundliches, halb furchtsames „Bon jour!“

Allsogleich führte der bereits ergraute Mann die beiden Krieger in allen Lokalitäten umher, nur vor einer Kammer blieb er stehen und bat mit thränenden Augen: „O meine Herren, nicht hier herein; verschonen Sie diese Stätte des Unglücks! Seien Sie barmherzig!“

Der Aeltere der beiden Bayern, der lange Zeit schon mit dem beschwerlichen Geschäfte des Quartiermachens betraut war und dergleichen Bitten und Ausreden nur zu oft hatte hören müssen, befahl dem Bauern in rauhem Tone, die Thüre der Kammer zu öffnen. Nochmals verlegte sich der Greis auf Bitten und sprach mit bewegter Stimme: „Meine Herren, auch ich war Soldat und weiß Kriegsunglück zu tragen; auch mein Sohn war Soldat und fiel in der Schlacht bei Wörth. Ich habe jetzt nur mehr ein Kind, eine Tochter; dieses Zimmerchen ist ihr Aufenthalt. O bitte, meine Herren, stören Sie mein Kind nicht in seinem Unglücke!“

Der gar erbärmliche Ton, in dem der unglückliche Vater diese Worte sprach, und die verstörte Miene desselben fiel den Bayern denn doch auf und sie standen von ihrem Begehren ab, obwohl es gerade zu jener Zeit häufig vorkam, daß französische Flüchtlinge sich in den Dörfern versteckt hielten, am liebsten eben in den entfernteren Häusern.

Hocherfreut lud der Greis die wackeren Krieger ein, mit ihm herabzukommen und trug mit großer Geschäftigkeit das Beste auf, was er noch in Küche und Keller hatte. Lange ward kein Wort gesprochen; — denn die beiden Militär hatten einen gesunden Appetit mitgebracht.

Endlich als sie sich gütlich gethan, begann der Aeltere die Unterhaltung; man sprach, wie überall, zuerst von der Kriegslage, von Napoleon und Lulu; dadurch ward man

Digitized by Google

auch auf die Schlacht bei Sedan geführt. Unwillkürlich fuhr der Greis bei der Nennung von Sedan in seine Haare und seine Finger krümmten sich konvulsivisch; ja der Jüngere der Bayern wollte selbst einen leisen Fluch gehört haben, wie „chien allemand“ oder dergleichen.

„Was ist Euch, Alter?“ fragte der Unteroffizier.

Nachdem er lange geschwiegen, begann der Bauer endlich seufzend:

„Am besten wäre es, meine Herren, wenn mein Mund schwiege; denn von erlittenem Unglück zu oft reden, vergrößert dasselbe nur, weil der Schmerz stets erneuert und genährt wird. Doch damit Sie meine vorherige Bitte verstehen und würdigen können, will ich Ihnen die kurze Geschichte mittheilen. — Sehen Sie, dort drüben zwischen hohen Birnbäumen ragt das Haus meines Nachbarn Bouillet, dessen einziger Sohn Antoine mit dem meinigen zur Armee abging. Dieser Antoine war ein netter, wackerer Bursche, der nicht blos das Gehöft seines Vaters zu verwalten, sondern auch die Herzen unserer Mädchen zu erobern verstand. Am besten verstand er dies Letztere bei meiner einzigen Tochter Marie; die beiden jungen Leute waren einander herzlich gut“ ... (er fuhr mit seiner Hand über die Augen) ... „ach, es war ein wunderschöner, unvergeßlicher Tag, als ich und Bouillet dem zärtlichen Brautpaare den Elternsegen ertheilten; ja ein herrlicher Tag! — Doch sollte es nicht so kommen, wie wir Alle dachten und hofften; der unselige Krieg mit Deutschland brach aus, und auch Antoine nahm von seiner Marie Abschied. Immer und immer wieder umarmten sich die Brautleute, als sollten sie sich nicht wieder sehen. — Der Krieg schritt voran, bei Wörth fiel der Freund Antoine's, mein Pierre — Gott sei ihm gnädig! Viel ward da von Marie geweint, sie hatte ja den Bruder so gern gehabt; aber trotz Allem war ein Brief Antoine's wieder ein Trost für sie, der als Beweis für sein Wohlsein galt.“

„Da kam die Nachricht von der Capitulation Sedans und der ihr vorausgegangenen furchtbaren Niederlage unserer Armee,“ fuhr der Greis mit einem Seufzer fort. „Allmählig hörte man auch die Namen der Gefallenen, unter denen o Jammer, sich auch der Antoine Bouillet befand. Marie ertrug im ersten Moment die Schreckenskunde mit Heroismus; doch der war nur ein künstlicher. Das arme Mädchen war zu schwach, den schweren Schicksalsschlag auszuhalten. Sie nimmt fast keine Nahrung mehr zu sich und starrt den ganzen Tag mit thränenlosen Augen vor sich hin; ihre geistigen Kräfte haben bedeutend nachgelassen. — Verstehen Sie nun meine Bitte?“

So endete der schwergeprüfte Vater, und die beiden rauhen Krieger saßen still und stumm. Da öffnete sich die Thüre leise und herein trat eine weibliche Gestalt mit langen flatternden Haaren: es war Marie, die unglückliche Braut. Entsetzt starrten die glanzlosen, rothumrandeten Augen des bleichen Mädchens auf die beiden deutschen Soldaten; drohend erhob es die rechte Hand, während die linke sich unwillkürlich an's Herz preßte.

Der Greis sprang erschrocken auf, drückte einen heftigen Kuß auf Mariens blasse Stirne und flüsterte der Jungfrau die Worte zu:

„Mein Kind, diese Soldaten haben nicht bei Sedan gekämpft!“

Da milderte sich der wilde, schreckliche Ausdruck im Antlitz des Mädchens und machte einer tiefen Wehmuth Platz; Marie trat auf den Jüngeren der Bayern zu, ergriff dessen Hand und sprach mit weichklingender Stimme:

„Ich denke, daß Sie unschuldig sind an seinem Tode!“

Sie sprach's und verließ das Zimmer. Auch die beiden Deutschen reichten bald dem erschütterten Vater die Hand zum Abschiede.

Am 18. Oktober erhielt der Aeltere derselben eine couvertirte Todesanzeige aus Courta-Con; Marie war mit Antoine vereinigt.

Digitized by Google

Die lothringischen Lande zählten früher zum oberrheinischen, dann zum burgundischen Kreise des deutschen Reichs. In den Wirren der deutschen Religionskriege rissen die französischen Könige zunächst das Besatzungsrecht, dann die Landeshoheit über die Stiftsgebiete von Metz, Tull (Toul) und Virten (Verdun) an sich. Im Jahre 1735 kamen die Herzogthümer Lothringen und Bar im Wege des Tausches an den entthronten König Stanislaus von Polen. Seit 1751 begann die französische Verwaltung einen förmlichen Krieg gegen deutsche Nationalität und Sprache, so weit sie von Alters her in Lothringen herrschte. Nach dem Tode Stanislaus, 1766, ging Lothringen ganz in die Herrschaft der Krone Frankreichs über, und wurden diese Länder dem deutschen Reiche vollends entzogen. Die letzten Annexionen in Lothringen (der Herrschaften Püttlingen, Rollingen, Welferdingen, der Reichsgrafschaft Kriechingen und eines Theils von Bliescastel, der nassauischen Grafschaft Saarwerden, der Voigtei Drülingen, der Herrschaft Dimringen und der Grafschaft Salm) vollzog dann 1790 der Convent mit einer Comödie der Volksabstimmung. Das Herzogthum Lothringen war, obwohl es zum deutschen Reiche gehörte, von Alters her nur zum kleineren Theile von Deutschen bewohnt. Dieser Theil hieß die „Allemagne"; in ihr war bis 1751 die Amts- und Schulsprache deutsch. Im breiten südwestlichen Bogen umsäumte diesen deutschen Theil das Gebiet der französisch Redenden. In dem heutigen Departement der Meurthe gehören zum deutschen Sprachgebiet die Cantone: Pfalzburg, Finstingen, Sarrebourg, Albertstorff, fast ganz Dieuze, kleinere Theile von Lotchingen, Stickingen, Chateau Salins, Vic; etwa 116 Gemeinden mit 65,000 Einwohnern. Stärker noch ist das deutsche Element im Mosel-Departement; da umfaßt es 43½ Quadrat-Meilen mit 266 Gemeinden und 189,400 Einwohnern. Es gehören dahin vom Kreise Dietenhofen (Thionville) der Canton Busenweiler (Bonzonville) ganz, Sierk und Metzerweiß theilweise; vom Kreise Metz der Canton Bolchen (Baulay), Falkenberg und kleine Theile der Cantone Pange und Vigy, der ganze Kreis Saargemünd mit den Cantonen Groß-Tönnchen, St. Avold, Saaralbe, Saargemünd, Forbach, Bitsch, Wollmünster und Rohrbach. Die sämmtlichen lothringischen Departements enthalten jetzt auf 432 Quadrat-Meilen 1,601,105 Einwohner, von denen etwa ein Viertheil der deutschen Nationalität angehört. Ganz deutsches Land von Anfang an ist der Elsaß. Derselbe gehörte früher zum oberrheinischen Kreise des deutschen Reichs. Mit dem westfälischen Frieden 1648 begann die Annexion an Frankreich; dann wurden 1674 die freien Reichsstädte im Elsaß gewaltsam im Frieden überfallen; 1680 wurden die berüchtigten Reunionskammern errichtet, denen 600 Herrschaften, Städte und Dörfer zum Opfer fielen; 1681 fand der Ueberfall und die verrätherische Wegnahme Straßburgs statt; die westrheinischen Theile der Straßburger und Baseler Hochstifte sind erst durch den Lüneviller Frieden 1801 dem deutschen Reich entrissen. Der Elsaß umschließt nur in einigen kleinen Gebirgsthälern ungefähr 30,000 Einwohner, die dem romanischen (französischen) Sprachgebiet angehören, im Uebrigen enthält der Elsaß auf seinen 158 Quadrat-Meilen mit 1,119,155 Einwohnern nur Angehörige der deutschen Nationalität. Es findet sich kein französischer Ortsname, außer den Namen, welche die Amtssprache französisch corrumpirt hat. Volksabstammung und Landesart gibt dem Elsaß ganz denselben Charakter, den das gegenüber liegende Baden hat. Das rein deutsche Gebiet, sagt ein Artikel der „Allgem. Ztg." umfaßt heute noch (trotz aller französischen Gleichmacherei und Centralisation) 280 Quadrat-Meilen mit 1427 Gemeinden und 1,360,000 Einwohnern, also ein Gebiet, welches dem Großherzogthum Baden an Umfang und Einwohnerzahl nur wenig nachsteht. Wichtig ist dabei, daß es allenthalben mit dem deutschen Lande, von Basel bis Luxemburg, in Zusammenhang steht. Und das Ende des jetzigen Krieges wird zweifellos sein, daß diese deutschen Lande wieder mit Deutschland vereinigt und ihrer naturgemäßen Entwickelung zurückgegeben werden.

Digitized by Google

(Eine mörderische Seepflanze.) Die Blume Opelet ist auch eines der Wunder der See. Sie gleicht im vergrößerten Maßstabe unserer Aster; die vielen langen Blumenblättchen aber sind von zartgrüner, gleich Atlas glänzender Farbe und rosigem Anflug. Diese reizenden Blätter bleiben jedoch nicht bewegungslos gleich jenen der Aster, sie schwanken auf den Wogen hin und her, während die Blume selbst meist an einem Felsen haftet. Wie lieblich und schuldlos scheint sie auf ihrem Felsenbett zu ruhen, wer sollte glauben, daß sie anderer Nahrung bedürfe, als Thau und Sonnenlicht? Und doch haben die schönen wogenden Arme einen anderen Zweck als zu gefallen, sie müssen einem großen hungerigen Munde Nahrung zuführen, einem Mund, der so tief unten versteckt ist, daß man ihn kaum findet. Treulich erfüllen sie die mörderische Aufgabe, denn sobald ein törichtes Fischlein ein solch zartes, rosig angehauchtes Blatt berührt, befindet es sich unter dem Einfluß eines verderblichen Giftes, es ist augenblicklich gelähmt, jeder Widerstand hört auf, fester und fester umschlingen die reizenden Arme das arme Opfer, ziehen es hinab in den großen gierigen Mund — und es wird nicht mehr gesehen. Dann breiten sich die lieblichen Arme wieder aus, schweben auf dem Wasser und scheinen so harmlos und schuldlos, als ob sie nie ein Fischlein berührt.

(Sir Isac Newton und Voltaire über Eisenbahnen.) Sir Isac Newton schrieb ein Buch über den Propheten Daniel und ein anderes über das Buch der Offenbarungen. In einem derselben sagt er, „daß in Folge gewisser Prophezeihungen die Menschen vor Ablauf einer bestimmten Frist — nämlich vor Ablauf von 1260 Jahren — eine Art zu reisen erfunden haben würden, von der die Lebenden seiner Zeit keine Ahnung hätten, ja, daß das menschliche Wissen so gesteigert sein werde, daß man fähig sei, in einer Schnelligkeit von fünfzig (englischen) Meilen per Stunde zu reisen.“ Voltaire, der nicht an die Inspiration der Schrift glaubte, lachte darüber. „Betrachtet nun Newton's mächtigen Geist, der das Gesetz der Schwere erfand, dessen Werke wir Alle bewundern!“ rief er, „als er zu altern begann, studirte er die Bibel, und um seinem fabelhaften Unsinn Glauben zu verschaffen, muthet uns der kindische Greis zu, anzunehmen, der Menschen Wissen werde sich so steigern, daß man 50 Meilen pro Stunde zu reisen vermöge. Armer Schwachkopf!“ schloß Voltaire, der ungläubige Philosoph, in mitleidiger Selbstgefälligkeit. Wer ist nun der Schwachkopf?

Julius v. Wickede berichtet folgende Scene aus Pont a Mousson, wie ein gefangener Offizier der Chasseurs d'Afrique, von seinem Pferde, einem edlen Falbenhengst mit langer, schwarzer Mähne, so ein ächtes Berberroß, Abschied nahm. Er umhalste das edle Thier förmlich, streichelte und koste es und gab ihm alle möglichen Schmeichelworte. Das Roß schien seinen Reiter zu verstehen und war ungemein anschmiegend und zärtlich gegen ihn, wie man dies bei den edleren Pferden im Orient häufig sieht. Endlich schien der Offizier einen schweren inneren Kampf zu bestehen, riß dann plötzlich seinen Pallasch aus der Scheide und stieß die scharfe spitze Klinge dem Pferde gerade durch die Brust in das Herz hinein. Der Stoß hatte gut getroffen, denn auf der Stelle stürzte der Hengst todt zusammen. Ohne sich weiter um Sattel und Zaum des todten Pferdes zu bekümmern, schritt der Chasseur d'Afrique-Offizier vom Platze fort und begab sich zu seinen Kameraden, um mit ihnen die Eisenbahnwaggons zu besteigen, die sie in die Kriegsgefangenschaft bringen sollten.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 148.

Die Weihnacht.

Still wird die Welt, die Lichter löschen aus,
Der Tag verglüht in feuchter Abendwolke,
Durch deren Risse scheint der Mond heraus —
Der Schlaf liegt schwer auf dem verlass'nen Volke:
Er ist sein einz'ger Freund, in seinen Armen
Vergißt es seiner Qualen schwere Last;
Im Traume ahnt es göttliches Erbarmen.
Es ist der Schlaf ein Bild der ew'gen Rast! —

Doch in der Luft, da regt es mächtig sich,
Da ist geheimnißvoll lebend'ges Weben.
Dort wo der Abendsonne Strahl verblich
Sieht man Gestalten auf- und niederschweben.
Die Geister sind es der gerechten Todten,
Erwartend die Verheißung ihres Herrn,
Der Rettung seinem Volke hat geboten,
Wenn sich im Osten hebt ein neuer Stern.

Die Wolke reißt! Dort blitzt ein neuer Strahl!
Ein Silberklang durchtönt die weit'ste Ferne;
Er hallt vom Himmel, hallt im Erdenthal,
Er kommt von einem neuen Morgensterne
Und Engel tragen ihn vom Himmel nieder;
Ein Kindlein ist's, der menschgewordne Gott!
Laut künden uns der Engel Jubellieder,
Daß nahe sei des Heiles Morgenroth.

Wie strahlt sein Aug' so sanft, so liebreich mild,
Rettung verheißt es der bedrückten Erde.
Es schwingt die Palme, hehren Sieges Bild,
Daß sie der Welt zum Friedenszeichen werde.
Entzückt sind selbst die Engel, die es tragen,
Von dieses Kindes himmlisch schöner Pracht,
Zu dem sie kaum das Aug' zu heben wagen,
Und dessen Blick uns Alle glücklich macht.

Doch ferne folgt, das Aug' von Thränen naß,
Ein Engel mit dem Kreuz und Dornenkranze,
Ihm folgen andere, trüb, das Antlitz blaß,
Sie tragen Nägel, Ruthen, Schwamm und Lanze.

Digitized by Google

Sieh her, o Welt, das Lösegeld der Sünden
Gott selbst zum Tode auf die Erde steigt,
Um uns, den Menschen, Rettung zu verkünden —
Voll Liebe, welcher keine and're gleicht!

Der Satan knirscht in gränzenloser Wuth!
Die Hölle ahnet, daß ihr Reich zu Ende —
Doch vor dem Kind, das in der Krippe ruht,
Da falten schlichte Hirten fromm die Hände.

O holdes Kindlein, sei uns fromm gegrüßt
In Deiner Demuth süßer Lieblichkeit!
Du Rose, die der Jungfrau Schooß entsprießt,
Bring Du den Frieden uns in schwerer Zeit!

Laß' alle Menschen guten Willens werden,
Daß alle preisen Dich im Jubelliede:
„Gott in der Höh' sei Ehre und auf Erden
Den gutgewillten Menschen — Friede!"

Mentor, der Menschenretter.

Eine Hunde-Geschichte, erzählt von Friedrich Tieß.

Im Garten der sogenannten Schloß-Restauration in Charlottenburg bei Berlin, in der Herr Gustav Quien als freundlicher Wirth seit einer Reihe von Jahren waltet, erhebt sich ein mit Epheu dicht überzogener Grabhügel.

Mit der Bewilligung dieser Ruhestelle „außerhalb geweihten Bodens" hat diesmal keine Behörde etwas zu thun gehabt. Es ist aber ein Grabhügel; — vor dem ich nie vorüberzugehen pflege, ohne salutirend an den Hut zu greifen.

War's im Leben ein Held, der nach siegreich durchkämpften Schlachten sich hier im freundlichen Parkorte eine Ruhestätte ersehnt und gefunden? Ein Hofherr, der auch noch im Tode so nahe als möglich dem Palaste, in dem er gelebt und gewebt, schlummern wollte, um beim ersten Auferstehungs-Posaunenstoß gleich zur Wiederaufnahme seiner Funktionen bei der Hand zu sein, von welchen ihn der Tod „auf unbestimmte Zeit" dispensirte? Oder ein über die Magistratssteuern erboster Berliner, der mit den Worten aus dem Leben geschieden: „Nec ossa mea habeant! Ich lasse mir in Charlottenburg begraben!" und nun hier ad infinitum schlafend „sommerwohnt?"

Keinen von all' diesen deckt der Hügel, nur einen — Hund. Einen Hund, der schon werth ist, daß ich seine Heldenthat erzähle, und daß Du, geneigter Leser, sie anhörst.

Es war am Anfang der Fünfziger-Jahre, als Herr Quien, damals ein eben jung pensionirter kaiserlich russischer Hofschauspieler — wir selbst kannten ihn noch als einen überaus talentirten Darsteller heiterer Charaktere — und dazu noch mit eigenen Mitteln reichlich versorgt, sich ein stilles Asyl in München gesucht, und dieses nahe bei der Stadt in dem auf dem Bergufer der rauschenden Isar belegenen „Schlößchen Neuberghausen" gefunden hatte. Weil der elegante, stattliche Mann die Bierstadt mied, und in seinem „Schlößchen" ein abgeschiedenes, mit sich selbst beschäftigtes Leben führte, das er in den Sommermonaten nur durch Wanderungen in's Tyroler Gebirg unterbrach, und weil er keine weitere Gesellschaft suchte, als die seiner treuen dänischen Dogge Mentor, hielten ihn die Gambrinus-Athenienser für einen Sonderling.

Digitized by Google

Es war ein Prachtthier, dieser Mentor! Eine dänische Dogge von kolossalem Bau, gelber Farbe, mit kräftigem Kopf, aus dem ein Paar intelligente Augen herausschauten; noch heute bezeugt es sein Porträt in München, das zu Lebzeiten des letztverstorbenen Königs Max, in Lebensgröße von Adam gemalt, in des Königs Zimmer im Schlosse ehrenvoll an der Wand prangte. Wenn wir recht berichtet werden, hat dasselbe nachmals einen Platz in der Pinakothek gefunden, weil das Bild, außer seiner „hundepersönlichen“ Bedeutung zugleich ein Kunstwerk des berühmten Malers ist.

Die Spätwintersonne des 28. Februar 1852 ging Nachmittags halb 5 Uhr zur Ruhe. Auf den aus der Ferne herüberblickenden Berghäuptern der Alpen lagerte das letzte Alpenglühen. Die Luft hauchte fröstelnd. Die über Stein und Sandgeröll hinrauschende Isar schien auch eben nicht viel Wärmegrade in ihren Fluthen zu zählen. — Die beiden Ochsen, die vor einem mit Kalksteinen beladenen Wagen bis zum Bauche im Flusse standen, sowie der sie vom Wagen leitende Knecht Benedikt Haindl (in Diensten eines Kalkofenbesitzers) beeilten sich, die übliche seichte Furth des Bergstromes zu durchfahren, als plötzlich bei der nahen sogenannten Praterinsel die Hauptschleuße gezogen wurde, und die bisher dort zurückgehaltene Wassermasse kataraktenartig aus dem Flußarm in den Hauptstrom hinein- und auf das Ochsengefährt losbrauste. Der Wagen wurde umgeworfen und zertrümmert, die Thiere von dem brausenden Wasser in die tiefere Stelle des Flusses gewälzt, der Knecht ebenfalls. Verzweifelnd kämpft der Unglückliche mit den Wellen, in denen er, anscheinend schon besinnungslos, verschwindet und wieder auftaucht. Die am Ufer wachsende Zuschauermenge sieht dem grausen Schicksal zu, ohne daß auch nur Einer den Muth zeigt, Hilfe in der Noth zu bringen.

Während des Todeskampfes des Versinkenden schreitet über die nahe Bogenhauser Brücke Herr Quien mit seinem Mentor. Aufmerksam geworden durch das Geschrei der Menge, gewahrt er das, was sich da unten im Flusse begibt. Herr und Hund stürzen von der Brücke nach dem Ufer hinab. „Mentor! hinein! rette den Menschen dort!“ — ruft Quien seiner Dogge zu, die den eben wieder momentan auftauchenden Kopf des Verunglückten gewahrt und nun mit kühnem Sprunge in den Strom setzt. Der Herr watet seinem Hunde nach in die kalte Fluth. Der Hund arbeitet schnaufend der Stelle zu, wo er das Haupt des Menschen gesehen. Da hebt sich aus den Wellen eine Hand, als ob sie zum letzten Male nach Hilfe langte. Ein kräftiger Griff der Zähne Mentor's erfaßt den Arm des Knechtes und mit gewaltiger Anstrengung schleppt er den vollständig Besinnungslosen seinem bis zur Brust im Wasser stehenden Herrn entgegen, — der das wackere Thier im Rettungswerke unterstützt und mit Hand anlegt, den Verunglückten an's Ufer zu bringen. Dort empfängt sie das Freudengeschrei der unterdeß zu Hunderten angewachsenen Menge.

Der Leblose wird schnell in die naheliegende ländliche Restauration Brunnthal geschafft. Ein dort zufällig anwesender Arzt, Dr. Massarellos, unterzieht sich dem Versuche der Wiederbelebung, die erst nach zweistündigem Bemühen gelingt.

Das Seltsame bei dieser Scene ist, daß, während der noch durchnäßte Quien mit seinem Mentor gegenwärtig bei der ärztlichen Procedur bleibt, der Hund sich's nicht nehmen läßt, selbst dabei zu helfen. Er legt sich über den Körper des Unglücklichen, er beleckt dessen Antlitz, er geberdet sich, als ob er über neue Hilfsmittel nachsänne, und als der Wiedererwachte mit tiefem Stöhnen die Augen aufschlägt, geberdet sich Mentor wie toll vor Freude. Mit jauchzendem Geheul springt er an seinem Herrn, an dem Arzt hinauf, dann auf den Geretteten, den er mit gleichen Liebkosungen überhäuft. Man beschuldige uns nicht der Uebertreibung. Was wir hier erzählt, bekräftigt ein vor uns liegendes Aktenstück des „königl. bayerischen Kreis- und Stadtgerichtes München, vom 15. März 1852“, eine amtliche Anerkennungsschrift jener Behörde für den Menschenretter Mentor und seinen Herrn.

Digitized by Google

Am Abend durchflog die Kunde von der seltsamen Rettung ganz München, drang auch bis zur königlichen Familie, und schon am nächsten Morgen erhielt Herr Quien eine freundliche Einladung vom König Max, mit seinem Mentor sich im Schlosse einstellen zu wollen. Das geschah. Das schöne Thier ward mit Liebkosungen von dem Königspaar, von den beiden kleinen Prinzen überhäuft, die es bescheiden hinnahm, zuvorkommend auch gestattete, daß der Älteste, damals siebenjährige Prinz, der jetzige König Ludwig II. von Bayern, sich auf seinen Rücken setzte und ihn als Reitpferd benützte.

Wo Herr Quien und sein vierfüßiger Menschenretter wandelten, folgte ihnen die sich Schritt vor Schritt mehrende Menge, beide mit ihrem Jubelruf mehr beunruhigend als erfreuend. Beide mußten es sich schon gefallen lassen.

Am zweiten Tage stellt sich, von seinem kurzen Krankenlager wieder erstanden, der Gerettete, der Knecht Benedikt Haindl, ein schlichter bayerischer Bauernbursch, bei Herrn Quien ein, der diese Scene als wirklich ergreifend durch die einfach seltsame Dankweise des Burschen schildert. Er trifft nämlich Herrn Quien allein im Zimmer.

„Guä' Herr!" beginnt er in herzlichem Ton, „ich komm' aus der Kirch' und hab' den lieben Gott gebeten, daß er Sie und den „lieben Herrn Hund" viel tausend Mal belohnen möge für das, was Sie Beid' an mir armen Bue gethan! Könnt' ich den „Herrn Hund" wohl auch sprechen?"

Die Bitte gewährt Herr Quien gerne, indem er die Thür öffnet und Mentor eintreten läßt. Der schaut einen Augenblick mit seinen klugen Augen den Fremden an, dann springt er schweifwedelnd an ihm auf, ihm die Vordertatzen auf die Schultern legend und ihm das Antlitz beleckend, über dessen Wangen die dicken Thränen rinnen. Der Bursch umfaßt den Hund schweigend, streichelt ihm Kopf und Rücken; dann bricht er in lautes Schluchzen aus, aus dem nur die Worte verständlich: „O Du mein Gott! o Du mein Gott!" Und nun schwatzt er, das Thier küssend, und erzählt ihm, daß er den Herr Gott gebeten, er möge den lieben Mentor bei der Auferstehung als Mensch auferwecken, damit er wie Unsereins auch der ewigen Seligkeit theilhaftig werden könne. Dann wendet sich der Benedikt in seiner Naivetät schüchtern an Herrn Quien:

„Den Herrn Mentor," sagt er, „sollt Ihr mir eigentlich schenken, gnä' Herr! Ich will ihn so viel lieb haben, als wär' er mein eigener Bruder, und den letzten Bissen will ich mit ihm theilen, bis zu seinem und meinem End'."

Es verging seitdem aber fast kein Abend, an dem der Gerettete nicht seinen Retter besuchte und aus etwas fettigem Papier für „Herrn Mentor" ein schmackhaftes Geschenk hervorholte, etwas Wurst oder ein Stück „Geselchts." Wenig, aber mit Liebe. Mentor vergalt das durch seinen Herrn, der diese Aufmerksamkeit Benedikt's in der Regel mit einer Maß Bier und einer „Zuspeis" belohnte.

(Schluß folgt.)

Major Körber, vom preußischen Feld-Artillerie-Regiment Nro. 10, ritt schon im Feldzuge von 1866 eine Trakehner Stute, die ihn auch in diesem Kriege begleitete und ihren Reiter bis nach Metz trug. Hier in dem furchtbaren Kampfe am 16. August wurde auch das Pferd von zwei Kugeln am Kopfe getroffen, und blieb zum tiefen Bedauern seines Herrn hoffnungslos liegen. Am Morgen des 17. August aber stand das treue Thier wieder bei seinen Kameraden vor der Batterie im Bivouak; es hatte mit Aufgebot aller Kräfte seinem Herrn nachgespürt und war richtig an Ort und Stelle angekommen. Sofort in gute Pflege genommen, ist das treue Thier auch wieder hergestellt und ruht nun von seinen Strapazen auf einem Gute aus, wo ihm das wohlverdiente Gnadenbrod bis an sein Lebensende zu Theil wird.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 149.

Der Weihnachtstraum.

Das Fest der ew'gen Liebe kehrte wieder,
Das mitzufeiern jedes Herz bereit,
Der heil'ge Abend sinkt vom Himmel nieder
Und Lichterglanz erhellt die Dunkelheit.

In dieser Nacht, unendlich reich begnadet
Vom ew'gen Vater auf dem Himmelsthron,
Wo zu dem Lichterbaum der Liebe ladet
Ein jedes Herz der hohe Gottessohn,
In dieser Nacht sitzt traurig und voll Bangen
Ein armes Weib in öder Einsamkeit,
Ihr Blick ist trüb — und bleich sind ihre Wangen,
In ihrem Herzen wohnt ein tiefes Leid,
Denn dieses Schmerzensjahr hat ihr genommen
Den ein'gen Sohn, ihr höchstes Lebensglück,
Der armen Wittwe Hoffnung ist zerronnen,
Die Stütze sank, wer gibt sie ihr zurück?

Doch, auch ein Weihnachtsfest will sie begehen,
Und die Bescheerung richtet sie geschwind;
Da, auf dem Tische, wo zwei Lichter stehen,
Legt sie die Gaben aus von ihrem Kind.

Zwei Schuhchen klein, gestickt mit bunter Seide,
Sein erstes Paar — sie drückt die Lippen d'rauf —
Darin'n versuchte ihre Augenweide,
Ihr süßes Kindchen, einst den ersten Lauf.
Ein Schreibeheft, wo er hinein geschrieben
Viel gute Worte, die der Lehrer sprach,
Das ist aus seiner Schulzeit noch geblieben, —
Sie wendet Blatt für Blatt, liest eifrig nach.

Ein Stückchen Trauerflor, das er getragen,
Als sich sein Herz in bangem Schmerze wand,
In seines Lebens ersten Trauertagen,
Da er am Sarge seines Vaters stand.

Ein kleines Päckchen auch, wo aufgehoben
Seit manchem Jahre liegt ein Thalerstück,
Sie hat die Hülle rasch hinweg geschoben
Und sieht es an mit heißem Thränenblick.
Es ist des Sohnes erste Dankesspende;
Wie hat sich froh sein junges Herz bewegt,
Wenn für das Mütterlein die fleiß'gen Hände
In vollem Arbeitseifer er geregt!

Zuletzt ein Brief in dem die Worte stehen:
„Du liebes Mütterchen, o, weine nicht,
Denk' Tag für Tag an unser Wiedersehen,
Daß nicht Dein treues Herz in Kummer bricht.
Ich bitte Dich, verbanne Deine Sorgen,
Nicht jede Kugel trifft, das glaube mir,
Und bin ich nicht in Gottes Schutz geborgen?
Ihm zu vertrauen lernt' ich ja von Dir."

In Jammer, Gram und Schmerzen ganz verloren,
Weint sie die müden Augen fast sich blind,
Da bringt aus naher Kirch' an ihre Ohren
Das hohe Lied vom holden Jesuskind.
Und ihre Hände faltend blickt nach Oben
Die arme Mutter, flüsternd ein Gebet,
Und wie die Seele sie zu Gott erhoben,
Ein linder Trost durch ihren Busen weht.

Digitized by Google

So naht die Nacht und in dem Zimmer
Herrscht tiefe Dunkelheit, herabgebrannt
Sind beide Lichter, nur ein bleicher Schimmer
Wird durch das Fenster noch herein gesandt.

Unhörbar, langsam öffnet sich die Pforte,
Ein bleicher Jüngling tritt zur Thür herein,
Und leise flüsternd haucht er hin die Worte:
„Gegrüßet seist Du, treue Mutter mein!“

Er naht sich ihr, — er hält sie fest umschlungen,
Und blickt sie an voll Zärtlichkeit und Schmerz,
Mit Seufzerlauten seiner Brust entrungen,
Legt er die Hand auf sein gebrochnes Herz.

„O Mutter traut, ich bin zu Dir gekommen,“
So flüstert er mit leisem Geisterton
„Denn Deine Klagen hab' ich dort vernommen,
Wo Heil und Seligkeit der Treuen Lohn.
Ach Mutter, Mutter, stille Deine Leiden!
Wie bald vergeht der kurze Lebenstraum,
Dort Oben steht, geschmückt mit sel'gen Freuden
Für Dich bereit des Himmels Weihnachtsbaum.
Hienieden aber sollst Du nicht verzagen,
Ein Engel wohnt in Deines Nächsten Brust,
Stillt Thränen, Gram und Elend, Schmerz und Klagen,
Dem, meine Mutter, Du vertrauen mußt.“

Und liebend beugt noch einmal er sich nieder,
Küßt ihr die Thränen von dem Angesicht,
Sie aber hebt gestärkt die Augenlider
Und blickt sich staunend um und sieht ihn nicht.

* * *

Ihr Herzen alle, die der Schmerz bedrücket,
Versteht das Traumgebild in heil'ger Nacht,
Ihr Herzen alle, kummervoll zerstücket,
Vertraut des guten Engels treuer Wacht.
Und ob Ihr Euer Liebstes hier entbehret,
Vergehet nicht in Trauer, — Gram und Schmerz!
Im schönen Jenseits wird es Euch bescheeret,
Hier aber schlägt für Euch des Nächsten Herz.

Ida Wackwitz.

Mentor, der Menschenretter.

(Schluß.)

Das Lied vom braven Hund blieb noch Wochen und Monate lang den Münchnern ein willkommener Unterhaltungsstoff und Mentor der Held des Tages. Zu seinen entschiedensten Verehrern gehörten die beiden kleinen Söhne des Königs, die deßhalb sehr oft ihre Spazierfahrten und Gänge nach dem Schlößchen Neuberghausen richteten. Auch König Max erschien dort öfter, namentlich wenn, von ihm beauftragt, der Maler Adam an dem Bilde des Hundes „nach der Natur“ arbeitete. Und Mentor wußte jedenfalls, was auf allerhöchsten Befehl mit ihm vorging; er hielt seine Sitzungen ab wie ein eitles Mädchen, die sich für ihren Anbeter malen läßt, nahm, so wie der Arbeitsakt begann, sofort die ihm von Anfang angewiesene Stellung ein, und suchte den vortheilhaftesten Ausdruck für sein intelligentes Hundeantlitz. Ohne Zweifel wußte er, daß es seine Verewigung auf der Leinwand galt.

Noch andere Ehrenbezeigungen sollte die brave Dogge erleben. Mentor wurde „dekorirt“, und zwar von zarter Hand. Die Gräfin Reigersberg erschien eines Tages in eleganter Equipage vor der Pforte des Schlößchens Neuberghausen Sie bat, als sie den Salon betreten, Herrn Quien, ihr den Mentor vorzustellen. Als dieser mit all' dem Respekt, welchen man den Damen schuldet, eintrat, umschlang die Gräfin den Hals des Thieres mit einem handbreiten silbernen Halsband, auf dem die Worte eingegraben:

Digitized by Google

„Dem braven Menschenretter Mentor zum Andenken an den 28. Februar 1852.“ — Mentor nahm die Auszeichnung mit dem freien ehrlichen Blicke an, aus dem man lesen konnte: „Ich hab's verdient!“

Wer das Halsband sehen will, besuche Herrn Onien in Charlottenburg. Im ersten Zimmer seines Gastlokals hängt das Bild Mentor's im Goldrahmen an der Wand; unter dem Bilde auf einer Wandkonsole steht das Halsband, in seiner Form fast einer römischen Mauerkrone für Verdienste um die Republik gleichend.

Unter diesen Huldigungen war der Frühsommer herangekommen. Man sah nicht mehr Herrn Onien, nicht mehr seinen Mentor in München. Beide hatten wohl, wie alljährlich, ihren Marsch in's bayerische Gebirge angetreten, wo sie in der Regel den Sommer zuzubringen pflegten.

Da auf einmal wurde in München eine gährende Volksstimmung bemerkbar. Ein Fremder, der plötzlich hineingekommen, — hätte glauben können, es handle sich um den Sturz des Ministeriums oder ähnliche bedrohliche Staatszustände. Die Leute steckten die Köpfe zusammen. Man fragte einander: „Haben Sie die Schändlichkeit gelesen? — Mentor ist erschlagen!“ — „Erschlagen? Kreuzdividomine! Wer hat's gewagt?“ — „Die Polizei!“ — „Die Polizei? Ist das schöne Thier, der brave Hund, vielleicht toll geworden?“ — „O Gott bewahre! Nur weil sein Herr die neue Verordnung versäumt und ihn nicht an der Leine geführt hat, ist ihm der Hund vor seinen Augen von den Fangknechten des Scharfrichters fortgenommen!“ — „Da hätt' ihn ja sein Herr auslösen können!“ — „Das ist ja eben die Schändlichkeit! Hundert Gulden hat der Herr als Auslösung geboten, — aber nichts da! Der Polizei-Direktor hat einmal ein strenges Exempel statuiren wollen, weil in Nürnberg sich ein wüthender Hund gezeigt hat und die heiße Jahreszeit bei uns in München auch die Hunde wüthend machen könnte.“ — „Kreuzdividomine! Die ganze Polizei ist ein —“ und nun folgten Schimpfworte, Verwünschungen und Flüche.

Dieselbe Nachricht las man als „Notiz aus München“ in einer Menge Zeitungen, merkwürdig genug entnahmen die Münchener sie aber erst aus auswärtigen Blättern. Und nicht nur in München, sandern weit im Auslande, wohin ein Paar Monate vorher die Kunde von Mentor's Heldenthat gedrungen, erregte sie Entrüstung. In „Arthur Schopenhauer's Briefen“ (Berlin bei Hayn, Seite 550, Brief 24) bespricht der geniale Philosoph in einem Briefe aus Frankfurt diese Angelegenheit in folgender scharfen Weise: „Von Mentor (dessen Bildniß sehr schön ist) meldet so eben die Didaskalia, die Polizei habe ihn eingefangen, weil er ohne Leine betroffen worden und ihn, obwohl sein Herr hundert Gulden Lösegeld geboten, todtgeschlagen. Der Münchener Polizei-Präsident kann froh sein, daß ich nicht König von Bayern bin; ihm sollte es bald blau und grün vor den Augen werden und noch an einer anderen Stelle.“

Und nun, welche Freude, als auf einmal der todtgeglaubte Mentor als redivivus an der Seite seines Herrn erschien. Die Mordgeschichte war eine Lüge gewesen. Man erfuhr, daß ein Taugenichts, der öfter mit der Polizei in Konflikt gekommen, — diesen „Todtschlag“ erfunden, in auswärtige Blätter verbreitet, und sich so an dem Polizei-Direktor, einem ganz achtbaren Manne, zu rächen gesucht habe, indem er den Haß der Menge auf ihn lenkte.

Ein späterer Brief Schopenhauer's in der erwähnten Sammlung (Brief 28, Seite 358) bestätigte den Ungrund des Gerüchts. Er lautete: „Boß hat den Kilzer überaus freundlich aufgenommen, ihn bis zur Eisenbahn geleitet und dort gesagt, daß der Hund Mentor noch lebt. Welche Freude für mich!“

Die Münchener Polizei war von der Beschuldigung gefühlloser Grausamkeit gegen ein verdienstvolles Thier gereinigt. Mentor lebte bewundert und geehrt, in einer trefflichen größeren Lithographie zahlreich als Zimmerschmuck gekauft, noch ein Paar Jahre in der bayerischen Hauptstadt. Dann siedelten Beide auf eine Villa tief im Gebirge bei dem

Digitized by Google

Königsschlosse Hohenschwangau über, wo Mentor, obgleich nicht „Jagdhund von Geburt,“ doch ein treuer Begleiter seines dem Waidwerk ergebenen Herrn auf den Jagdpartien war, und auch seines Gebieters Passion für den Fischfang theilte und dabei gewöhnlich die an der Angel zappelnde kolossale Beute aus dem Wasser zu appartiren pflegte.

Der Winteraufenthalt ward in Augsburg genommen, und dort, wo Herr Quien ein gern gesehenes Mitglied geselliger Cirkel war, Mentor gleichsam als „verwunschener Prinz“ überall mit Zuvorkommenheit als zutrittsfähig anerkannt. Zwei Jahre später nahmen Herr und Hund ihren Aufenthalt in der Villa Reizenstein, in dem in der fränkischen Schweiz belegenen Bade Streitberg, und verweilten dort drei Jahre lang. Hier sollte nun eine Trennung des treuen Thieres von seinem Herrn, voraussichtlich nur auf kurze Zeit, folgen, die leider die letzte für das Leben wurde. — Herrn Quien nöthigten Familien-Angelegenheiten, nach seiner Vaterstadt Berlin zu reisen. In der Aussicht einer baldigen Rückkehr, wurde Mentor dem Villen-Nachbar Quien's, dem Gutsbesitzer Mader in Streitberg, einem enthusiastischen Verehrer des schönen Thieres, zur Pflege übergeben. Leider vermochte Herr Quien nicht so rasch seine Familien-Angelegenheiten in Berlin zu ordnen, sie zwangen ihn nach zweijährigem Verweilen, seinen Aufenthalt, und zwar für immer in Charlottenburg zu nehmen. Unterdeß war dem treuen Mentor in Streitberg die Gebrechlichkeit des Alters nahe getreten. Er ward taub und körperlich schwach, durfte sich aber der besten, sorgsamsten Pflege erfreuen.

Eben als Herr Quien im Begriffe war, zur Abholung des braven Thieres nach Franken zu eilen, um es in wenig anstrengenden kleinen Tagereisen nach Charlottenburg zu bringen, erhielt er die Nachricht von dessen schmerzlosem Tode an Entkräftung. — Mentor wurde im Bade Streitberg, in einem Kasten eingesargt, begraben. Nachdem der Körper Mentor's zwei Jahre dort geruht, ordnete Herr Quien die Ausgrabung an. Die Verwesung war rasch vor sich gegangen; nur das Gerippe war wohl erhalten geblieben. Herr Quien überführte das Haupt des seltenen Hundes nach Charlottenburg, wo der Grabhügel es deckt. Er ehrt das Andenken seines treuen vierfüßigen Freundes dadurch, daß er gedenkt, dessen Gestalt lebensgroß in Marmor gemeißelt auf dem Grabhügel aufstellen zu lassen.

Mentor wurde geboren 1847 in dem bayerischen Gebirgsstädtchen Rosenheim, er starb in Streitberg 1860.

Unter den norddeutschen Gymnasiasten circuliren gegenwärtig die nachfolgenden witzigen Verse über das Schicksal von Paris:

Viele Dinge sind auf is
Längst verschwunden in Paris.
Panis, piscis sind am finis
Und von canis blieb nur crinis,
Selbst die saure cucumis
Fehlt schon längst, auch mugilis,
Und etwas ganz Rares ist
Felis, Katz', und Ratte, glis.
Doch, Paris, was ist dein finis?
Ignis, lapis, pulvis, cinis.

Redlicher Beitrag zur gerechten Anerkennung des braven Zumpt, aus dem wir die „Genusregeln“ dereinst lernen mußten.

Digitized by Google

Der schwäbische Postbote.

1870. Feuilleton zur Neuen Augsburger Zeitung. Nro. 150.

Die Verläumdung.

Spanische Volkssage nach Fernan Caballeros.

Es lebte einst ein schönes, junges Mädchen, von ihren Eltern in der Furcht und Liebe Gottes erzogen. Doch hatte sie das Unglück, dieselben früh zu verlieren. Sie führte dann ein stilles, zurückgezogenes Leben, besuchte nur die Kirche, und trat — ihr Dasein zu fristen — bei einer Nachbarin in Handarbeit. Allein dem Basiliskenblick gleich dringt das Auge schlechter und lüsterner Männer auch bis in die einsamsten Orte. So verabredeten sich denn einige sittenlose, verdorbene Müßiggänger, deren es leider allenthalben gibt, die Gunst des hübschen Mädchens zu erringen, und sie vom guten Wege zu verleiten. Doch alle ihre Versuche scheiterten an den festen Vorsätzen der Waise. Ihr Ohr, ihr Herz, wie ihr Haus blieben jeder Verführung verschlossen, gleich dem von einem Engel bewachten irdischen Paradiese.

Erbittert drohte der böseste und verworfenste ihrer Verfolger, sich an ihr zu rächen, wenn sie fortfahre, seinen Bitten und Wünschen zu widerstehen, und als er auch damit nichts ausrichtete, ging er von den Drohungen zur That über. Er schilderte das Mädchen überall als eine Heuchlerin, denn er sei, ohne großen Widerstand, von ihr erhört worden, während sie Anderen gegenüber, die Tugendheldin spiele. Die Welt glaubt immer eher das Böse vom Nächsten, und so war das arme Kind bald allgemein verschrieen. Selbst jene Leute, welche sie bisher liebten und grüßten, sahen sie jetzt nur noch mit Verachtung oder einem spöttischen Lächeln an; ehrsame Bürger, die sonst mit ihr sprachen, drehten ihr nun den Rücken. Diese auffallende Aenderung blieb dem unschuldigen Mädchen ein Räthsel, bis ihr endlich die Nachbarin Alles entdeckte und beifügte, daß, so sehr sie auch von der Falschheit jener Gerüchte überzeugt sei, ihr, sowie ihre Töchter Ruf es nicht gestatte, daß sie länger mit ihr umgingen, man sie daher ersuchen müsse, ihr Haus künftighin zu meiden. Ein Blitzstrahl hätte die Aermste nicht vernichtender treffen können, als diese Worte. Erfüllt von Schmerz und Scham zog sie sich in ihre Kammer zurück, und bat unter heißen Thränen knieend den Herrn, sie von einem durch einen Schlangenbiß vergifteten Leben zu erlösen. Und als ob Gott dieses Gebet erhören wollte, fing diese zarte, — vom Wurm der Verläumdung zernagte Blume an zu welken.

Der Elende aber, der in strafbarem Leichtsinn, oder absichtlicher Bosheit dem Mädchen das einzige Gut, ihren ehrlichen Namen geraubt, durchreiste nun die Welt, dieselbe lasterhafte Bahn verfolgend, wie wenn er ewig leben würde. Eine Stadt, welche er besuchte, war damals von einer furchtbaren ansteckenden Krankheit heimgesucht. Es sind diese Epidemieen, wie die Erdbeben und andere erschütternde Naturereignisse, Warnungstafeln Gottes, die Menschheit zur Reue und Besserung zurückzuführen. Viele bleiben bei diesen Zeichen taub, Andere verstehen und benützen sie zu ihrem Vortheile; sie suchen und finden nur in den Armen Heil, in denen wirklich Rettung zu hoffen ist. Unser Verläumder hielt Einkehr in sein Inneres, dem Tod so nahe; erwachte das Gewissen; er gedachte seines verabscheuenswerthen Vergehens, und gefoltert von dieser Qual begab

Digitized by Google

er sich, nicht fern von Rom, in die heilige Stadt, warf sich dem Papste zu Füßen und bekannte reuig seine Schuld. Der Statthalter Christi ertheilte ihm die Lossprechung unter der Bedingung, daß er das verübte Uebel möglichst wieder gut zu machen strebe, zu diesem Behufe jede auf seinem Rückwege liegende offene Kirche besuche, und sein Bußgebet verrichte. Er unterzog sich dieser Auflage, und kam endlich bei einer schönen Mondnacht in seiner Vaterstadt an. Eine von Innen erleuchtete Kirche, welche er erstaunt war, noch offen zu finden, traf er auf seinem Wege. Seinem Bußgeschäft treu trat er in die geheiligten Räume und erblickt in deren Mitte einen vom Kerzenlicht beleuchteten Sarg, in demselben offenliegend eine weibliche Leiche.

Entsetzen ergreift aber den nächtlichen Besucher, als er in der Verstorbenen die Pflanze erkannt, welche den Gifthauch seiner Nächrede getödtet. Er suchte zu entfliehen, fand jedoch die Thüren der Kirche schon verschlossen. Gelähmt vor Schrecken wollte er sich verbergen, konnte aber in keinem Winkel sich dem Anblicke der von den brennenden Kerzen umstrahlten Todtenbahre entziehen. Immer zog es seine starren, weit geöffneten Augen wieder dahin. Doch nun glaubte er, die Verblichene plötzlich ihr Haupt erheben zu sehen, das sie aber aus Mattigkeit bald wieder fallen ließ. Nicht genug, sie schien neue Kräfte zu sammeln, und erhob sich von ihrem letzten Lager, — auch jetzt fiel sie wieder zurück, um endlich zum dritten Male sich aufzurichten, und mit langsamen Schritten auf den Unglücklichen zuzugehen, der, auf seinen Knieen, seiner Sinne kaum mehr mächtig, flehend die Hände zu ihr erhob. Gnade, Verzeihung, Erbarmen! rief er angstvoll, ich habe mein frevelhaftes Unrecht erkannt und bitter bereut, den festen Vorsatz gefaßt, Dir die geraubte Ehre wieder zu geben!

Schweigend winkte die Erscheinung, ihr zu folgen, und geleitete ihn zum Weihwasserkessel der Kirche, welchen sie ihm durch ein Zeichen auszuschöpfen gebot. Betäubt und zitternd schüttete er das Wasser auf den Boden. Nun sprach sie mit einer feierlichen Stimme: „Nimm nun das vergossene geweihte Wasser vom Boden auf, und fülle damit das Gefäß wieder an.“ — „Siehst Du nicht,“ erwiderte er erstaunt, „daß der Fußboden die Flüssigkeit aufgesaugt und es nicht möglich ist, nur einen Tropfen derselben wieder aufzunehmen!“ Und sie entgegnete ernst und strenger: „Der gute Name eines Menschen ist wie dies Weihwasser, einmal aus seinem Gefäße entfernt, vermag der es vergossen, nicht mehr es an seinen früheren Ort zurückzubringen.“ Des anderen Morgens fand der Meßner einen Ohnmächtigen vor dem Weihbrunnen liegen. Zur Besinnung zurückgekehrt, vermochte er keine Auskunft darüber zu geben, wie er in diese Kirche gekommen; seine Zunge war gelähmt, er nahm das Ordenskleid, lebte musterhaft und starb reuig und geläutert.

Die Neujahrsfreier.

Eine kurze englische Liebesgeschichte.

Seht mir nun einmal diesen eleganten Daumont an, und das junge, schöne Fräulein, welches gleich einer zarten Blume an die Seite ihrer Mutter sich lehnt! Mehrere Kavaliere reiten um den Kutschenschlag herum. Es sind Bewerber um ihre Hand, denn sie ist eine reiche Erbin. Fräulein Zenobie hat sich zu lange unschuldiger Liebelei hingegeben — sie liebte so sehr die Huldigungen, welche ihr überall folgten, in der Stadt, in der Villegiatur, im Ballsaale. So groß ist ihre Redlichkeit, daß sie durch Heirath ihren Hof zu verlieren fürchtet. Das ist es, warum sie gezögert, zurückgezogen, abgelehnt hat bis jetzt. Endlich aber ist der Tag gekommen, wo sie sich dem Willen ihrer Familie beugen muß. Ein reicher Onkel hat geschworen, daß er ihr nicht einen Centime vermachen werde, wenn sie ihm Laufe dieses Winters nicht heirathe.

Digitized by Google

„Sie werden Ihre Geschenke," sagte der unbarmherzige Onkel, „nur dann bekommen, wenn sie Ihre Wahl getroffen haben und mir den Namen des heureux coquin mittheilen."

„Bringen Sie mir die Mitgift morgen frühe," erwiderte Zenobie lächelnd.

Der Onkel verbreitete das Orakel weiter. Die Bewerber schmachteten liebenswürdiger als je, und vier derselben wagten es, um ihre Hand zu bitten.

„Welchen werden Sie wählen?" fragte der Onkel.

„Den ersten den ich im Jahre 1869 sehen werde."

Natürlich sagte Fräulein Zenobie Niemandem, wo sie den Abend zubringen wollte. Es war ein von Walter Scott gefeierter Gebrauch, den Fräulein Zenobie wieder erneuerte, wenn sie aufgefordert wurde, einen Gatten zu wählen. Zu der Plejade ihrer Anbeter sagte sie: „Ich werde denjenigen heirathen, den ich im Jahre 1869 zuerst sehe."

Die vier Bewerber waren ihr bis an die Thüre ihrer Wohnung gefolgt und legten sich in einen Hinterhalt, um zu sehen, ob sie während des Abends ausgehen werde. Nach zwei sterbenslangen Stunden, zugebracht in der Beobachtung und in der frostigen Kühle der Nacht, gelangten sie zu dem vernünftigen Schlusse, daß der Wettlauf erst am nächsten Tage recht beginnen könne, und sie kamen überein einen, so ermüdenden Posten aufzugeben, und daß ein jeder von seinem eigenen Boden aus ins Feld ziehen solle. Aurora hatte kaum durch ihre rosigen Finger ein paar Strahlen auf die erste Dämmerung des neuen Jahres fallen gelassen, als alle vier Bewerber von verschiedenen Seiten her vor der Thüre des Hauses erschienen.

„Laßt uns den Angriff unternehmen," sagten sie, „laßt uns in eine Linie vorrücken; laßt uns hineingehen, obwohl es noch frühe ist, um Besuche zu machen."

Und sie klopften und wurden eingelassen. Zenobien's Mutter, von ihrer Tochter nicht eingeweiht, war über diese frühen Besuche ziemlich erstaunt; aber die schönen mit Bonbons gefüllten Schachteln, welche die Bewerber ihr schenkten, machten ihren Bedenken bald ein Ende. Eine Stunde vergeht, aber Fräulein Zenobie zeigt sich nicht. Einer der Liebhaber konnte seine Ungeduld nicht verbergen, und fragte, ob die Damen die Nacht in einer Gesellschaft zugebracht hätten.

„Nein," antwortete die Mutter Zenobiens, „aber ungefähr um Mitternacht hat sich meine Tochter unwohl gefühlt, und deßhalb ist sie noch nicht hinuntergekommen."

„Wir hoffen, sie sei nicht ernstlich unwohl."

„Durchaus nicht. Zenobie war jedoch darüber ein wenig erschrocken, und bestand darauf, einen Arzt holen zu lassen. Da unser Hausarzt weit von hier wegwohnt, so wollte sie, daß man Mr. Rudolf, unsern jungen Nachbar herbeirufe."

„Ist er gekommen?"

„Ja, ich konnte meiner Tochter die Bitte nicht abschlagen," antwortete die Mutter „Aber Mr. Rudolf hat sein Diplom noch nicht, er ist ja noch ein Student!"

„Das hat nicht viel zu bedeuten, das Unwohlsein war auch nicht so gefährlich!"

Nun trat Zenobien's Onkel in das Besuchzimmer ein und sagte: „Ich komme soeben von meiner Nichte. Sie ist ganz vernünftig. Sie hat ihre Wahl getroffen, und ich bin ganz einverstanden. Ueberdieß hat es sich um die Erfüllung eines Versprechens gehandelt Sie hatte sich nämlich verpflichtet, von ihren Liebhabern den zu wählen, welchen sie im neuen Jahre 1869 zuerst sehen werde. Beim Anbruch dieses Neujahrtages — die Thurmglocke hatte kaum den letzten Schlag um Mitternacht geschlagen — war Mr. Rudolf bei ihr."

„Nun," sagte die Mama lachend, „bin ich über die Gesundheit meines Lieblings wieder vollkommen außer Sorgen!" Die vier Heirathsgut-Jäger klopfen nun auf neue Büsche.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Krieg bringt des Traurigen und Erschütternden so viel; aber eine der ergreifendsten Episoden ist wohl der Tod der beiden jungen Grafen v. Taube, der Söhne des gegenwärtigen Ministers des Aeußern in Württemberg, an dem für die Württemberger so blutigen 31. November vor Paris. Die Jünglinge, die neben einander im Gliede standen, wurden an diesem Tage mit ihrer Truppenabtheilung zum Sturme auf eine Mauer kommandirt. Da trifft in der Nähe derselben eine feindliche Kugel den ersten Bruder in den Unterleib. Er bricht zusammen. Als der neben ihm kämpfende Bruder sich über den Gefallenen beugt und von den Lippen des die Gefährlichkeit des Schusses Fühlenden die Worte entgegennimmt: „Ich bin verloren — grüße die Eltern!“ wird er selbst von einer Kugel in den Rücken getroffen und fällt augenblicklich todt auf den Bruder. Dieser letztere aber lebte noch stundenlang, bis er von den Kameraden aufgefunden wurde und mit dem nochmaligen „Gruße an die Eltern“ das junge Leben aushauchte. Die Verletzung war absolut tödtlich und keine Rettung auch bei sofortiger Hilfe möglich. Das gefallene Brüderpaar ist nach Stuttgart gebracht, wo es unter allgemeiner Theilnahme der Bevölkerung beerdigt ward.

(Die Kinder Frankreichs.) 1) Ludwigs XVI. Sohn, geboren am 27. März 1785, Dauphin und Herzog von der Normandie, stirbt in Folge der Mißhandlungen durch den Schuhmacher Simon am 8. Juli 1795 im zehnten Lebensjahr als das Opfer einer satanischen Pädagogik. 2) Napoleons I. Sohn, geboren am 20. März 1811. Man begrüßte sich damals in Paris: „le roi de Rome est arrivé — es glückt ihm Alles.“ Er führte seit 1818 den Titel Herzog von Reichstadt, läuft seit 1822 als Napoleon II., starb am 21. Juli 1832 und liegt in Schönbrunn begraben. 3) Der Herzog von Bordeaux, geboren am 29. September 1820. Der Sohn des Herzogs von Berry, Enkel Karls X., welcher am 2. August 1830 zu Gunsten desselben als Heinrich V. die Krone niederlegte: Am 16. August 1830 verließ der Prinz als Graf v. Chambord Frankreich und lebt seither in der Verbannung. 4) Der Graf von Paris, Sohn des Herzogs von Orleans, Enkel Louis Philipps, geboren am 24. August 1838, seit 24 Februar 1848 in der Verbannung. 5) Napoleon Eugen, Sohn Napoleons III., geboren am 16. März 1856, erhält am 2. August 1870 bei Saarbrücken die Feuertaufe und befindet sich seit 1. September 1870 in der Verbannung. Seit Ludwig XIV., gestorben 1715, folgte kein Sohn seinem Vater auf den Thron von Frankreich.

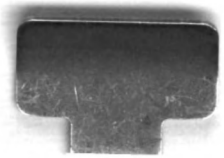
Sylvesterspruch.

Da schlagen sie wieder und läuten
Zum Grab ein vollendetes Jahr;
Die einzelnen Töne bedeuten
Viel Stunden, gedämpft und klar.

Das ist ein verworrenes Klingen,
Ein Wechsel von Freude und Schmerz;
Wenn d'ran keine Glocken zerspringen
Zerspringt wohl mitunter ein Herz.

Bayerische Staatsbibliothek München

Digitized by Google



Digitized by Google